



Geschichte Schlesiens

mit ausführlicher

Darstellung seiner Denkwürdigkeiten

nebst

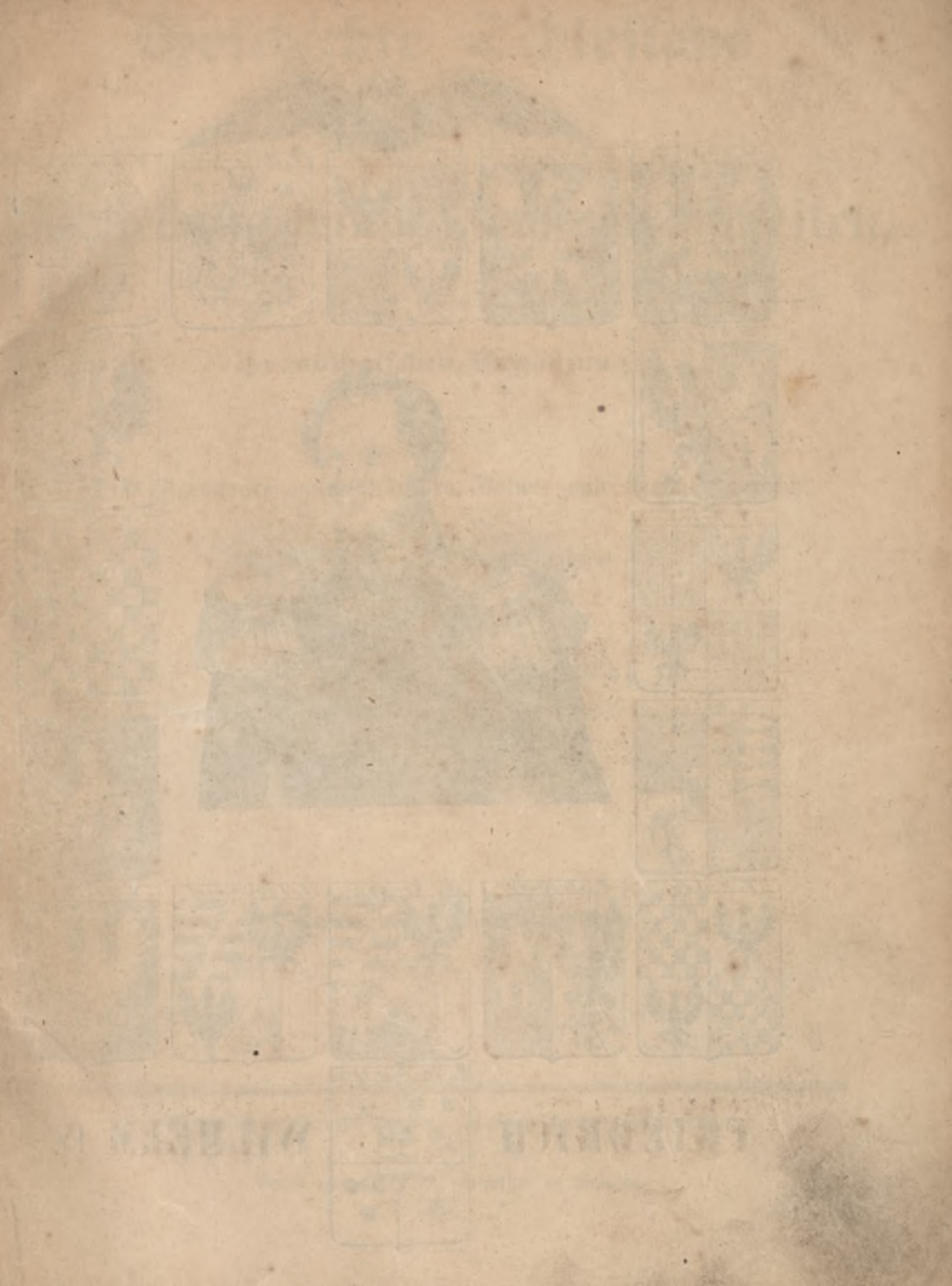
chronologischen Ergänzungen.

Geistliche Bibliothek

der

Landesregierung in Berlin

Verlag von G. Reimer





Lith. Inst. G. Erone.

FRIEDRICH

WILHELM IV.

Geschichte Schlesiens

mit romantischer

Darstellung seiner Denkwürdigkeiten,

nebst

chronologischen Ergänzungen.

Ein allgemeines vaterländisches Volks- und Geschichts-Buch.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

J. A. F. Schreiber,

Verfasser von mehreren belletristischen und vaterländischen Volks- und
Denkschriften, Chroniken etc.

Mit historischen Original-Bildern.

Breslau: Verlags-Comtoir. Leipzig: Literarisches-Museum.

Druck von C. F. A. Günther in Breslau.

5029's

943.2

An die Leser.

Bei dem gegenwärtigen hohen Interesse für Vaterlandskunde, hervorgerufen durch die immer mehr steigende geistige Ausbildung der gesammten Einwohner, bei der so großen Theilnahme an Allem, was vaterländisch ist, was die patriotischen Gefühle weckt und läutert, wagte der Verfasser ein Unternehmen zu begründen, das jenes edle Streben unterstützen und fördern sollte. Die Mittheilung einer ausführlichen Darstellung der Begebenheiten des Vaterlandes Schlesiens, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, schien ihm hierzu die geeignetste Bahn zu zeigen.

Wir besitzen zwar über das Herzogthum Schlesien schon mehrere, ausführliche und in der Darstellung der Geschichte dieses Landes schätzbare Werke, aber noch keinem scheint es gelungen zu sein, allgemein und wahrhaft dem Volke zugänglich zu werden, indem die Kosten eines so großen Werkes jederzeit zu bedeutend waren, als daß es Jedermann hätte besitzen können, ungeachtet es dem Einzelnen nicht nur zur Ehre gereicht, sondern auch überaus wichtig ist, sich um die Geschichte des Landes, in welchem er geboren worden und in welchem er lebt, einigermaßen zu bekümmern. Dem gegenwärtigen Volksbuche (möge es den Erwartungen entsprechen) wird dieser Eingang in jeder Hinsicht leicht gemacht.

Die Art und Weise der Darstellung dieser Geschichte, welche ihrerseits keine wissenschaftliche sein soll, jedoch einem jeden verständlich und zugänglich, mithin eine volksthümliche, weicht von der Darstellung früherer Bearbeitungen dieser Art dadurch ab, daß neben der Geschichte die besonderen denkwürdigen Momente der einzelnen Zeiträume ausführlich und die chronologischen Ergänzungen, welche von den Perioden eine genaue Uebersicht geben, reichhaltig mitgetheilt sind. Hiernach glaubt der Verfasser dieses Werkes, welches durch die getroffenen Abstufungen und historisch-romantischen Darstellungen den Geist des Lesers wach und in ununterbrochener Spannung erhalten wird, sich das geringe Verdienst aneignen zu dürfen, die Liebe für die Geschichte des Vaterlandes auch insbesondere in dem weniger geistig gebildeten Leser, dem sonst eine streng wissenschaftliche Geschichtsdarstellung als eine trockene erschien, zu erhalten und neu zu beleben. Wie weit er überhaupt dieser Aufgabe nachgekommen ist, bleibt der Entscheidung des lesenden Publikums überlassen. Im übrigen wiederholt er den Spruch der Römer, der da heißt: Nam pius est, scribere facta patriae, labor (Denn es ist eine edle Beschäftigung, die Geschichte des Vaterlandes zu schreiben).

Der Verfasser.

Vorgeschichte.

Erster Abschnitt.

Von der ältesten Zeit bis zur Einführung des Christenthums.

Das Herzogthum Schlesien, das herrlichste Grenzland im Osten des deutschen Staatenbundes, das zur Zeit seiner mehrhundertjährigen Selbstständigkeit unter eigenen Herzögen eine nicht unbedeutende Rolle in der Staatengeschichte spielt, dehnt sich in einer Länge von mehr als 40 Meilen an beiden Seiten der Oder von Süd-Ost nach Nord-West aus. Gegen drei Millionen der betriebsamsten Bewohner leben hier auf einem Flächenraume von nahe an 800 □ Meilen, welcher dem anmuthigsten Thale gleicht, das gegen Westen und Süden von hohen Bergrücken der Sudeten und der Karpathen umschlossen wird, und welches 19 zum Theil bedeutende Quellen dem Hauptstrom, der Oder, zuführt.

Ueber die Benennung dieses Landes sind die Meinungen getrennt, und es ist wohl anzunehmen, daß dasselbe bis in das 6. Jahrhundert nach Christi Geburt, als sich die Völksstämme der Slaven, Wenden und Sorben hier niederließen, einen bestimmten Namen noch nicht führte. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts wird es unter dem Namen *Bleenzane* aufgeführt, und in verschiedenen Gaue (*pagi*) eingetheilt: *Blasane*, die Gegend um den Zobtenberg und den Fluß *Bleenze* (Lohe); *Boberane*, die Ge-

gend um den Bober, und *Diedesie*, die Gegend um Sagan.

Der Bischoff *Ditmar* von *Merseburg*, der um das Jahr 1000 nach Christi Geburt, zur Zeit des Kaisers *Otto III.*, lebte, erwähnt in seinen Schriften die Burg *Nemehi* (*Nimptsch*) in *pago Silensi* (in einem schlesischen Gau) und einen *mons Silensis*, (schlesischen Berg) welchen man für den *Zobtenberg* hält. Man vermuthet daher, daß der jetzige lateinische Name für Schlesien „*Silesia*“ mit „*Silensis*“ (*Bleenzane*) gleichbedeutend ist und ersterer aus letzterem durch die Mönche, welche sich in ihren Schriften fast durchgängig der lateinischen Sprache bedienen, und durch deren Abschreiber entstanden ist.

Der schlesische Geschichtsforscher *Hauke* hat alle ihm bekannt gewordenen und aufgefundenen Namen für Schlesien und die Schlesier gesammelt und folgende Benennungen aufgezeichnet, als: *Lysii*, *Lysitae*, *Slesii*, *Slesitani*, *Slesizii*, *Slesitae*, *Slezaci*, *Schlesii*, *Schlesingii*, *Schlesitae*, *Silesitae*, *Silusi*, *Siulsi*, *Slesaci*, *Silesiani*, *Silesiatae*, *Sclesic*, *Sclesitae*, *Seleuci*, *Slezii*, *Suisoli*, *Susii*, *Sylesii* u. a. m.

Andere leiten den Namen von dem Volke der Elyfier ab, welches in Schlesien wohnte; und wiederum andere von dem inländischen Flusse Sleso oder Elso. Der richtigen und wahren Benennung am nächsten kommen diejenigen, welche den Namen Schlessien von dem slavischen Worte Slesko oder Slesaszy ableiten, welches soviel als Einkömmlinge bedeutet, was die Slaven, welche die von den Volksstämmen der Lygier und Quaden verlassenen schlesischen Gaue jenseits der Oder in Besitz nahmen, in der engen Bedeutung des Wortes waren. Sie erhielten von dem zurückgebliebenen Theil jener ersten Bewohner diesen Namen, der sich dann über sämtliche Gaue an beiden Seiten der Oder verbreitete.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, wir haben die Gewißheit, daß der Name Schlessien schon im elften Jahrhundert allgemein bekannt war.

Die ältesten Nachrichten über die ersten Einwohner Schlesiens verdanken wir dem römischen Schriftsteller Tacitus. Nach seiner Beschreibung wohnten im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt am Berge Karpathus, dem Gebirgszuge der heutigen Karpathen, die Völker der Sveven, unter welchem Namen er verschiedene Stämme begreift. Den Theil von Oberschlessien nahmen die Quaden ein, und von diesen gegen Morgen und Mitternacht die Lygier. Ein anderer Volksstamm an den Karpathen, geringer und unnamhafter als die Deutschen, und den Quaden zinsbar, waren die Marsignier. Andre Nationen waren die der Gothinen, Dsen und Burier, von denen die Burier so wie die Marsignier deutsch redeten, die Gothi oder Gothinen

fränkisch, und die Dsen die pannonische Sprache führten, ebenfalls theils den Sarmaten, theils den Quaden zinsbar. Die Namen einiger Städte und Flecken in Schlessien sind der Benennung der alten Völker verwandt, als: Liegnitz, Lüben, Lüben von den Lygiern, auch Lyvier genannt, welche in dieser Gegend sesshaft waren; Schweidnitz und Schwiebus von den Sveven; Quarnitz von den Quaden; doch beweist eine solche Namensverwandschaft noch wenig, sondern giebt dem Forscher Stoff zum Nachdenken und zu Vermuthungen.

Die Sveven waren eine gottesfürchtige Nation und trugen als besonderes Kennzeichen langes bis über die Schultern herabwallendes Haar.

Die Maharvalier, ein Zweig der Lygier (schreibt Tacitus) verehrten in einem Walde, in welchem sie ihren Gottesdienst übten, eine Zwillingsgottheit, vor welcher ihre Priester, deren Kleider denen der Frauen wohl mehr aber dem Ornat eines jüdischen Hohenpriesters ähnlich waren, predigten. Dieser Wald oder Berg, auf welchem diese Götzen standen, scheint der Zobtenberg gewesen zu sein, denn auch unter den späteren Volkseinwohnern, den Slaven, wurden auf demselben gewisse Feste feierlich begangen. Die Zwillingsgottheit hieß Ucis und bestand aus einem Brüderpaar, welches sich in der schönsten Jugendblüthe befand.

Ueber die Sitten und Gebräuche der beiden Hauptvolkstämme, der Lygier und Quaden, finden wir gleichwohl wenig aufgezeichnet, außer daß ihre Hauptbeschäftigung der Krieg war. Die Lygier waren aber friedlicher als die Quaden, welche in beständigen Kriegen lebten; auch bedeutet schon das Wort Quad einen bösen, zornigen und

rachgierigen Menschen. Die Arier, welche die Nationen der Manimer, Glyser und Naharvaler an Macht weit übertrafen, waren harte und graue Leute. Sie trugen schwarze Schilde und bestrichen ihre Leiber mit allerhand Farben. Ihre andern Kriegsarmenten, die aus Spießen, Lanzen und nur bei Wenigen aus Schwertern bestanden, scheinen denen der übrigen Deutschen gleich gewesen zu sein. Ihre Kleidung fertigten sie aus Thierhäuten, und ihre Nahrung war das Fleisch der zahmen und wilden Thiere, Milch und einige Getreidegattungen.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts trat eine Veränderung in diesem Lande ein, indem der Heerführer Attila mit seinem übergroßen Hunnenheer, aus Morgen kommend, das Abendland überschwemmte.

Alle Völkerstämme, welche er auf diesem Zuge antraf, schlossen sich theils durch Gewalt dazu gezwungen, theils freiwillig an ihn an, und so kam es, daß die Bewohner der karpathischen Gebirgsszüge ihre Wohnsitze, welche Attila auf seinem Zuge berührte, verließen und vielleicht nur einen Theil der Anwohner im heutigen Niederschlesien zurückließen.

Nach dem Untergange des Hunnenfürsten Attila, als durch ihn nicht allein das Land der Bygier und Quaden, sondern auch die alten Wohnsitze der Deutschen erledigt waren, erhob sich im Osten ein neues Volk, welches in dem heutigen Rußland am kaspischen Meere und am Kaukasus seinen Sitz hatte: das Volk der Slaven oder Sarmaten, richtete seinen Zug nach dem Abendlande und stiftete hier drei große slavische Reiche, das polnische, böhmische und mährische, welche das heutige Schle-

sien umgaben, von denen aber das letztere schon im Jahre 908 unterging. Die Grenze zwischen Polen und Schlesien bildete die Oder. Im 10ten Jahrhundert aber entrißen die polnischen Slaven den Böhmen den Zwischen-Theil von Schlesien bis an das böhmische Gebirge. Die zurückgebliebenen Deutschen, ein Theil der ältesten Bewohner Schlesiens, wurden nun unterjocht und zu Knechten gebraucht, ausgenommen diejenigen, welche sich in die hohen Gebirge zurückzogen und die deutsche Sprache fortpflanzten, welche dort früher, als in dem ebenen Lande gesprochen wurde.

Die Slaven waren ein friedliebendes Hirtenvolk, bieder und gastfreundlich, und hatten ganz den Charakter wie noch heut die Araber im Morgenlande. Sie übten Blutrache, welche den nächsten Verwandten verpflichtet, den Mord am Gegner in gleichem Maaße zu vergelten. Auch ihre Religion war die der ersten Bewohner des Morgenlandes, und die noch gegenwärtig alljährlich am Johannis-Abende üblichen Feuer sind sprechende Merkmale von ihrem Feuerdienste. Im Kriege waren sie muthig und tapfer, bedienten sich aber, wie einige Geschichtsschreiber erzählen, zur Zeit auch giftiger Pfeile.

Als Begründer der beiden Slavenreiche, des böhmischen und polnischen werden zwei Brüder genannt, Lech und Zech; ersterer in Polen, letzterer in Böhmen.

Woher der Name Polen, womit in der Folge die eingewanderten Sarmaten bezeichnet wurden, entstanden ist, bleibt ungewiß. Man hält dafür, daß man sie Polen (d. i. die Bewohner der Ebene, zum Gegensatz von den Rhipäen, Gebirgsbe-

wohnern also nannte. Denn die Riphäen wohnten auf den Höhen, während die Polen ursprünglich am schwarzen Meere ihre Bohnsitze hatten. Von diesen Riphäen, heißt es, zogen viele mit dem Anführer Lech nach Böhmen, woher auch das böhmische Gebirge den Namen Montes riphæi, Riesengebirge, erhalten haben soll. Uebrigens gehört der Name Lech noch der Fabel an, von seinem Leben hat die Geschichte nichts aufbewahrt, jedoch schreibt man ihm die Erbauung der Stadt Gnesen zu.

Welche Nachkommen Lech hinterlassen, ist unbekannt. Nach seinem Tode wurde das Reich in zwölf Woywodschaften eingetheilt und einer jeden einzelnen ein Oberhaupt aus den ansehnlichsten Familien gesetzt. Diese Regentschaft war aber von nicht langer Dauer, sie wurde wieder einem einzelnen Fürsten, Namens Cracus, um das Jahr 700, übertragen. Cracus erbaute in der Gegend, wo die ehemaligen Quaden ihren Sitz gehabt, die Stadt Cracau. Er hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne Namens Lech und Cracus und eine Tochter *a* Wenda. Cracus wurde von seinem Bruder ermordet, und nachdem auch dieser elendiglich und ohne Erben gestorben war, übertrug man die Regierung der Schwester Wenda, die wegen ihrer Schönheit allgemein gerühmt war. Wenda besaß männlichen Muth und führte glückliche Kriege gegen die Deutschen. Ein deutscher Fürst, welchem sie die Bitte um den Besitz ihrer Hand abgeschlagen hatte, wollte sich mit gewaffneter Macht an ihr rächen; sie überwand ihn, zog sich aber diese Handlungsweise so zu Gemüthe, daß sie sich für das Vaterland aufzuopfern beschloß und

daher freiwillig in den Fluthen der Weichsel sich den Tod gab, um einen neuen ähnlichen Krieg zu verhüten.

Nach der heldenmüthigen Aufopferung dieser Fürstin übertrug man die Herrschaft abermals den Woywoden, zwölfen an der Zahl, entsetzte sie aber wegen des unglücklichen Krieges mit den Ungarn und Mähren, und es wurde um das Jahr 760 ein Goldschmied Przemislaw zum Oberherren von Polen erwählt, dem man den Namen Lesko I. gab.

Przemislaw's Nachfolger waren Lesko II. und Lesko III., Vater und Sohn, welche in Vereinigung mit den Ungarn um das Jahr 786 gegen Kaiser Karl den Großen und seine Deutschen zu Felde zogen. Der siegreiche Kaiser, welcher ganz Deutschland unter seine Botmäßigkeit gebracht, vertrieb die Polen, drängte sie aus Oberpanonien und richtete gegen sie eine Grenzfestung auf. Der Friede wurde zu Rachen geschlossen, und die Polen zur Zahlung eines jährlichen Tributs verpflichtet.

Lesko III. hinterließ einen Sohn Popiel I., welcher um das Jahr 810 starb. Sein Nachfolger Popiel II., ein einfältiger aber gleichzeitig grausamer Regent, soll nebst seiner Gemahlin, zwei Söhnen und der ganzen Hofhaltung der Sage nach in einem Schlosse am Gopoler See von den Mäusen aufgefressen worden sein.

Piaſt.

Die polnischen Chronisten, die das meiste Licht über die ersten Beherrscher des zweiten slawischen Reiches, welches die Landstriche von Groß- und Klein-Polen in sich

faßt, verbreiten, verdienen keinen unbedingt historischen Glauben; vieles von dem Ursprunge ihrer Fürsten gehört der Mythe an oder beruht auf unsicherer mündlicher Ueberlieferung. Die ursprüngliche Verfassung war demokratisch und das Regiment einer bestimmten Anzahl vornehmer Familienhäupter anvertraut. Dieses System führte zu Uneinigkeit und Zwiespalt und zu traurigen Folgen in kriegerischen Zeiten, wo der Mangel eines Oberbefehlshabers, der alle Gewalt in Händen hatte, fühlbar wurde.

Die geschichtlich glaubhafte Veränderung geschah im Jahr 842 n. C. G., als man den Landmann *Piast* zum Oberherrn von Polen erwählte. *Piast* war ein Landbewohner und zugleich ein Methsfieder, der zu *Gruswicz* ein geringes Landgut besaß, welches ihn und seine Familie nothdürftig ernährte. Nun ereignete sich, daß zur Zeit, als sich der Adel in *Gruswicz* versammelt hatte, großer Mangel an Lebensmitteln eintrat. *Piast* öffnete seine Vorrathskammern und bewirthete die Fremden auf die uneigennützigste Weise. Die Polen ließen sich den Schinken und den kräftigen Meth wohlschmecken. Hierbei geschah das Wunder, daß die Vorräthe gar nicht abnahmen, wodurch die begeisterten Polen bestimmt wurden, *Piast* zu ihrem Oberherrn zu erwählen. So wurde *Piast* der Stammvater der nachmaligen Könige von Polen und der Herzöge von Schlesien.

Piast war im Jahre 775 geboren und ein Sohn des *Gossiko* und der *Repicha* (*Repza*), welche Eltern zu *Roswicz* wohnten und sich vom Ackerbau und Bienenzucht nährten; er besaß viel Umsicht und Klugheit, wählte seine Residenz zu *Gnesen*, ordnete gewisse Gesetze und erhielt des Landes

Frieden und für sich die unbegrenzte Achtung der Unterthanen. Er starb im Jahre 895 im 120sten Jahre seines Alters. Nachfolger war sein Sohn.

Semovit, ein nicht minder glücklicher Regent als sein Vater. Er bezwang durch seine Heldenmuthigkeit die Ungarn, Mährer, Pommern und Cassuben, verpflichtete sie zu einem jährlichen Tribut und zur Abtretung der Ländtheile, welche unter der Regentschaft des *Papiel* den Polen entrisen worden waren.

Lesko IV. war bei dem Tode seines Vaters *Semovit* 902 n. Ch. noch minderjährig, dessen ungeachtet leisteten die Polen ihm den Eid der Treue. Er war ein friedliebender Fürst, der das Wohl des Landes bezweckte. Gleiche Eigenschaften besaß auch sein Sohn

Semomislav, der ihm im Jahre 920 in der Regierung folgte.

Unter der Herrschaft dieser Herzöge machten die slavischen Fürsten Einfälle in das deutsche Reich, plünderten jene Länder mit Hülfe der Böhmen und richteten große Verwüstungen an. Kaiser *Heinrich* der Vogelsteller, welcher gegen sie zu Felde zog, besiegte sie nicht allein, sondern zwang ihnen einen neuen Tribut ab. Daß bei den häufigen Durchmärschen Schlesien hart mitgenommen wurde, läßt sich mit Bestimmtheit vermuthen.

Semomislav, welcher keine Nachkommen besaß und schon auf einen Erben verzichtet hatte, wurde noch im hohen Alter ein Sohn, aber blind geboren. *Semomislav* nannte ihn *Miesko*, welches Verwirrung bedeutet, indem er hierdurch die Verwirrung im Lande andeuten wollte, die nach seinem Tode entstehen würde. Als

der Festtag herangenah, an welchem dem Erben der Name gegeben werden sollte, berichtete man dem freudig erstaunten Vater, daß der Knabe plötzlich wundersam das Augenlicht erhalten habe. Semomislaw versammelte eiligst die Ältesten des Landes, mit ihnen über diesen merkwürdigen Zustand Rath zu pflegen. Da erklärten denn die Weisen, daß das Vaterland durch diesen Fürsten ein besonderes Licht erhalten würde, worunter Scharfblickende die baldige Einführung des Christenthums verstanden. Es läßt sich auch annehmen, daß sich schon damals am Hofe des Herzogs heimlich Christen aufhielten, welche den Erfolg der letzteren Meinung voraussahen und öffentlich bekannten.

Die polnischen Slaven haben das Christenthum viel später angenommen, als ihre Nachbarn, woran die häufigen Kämpfe, in welche sie mit andern Völkern verwickelt waren auch seinen Theil dieser Schuld tragen; dagegen ward das Evangelium in Hochdeutschland frühzeitig gepredigt. Die ältesten Einwohner des Landes mochten gleichwohl schon in den ersten Jahrhunderten durch ihre Kämpfe mit christlichen Völkern, durch Kriegsgefangene und Überläufer von dieser neuen Lehre gehört haben. Wurde auch bei den Zurückgebliebenen jene Kenntniß durch die einbrechenden Slaven aus dem Gedächtniß wieder verwischt, so erneute sich diesen doch dieselbe durch den Umgang mit den Deutschen und erfrischte sich bei der Bekehrung ihrer Nachbarn, der Böhmen und Mährer.

Zwei Brüder Cyrillus und Me-

thodus aus Thessalonich in Griechenland bekehrten um die Jahre 848 bis 865 die heidnischen Bulgaren, Mähren und Böhmen. Methodus war ein vortrefflicher Maler und bewegte durch die Darstellung des jüngsten Gerichts den bulgarischen Fürsten zur sofortigen Annahme der Taufe. Swatopulk von Mähren bat den Kaiser Michael von Konstantinopel durch eine stattliche Gesandtschaft um einen Lehrer, und dieser sandte den Cyrillus, welcher in einem Zeitraume von 5 Jahren ganz Mähren zum Christenthum bekehrte; und im Jahre 864 ließ sich der Böhmenfürst Borziwoy sammt seinem ganzen Hofstaate taufen, und die neue Lehre unter dem Volke verbreiten. Cyrillus, ein gelehrter und kluger Bischof suchte den Gottesdienst in slavischer Sprache einzuführen und die Heiden für die Lehre empfänglich zu machen. Er erfand ein slavisches Alphabet, mußte aber, da der Gottesdienst bisher nur in der lateinischen Sprache üblich war, seine neue Sprache, deren er sich zu den Gebeten bediente, zuvor vor dem Papst vertheidigen. Seinem Nachfolger Methodus geschah ein Gleiches; als er zu Rom seine Gründe für die Einführung der kirchlichen Gebete in der Landessprache vor der Versammlung vertheidigte, soll die Stimme vernommen worden sein: *Omnis lingua laudat dominum* (Man soll Gott in allen Sprachen loben) hierauf ließ man dem Apostel die Freiheit, den Gottesdienst und insbesondere das Messopfer in der landesüblichen Sprache einführen. So wurden die benachbarten Slaven immer mehr auf die Annahme des Christenthums vorbereitet.

Denkwürdigkeiten.

Die Herzogin Wenda.

Wenda die Tochter des Fürsten Eracus von Polen, welche nach dem Tode ihrer beiden Brüder Lech und Eracus zur Herrscherin erwählt worden, war eine Jungfrau von der ausnehmendsten Schönheit, deren Ruf sich in alle Länder verbreitet hatte. Unter den vielen Bewerbern um ihre Hand, die jedoch einem jeden versagt wurde, befand sich auch ein deutscher junger Fürst Namens Nitiger. Als er gleich den Andern ohne Hoffnung entlassen wurde, verleitete ihn verschmähte Liebe und gekränkter Ehrgeiz, sein Begehre mit Gewalt zu erzwingen. Eiligst brachte er ein bedeutendes Heer zusammen, mit welchem er gen Polen zog. Wenda war ihrerseits auch nicht müßig geblieben, sondern hatte ihre treuen Polen zum Kampfe aufgerufen und sich mit einem männlichen Muth wohlgerüstet an die Spitze gestellt.

Auf einer weiten Ebene kamen die Heere einander das Erstmal zu Gesicht. Vor dem Beginn des Kampfes wagte Nitiger wiederholt die stolze Fürstin um ihren Besiz zu bitten und den fernern Grund des Krieges zu vermeiden; Wenda aber blieb standhaft und ihrem Vorsatze treu. Mißmuthig und voll Ingrimm kehrte Nitiger zu den Seinigen zurück. Er gab das Zeichen zum Angriff, aber die Deutschen rührten sich nicht, sie wollten eher die Waffen wegwerfen als gegen diese schöne Fürstin, von deren Tugenden sie bereits so viel hatten erzählen hören, zu kämpfen. Sie traten unverrichteter Sache den Rückzug an. Nitiger, welcher allen Muth verlor, sah sich so tief gekränkt, daß er, um der Schande zu entgehen, sich das Schwert in die Brust stieß.

Wenda nahm sich diesen Vorfall sehr zu Herzen; sie kehrte nach Krakau zurück, beschied die Großen des Reiches zu sich und erklärte ihnen, daß sie den Herrscherstab niederlegen müsse, indem noch mancher blutige Krieg durch verschmähte Bewerber um ihre Hand entstehen könnte.

Als man ihr diese Rede widerlegte, erklärte sie laut, unverheirathet und als jungfräuliche Herrscherin zu sterben, um nicht durch eine unglückliche Wahl selbst unter den Polen Zwietracht zu erregen. Prächtig geschmückt auf einem edlen Rosse zeigte sie sich dem Volke; taub gegen den lauten Zuruf des Volkes ritt sie auf einen großen Altar zu, welcher auf der Brücke der Weichsel errichtet war. Die Priester traten zurück. Mit majestätischem Anstande warf sie eine Hand voll Weirauch in ein Kohlenbecken und sprach beim Schweigen des Volkes: Götter meines Vaterlandes, nehmt hier mein Dankopfer für den Beistand den Ihr uns geleistet habt. Aber damit nie mehr ein solcher Zwist Polens Ruhe und Glück störe, so nehmet mich auf in die Gefilde, wo ich über alle sterblichen Leidenschaften erhaben bin. Segnet mein Vaterland! Lebe wohl mein Vaterland!

Mit diesen Worten sprang sie in die Fluthen der Weichsel, und ihr Leichnam wurde nie mehr gesehen.

Piaſt's Erwählung zum Herzoge von Polen.

In der Vorstadt von Gnesen, oder wie andere Schriftsteller anführen, zu Cruswick, einem Orte an der preussischen Grenze, wo Popiel II. Hof, und woselbst die Wahl wegen eines neuen Herzogs gehalten worden war, lebte ein schlichter Landeinsasse Piaſt mit seinem Weibe Nepza. Beide besaßen nur ein geringes Vorwerk, das ihnen wenig eintrug, jedoch auch groß genug für die gute Familie war, um Miththätigkeit und Gastfreundschaft zu üben. Sie waren ehrlich fromm und glücklich, als man bei solchen Eigenschaften nur immer sein kann.

Es geschah am Abende vor einem Festtage, als Repza, welche vor der Wohnung beschäftigt war, eilig zu ihrem Manne ins Stübchen trat, und ihm erzählte, daß zwei fremde Männer vor der Thüre ständen, welche sie um Obdach und Herberge gebeten, weil sie ein Unterkommen in der Stadt nicht mehr gefunden hätten. Piast, der die Fremdlinge um keinen Preis von der Thüre abgewiesen hätte, es vielmehr sich zum Glück rechnete, den Dürftigen gefällig zu sein, eilte sofort hinaus und nöthigte die Männer einzukehren.

Repza, gleichgesinnt mit Piast, beeilte sich nun ihrerseits das Nöthige zur Erquickung der Wanderer herbeizuschaffen. Freilich war ihr Vorrath nur sehr gering; sie besaß nur ein junges Ferkel, welches sie eigends zu diesem Feste gemästet hatte, und einen Krug mit Meth gefüllt, woran sich die Alten am kommenden Tage gütlich thun wollten, doch sie dachte jetzt an nichts anderes, als die Fremden nach Kräften zu erquickern. Jene gestanden zwar offenerzig ein, kein Geld zur Bezahlung zu besitzen, dies hinderte aber die Alten nicht, das Ferkel alsbald zu schlachten und die besten Stücke zu braten.

Während Repza hiermit beschäftigt war, unterhielten sich die Männer mit Piast, sprachen viel von der gegenwärtigen Lage der Sachen im Lande, und von mancherlei andern wichtigen das Vaterland betreffenden Dingen, wobei der Alte große Umsicht und ausnehmende Klugheit verrieth und durch die witzigen Reden die aufmerkamen Gäste sattsam unterhielt.

Indessen trägt die Mutter den herrlichen Braten auf und der Vater holt aus einem Winkel den Krug mit dem Meth hervor.

In traulichen Gesprächen verfloß die Zeit während des Mahles, und die Alten waren noch nie so vergnügt als an diesem Tage. Während Repza den Fremdlingen fleißig von dem Braten darreicht, füllt Piast fleißig die Becher, aber, o Wunder, der Krug bleibt immer so voll, wie er war; der gute Alte stußte, denn er wußte bestimmt, daß er keinen Becher übergangen hatte. Ein Gleiches geschah auch der guten Repza, die zu ihrem Staunen gewahrte, daß der Braten nicht atneehmen wollte, ungeachtet sich die Fremden es wohlschmecken ließen.

Verwundert sahen einander die Alten an und vermochten kein Wort mehr hervorzubringen. Indeß ging Repza vom Tische hinweg, aber ein neues Wunder zeigte sich ihren Blicken; denn als sie ein an der Stubenwand befindliches Gefäß heben wollte, fand sie dasselbe voll Meth, desgleichen alle andern Töpfe und Fässer, die sich im Hause befanden. Doch nicht genug, auch sämtliche Mulden, Schüsseln und Schaffer waren angefüllt mit den prächtigsten Schinken und Braten.

Bei der Bestürzung, von welcher die Alten ergriffen waren, erhob sich majestätisch einer der Gäste und sprach: „Nimm diesen Vorrath biederer Paar, als Dankbarkeit für deine eble Gastfreundschaft, du wirst dessen bedürfen am kommenden Tage.“ Nach diesen Worten waren beide Gäste urplötzlich verschwunden. Unter einem Gemisch von Schrecken und Freude brachten die Alten eine schlaflose Nacht hin.

Die polnischen Magnaten, welche über die Wahl eines neuen Oberhauptes aus ihrer Mitte sich nicht einigen konnten, hatten endlich den Schluß gefaßt, keinen Einheimischen mehr zu wählen, sondern einen kühnen und klugen Fremdling zu nehmen.

In der Stadt waren wegen des häufig versammelten Adels, der sich zur Wahlversammlung eingefunden hatte, die Lebensmittel sehr rar geworden; da führte der Zufall die Vornehmsten des Adels vor Piastens Hütte und sie begehrten einen Imbiß. Piast und Repza brachten sogleich ihren ganzen Vorrath herbei; diese ließen sich den Schinken und schmackhaften Meth wohlschmecken, während sich der Haufen der Gäste immer vermehrte, ohne daß der Vorrath abnahm.

Man sah, daß hier ein Wunder geschehen, hielt es für einen Fingerzeig Gottes, den Piast selbst für einen Halbgott, und die Vornehmsten riefen Piast zum Herzoge von Polen aus, welche Würde er nach kurzem Widerspruch annahm.

In stummer Freude und bis zu Thränen gerührt, folgten die Alten dem Haufen, welcher sie unter Freudengeschrei nach der Stadt führte und Piaſt mit der Krone und dem Feldherren-Mantel schmückte; er hatte noch Schuhe von Bast an den Füßen, als er den Thron bestieg.

Einige Chronisten legen Piaſt, der ein kleiner dicker und untersehter Mann war, auch den deutschen Namen Päsſch bei, halten ihn selbst für einen Deutschen wegen des Verbots, keinen Einheimischen zu wählen.

Als Piaſt zur Herzogswürde gelangte, soll er 67 Jahre alt gewesen sein. Er starb im 120sten Jahre seines Alters. Sein Stamm blühte durch volle 8 Jahrhunderte, gab dem polnischen Reiche viele Regenten und Schlesiens seine Fürsten, welche im Jahre 1675 mit dem letzten Zweige, Georg Wilhelm, Herzoge zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, ausstarben.

Sage von der Einführung des Christenthums in Schlesiens.

Die Böhmen und Mähren haben die christliche Religion früher angenommen als die Polen und die mit ihnen verbündeten Schlesier. Ihre Apostel waren die beiden frommen Männer Cyrillus und Methodus. Erst beinahe hundert Jahre später wurde die Christus Lehre auch in Schlesiens allgemein. Hieraus läßt sich folgern, daß diese Lehre den Polen nicht ganz fremd sein, vielmehr schon einzelne christliche Familien unter denselben leben mochten, und christliche Lehrer von Zeit zu Zeit das Evangelium in den Polenlanden predigten.

Schmograu war der erste Bischofsitz.

Im Anfange oder gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts kam ein christlicher Lehrer aus Böhmen bis in die Gegenden am rechten Ufer der Oder und übernachtete zu Schmograu in dem Hause eines Schmiedes. Zu seinem Schlafgemach wies man ihm eine Kammer an, welche an die Stube stieß. Als es gegen Mitternacht kam, hörte er im Nebengemach ein lautes Jammern und Klagen von Frauenstimmen, und war der Meinung, es sei ein Unglück seinem Wirthe begegnet. Er verließ seine Kammer, um, wenn es Noth sein sollte, den bedrängten gastfreundlichen Hausbewohnern zu Hülfe zu eilen. Hier aber erfuhr er von dem Wirthe, daß sein Weib einen Knaben geboren habe, mit dem Zusatze, daß es der Erstgeborne sei, welcher dem Gotte Schmog in dem nahen Walde geopfert werden mußte, weshalb auch die Frauen dieses Klagegeschrei erhoben hätten. Theils durch das Klagen und Jammern der Frauen bewogen, theils um die Heinnacht des heidnischen Gottes vor den Heiden deutlich darzuthun, sprach der Fremde zu den Anwesenden: Vertrauet mir den Knaben an, ich will ihn vor der Raubgier des Gottes Schmog schützen, und kein Leid soll ihm widerfahren. Er versicherte, daß er selbst in den Wald gehen und mit diesem Gotte alles abmachen wollte, wenn er das Kind zuvor einem höheren Gotte geweiht hätte. Er taufte hierauf vor den staunenden Anwesenden, die ihn selbst für ein mächtiges Wesen hielten, den Knaben und ging mit ihm in den Wald. Noch wollte man seinen Worten nicht vollen Glauben beimeessen, fürchtete vielmehr auch für sein Leben, aber unendlich groß war dagegen das Entzücken, als er unverletzt und wohlbehalten mit seinem Schützlinge ins Dorf zurückkehrte. Alle Bewohner des Dorfes empfingen ihn mit großem Freudengeschrei und baten ihn, sie nicht zu verlassen, sondern durch seine Kraft das Leben ihrer Kinder zu schützen.

Er benutzte seinen Aufenthalt zum Zwecke seiner Sendung; er taufte nicht nur die Kinder, sondern auch die Alten. Diese neugebildete kleine Christengemeinde soll Anfangs im Hause des Schmiedes ihre Andacht gehalten, hernach sich mit der Art von zusammengetragenen

Holzstämmen das kleine Kirchlein erbaut haben, an welches in der Folgezeit ein größerer Theil angebaut wurde, wie gegenwärtig noch zu sehen ist.

Chronologische Ergänzungen.

Bis zum Jahre 1000 nach Christi Geburt.

Nach Ch. G.

500 bis 600 gründeten die einwandernden Slaven das polnische Reich.

720 wurde Sagan von der Herzogin Saganne der Sage nach gegründet.

786 Krieg der Polen wider Karl den Großen.

910 bis 920 Krieg der sämtlichen Slaven wider die Deutschen.

964 hielt sich Miecislaw I. im Schlosse zu Breslau auf und vergrößerte die Stadt.

966 wurde die erste christliche Kirche zu Schmograu gestiftet.

• war Reiffe schon erbaut.

979 wurde die fürstliche Schloß- und Pfarrkirche zu Dels gegründet.

984 weihte der Fürstbischof Adalbert von Gnesen die Pfarrkirche zu Teschen ein.

987 große Theuerung.

995 geschieht Erwähnung von der ersten Kirche zu St. Peter in Glaz.

998 soll Bischof Adalbert auf dem Berge bei Oppeln das Evangelium gepredigt und die St. Adalbert Kirche daselbst gegründet haben.

999 wird zu Nimptsch eine Adalbertskirche gebaut.
= erschien ein Komet am Himmel, worauf große Hitze entstand, die Gewässer austrockneten und eine Pest im Lande wüthete.

999 starb Herzog Miecislaw.

Zweiter Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums bis zur Trennung Schlesiens von Polen.

Miecislaw I.

Herzog Miecislaw auch Miesko genannt bekam bald nach dem Tode seines Vaters 961 das Zepter der Regierung. Der heidnische Gebrauch erlaubte ihm mehrere Weiber zu besitzen, hatte aber dessen ungeachtet keine Aussicht das Geschlecht der Piasten durch eine Nachkommenschaft fortzupflanzen; sondern schien mit ihm untergehn zu wollen. In dieser kummervollen Lage wendete er sich an seine Priesterschaft, aber auch deren Gebete und Beschwörungen, Rathschläge und Opfer reichten

nichts aus. Schon gab es heimliche Christen an seinem Hofe, diese ertheilten dem Herzoge den Rath, sich von dem Heidenthume loszusagen und den christlichen Glauben anzunehmen, Gott würde seine Ehe mit einer christlichen Frau dann segnen. Miecislaw war schwer dazu zu bewegen, bewarb sich aber bald darauf um die Tochter des böhmischen Herzogs Boleslaw I., Namens Dombrowka, welche den Heirathsantrag jedoch nur unter der Bedingung annahm, daß er sich zuvor zum Christenthum bekehre. Der Herzog sträubte sich nicht gegen dieses Begehre, führte seine



Taufe des Herzogs Mieczislaw I. von Polen.

Braut heim, und ließ sich dem Versprechen gemäß am Tage vor der Hochzeit, in Gegenwart der Braut und der böhmischen Ritterschaft mit seinem ganzen Hofstaate zu Gnesen taufen. Dies geschah im Jahre 966 n. Ch. G.

Als die Kunde hiervon nach Rom kam, schickte der Papst Johann XIII. den Cardinal Egidius nebst mehreren Priestern aus Italien und Deutschland nach Polen, um hier ein Bisthum zu errichten und die christliche Religion schnell zu verbreiten.

Darauf wurden auf Befehl des Fürsten die Götzenbilder Jeseu, Ladi, Myee, Biziline, Marpane, Zievanae, Veli, Popeli und andere heidnische Bilder durch das ganze Land an einem Tage, welches der vierte Sonntag (Laetare) in der Fastenzeit war, zerschlagen, ins Feuer und ins Wasser geworfen. Das Andenken an diese Begebenheit wurde in der Folge durch ein kirchliches Fest gefeiert, welches aber mit dem heidnischen Feste der Frühlingsfeier verschmolz, indem man im Frühjahr einen Götzen von Stroh, und Lumpen (den Winter, Tod) aus dem Dorfe trug, und einen Maien (den Frühling, das Licht) unter Gesang zurückbrachte.

Es wurden nun Schulen (Domus Dom) errichtet, in welchen die neuen Geistlichen die Jugend in der Kenntniß des Evangeliums unterrichteten, um sie zu Lehrern auszubilden; über die einzelnen Schulen war ein Bischof (Episcopatus d. i. Aufseher) gesetzt, welcher zu Gnesen seinen Sitz hatte. Unter den neuen Bisthümern war auch eines in dem Dorfe Schmograu bei der Stadt Namslau, wurde in der Folge nach Pitschen und von da nach Breslau verlegt.

Der erste Bischof in Schlessien war

Gottfried, ein Römer, ein gottesfürchtiger und gelehrter Mann. Seine Laufbahn war mühsam und beschwert, und groß seine Leiden, die ihm von den Heiden zugefügt wurden; denn diese waren schwer von den heidnischen Gewohnheiten abzubringen und hielten fast unzertrennlich fest an den alten Irrthümern.

Zur Unterstützung der Priester gewährte der Herzog den christlichen Lehrern und Bischöfen den zehnten Theil von allen Früchten des Landes Polen.

Die Herzogin Dombrowka, welche zur Beförderung der christlichen Lehre in Polen und Schlessien viel beigetragen hatte, starb im Jahre 977. In der ganzen Zeit ihres Ehestandes hatte sie ihr Haupt weder mit einer Haube noch einem Schleier bedeckt, sondern beständig, gleich einer Jungfrau, in den Haaren einen Kranz getragen. Herzog Miecislaw heirathete hierauf Ida, die Tochter des Grafen Theodor von Wethin.

Zwei Jahre später 976 kam der Gebrauch auf, daß der Adel bei der Feier des Messopfers in der Kirche, wenn der Priester bei Vorlesung des Evangeliums die Worte, *Sequentia sancti evangelii*, sprach, die Schwerter zur Hälfte aus der Scheide zog und bei der Antwort des Chors: *gloria tibi domini* mit großem Geräusch wieder einsteckte. Es galt dieser Gebrauch für ein Zeichen, die neue Lehre nach Kräften mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Um diese Zeit bewarb sich Miecislaw beim Papst um den Königtitel, dieser verwies ihn aber an den Kaiser Otto III. welcher diese Würde seinem Nachfolger übertrug.

Nach dem Absterben des Bischof Gottfried, der durch 17 Jahre lang ununterbro-

chen und in rastlosem Eifer die Christen unterwiesen, wurde auf Anordnung des Herzogs und wegen Mangel an Geistlichen in diesen Gegenden, vom Papst ein neuer Seelenhirt, Namens Urban, ein geborner Römer, als Bischof nach Schlesien gesandt. Urban brachte mehrere gelehrte Leute und Bücher mit aus Italien, unterrichtete die Jugend in der lateinischen Sprache und in der Ausübung des Evangeliums und weihte Geistliche.

Herzog Miecislaw war ein friedliebender Regent, führte während seiner Herrschaft zwei Kriege, einen gegen die Reussen, den andern gegen die Böhmen, welche seinen unmündigen Vetter Boleslaw als Regenten nicht anerkennen wollten, den er durch Gewalt in sein Erbe einsetzte. Im letzteren Kriege verlor er die Niederlausitz und Budissin. Er errichtete in seinen Landen mehrere Burgen und Städte und soll Breslau und Glogau erbaut und erneuert haben.

Miecislaw starb 999; er liegt zu Posen in der Domkirche begraben. Das Reich hinterließ er seinem Sohne Boleslaw.

Boleslaw I. der Strenge,

erster König von Polen.

Boleslaw, geboren im Jahre 967 wird als der erste König von Polen aufgeführt.

Die Erhebung Ungarns zum Königreiche, welche um das Jahr 1000 n. Ch. G. geschah, erweckte den Ehrgeiz der Polen, für ihr Reich eine gleiche Würde zu erringen.

Um diese Zeit machte Kaiser Otto III. eine Wallfahrt nach dem Grabe des von den heidnischen Preussen erschlagenen böhmischen

Bischofs St. Adalbert zu Gnesen. Boleslaw ging ihm mit großem Gepränge bis an die Grenze des Reichs bei Iwa im Gau Didesie, oder dem heutigen Halbau im Priebussischen entgegen. Nach gehaltenen Andacht in der Kirche bewirthete Boleslaw den Kaiser auf das Prachtigste, und entdeckte ihm indeß seinen Wunsch. Der Kaiser als erstes weltliches Oberhaupt der Christenheit setzte hierauf dem Herzoge im Beisein des Bischofs Gaudenzius und der versammelten polnischen Ritterschaft eigenhändig die Krone als Könige von Polen auf.

Boleslaw war schlau genug zur leichteren Erlangung dieser Würde neben der schuldigen Vasallenschaft sich noch zur Entrichtung eines jährlichen Tributs zu verpflichten.

Der Kaiser verehrte bei dieser Gelegenheit dem neuen Könige einen Nagel, mit welchem Christus ans Kreuz genagelt worden, und die Lanze des h. Mauritius.

Nach der Krönung verlegte Boleslaw den Königssitz, welcher Anfangs zu Gnesen, später zu Posen gewesen, nach Kracau.

Boleslaw hatte durch die Erlangung der Königswürde seinen Ehrgeiz keinesweges befriedigt, sie diente ihm vielmehr als Mittel, von nun an desto kräftiger und mit größerem Ansehen auftreten zu können und seine gefaßten kriegerischen Pläne in Ausführung zu bringen.

Kaum war Kaiser Otto III. von seiner Wallfahrt aus Gnesen in sein Reich zurückgekehrt, als ihn der Tod überraschte. Boleslaw säumte nun nicht lange, sondern machte einen Zug gegen die Deutschen und nahm die Landschaften Niederlausitz und Budissin, welche man seinem Vater entrisen hatte, mit Gewalt in Besitz. Kaiser Otto III. Nachfolger, Heinrich II. suchte die Freund-

schaft dieses Königs und mit ihr dem Lande den Frieden zu erhalten, weshalb er ihn mit den weggenommenen Ländertheilen auf dem Reichstage belehnte.

Die Ruhe dauerte nur kurze Zeit, denn als der Kaiser in Italien beschäftigt und aufgehalten wurde, entstand ein neuer Krieg zwischen den Böhmen und Polen. Die Geschichtsschreiber sind nicht einig, wer die erste Veranlassung hierzu gegeben; doch scheint die meiste Schuld auf Bolesław zu ruhen, der sich in den kriegerischen Handeln wohlgefiel, und vielleicht sämtliche Slaven unter einem Herrn zu vereinigen beabsichtigte. Die angegriffenen Böhmen verwüsteten den mittäglichen Theil von Schlesien, aber Bolesław drängte sie mit kräftiger Hand in ihre Grenzen zurück und setzte ihnen so hart zu, daß es dem aus Italien herbeieilenden Kaiser Heinrich nur mit Mühe gelang, sie zu retten und die Polen zu vertreiben. Nun aber ging der eigentliche Krieg erst los, welcher 18 Jahre dauerte, in welchem der Kaiser fast alljährlich einen Feldzug gegen Bolesław machte, und mit den vereinigten Böhmen die polnischen Gaue verwüstete. Ungeachtet mehrerer hintereinander abgeschlossener Friedensunterhandlungen war eine dauernde Ruhe nicht zu erzielen. Bolesław brach gewöhnlich den Friedensabschluß, wenn er ihn gleich selbst oder durch seinen Sohn Miecislaw beschworen, Geiseln gegeben und ihm vom Kaiser besondere Auszeichnungen waren ertheilt worden.

Nachdem die Grenzländer und insbesondere Schlesien während dieser Streifereien ziemlich ausgefogen und beide Theile des Kriegsführens müde waren, wurde zu Budissin im Jahre 1018 ein dauerndes Frie-

densbündniß geschlossen, wobei Bolesław die beiden Lausitzen als Lehn vom Kaiser erhielt.

Der Bischof Ditmar von Merseburg, welcher diesen Kriegen größtentheils beige-wohnt, nennt in seiner Chronik bereits die Städte Meissen, Budissin, Glogau, Merseburg, Posen, Nimezi (Nimptsch) und Worzislawa (Breslau). Beim letzten Feldzuge 1016 belagerte der Kaiser die Stadt Nimptsch drei Wochen lang, konnte sie aber nicht bezwingen und als er alle Anstalten zum Sturme getroffen hatte, warfen die Belagerten Feuer auf die Sturmmaschinen und verbrannten sie. Die Böhmen und Lausitzer, welche die Burg ersteigen wollten, wurden zurückgebrängt, und endlich das ganze Belagerungsheer durch eine ausgebrochene Pestseuche zum Rückzuge gezwungen.

Bolesław führte ferner einen heftigen Krieg gegen die Moskowiter, und einen andern gegen die heidnischen Preußen, welchen er einen jährlichen Tribut abnöthigte.

Bolesław I. war im Frieden ein milder, gerechter und überhaupt wackerer Regent, schützte den Schwachen gegen den Stärkeren, bestellte Sachwalter an seinem Hofe, welche in Streitsachen richten mußten und wohnte oft persönlich den Gerichten bei. Sein Wahlspruch war: „daß er sich lieber wolle an einem schlechten Huhne genügen lassen, und dabei männiglich Rechts verhelfen, als in großer Wollust und Herrlichkeit leben, dabei durch die Finger sehen und den großen Herrn in seinem Lande und an seinem Hof allen Muthwillen zu gestatten.“ Insbesondere rühmt man ihm die Sorge für die Religion und Mildthätigkeit gegen die Kirchen zu.

Zur Sicherheit des Landes und der

Unterthanen baute er neue Schlösser, verbesserte die vorhandenen und besetzte die Grenzvesten mit Kriegsvölkern, theilte einer jeden solchen Heeresabtheilung, die unter einem Kriegshauptmann stand, einen gewissen Landesdistrict zu, aus dem sie ihren Unterhalt ziehen durften, dabei ließ er die Unterthanen sich in Waffen üben, und war so auf jeden unvorhergesehenen feindlichen Kriegsanzug gefaßt. Er starb ein Jahr später als Kaiser Heinrich II. im Jahre 1025 in einem Alter von 58 Jahren.

Polen war durch diesen König zu großem Ansehen gelangt, welches sein schwacher Sohn und Nachfolger Miecziſlaw II. nicht bewahren und erhalten konnte.

Miecziſlaw II.

Miecziſlaw hatte keine der Tugenden seines großen Vaters geerbt; schwach und blödsinnig überließ er das Regiment seiner Gemahlin Riſcha, einer deutschen Prinzessin, die wegen ihrer Vorliebe für Deutsche vom polnischen Adel verachtet wurde. Sie suchte zwischen ihrem Gemahl und dem Kaiser ein freundschaftliches Bündniß zu erhalten, und erstere zu bestimmen, dem Kaiser lieber zinsbar zu sein, als durch unaufhörliches Kriegen Land und Leute zu ruiniren. Während er nun so ruhig und thatenlos die Zeit hinbrachte, nahmen ihm die Böhmen das Land zu Mähren weg.

Miecziſlaw starb 1043 den 15. März zu Polen.

Der König hinterließ einen minderjährigen Sohn Kasimir, für welchen die Königin Wittve Riſcha die Regentschaft führte. War sie schon früher den Polen verhaßt, so wurde sie es jetzt noch mehr,

und man trachtete sogar nach ihrem Leben. Sie war zu streng gegen den Adel, gestattete ihm nicht jedes muthwillige Gebahren, besonders den Uebermuth und die Frechheit gegen den Bauer, duldete nicht die alten heidnischen Gebräuche, an denen einigen manche Edelleute noch fest hielten, und vermehrte den Haß gegen sich durch die sichtbare Bevorzugung des gebildeteren deutschen Adels. Riſcha war übrigens eine weise und gerechte Frau, verließ aber heimlich mit ihrem Sohne das Land, als sie sah, daß die Unordnungen sich mehrten und die unbegrenzte Zügellosigkeit der Vornehmen durch Nichts gebändigt werden konnte.

Auf ihrer Flucht nahm sie einen großen Schatz mit sich und die Reichskrone, welche sie dem Kaiser übersandte, um sich das Anrecht auf den polnischen Thron zu erhalten.

Um Polen sah es bald sehr traurig aus. Während der Adel sich gegenseitig anfeindete, empörte sich das Landvolk, müde des Uebermuthes und der Bedrückungen der Magnaten, wüthete gräßlich gegen seine Unterdrücker und verwüstete Alles. Die Polen führten, wie sich die Geschichtsschreiber ausdrückten, in ihrem eigenen Vaterlande eine wahrhaft polnische Wirthschaft.

Doch nicht die innern Unruhen allein drohten dem noch vor wenigen Jahren so mächtigen Polenreiche den gänzlichen Untergang. Es nahten den Grenzen verderbliche Kriege von außen. Im Osten machten die Moskowiter feindliche Einfälle, im Westen erschien der böhmische Herzog Brzetislaw, welcher sich diese allgemeine Verwirrung zu Nutzen machte, und den Schimpf den Boleslaw I. dem Böhmenlande zugefügt, in

vollem Maasse zu vergelten hoffte. Es geschah im Jahre 1038 als Brzetislaw mit einem großen Böhmenheere in Schlesien und Polen einbrach und alles durch Feuer und Schwert vernichtete. Er eroberte namentlich Breslau, Kracau, Posen und Gnesen, plünderte die reich ausgestatteten Kirchen und führte den Leichnam des Bischofs St. Adalbert mit sich hinweg nach Böhmen. Unter den Schätzen, welche aus den Kirchen geraubt worden, befand sich auch ein dreihundert Pfund schweres goldnes Kreuz.

Kaiser Konrad II. oder vielmehr sein Nachfolger Heinrich III. unternahm auf eifriges Bitten der flüchtig gewordenen Königin Ritscha, welche den gänzlichen Untergang des polnischen Reiches nicht gern gesehen hätte, einen Feldzug gegen die Böhmen und vertrieb sie aus Polen. Brzetislaw behielt aber beim Friedensabschluß den Theil von Schlesien, welcher zwischen der Oder und Böhmen liegt, mithin auch Breslau, welches er vergrößerte und nach seinem Namen nannte.

Nachdem Polen in der Zeit eines siebenjährigen Zwischenreichs durch die innern und äußern Kämpfe gänzlich zerrüttet und sein Mark ausgefogen war, erkannte der polnische Adel, wiewohl zu spät, daß das Reich nicht ohne König bestehen könnte. Die Polen bemühten sich daher den vertriebenen Prinzen aufzusuchen und ihn mit dem Reiche zu versöhnen.

Kasimir, der schon bei Lebenszeiten seines Vaters eine besondere Neigung zu den Wissenschaften besaß, war bald, nachdem er sein Vaterland verlassen, auf die hohe Schule zu Paris und hernach nach Italien gegangen. Von Niemanden gekannt begab er sich in der Folge wieder zurück nach

Frankreich und trat zu Clunial in den Mönchsorden der Benedictiner, im Willen, als ein Verbannter sein Leben dem Dienste Gottes zu weihn. Hier fanden ihn die Polen, nachdem er bereits das Klostergeübde abgelegt und die ersten Priesterweihen erhalten hatte.

Es war der Polen erste Sorge, den Prinzen seines Gelübdes zu entbinden, und sie schickten deshalb eine Gesandtschaft nach Rom zum Papst Benedict IX., ihn um Dispensation bittend. Der Papst willigte in ihr Begehr, legte aber den Polen als Buße auf: von jedem Haupte in Polen einen Pfennig zur Unterhaltung einer Wachskerze für die St. Peterskirche zu zahlen. Man nannte diesen Zins den St. Peters-Pfennig. Ferner mußten sich alle Polen nach Art der Mönche das Haupt scheeren und bei festlichen Gelegenheiten eine weiße Binde um den Hals tragen, zur Erinnerung daran, daß sie einen König erlangt, der ein Mönch und Diaconus gewesen.

Die Polen gingen diese Bedingungen ohne Widerspruch ein und waren froh, den verstossenen Prinzen und durch ihn die allgemeine Landesruhe wieder zu erhalten. Der Papst entband nun den Prinzen seines Klostersieides und der Kaiser Heinrich II. ließ ihn für seinen Theil den Vasalleneid schwören, worauf er ihm 600 deutsche Ritter zur Begleitung auf den Weg nach der Heimath 1041 gab.

Kasimir I.

Kasimir wurde mit der vom Kaiser zurückgehaltenen königlichen Krone feierlich gekrönt. Seine Mutter Ritscha, welche

fürchtete, der unter der Asche fortglimmende Funke der Zwietracht und des Hasses möchte bei ihrem Wiederauftreten in Polen von Neuem verderblich ausbrechen, blieb in Deutschland zurück und starb in Magdeburg.

Der junge König hatte den größten Theil seiner Jugendzeit in dem Studium der Wissenschaften zugebracht, nichts desto weniger kamen ihm als Regenten jetzt die erworbenen Kenntnisse sehr gut zu statten. Sein umsichtsvoller Geist wandte sofort alle Mittel an, das zerrüttete Reich in ein festes Ganze zu schließen und die alte gute Ordnung wieder herzustellen. Er heirathete die Tochter eines reussischen Fürsten und bezwang die Landschaft Masau, welche vom Reiche abgefallen war.

Nachdem er den Grenzen des Reichs einen festen und dauernden Frieden verschafft und auch Schlessien in seiner ganzen Ausdehnung von Böhmen mittelst Vertrages zurückgehalten, lebte er ganz den Beschäftigungen des Friedens.

Auf Schlessien, als eine Vormauer von Polen wendete er ein besonderes Augenmerk. Die Stadt Breslau, der Mittelpunkt der Provinz, begann zu jener Zeit schon, sich vor andern Städten hervorzuthun, sie besaß eine ziemlich große Anzahl von Einwohnern.

Hier auf dem Berder an der Oder ließ Kasimir die hölzerne Kirche zu St. Johannis erbauen, verlegte den Bischofsitz, nachdem er 75 Jahre zu Schmograu und 11 Jahre zu Pitschen gewesen, nach Breslau, und übergab die Stadt mit mehren Einkommen und Zehnten dem Bischof und dem Domkapitel. Auch errichtete er das Kloster Leubus an der Oder und besetzte

es mit Mönchen des Benedictiner Ordens aus dem Kloster Cluniac.

Kasimir I. starb im Jahre 1058 den 28. November, im 43sten Jahre seines Alters und im 18ten seiner segensvollen Regierung. Er hinterließ zwei Söhne, Boleslaw und Wladislaw.

Boleslaw II., der Kühne.

Kasimirs Tod rief neue Zwistigkeiten unter den polnischen Großen hervor; denn einige wollten Boleslaw, andre aber Wladislaw zu ihrem Könige krönen; durch Vermittelung des Kaisers erhielt Boleslaw die Krone.

Das kriegerische Talent, welches dem jungen Könige bewohnte, der unerschrockne Muth, die unbefiegbare Tapferkeit, welche ihm gleich zum Anfang der Regierung den Beinamen des Kühnen erwarben, gaben dem Polenreiche die Hoffnung auf Glanz und künftige Größe. Den ersten Krieg führte der König gegen den Böhmenfürsten; derselbe wurde aber durch die Verheirathung seiner Schwester mit diesem Herzoge beigelegt.

Nachtheilig wirkend, sowohl auf den Charakter des Königs als auf die ganze Nation, war der reussische Krieg, welcher Polens schöne Hoffnungen zu Grabe trug und eine Ursache zu seinem spätern Sinken war. Dieser Krieg hielt den König und seinen Adel sieben volle Jahre vom heimatlichen Heerde entfernt; was Wunder also, wenn die Sitten des Kriegsvolkes in der Fremde verdarben, unter den rohen Fremdlingen sich verschlimmerten und des Königs kriegerischer Character in einen un-

bändigen und zügellosen ausartete. Der Krieg dauerte bis 1076, in welchem Jahre zu den Entfernten die Kunde einlief, die Frauen, welche daheim geblieben, hätten die zurückgebliebenen Sklaven und Knechte zu ihren Buhlen erwählt. Es geschah nun, daß sich ein Ritter nach dem andern aus dem Heere des Boleslaw heimlich entfernte und dem Vaterlande zufluchte. Die zurückkehrenden Männer fanden die bitteren Nachrichten bestätigt, wurden aus ihren Burgen ausgeschlossen und mußten dieselben mit gewaffneter Hand erobern; dieser fatale Weiberkrieg endigte sich aber mit der Vertreibung und dem Untergange der unberufenen neuen Ehemänner.

Boleslaw hatte durch das heimliche Entweichen der Krieger die Größe seines Heeres mit jedem Tage sich vermindern sehn, so daß er mitten auf der kriegerischen Bahn aufgehalten wurde und selbst heimkehren mußte. Diese zugefügte Schmach rächte er auf das Grausamste; die vom Heere entwichenen Ritter ließ er theils hängen, theils zog er ihre Güter ein, den Frauen aber, welche Kinder mit Sklaven erzeugt, ließ er jene wegnehmen und junge Hunde an die Brüste legen, welche sie sogar öffentlich tragen mußten.

Diese Grausamkeiten, welche in den Augen der Geistlichkeit als mit der Religion nicht vereinbar erschienen, und neue Verbrechen und Schandthaten, welche der zügellose König zu begehen sich nicht scheute, bestimmten den damaligen Bischof Stanislaw, dem Könige sein strafbares Verfahren ernstlich vorzuhalten, ihn zu ermahnen und zum Bessern zurückzuführen. Der König nahm diese Ermahnungen höchst unzufrieden auf, und suchte den Bischof ähnlicher Un-

gerechtigkeiten zu beschuldigen, aber nicht zu erweisen. Als sich Boleslaw daher an des Bischofs Mahnungen nicht kehrte, und dieser zuletzt mit dem Bann drohte, wurde er nur noch ausschweifender und rachfüchtiger, daß Stanislaw seine Drohungen in Kraft treten ließ. Als der Bischof hierauf beim Eintritt des Königs in die Michaeliskirche zu Krakau mitten im Gottesdienste aufhörte, und denselben fortzusetzen sich weigerte, brach des Königs Zorn in die äußerste Wuth aus. Er ließ den Bischof vom Altar der Kirche hinwegschleppen und mordete ihn mit eigner Hand. Den Leichnam ließ er in Stücke zerhauen und auf die Felder zerstreuen. Die Legende erzählt hierbei, daß die Vögel den Leichnam nicht berührt, und vier Adler die Stücke zusammengetragen, aus welchem sich wieder ein ganzer Körper zusammengefügt hätte.

Diese unerhörte Greuelthat geschah am 8. Mai 1079 und blieb nicht ohne Strafe. Die Geistlichkeit beklagte sich bei dem Papst, welcher über Boleslaw und über ganz Polen den kirchlichen Bann sprach und der Priesterschaft die Einstellung des Gottesdienstes anbefahl; dem Könige selbst nahm er den Königstitel, welchen Polen durch zweihundert Jahre verlor. Boleslaws Wuth brach, als er umsonst alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendete, Polen vom Kirchenbanne, durch welchen kein Sakrament erteilt, kein Todter in der Erde eingesegnet, jeder Scheidende, belastet mit dem Fluche der Kirche, jagend der Ewigkeit entgegen sah, wieder zu befreien. Er suchte den Adel zu vermögen, mit den Waffen gegen die Kirche einzuschreiten, gewährte aber zeitig, wie dieser sich von ihm los sagte und ihm sogar öffentlich nach dem Leben

trachtete. Bolesław gerieth in Verzweiflung; seine Herrschaft hatte ein Ende und er zog 1081 freiwillig in die Verbannung, während man seinen Sohn Miecziław mit Gift aus dem Wege räumte. Des Königs Tod erfolgte 1089 im Kloster Ossa bei Feldkirch, wo er ungekannt als reuiger Büsser gewohnt und erst nach seinem Tode aus seinen bei sich führenden Schriften erkannt worden sein soll.

Wladislaw I.

Herzog von Polen.

Daß durch Partheiungen innerlich zerüttete Polen wurde im Jahre 1082 vom Kirchenbanne befreit und Wladislaw I., der Bruder des flüchtig gewordenen Bolesław, zum Herrn von Polen erwählt.

Wladislaw, ein schwankendes Rohr in den Händen der gewalthabenden Geistlichkeit, wagte nicht für Polen die Königswürde entschieden zu fordern, sondern begnügte sich mit dem Titel eines Großfürsten.

Seine Kriege gegen die Ruessen und Pommern wurden ohne Vortheil, letztere sogar unglücklich geführt. Gleichergestalt brach der König Wladislaw von Böhmen, welcher auf dem Reichstage zu Mainz 1086 die Königswürde und Mähren zum Lehn erhalten, in Niederschlesien ein, und verwüstete das Land.

Der Kaiser soll den Böhmen die Macht gegeben haben, Schlesien die Lausitz und ganz Polen für sich zu erobern; die Ursache hierzu war zweifelsohne keine andere, als Polens Weigerung des schuldigen Tributs, welchen König Kasimir I. bei seiner Thronbesteigung dem Kaiser zu leisten sich verwilligt, die Lösung aber nicht gehalten worden

Brzetislaw, ein Sohn des Königs Bratislaw von Böhmen, streifte in Niederschlesien und entvölkerte den ganzen Strich Landes von Giez bis Glogau, daß weder Mensch noch Vieh auf demselben anzutreffen war. Diesen Verheerungskrieg endete ein Einfall der Polen in Mähren, nach andern Nachrichten die Erlegung des schuldigen Tributs von 500 Mark Silber und 30 Mark Goldes.

Bald wäre Polen von innern Kriegen heimgesucht worden. Wladislaw hatte an seinem Hofe zu Kracau einen Woywoden Namens Sezech, der durch die sich anmaßende Gewalt ein Unterdrücker des Volkes wurde und hierdurch viele polnische Große zur Auswanderung zwang. Diese flüchteten nach Böhmen und ließen sich überreden, den unehelichen Sohn des Herzogs, Sbignew, welchen jener in ein sächsisches Kloster gesperrt, weil er fürchtete, er könnte wegen seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht in der Folge seinen ehelichen Bolesław vom Throne verdrängen, heimzuholen und zum Herzoge von Polen auszurufen.

Sbignew erschien 1095 mit den mißvergnügten Böhmen und mehreren Deutschen in Schlesien und verlangte Einlaß in die Burg zu Breslau, welche Stadt zu dieser Zeit das Erstmal mit Bedeutsamkeit hervortritt. Als man die Ankömmlinge auf des Statthalters Magnus Befehl nicht einlassen wollte, erklärte Sbignew, er sei nicht als Feind des Vaters, sondern nur gekommen, um den übermüthigen Sezech zu strafen. Man öffnete ihm hierauf die Thore und berief bald darauf den Landadel zusammen, um über den Sturz des Tyrannen Sezech zu beraten und die Sache

mit Wladislaw vielleicht in Güte abzumachen.

Der Herzog befahl der Stadt, die Einkömmlinge wieder zu vertreiben; die Breslauer aber antworteten ihm: sie hätten wider die ihrem Herzoge schuldige Pflicht nicht gehandelt, wären auch nicht Willens, von ihm abzufallen, bäten vielmehr die durch Sezsch vertriebenen Polen in der Fremde nicht elendiglich umkommen zu lassen.

Wladislaw ergrimmt über diese Antwort, erschien mit einer Heeresmacht vor Breslau; ehe er aber die Stadt belagerte, ging ihm der Bischof Zieroslaw an der Spitze der Bürgerschaft entgegen und bat im Namen der Stadt um Verzeihung ihres Irrthums. Wladislaw verzieh und zog in die geöffnete Stadt. Inzwischen war Sbignew, die Rache des Vaters fürchtend, mit den Seinigen zum entgegengesetzten Thore aus der Stadt geflüchtet.

Sbignew wurde in der Folge von seinem Vater gefangen genommen, ihm aber durch Vermittelung des Erzbischofs von Gnesen Verzeihung ausgewirkt, so daß ihn der Vater neben seinem rechten Sohne Boleslaw sogar zum Erben seines Reiches einsetzte.

Beide Brüder berathschlagten hierauf zu Breslau, wie sie den übermüthigen Sezsch am besten aus dem Wege schaffen könnten, und es gelang ihnen, denselben zu entsetzen und zu verjagen.

Um dieselbe Zeit machten die Polen einen neuen Einfall in Schlesien und bauten an dem Neißeflusse die Grenzfestung Kamernitz oder Kamenez (Kamenz).

Wladislaw I. starb 1102 den 4. Juni; hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Boleslaw und Sbignew. Boleslaw hatte

die Krakauschen, Sandomirischen und Schlesischen Lande; Sbignew dagegen die Masausche Landschaft, Groß Polen, Pommern und den preussischen Antheil. Dies ist die erste Theilung Polens.

Boleslaw III. Krziwusti, (Schiefmund).

Boleslaw mit dem Beinamen Schiefmund, (wegen seines schiefen Mundes) brachte sein kriegerischer Geist mit allen seinen Nachbarn in blutige Händel. Zuerst verzagte er seinen Bruder Sbignew, den er der Verrätherei beschuldigte, als sie über die Theilung Polens in Uneinigkeit geriethen. Der Vertriebene suchte bei den Böhmen Schutz und überredete sie zu einem Zuge gegen Polen. Der schnelle Boleslaw überwand die Böhmen, verwüstete Mähren und machte einen Zug gegen Pommern; den Ungarn schickte er ein Hülfsheer gegen den deutschen Kaiser, und vermehrte sich hierdurch die Zahl seiner Feinde.

Alles dieses waren hinlängliche Ursachen zu dem nachmaligen Kriege welcher 1109 auf dem Reichstage zu Frankfurth gegen Polen beschlossen wurde, wozu noch kam, daß Polen den zeither schuldigen Tribut an den Kaiser nicht gezahlt hatte, und Sbignew den Kaiser unaufhörlich bestürmte, ihn in sein Erbe wieder einzusetzen.

Im Sommer desselben Jahres eröffnete der Kaiser Heinrich V. den Feldzug. Mit einem Heere von Böhmen und Deutschen, letztere unter Anführung des Herzogs Suatopulk, drang er in Schlesien ein, um nach Eroberung dieser Provinz, den Polenfürsten im Mittelpunkt seiner Länder anzugreifen. Zuerst nahm er das Grenzstädt-

chen und Schloß Lebus ein, welches er zur Erringung fernerer Kriegsglücks dem Erzbischof von Magdeburg schenkte. Hierauf rückte er vor Beuthen an der Oder, um einen Uebergang über die Oder zu gewinnen. Stadt und Schloß von Polen besetzt und gut besetzt, leisteten tapfern Widerstand, und der Kaiser sah sich genöthigt, diesen Ort unbezwungen hinter sich zu lassen, um die Zeit mit langwieriger Belagerung nicht zu vergeuden.

Von hier aus nahm er seinen Marsch direct auf Glogau zu. Noch hielt es aber schwer, einen Uebergang über die Oder zu finden. Boleslaws Kriegsvölker schweiften an den Ufern der Oder umher, und wehrten den deutschen Kriegsvölkern den Uebergang. Dessen ungeachtet gelang es dem Kaiser in der Nähe der Stadt eine Furth zu treffen, durch welche er unbezweckt am Vormittage des Bartholomäustages setzte. Dieses unerwartet plötzliche Erscheinen des feindlichen Heeres setzte Alles in Furcht und Schrecken; die Polen, welche darauf nicht vorbereitet waren, ergriffen mehrentheils die Flucht und retteten sich in die Stadt, ein anderer Theil wurde gefangen oder erschlagen.

Als die Stadt auf des Kaisers Gebot sich weigerte, die Stadthore zu öffnen, traf er alle Anstalten zur Belagerung. Die zwar volkreiche aber nicht sonderlich feste Stadt fürchtete, dem Andrang der Feinde bei längerem Widerstande erliegen zu müssen, schickte deshalb eine Gesandtschaft an den Kaiser und bat um einen fünftägigen Waffenstillstand: sollte in dieser Zeit keine Hülfe erscheinen, so versprach man, die Stadthore zu öffnen. Auf das Begehr des Kaisers wurden mehrere Kinder vor-

nehmer Bürger als Geiseln in das Lager des Kaisers gesandt. Während des Waffenstillstandes besserten die Glogauer die Mauern der Stadt aus und sandeten Abgeordnete an den Herzog Boleslaw, um Verhaltungsbefehle einzuholen, ihn bittend, die Stadt sobald als möglich von den Belagerern zu entsetzen. Boleslaw antwortete den Bürgern: sie möchten sich tapfer halten und auf seine Hülfe rechnen, er würde erscheinen, jedoch nicht innerhalb der Frist von fünf Tagen, indem er auf die Russen und Polen warten müsse, dann aber möchten sie die Stadt auf keinen Fall übergeben, selbst wenn sie für das Leben der gegebenen Geiseln zu fürchten hätten, denn sie wären schuldig, des Vaterlandes Wohlfahrt ihren Kindern vorzuziehen.

Nach Ablauf der festgesetzten Frist, forderte der Kaiser die Stadt von Neuem zur Uebergabe auf. Als er aber eine abschlägliche Antwort erhielt, ward er zornig und traf alle Anstalten zum Sturme. Er fand die tapferste Gegenwehr, die Belagerer warfen große Steine auf die Mauern der Stadt, errichteten hohe Schutz- und Schirmdächer, unter welchen sie mit Mauerbrechern herannahen, die Stadtmauern zu erschüttern und zu durchbrechen. Dabei blieben die Städter nicht müßig, sie warfen gleichfalls große Steine von den Mauern auf die Belagerer herab, schleuderten brennendes Pech und Brände auf die Schirmdächer, um sie zu entzünden, und gossen siedendes Wasser auf die Stürmer.

Als der Kaiser seinem Ziele um keinen Schritt näher kam, ließ er die Geiseln auf die Balken und Bretter der Schirmdächer binden und nahe vor die Schanzen stellen, wo sie beim Sturme den aus der



14th. Inc. v. C. Koenig

Kaiser Heinrich V. vor Glogau (1109).

Wohlan, thut, was Ihr vermeint, Euch am Besten zu sein, hiernit wollen wir

Stadt geschleuderten, todtbringenden Steinen und Geschossen und sonstigen Zerstörungsmitteln am ehesten ausgesetzt waren; dessen ungeachtet ließen sich die Bürger nicht wankend machen, sondern schossen und warfen auf diejenigen, welche der Mauer am nächsten kamen, daß der Kaiser die Stürmer nach einem nicht unbedeutenden Verluste an den tapfersten Männern endlich aufzugeben sich genöthigt sah. Die Belagerung setzte er noch einige Zeit fort, in der Erwartung, die Stadt werde sich dennoch ergeben, was aber nicht geschah, denn Boleslaw hatte den Glogauern gedroht, wenn sie sich dem Kaiser ergeben, ihre Stadt nach dessen Abzuge bis in den Grund zu zerstören.

Boleslaw neckte mit seiner leichten Reiterei unaufhörlich die Deutschen, und fügte ihnen großen Schaden zu; die Dörfer rings um das feindliche Lager ließ er zerstören, und schnitt dem Feinde jede Zufuhr ab.

Täglich fielen neue Tapfere aus dem Heere der Deutschen, Mangel an Lebensmitteln und verderbliche Seuchen verringerten das Kriegsvolk mit jedem Tage. Zuletzt noch ließen den Kaiser die verbündeten Böhmen im Stich. Boleslaw, heißt es, hatte einen Meuchelmörder gedungen, welcher den Herzog Suatopulk im Zelte des Kaisers am 21. September ermordete. Die über den Tod ihres Herzogs zaghaft gewordenen Böhmen verließen das Lager und zogen mit der Leiche Suatopulks nach Böhmen, wo sie wegen der Thronfolge verderbliche Unruhen befürchteten.

Der Kaiser war über diesen Vorfall sehr befürtzt, und sah nun ein, daß er die Belagerung alles Ernstes aufgeben müsse, um nicht noch größere Verluste zu erleiden.

Da Boleslaw einen Hauptschlag gegen die schwergepanzerten deutschen Ritter nicht wagen konnte, auch der herannahende Winter hinderlich zwischen das Kriegsführen trat, und die geängstigten Glogauer ihn wiederholt um Entsatz gebeten hatten, so schickte er Abgeordnete an den Kaiser, um wegen des Friedens mit ihm zu unterhandeln. Dieser kam aber nicht zu Stande, denn die Bedingungen, deren Erfüllung der Kaiser forderte, waren für Polen zu hart. Er gab den Abgesandten den Bescheid, daß es nur dann zum Frieden kommen könne, wenn Boleslaw seinen Bruder Sbignew in sein Erbe wieder einsetze und Polen den dem Reiche schuldigen Tribut zu zahlen sich verwillige.

Ueberzeugt, daß Boleslaw in keine dieser Bedingungen eingehen würde, gaben sie dies dem Kaiser zu verstehen, ob er vielleicht annehmbarere Vorschläge machen wolle; worauf der Kaiser sie auf seines Reiches Macht und Größe aufmerksam machte, ihnen seinen Schatz, Rüstung und Vorrath, als er bei sich führte, zeigte und sprach: „Wohlan, thut was ihr vermeinet, Euch am besten zu sein, hiermit wollen wir Euch Polen wohl zu Paaren bringen!“ Worauf einer der Gesandten einen goldnen Ring vom Finger zog und ihn mit den Worten zu dem Schatz warf: „Traun, wir wollen Gold zu Gold legen.“ — Der Kaiser ließ sich durch diesen unzeitigen Scherz nicht irre führen, ungeachtet er die Worte des Ritters und ihre Bedeutung, welche auf Verachtung zielte, gar wohl verstand, und entgegnete: „Hab Dank!“ — Von diesem Ereigniß leitete das Geschlecht der Habbanker seinen Ursprung.

Der Kaiser brach hierauf das Lager

ab und zog mit seinem Heere längs dem Ufer der Oder hinauf gegen Breslau. Auf diesem Marsche beunruhigte ihn die leichte Reiterei der Polen unaufhaltsam, während seine schwergepanzerten Ritter diese blutigen Neckereien nicht wiedervergelten konnten.

Auf einer Ebene in der Nähe von Breslau ließ der Kaiser das Lager aufschlagen. Hier soll die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und Polen vorgefallen sein, bei welcher eine der Partheien gänzlich aufgerieben wurde, und die Leichname der Erschlagenen Monate lang auf den Feldern unbegraben liegen blieben, bis sie von den Hunden, die sich in großer Menge daselbst einfanden, verzehrt wurden, wovon gleichzeitig das später hier erbaute Städtchen Hundsfeld seinen Namen erhielt.

Da das deutsche Heer durch die Trennung der Böhmen, durch die einzelnen Streifzüge und durch Ungemach aller Art sehr verringert worden war und der Muth die Meisten verlassen hatte, glaubte der von Allem unterrichtete scharfblickende Boleslaw noch einen Hauptschlag wagen zu dürfen. Er musterte daher sein Heer, ermuthigte es und griff dann mit Ausgang der Sonne das feindliche Lager an. Die Deutschen glaubten anfangs ein kleines polnisches Streifcorps in ihrem Rücken zu haben, welches einen neckenden Anfall mache, sahen aber zu ihrem Staunen das ganze versammelte polnische Heer, und das anfangs vermeinte kleine Gefecht verwandelte sich in eine blutige Schlacht, die bis Sonnenuntergang währte.

Fest standen die deutschen Panzeritter, desgleichen auch die Lanzenknechte, und mancher Pole verblutete sein Leben. Aber mit neuem Muth und mit neuen Kräften

führte Boleslaw die Seinigen an. Ein Haufe Schlesier unter Anführung des Herzogs gab endlich der Sache den Ausschlag; mit Sturm brachen diese unerwartet den Feinden in die Flanke und durchbrachen ihre Reihen. In dieser Unordnung bekamen die Polen neuen Muth und trieben die Feinde in jähe Flucht. Nur mit Mühe entkam der Kaiser. Die meisten Deutschen wurden auf der Flucht erschlagen und ein großer Theil gefangen, welche der Herzog bis zur Auslieferung in Gewahrsam hielt. Das Schlachtfeld war wie besäet von Todten. Die Sieger suchten die Ihrigen heraus und bestatteten sie, die Deutschen ließen sie unbeerdigt liegen, zum Fraß der Vögel und wilden Thiere.

Wie bereits oben angeführt, mangelt diesem Ereigniß die geschichtliche Gewißheit, auch schweigen gleichzeitige Geschichtsschreiber ganz über dieses Faktum. Es ist daher auch glaubhafter, wenn behauptet wird, daß die Deutschen ihr Lager mit Zurücklassung einer Menge unbeerdigter, an Pestfrankheiten gestorbener Krieger abbrachen und die Erbitterung beider Nationen sich gegenseitig des Wortes Hund bediente.

Auch aus dem Folgenden läßt sich eine solche gewaltige Niederlage der Deutschen nicht herausstellen; denn schon im nächstfolgenden Jahre sehen wir den Herzog Boleslaw mit glänzendem Gefolge nach Bamberg ziehen, wo er sich mit dem Kaiser aussöhnte, wobei die alten Bündnisse zwischen Polen und dem Reiche erneuert und befestigt wurden.

Zu noch größerer Befestigung der Freundschaft gab ihm der Kaiser seine Schwester Adelsheid zur Gemahlin, und verlobte seine Tochter Christine, nach Andern Adels-

heide mit Wladislaw dem Sohne des Boleslaw.

Eine so schnelle Versöhnung nach schimpflicher Niederlage zwischen beiden Partheien läßt sich nicht wohl erwarten. Ein damals lebender Schriftsteller schreibt von diesem Kriege: „Der Kaiser zog nach diesem wider die Polen, einer weit abgelegenen Nation, daselbst erstritt er von den Polen mit großem Ernst den lang verweherten Tribut, den sie dem Reiche schuldig.“ Andere Schriftsteller führen sogar das Gegentheil von jener Schlacht an, indem die Deutschen gesiegt und Boleslaw gefangen worden wäre.

Nach der Rückkehr aus Deutschland hielt sich Boleslaw längere Zeit in Glogau auf, welcher Stadt die Polen wegen ihrer bewiesenen Treue und Anhänglichkeit besonders geneigt waren; er befestigte dieselbe und baute die zerbrochenen Mauern wieder auf.

Um diese Zeit tritt in Schlesien ein Fremdling unter dem Namen eines Grafen Peter Blasi aus Dänemark auf, der in jeder Hinsicht von entschiedenem Einfluß auf Schlesien war. Aus unbekannten Ursachen, mit ungeheuern fast königlichen Schätzen ließ er sich hier nieder, erwartete die Gunst des Herzogs Boleslaw, und gelangte vermöge seiner Klugheit zur Würde eines Statthalters von Kalisch und zuletzt zur Oberlandeshauptmannschaft von Schlesien. Er stiftete mehrere Klöster und baute 77 Kirchen und Kapellen.

Im Jahre 1111 unternahm Boleslaw einen neuen Feldzug gegen die ihm gehässigen Böhmen, wurde aber durch die in Polen einbrechenden Preußen im Fortgange dieses Krieges gehindert, worauf Sbi-

new das wehrlose Schlesien überfiel und plünderte. Seine Fortschritte in den Eroberungen stimmten Boleslaw zum Frieden, in welchen Sbi new mit eingeschlossen wurde, daß ihm Boleslaw das Erbtheil des Vaters abtrat.

Der Polen Haß gegen Sbi new dauerte nicht nur fort, sondern vermehrte sich noch mehr, und seine Feinde ruhten nicht eher, als bis sich Boleslaw überreden ließ, den Unglücklichen gefangen zu nehmen und unter dem Vorgeben wiederholter Untreue und Verrätherei hinzurichten.

So sehr diese That von den Zeitgenossen gerechtfertigt wird, bereute sie Boleslaw dennoch in der Folge, und sie nagte zerstörend an seinem Herzen. Nirgends fand er mehr Ruhe, und selbst die Religion konnte ihm den verlorenen Frieden nicht zurückbringen. Im Jahre 1129 machte er mit seinem Vertrauten Peter Blasi, baarfuß und in Bauerntracht, um unkenntlich zu sein, eine Wallfahrt zu den Gebeinen des h. Egidius; im folgenden Jahre eine gleiche Wallfahrt zum Grabe des h. Stephan in Ungarn und hierauf nach Gnesen zum h. Adalbert, dem er ein Geschenk von 80 Pfund Goldes und andere Kostbarkeiten verehrte.

In dieser Zeit seiner Bußübungen mußte er noch einen Zug gegen die Ungarn machen, um die vertriebenen Söhne seiner Schwester in ihr Erbe einzusetzen. Während dieses Feldzuges zogen die Böhmen wiederholt in Schlesien ein und verwüsteten über dreihundert Dörfer.

Diese letzten Feindseligkeiten machten einen noch tiefern Eindruck auf seine trübe Gemüthsstimmung und hatten die Zerrüttung seines Geistes zur Folge. Er starb

im Jahre 1139, im 53sten Jahre seines Lebens und im 36sten seiner Regierung.

Er war übrigens ein Mann von ausdauerndem Muth, voll Kriegslust und Gewandtheit in Ausführung der Pläne während seiner Feldzüge, was die 47 Schlachten und Gefechte bekunden, die er in der Dauer seiner Regierung gewonnen, mit Ausnahme der letzten, welche durch die Fahrlässigkeit und schimpfliche Flucht des Boywoden von Krafau in dem Gefecht gegen die Russen verloren ging. Als gerechte Strafe überschickte der Herzog diesem weiblichen Boywoden einen Hasenbalg, einen Rocken und eine Spindel, worüber sich dieser aus Gram entleibte.

Boleslaw hinterließ fünf Söhne: Wladislaw, Boleslaw, Mieczislaw, Heinrich, und Kasimir. Er theilte seine Länder unter dieselben dergestalt, daß sein Sohn erster Ehe, Wladislaw das Krafause, Siradische und Gentische Gebiet nebst Schlesien, die Söhne zweiter Ehe, mit Ausnahme Kasimirs, die übrigen Theile Polens unter der obersten Leitung des Wladislaw erhielten. Kasimir, der jüngste Sohn, blieb von dem Erbe ausgeschlossen; denn, meinte Boleslaw, „vier Räder tragen einen Wagen, aber mein Sohn Kasimir wird mitten auf dem Wagen sitzen.“

Wladislaw II.

Die Zerstückelung Polens in verschiedene vier Theile war das größte unvorsichtigste Beginnen Boleslaw III., und nicht ohne Folgen für die Nachwelt.

Wladislaw, welchem die Oberaufsicht über seine Brüder übertragen worden, war ein leutseliger und äußerst gutmüthiger Re-

gent, das Gegentheil aber war seine Gemahlin, Adelhaid, eine Verwandte des Kaisers. Schön aber in demselben Maaße stolz und ehrgeizig, sah sie mit Bitterkeit auf die Theilung des Landes, welches sie einst als alleinige Herrscherin zu besitzen gehofft hatte; es war ihr zu gering ehemals kaiserliche Prinzessin, jetzt eine kleine Fürstengemahlin zu sein; unaufhörlich drang sie daher in ihren Gemahl, das Testament des Vaters, welches dieser unklug genug den Vornehmsten des Reichs zur Vollstreckung übergeben hatte, umzustossen und sich in den alleinigen Besitz des Reichs zu setzen. Wladislaw ehrte den Willen seines Vaters, und widersprach der Ehrgeizigen; aber ihre ununterbrochenen Bitten, ihre Gründe und ihre Darstellung von der unpolitischen Handlungsweise des Vaters, bestimmten ihn endlich die Vornehmen des Reichs zu einem Reichstage nach Krafau zusammen zu berufen und dort die Sache in Erwägung zu ziehen.

Der Herzog trug den Ständen seinen Willen vor: wie es dem allgemeinen Nutzen doch weit zuträglichler wäre, wie für des Landes Wohlfahrt besser gesorgt und sein Aufblühen eher befördert werden könnte, wenn die bis jetzt getrennten Provinzen alle unter einem Oberhaupte ständen. — Die Gemahlin des Fürsten setzte noch hinzu: „in ihrem Deutschland wäre ein solches Theilen gar nicht üblich, sondern der älteste Sohn behalte alle Landschaften und gäbe den übrigen Geschwistern nur ein Leibgedinge heraus.“

Die polnischen Großen durch den längst gefühlten Stolz ihrer Fürstin empört, widersprachen: sie wären vom verstorbenen Herzog verpflichtet worden, über die Aus-

führung seines Willens zu wachen und es müsse demnach bei diesem Testamente sein Bewenden behalten.

Unter den Gegnern war auch der Däne Peter Blast. Die Herzogin hatte ihm längst ihre Gunst entzogen und suchte Mittel, diesen Gegner zu unterdrücken. Peter Blast behielt dessen ungeachtet die Gunst des Herzogs. Einst ritt er mit diesem auf die Jagd, wobei er sich, als Beide die Nacht über im Walde zubringen mußten, einen unzeitigen Scherz gegen den Herzog erlaubte und diesem die Treue seiner Gemahlin verdächtigte. Die Herzogin, welche dies erfuhr und sich nicht vorwurfsfrei fühlte, brachte es dahin, daß Peter Blast gefänglich eingezogen, des Augenlichts und der Zunge beraubt wurde.

Diese Grausamkeit fachte das Feuer der verhaltenen Wuth des polnischen Adels an und brachte es zu verzehrendem Ausbruch. Bei der Widersetzlichkeit der Großen gegen den Willen Wladislaw's, wuchs in demselben Maße der Haß der Fürstin gegen die Polen, deren Charakter freilich noch merklich unebener war, als jener der Deutschen, welche darum in der Umgebung der Herzogin bei weitem bevorzugt wurden. — Die höchsten Stellen wurden mit Deutschen besetzt, Deutsche waren die Günstlinge und ersten Hofleute, welche den Herzog durch Ränke und Intriguen zu mancher Grausamkeit verleiteten.

Die auffälligen Polen brachte der Herzog bald zur Ruhe und glaubte jetzt, den Zeitpunkt abgewartet zu haben, seine Brüder mit Gewalt anzugreifen. Mit seinen Grenznachbarn lebte er in Frieden; die Böhmen hatten zwar anfangs seiner Regierung einen Einfall in Schlesien ge-

wagt, sich aber durch den plötzlichen Tod ihres Herzogs wieder zurückgezogen.

Mit Hüffe der russischen Truppen bewog er ohne große Mühe die Brüder Heinrich und Boleslaw, welche zum dritten Bruder Mieczislaw in das besetzte Posen flüchteten. Wladislaw zog gegen Posen und belagerte die Stadt 1145.

Die Belagerten waren hart bedrängt und Boleslaw, der seines Sieges gewiß war, hörte nicht auf die Bitten der Besseren, welche den verderblichen Bruderzwist beseitigen und den Untergang des Reiches verhüten wollten. Noch war es Zeit, den Rückschritt zu thun, um sich die spätere Reue zu ersparen. Selbst der Erzbischoff wagte einen Versuch zur Versöhnung, aber seine Bitten und Warnungen waren fruchtlos. Ein Zufall verkündete dem Herzoge seinen Fall; als der Bischoff sich nach der Stadt zurück begab, riß sein Schlitten, auf welchem er ins Lager gefahren, des Herzogs Zelt um, welches allgemein für eine schlimme Vorbedeutung gehalten wurde.

Während seine Kriegsvölker ihrem Uebermuthe freien Lauf ließen, sich sicher glaubten und wenig auf der Hut waren, dabei ausschweifend und nachlässig, ließen die Belagerten keine Zeit ungenützt vorübergehen, jederzeit kampferüstet, und im Einverständnisse mit mehreren Polen aus Wladislaw's Umgebung, wagten sie in einer Nacht einen glücklichen Ausfall auf das Lager, überrumpelten die Sorglosen, trieben sie in jähe Flucht, zerstreuten das ganze Heer und machten einen Theil zu Gefangenen. Das Lager mit seinen ganzen Vorräthen fiel in die Hände der Sieger; nur mit Mühe entkam Wladislaw verlassen und allein, denn sein eigner ihm bisher noch anhangender

Adel schlug sich zu den Siegern, kam er in Krakau an. Aber auch hier fand er keine Anhänger mehr. Seine Gemahlin mit den drei unmündigen Söhnen Boleslaw, Miecislaw und Konrad zurücklassend, begab er sich nach Deutschland, um Hülfe zu suchen. Seine Brüder verfolgten die Bahn ihres Sieges, belagerten Krakau, und da sich die Herzogin nicht mehr länger halten konnte, bat sie um freien Abzug, den man ihr auch unter Zusicherung eines Geleits gewährte. Die Herzogin zog ihrem Gemahl nach Deutschland nach.

Boleslaw IV., Crispus.

(Der Krausköpfige.)

Nach Vertreibung Wladislaws 1146 wurde Boleslaw IV., der Krausköpfige mit Zustimmung seiner beiden Brüder und des Adels zum obersten Herzog von Polen ernannt.

Wladislaw wendete sich in dieser bedrängten Lage an den Kaiser Konrad, welcher bei den Polenfürsten den Weg der Unterhandlungen einschlug, aber für den Vertriebenen nichts gewann, indem Boleslaw erklärte, daß man die größten innern Unruhen befürchten müsse, wenn Wladislaw nach Polen zurückkehre. Als die Unterhandlungen nichts fruchteten, rückte er 1149, als er vom Kreuzzuge aus Asien heimkehrte, mit einem Heere in Polen ein und schlug an der Oder ein Lager auf. Boleslaw fürchtete die Uebermacht des Kaisers und willigte endlich in dessen Vorschläge, aber kaum hatte dieser dem Lande den Rücken gekehrt, als die Polen bei ihrem einmal gefaßten Plane wieder verharreten; und Wladislaw mußte sich mit einigen Gütern begnügen, die ihm der Kaiser ab-

getreten. Hier erwarb er einen Heerhaufen, welcher durch kaiserliches Kriegsvolk verstärkt wurde, und rückte 1125 in Schlesien ein. Er besetzte und besetzte die beiden Schlösser Nimptsch und Gröbitz, und benutzte sie als Anhaltspunkte bei den einzelnen Ausfällen in die umliegenden Gegenden, aber Boleslaw nahm ihm nicht allein dieselben weg, sondern scheuchte ihn sammt dem geringen Heerhaufen aus dem Lande.

Nach Kaiser Konrads Tode wandte sich der Unglückliche an dessen Nachfolger Kaiser Friedrich I., mit dem Beinamen Rothbart, der in dieser Sache energischer zu Werke ging. Auf dem Reichstage zu Würzburg wiederholte Wladislaw vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen seine Bitte um Unterstützung gegen seine Brüder, und versprach dabei, den dem Reiche noch immer schuldigen Tribut wohl in Acht zu halten.

Es wurde derothalben eine Gesandtschaft an Boleslaw geschickt, und ihm die Wahl gestellt, seinem vertriebenen Bruder das väterliche Erbtheil wieder abzutreten, und dem Reiche den rückständigen Tribut zu zahlen oder des Krieges gewärtig zu sein. Boleslaw wählte das Letztere.

Von beiden Seiten geschahen große Zurüstungen. Um seinem Gegner den möglichsten Unterhalt für sein Heer zu verkürzen, verwüstete er ganz Schlesien dießseit der Oder, mußte sich aber bald zurückziehen, als der Kaiser mit einem wohlausgerüsteten starken Heere durch Böhmen in Schlesien einrückte und schon am 22. August des Jahres 1158 ohne Widerstand zu finden über die Oder ging.

Die Polen wagten nicht, dem starken Heere zu nahen, fürchteten vielmehr durch

dasselbe ihren gänzlichen Untergang, und bequemen sich daher den unangenehmen Schritt der Unterhandlungen zu machen.

Die Bedingungen, welche der Kaiser stellte, waren hart und drückend: Boleslaw mußte schwören, seinen Bruder Wladislaw in sein Erbe wieder einzusetzen, ferner für den dem Lande zugefügten Schaden dem Kaiser 2000, den Fürsten, welche diesem Feldzuge beigewohnt 1000 Pfund, seinen Hofleuten 290 Pfund Silber, und der Königin 20 Pfund Gold zu erlegen, und außerdem noch dem Kaiser zu dessen Kriegszuge gegen Italien 300 wohlgerüstete Reiter zu stellen. So hart auch diese Bedingungen waren, ging sie Wladislaw dennoch ein, um dadurch ferneren und vielleicht noch größeren Nachtheilen auszuweichen.

Dreizehn volle Jahre hatte der unglückliche Wladislaw den Zeitpunkt ersehnt, welcher ihm seine verlorene Macht und Herrschaft wiedergeben würde. Jedoch das Schicksal hatte es anders mit ihm beschloffen; er sollte sein Vaterland nicht mehr wiedersehen, er starb während der Zurüstung seiner Reise zur Heimath zu Altenburg am 2. Juni des Jahres 1159 im 55sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam liegt daselbst begraben.

Nach dem Tode dieses Fürsten glaubten die Polen ihres gegebenen Versprechens wieder ledig zu sein und verweigerten deshalb den drei Söhnen des Verstorbenen das väterliche Erbtheil. Der Kaiser war gerade mit dem Zuge nach Italien beschäftigt, darum ließ er einstweilen die Sache auf sich beruhen. Nach seiner Rückkehr aus Italien ließ er die Polen noch einmal ernstlichst an ihre Zusage erinnern, widrigenfalls er sie mit größerer Strenge,

als bisher geschehen, an die Erfüllung ihres Versprechens zwingen würde.

Die Wortbrüchigen fürchteten des Kaisers Zorn und traten endlich den Söhnen die Landschaft Schlesiens ab. Diese begnügten sich zwar nicht damit, sondern forderten das ganze Erbtheil heraus; als aber jene auf ihrer Weigerung beharrten, und diese auf die Unterstützung des Kaisers nicht rechnen durften, indem derselbe auf einem Kriegszuge gegen die Burgunder begriffen war, stellten sie sich mit dem ihnen abgetretenen Landestheile des großen Polenreiches zufrieden.

Um diese Zeit war der Name Schlesiens für diese getrennte Provinz allgemein gebräuchlich, und man begriff darunter den Theil zwischen der Oder und den böhmisch-mährischen Gebirgen, und einen schmalen Strich am rechten Oderufer.

Das spätere schnelle Aufblühen Schlesiens, das entschiedene Uebergewicht in der geistigen und körperlichen Ausbildung seines Volkes vor dem alten polnischen Mutterlande hatte es lediglich der erfolgten Trennung zu danken.

Als im 6. Jahrhundert die Slaven die von den Quaden und Eyzern größtentheils verlassenen Gegenden im heutigen Polen und am karpathischen Gebirge in Besitz nahmen, gab es unter ihnen noch keinen Rangunterschied der Stände. Als Freigeborne eines freien Stammes, hielten sie Rath über das Wohl der einzelnen Familien und ganzen Gaue. Aus diesen erhoben sich die Mächtigeren im Frieden zu Richtern und im Kriege zu Heerführern, aus deren Mitte in der Folgezeit ein gemeinsames Oberhaupt gewählt wurde.

Aus den einzelnen Familienrichtern

und Häuptlingen bildete sich nun nach und nach der Adel im Gegensatz zu den Leibeigenen und Knechten. Einen dritten Stand zwischen diesen beiden kannte der Pole nicht. Und selbst im 12. Jahrhundert, als Schlesien von Polen getrennt wurde, konnte von diesem dritten Volkstheile, den Städtern, wenig die Rede sein. Gnesen, Krakau, Posen, Kalisch, Breslau und Glogau waren Burgen und feste Schlösser, welche den Fürsten zur Schutzwehr gegen ihre Feinde dienten. Die Bewohner derselben, ein Gemisch aus Freien und Leibeigenen erlangten durch gemeinsame Vertheidigung dieser Burgen auch gemeinsame Rechte und es verschwand unter ihnen der Standesunterschied, sie hoben sich dagegen nach und nach durch ihre Handwerke und wurden den Fürsten immer unentbehrlicher. Dieser fast unabhängige Zustand, den Fürsten und dem Adel gegenüber, lockte bald mehrere herbei. Dagegen blieb der Bauer in seinen alten drückenden Verhältnissen. Er seufzte unter dem Drucke des Adels, der mit ihm schaltete nach Wohlgefallen und ihn zu jeden möglichen Dienste gebrauchte.

Die Beschäftigung der Leibeigenen war der Ackerbau; doch Alles, was er besaß, Vieh, Geräthschaften und Getreide, gehörte seinem adeligen Herrn, der es nach Willen ihm nehmen konnte. Auf den Burgen mußten sie Wache halten, bei Bauten Handdienste leisten, in Kriegs- und Friedenszeiten den Fürsten und ihrem Gefolge Vorspann geben. Ihre aus dem Ackerbau gezogenen Vorräthe standen ohne Widerrede zur freien Disposition der Krieger.

Der Fürst hatte die oberste Gewalt im Lande, welche aber durch die Landstände wie die häufigen Zusammenkünfte des Adels

bezeugen, gedämpft wurde. Er war oberster Richter und hielt seinen Gerichtshof, vor welchem jeder erscheinen und seine Gerechtsame vertheidigen oder Schutz suchen konnte. Als Einkünfte besaßen die polnischen Herzöge außer den Grundbesitzungen, die durch eine Zahl von Leibeigenen verwaltet und besorgt wurden, eine jährliche Abgabe von jeglichem Grundeigenthum.

Es lag in dem rauhen und übermüthigen Character dieser Nation, daß dieselbe mit ihren abendländischen Nachbarn nicht gleichen Schritt in der Fortbildung hielt. Schon in dem Worte Slaven (die Redende) im Gegensatz zu Niemzi (die Stummen) liegt jener Uebermuth, welcher dem Aufschwung der Bildung hinderlich war; und in der selbst dem Christenthum zuwiderstrebenden Unterdrückung und grausamen Behandlung des Leibeigenen, dessen Sinn für das Bessere abgestumpft wurde, ist das Grab zu suchen, in welchem dieses Landes Aufschwung in dauerndem Schlummer ruhte.

Auch die Einführung der christlichen Religion war nicht im Stande, diese geistige Finsterniß so schnell zu durchbrechen, als in den Nachbarstaaten, wo der große Haufe der Bürger und Bauern unter bessern Verhältnissen lebte. Dabei führten die Unterdrückten ein ausschweifendes Leben, und das Uebermaass im Genuße geistiger Getränke war schon in jener alten Zeit ein Hauptfehler dieses Standes. Die neue Religion gebot ihnen Einschränkung, mäßiges Leben, Fasten und fleißigen Besuch des Gottesdienstes: aber nur mit Gewalt konnte der Bauer hierzu bewegt werden; die Unsitten des Heidenthums gestatteten ihnen mehr Freiheit und nur schwer konnten sie sich von den alten Mißbräuchen losreißen.

In einem solchen Zustande befand sich ihre Jugendzeit unter Deutschen verlebt, die polnische Nation, die schlesische mit inbegriffen, als in dem Ländchen der letzteren von jetzt ab drei polnische Prinzen, die das Zeppter der Regierung übernahmen und deutsche Sprache, Sitten und Geseze den Schlesiern brachten und verbreiteten.

Denkwürdigkeiten.

Von dem Tодаustreiben in Schlesien und Polen.

Die am Sonntage Lätare in der Fastenzeit zum Theil noch jetzt üblichen Gebräuche der Jugend der ärmeren Volksklassen scheinen ursprünglich nichts anderes, als ein Fest wegen des herannahenden Frühlings gewesen zu sein; es wurde in Polen und Schlesien gleichgebräuchlich gefeiert. Der Ursprung wird andererseits aus der im Jahre 965 erfolgten Bekehrung der Schlesier zum Christenthum hergeholt, zu welcher Zeit alle heidnischen Götzen in den Gauen und heiligen Hainen vernichtet und weggeworfen wurden. Man verstattete nämlich den Kindern und jungen Leuten, Popanze aus Stroh mit Lumpen bekleidet zu verfertigen, welche die Slavischen Götzen Marzane und Zievonie in männlicher und weiblicher Gestalt vorstellten. Diese Pilder wurden an einer Querstange aufgehangen, durch die Stadt oder das Dorf getragen oder geschleppt und unter Absingung schimpflicher Lieder außerhalb der Wohnorte verbrannt, theils ins Wasser geworfen. Von den ältesten Liedern der Art sind zwar keine aufgezeichnet, mögen aber wenig unterschieden sein, von denen, die noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Schlesien und Böhmen gesungen und durch mündliche Ueberlieferung von der ältesten bis in die neueste Zeit fortgepflanzt wurden:

Nun treiben wir den Tod hinaus
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in die Kasten,
Morgen wollen wir fasten.

In Böhmen:

Nun treiben wir den Tod aus dem Dorfe,
Den Frühling in das Dorf,
Willkommen lieber Frühling!

oder:

Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen soll;
Wir treiben ihn über die Heide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

Gelehrte Forscher verstanden unter dem Worte Tod nicht den gewöhnlichen, natürlichen Tod, sondern den alten heidnischen Götzen Tod, Tuith, Theut, welcher in Deutschland durchgängig verehrt wurde. Dieses ist jedoch nur eine Muthmaßung und zu weit hergeholt; unsere singenden Voreltern meinten unter dem Worte Tod den wirklichen Tod; welches aus Folgendem erhellt:

In dem Orte, wo der Tod nicht mit den gewöhnlichen Ceremonien ausgetrieben wurde, fürchtete man das Ausbrechen der Pest. Und in dem Hause, in welches der Popanz aus Leichtfertigkeit geworfen wurde, war man der Meinung, daß Jemand noch in demselben Jahre sterben würde, weshalb man den muthwilligen Kindern Geld zu geben genöthigt war, um sich einer solchen Gefahr nicht auszusetzen.

Wenn die Herumziehenden den Popanz über die Grenze des Aekers geworfen hatten, liefen sie in größter Eile zurück; wer der Letzte war, oder unter Weges fiel, von dem nahm man an, daß er noch in demselben Jahre sterben würde. Bei der Zurückkunft stellte man im Orte eine große behauene Tanne auf, schmückte sie mit bunten Bändern, Wolle, Federn, gemalten Eierschalen, Goldglitter u. dgl. Diesen Baum nannte man den Sommer oder Mai. Jünglinge setzten dagegen den Jungfrauen kleinere Bäume der Art vor die Thüren, nachdem sie den alten Weibern den Tod ins Haus getrieben hatten.

Daß man unter dem Worte Tod den natürlichen Tod, auch den Tod der Natur, den Winter, verstanden, erhellt daraus, daß der eine der ausgetriebenen vermeintlichen Götzen die Göttin Marzane (Todesgöttin Kälte) war, und von welcher man in der Regel das polnisch Liedchen sang:

Der Tod treibt sich um die Bäume herum,
Er sucht einem was anzuthun.

Ueberdem ist im Frühjahr die Sterblichkeit der Menschen größer als sonst, und wenn man nun mit dem Gedanken des stiehenden Winters auch den des Todes mit aufnahm, so war nur der Uebergang des Winters zum Sommer der geeignetste Zeit-Abschnitt dazu; denn die alten Slaven kannten nur zwei Jahreszeiten: den Winter und den Sommer.

Aus diesen angeführten Gründen heißt dieser Tag auch der Sommersonntag. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß man mit dieser Feier auch ein festliches Andenken der Einführung des Christenthums in Schlessien verband, daß das einmal vorhandene Fest beibehalten und der Worte Tod der Begriff eines alten heidnischen Götzen untergeschoben wurde, und so in der alten Frühlingsfeier, welches bei den Russen, Böhmen, Nürnbergern und Bairern mit den selben Ceremonien abgehalten wird, zugleich ein Religionsfest zum Andenken der unter den Herzog Mieszlaw im Jahre 966 geschehenen Einführung des Christenthums in Schlessien feiert.

In der ganzen Provinz gehn die Kinder, aber nicht um dieses Fest zu wiederholen, von welchem sie keine Kenntniß der Bedeutung desselben haben, als vielmehr um Almosen zu sammeln, mit den gepukten Wipfeln junger Tannen und Fichten in Dörfern und Städten von Haus zu Haus, und singen ihre Maientlieder, die theils aus der ältesten Zeit herkommen, theils in der spätern Zeit gebildet haben:

Dort oben ein ist hohes Haus,
Da steht eine schöne Jungfer raus.
Das Lächel läßt sie fliegen,
Einen Reichen wird sie kriegen.

Ober:

Die Jungfer hat gar knappe Schuh',
Sie geht wohl auf die Kirche zu,
In Himmel wird sie kommen,
Sei's Winter oder Sommer.

Ober:

Der Herr ist ein gutter Mon (Mann)
Er hätte gern einen jungen Sohn;
Er wird wohl einen kriegen,
Er wird wohl einen wiegen.

Ober:

Der Herr hat eine hohe Mügen,
Er hat sie voll Dukaten süßen,
Er wird sich wohl bedenken
Und wird mir einen schenken.

Unter ferner noch den verschiedensten Wendungen werden die Maientlieder abgesungen. Wenn die Sänger bei wiederholtem Singen nichts erhalten, singen sie gewöhnlich Schmähtlie-



Lith. Institut v. C. Kromer.

Graf Peter Wlast von Skrzyn
wird seiner Zunge beraubt und geblendet.

er und stürmen unter großem Geschrei zum Hause hinaus.

Wo sie Gaben erhalten, lassen sie auch das Danklied erschallen:

Habt Dank Ihr Herren, Frau'n Jungfern mein,
Das Himmelreich soll Euer sein,
Dazu die himmlischen Kronen,
Gott wolle Euch belohnen.

In der Stadt Breslau ist es gegenwärtig noch Sitte, daß die Knaben und Mädchen aus den Kinder-Hospitälern an diesem und den folgenden Tagen einen feierlichen Umgang halten, unter Begleitung ihrer Schaffner oder Lehrer, dabei Paarweise gehen und einzelne Strophen aus einem geistlichen Liede singen:

Die angenehme Zeit ist da,
An welcher wir sind Christen worden,
Wir waren fern, jetzt aber nah,
Wir sind nicht mehr im Heiden-Orden,
Gott hat an dieses Land gedacht,
Und es zum Christenthum gebracht.

Peter Wlast.

Eine für das Emporkommen der Civilisation des schlesischen Landes höchst wichtige Erscheinung ist Peter der Däne, Groß-Graf von Skryn, der Uebervinder genannt. Zwar wird dieser dänische Graf von der Person des Peter Wlast, welchen man für einen Polen hält, von einigen Chronikern unterschieden, es sind aber für diese Behauptung zu wenig Gründe vorhanden, so daß man ohne zu irren, Peter den Dänen und Peter Wlast für eine und dieselbe Person ansehen kann, indem beiden dieselben Eigenschaften und Verdienste zugeschrieben werden.

Peter Wlast besaß übergroße Reichtümer, über deren Besitzergangung verschiedene Märchen von den alten Chronikschreibern erzählt werden.

Aus altadeligem Geschlechte stammend und bei seinem Fürsten von Dänemark in großem Ansehn stehend, schickte ihn dieser als Brautwerber zu einem russischen Fürsten. Letzterer übergab ihm seine Tochter um dieselbe seinem Herrn heimzuführen. Peter, selbst noch jung, anmuthig und schön, verliebte sich auf dem Heimzuge in die junge Prinzessin, deren Gegenliebe zu erringen ihm nicht schwer ward, indem die Braut nicht geneigt sein mochte, einen Gemal zu nehmen, den sie noch nie gesehen, und dessen geistige und körperliche Eigenschaften sie nicht kannte. Peter floh nun mit der Prinzessin, die einen überaus großen Heirathsschatz mit sich führte, und begab sich zu dem Könige von Polen Boleslaw III. der zu jener Zeit bei den nordischen Völkern in großem Ansehn stand.

Von andern wird Wlast für einen Seeräuber gehalten, welcher dieses Gewerbe in Gemeinschaft mit seinem Vater trieb, endlich aber dem Drange, seine Abenteuer auf dem flachen Lande fortzuführen, nicht widerstehen konnte und sich deshalb zu dem Polenfürsten begab, welcher den Vater des jungen Peter mit allen Schätzen nach Polen abholen ließ.

Peter erwarb sich durch seine Tapferkeit, Treue und Klugheit, verbunden mit Freundlichkeit und Uneigennützigkeit, nicht nur die Liebe des Herzogs, sondern auch die Gunst sämtlicher Polen in hohem Grade. Ersterer gab ihm die Städte Skryn und Kionsch zum Geschenk und vermählte ihn mit einer russischen Fürstin Namens Marie, Tochter des Wladimir, durch deren Besitz er seine Reichtümer bedeutend vermehrte.

Peter war des Herzogs Liebling und steter Begleiter; als solcher erhielt er auch bald die Woywodschaft von Kalisch und Kruswicz.

Gingebend seines früheren sündhaften Lebenswandels als Seeräuber, unternahm er mit dem Herzoge Boleslaw, welcher gleichfalls eine schwere Sünde, die Ermordung Sbignews abzubüssen hatte, mehrere Wallfahrten: zum St. Regidius in Frankreich, zum St. Stephan in Ungarn und zum St. Adalbert in Gnesen, wobei er einen Theil seiner unrechtmäßig erworbenen Schätze zum Aufbau von 7 Kirchen zu verwenden gelobte, welche Zahl in der Folge bis zu 77 heranwuchs.

Gleiche Gunst wie unter Boleslaw wurde auch unter dessen Nachfolger Wladislaw II. dem Grafen Peter zu Theil. Letzterer ernannte ihn zum Landeshauptmann von ganz Schlessien. Als solcher erbaute er zu Breslau die St. Adalbertskirche, auf dem Gipfel des Zobtenberges ein festes Schloß und auf der kleinen Ebene vor demselben, Kloster und Kirche, wie auch später 1150 a. n. Fuße des Berges zu Gorkau und auf dem Sande zu Breslau zwei Kirchen zu Ehren unser lieben Frauen. Zum Abt des Klosters auf dem Zobtenberge wurde der Hofkaplan der Gemalin des Grafen gesetzt, der eine Anzahl Ordensbrüder aus dem Augustiner Kloster zu Auras in Brabant kommen ließ und diese Abtei damit besetzte. Auch erbaute Wlast auf dem Elbing zu Breslau, wo er ein Jagdschloß besaß, das Vincentiner Kloster, begabte es mit großen Reliquien und Reichthümern und besetzte es mit Cisterziensern aus dem Kloster Lincej bei Krakau. Die St. Martinskirche und die St. Regidiuskirche aus dem Dom zu Breslau wurden ebenfalls von ihm errichtet. — Außer diesen und den Kirchen in den Städten zu Teschen, Strehlen, Rauden, Reisse, Fauer, Goldberg, Heinau, Wohlau, Steinau, Glogau, Sagan, Schweidnitz, Sriegau, Oppeln, Namslau, Auras und Neumarkt, erbaute er noch mehrere Gotteshäuser in Polen; worunter freilich mehrere Kapellen sind, daß aber doch die Zahl von mehreren siebenzig Bethäusern herauskommen kann.

Peter Wlast ist zugleich der erste, der die Entfernung von einem Orte zum andern messen und Meilensteine setzen ließ.

Seiner Verdienste ungeachtet, mußte Peter Wlast den Wechsel des Schicksals erfahren.

Adelheid eine deutsche Prinzessin und Gemalin des Herzogs, war über die Theilung Polens unter die übrigen Brüder des Herzogs unzufrieden, und suchte diesen zu vermögen, seinen Brüdern das Erbe mit Gewalt zu entreißen. Peter Wlast, einer der Mächtigsten und Reichsten des Landes, war längst ihren Plänen entgegen, weshalb sie Ursache suchte, diesen zu stürzen. Die Gelegenheit erschien bald. Einstmals ritt er mit dem Herzoge auf die Jagd; beide verspäteten sich und mußten im Walde übernachten. Des einfachen Mooslagers ungewohnt, scherzten sie miteinander und Wladislaw sagte unter anderm zum Grafen. „Deine Frau wird heut ein besser Lager haben beim Abt zu Skrym als Du hier hast.“ Wlast wollte Gleiches mit Gleichem vergelten und erwiderte: „Herr, vielleicht schläft Eure Frau heut auch in weicheeren Betten bei dem Marschall Dobies, als Ihr.“ — Dobies war nämlich ein deutscher Ritter und besonderer Günstling der Herzogin Adelheid. — Peter Wlast's unbedachtsame Gegenrede zog sich der Herzog zu Gemüth, daß er deshalb einen Verdacht auf seine Gemalin warf, die nun nicht eher ruhte, als bis sie den Namen dessen erfuhr, der in ihrem Gemal diesen schrecklichen Verdacht erweckt. Kaum hatte sie den Namen Peter Wlast erfahren, als das Gift der Rache in ihr zu kochen anfang. Nun suchte sie die Schattenseiten des Grafen im grellsten Lichte hervorzuheben, nannte ihn den Anführer einer geheimen Verschwörung und ließ nicht eher nach, den schwachen Gemal zu bestürmen, als bis er ihr den Grafen zur freien Bestrafung überließ. Als Peter seine Tochter mit dem Fürsten Jara von Serbien zu Breslau vermählte, wurde der Racheplan ausgeführt. Vor Tagesanbruch drang der Ritter Dobies mit seinem Gefolge in das Schloß des Landeshauptmanns, und erhielt als Abgesandter des Herzogs Wladislaw ohne Weiteres Eintritt. Wlast wurde sofort gefesselt und auf schnellen Pferden in ein entfernt gelegenes Schloß (Zeltisch) geführt, wo er eine langwierige Gefangenschaft

u erdulden hatte. Doch nicht genug; als er der Herzogin von ihrem Gemal auf Leben und Tod übergeben worden, ließ diese dem Unglücklichen durch ihren Ritter Dobies, welcher sich mit zwei Knechten nach dem Gefängniß begab, erst die Zunge ausschneiden und dann mit glühendem Eisen die Augen blenden, damit er der Fürstin Ehre nicht mehr verunglimpfen und nicht mehr Zeuge verbotener Liebe sein könnte.

Wladislaw bereuete zu spät seine Nachgiebigkeit.

Nach den Angaben alter Chronisten soll Wlast durch ein Wunder Sprache und Gesichts wieder erhalten haben; es sieht daher das Ganze einem Märchen ähnlich, von dem seine Gefangenschaft und Verbannung nur als Thatsachen anzunehmen sind. Denn Wlast wendete sich hierauf an die Brüder des Herzogs, unter deren Mitwirken Wladislaw sammt seiner Gemalin und den Kindern aus dem Lande vertrieben wurde.

Peter Wlast starb am 22. April 1153, nachdem er seine meisten Schätze den Klöstern und Kirchen zugewendet. Sein Leichnam wurde in dem von ihm erbauten Vincenzkloster auf dem Elbing begraben. Als man im Jahre 1529 dies Kloster abbrach, ist sein Schädel noch ganz gefunden worden. Auf seinem Grabsteine haben die Worte gestanden:

Hic situs est Petrus
Maria conjuge fretus.
Marmore splendente
Patre Guilhelmo peragente.

Hier liegt Petri des Dänen Leib,
Der viel getraut hat auf sein Weib;
Abt Wilhelm hat ihm lassen sein
Aushauen diesen Marmelstein.

Chronologische Ergänzungen.

Von 1000 bis 1162 nach Ch. G.

- | | |
|---|---|
| <p>010 Belagerung der Feste Glog durch Boleslaw I.
-15 wurde Patschkau eingekäschert und 1063 von den Polen geplündert.
16 großes Sterben in Polen Schlessen und Böhmen.
17 belagerte Kaiser Heinrich I. das Schloß Rimpstsch. In demselben Jahre sah man einen Kometen, einem Balken gleich.
21 wurde Franenstein mit Mauern umgeben.
25 starb Boleslaw I. König von Polen.
34 starb Miecislaw II. König von Polen.
38 brannte Brzetislaw von Böhmen Breslau nieder.
41 verlegte König Kasimir I. den Bischofsitz von Schmograu nach Pitschen.
41 Stiftung des Klosters Leubus durch Kasimir I.
148 Stiftung des Benedictiner Nonnen-Klosters durch Kasimir I.
51 Verlegung des Bischofsitzes von Pitschen nach Breslau.
52 Erbauung einer neuen Burg auf der Dominsel zu Breslau.</p> | <p>1058 starb König Kasimir I. von Polen.
-70 Gründung der Stadt Schweidnitz.
-85 wurde Tauer erweitert.
-94 zerstörte Przemislaw von Böhmen das Schloß Bardun am Warthaflusse.
-96 Verwüstung Briegs durch Przemislaw von Böhmen.
1102 starb Herzog Wladislaw.
-08 umgab Boleslaw III. die Stadt Hirschberg mit Mauer und Graben.
= Schlacht zwischen Boleslaw III. von Polen und Kaiser Heinrich V. in der Ebene, wo heut Hundsfeld liegt.
-09 Belagerung von Bythou (Beuthen) durch Kaiser Heinrich V.
-10 Stiftung des Augustiner Klosters auf dem Zobten durch den Grafen Peter Wlast.
-14 zündete Herzog Sobieslaw von Böhmen Glog an,
= Massive Erbauung der Kirche u. L. Frauen zu Striegau
-17 Friede zwischen Polen und Böhmen.</p> |
|---|---|

1120 legte Boleslaw der Krause den Grund zur Domkirche in Glogau.

—22 wurde Leobschütz eingedöhrt und 1162 die erste Judenverfolgung verhängt.

—25 große Theuerung und Pest.

—34 den 12 April, Grundlegung zum St. Albrechts Kloster in Breslau.

—39 besetzte Graf Peter Blask das Vinzentiner Kloster zu Breslau mit Prämonstratenser Mönchen.

—39 starb Boleslaw III.

—48 schlug ein Bergmeister Namens Lorenz Anan der Stelle wo Schmiedeberg liegt, auf Eisenerz ein, errichtete Eisenhämmer und es

entstand nach und nach diese Stadt.

11 erbaute Boleslaw IV. das Schloß Fürstenstein.

—48 führte Bischof Walter Zadock die hölzerne Domkirche zu Breslau steinern auf.

—52 befestigte Wladislaw II. Nimptsch und gab ihm Stadtrecht.

—53 starb Graf Peter Blask.

—58 ließ Boleslaw IV. die Stadt Löwenberg mit Palisaden befestigen.

—59 gründete der vertriebene Herzog Wladislaw II. von Polen das Schloß zu Wohlau.

—59 Erbauung der Pfarrkirche zu Reichenbach.

—62 fielen 12 Schnee nach einander.

Erste Periode.

Schlesien unter eigenen Fürsten bis zum Verfall seiner Unabhängigkeit.

1163 — 1311.

Durch seine Macht und sein Ansehn war es dem Kaiser Friedrich Barbarossa gelungen, die Herzöge Boleslaw, Miecislaw und Heinrich von Polen durch Abtretung eines Ländtheils, ihren in der Verbannung lebenden Bruder Wladislaw und dessen Nachkommen für das verlorene Erbe zu entschädigen. Diese Entschädigung bestand in dem westlich gelegenen Theile Polens, welcher den Namen Kleenane (Schlesien) führte. Wladislaw war zwar noch vor der Besignahme des Landes (1159) gestorben, es wurde aber dasselbe seinen drei Söhnen Miecislaw, Boleslaw und Konrad drei Jahre später (1162) durch Boleslaw den Krausen, Namens seiner andern beiden Brüder von Polen zur Theilung übergeben, jedoch mit dem Vorbehalt einiger befestigten Schlösser und der polnischen Schutz-Gerechtigkeit

Schlesiens Grenzen wurden damals nicht genau genug bestimmt, wie die in der Folge darüber entstandenen Streitigkeiten deutlich genug darthun: es bestand übrigens damals aus dem schrägwinkelichten Stücke Landes zu beiden Seiten der Oder, welches größtentheils durch natürliche Grenzen von den Nachbarländern geschieden war. Große Waldungen bildeten im Osten gegen Klein-Polen die Grenze; im Westen wurde es von Böhmen, zu welchem die jetzige Grafschaft Glatz gehörte, durch die Sudeten getrennt; im Süden grenzte es an Mähren und Ungarn und machte das mährische Gebirge und die Karpathen die natürliche Scheidewand. Nur im Norden begrenzte es das ebener gelegene Land der Mark Brandenburg. Das ganze Herzogthum erstreckte sich in seiner Länge von der äußersten Grenzfeste Jablunka im Tesch-

nischen bis etwa drei Meilen vor Frankfurth, indem es das Land um Krossen in sich schloß, und in seiner Breite vom Riesengebirge bis hinter Polnisch Wartenberg. Auch das im Süden gelegene severische Gebiet gehörte noch zu Schlessien. Die polnischen Könige haben diesem Lande später mehrere Theile abgezwickelt und ihrem Reiche einverleibt. Von der Lausitz gehörten nur einige Städte zu Schlessien, den übrigen Theil hatten die Markgrafen von Meissen an sich gezogen. Zuletzt kam die ganze Lausitz an die Krone Böhmens.

Solchergestalt theilten sich die Söhne Wladislaw's in das Herzogthum Schlessien, so zwar, daß Mieczislaw, mit dem Beinamen der Alte, den oberen, Boleslaw, den mittleren und Konrad den niederen Theil erhielt.

Ungeachtet der Theilung behielt Schlessien den Titel eines Herzogthums und die Fürsten nannten sich Herzöge in Schlessien mit Hinzusetzung des Namens der Hauptstadt in welcher sie residirten; der ihnen zugetheilte Länderstrich wurde ein Fürstenthum genannt.

Erster Abschnitt.

Piastische Fürsten in Niederschlessien.

Boleslaw I., der Lange.

1163 — 1201.

Den besten und einträglichsten Theil, den Kern von Schlessien, hatte Boleslaw erhalten. Dieser junge Fürst, wegen seiner hohen und kräftigen Körpergestalt der Lange und Starke genannt, war ein streitbarer Held, welcher bereits im Heere des Kaisers, während dessen Kriegen gegen Italien, Proben der Tapferkeit abgelegt, und, ausgerüstet mit Kenntnissen und großer Kriegserfahrung, jetzt mit entschiedenem Uebergewicht auftrat.

Boleslaw IV., der Oberherr von Polen, betrachtete Schlessien noch immer als ein ihm untergeordnetes Land und zu Polen gehörig, schien auch die Absicht zu haben, dasselbe über kurz oder lang dem Reiche wieder einzuverleiben, weshalb er auch

mehrere schlessische Burgen mit seinen Kriegsvölkern besetzt hielt, um so zu sagen das Heft in Händen zu haben. Noch hatten sich die schlessischen Fürsten dagegen nicht widersezt, weil sie sich gleichfalls zu den polnischen Fürsten zählten und auf dieses gesammte Reich gleiche Rechte als ihre Dheime zu haben wädhnten; doch es erfolgte bald die gänzliche Loosagung von Polen.

Herzog Heinrich zu Lublin und Sendomir gerieth in einen Krieg mit seinen Nachbarn, den Preußen, welche kaum zur christlichen Religion übergetreten, derselben wieder entsagt hatten. Auch die schlessischen Fürsten sandten Hülfsvölker zu diesem Kriege. Aber der Kampf nahm (1167) für die Polen ein trauriges Ende. Die siegenden Preußen erschlugen den Kern des polnischen Heeres und mit ihm den Herzog Heinrich.

Heinrich hatte keine Leibeserben hinterlassen; wenn nun gleich die Herzöge Miecziſlaw, Boleslaw und Konrad in Schlefien auf das Reich des erschlagenen Dheims gleiche Erbberichtigung hatten, als deſſelben Brüder, Kaſimir und Boleslaw IV. ſo wurden ihre Ansprüche dennoch nicht berücksichtigt, ſondern die beiden polniſchen Herzöge theilten ſich in Land und Leute ihres Bruders.

Boleslaw der Lange, der Muthigſte unter ſeinen Brüdern gab ſein Anrecht auf Heinrichs Brudertheile noch nicht auf; für den Augenblick fühlte er ſich zwar zu ſchwach, um die Dheime mit bewaffneter Macht anzugreifen, rüſtete ſich aber inſgeheim mit ſeinen Brüdern, und als zwei Jahre verſtrichen waren, erneute er noch einmal jenes Recht und drang bei erfolgter Abweiſung entſchieden auf Abtretung des gebührenden Erbes.

Den Polen war daran gelegen, keine Macht, beſonders die ſchleſiſche, welche durch ihre deutſche Verfaſſung ein Ueberge-
wicht zu gewinnen ſchien und dem großen Reiche gefährlich zu werden drohte, neben ſich erſtehen zu laſſen; ſie ſuchten daher auf anderem Wege dieſen Streit beizulegen, eines Theils weil ſie die deutſche Macht fürchteten, andern Theils weil Boleslaw IV., der beim polniſchen Adel in Ungunſt ſtand, es auf einen Krieg nicht ankommen laſſen wollte. Die polniſche Geiſtlichkeit machte den Vermittler, und leitete die Sache dahin, daß Boleslaw IV. ſeine in den ſchleſiſchen Burgen und Schlöſſern ſtationirenden Söldner in ſein Reich zurückberief und ſomit Schlefien den drei Herzögen unumſchränkt überließ, womit ſich auch dieſe begnügten.

So wurde ein verderblicher Krieg vermieden und den Schleſiern Zeit gelaffen, das erſchöpfte Land durch eine weiſe und friedliche Regierung zu heben und in Aufſchwung zu bringen.

Konrad der Krankſüchtige, welcher bei der Theilung Schlefienſ die Städte Glogau, Croſſen und Sagan mit ihren Gebieten erhalten hatte, ſtarb ſchon im Jahre 1178, worauf Boleslaw von dieſem Fürſtenthum Beſitz nahm. Sein Bruder Miecziſlaw, welchen er nicht entſchädigte, war hiermit unzufrieden und verband ſich mit Jaroslaw, dem Sohne des Boleslaw, welcher das Fürſtenthum Oppeln und Neiſſe beſaß, um den Vater zu ſtürzen. Boleslaw hatte ſich nämlich nach dem Tode ſeiner Gemalin Benzeſlawa, mit Adelheid, einer Tochter Berengars von Sulzbach vermählt und in dieſer Ehe einen Sohn erzeugt, welcher in der Folge als Heinrich I. auftritt. Seinen Sohn erſter Ehe, Jaroslaw entſchädigte er mit Oppeln, und die Stiefmutter wendete Alles an, dieſen zu Gunſten ihres Sohnes von der rechtmäßigen Nachfolge des Vaters auszuschließen. Dieſes war der Grund, warum ſich jetzt Jaroslaw mit ſeinem Dheim verband und den Vater aus dem größten Theile ſeines Beſitzes vertrieb, und ſeine Stiefmutter ins Elend jagte.

Dieſe offene Fehde wurde durch den väterlichen Dheim Kaſimir II. von Polen friedlich beigelegt, indem er zu Gunſten Miecziſlaws mehr im Krafauſchen gelegene Gebiete, als Auſchwitz und Beuthen abtrat, und ſo den hart bedrängten Boleslaw in ſein Reich wieder einſetzte. Jaroslaw behielt Oppeln und bekam in der Folge

als er in den geistlichen Stand trat und (1198) Bischof zu Breslau wurde, das Fürstenthum Neisse dazu. Jaroslaw starb 1201. Dypeln fiel an seinen Vater zurück, welcher dieses Fürstenthum seinem Bruder Mieczislaw überwies; Neisse hingegen hatte der Bischof mit Bewilligung seines Vaters dem Breslauer Bisthum vermacht, und es erhielten seit dieser Zeit die Bischöfe von Breslau den Titel eines Fürsten von Neisse.

Alles war ins Gleichgewicht gebracht; Schlesien bestand aus den beiden Hälften, aus Ober- und Niederschlesien, und es wurde diese Eintheilung auch in der Folge beibehalten.

Boleslavs 38jährige Regierung ist nicht reich an besonderen denkwürdigen Begebenheiten. Als abgesagter Feind des Krieges und besonderer Freund des Friedens verwendete er die ruhige Zeit seines Herrscherthums zum Wohle der Unterthanen und zum Besten des ganzen Landes. Als ruhmwürdiger und streitbarer Fürst legte er neue Städte an, befestigte und verbesserte die schon vorhandenen und versah sie mit wohlthüenden Gesetzen und Einrichtungen. Breslau und Liegnitz, wo er abwechselnd residirte, wurden von ihm besonders berücksichtigt. Vermöge seiner Gottesfurcht machte er den Kirchen und Klöstern reiche Schenkungen, wohl überzeugt, daß nur durch die in den Künsten und Wissenschaften erfahrene Geistlichkeit die Kultur des Landes gehoben werden konnte. Im Jahre 1175 besetzte er mit Bewilligung seines Vaters das Feldkloster Leubus, in welchem früher Benedictiner waren, mit Zisterzienser Mönchen aus dem Kloster Pforta, wo sich das Grab seiner Mutter befand, und dotirte das

Kloster mit dem Zehnten des Liegnitzer Fürstenthums. Der erste Abt Florenz brachte aus Pforta die Borsdorfer (Pfortsdorfer) Äpfel, von dem Orte Pforta so benannt, nach Schlesien und pflanzte hier diese Frucht. Auch das Wohl des Landmannes begründete Boleslaw und schützte den armen Bauer vor der Habgier des Adels durch ein weises Gesetz, welches Kasimir II. von Polen seinem Reiche gab, und welches jener im Verein mit seinem Sohne dem Bischof Jaroslaw unterschrieb. Es herrschte zu jener Zeit noch der barbarische Gebrauch, daß bei Reisen oder Fehden des Adels der arme Bauer mit seinem ganzen Hab' und Gut erhalten mußte. Ohne Murren, wollte er nicht erschlagen oder doch wenigstens gemißhandelt werden, mußte dieser geschehen lassen, daß die Uebermüthigen ihr schlechteres Vieh mit dem besseren des Bauers austauschten, seine Vorräthe plünderten, mit sich nahmen oder verdarben, was sie nicht fortbringen konnten. Diesem Unwesen, wobei auch die geistlichen Güter nicht verschont blieben, wurde durch das neue Gesetz gesteuert, und eine gewisse Strafe für den Uebertreter desselben festgesetzt.

Boleslaw hatte mit seiner zweiten Gemahlin vier Kinder gezeugt: Heinrich, Konrad, Johannes und Adelheid. Die beiden jüngeren Brüder starben in ihrer Kindheit, und Adelheid wurde an den Markgrafen Diepolt zu Mähren verheirathet. Der Verlust dieser Kinder, so wie der Tod seines ältesten Sohnes des Bischofs Jaroslaw, hatten den Herzog tief gebeugt; er starb bald nach dem erfolgten Tode des Letzteren den 18. Juni 1201 auf seinem Schlosse Lesnicz (Lissa) bei Breslau, und wurde

seinem Wunsche gemäß in der Klosterkirche zu Leubus begraben. *)

Heinrich I., der Bärtige.

1201 — 1239.

Heinrich I., einziger Sohn und Erbe Boleslaw I., trat bald nach dem Tode des Vaters die Regierung der Fürstenthümer in Niederschlesien an. Schon in seinem achtzehnten Lebensjahre (1186) hatte er sich mit der zwölfjährigen Tochter des Grafen Berthold von Meran, Markgrafen von Tyrol und Baden, Hedwig, vermählt. Diese fromme Fürstin, welche in dem Kloster zu Kitzingen erzogen worden, und eingenommen war für Kirche und Religion, belebte in ihrem Gemal die Sorge für das Wohl des Landes und die Neigung für die Verbesserung der Kirchen und ihrer Stiftungen.

So sehr sie auch ihren Gemal liebte, trennte sie sich doch aus besonderem frommen, religiösen Eifer von ihm, nachdem sie ihren Pflichten als Gattin und Mutter genügt, und nachdem ihr Heinrich auf ihr Ansuchen im Beisein des Bischofs das Gelübde gethan, sie niemehr zu berühren, was er bis an sein Ende, durch 30 Jahre lang

hielt, und sich weder Haupt- noch Bart- haar scheeren ließ, weshalb er auch den Beinamen „der Bärtige“ erhielt.

Heinrichs erste geistliche Stiftung war das Kloster zu Trebnitz, welches er in Folge eines Gelübdes und auf Anhalten der Gemalin Hedwig erbauen ließ und mit Jungfrauen aus dem Kloster zu Bamberg, wo Hedwigs Bruder Bischof war, besetzte.

Von frommen Eifer beseelt, und um sein Leben dem besonderen Dienste Gottes zu weihen, theilte Heinrich auf Anrathen der Gemalin Hedwig das Land unter seine drei Söhne, Boleslaw, Konrad und Heinrich, damit sie frühzeitig mit den Regierungsgeschäften bekannt würden und sich zu tüchtigen Regenten heranbilden möchten.

Boleslaw erhielt den äußersten Theil von Niederschlesien, den Distrikt von Lebus, welcher sich bis in die Lausitz und an die Mark Brandenburg erstreckte; er war aber ein leichtsinniger und verschwenderischer Regent und verkaufte sogar einen Theil seines Erbes dem Markgrafen von Brandenburg erb- und eigenthümlich, starb aber bald darauf ohne Hinterlassung von Leibeserben. Konrad erhielt Grotzen, Sagan und einen Theil der Oberlausitz, Heinrich hingegen, der Liebling der Mutter, den übrigen Theil des väterlichen Landes.

Konrad der Liebling des Vaters, aber ein unruhiger Geist und dem deutschen Adel, welcher sich in der Umgebung der Mutter aufhielt, gehässig, gab nicht ohne Grund an, daß er bei der Theilung des Landes den Kürzeren gezogen, und verlangte deshalb Entschädigung von seinem Bruder. Bei erfolgter Weigerung rüstete

*) Sein Grabstein enthält folgende Inschrift:
Dux Boleslaus, honor patriae virtute deinceps,
Cui par nullus erit, per regna Polonica princeps,
Conditor hoc tumulo, locus a quo conditus iste,
Daemonis ara prius, tua transit in atria, Christe.
 Des Vaterlandes Kron' und Zier
 Fürst Boleslaw liegt allhier.
 Sein's Gleichen kennt nicht Pohlner Land
 An Mannheit, Weisheit und Verstand.
 Aus diesem Ort, da man vorhin
 Den Teufel ehrt aus dummen Sinn,
 Hat er Christo ein Reich berei't
 Des hat er Ruhm in Ewigkeit.

sich Konrad zum Kriege und rief die Polen zu Hülfe.

Dieser Bruderzwist konnte den Eltern namentlich der frommen Mutter nicht gleichgültig sein, die sich alle Mühe gab, dem offenen Kriege vorzubeugen.

Die Friedensvorschläge fanden kein Gehör; zwischen Liegnitz und Goldberg bei dem Dorfe Rothkirch kam es zwischen den beiden jungen Herzogen zu einem heißen Gefecht, in welchem Heinrich mit seinen kampfgelübten Deutschen den Sieg über die Polen davontrug.

Konrad ließ seine Kriegsvölker im Stich und suchte in seiner Bebrängniß den Schutz des Vaters, welcher sich damals in Glogau aufhielt.

Wenige Tage darauf starb Konrad in Folge eines Sturzes vom Pferde auf einer Jagd in der Nähe des Dorfes Tarnau bei Beuthen. Hedwig, welche sich zu Nimptsch aufhielt, hatte bereits seinen Tod vorausgesehen. Die Leiche des Unglücklichen wurde nach Trebnitz, wo seine Schwester Aebtissin war, gebracht und daselbst bestattet.

Nach solchen gemachten traurigen Erfahrungen übernahm Heinrich I. wieder die Zügel der Regierung.

Heinrich I. galt schon vermöge seines Alters und der gemachten Erfahrungen bei seinen Nachbarn für einen weisen Regenten, dessen Rathschläge man allgemein beachtete. Einen besondern Einfluß übte er auf die Polen, die in beständigen Kriegen mit den heidnischen Preußen begriffen waren, sie zwar von der Grenze verjagten, aber nicht bändigen konnten. Er rieth den Bebrängten, die deutschen Ordensritter, welche Jerusalem den Händen der Sarazenen ent-

rissen hatten, und deren einziges Streben war, die christliche Religion zu schützen und zu verbreiten, gegen die Preußen zu Hülfe zu rufen; doch erst elf Jahre später erschienen diese und faßten festen Fuß in Preußen.

Im Jahre 1222 riefen die Polen ihre schlesischen Nachbarn zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Preußen zu Hülfe. Heinrich sammelte ein Heer und vereinigte sich, begleitet vom Bischof Laurentius, mit der Kriegsmacht des Herzogs Konrad von Masovien. Der Ausfall dieses Feldzuges war nicht günstig; man errang keine Vortheile über die an Macht überlegneren Preußen, welche zwar die Grenzen verließen, aber in keinen Frieden eingingen.

Bald wäre es (1225) zwischen Polen und Schlesien zu einem Kriege gekommen. Ein Theil des polnischen Adels war mit dem Herzoge von Krakau, Lesko dem Weissen, unzufrieden und berief den Herzog Heinrich von Schlesien nach Polen, um als ältester Piasten-Herzog die Herrschaft zu übernehmen. Heinrich glaubte diesen günstigen Augenblick, Polen und Schlesien zu einem Ganzen zu vereinigen, benutzen zu müssen, um einst mit ungetheilter Macht gegen die nachbarlichen Feinde, vorzüglich gegen die Preußen und Tartaren, welche in Rußland eingefallen waren und ihren Zug gegen Polen richteten, mit Entschiedenheit auftreten zu können.

Als er mit seinem Heere vor Krakau erschien, änderte er seinen Entschluß; denn der Bischof Ivo machte den Vermittler und Heinrich selbst überzeugte sich, daß der größte Theil der Polen seinem Herrn die Treue nicht versagt habe,

weshalb er dem Herzoge Lesko zum Frieden die Hand reichte und mit ihm nicht als Feind, sondern als Freund mit seinen Schlesiern in die offenen Thore Krakau's einzog, nach kurzem Aufenthalt aber den Rückzug wieder antrat.

Heinrich's edles Benehmen gegen Lesko erweckte in diesem Zutrauen und Liebe gegen seinen väterlichen Freund, daß er ihn bei jeder wichtigen Angelegenheit zu Rathe zog, und nichts ohne sein Wissen unternahm. Lesko hatte in Pommern Swantepolk aus altadeligem Geschlecht zum Statthalter gesetzt; dieser, ein Mann von kriegerischen Talenten, reich und in unumschränkter Gunst des Volkes, machte sich die zeitweisen Unruhen in Polen zu Nuze und strebte nach Unabhängigkeit von Polen und nach der Würde eines Herzogs von Pommern; er weigerte sich deshalb, den seinem Herrn schuldigen Tribut zu entrichten. Lesko, welcher von seinen geheimen Umtrieben sichere Kunde erhalten hatte, schrieb einen Landtag aus und bestellte Swantepolk nach Gansawa, ein Flecken in Polen. Zu diesem Landtage erschien auch Herzog Heinrich I. von Schlesien und der Bischof Laurenzius von Breslau. Swantepolk hatte bereits durch seine Anhänger die Veranlassung zur Zusammenberufung der Landstände erfahren und schien im Anfange der Einladung nicht Folge leisten zu wollen, meldete aber dennoch seine Ankunft, und erschien, den Herzögen unbewußt, mit einem Haufen gewaffneter Reissiger. Es war am 14. November 1227, Heinrich I. und Lesko befanden sich gerade im Bade, als Swantepolk diesen Augenblick benutzt und mit seinen Anhängern die wehrlosen Herzöge meuchlings

überfällt. Lesko entfloß nackt aus dem Bade, wurde aber eingeholt und erschlagen. Die Rotte der Mörder wendete sich jetzt gegen den alten Herzog Heinrich, über welchen sich ein muthiger Jüngling, Pegregrin von Wiesenberg warf, die seinem Herrn geltenden tödtlichen Stiche mit seinem Leibe auffing und so durch seinen Tod das Leben seines Herrn rettete, indem bald darauf die Herzoglichen, Hülfe bringend, erschienen.

Auf Anhalten der Wittve des erschlagenen Lesko und des Adels von Krakau wurde der weise Herzog Heinrich I. von Schlesien zum Vormunde über den unmündigen Erben des Reiches erwählt und ihm die vormundschaftliche Regierung des Krakauschen Gebietes übertragen, weil man von seiner Klugheit und Einsicht und von seiner trefflichen Regierung die Wiederherstellung des zerrütteten Reiches mit Recht erwarten konnte.

Herzog Konrad von Masovien war über die Einmischung des schlesischen Fürsten in die polnischen Reichsangelegenheiten höchst erbittert; als Oheim des unmündigen Thronfolgers von Krakau hatte er erwartet, daß man ihm die Administration des Reiches übertragen würde. Die Krakauer hatten ihn wegen seiner allbekannten Grausamkeit absichtlich übergangen, weshalb er jetzt mit Gewalt erzwingen wollte, was man ihm gutwillig verweigerte. Nachdem er die Grenzen gegen die Preußen durch die herbeigerufenen deutschen Ordensritter sicher wußte, zog er mit einem Heere gegen Krakau, um den alten Heinrich aus dem Lande und von der Regentschaft zu verdrängen. Zwar gelang es ihm, mehrere



Lith. Institut v. C. Bruns.

Ueberfall auf Herzog Heinrich I. (1227).

von Heinrich neu angelegte feste Schlösser zu erobern, verlor aber hintereinander zwei Gefechte und in einem derselben sogar seinen Sohn Przemislaw.

Als Konrad einsah, daß er in offener Fehde nichts ausrichtete, nahm er seine Zuflucht zur List. Er brachte mehrere polnische Edelleute auf seine Seite, überfiel den greisen Herzog, als er zu Spikowitz, einem Orte in Klein-Polen, dem Gottesdienst beiwohnte, und führte ihn gefangen nach Masovien.

Heinrich II. wollte seinen Vater mit Gewalt aus seiner Gefangenschaft befreien und rüstete deshalb sein Kriegsvolk, mit welchem er nach Masovien zu ziehen beschloß. Diesem Beginnen widerrieth die Herzogin Hedwig ernstlichst; sie selbst begab sich in Person und ohne alle Begleitung zum Herzog Konrad, bevor Heinrich mit seinem Heere ausrückte, und brachte jenen durch Bitten so weit, daß er in die Loslassung des Gefangenen willigte, nachdem dieser durch einen Eid der Administration des kakauschen Landes und der Vormundschaft des minderjährigen Prinzen entsagt hatte. So wurde durch die fromme Fürstin eine Fehde verhindert, welche für Schlesien und Polen die traurigsten Folgen hätte haben können. Um das freundliche Benehmen beider Fürsten noch mehr zu bekräftigen, versprach Heinrich I. zwei seiner Töchter den beiden Söhnen Konrads zur Ehe.

In Groß-Polen herrschte Wladislaw, der Spitzler genannt, ein übermüthiger Regent, welcher den Adel hart bedrückte und sich dadurch seinen vollen Haß zuzog. Die Bedrängten wandten sich an Heinrich,

welcher um so bereitwilliger gegen diesen Fürsten zog, als er ihn für einen Mitwiffer und heimlichen Beförderer des Unbustücks hielt, dessen sich Swantepolk bei dem Ueberfall zu Gansawa auf Heinrich und Lesko schuldig gemacht hatte. Wladislaw von den Seinigen verlassen, ergriff bei dem Herannahen des schlesischen Herzogs die Flucht. Heinrich setzte 1223 den Sohn seiner Schwester und des Markgrafen Diepold von Mähren, Bruno, zum Statthalter, derselbe fiel aber (1236) durch Verrath.

Raum hatte Konrad von Masovien die Administration des kakauschen Gebiets und die Vormundschaft über den minderjährigen Thronerben sich angemast, als er seine frühere Zurücksetzung den polnischen Adel mit aller Schwere fühlen ließ. Durch seinen Uebermuth und seine Härte wurde er aber dem Volke immer gehässiger und drang dieses darauf, den 15jährigen Thronerben für volljährig zu erklären, um so der drückenden Herrschaft des Fremden auf einmal los zu sein. Konrad schien anderen Sinnes zu sein; er lud die Wittve und ihren Sohn zu sich, hielt sie fest, und führte sie nach Masovien. Der junge Boleslaw fand Gelegenheit zu entfliehen und eilte nach Breslau in Heinrichs Schutz, der 1234 mit einem wohl ausgerüsteten Heere gegen Krakau zog und diese Stadt ohne Schwertschlag einnahm, indem die masovische Besatzung aus Furcht die Flucht ergriff, und die Polen ihrem Beschützer freiwillig die Thore öffneten.

Heinrich I. führte seit dieser Zeit den Titel eines Herzogs von Groß- und Klein-Polen und Schlesien, und behielt denselben bis an sein Ende. Er ver-

band alle guten Eigenschaften die ihm mit vollem Rechte den Beinamen eines Vaters des Vaterlandes erwarben. Für die Bildung des Volkes sorgte er durch Heranziehung vieler Deutschen, welche Künste und Handwerke lehrten, deutsche Sprache und Sitten verbreiteten und so das einheimische Polenthum immer mehr verbannten. Seine Gemalin Hedwig, die wegen ihres frommen Lebenswandels heilig gesprochen wurde, hatte Deutsche in ihrer Umgebung, und mit deutschen Mönchen wurden die neuerrichteten Klöster besetzt. Daher leistete sich auch der Andrang so vieler Fremden in Schlessien, welche die neuangelegten und erweiterten Städte bevölkerten und die Fürsten zur Einführung deutscher Rechte bestimmten. Der Stadt Breslau, wo Heinrich mit seiner Gemalin die meiste Zeit seines Lebens residirte, gab er im Jahre 1219 das Erb richter amt, wonach alle Ritter, Lehns- und Edelleute des Breslauschen Weichbildes in geringeren und in peinlichen Sachen, als Raub, Brand und Mord schuldig und verbunden waren, vor dem Erb richter sich zu verantworten, um nöthigenfalls an das Hofgericht, wo der Herzog selbst präsidirte, appelliren zu können.

Der Sinn für Kirche und Religion, welcher in Heinrich I. durch seine fromme Gemalin erweckt und erhalten wurde, bestimmte diesen Fürsten die vorhandenen Kirchen und Klöster durch Schenkungen zu vergrößern und neue zu gründen. Daher finden wir, außer der Stiftung des Klosters Trebnitz, die Erbauung eines Klosters zu Raumburg am Bober, des St. Adalberts Kloster zu Breslau, legte den Grund zu dem Kloster Grüssau, dessen Bau aber erst

unter seinem Nachfolger beendet wurde u. a. m., so wie die Schenkung der Stadt Dpothaw, mit allen ihren Zehnten und mit 16 Dörfern, an den Bischof zu Lebus, desgleichen die Stadt Kasimirs in Groß-Polen und die Stadt Bork in Schlessien, mit allen den dazu gehörigen Dörfern und Einkommen.

Dem Beispiele des Fürsten folgten bald die reicheren Edelleute. Die Brüder Andreas, Stephan und Franz, Grafen von Würben, gründeten (1220) das Kloster zu Schweidnitz; der Kanzler des Herzogs, Nikolaus, erbaute das Kloster Heinrichau bei Münsterberg und nannte es nach des Herzogs Namen, besetzte es mit Zisterziensern und stattete es reichlich aus. Gleichzeitig errichtete er das Feldkloster Kamenz.

Heinrich I. starb auf einer Reise durch Schlessien zu Krossen am 19. März 1238. Sein Leichnam wurde im Kloster zu Trebnitz beigesetzt.*)

Der Erbe seines Reiches war sein einziger Sohn

Heinrich II. der Fromme 1238 — 1241.

Heinrich II., dessen Herrschertugenden ihn zu einem würdigen Nachfolger seines Vaters ausgebildet, verschaffte gleich bei seinem Regierungsantritt dem Lande den dauernden Frieden, der durch seine Grenznachbarn gefährdet war. In Polen machte

*) Sein Grabmal hat folgende Inschrift:
Dux Henricus, honor Sleziac, quem plangere
conor,
Hic jacet, hunc fundans fundum, virtutis
abundans.

Tutor egenorum, schola morum, virga reorum,
Cut sit ut absque mora locus in requie bonus ora.

Wladislaw der Sprizler einen Versuch, sein väterliches Erbe wieder zu erobern, welches aber Heinrich II. verhinderte, worauf jener aus Gram über diesen Verlust bei seinem Schwager dem Herzog Swantepolk in Pommern starb. Sein Leichnam wurde auf Hedwigs Fürbitte nach Posen gebracht.

Nicht minder glücklich wurde die Fehde mit dem Erzbischof Willebrand von Magdeburg beendet, dessen Kriegsvölker das Schloß Lebus belagerten, aber mit großem Verlust vertrieben wurden.

In Breslau erbaute er an der Oder das Kloster zu St. Jakob.

Während nun der gottselige Fürst seinem Lande einen Frieden verschafft, der es ihm möglich machte, alle Aufmerksamkeit auf die Kultur des Landes zu richten, und mit gleichem frommen Eifer wie seine erhabenen Eltern für Schule und Kirche sorgte, weil er hierin die Grundlage der Wohlfahrt seines Landes erkannte, wurde er plötzlich durch das Erscheinen eines bisher ungekannten Volkes, welches im Osten aufbrechend, das Abendland zu überschwemmen drohte, aufgehalten.

Im nordöstlichen Asien an den Quellen des Flusses Segalien wohnten die Stämme der Mongolen und Tartaren, ein rohes und eroberungsfüchtiges Volk, unter besonderen Oberhäuptern, die sie Chans nannten, über welche wiederum im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Temudschin als Dschingiskhan (Chan der Chane, Fürst der Fürsten) herrschte und eine furchtbare Berühmtheit erlangte. China, Tibet, ein Theil von Persien und das Reich der Bulgaren brachte er unter seine Botmäßigkeit; und indem

sich die überwundenen Völkerschaften an das Heer des Eroberers angeschlossen, unterwarf sich dieser kühne Held ganz Mittel-Asien. Schon war er bis an den Don vorgedrungen und hätte vielleicht schon damals Europa überschwemmt, wenn ihn nicht der Tod in seiner Siegeslaufbahn aufgehalten hätte. Dieser Großfürst hinterließ das Reich seinen vier Söhnen, von welchen Dktai die Siege des Vaters verfolgte und Batu den Sohn seines Bruders zum Feldherrn ernannte, dem er die Länder am Ural und an der Wolga zutheilte.

Die Wanderlust seines kriegerischen und beutesüchtigen Volkes bestimmten Batu, seine Macht durch Bezwingung seiner westlich gelegenen Nachbarländer zu vergrößern. Nachdem er die Russen an den Ufern des Flusses Beronetsch geschlagen, sendete er drei Abtheilungen gegen Ungarn und gegen das kakrausche Gebiet, eine vierte gegen Groß-Polen, welches durch innere Zwistigkeiten zersplittert einer solchen Macht nicht widerstehen konnte.

Boleslaw IV. von Krakau, ein junger und blöder Regent, ergriff beim Anzuge dieser furchtbaren Heeresmacht die Flucht, und begab sich mit den Seinigen auf die ungarischen Gebirge; seinem Beispiele folgten die Bewohner von Krakau. Einige polnische Edelleute, namentlich Wlobimir, Boywode von Krakau, brachten zwar eine Kriegsmacht zusammen und stellten sich ermuthigt den Feinden gegenüber, mußten aber der Uebermacht weichen, ungeachtet sie nicht unbedeutende Vortheile errungen hatten, Wlobimir selbst blieb in der Schlacht bei Chmielitz.

Nachdem die Polen unterjocht waren, näherte sich die Heersäule den Grenzen Schlesiens. Ankommende Flüchtlinge und die Feuerzeichen am Himmel brachten die sichere Kunde von der Nähe der rohen Horden, welche die gräuligsten Verwüstungen anrichteten, Städte und Dörfer durch Feuer zerstörten, die Vorräthe verdarben, und die Menschen, welche sich nicht schnell genug geflüchtet hatten, auf die grausamste Weise mordeten oder als Gefangene mit sich fortschleppten.

Des großen Schreckens ungeachtet, welchen die Flüchtlinge unter den Schlesiern verbreiteten, sammelten die Herzöge ihre Kriegsvölker, um die Macht der Anbringenden wenn nicht zu brechen, doch wenigstens zu hemmen.

Es war im Frühjahr 1241, als die Tartaren in Schlesien einfielen und bei Ratibor einen Uebergang über die Oder zu gewinnen suchten. Herzog Miecislav stellte sich mit seiner geringen Kriegsmacht ihnen ritterlich entgegen; es gelang ihm auch die Furth längere Zeit zu vertheidigen und mehrere zu erlegen. Als sich aber der feindliche Haufe mehrte und an mehreren Stellen zugleich über die Oder zu gehen strebte, schien es dem Herzoge nicht mehr rathsam, mit seiner handvoll Leute sich ferner der Uebermacht verwegen entgegen zu stellen; er zog sich daher zurück und nahm mit den Seinigen den Weg nach Liegnitz, wo Herzog Heinrich, so schnell als es ihm hatte gelingen können, eine verbündete Heeresmacht aufgestellt hatte.

Die Tartaren richteten hierauf ihren Zug nach Breslau, in der Hoffnung, reiche Beute davon zu tragen, aber die helden-

müthigen Breslauer kamen ihnen zuvor; da die Stadt noch nicht befestigt war, um eine Belagerung oder einen Sturm auszuhalten zu können, so bargen die Einwohner ihre Frauen, Kinder und vorzüglichsten Habseligkeiten in dem Schlosse auf der Dom-Insel, und waren entschlossen, dasselbe bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, indessen setzten Männer die leeren Häuser der Stadt in Brand, um dem Feinde den möglichen Aufenthalt zu verkürzen.

Als sich die Tartaren in ihrer Hoffnung getäuscht sahen, wandten sie sich mit aller Gewalt gegen das Schloß. Sei es nun, daß die Belagerten mit außerordentlichster Tapferkeit die kleine Feste vertheidigten, oder daß andere Umstände, vielleicht die hochangeschwollene Oder die Feinde hinderte, die Burg zu erstürmen — die letzteren zogen unverrichteter Sache am 1. April, welcher auf den Ostermontag traf, wieder ab. Auch soll sich an diesem Tage ein zweiter Haufe Tartaren, welcher aus Masowien kam, mit den von Breslau abziehenden Völkern vereinigt haben.

Die Nachricht von dem Einfall der Tartaren in Rußland und Polen war durch ganz Deutschland gedrungen; der deutsche Kaiser Friedrich II. forberte daher zeitig die regierenden Mächte im westlichen Europa auf, mit verbündeter Macht diese argen Feinde von den Grenzen Deutschlands abzuhalten. König Wenzel I. von Böhmen, war der erste, welcher mit seinen Kriegern zur Grenze aufbrach und die Feinde erwartete, indeß Heinrich II. die vereinigten Schlesier vor Liegnitz rüstete.

Des Herzogs verbündete Macht bestand aus ungefähr 30,000 Mann Schle-

fiern, Deutschen, Polen und Preußen; sie war vor der Stadt Liegnitz versammelt, und bestand aus fünf Heeres-Abtheilungen, in welcher Gestalt die Feinde angegriffen werden sollten, da man sich hierdurch eher den Sieg versprach, als wenn die ganze Macht in einem Haufen kämpfte.

Am 9. April 1241, an einem Montage nach Quasimodogeniti wurde die weltberühmte Schlacht bei Wahlstatt geliefert.

Am Morgen des Tages der Schlacht, nach beendetem Gottesdienste, sandte Heinrich seine Mutter Hedwig und die Gemalin Anna mit der Dienerschaft nach dem Städtchen Krossen, seine Söhne aber ließ er im Liegnitzer Schlosse zurück. Die Mutter Hedwig ahnte den Tod ihres Sohnes. Beim Abschiede umfing sie ihn noch einmal mit mütterlicher Zärtlichkeit und ermahnte ihn, mit dem großen und mächtigen Feinde für die ganze Christenheit ritterlich zu kämpfen und entweder in Ehren zu siegen oder sofern es von Gott bestimmt sei, mit Ehren zu sterben.

Als der Herzog mit seiner Umgebung aus der Stadt ritt, fiel ein Ziegel von der Marienkirche auf sein Schwertgefaß, welches von seiner Umgebung für eine schlimme Vorbedeutung angesehen wurde, nichts desto weniger aber verlor der Held seinen Muth.

In der Gegend von Kostenploh, Guttelfeld, eine Meile von Liegnitz, wo die Tartaren sich gelagert, stellte der Herzog Heinrich die Seinigen in Schlachtordnung auf.

Der erste Haufe, welchen Boleslaw, ein Sohn des vertriebenen Herzogs Diepold von Mähren, anführte, bestand aus deutschen Söldnern, welche mit einem Kreuze

bezeichnet, sich die Ehre des ersten Angriffs namentlich ausbeeten hatten. Zu ihnen stießen ungefähr 500 Bergknappen aus Goldberg.

Den zweiten Haufen bildeten die hurtigen Polen aus Groß- und Klein-Polen, welchen Sulislaw, ein Bruder des Wloclaw, Palatin's von Krakau, anführte.

Im dritten Haufen stand Miecislav, Herzog zu Ratibor, mit seinen Kriegsvölkern; er hatte die Weisung, beim Angriff dem zweiten Haufen zu Hülfe zu kommen.

Den vierten Haufen bildeten die deutschen Ordensritter und Knappen aus Preußen, unter Anführung des Hoch- und Landesmeisters Pompo.

Beim fünften Haufen blieb der Herzog selbst, denn dieser Haufe bestand aus dem Kern des niederschlesischen Adels und der Bürgerschaft der Städte, aus Polen und Deutschen.

Wie stark das Heer der Tartaren gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, die alten Chronisten sind darüber selbst uneinig. Einige geben die Zahl auf 500,000 an; da aber der größere Haufe derselben sich in Polen getrennt und nach Ungarn abgegangen war, und es nicht dargethan ist, daß er sich bei dem Einfall in Schlessien wieder vereinigt, so können wir die Zahl der feindlichen Streiter bei Liegnitz nur auf 200,000 Mann annehmen, immer noch groß genug, um die Verwegenheit und den Muth der Christen zu bewundern, mit dem vielfach überlegenen Feinde anzubinden.

Angefichts der Christen theilte der tartarische Anführer seine Völker gleichfalls in fünf Haufen, und erwartete so den Angriff.

Die Schlacht begann. Muthvoll rückte Boleslaw mit seinen streitbaren Söldnern und goldbergischen Bergknappen vor und schlug durch seinen kühnen Angriff den ersten Haufen der Tartaren zurück. Der kühne Held hatte sich aber zu weit vorgewagt; denn kaum gewahrten die Feinde, daß Boleslaw von den Seinigen weit genug getrennt war, so schnitten sie ihm den Rückzug ab, umringten seinen Haufen und überschütteten ihn mit einem Regen von Pfeilen, daß er nach tapfrer Gegenwehr mit dem größten Theile der Seinigen auf dem Platze blieb, ehe Hülfe erschien.

Nun rückte der zweite und dritte Haufe angeführt von Sulislaw und Miecizlaw vor. Sie trieben durch ihre gewandten Armbrustschützen diesen tartarischen Haufen, dessen Kämpfer nur leicht bewaffnet waren, gewaltig in die Enge, so daß die nächsten beiden feindlichen Haufen nicht schnell genug zu Hülfe eilen konnten. Die Polen standen fest und hielten mit Unerschrockenheit diesen neuen Angriff aus.

Indessen rückten auch die übrigen Haufen beider Theile ins Treffen und das Gefecht wurde ein allgemeines, hitziges.

Als die Schlacht den Wendepunkt erreicht, und das Glück auf die Seite der Christen sich zu neigen schien, rief plötzlich Jemand unter den Rittern: *schlagt todt!* Die Polen verstanden in ihrer Landessprache: *fliehet! fliehet!* und in der Meinung Alles sei verloren, wendete sich Herzog Miecizlaw mit den Seinigen zur Flucht und es entstand die größte Verwirrung unter den Christen. Noch hielt der vierte und fünfte Haufen festen Stand. Mitten in die dichtesten Haufen der Feinde drang

Pompo mit den deutschen Ordensrittern, und richtete ein schreckliches Blutbad an. Dem Herzoge Heinrich gegenüber kämpfte Batu selbst, mit dem größten Haufen die Christen umringend, aber fest standen die schlesischen Ritter, unerschütterlich wie Eisenmauern und verbreiteten Tod und Verderben ringsum. Noch hätte die Schlacht zu Gunsten der Christen gehalten werden können, als plötzlich die Tartaren in den vordersten Reihen auf einer Stange ein scheußliches Götzenbild (den *Hychof*) erhoben, dessen weitgeöffneter Rachen Feuer und Flammen unter scheußlich stinkendem Rauch auf die Christen spie, die über diese Erscheinung von panischem Schrecken ergriffen, nicht mehr Zeit gewannen, sich zu fassen, und den Muth wieder zu erringen. Allgemeine Flucht war die Folge.

Der Hochmeister Pompo wurde nach langem Widerstande mit den Meisten seiner Ritter erschlagen. Herzog Heinrich hielt sich ritterlich, und wehrte muthig den Andrang der Feinde ab; und nur von Wenigen Tapfern noch umgeben, wollte er nicht weichen. Auf vieles Bitten, sein Leben zu schonen und sich zurückzuziehen, gab er endlich nach, nur von vier Hofjunkern noch beschützt, welche alles anwendeten, das Leben, ihres Herrn zu erhalten; einer derselben war Klemens, Hauptmann des Glogauschen Fürstenthums. Als der Herzog auf seinem verwundeten Streitreffe nicht mehr weiter konnte, half ihm einer der Junker, Namens Johannes schnell auf ein anderes und ritt voran, mit dem Schwerte durch die dichten Schaaren der Feinde Bahn machend. Tapfer vertheidigte sich der Herzog, drei seiner letzten Begleiter waren nach

und nach gefallen, und als er von neuem hart bedrängt wurde und eben seinen Arm zu einem todtbringenden Hiebe erhob, da stieß ein anderer Tartar seine Lanze dem Herzog zwischen der Rüstung in die Achselhöhle, daß er alsbald todt zur Erde sank, nachdem er vorher schon seinen Helm verloren hatte.

Die Junker konnten den Herzog nicht mehr retten, sie selbst wurden erschlagen, mit Ausnahme des genannten Johannes, welcher mit zwölf Wunden bedeckt entkam, und auf seiner Flucht mit Hülfe dreier Christen noch von neun Tartaren, die ihn verfolgten, acht erlegte und den neunten gefangen nahm.

Nicht der dritte Theil des christlichen Heeres war dem Tode entgangen. Außer dem gefallenen Markgrafen Boleslaw, dem Hochmeister Pompo, dem Boywoden Sulislaw, dem Hauptmann Klemens und vielen andern Rittern aus vornehmen Geschlechtern, zählte man auch vier und dreißig Rothkircher aus dem Hause Platen.

Um die Zahl der gefallenen Christen zu wissen, schnitten die Tartaren einem jeden derselben ein Ohr ab und füllten, unglaublich! neun Säcke damit an. Der Verlust der Tartaren war im Verhältniß noch größer.

Dem getödteten Herzoge schlugen die Tartaren den Kopf ab und trugen ihn auf einem Spieß zur Schau und zum Schrecken der Christen herum, seinen übrigen Körper ließen sie, alles Schmuckes beraubt, auf dem Schlachtfelde liegen.

Nach der Schlacht wendeten sich die Tartaren gegen Liegnitz. Um den Feinden einen längern Aufenthalt zu verkürzen,

hatten die Bürger nach dem Beispiele der Breslauer ihre Häuser angezündet, dagegen das Schloß wohl besetzt. Als die Tartaren die Besatzung zur Uebergabe aufforderten, gab man ihnen zur Antwort: Man hätte im Schlosse anstatt des erschlagenen Herzogs noch vier junge Fürsten, die wüßte man nicht zu verlassen. Da die Uebergabe des Schlosses abgeschlagen wurde, zogen die Tartaren weiter.

Den Leichnam des Herzog Heinrich II. fand man nach dem Abzuge der Tartaren auf dem Hügel, wohin in der Folge das Kloster Wahlstatt gebaut wurde; die Herzogin Anna erkannte ihren alles Schmuckes und der Rüstung beraubten Gemal an den sechs Behen des linken Fußes; sie ließ ihn zu Breslau in der von ihm gegründeten St. Jakobskirche (Vincenzkirche) vor dem Hochaltar begraben, wo man ihm ein steinernes Denkmal setzte. Sein Haupt soll ein Jahr später am St. Barbara Abend im Schlosse Barduwitz in Preussen gefunden worden sein.

Der mächtige Widerstand den die Tartaren in Schlesien zum erstenmal gefunden und der ihre Macht gebrochen hatte, noch mehr aber die an der Grenze haltenden kriegslustigen Böhmen, bestimmten sie das Schlachtfeld zu räumen und den Rückzug anzutreten. Bald, noch am Tage der Schlacht, als ihnen die Uebergabe des Schlosses abgeschlagen wurde, eilten sie auf ihren kleinen schnellen Rossen längs der Gebirge nach Oberschlesien und von da nach Mähren, Alles auf ihrem Zuge verwüsthend. Am 30. April machten sie noch einen Besuch dem Schlosse Volkshain; Tauer, Reichenbach, Frankenstein, Patschkau und Ott-

machau wurden zerstört, in der Gegend zwischen beiden letztgenannten Städten, schlugen sie ein Lager auf, in welchem sie ungefähr 14 Tage weilten, bei welcher Gelegenheit sie den in der Patschkauer Pfarrkirche noch befindlichen Brunnen der Sage nach gegraben haben.

Durch Mähren ziehend vereinigten sich diese Horden mit dem größern Haufen welcher in Ungarn stand, verließen bald darauf Europa und gingen in die asiatischen Steppen zurück, wohin sie durch den Tod des Dberchans Oktai gerufen wurden, alle ihre Eroberungen, mit Ausnahme des südlichen Rußlands, im Stich lassend.

Die heldenmüthige Aufopferung Herzog Heinrich II. und seiner treuen Ritter aus den edelsten Geschlechtern erscholl durch ganz Deutschland rühmlich; denn dem kühnen Fürsten und seiner Ritterschaft hatte es die Abwehr der Tartaren zu danken, daß diese nicht gleichgestalt mit Raub, Mord und Brand heranzogen. Die Geschichte setzte den Helden ein bleibendes, ehrendes Denkmal, doch das festeste und schönste bewahren die Nachkommen in ihrem Herzen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert pflanzt sich die Geschichte dieses wichtigen Ereignisses im Munde der Völker fort, und mit unerschütterlicher Festigkeit hängt der Schlesier noch heute an dem Wahlspruch: „entweder in Ehren zu siegen oder ehrlich zu sterben.“

Durch seine geistlichen Stiftungen, nicht minder durch seinen Heldentod, hatte sich Herzog Heinrich den Beinamen „der Fromme“ erworben; zu früh hatte ihn der Tod in seinem edlen Streben und in der Sorge für das geistige und körperliche

Wohl seiner Unterthanen aufgehalten. Dagegen suchte seine hinterlassene Wittwe Anna dasjenige fortzusetzen und zu vollenden, was der edle Fürst begonnen. Die Kirche und das Kloster zu St. Jakob in Breslau ließ sie ausbauen; errichtete ferner in dieser Stadt das Hospital zu St. Mathias, welches sie den Kreuzherrn mit dem rothen Sterne übergab; sie erbaute die Kirche zu St. Elisabeth, an deren Stelle eine hölzerne dem St. Laurentius geweihte Kirche stand, die während des Einfalls der Tartaren eingeeßert und im Jahre 1253 niedergerissen wurde. Das Kloster und die Kirche zu St. Klara verdanken dieser Fürstin gleichfalls die Entstehung. Als diese edle Fürstin am 12. Januar 1265 verschied, wurde sie zu Breslau in der letztgenannten Klosterkirche neben dem Hochaltar begraben, wo man ihr ein steinernes Denkmal setzte.

Boleslaw II. und Heinrich III.

1241 — 78.

1241 — 66.

Heinrich II. der Fromme hinterließ bei seinem Heldentode fünf Söhne: Boleslaw, Heinrich, Konrad, Wladislaw und Miesko.

Theils um den großherzigen Fürsten Heinrich II., der durch seine Entschlossenheit die Schlesier und Polen von der Knechtschaft der Tartaren befreite, auch noch nach seinem Tode zu ehren, theils, weil man die ritterlichen Tugenden des Vaters auch in den Söhnen zu finden hoffte, so beriefen die Stände von Polen den Ältesten der jungen Fürsten von Niederschlesien, Boleslaw II. zum Oberregenten nach Groß-Polen, denn Boleslaw der Schamhafte, welcher bei

dem Einfall der Tartaren die Flucht ergriffen, war nicht wieder heimgekehrt und wurde allgemein für todt gehalten.

So wenig auch die fürstliche Grossmutter, Herzogin Hedwig, für die Annahme der polnischen Regenschaft stimmte, so schien es dennoch in den Regeln der Staatspolitik zu liegen, die schlesischen Lande durch Zersüchtelung unter mehrere Erben nicht den Gefahren des Rückschrittes in ihrem Ausblühen zu hemmen. Sie bestimmte daß ferner ihre beiden Enkel Konrad und Wladislaw in den geistlichen Stand treten sollten, weshalb ersterer nach Paris, letzterer nach Padua auf die Hochschule geschickt wurde. — Man vertröstete Beide auf hohe geistliche Würden, und namentlich sollte Konrad das Bisthum Bamberg und Wladislaw das Erzbisthum Salzburg mit der Zeit erhalten. Schlesien erhielt einstweilen eine vormundschaftliche Regierung unter der Leitung der Herzogin Mutter Anna. — Alle diese schönen Pläne scheiterten aber an Boleslaw's Unklugheit.

Boleslaw, mit dem Beinamen der Kahle, wurde mit großem Jubel in Krakau aufgenommen, aber nur kurze Zeit wahrte diese freundliche Stimmung. Gleich beim Antritt seiner Regierung zeigte Boleslaw die unverkennbare und von den Polen äußerst verhaßte Neigung für Deutsche. Seine Umgebung am Hofe, seine Räte und Günstlinge bestanden aus Deutschen, welche die Polen ihr Uebergewicht drückend empfinden ließen. Ungewohnt, fremde, am wenigsten deutsche Einrichtungen, Sitten und Geseze anzunehmen, verwandelte sich die frühere Liebe zu dem Sprößling des großen Heinrichs in bitterm Haß, der noch

dadurch vermehrt wurde, daß Boleslaw den zügellosesten Leidenschaften fröhrend, ein ausschweifendes Leben führte und seinen Uebermuth die Polen fühlen ließ.

Diese mißliche Stimmung der polnischen Stände wußte Przemislav, ein Sohn des vertriebenen Wladislaw des Spritzlers, mit Vortheil zu benutzen; er brachte die Landstände auf seine Seite, so daß er ohne Mühe die Regierung von Groß-Polen erhielt. Boleslaw der Schamhafte, welcher von seiner Flucht zurückgekehrt war, nahm von Klein-Polen Besitz, während Konrad von Masovien die übrigen Theile Polens an sich riß, so daß der Anfangs so gefeierte Boleslaw II. der Herrschaft beraubt und aller Macht entblößt, (1243) nach Schlesien flüchten mußte.

In demselben Jahre 1243 den 9. October starb zu Trebnitz die Herzogin Hedwig, Gemalin Heinrich I. mit dem Barte, und wurde am 15. October beerdigt. Das Leben und Wirken dieser Fürstin war von entschiedenem Einfluß auf die Sitten, Religion und Cultur der Schlesier, daß sie den Namen einer wahren Mutter des Landes sich erwarb. Wegen ihres frommen Lebenswandels wurde sie 20 Jahre später von dem Papste Clemens heilig gesprochen.

Nach dem Verluste der polnischen Herrschaft nahm Boleslaw II. die Zuflucht zu seiner Mutter Anna und forderte seinen Antheil an Schlesien heraus. Dieser Umstand änderte den Plan der bisher bestandenen Regierung und es wurde eine Theilung des Landes unter die drei Brüder beschloffen, welche sich der Regierung gewidmet hatten. Boleslaw II., als der ältere er-

hielt nach seiner Wahl das Fürstenthum Breslau, Heinrich Liegnitz, und Miesko, welcher kurze Zeit darauf starb, Lebus. Damit aber die jüngern beiden Brüder, welche für den geistlichen Stand bestimmt waren, nicht leer ausgehen möchten, so wurden sie den älteren Beiden als Miterben zugeordnet.

Boleslaw, ein unruhiger Herrscher, fühlte sich mit dem Besiz von Breslau nicht zufrieden und verlangte von seinem Bruder Heinrich, daß er mit ihm tausche. Um den Frieden zu erhalten, willigte dieser 1244 ein. und Boleslaw wurde Herr von Liegnitz.

Konrad, welcher seinem Bruder Boleslaw zu Liegnitz zum Miterben beigegeben war, verließ bald nach dieser Theilung die Hochschule zu Paris und entsagte dem geistlichen Stande und allen Versprechungen, die man ihm auf das Bisthum von Bamberg gemacht hatte. Keine Neigung zum geistlichen Stande fühlend, wohnte in ihm vielmehr die Sucht zu herrschen, und forderte deshalb von Boleslaw einen Theil des Liegnitzer Fürstenthums heraus. Diese Forderung war für Boleslaw ein mißlicher Handel, um so mehr, da der vierte Bruder Wladislaw, welcher zum Erz-Bischof von Salzburg erwählt worden war, keinen Anspruch mehr auf Schlesiens machte und seinen Antheil an das Herzogthum Breslau seinem Bruder Heinrich überließ.

Boleslaw verlangte nun von Heinrich den wiederholten Tausch ihrer Fürstenthümer, damit er Breslau allein besäße, und Heinrich den Bruder Konrad mit einem Theile des Fürstenthums Liegnitz entschädige. Die Landstände des Fürstenthums Breslau, welche froh waren, des unruhigen

und böswilligen Herzogs Boleslaw gleich beim ersten Tausche ledig zu sein, widerriethen jezt dem Herzoge Heinrich auf das dringlichste zu einem neuen Tausche. Als Boleslaw sah, daß er mit Worten nichts vermöge, beschloß er den beabsichtigten Tausch durch Gewalt der Waffen herbeizuführen, und eröffnete hiermit einen langwierigen verderblichen Bruderkrieg, der Schlesiens, welches sich seit dem Abzuge der Tartaren noch nicht erholt hatte, von Neuem verheerte.

Mit einem Haufen deutscher Landsknechte und allerhand zusammengelaufenen Gesindels fiel Boleslaw (1245) in das Breslausche Gebiet und verwüstete dasselbe mit Feuer und Schwert. Vor Breslau erschien er zweimal, und obgleich diese Stadt seit der Einäscherung von 1241 noch nicht völlig aufgebaut und noch weniger für eine Befestigung durch Mauern etwas gethan worden war, hielt sie doch durch die Tapferkeit ihrer Bürger, welche größtentheils Deutsche waren, eine Belagerung von drei Monaten aus; ohne den geringsten Vortheil errungen zu haben, mußte Boleslaw wieder abziehen.

Mord und Brand bezeichneten den Rückzug dieses erbitterten Fürsten; besonders fühlte das Städtchen Neumarkt seinen Uebelmuth. Bei der Ankunft der wilden Horden (den 26. April) flüchteten die Einwohner auf den Kirchhof und in die Kirche, in diesem Gotteshause sich sicher glaubend, aber nachdem Boleslaw die Stadt ausgeplündert und die leeren Häuser den Flammen preisgegeben, ließ er auch die Kirche in Brand stecken und die flüchtigen Einwohner, welche dem Feuertode entgehen wollten, von seinen rohen Kriegern nieder-

hauen. 800 Menschen verloren dabei ihr Leben.

Durch diesen fruchtlosen Feldzug war die Staatskasse des Herzogs erschöpft; aller Mittel entblößt, mußte er seine Krieger verabschieden, welche an ein wüstes Leben gewöhnt, jetzt in einzelnen Räuberhorden das Land durchzogen und den Landbewohnern durch ihre Plünderungen großen Schaden verursachten.

Um einen neuen Feldzug unternehmen zu können, verpfändete Boleslaw die Städte Görlitz und Bittau und zog (1248) abermals gegen Breslau, war aber nicht glücklicher als sonst; denn seine Macht brach an der Tapferkeit der Breslauer, die ihrem Herzoge Heinrich mit der festesten Treue ergeben waren.

Die Breslauer fügten ihm nicht allein große Verluste zu, indem sie seine Schaa ren zerstreuten, sondern nahmen ihn selbst gefangen und führten ihn auf das herzogliche Schloß. Heinrich nahm ihn fürstlich auf und schenkte ihm die Freiheit, als er das Versprechen geleistet hatte, sein Erbe mit Konrad zu theilen.

Heinrichs Edelmuth war nicht im Stande, den unbegrenzten Haß aus der Brust des unruhigen und habgierigen Boleslaw zu bannen; denn kaum war dieser auf freien Fuß gestellt, als er neue Anstalten zu einem dritten Zuge gegen seinen Bruder Heinrich vorbereitete. Zu diesem Ende verpfändete er (1252) das Lebusser Land mit dem dazu gehörigen Großburger Halt bei Strehlen, welchen Heinrich I. diesem Bisthum beigegeben, an die Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg, und errichtete mit der Pfandsomme

ein neues Heer, welches er vor Breslau führte, aber mit gleichem Verluste, als in den ersten beiden Feldzügen, zurückgeschlagen wurde. Diese letzte Fehde stürzte den thörichten Fürsten in die tiefste Dürftigkeit. Die rohen unbändigen Schaaren seiner Krieger hatten nicht nur das Gebiet seines Bruders verwüftet, sondern auch sein eigenes nicht verschont, so daß sich die Treue seiner Unterthanen in bitterm Haß verwandelte. Dem ausschweifendsten Leben fröhend, wurde sein Geist immer mehr zerrütet, so daß sich die Grausamkeit in Folge seiner Charakterlosigkeit, zu seinen Untugenden gesellte. Heimathslos irrte er einem Wahnsinnigen gleich in seinem Lande umher, und ließ sich von seinen Edelleuten bewirthen. Sein einziger Begleiter war ein Geiger, Namens Surian, der ihm während seiner Gefangenschaft zu Breslau mit der Geige die Zeit vertrieben, und ihn jetzt auf seinen Fahrten die Grillen verschrecken mußte. Als auch das Streitroß versekt war, durchzogen Beide zu Fuß das Land, von Niemanden geachtet und mit Bitterkeit die Spenden annehmend, welche die einzelnen Barone ihnen reichen mußten.

Vergeblich hartete inzwischen Konrad auf den Zeitpunkt, wo ihm sein Bruder Boleslaw einen Theil seines Erbes abtreten würde, und wendete sich deshalb, als er um nichts seinem Ziele näher kam, an Polen. Hier fand er am Herzog Przemislav von Großpolen einen thätigen Vertheidiger seiner Rechte; als er dessen Schwester Salome zur Gemalin genommen, ließ er eine neue Aufforderung an seinen Bruder Boleslaw ergehen, seinen Erbtheil herauszugeben, wurde aber abschläglicly be-

schieden, worauf er im Vereine mit seinem Schwager Przemislaw die Lande seines Bruders Boleslaw mit Krieg überzog, und zuletzt auch das Breslausche Fürstenthum nicht verschonten, weil Heinrich III., unthätig in Breslau weilend, ihn nicht unterstützte. Przemislaw wurde vom päpstlichen Legaten Dpizo gewarnt, seine Verheerungen im Breslauer Fürstenthum einzustellen, und als alle Vorstellungen nichts fruchteten, der ihm angedrohte Bann über ihn und sein Volk ausgesprochen, jedoch bald wieder aufgehoben.

Da Konrad nur geringen Widerstand fand, baute er auf Anrathen seines Schwagers vor Glogau die feste Burg Wridom, um einen Anhaltspunkt bei den Streifereien in die Gebiete seiner Brüder zu haben. Von hier aus gelang es ihm, seinen Bruder Boleslaw, als er kam, die neue Feste in Augenschein zu nehmen, gefangen zu nehmen; derselbe erhielt aber durch Bestechung seiner Wächter die Freiheit; aber sein anderer Bruder Heinrich dem ein Gleiches widerfuhr, wurde nicht eher freigegeben, als bis er feierlich gelobte, entweder seinen Bruder Boleslaw zu Liegnitz zu vermögen, daß er Konrad den gebührenden Theil des Landes herausgebe, oder im Weigerungsfalle desselben, den Bruder mit einem Theile seines eignen Landes zufrieden stelle.

Es bedurfte aber der Erfüllung des gegebenen Versprechens von Seiten Heinrichs nicht, denn die Landstände des Fürstenthums Glogau, welche ihres habgütigen und verschwenderischen Herzogs längst überdrüssig waren, nahmen den Herzog Konrad freiwillig als ihren Herrn an und

räumten ihm den Besitz von Glogau ein. Durch Vermittelung des Bischofs Thomas wurde gleichzeitig der Streit zu Konrads Gunsten beigelegt, und zu Glogau zwischen den drei Brüdern ein Vergleich geschlossen, in welchem Konrad das Fürstenthum Glogau nebst den Städten Sagan, Sprottau, Krossen, Steinau u. a. m. so wie den zu Schlesien gehörenden Theil der Lausitz erhielt.

Konrad gründete das dritte Fürstenhaus in Niederschlesien; von ihm leiten die Herzöge von Glogau und Sagan ihre Abkunft.

Der Bruderkrieg war nun beseitigt, Ruhe und Ordnung in Schlesien wieder hergestellt, als kurze Zeit darauf Herzog Boleslaw neue Unruhen anstiftete und in einen Streit mit dem Bischof gerieth, wozu die Einziehung des Zehnten und die Besteuerung der Unterthanen auf den kirchlichen Gütern Anlaß gab.

Schon unter der polnischen Oberherrschaft genossen die Bischöfe und oberen Geistlichen den zehnten Theil der Einkünfte des Landes. Dieses Recht mußte die Geistlichkeit zu sichern, als Schlesien von Polen unabhängig wurde und seine eigenen Fürsten erhielt.

Besonders aber waren es die Bischöfe welche den Zehnten zur Vermehrung ihrer Einkünfte auch von jenen Ländereien und Dörfern zu gewinnen suchten, die erst urbar gemacht oder neu angelegt wurden, so sehr sich auch Fürst und Adel häufig widersetzte, indem man die Einkünfte neuer Anlagen mehr andern geistlichen Stiftungen zuzuwenden gedachte. Im Jahre 1227 war es zu einem Vergleich gekommen, in welchem dem Bisthume der Zehnte zugesichert

und in Betreff der Urbarmachung neuer Ländereien bestimmt wurde: daß für die Zukunft von jeder Hufe, mit Ausnahme der sechsten, von dem urbar gemachten Lande das Bisthum einen Vierdung ($\frac{1}{4}$ Mark) erhalten, jede sechste Hufe aber der Anleger frei genießen sollte. Von dieser Zeit datirt sich die Einführung des Bischofsvierdungs in Schlesien, und zwar wurde derselbe in dem Gebiet zwischen den Grenzen von Crossen und Ottmachau erhoben. Zu diesen Einkünfte gesellte sich noch 1230 die Hälfte der Gefälle von der hohen Gerichtsbarkeit.

Um ihre Macht den Fürsten gegenüber noch mehr zu begründen, suchten die Bischöfe die landesherrlichen Rechte über das Fürstenthum Neisse, welches dem Bisthum unter Bischof Jaroslaw zugefallen war, zu behaupten, trafen hier aber einen kräftigeren Widerstand, als bei dem Begehr um allgemeine Freiheit kirchlicher Güter, die insbesondere Bischof Thomas I. zu erringen wußte.

In dem Privilegium von 1240, welches Herzog Heinrich dem Bisthum ertheilte, ward festgesetzt, daß alle Städte, Flecken Güter, Vorwerke, Dörfer u., welche dem Bisthum unterworfen seien, eine vollkommene Freiheit von allen Diensten der deutschen und polnischen Rechte, ingleichen von allen Zwangs-, Ross- und Post-Diensten, von allen Zinsen, Fuhren und andern Diensten, sie möchten auch Namen haben, wie sie wollten, befreit sein sollten, und namentlich das Neisseche und Breslausche Gebiet. — Ferner erhielt in diesem Privilegium das Bisthum die Herrschaft und oberste Gerichtsbarkeit in Blutsachen und in allen vor-

nehmen und wichtigen Streitsachen, Rechte, wie sie früher nur von Fürsten gehandhabt wurden. Diese Freiheit wurde auch auf das Fürstenthum Neisse ausgedehnt, dergestalt, daß der jedesmalige Bischof ein vollkommenes fürstliches Recht besaß.

Boleslaw begünstigte zwar Anfangs dieses Privilegium in seinem Fürstenthum, betreffend die Freiheit der kirchlichen Güter, aber sein Hang zur Verschwendung mußte bald auf Mittel sinnen, seine immer leere Staatskasse zu füllen, weshalb er sich wiederholte Eingriffe in die Freiheiten der Geistlichkeit erlaubte und die Lasten und Abgaben von den geistlichen Gütern mit Gewalt forderte. Ein Gleiches that in der Folge sein Bruder Konrad, und dem Beispiele der Fürsten folgten bald die Adligen. Mehrere Verträge wurden geschlossen und wieder gebrochen. Der Bischof Thomas setzte die Rechte des Bisthums mit Beharrlichkeit durch, ungeachtet der Kränkungen, die ihm Boleslaw zuzugte.

Boleslaw, mit dem bittersten Mangel kämpfend und seufzend unter drückender Schuldenlast, ersann jetzt, als dem Lande der Frieden gebracht worden, ein Mittel, seine Einkünfte mit leichter Mühe zu vermehren. Er verlangte daher vom Bischof, daß er ihm den Zehnten, welcher sonst an das Bisthum entrichtet wurde, gegen ein jährliches Entgelt von 10,000 Mark verkaufe. Der Bischof Thomas schätzte die Unmöglichkeit des Begehrs vor, auch daß es nicht in seiner Macht stünde, diesem Gesuch zu willfahren. Boleslaw ergrimmte über die abschlägige Antwort, besteuerte nichts desto weniger die Unterthanen der geistlichen Güter und kehrte sich nicht an die Drohungen

des Bischofs, lauerte diesem vielmehr auf, um von ihm mit Gewalt zu erzwingen, was er freiwillig nicht erhielt. Die Gelegenheit fand sich sehr bald.

Am 6. October 1256 war der Bischof mit dem Domprobste und einem Priester nach Gorkau gefahren, um eine Kirche daselbst einzuweihen. Boleslaw erhält hier von Kunde, macht sich mit seinen Reifigen auf, und überfällt des Nachts die Gefangenen auf die Kasse gesetzt und in rauhem kaltem Wetter nach Liegnitz in einen Thurm zur Haft gebracht.

Das Domkapitel, empört über diese Ungerechtigkeit, wendete sich an den Herzog Heinrich III. daß er dem Bischof zu Hülfe eile. Der Herzog verhielt sich aber ruhig und mochte sich in diese Streitigkeiten nicht mischen. Nun drohte der Erzbischof Falko zu Gnesen mit dem Banne und schleuderte den Bannfluch in der That nicht allein über Boleslaw, sondern auch über das ganze Fürstenthum Breslau, weil Heinrich noch immer untthätig blieb. Täglich ließ der Erzbischof den Bann unter Glockengeläute publiciren.

Als aber Boleslaw dessen ungeachtet keine Bangigkeit verrieth, und keine Miene machte den Herzog freizulassen, so wendete sich das Kapitel an den damaligen Papst Alexander IV., welcher in Deutschland und Polen das Kreuz gegen Boleslaw und seine Unterthanen predigen ließ.

Um einer längern schweren Haft zu entgehen, willigte der Bischof in des Herzogs Begehr ein, mußte aber noch besonders für seine Freilassung eine Busse von zweitausend Mark Silber für sich, und meh-

rere Tücher Scharlach für die Freiheit seiner beiden Begleiter erlegen.

Einen ähnlichen Verrath wie an dem Bischof glaubte Boleslaw an seinem Bruder Konrad begehen zu können; denn noch immer schmerzte ihn der Verlust von Glogau, dessen Wiedererlangung er noch nicht aufgegeben hatte. Die Gelegenheit wurde günstig. In Polen starb Przemislaw, Konrads Schwager, welcher bisher immer eine sichere Stütze des Herzogs von Glogau gewesen, und Boleslaw in seinen Schranken zurückgehalten hatte.

Unter dem Schein der Freundschaft lud Boleslaw seinen Bruder nach Liegnitz zu einem Banket, um ihn daselbst mit desto leichter Mühe aufheben zu können. Konrad wurde zeitig gewarnt, daß er den Entschluß faßte, mit gleicher Münze zu bezahlen, und meldete deshalb dem Bruder seine Ankunft. Vor seinem Einzuge in die Stadt Liegnitz legte er in einem Busch vor der Stadt mit seiner Reiterei einen Hinterhalt an und zog ganz sorglos scheinend mit seinem Hofstaate durchs Stadthor. Bis hierher war ihm Boleslaw entgegen gekommen, als er auf ein von Konrad gegebenes Zeichen alsbald von dem Hinterhalt überfallen und sofort gefangen nach Glogau geführt wurde.

Konrad fügte seinem Bruder kein Leid zu, gab ihm aber nicht früher die Freiheit, als bis er die von dem Bischof erpreßte Summe Geldes zu Gunsten desselben herausgegeben hatte.

Boleslaw söhnte sich am 12. Dezember 1258 mit dem Bischof Thomas aus, welcher in einer allgemeinen Versammlung der Geistlichen erklärte, daß er das dem

Herzoge gegebene Versprechen zu halten nicht verpflichtet wäre, indem er zur Ableistung desselben mit Gewalt gezwungen worden. Boleslaw beruhigte sich nicht allein bei dieser Erklärung, sondern befreite zwei Jahre später (am 3. Mai 1260) sämtliche Unterthanen geistlicher Güter in seinem Fürstenthume von verschiedenen drückenden Lasten und behielt sich nur drei Fälle der Besteuerung vor, und zwar: bei Auslösung des Herzogs, einer Burg und bei Abkäuung eines feindlichen Heeres.

Während Boleslaw unbekümmert blieb um die Wohlfahrt seiner Unterthanen durch Erpressungen und neue Auflagen, wozu ihn seine ununterbrochene Geldnoth verleitete, das Mark des Landes ausfog, auch Konrad zu Glogau das Aufblühen seines Fürstenthums durch seine Ruhm- und Herrscher-Begierde anfänglich vernachlässigte, war Herzog Heinrich zu Breslau der einzige, welcher mit wahrer Vaterliebe an seinen Unterthanen hing, ihnen und der Kirche große Freiheiten ertheilte und eine größere Bevölkerung dadurch erzielte.

Des Herzogs treuer Rathgeber war sein Bruder Wladislaw, Erzbischof von Salzburg, welcher die größte Zeit in Breslau verlebte. Die im Fürstenthum von den Tartaren zerstörten Städte und Dörfer wurden wieder aufgebaut, neue angelegt und den Ansiedlern der neuen und verödeten Orte auf bestimmte Zeit eine Abgabefreiheit gewährt, und durch die Einführung des Magdeburgschen oder Sachsenrechts, die alten polnischen Rechte, die das Aufblühen des Landes hinderten, aufgehoben, so daß die Einwanderung deutscher Künstler und Handwerker bedeutend zunahm.

Zum Besten der Edelleute führte er das Lehnrecht ein, errichtete in Breslau eine Erbvogtei, und verkaufte dieser Stadt sämtliche Stadtzölle, desgleichen alle Zölle auf drei Meilen Weges um die Stadt, auf der Weide, zu Hütern, Prottsch, Hundsfeld, Lissa, Golau und Mochbern; verkaufte ferner unterm 18. Mai 1266 zwei Bürgern für 300 Mark Silber 24 Fleischbänke auf dem Neumarkt, mit der Berechtigung, daß eine Meile im Umfange der Stadt keine Fleischbank errichtet werden durfte. Auch überließ er in der Urkunde vom 16. Juni 1266 dem Reinhold von Striegau und Heinrich von Lung, Bürgern zu Breslau für sich und ihre Nachkommen zur freiwilligen Benützung 47 und einen halben Reichskram gegen einen jährlichen Erbzins von vier Bierdung von jedem Kram.

Zu früh wurde dieser Fürst in seinen edlen Bestrebungen durch den Tod aufgehalten. Geliebt und beweint von seinen Unterthanen starb er am 5. Dezember 1266. Sein Leichnam wurde in der Jungfrauen-Klosterkirche zu St. Klara beerdigt. Heinrich hinterließ eine Tochter Hedwig und einen unmündigen Sohn Namens Heinrich, welche Kinder er mit seiner ersten Gemahlin Judith, Tochter des Herzogs Konrad von Masovien, gezeugt. Die Ehe mit seiner zweiten Gemahlin, einer Herzogin von Sachsen, war kinderlos geblieben.

Heinrich IV., der Redliche.

1266 — 1290.

In der Regierung des Reiches folgte nun der minderjährige Heinrich IV. über welchen sein Oheim der Erzbischof

Wladislaw von Salzburg zum Vormunde bestellt war. Wladislaw, welcher sich schon früher zeitweise in Breslau aufgehalten und in Gemeinschaft mit seinem Bruder Heinrich III. für die Wohlfahrt des Breslauer Fürstenthums gesorgt hatte, verließ nun für immer Salzburg und wählte Breslau zu seiner Residenz, um sich der Vormundschaft seines Neffen mit größerer Sorgfalt annehmen zu können. Schlesien erfreute sich in dieser Zeit eines dauernden Friedens, denn auch Boleslaw von Liegnitz und Konrad von Glogau schienen der dauernden Fehden endlich überdrüssig zu sein.

Im nächstfolgenden Jahre 1267 am 18. August fand die Erhebung der Gebeine der Herzogin St. Hedwig zu Trebnitz statt, welcher Feierlichkeit der Herzog Konrad mit seinen drei Söhnen, Konrad, Przemislaw und Heinrich beiwohnte. Seine beiden Brüder Wladislaw und Boleslaw zogen sich aus unbekannten Gründen von dieser Feier zurück.

Bereits am 30. Mai desselben Jahres war der hart bedrängte aber thatkräftige Bischof Thomas I. zu Breslau gestorben; das Domkapitel erwählte am 1. August Thomas II. Der Erzbischof Wladislaw, welcher die vormundschaftliche Regierung über das Fürstenthum führte, verlangte vom Papst Clemens IV. zugleich auch die Verwaltung des Breslauer Bisthums, nebst den Einkünften desselben auf 6 Jahre; aber schon im Jahre 1270 am 24. April starb Herzog Wladislaw, Erzbischof von Salzburg, nachdem er einige Jahre vor seinem Tode den Grundstein zur St. Hedwigs-Kapelle zu Trebnitz gelegt hatte. Seine

Leiche wurde von Breslau nach Salzburg zur Bestattung abgeführt.

Heinrich IV., dem rühmlichen Beispielen seines Vaters folgend, trat nun selbst die Regierung seines erblichen Fürstenthums an, richtete alle Aufmerksamkeit auf das Wohl des Landes und vorzüglich auf die Stadt Breslau.

Indessen drohte der Friede in Niederschlesien gefährdet zu werden. Boleslaw von Liegnitz wartete nur eine Gelegenheit ab, seinem Bruder Konrad zu Glogau die Schmach, die er ihm durch die letzte Gefangennehmung zugesügt, auf gleiche Weise zu vergelten, und stellte ihm daher auf allen Wegen nach. Mittlerweile hatte Konrad die Stadt Bunzlau seinem Herzogthume einverleibt. Als Boleslaw hierüber Kunde erhalten, auch daß sich Konrad daselbst aufhalte, übersiel er unvermuthet seinen Bruder, konnte aber seiner nicht habhaft werden, da Konrad noch zu rechter Zeit gewarnt, nach Sagan flüchtete. Bunzlau wurde nun wieder eine fürstlich Liegnitz'sche Stadt.

Auch gegen Heinrich IV. begann der habgüchtige Boleslaw seine Feindseligkeiten zu eröffnen.

Heinrich hatte beim Tode seines Oheims Wladislaw nicht nur einen bedeutenden Staatsschatz vorgefunden, sondern auch die reiche Hinterlassenschaft des Bischofs geerbt. Alle seine Güter befanden sich in den besten Zuständen und es steigerte sich durch Einführung mäßiger Sparsamkeit sein Einkommen. Er wurde daher in den Stand gesetzt, die durch Konrad von Glogau an den Erzbischof von Magdeburg für 10,000 Mark Silber verpfändeten Städte und

Schlösser, Krossen, Greiffenstein, Greiffenberg, Grätzberg, Hain wieder einzulösen.

Boleslaw betrachtete mit neidischen Augen den wachsenden Wohlstand seines Neffen; unablässig mit seinen zerrütteten Finanzen kämpfend, hatte er erwartet, daß ihm beim Tode des Bischofs Wladislaw ein Theil der Verlassenschaft zufallen würde. Da ihm aber Heinrich diese nicht freiwillig abtrat, so beschloß er, sein Verlangen mit Gewalt durchzusetzen, und trachtete dahin, den Neffen in seine Gewalt zu bekommen, um von dem Gefangenen zu erpressen, was er in offener Fehde nicht erlangen konnte.

In der Nacht des 18. Februar 1277 wurde demnach Heinrich, als er sich auf seinem Schlosse Teltsch aufhielt, vom Rheim überfallen und nach dem Schlosse Lähn gebracht, und zu gleicher Zeit das Breslausche Gebiet von den Liegnitzer Söldnern verheert.

Sobald die Breslauer von dem räuberischem Ueberfall Kunde erhielten, wollten sie ihren guten Fürsten, dem sie wegen seiner Milde und Freundlichkeit auf das treueste ergeben waren, mit den Waffen in der Hand befreien. Um ihr Vorhaben desto sicherer ausführen zu können, wendeten sie sich an die Herzöge Boleslaw von Krakau und Sendomir, Boleslaw von Kalisch, Premislaw von Posen und Gnesen, Konrad zu Glogau und Wladislaw zu Oppeln, denen die Handlungsweise Boleslaw's von Liegnitz in hohem Grade mißfiel, und die jetzt den Breslauern ihren Beistand nicht versagten. Außerdem verpfändeten die Breslauer an den Markgrafen Johann von Brandenburg die von Heinrich IV. erst eingelöste Stadt Krossen für

4000 Gulden, welche Summe sie unter der Bedingung auszahlen würden, wenn der Markgraf dem Herzoge Boleslaw den Beistand in dieser Fehde versage.

Mittlerweile hatte Boleslaw durch seine Verbündeten in Meissen, Sachsen, Baiern und Schwaben eine ansehnliche Heermacht geworben, welche er durch seine eigenen Söldner vermehrte, mit denen er in das Breslausche fiel, und dieses Fürstenthum plünderte und verheerte.

Am 23. April 1277 kam es zwischen beiden kriegsführenden Theilen in der Gegend des Dorfes Proczan bei Frankenstein zur blutigen Schlacht. Hart wurde von beiden Seiten gekämpft, schon bequemente sich Boleslaw zum Rückzuge als sein tapferer und muthiger Sohn Heinrich die Weichenden zurückhielt, mit erneuter Kraft in die Verbündeten drang und den Breslauern den schon errungenen Sieg wieder aus den Händen riß. Die Breslauer mit ihren Hülfsvölker mußten die Flucht ergreifen, viele wurden erschlagen, noch mehr aber gefangen; unter den Gefangenen befand sich Herzog Przemislaw von Posen.

Herzog Heinrich wandte sich nun an den Kaiser Rudolph von Habsburg, und zuletzt an seinen alten Bundesgenossen König Ottokar II. von Böhmen, welcher zwischen den feindlichen Theilen zwar einen Vergleich, jedoch zum Nachtheil der Breslauer, zu Stande brachte. Heinrich IV. nämlich schloß mit Ottokar einen Erb- und Lehnvertrag, zufolge dessen ersterer, wenn er Ottokar überlebte, die Grafschaft Glatz erhielt, dieser jedoch Heinrich's sämtliche Besitzungen, wenn er ihn überlebte. So wurde die Grafschaft Glatz zum ersten mal

als Mittel gebraucht, die Unabhängigkeit der schlesischen Pfaffen-Herzöge zu untergraben; und schon damals wäre Breslau an Böhmen gekommen, wenn nicht König Ottokar im nächstfolgenden Jahr in der Schlacht auf dem Marchfelde geblieben wäre.

An Boleslaw hingegen mußte Heinrich die Schlösser und Städte, Striegau, Stroppen, Strehlen, Greifenberg, Pitschen und Gowindsdorf abtreten.

Bei dem Friedensschlusse erhielt auch Przimeslaw seine Freiheit. Die an den Markgrafen Johann von Brandenburg verkaufte Stadt Krossen mußte Heinrich, wollte er dieselbe nicht fahren lassen, für die Summe von 6000 Mark Silber einlösen.

Boleslaw erfreute sich nicht lange dieses Sieges; denn er starb schon im nächstfolgenden Jahre (1278 den 17. Januar).

Boleslaw der Kahle war schwach an Verstande, ein habichtiger, grausamer und zugleich ungerechter Fürst, der um des geringsten Vortheils halber die größten Unmenschlichkeiten beging, so daß er die Treue seiner Vasallen und die Liebe und Anhänglichkeit seiner Bürger verlor. Durch seinen großen Hang zu Ausschweifungen, verbunden mit einem wüsten Leben, besonders zur Zeit, als er von allen seinen Dienern verlassen, mit seinem Fiedler Surian seine Lande durchreiste und sich auf Kosten seines Adels bewirthen ließ, zeigte er offenbar in hohem Grade seine Charakterlosigkeit und seinen Blödsinn, der ihn zu gewissen Zeiten überfiel, wovon mehrere Beispiele bis auf uns gekommen sind, so daß man ihm mit Recht einen periodischen Wahnsinn zuschrieb. Nur die Umsicht seiner Rä-

the und die Einsicht der Landstände, die all sein Thun und Lassen genau beobachteten und prüften, verhinderte manche Ungerechtigkeit, deren Ausübung unverantwortlich war. Einst bemerkte er einige Schweine, welche Gras fraßen. Er glaubte hierin eine ganz neue wichtige Entdeckung gemacht zu haben; und da es niemand wagte, ihm zu widersprechen, ließ er eine Verordnung ergehen: man solle künftig, um das Korn zu sparen, die Schweine mit Heu füttern. — Ein andermal wurde er auf Jemand zornig, und befahl, ihm den Kopf abzuschlagen. Auch bei dieser Grausamkeit mochte Niemand dem Herzog widersprechen, sondern machte alle Anstalten, den Befehl zu erfüllen. Da indeß der Herzog die Hinrichtung nicht selbst mit ansehen mochte, täuschte man ihn — that, als ob die Strafe wirklich an dem Verurtheilten vollzogen wäre und ließ denselben laufen. Der Herzog hatte nicht den mindesten Zweifel an der Vollziehung seines Befehls — als ihm von ungefähr der Verurtheilte in Goldberg auf der Straße begegnete. Er gerieth darüber außer sich, berief alle seine Hofleute, um ihre Meinung über den sonderbaren Fall zu vernehmen. Diese geriethen nicht wenig in Schrecken, da sie die Entdeckung des dem Herzoge gespielten Betruges fürchteten. Einer von ihnen, der die Leichtgläubigkeit des Herzogs genauer kannte, nahm indeß das Wort und versicherte ihn: es sei dies gar nichts ungewöhnliches, ja es sei vielmehr in der Art der Schlesier, sich nach ihrem Tode auf das Goldbergische Gebirge zu begeben und nach wie vor ihre Geschäfte zu betreiben. — Der Herzog war — zu großer Freude seiner Hofleute — durch diese Auskunft völlig

beruhigt; er zweifelte keineswegs an der Wahrheit dieser Angabe, und schien sich sogar heimlich vorzunehmen: es nach seinem Tode eben so zu machen. — Außerdem hielt er auf gute Schützen, und fragte jeden weß Handwerks er war: ob er auch ein guter Schütze wäre.

Bolesław hatte vier Söhne: Heinrich, Volkó, Bernhard, und Jarosław (ein unächter Sohn), und vier Töchter: Hedwig, Agathe, Anna und Katharina.

Bernhard, der Geschwinde oder Hurtige genannt, der so gelenkige Schenkel hatte, daß er in einer Stube vierzehn Böhlen hinauf und wieder herabspringen konnte, dabei doch auf graden Füßen stehen blieb, war schon vor dem Vater gestorben; Jarosław der unächte Sohn, wurde vom Erbe ausgeschlossen; dagegen theilten sich die andern beiden Brüder in Land und Leute des Vaters dergestalt, daß Heinrich der Dicke die Stadt und das Fürstenthum Liegnitz, Volkó der Streitbare, aber das Fürstenthum Schweidnitz, nebst der ganzen Gebirgsgegend bis Löwenberg etc. erhielt.

Neues Ungemach brach über Schlesien durch den großen Streit mit dem Bischof Thomas II. aus, welcher durch Herzog Konrad von Glogau, und Heinrich IV. von Breslau herbeigeführt wurde.

Heinrich verlangt vom Bischof einen Geldbeitrag zu einem Feldzuge nach Polen, den ihm dieser schuldig war. Der Bischof, welcher in der Zeit als das Bisthum vom Erzbischof Wladislaw war verwaltet worden, keine Einkünfte über diese Zeit genossen, verweigerte hartnäckig die Zahlung ungeachtet sie dem Herzoge in einer Kirchenversammlung zugesprochen worden.

Der eigentliche Ursprung des Streites Heinrich von IV. Breslau und Konrad's von Glogau waren unzweifelhaft die großen Rechte und Freiheiten, die die Geistlichkeit in ihren Besitzungen erhalten hatten, und die noch größeren, die sie von den Herzögen ertrogen wollten.

Als Heinrich den geforderten Kostenbeitrag zum Kriege gegen Polen, in den er wegen der unrechtmäßigen Besitznahme von Kalisch verwickelt wurde, so wie die von den geistlichen Gütern verlangte Beisteuer vom Bischof nicht erhielt, zog er statt des verweigerten Zehends die ganzen Einkünfte der Städte Reisse ein. Thomas sandte nun Prälaten und Domherren zum Bischof, um ihn zur Herausgabe der Klostersgüter und ihrer Einkünfte zu vermögen, aber vergebens. Der Bischof begab sich nun in Person zum Herzoge, richtete aber eben nicht mehr aus, worauf er sich, Hülfe suchend, an den Erzbischof Swinka von Gnesen wandte. Noch im folgenden Jahre wurde eine Synode abgehalten, in welcher sämtliche Bischöfe für den Bann stimmten, den auch Swinka über den Herzog und seinen Anhang aussprach und dessen ganzes Gebiet mit dem Interdict belegte.

Heinrich kehrte sich nicht daran, als die Geistlichkeit den Gottesdienst einstellte, er respectirte den Bann so wenig, wie die Minoriten-Mönche zu St. Jakob in Breslau, welche den Gottesdienst fortsetzten. Der Bischof klagte nunmehr in der Kirchenversammlung zu Lyon (1274) in welcher der Herzog mehr durch Geschenke als jener durch seine Klagen ausrichtete und Absolution erhielt. Einen Bundesgenossen hatte Heinrich an dem Herzoge Konrad

zu Glogau, der nicht minder die Dezimen der Geistlichkeit einzog, und dafür mit gleichem Bann belegt worden war. Die Anfeindung beider Parteien dauerte mehrere Jahre, welche die Vertreibung des Bischofs und der ganzen Klerisei zur Folge hatte, die sich indeß zu ihren Ordensbrüdern nach Polen begab; andersseits wurden die geistlichen Güter angegriffen und beschädigt.

Noch immer konnte Heinrich seinen Priesterhaß nicht bezwingen, bis er später aus Gewohnheit nachgiebiger wurde.

Thomas hatte sich in dieser verhängnißvollen Zeit die Stadt Ratibor zu seinem Zufluchtsorte erwählt, und lebte, hier ungestört, von einem Theile der Einkünfte seines Kirchsprengels, der nicht zu Heinrichs Gebiet gehörte. Heinrich, erbittert darüber, daß der Bischof einen Zufluchtsort gefunden, wandte sich an den Herzog Wladislaw von Ratibor mit der Aufforderung, den Bischof nicht länger mehr in seiner Nähe zu dulden. Da aber Wladislaw's Edelmuth diese Zumuthung derb zurückwies, erschien Heinrich mit einem Kriegsheere vor der Stadt, schloß dieselbe ein, und schnitt ihr alle Zufuhr ab, daß eine verderbliche Hungersnoth ausbrach.

Bald fingen die Belagerten an zu murren, und wollten nicht länger mehr ein Ungemach tragen, an welchem die Anwesenheit des Bischofs und der fremden Geistlichkeit allein die Schuld trug. Kaum hatte der edle Bischof hiervon Kunde erhalten, so beschloß er, dem Uebel sofort abzuhelfen, sich auf Gnade oder Ungnade dem Herzoge zu ergeben. — In seinem bischöflichen Ornat, begleitet von den Domherren und sämtlichen anwesenden Geistlichen und vie-

lem Volke begab sich Thomas an der Spitze der Prozession in das feindliche Lager vor die Stadt. Kaum gewahrte Heinrich den feierlichen Zug, als sich mit einemmal seine Sinnesweise änderte, und sein Herz gerührt wurde. Er ging dem bejahrten Bischof entgegen und warf sich reuevoll vor ihm aufs Knie, ausrufend: Vater ich habe gesündigt! — Der Bischof war überrascht, er hob den Fürsten auf und schloß ihn versöhnt in seine Arme.

Die Folge von dieser Versöhnung war, daß Heinrich nicht nur Alles, was er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht hatte, herausgab, sondern der Geistlichkeit auch noch größere Freiheiten schenkte und den Kirchen und Klöstern reiche Stiftungen vermachten, weshalb er auch den Beinamen Probus (der Redliche) erhielt. Beide Theile hatten nämlich ihre Erklärungen abgegeben, worauf unter dem Vorzuge des päpstlichen Legaten, Philipp, Bischof von Ferno, am 10. August 1282 ein Urtheil dahin gefällt wurde: daß die vom Bischof behaupteten Gerechtsame der Kirchengüter anerkannt, und nur in besonderen, genauer bestimmten Fällen dem Herzoge Beisteuer oder Unterstützungsgelder gestattet, und der Herzog, im Fall er binnen 2 Monaten das Urtheil nicht annahm, gehalten wäre, für die Bewüstungen der Kirchengüter einen Schadenersatz von 5000 Mark Goldes zu zahlen. Heinrich wählte das Erstere und suchte den Frieden der Kirche und ihre Rechte zu erhalten.

Konrad von Glogau hatte bereits um viele Jahre früher, jedoch erst in den letzten Augenblicken seines Lebens, den Haß gegen die Geistlichkeit besiegt und sich nach

dem Willen des Bischofs bequeimte, dessen Trost und Bann er bei vollen Leibes- und Geisteskräften zu widerstehen er stark genug gewesen. Er wurde krank, kam in Todesgefahr, und der Bischof hatte gewonnen. Konrad bekannte jetzt reumüthig, daß er sich der Deszimen des Bischofs und der Domherrn zu Glogau mit Unrecht bemächtigt hatte, wünschte, um seines Gewissens und des guten Rufes willen, sich vom Banne und sein Land vom Interdicte losgesprochen und desmüthigte sich daher, wie ein Dokument aus jener Zeit lautet, unter die gewaltige Hand Gottes. Um nur vom Banne frei und mit der Kirche versöhnt zu werden, überließ er die Größe und die Art der Genugthuung ganz der Willkühr des Bischofs Thomas selbst und unterwarf sich bloß seiner Gnade. Er schickte den Bischof von Lebus, den Grafen Dceslaw, seinen Landrichter, und Branislaw, Kastellan zu Beuthen, an den Bischof nach Breslau, und gab ihnen Vollmacht, sich in seinem Namen mit dem Bischof über die gedachte Genugthuung zu einigen. — Diese versprachen nun in seinem Namen, daß er den Schaden, den er nur dem Bischof und seinen Leuten zugefügt hatte, mit 800 Mark Silbers an Gelde oder an Grundstücken ersetzen, und die Domherrn, Geistlichen und Ordensherrn im Fürstenthum Glogau in Rücksicht alles ihnen verursachten Schadens hinreichend entschädigen wolle. Auch gelobte er durch sie mit einem Eide, daß er sich künftig an dem Zehnten, Geldeinkünften und andern den Geistlichen gehörenden Dingen nicht mehr vergreifen wolle, sondern daß der Bischof und das Kapitel das ihrige frei, friedlich und

ruhig erhalten sollten. Dann versprach er, daß er keinen Geistlichen, auch keinen Unterthan des Bischofs oder der Domherrn in Glogau mehr gefangen nehmen, ins Elend verweisen, aus dem Lande jagen oder des Seinigen berauben wolle. Nie wolle er sich der Landgüter, Häuser, des Getreides oder anderer Dinge, die den Geistlichen angehörten, bemächtigen, noch befehlen, noch zulassen, daß es von andern geschehe; und thäten es seine Vasallen, sie auf alle Weise mit Nachdruck zum Ersatz zwingen. Mit Leuten, die im Bann wären, wolle er keine Gemeinschaft haben und zur Unehre der Schlüssel der Kirche zur Zeit des Bannes oder Interdicts keine Messe halten lassen, auch die Priester in solcher Zeit weder im Guten noch im Bösen zur Haltung der Messen bewegen, und die Verräther der Kirchengewalt auf keine Weise vertheidigen.

Hierauf erneute er den Unterthanen des Bischofs und des Domkapitels in Glogau die Freiheiten, die er ihnen schon im Jahre 1253 gegeben, und setzte nur dieses hinzu, daß weder er noch seine Gemalin dergleichen Unterthanen, weder wegen seiner Mittagsmahlzeit noch seines Abendessens Unkosten und Ausgaben verursachen wolle. Auch sollten alle diese Freiheiten auf die Dörfer anwendbar sein, welche der Bischof erst kürzlich erlangt hatte. Diese wichtige Urkunde ward am 18. April 1273 zu Breslau geschlossen, und durch mehrere Zeugen von beiden Theilen bestätigt.

Die Ausöhnung mit der Kirche war eine der letzten Handlungen dieses Fürsten, denn er starb noch in demselben Jahre, in welchem er die erwähnte Urkunde unterschrieb. Konrad war keinesweges so grau-

sam, wie ihn einige alte Geschichtsschreiber schildern, er war ein durch Wissenschaften gebildeter Fürst, der selbst in einem rohen Zeitalter zwar strenge aber mit Gerechtigkeit die Zügel der Regierung handhabte, und die Kultur des Vaterlandes auf jede mögliche Weise beförderte; besonders zog er viele Deutsche ins Land. Er hinterließ drei Söhne, welche sich in das Fürstenthum theilten:

Konrad, Herzog von Sagan bis 1304.

Przimiślaw, Herzog von Steinau bis 1290 und

Heinrich III. den Getreuen, Herzog zu Glogau bis 1309.

Ungeachtet Herzog Boleslaw von Liegnitz bereits 1278 gestorben war, konnte Heinrich IV. von Breslau noch immer nicht die Schmach vergessen, die ihm jener durch die Gefangennehmung auf dem Schlosse Teltſch zugefügt, glaubte vielmehr ein Vergeltungsrecht an seinen Vettern, die ihm keine Hülfe zur Befreiung aus der Gefangenschaft geleistet, zu üben. Im Jahre 1281, also ein Jahr früher, ehe er sich mit dem Bischof Thomas ausöhnte, lud er daher den Sohn des verstorbenen Boleslaw, Herzog Heinrich zu Liegnitz, Herzog Heinrich III. von Glogau und Herzog Przimiślaw von Großpolen zu einer gemeinsamen Berathung nach dem Schlosse Baricz an der Oder. Als im Vertrauen auf seine Freundschaft die Geladenen, nichts Arges glaubend, erschienen, ließ sie Heinrich sofort gefangen nehmen und nach Breslau führen, ließ jeden in ein besonderes Gefängniß bringen und rächte so den erlittenen Schaden, indem er ihnen nicht früher als nach Abtretung gewisser Strecken

Landes die Freiheit wiederzugeben gedachte. Die übrigen Herzöge von Schlesien und Polen suchten anfangs durch freundschaftliche Vorstellungen die Sache zu vermitteln, Heinrich blieb aber fest bei seinem Vorsatze stehen, worauf die Herzöge zum Kriege schritten. Der Bruder des gefangenen Przimiślaw, Lesko der Schwarze, Herzog von Krakau und Siradien, ein muthiger, gerechter und ernsthafter Fürst, vereinigte nun seine Schaaren mit dem Herzoge von Pommern und der Ritterschaft Groß-Polens, von Liegnitz und Glogau, und fiel in das Breslauer Gebiet, Alles bis zu den Vorstädten von Breslau verheerend. Da aber Lesko sah, daß sich Heinrich ungeachtet der argen Verheerung seines Gebietes zur Freilassung der Gefangenen nicht bewegen ließ, zog er mit großer Beute nach Polen zurück. Die Gefangenen waren nun wieder sich selbst überlassen und schlugen den Weg der Unterhandlungen ein. Przimiślaw mußte für seine Befreiung das Wielunsche Gebiet abtreten, die Herzöge von Liegnitz und Glogau dagegen sich mit einem Eide verpflichten, bei vorkommenden Fehden oder Kriegen mit dreißig Rossen ihm zu Hülfe zu kommen.

Kurze Zeit vor seinem Tode wurde Heinrich zum Herzoge von Polen erwählt.

Herzog Lesko der Schwarze war am 30. September 1289 zu Krakau ohne Erben gestorben und hatte den Herzog Boleslaw von Masovien zu seinem Nachfolger bestimmt. Da aber dessen Anhang nur gering war, und ein Theil der Ritterschaft, so wie die Stadt Krakau, in welcher sich viele Deutsche befanden, für Heinrich IV. von Breslau stimmten, so wurde

eine Gesandtschaft nach Breslau geschickt, welche im Namen der Bürgerschaft von Krakau dem Herzoge eröffnete, daß sie erbötig wäre, ihre Stadt nebst dem Schlosse ihm zu übergeben. Heinrich zog nun mit einem Heere vor Krakau, um von dieser Stadt Besitz zu nehmen. Da man den Fremdlingen die Thore sogleich öffnete, konnte Boleslaw im Schlosse nur geringen Widerstand leisten; er ergriff die Flucht und Heinrich IV. wurde als Herzog von Krakau und Sendomir anerkannt und empfing die Huldigung der Bürger und der Landstände.

Mit dieser Besitzergreifung von Krakau durch Heinrich IV. waren die übrigen Fürsten von Polen keineswegs zufrieden, sie wollten auf keine Weise zugeben, daß ein schlesischer Fürst ihr Erbe schmälerte und sammelten daher eine Kriegsmacht, den Besitz des verlorenen Landes wieder zu gewinnen. Der Herzog von Kujavien und Siradien, Wladislaw, mit dem Beinamen Lokztek (der Ellenlange, das Männlein, wegen seiner kleinen Figur also benannt) Bruder des verstorbenen Lesko, war besonders erbittert, daß man ihn nicht zum Herzoge gewählt, verschaffte sich daher unter dem Landadel einen großen Anhang, und rüstete eine große Kriegsmacht, mit welcher er die schlesische Besatzung aus Krakau zu vertreiben gedachte.

Die schlesischen Fürsten hatten zeitig davon Kunde erhalten, versprachen Heinrich IV., welcher zu Breslau krank darniederlag, thätige Hülfe und zogen nun mit einem schnell gerüsteten Heere nach Krakau. Herzog Heinrich von Liegnitz hatte den Oberbefehl in diesem Kriege; ihn begleiteten

die Herzöge Przemislaw von Steinau und Boleslaw I. von Oppeln und Ratibor.

Nicht fern von Krakau, bei dem Orte Seuen kam es am 26. Februar 1290 zur Schlacht. Das Gefecht war heiß und blutig; gleich im Anfange wurden die Schlesier zurückgedrängt, Herzog Przemislaw blieb todt auf dem Platze und Herzog Boleslaw I. wurde verwundet und gefangen. Des Sieges gewiß nahm Wladislaw Lokztek die Stadt Krakau ein und besetzte das Schloß. Nachdem sich die Schlesier von der ersten Besürzung erholt hatten, sammelte Herzog Heinrich seine Schaaren, gelangte im Einverständnisse mit den Bürgern von Krakau in die Stadt, und vertrieb aus derselben die Schaaren des Herzogs Wladislaw; dieser selbst entfloh, um der Gefangenschaft zu entgehen, in Mönchskleidern über die Stadtmauer.

Während Heinrich IV. damit beschäftigt war, seine Herrschaft in Polen zu befestigen, starb er zu Breslau am 23. Juni 1290 ohne Erben. (Einige Chronisten setzen den Todestag auf den 22. Juli, Cureus sogar auf den 22. August.)

Ungeachtet der Schwäche, welche Heinrich IV. in den letzten Jahren seiner Regierung der Geistlichkeit gegenüber befandete, gehörte er doch zu den ersten Fürsten Schlesiens, welche mit unermüdlichem Eifer, mit Hinterrücksetzung eigener Vortheile, die Verhältnisse seines Landes verbesserten und das Heil der Bürger beförderten. Heinrich begünstigte vorzüglich die Städte, namentlich Breslau, denn er fühlte sich überzeugt, daß die Wohlhabenheit der Bürger die beste Stütze des Landes und des Fürsten sei, und sparte daher nicht, durch besondere

Freiheiten und Begnadigungen jenen Nutzen zu erzielen. In dieser Absicht ertheilte er der Stadt Breslau 1271 die Erlaubniß, 16 Brodbänke zu errichten und den Zins davon zum Bau und zur Erhaltung der Brücken zu verwenden. Als im nächstfolgenden Jahre (1272) diese Stadt durch eine Feuersbrunst bis auf wenige Häuser zerstört worden war, befahl er, um einem ferneren so großen Brandunglück vorzubeugen, die Häuser von Stein und Ziegeln zu erbauen, bestätigte derselben ferner alle bisher genossenen Privilegien, verlieh ihr das Meilenrecht, nach welchem kein Handwerker innerhalb einer Meile um Breslau eine Bank errichten durfte, und gestattete fremden Einwanderern einjährige Abgabefreiheit und den Genuß aller Rechte, gleich den alten Bürgern. In dem Privilegium von 1273 erhielt diese Stadt ferner von ihm die Erlaubniß zum Bau von 32 Schuhbänken, und eben so viel Brodbänken, deren Nutzen zum Besten der Stadt verwendet werden durfte; desgleichen das Schrotamt und die Innungen aller Zechen. Wichtiger war 1274 die Ertheilung des Niederlagsrechts, für alle Kaufmannswaren einschließlich nur für Breslau.

Zu seinen geistlichen Stiftungen gehört die Gründung der Kreuzkirche zu Breslau, woselbst er auch begraben liegt.

Heinrich IV. war nicht allein Held, sondern auch Dichter oder Minnesänger. Zwei seiner Lieder sind bis auf uns gekommen, in denselben offenbart sich seine weiche und versöhnliche Gemüthsart, der Hang zur Religiosität und ein Sehnen nach stiller Herzensruhe. Wir rühmen demnach in Heinrich den ersten schlesischen Lieberdichter.

Heinrich III. der Getreue,
1273 — 1309.

Polko I. der Streitbare,
1278 — 1303.

Heinrich V. der Dicke
1290 — 1296.

Nach dem schnellen, und zwar wie Einige behaupten wollen durch Gift, herbeigeführten Tode Heinrich IV. sollte Heinrich III. von Glogau das Breslauer Fürstenthum erben, aber seines strengen Regiments halber, mit dem er bisher in seinen Landen herrschte und den unruhigen fehdurstigen Adel in seinen Schranken hielt, wurde er von den Breslauer Landständen gefürchtet und gehaßt, während die Stadt Breslau nicht minder abgeneigt, eine besondere Vorliebe für den Herzog Heinrich von Liegnitz fühlte, der dem verstorbenen Herzog in der letzten Zeit thätig beigestanden und sich durch seine Tapferkeit, verbunden mit einer friedliebenden und frommen Gemüthsart, besonders hervorgethan und sich die allgemeine Achtung und Gunst erworben hatte.

Heinrich von Glogau erschien nun zwar persönlich in Breslau, um seine Rechte geltend zu machen, dessen ungeachtet aber erwählte man einstimmig den Herzog von Liegnitz, und während dieser mit seinen tapfern Schaaren aus Polen zurückkehrend zu dem einen Thore der Stadt Breslau mit Freuden in voller Rüstung eingelassen wurde, zog der Glogauer nicht ohne Murren und Rachsucht zum andern hinaus. So wurde der Herzog Heinrich von Liegnitz zum Herzoge von Breslau, als der fünfte dieses Namens, erwählt.

Die in Polen gemachten Eroberungen

nahm Przemislaw in Besitz, während die Grafschaft Glatz an den König Wenzeslaw von Böhmen fiel; demselben hatte gleichzeitig dieser König das Breslauer Fürstenthum als erledigtes Reichslehn vermöge des zwischen Heinrich IV. und Ottokar geschlossenen Erbvertrages zugebracht. Wenzeslaw aber machte aus unbekannten Ursachen keine Anstalten zur Besitzergreifung dieses Landes.

Heinrich III. von Glogau suchte sich nun auf alle mögliche Weise an seinem Nebenbuhler Heinrich V. zu Breslau zu rächen, versuchte mehrere Ueberfälle und Streifereien im Breslauer Gebiet, beschädigte und plünderte mehrere Städte und schloß mit dem Herzog Bolko von Schweidnitz ein Bündniß. Auch Heinrich V. bemühte sich, den Bruder Bolko in sein Interesse zu ziehen und schenkte ihm die Städte Striegau und Jauer, welche damals zum Liegnitzer Fürstenthum gehörten. Bolko aber, ein verschlagener, eigennütziger und habgieriger Fürst, hinterging sowohl den Bruder, als auch den Vetter Heinrich III. zu Glogau, hielt beide mit leeren Versprechungen hin, und schickte Ersterem auch dann noch keine Hülfe, als dieser ihm, um seine Habgier zu sättigen, noch die Städte Frankenstein, Reichenbach und Strehlen abgetreten hatte. Es war seine Absicht, Letzterem immer mehr Ländereien abzdringen und den Glogauer mit leeren Worten hinzuhalten, um das feindselige Verhältniß der streitenden Parteien zu befördern, statt zu lösen.

Heinrich III. stellte zwar seine Feindseligkeiten ein, gab aber seine Rache nicht auf, denn er wurde in einen mißlichen Handel mit dem Breslauer Bisthum verwickelt. Der Bischof Thomas II. war 1292 den

15. März gestorben, und an seiner Statt sollte Heinrich III. Bruder, Konrad der Hochrückige, Herzog zu Steinau, Guhrau &c. der sich schon früher dem geistlichen Stand gewidmet hatte, gewählt werden, welches Heinrich um so mehr wünschte, als er Konrads Besitzungen seinem Herzogthum einzuverleiben gedachte. Die Wahl fiel aber nicht auf Konrad, sondern auf einen polnischen Edelmann, welcher vom Bischof zu Gnesen besonders begünstigt wurde. Die Glogauer befehdeten nun die Breslauer, aber unglücklich, und wurden zum Schadenersatz gezwungen; auch nahm Heinrich zu Breslau dem Glogauer Herzoge mehrere früher demselben abgetretene Besitzungen wieder ein, daß dieser nun mit Ernst auf Rache sann.

An dem Hofe des Herzog Heinrich V. lebte ein junger Edelmann, Lutko von Habedank, welcher die Liebe seines Herrn in hohem Maasse erfuhr. Diesen Jüngling strebte Heinrich von Glogau für seine Pläne zu gewinnen und bemühte sich durch Versprechungen und Verheißungen seine Treue zu erschüttern. Der Umstand daß Heinrich V. den Vater des jungen Edelmannes wegen eines begangenen Meuchelmordes, den er an einem andern Adligen verübt, hatte hinrichten lassen, begünstigte die Pläne des Glogauers, der den Sohn an den schmachvollen Tod des Vaters erinnerte, und ihn zur Rache ermunterte.

Lutko verstrickte sich in die Nege des rachsüchtigen Fürsten, willigte in seine Vorschläge und überfiel im Anfang des Jahres 1294 den Herzog Heinrich V. zu Breslau im Bade auf seinem Schlosse, entführte ihn auf schnellen Rossen und lieferte ihn seinem

Feinde Heinrich III., der ihn in einen mit Eisen beschlagenen Käfig sperrte, in welchem er weder sitzen, stehen noch liegen konnte.

Heinrich von Glogau verlangte ein unermessliches Lösegeld, welches der Gefangene verweigerte, hoffend, die Seinigen würden ihn aus dem schrecklichen Kerker befreien. Aus bis jetzt noch unbekannten Ursachen machten die Breslaner und Liegnitzer keine Anstalten, ihren Herrn zu befreien, der beharrlich den Forderungen seines Feindes widerstand.

Endlich aber, nach halbjähriger Gefangenschaft, und nachdem sein Körper sich durch die grausame Marter aufzulösen drohte, willigte Heinrich V. in die Genehmigung der ihm von Heinrich III. vorgeschriebenen Vergleichsartikel. In diesem Vergleich trat Ersterer die Städte und Schlösser Hainau, Bunzlau, Goswiensdorf, Naumburg, Wartenberg, Auras, Trebnitz, Militsch, Sandewalde, Dels, Bernstadt, Rams-lau, Konstadt, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg und Reichthal ab, so daß das ganze Gebiet des Breslauer Fürstenthums am rechten Oderufer eine Ausdehnung von nicht vielmehr als einer Meile hatte, während es auf dem linken Oderufer schon bedeutend verringert worden war. Außerdem mußte Heinrich V. seinem Feind noch 30,000 Mark mitten auf der Brücke zu Liegnitz auszahlen, allen denen, die an seiner Gefangen-nahme Theil gehabt, Vergebung zusichern, und im Falle eines Krieges mit 100 Pferden zu den Glogauern stoßen. Die völlige Freilassung erfolgte den 6. Mai 1294.

Krank und siech hatte Heinrich V. seinen Kerker verlassen und erhielt seine Gesundheit nie wieder. Das Ende nahe fühlend,

ließ er seinen Bruder, Herzog Bolko zu Schweidnitz, zu sich beschicken und bat ihn, die Vormundschaft über seine drei unmündigen Söhne, Boleslaw, Heinrich und Wladislaw zu übernehmen. Auch in diesem wichtigen Augenblicke verläugnete sich Bolko's früher schon bewiesene Habgier nicht; als Entschädigung für die Vormundschaft verlangte er das Schloß Zobten. Heinrich, erzürnt über diesen Eigennutz und sich errinnernd an die frühere Hinterlist, sprach zu ihm: Du hast mir in meinem Leben wohl nicht Arges genug gethan, willst Du auch noch jetzt mich und meine Kinder brandschaken? — Ohne zu antworten machte Bolko Miene, sich zu entfernen, und erst auf Zureden der anwesenden Ritter, Lehnsleute und Bürger, als Heinrich die Habgier des unedlen Bruders mit Abtretung des Schlosses Zobten stillte, übernahm Letzterer die Vormundschaft. Drei Tage darauf den 22. Februar 1296 starb Heinrich V., sein Leichnam ruht in der Kirche des Jungfrauenklosters St. Clara zu Breslau.

Breslau hatte unter der Regierung dieses Fürsten nicht nur die früheren Rechte und Freiheiten bestätigt erhalten, sondern noch neue sich dazu erworben. Zur besondern Befestigung der Stadt wurde der Dylauff ringß um die Stadt geführt.

Ungeachtet seines Eigennuzes nahm Bolko dennoch das Interesse seiner unmündigen Vettern wahr, sorgte mit weiser Strenge und Sparsamkeit, unterstützt von den Landständen zu Breslau und Liegnitz nicht nur für die Erhaltung, sondern auch für die Vermehrung des Breslau- Liegnitzer Fürstenthums. In dieser Absicht rüstete er

sich zu einem Kriege gegen Heinrich von Glogau, um die an seinem Bruder Heinrich V. verübte Grausamkeit und Brandstiftung zu rächen und nahm ihm die Städte Bunzlau und Hainau weg.

Mit dem Vorfuge, alle gemachten Eroberungen mit seinen Mündeln zu theilen, gab er diesen die Stadt und das Gebiet von Hainau, mit der neuerbauten Burg Kosenau oder Kitzdorf. Bunzlau behielt er für sich, und erbaute in dieses Gebiet das Schloß Klitschdorf.

Die Strenge, welche Balfo überall zeigte, und sein Eigennutz, den er bei jeder Gelegenheit erblicken ließ, zogen ihn den Haß der Breslauer zu, daß sie beschloßen, ihn nie mehr in die Stadt Breslau einzulassen. Die Stadt Breslau, welche durch die Liebe und Nachsicht der früheren Herzöge eine besondere innere geistige Größe und Machtausdehnung erlangt, war nun nicht gewohnt, sich unter den Herrscherstab des fremden Vormunds zu beugen; das Streben nach Selbstständigkeit suchte eine Herrschaft zu entfernen, welche die Freiheit der Stadt eher beschränkte als beförderte. Volko nahm die ungebührliche Handlungsweise der Breslauer übel auf und rückte mit einem zahlreichen Heere vor die Stadt, sie zu belagern und zu strafen.

Um den Hochmuth der Breslauer zu demüthigen, befahl er ihnen, als sie sich seiner Uebermacht ergeben mußten, die Stadtmauer mehrere Ellen breit bis zur Erde niederzureißen, durch welche Lücke er als Sieger mit seinen Schaaren einzog.

Im Jahre 1296 war der Herzog von Groß-Polen Przemislaw II., welcher kurze Zeit vorher die Königswürde erhalten hatte,

gestorben und an seiner Statt der Herzog Wladislaw Lokstek von den Landständen gewählt. Herzog Heinrich III. als Schwestersohn des Verstorbenen machte Ansprüche auf das Erbe, erlangte aber von Wladislaw weiter nichts, als das Versprechen, seinem Heinrich bei dessen Volljährigkeit die Landschaft Posen abzutreten und überließ ihm schon jetzt einige Antheile dieses Herzogthums. Seit dieser Zeit führte Heinrich den Titel eines Erben des Reiches Polen.

Heinrich III. war mit Ausnahme des Fürstenthums Sagan, welches sein Bruder Konrad der Hochrückige besaß, im vollständigen Besitze des väterlichen Erbes, da ihm durch Przemislaw's Tod auch Steinau mit den dazu gehörigen Landschaften zugefallen war. Um nun auch Sagan zu gewinnen, trachtete er, seinem geistlichen Bruder Konrad irgendwo eine Bisthumsstelle zu erwerben. Auch dieses gelang. Konrad wurde 1299 zum Patriarchen von Aquileja erwählt. Dem Herzoge Konrad welcher sich größtentheils zu Steinau aufhielt, schien weniger an dieser hohen geistlichen Würde gelegen zu sein, als an dem gemüthlichen socialen Leben in Schlesien. Als ihm (sagt die Chronik) auf der Hinreise zu Wien in Oesterreich das Steinauer Bier abging, und er vernahm, daß es an seinem künftigen Bestimmungsorte kein Weizenbier, sondern nur eitel Wein zu trinken gäbe, wendete er bald seine Deichsel wieder um auf heimzu und wollte lieber der Patriarchen Stelle als dem Steinauschen Biere enttrathen.

Heinrich über dieses ungeschickte Benehmen erbittert, ließ seinen Bruder als einen wahnwitzigen Menschen auf dem Rückwege aufheben und in einen Thurm auf dem

Schlösse zu Glogau einsperren. Die ihm ergebenen Landstände von Steinau, Lüben und Rauden befreiten ihn aber aus dieser Gefangenschaft, für welche Treue und Anhänglichkeit er sie mit stattlichen Privilegien und Freiheiten begnadigte. Kurze Zeit darauf (1307 den 11. Oktober) starb er; sein Leichnam wurde in der Klosterkirche zu Leubus begraben*)

Als Heinrich III. durch den Tod seines Bruders Sagan erbte, und zum alleinigen Besitze des gesammten Glogauer Fürstenthums gelangte, wurde er in einen neuen Krieg mit Polen verwickelt.

Wladislaw Lokztek hatte sich vergeblich bemüht, die Königswürde von Polen zu erhalten, an seiner Statt war Wenzel III. von Böhmen gewählt worden; doch als dieser am 18. August 1305 zu Olmütz ermordet wurde, bewarb sich Ersterer von neuem um die erledigte Krone. Heinrich III. drang nun darauf, daß Wladislaw sein gegebenes Versprechen, die Abtretung von Posen betreffend, endlich erfülle, und schickte als jener damit zögerte, seinen Feldherrn Johann von Biberstein mit starker Kriegsmacht nach Polen, dieses Land auf die furchtbarste Weise verwüstend. Wladislaw sparte seiner Seits nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, warb eine bedeutende Heeresmacht, zwang den Herzog Heinrich nicht allein zum Rückzuge, sondern verwü-

stete auch das Glogauer Fürstenthum mit Mord, Brand und Raub. Es war dies der letzte Versuch der schlesischen Fürsten, ihre Herrschaft über Polen auszudehnen.

Heinrich III. starb 1309 den 15. Dezember; er liegt in der Kirche zu Unser lieben Frauen zu Glogau begraben. Seine 4 Söhne theilten sich in das Erbe, so daß

Heinrich IV. 1309 — 1338 Sagan, Sprottau,

Konrad I. 1309 — 1360 Dels, Wohlau und die Städte, die sein Vater dem Herzoge Heinrich V. zu Breslau abgedrungen,

Johann, (1309 — 1361 oder 65) Steinau und Guhrau,

Przimiślaw II. der jüngste (1309 — 1331) Glogau, das Grosnische und Frau-städtische Weichbild erhielt.

Herzog Bolko von Schweidnitz, der Vormund der jungen Herzöge von Breslau und Liegnitz starb 1302 den 30. Januar, sein Leichnam liegt im vormaligen Kloster Grüssau, welches er im Jahre 1292 gestiftet, begraben. Bolko war ein weiser, vermögender und tapfrer Fürst, erhielt auch den Beinamen „der Streitbare.“ Er führte in den Städten das Erbgeschloß und auf dem Lande die Ritterdienste ein, dergleichen die ersten deutschen Lehnrechte und Schatzungen, damit ein jeder Stand und Belehnter wisse, wie hoch er seinem Fürsten sowohl in Kriegs- als in Friedensjahren zu dienen schuldig sei. Landeshut baute er zum Schutz gegen die Böhmen auf, deren Einfälle unter König Wenzel er mehrere Male glücklich zurückschlug; die Städte Brieg, Nimptsch, Grottkau, Strehlen und Greiffenberg befestigte er mit Mauern,

*) Der Stein, welcher Konrads Grab deckt, hat folgende Inschrift:

*En Conradus ego dux hoc sub marmore dego,
Quem tenuit cura Johannis praepositura.*

(Fürst Konrad mit dem Koberlein liegt unter diesem Marmorstein
Als Domprobst war sein sorgend Streben,
Dem Dom Johannis nur zu leben.)

Graben und Wällen, und errichtete ferner als Schutzwehr gegen die feindlichen Böhmen das Schloß Volfkenhein. Sein Schwert und seine Rüstung werden noch heut im Rathhause zu Schweidnitz aufbewahrt. Durch seine weise Sparsamkeit hatte er seinen Münzdeln einen Schatz von 60,000 Mark*) in Gold und Silber aufgehäuft.

Volklo hinterließ drei Söhne, welche sich in sein Fürstenthum theilten:

Bernhard (1302 — 1326) erhielt Schweidnitz,

Heinrich 1302 — 1345) erhielt Sauer,

Volklo II. 1302 — 1341) Münsterberg.

Den noch minderjährigen Herzögen von Breslau und Liegnitz wurde nun an Volklo's Stelle auf Veranlassung der Breslauer Barone, Vasallen, Ritter und Bürger der Bischof zu Breslau Heinrich von Wirben zum Vormunde bestellt, entsprach aber den Erwartungen nicht, denn der von Volklo aufgehäuften Staatsschatz kam bald in Umlauf.

Boleslaw, der älteste der Prinzen, welcher großen Hang zur Verschwendung und zum Leichtsinne zeigte, suchten die Breslauer dem bösen Beispiele ihres Vormundes zu entziehen: sie warben für ihn beim König Wenzel von Böhmen um dessen älteste Tochter

Margarethe, damit er sowohl als seine Brüder eine kräftige Stütze in der Folge an diesem Könige haben möchten. Boleslaw, damals erst 15 Jahr alt, wurde nun 1302 mit der lebenswürdigen und tugendhaften Prinzessin Margarethe zu Prag vermählt, und hielt sich längere Zeit daselbst auf.

Nach dem 1305 erfolgten Tode des Königs Wenzel kam Boleslaw mit seiner Gemalin nach Schlesien zurück und wählte seinen Sitz in Breslau. Hier unterzog er sich sofort den Regierungsgeschäften und bestätigte den Breslauern alle ihre Rechte, welche sie unter den früheren Fürsten erworben, namentlich in Betreff der Freiheiten der Kammern unter dem Tuchhause.

Boleslaw verrieth neben seinem Leichtsinne auch einen hohen Grad von Stolz und Hochmuth. Um den an seinem Vater durch Heinrich III. von Glogau verübten Verrath zu rächen, fiel er in das Glogausche Gebiet, plünderte, beraubte und brandschatzte die Glogauer. Aber in dem Maße, wie er sich durch seine ungerechte Handlungsweise neue Schätze erwarb, in gleichem Maße vergeudete und verschenkte er auch dieselben wieder, so daß zum Nachtheil und Verdrusse seiner beiden Brüder alles und jedes Einkommen zerrann. Das Fürstenthum Tropau, in dessen Besitz er damals gelangt war, verkaufte er an den König Johann von Böhmen, der ihm 800 Mark Silber in gewissen Terminen zu zahlen versprach, welche Geldsumme aber als Brautschatz galt, den ihm seine Gemalin mitgebracht und den man dem Herzog noch schuldig war.

Als endlich auch die beiden andern Brüder, Heinrich und Wladislaw die Volljährigkeit erlangt hatten, drangen sie (1311)

*) Eine Mark feines Silbers galt 20 Gulden oder 13 Thaler 20 Sgr. — Von den vom König Wenzel zu Prag im Jahre 1296 geschlagenen Groschen, die jeder einen Werth von 12 Denaren hatten, gingen anfänglich 60 auf eine feine Mark. Schon im Jahre 1203 wurden 64 und später 91 Groschen aus der Mark geprägt, daher auch das weiße feine dem schwarzen mit Kupfer vermengten wohl entgegen gesetzt war. Das Gold verhielt sich zum Silber wie 8, zuletzt wie 12: 1.

in ihren älteren Bruder Boleslaw, das väterliche Erbe zu theilen, bevor er es vollends vergeudete. Außer den beiden Fürstenthümern Breslau und Liegnitz wurde nun noch ein drittes, Brieg, geschaffen; der Besitzer des letzteren, welches kleiner war, als die andern, sollte durch Geld entschädigt werden.

Der immer geldbedürftige Boleslaw, seines Namens der Vierte, wählte freiwillig das Brieger Fürstenthum, wofür er von Breslau 18,000 und von Liegnitz 32,000 Mark Silber als Entschädigung erhielt. Heinrich VI. wählte sich das Breslauer, und Wladislaw das Liegnitzer Fürstenthum.

Anhaltende Regengüsse und die darauf folgenden großen Gewässer verwüsteten in diesem und dem folgenden Jahre Schlesien

und die Nachbarländer. Die daraus entstandene Theurung und Hungersnoth war so groß, daß an manchen Orten (wie die alten Chroniken berichten) die Menschen gleich wilden Thieren einander grimmig anfielen, erwürgten und verzehrten. Kinder erwürgten ihre Eltern, Eltern ihre Kinder, schlachteten und verzehrten sie; selbst die todtten Körper auf den Galgen wurden gestohlen, um damit den Hunger zu stillen. In gleicher Art wütheten die wilden Thiere, vor deren Raubsucht Niemand sicher war. Die Wölfe kamen in so großer Zahl und mit solcher Wuth, daß sie die gegen sie abgeschossenen Pfeile nicht achteten, sondern gegen die Bewaffneten losstürmten, sie zerrissen und verzehrten. Drei Jahre lang dauerte diese Hungersnoth; im Jahre 1315 erreichte sie den höchsten Grad.

Denkwürdigkeiten.

Hedwig die Heilige, Herzogin von Schesien und Polen.

Geb. 1174 gest. 1243.

Ein Wunder der Zeit in Bezug auf Kirche und Staat, war die Herzogin Hedwig, Gemalin Herzog Heinrich I. in Niederschlesien. Sie wurde im Jahre 1174 geboren; ihr Vater Berthold III. von Andechs war Markgraf von Meran, Graf von Tyrol und Herzog von Kärnten und Istrien. Ihre Mutter hieß Agnes und war eine Tochter des Grafen Dedon von Rochlitz.

Hedwig hatte vier Brüder: Eckhard, Bischof zu Bamberg; Berthold, Patriarch von Aquileja; Heinrich und Otto, welche sich in die Erbländer des Vaters theilten. Von ihren vier Schwestern war Gertrud die Gemalin des Königs Andreas von Ungarn und Mutter der h. Elisabeth nachmaligen Gattin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Agnes die älteste Schwester wurde an den König Philipp August von Frankreich verheirathet; die jüngste Schwester wurde Abtrissin im Kloster Luzingen in Franken.

Hedwig zeigte von Kindheit an einen besondern heiligen Eifer für Gottesfurcht und Religion, und vermehrte und befestigte diese Tugenden noch mehr während ihres Aufenthaltes im Benedictiner Jungfrauenkloster zu Kitzingen, wohin sie in ihrem 7. Lebensjahre von der Mutter gebracht wurde. Als sie 12 Jahr alt war, wurde sie an Herzog Heinrich I. von

Schlesien vermählt, dem sie drei Prinzen, Boleslaw, Heinrich und Konrad gebar, und 3 Prinzessinnen: Gertrud, Agnes und Sophie, von denen die beiden letzteren frühzeitig starben, die erstere aber die nachmalige Abtissin des Klosters zu Trebnitz wurde. Nach der Geburt des sechsten Kindes legte Hedwig das Gelübde der Enthaltbarkeit ab, um sich nun ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Sie nahm keinen Theil mehr an den Lustbarkeiten ihres Hofes, verwendete alle ihre zeitlichen Güter zu frommen Stiftungen, zur Errichtung von Kirchen, Klöstern und zur Unterstützung der Armen und Hilfsbedürftigen.

Im Jahre 1203 bewegte sie ihren fürstlichen Gemal, das Kloster Trebnitz zu erbauen. Der Bau dauerte 15 Jahre; 1219 wurde die Kirche eingeweiht, und das Kloster mit Zisterzienser-Nonnen besetzt.

Ferner stiftete die Herzogin 1205 die Kirche zu Unser lieben Frauen in Bunzlau, 1212 das Franziskaner Kloster in Goldberg, und errichtete 1217 das Stift zu Raumburg am Queis.

Gegen die Armen war Hedwig nicht minder freigebig, schätzte sie höher, als sich selbst, speiste sie an ihrem Tische und ging auf die liebevollste und mildthätigste Weise mit ihnen um. Denjenigen ihrer zinsbaren Unterthanen, deren Nothdurft ihr bekannt war, erließ sie die Abgaben und schenkte ihnen sogar die Einkünfte, so daß sich ihre Bögte öfters mit den Worten darüber aufhielten: „Von den Einkünften unsrer Fürstin haben wir nichts aufzuschreiben als was sie den Bauern nachläßt.“ — Die Kranken und Ausfägigen pflegte und versorgte sie: Gefangene erlöste sie durch ihre Bitte vom Tode. Die Heilige ernährte fortwährend eine Anzahl von dreizehn Armen, eine Zahl, die sie zu Ehren des Heilandes und der 12 Apostel gewählte. Ihren Leib schonte sie gleichfalls nicht: immer schlief sie auf blanker Erde, den größten Theil der Nacht aber brachte sie im Gebet zu. Sommer und Winter ging sie baarfuß, die Schuhe unter dem Arm haltend, um sie bald anzuziehen, wenn ihr Jemand begegnen sollte. Man liest sogar, daß das Blut der wunden Füße ihre Pfade bezeichnet habe. Sie trug beständig ein Cilicium auf dem bloßen Leibe, und als man sie nach ihrem Tode abwarf, fand man die Haut des Körpers voller Striemen und Wunden. Ihre Ergebenheit in den göttlichen Willen ließ sie alles Ungemach geduldig und ausdauernd ertragen; denn ihre Tage waren nicht frei von Leiden und Widerwärtigkeiten.

Die beiden Söhne Heinrich und Konrad waren wegen der Nachfolge in unauslöschlichen Haß gerathen, weil der Vater den jüngeren, die Mutter aber den älteren wegen seiner Frömmigkeit bevorzugte. Trotz ihres Bittens und Flehens kam es zum Kriege, dessen Ausgang sie gönnlich dem Himmel überließ, zufrieden mit dem, was ihr Gott noch zu dulden auferlegen würde.

Heinrich siegte über Konrad, welcher bald darauf durch einen Sturz vom Pferde starb.

Hedwig besaß, wie die Chronik sagt, die Kraft zu weissagen. Ihrem Gemahl, Heinrich dem Bärtigen, prophezeigte sie in seinem späten Alter: er solle nicht von Liegnitz weggehen, sonst koste es ihm wahrlich sein Leben. Drei Jahre beachtete der Herzog diese Prophezeiung. Im Jahre 1238 aber mußte er nach Kroffen verreißen; er wurde krank und starb daselbst. Als sich die Angehörigen und ganz besonders die Jungfrauen des Klosters zu Trebnitz über den Verstorbenen sehr betrübten, da sprach die fromme Fürstin mit kindlicher Ergebenheit die tröstenden Worte: Wollet ihr denn euch dem Willen des Herrn widersetzen? Unser Leben gehört ihm an, wir müssen unsern Trost finden in allem, was ihm gefällt. Wir sollen uns willig hingeben, wenn er für gut befindet, uns von der Welt abzurufen, oder unsere Freunde wegzunehmen.

Nach dem Tode ihres Gemals wählte sie das Kloster Trebnitz zu ihrem beständigen Aufenthaltsorte, zog das Ordenskleid an, legte aber kein Gelübde ab, um nach ihrem Willen jeden Tag und jede Stunde die Armen und Unglücklichen aufsuchen und noch sonst Werke der

Barmherzigkeit üben zu können. Im Kloster verrichtete sie die niedrigsten Dienste; die geistlichen Jungfrauen nannte sie die Bräute des Herrn, sich selbst aber nur eine Magd. Das Lebenskleid, welches sie trug, war immer ein altes, schon abgelegtes, dabei unterwarf sie sich demuthsvoll und bereitwillig allen Anordnungen ihrer Tochter Gertrud, die Aebtissin des Klosters war. Die größte Ergebung in den göttlichen Willen zeigte

die Herzogin Hedwig auf dem Schlachtfelde zu Wahlstatt,

bei Auffindung der Leiche ihres von den Tartaren erschlagenen heißgeliebten Sohnes Heinrich II. Schon drei Jahre vor der Schlacht entdeckte sie einer Klosterschwester, Namens Adelheid: „ihr Sohn werde nicht im Krankenbette sterben.“ Jene warnte den jungen Fürsten, Hedwig aber versicherte: „er würde durch den Mord des Schwertes fallen.“

Die Prophezeiung ging in Erfüllung; Heinrich fiel in der weltberühmten Schlacht bei Wahlstatt den 9. April 1241.

Am dritten Tage nach der entsetzlichen Schlacht, nachdem die Ebene von Liegnitz das Blut der edelsten Vaterlandsfreunde getrunken hatte, als noch die Leiber der Erschlagenen unbeerdigt auf dem blutigen Gefilde lagen, ging Hedwig mit Anna, der Gemalin des erschlagenen Sohnes, und in Begleitung des Johannes von Rothkirch, des Einzigen, der sich aus der Nähe des Herzogs gerettet hatte, gefolgt von den Hofsleuten, nach dem Orte des Entsezens, um aus den Tausenden der Erschlagenen den theuren Leichnam herauszufinden und seinen letzten Willen zu erfüllen. — Lange wanderten sie unter den aufgethürmten Leichen umher, schon gaben sie alle Hoffnung auf, die Ueberreste des edlen Herzogs zu erspähen, da blieb plötzlich Anna auf einer Anhöhe stehen, deutete mit der Hand auf einer nackten des Kopfes beraubten Leichnam, dessen linker Fuß sechs Zehen zeigte und sank mit dem Ausrufe des höchsten Schmerzes: „Er ist's!“ auf den erstarrten Körper.

Lange starrte Hedwig mit dem Gefühl des tiefsten Mitterschmerzes auf die Leiche ihres Heldensohnes, und eine Thräne gleitete über ihre eingefallenen blassen Wangen; doch plötzlich blickte sie zum Himmel auf, der sich blau und heiter über ihr ausbreitete, himmlische Fassung durchfloß ihre schmerzgefüllte Seele, und mit liebevollen tröstenden Worten richtete sie die verzweifelnbe Tochter Anna empor:

Verzage nicht, es ist der Wille Gottes, und was ihm gefällt, gefalle auch uns!

Und mit frommer Ergebenheit fuhr sie betend fort:

„Ich danke Dir, Herr des Himmels, daß du mir einen solchen Sohn gegeben, der mich so lange er gelebt, immer geliebt, mir stets Ehrfurcht erwiesen und mich niemals betrübt hat! Wohl möchte ich ihn gern noch auf Erden bei mir wissen, doch ist es mir noch lieber, da er durch Vergießung seines Blutes, jetzt mit Dir vereint, mein Schöpfer, in deinem Himmel lebt! — Deiner ewigen Güte empfehle ich seinen Geist!“

Betroffen und gestärkt begaben sich die Frauen mit der geliebten Leiche nach Liegnitz. An der Stelle aber, wo Hedwig die theuern Ueberreste ihres Sohnes gefunden, ließ sie eine Kapelle erbauen.

Nicht mehr volle drei Jahre lebte Hedwig nach dem Tode ihres Sohnes sie verschied den 15. Oktober 1243. Ihr Leichnam ward nach ihrem Willen auf dem Kirchhofe neben der Klosterkirche in Trebnitz begraben. Ueber ihrer Ruhestätte erhob sich später eine Kapelle zum h. Johannes dem Täufer, wie noch jetzt zu sehen ist.

Schon bei Lebzeiten soll ihr die Gabe, Wunder zu wirken, verliehen worden sein; als man bald an ihrem Grabe viele Wunderzeichen sah, wurde die Herzogin vom Papst Clemens IV. im Jahre 1266 heilig gesprochen, die darüber gehörige Bulle ausfertigt, und in dem nächst-



Lith. Institut v. C. Konec.

Die heilg. Hedwig auf dem Schlachtfelde zu Wahlstadt.

folgenden Jahre durch den Abt Nikolaus zu Leubus und Abt Mauritius zu Camenz im Beisein der schlesischen Fürsten, des Königs Ottokar von Böhmen, mehrerer Prälaten und vieler hoher Standespersonen und Ritter aus Schlessen und Polen die Erhebungs-Ceremonie gehalten.

Erst wurde eine Messe gelesen, dann gingen die beiden Aebte und fürstlichen Verwandten zum heiligen Grabe. Der Leichnam gab einen besonders lieblichen Geruch, und obgleich alles übrige verweset, waren dennoch die drei Finger der linken Hand, mit welchen sie ein Muttergottesbild hielt, unversehrt geblieben. Ihr Gehirn wurde noch frisch gefunden.

Ueber die Festlichkeiten sagt eine alte Legende:

„Auch so stunden do an viel Enden der Kyrchen, Wachskyrghen mit Blumen und Graß bewunden und gecyret, dy Nacht vnd Tag branten vnd das Haus Gottes mit yrem Scheine cyret, gab eyn besundere Herken Lust den Augen der Ansehenden, die behende und synreiche ordenunge der Kerzen. dy isunder uff isund nyder geczogen, nach Weise eynr Cyrcel Schwebenn daran sü hungen yn dem Gottes Hawse nach kostlicher Bestellung des Wergkmeisters, geformet hyn und her beweglichsam das Gestyrne der Planeten an dem Firmament u. s. w.“ — Hieraus erhellet, daß schon damals die Kronleuchter in den Kirchen üblich waren. Die Witterung des Himmels war bei der Festlichkeit so günstig, daß viele hundert Personen unter freiem Himmel geherbergt, und alle Einwohner voller Freuden lebten.

Von dieser Zeit an nahmen die Schlesier und Polen diese heiliggesprochene Hedwig zu ihrer Schutzpatronin an. Ihr Fest wird alljährlich den 17. Oktober gefeiert.

Gründung des Klosters zu Trebnitz.

Das vormalige Cisterzienser-Jungfrauenkloster verdankt seine Entstehung der Herzogin Hedwig und ihrem Gemal Heinrich I. Ueber die erste Ursache seiner Gründung sagt die Legende folgendes:

Einstmals verirrete sich der Herzog Heinrich I. auf der Jagd von seinem Gefolge und gerieth mit seinem Rosse in einen Sumpf, aus welchem herauszukommen, ihm unmöglich wurde, so daß er des Todes gewiß war, wenn Gott hier kein Wunder thäte. In dieser bedrängten Lage gelobte er feierlich, eine geistliche Stiftung zu machen, wenn es ihm noch einmal gelingen sollte, aus der Todesnoth zu kommen. Und siehe da, kaum hatte er das Gelöbniß abgelegt, so erschien ein Engel in Köhlertracht, reichte dem Herzoge einen Ast und half ihm ohne Mühe aus dem Sumpf.

Zufolge dieses Gelübdes, und öfteren Ermahnungen seiner Gemalin Hedwig folgend, legte er den 21. August 1203 den Grundstein zu dem berühmten Jungfrauenstift zu Trebnitz. Hedwig führte die Aufsicht über den Bau; alle Uebelthäter mußten ihre Sünden hier durch schwere Arbeit büßen. Als der Baue welcher 15 Jahre dauerte, und den reichen Brautshatz der Herzogin, 30,000 Mark kostete, vollendet, wurden hundert Jungfrauen des Cisterzienser-Ordens aus dem Kloster zu Bamberg wo der Bruder der h. Hedwig Bischof war, in dasselbe gesetzt und mit aller Nothdurft reichlich versehen. Nachdem die Jungfrauen eingeführt wurden, fragte Heinrich die Versammelten, ob sie oder das Kloster noch etwas bedürften, worauf die erste Aebtissin, welche der polnischen Sprache nicht vollkommen mächtig war, geantwortet haben soll: Trebanic (es ist nöthig nicht). Der Herzog, welcher darüber lachen mußte, erwiderte: Ei so heiße das Kloster Trzebanic. Diesen Namen behielt es mit einer kleinen Abänderung bei.

Lutko von Habedank.

Am Hofe Herzog Heinrich V. zu Breslau lebte um das Jahr 1292 ein polnischer Edelmann, Namens Pakoslaw, aus dem Geschlechte der Habdanker, welcher ein Jahr früher einen angesehenen schlesischen Ritter muthwillig ermordet hatte. Sämmtliche Angehörige und Verwandte des Ermordeten nahmen die Gerechtigkeit des Fürsten in Anspruch, verlangten Genugthuung und Bestrafung des Mörders. Pakoslaw's Anhang war nicht minder groß, wichtiger aber noch die Gunst des Herzogs, welchem er seit langen Jahren Freund und Rathgeber gewesen. Aber des Herzogs Gerechtigkeit siegte über die frühere Milde; er ließ den Ritter Pakoslaw gefangen nehmen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Gewaltig aber erschrak der Herzog, als der gefangene Ritter im Beisein der Hofleute dem Herzog feck und trotzig die That, als eine höchst unbedeutend scheinende, eingestand.

Mein Lieber, sprach der Herzog betroffen, gehe hin und berebe dich mit deinen Freunden und Verwandten zu einer bessern Antwort.

Pakoslaw blieb trotzig auf seinem Bekenntniß stehen, worauf der Herzog, welcher sein Leben gern erhalten, dabei aber den äußern Formen des Rechts genügen wollte, den Schuldigen noch einmal ermahnte: Erkläre, daß Du die That im Rausche der Leidenschaft verübt hast.

Wozu das, Herr Herzog, entgegnete Pakoslaw: die That habe ich mit voller Willenskraft begangen, da ich den Gemordeten bis zum Wahnsinn haßte. Ich kann nicht mehr, als das Geschehene öffentlich bekennen. — Mein Leben ist in Eurer Gewalt, ich war Euer Begleiter und Vertrauter überall und zu jeder Zeit. Und war ich dieses in der That, so werdet ihr wünschen, daß ich nicht nöthig habe, einen solchen geringen Umstand zu leugnen, da von Eurem Ausspruch Alles abhängt. Uebrigens dürfte ein Habdanker hundert solche Ritter, als jener, den ich erschlagen, aufwiegen. Wollt ihr mich aber dennoch durch das Henkerbeil fallen lassen mögt Ihr es thun, wir Habdanker bitten nie, selbst wenn es das Leben gilt.

Eine andre Antwort konnte der Herzog nicht erzielen; er ließ daher dem Trotzigem in Gegenwart des ganzen Hofes den Kopf abschlagen.

Unter denen, welche der blutigen Scene beigewohnt, befand sich Lutko von Habedank, der Sohn des Hingerichteten, ein Jüngling von ungefähr 19 bis 20 Jahren.

Man rieth dem Herzoge, diesen Junker, welcher einen wilden, muthigen und jähzornigen Charakter besaß, vom Hofe zu entfernen, weil er über kurz oder lang den Tod des Vaters rächen könnte.

Der Herzog war ganz andrer Meinung: er nannte es eine doppelte Strafe, den Jüngling vom Hofe zu verbannen; er ließ ihn rufen und redete ihn also an:

Du hast dabei gestanden, hast gesehen und gehört, wie dein Vater muthwillig sein Leben verwahrloste. Ich ehre deinen Schmerz, werde es dir auch nicht verargen, wenn du mich nicht mehr lieben kannst, ungeachtet ich nur nach dem Gesetze gehandelt. Wähle darum zwei Wege: entweder vergiß den Tod des Vaters, oder meide meinen Hof; ich gebe dir acht Wochen Bedenkzeit.

Lutko ging, kehrte aber nach abgelaufener Frist wieder zurück: Gutmüthig fiel er dem Herzog zu Füßen, bekannte, daß seinem Vater nichts als das Recht widersfahren und daß er seinen Tod schon verschmerzt und vergessen, und bat den Herzog, er wolle sein gnädiger Herr sein.

Nun so will ich fortan dein Vater sein! rief der Fürst, nahm den betrübten, an Geist und Gemüth ganz veränderten Jüngling in Gnaden auf — und Lutko wurde fortan des Herzogs liebster und treuester Diener.



Ill. Ing. v. C. Rona. Breslau.

**Herzog Heinrich V. von Breslau, und Lutko von Habedank
(1292.)**

Heinrich V. hatte sich aber dennoch in diesem Jünglinge geirrt. Herzog Heinrich III. von Glogau suchte Lutko an seinen Hof zu ziehen, wo man nicht unterlassen wollte, das Rachegefühl wegen des schmachvollen Todes seines Vaters, gegen seinen früheren Wohltäter zu entflammen. Heimlich sandte Heinrich III. dem Jünglinge Boten mit Geschenken und die Einladung, ihn zu besuchen. Nach vielem Zögern nahm es Lutko endlich an, ohne seinen väterlichen Freund davon zu benachrichtigen. Hier wurde nun Heinrich V. Verfahren gegen Wokoslaw nicht als gezwungener Akt der Gerechtigkeit, sondern im schwärzesten Lichte dargestellt und des Jünglings Herz durch das Bild der grausenvollen Hinrichtung, das ihm Heinrich III. ausmalte, zur Rache an dem Urheber desselben angeregt. Lutko ließ sich bald in die gelegten Netze verstricken, und erklärte sich zur Ausführung des Anschlages bereit, den Herzog Heinrich V., seinen Herrn, zu verrathen.

In der Gegend des Doms zu Breslau, wo heut das Blindeninstitut und einige Curen der Domherren sich befinden, lag das herzogliche Schloß, auf welchem sich Heinrich V. aufhielt. Hier wurde die Schandthat verübt, ähnlich jener, welche Wokoslaw der Kahlle gegen Heinrich IV. von Breslau ausgeführt.

Es war im Anfange des Jahres 1294, Heinrich V. befand sich im Bade auf seinem Schlosse, als ihm durch seine Diener gemeldet wurde, daß Lutko von Habedank mit einem Haufen Bewaffneter von der Sandinsel herüber durch die seichte Oder setze, und daß es sicher einen abscheulichen Verrath gelte, denn die Farben Glogaus seien unter ihnen zu erkennen,

Wenn Lutko unter ihnen ist, sprach der arglose Herrscher, so hab' ich nichts zu fürchten, er war stets mein treuester Diener. Aber bald hatte Lutko das Ufer erreicht, drang in die offene Burg, ließ den Herzog fesseln, einen schlechten Mantel über ihn werfen und auf ein schnelles Roß setzen.

Lutko, sprach der Herzog schmerzlich, Lutko, habe ich das um dich verdient?

Lutko achtete nicht darauf; in hastiger Eile brachten die Räuber ihre Beute an das jenseitige Ufer, ohne daß Jemand in der Stadt den schmähligen Verrath ahnte. Raslos ging der Zug der Räuber durch unwegsame Wälder und unbewohnte Gegenden bis man endlich das Schloß Sandewalde im Wohlauischen erreichte.

Von Sandewalde wurde Heinrich V. nach Glogau gebracht, wo ihn die Bürger als einen Feind ihres Herzogs mit Hohn und Spott empfangen.

Der entmenschten Rachsucht Heinrich III. genügte es nicht, seinem Verwandten ein passendes Gefängniß zu geben; um ihn zur Abtretung mehrerer Ländertheile zu bewegen, hatte er beschlossen, ihn auf die schändlichste Weise zu quälen. Der Barbar hatte bereits einen hölzernen mit Eisen beschlagenen Käfig bereiten lassen, welcher nur zwei Oeffnungen hatte, eine oben, die andere unten. In diesen Käfig wurde Heinrich V. gesperrt, in welchem er vermöge seiner großen und stark untersehten Figur weder stehen, liegen noch bequem sitzen konnte.

Sechs Monden lang schmachtete der Unglückliche in diesem abscheulichen Kerker, bis er endlich den Qualen unterlag, sein Körper an den Theilen, welche den Kerker berührten, in Fäulniß überging und von den Maden ergriffen wurden. Er gab den übertriebenen Forderungen seines Feindes nach und mußte außerdem eidlich versprechen, niemals an Lutko den Verrath zu rächen.

Die Strafe aber blieb für den Verräther nicht aus. Heinrich III. selbst verbannte in der Folge Lutko von seinem Hofe, worauf derselbe dem Morgenlande zueilte, wo er unter dem Schwerte der Sarazenen seinen Undank mit dem Tode büßte.

Der Prior Czeslaw 1241.

Als die Länder verwüstende Heersäule der Tartaren, durch Polen und Oberschlesien kommend, auch vor Breslau erschien, hatten sich die Bürger, welche sich in ihrer von Holz erbauten und nicht befestigten Stadt nicht halten konnten, mit Weib und Kind und ihren besten Habseligkeiten auf das herzogliche Schloß, welches dicht an der Ober auf dem Dome lag, geflüchtet und die Stadt angezündet. Die Tartaren belagerten hartnäckig das Schloß.

Die Legende meldet hierüber, daß die Tartaren, durch ein göttliches Wunderzeichen erschreckt, den Abzug genommen hätten. Denn als Czeslaw, der erste Prior des Klosters zu St. Jakob mit den frommen Christen unter Weinen und Wehklagen, zu Gott eifrig gebetet und ihn demuthvoll angerufen habe, sich ihrer in dieser großen Noth zu erbarmen und die Gefahr gnädiglich von ihnen abzuwenden, da sei ein helles Licht, ein Feuerzeichen, am Himmel erschienen, welches eine solche Helle gegeben, daß die Feinde erschrocken und ungesäumt abgezogen seien.

Anderer melden, daß es Feuerfunken und Flammen vom Himmel geregnet habe, welche unter den Tartaren herumgelaufen, sie versengt, verbrannt und auf diese Weise gänzlich vom Schlosse vertrieben hätten.

Zweiter Abschnitt.

Piastische Fürsten in Oberschlesien.

Mieczislaw I.

1163 — 1211.

Wie bereits oben erwähnt worden, theilten die drei Söhne des vertriebenen Herzog Wladislaw II. von Polen, das ihnen von den polnischen Fürsten als Entschädigung für ihre Ansprüche auf Polen überlassene Schlesien. Mieczislaw I. auch Mieslaw genannt, erhielt den oberen Theil dieses Landes (Oberschlesien) und wählte Teschen zuletzt aber die Stadt Ratibor zu seinem beständigen Aufenthaltsorte.

Oberschlesien umfaßte damals die Gebiete von Ratibor, Troppau Teschen und den Strich Landes längs des Karpathischen Gebirges, bis gen Krafau, nebst einigen Gebieten an der Grenze von Mähren.

Als im Jahre 1178 nach dem Tode

des Herzogs Konrad in Niederschlesien dessen Erbe an Boleslaw I. zu Breslau fiel, entstand zwischen beiden noch lebenden Brüdern die große Erbstreitigkeit, welche durch Jaroslaw, den ältesten Sohn des Herzogs Boleslaw, welchen dieser zu Gunsten der Kinder aus zweiter Ehe mit Dypeln entschädigen wollte, vermehrt wurde. Mieczislaw I. vereinigte sich mit Jaroslaw, und beide streiften bis in das Breslausche, beschädigten dasselbe und setzten dem Herzoge Boleslaw dermaßen zu, daß er die Flucht ergreifen mußte. Der Streit wurde durch die Vermittelung der Herzöge von Polen beigelegt und Jaroslaw, welcher sich dem geistlichen Stande gewidmet und zum Bischof von Breslau ernannt worden, mit der Landschaft Neisse entschädigt, während Dypeln, welches bisher noch im Besitze des

Letzteren war, bei dessen Tode an Miecziſlaw I. ſiel.

Ein Kampf um den Beſitz von Polen, in welchen Miecziſlaw I. verwickelt wurde, ſiel nicht minder fruchtlos aus. Miecziſlaw der Alte, Dheim der ſchleſiſchen Herzöge, war 1177 in ſeiner Abweſenheit, ſeines ſtrengen Regimentes halber, von ſeinem Herzogthum Krafau entſetzt und an ſeiner Stelle Kaſimir der Gerechte gewählt worden, wodurch des Herzogs Boleslaw IV. Spruch erfüllt wurde, indem er bei der Theilung Polens ſagte: vier Räder tragen einen Wagen, aber mein Sohn Kaſimir wird oben auf dem Wagen ſitzen! d. h. er wird mit der Zeit Polen allein regieren. Miecziſlaw der Alte flüchtete, aus ſeinem Lande verſtoßen, mit ſeiner Gemalin und den Kindern nach Ratibor, bis es ihm ſpäter gelang, einen Theil ſeines Beſitzthums wieder zu erringen.

Nachdem aber Kaſimir mit dem Beinamen der Gerechte den 5. Mai 1194 zu Krafau geſtorben war, machte Miecziſlaw ſeine gegründeten Ansprüche auf das erledigte Fürſtenthum wieder geltend. Die Polen aber hatten auf Veranlaſſung des Biſchofs Fulko von Krafau nicht nur den unmündigen Sohn des Verſtorbenen und den Bruder des letzteren, und Miecziſlaw den Alten, ſondern auch die beiden ſchleſiſchen Herzöge in der Wahl übergangen und an ihrer Statt den Herzog Leſko den Weißen gewählt.

Miecziſlaw der Alte konnte die Zurückſetzung ſo wenig verſchmerzen, als die Herzöge Miecziſlaw I. und Boleslaw I., und rief daher letzteren gegen die Krafauer zu Hülf.

Miecziſlaw I. von Ratibor, welcher

in dem Feldzuge gegen die Polen ſeinen und des Bruders Erbtheil an Krafau zu erſtreiten hoffte, rückte nun mit den verbundenen Schleſiern in das Krafauſche Gebiet, um ſich mit Miecziſlaw dem Alten zu verbinden; ihn begleitete ſein Neffe Jaroslaw. Die ſieggewohnten Polen wurden von den ankommenden Schleſiern hart bedrängt, Viele zu Gefangenen gemacht, aber einen dauern den Vortheil konnte Miecziſlaw I. nicht erzwingen und mußte daher unverrichteter Sache, nachdem das Krafauſche Gebiet bedeutend verwüſtet worden, nach Schlefien zurückkehren.

Miecziſlaw I. Herzog in Oberſchlefien zu Ratibor, Oppeln und Leſchen, ſtarb 1211 den 16. Mai und hinterließ von ſeiner Gemalin Ludmilla einen Sohn Kaſimir.

Miecziſlaw war ein hoher, ſchlanker Fürſt, kräftig an Geiſt wie an Körper, muthig und unternehmend im Kriege, im Frieden ein guter und für das Wohl ſeiner Unterthanen beſorgter Fürſt. Auch der Kirche war er beſonders günſtig, machte derſelben mehrere reiche Stiftungen, und ſeine Gemalin gründete zu Rybnik das Ciſterzienser Nonnenkloſter, welches in der Folge unter Kaſimir, 1211 nach Czarnowanz verlegt wurde.

Man erzählt von Miecziſlaw, er habe eine Frau ſo inbrünſtig geliebt, daß er ihr die Stadt Troppau erb- und eigenthümlich geſchenkt habe.

Kaſimir I.

1211 — 1230.

Kaſimir trat in die Fußtapfen ſeines Vaters und beglückte das Land durch eine weiſe Regierung, durch ſeine väterliche Für-

sorge und Milde. Und obgleich die Geschichte seiner Zeit keine besonderen Großthaten aufgezeichnet hat, ausgenommen die Vertreibung einzelner Horden fremder Völker, welche bald beim Antritt seines Herrschthums Polen und die schlesischen Grenzen beunruhigten, so sind dennoch die während einer mehrjährigen Friedenszeit von ihm gemachten Versuche, den Kulturzustand seiner Fürstenthümer in Oberschlesien dem der Länder seiner Vettern in Niederschlesien gleich hoch zu stellen, die sprechendsten Denkmäler seiner trefflichen Regierung.

Schon bei seinen Lebenszeiten nahm Kasimir seine beiden Söhne

Mieczislaw II. und Wladislaw.

(1230 — 1246.) 1230 — 1286.)

zu Mitregenten an, welche nach seinem im Jahre 1230 erfolgten Tode gemeinschaftlich regierten. Sein Leichnam liegt im Kloster Czarnowanz begraben. Der von Großpolen vertriebene Herzog Wladislaw Łaskonogus hielt sich um diese Zeit bei den jungen Herzögen zu Ratibor auf und starb daselbst, den 17. September 1231, aus Gram über den Verlust seines Reiches.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Chmelnik in Polen (1241 den 18. März) erschien das Heer der Tartaren bei Ratibor jenseits der Oder. Herzog Mieczislaw II., welcher sich damals zu Oppeln aufhielt, wehrte mit seinem Kriegshaufen dem Feinde den Uebergang, aber umsonst: die feindliche Reiterei schwamm durch den Strom, und der tapfere Fürst, der bereits in mehreren kleinen Gefechten gesiegt hatte, mußte der Uebermacht weichen. Die Städte Oppeln und Ratibor wurden geplündert und viele

der Einwohner von den blutdürstigen Barbaren, die ohne Unterschied und Erbarmen würgten, ermordet. — In der darauf folgenden Schlacht bei Wahlstatt führte der genannte Herzog den Oberbefehl über die Oberschlesier. Seine Schaaren waren es, welche den Schlachtruf: Sabiescze! Sabiescze! (Schlagt todt! schlagt todt!) den die Unterbefehlshaber ihren Kriegern zuriefen, mißverstanden, und unter dem betäubenden Geschrei: Biescze! Biescze! (Fliehet! fliehet!) das erste Zeichen zur Flucht gaben. Den Ueberrest des Christenheeres führte Mieczislaw in die Burg zu Liegnitz, welche er gegen den Andrang der Feinde verteidigte und rettete.

Mieczislaw II. starb 1246 ohne Erben; sein Reichsantheil fiel nun an seinen jüngern Bruder Wladislaw.

Wladislaw's lange Regierung war nicht frei von Sorgen und traurigen Kämpfen mit seinen Nachbarn den Polen und Böhmen. Die Polen nahmen ihm unter Herzog Pzimislaw von Posen das Gebiet Wielau (Wolun), welches Herzog Heinrich mit dem Bart dem Herzog Wladislaw dem Sprinkler von Großpolen abgedrungen hatte. König Wenzel I. von Böhmen nahm ihm Troppau und Jägerndorf weg, indem er sich auf einen Vertrag mit seinem Bruder Mieczislaw stützte.

In dieser Bedrängniß rief Wladislaw die Polen unter Boleslaw dem Schamhaften, Herzog zu Krakau und Sendomir, und die Russen zu Hülfe, unter deren Beistande er das Troppausche Gebiet mit Feuer und Schwert verheerte und große Beute an Menschen und Vieh hinwegschleppte. Des langwierigen Kriegsführens müde, verabrede-

ten die streitenden Parteien einen Waffenstillstand zu Glas, und Wladislaw verband sich hierauf mit König Wenzels Nachfolger, Ottokar II. zu dem Kriege gegen Oesterreich und Ungarn.

Ein förmlicher Friede zwischen Polen, Oberschlesien und Böhmen kam erst im Jahre 1270 zu Troppau zu Stande, zufolge dessen König Przemislaw Ottokar II. von Böhmen, die von seinem Vorfahren König Wenzel in Besitz genommenen Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf nebst Leobschütz behielt, dieselben aber seinem unechten Sohne

Nikolaus I.

welcher von 1273 bis 1318 regierte unter Anerkennung der böhmischen Oberlandeshoheit als Schenkung übermachte.

Um die Zeit des gedachten Friedensschlusses machte Wladislaw den unglücklichen Versuch, die durch den Tod Boleslaw des Schamhaften erledigte Herrschaft über Groß-Polen, die ihm von den polnischen Großen freiwillig angetragen worden, zu erringen und zu befestigen, wurde ihm aber von Herzog Lesko dem Schwarzen, welchen Boleslaw der Schamhafte zum Erben eingesetzt, freitig gemacht. In diesem Kriege, welcher von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, ward Oberschlesien hart mitgenommen. Die Gegend um Ratibor und Oppeln wurde gänzlich verwüstet, die Vorstädte der genannten Orte selbst durch Feuer zerstört, während jene selbst nur durch die tapfere Vertheidigung der Bürger gerettet werden konnten.

Wladislaw hatte bereits im Jahre 1249 den Bischof Bruno von Olmütz mit Krieg

überzogen, diese Stadt mit Ausnahme des festen Schlosses erobert und in Brand gesteckt, war auch nicht früher abgezogen, als bis ihm der Bischof ein Entgelt von 3,000 Mark Silber gemacht. Sei es nun um dieses frühere Unrecht wieder gut zu machen, oder weil er sich überhaupt in seinen letzten Lebensjahren der Geistlichkeit besonders geneigt zeigte, — er nahm sich des von Herzog Heinrich IV. zu Breslau vertriebenen Bischof Thomas II. thätig an und gewährte ihm in seiner Stadt Ratibor einen sichern Zufluchtsort. Als Heinrich dessen Auslieferung verlangte, widersetzte er sich standhaft dessen Anmuthung und reichte erst dann die Hand zum Frieden, als sich der Bischof freiwillig seinem Gegner ergab.

Mitten in den Zeiten seiner unruhigen Regierung, unter den Drangsalen und bestandigen Kriegen versäumte Wladislaw dennoch nicht, das Wohl seiner Unterthanen nach Kräften zu fördern, den Landbau zu heben und den Handel der Städte durch günstige Privilegien in Schwung zu bringen. Besonders gewogen war der Herzog den Bürgern von Ratibor, deren Treue und Anhänglichkeit an ihren Fürsten gerühmt wird.

Gegen die Geistlichkeit war er, wie oben erwähnt worden, nachgiebiger, als seine damals lebenden fürstlichen Verwandten in Niederschlesien, wovon die Aufnahme des von jenen vertriebenen Bischof Thomas den deutlichsten Beweis lieferte. Außerdem stattete er neu errichtete Kirchen und Klöster reichlich aus, und verbesserte die Einkünfte der alten. So wurde unter andern das Dominikaner Kloster zu Oppeln in der Urkunde vom 12. August 1254 von ihm

reich dotirt, und 1258 den 14. April das Dominikaner Kloster zu Ratibor durch ihn gestiftet und mit Zinsen und Grundstücken reichlich begabt. In Klein Blogau stiftete er das Kloster der Minoriten. Die Stadt Lublinitz entstand gleichfalls durch eine geistliche Stiftung Wladislaw's. Derselbe ließ nämlich im Walde daselbst eine Kapelle errichten, um nach vollendeter Jagd einen Gottesdienst darin zu halten. Er stattete diese Kirche so reichlich aus, daß bald ein Probst nebst vier Vikarien von den Einkünften leben konnten. Unter seinem Nachfolger erhob sich dieser Ort dann zur Stadt.

Wladislaw starb im 56sten Jahre seiner Regierung (1286) und hinterließ das Reich seinen vier Söhnen:

Mieczislaw III., Kasimir II., Boleslaw I. und Przemislaw.

Oberschlesien, geringer und minder einträglich als Niederschlesien, wurde nun unter diese vier Brüder getheilt, dergestalt, daß Mieczislaw (1286 — 1307) den Antheil von Teschen, Kasimir II. (1286 — 1306) Beuthen, Boleslaw I. (1286 — 1313) Oppeln und Przemislaw (1286 — 1306) Ratibor erhielt, welche Zerstückelung mit Macht den Verfall der Herrschaft in ganz Oberschlesien herbeiführte. Es fehlte an einem gemeinsamen Oberhaupte, an welches sich die kleinern Fürsten anschließen und welches denselben in der Zeit der Bedrängniß Schutz und Sicherheit gewähren konnte. Der Boden des Landes war weniger ergiebig als der ihrer Väter in Niederschlesien, meist finstre und undurchdringliche Wälder, welche zahllose Schaaren von wilden Thieren bargen und die geringen Saaten des Land-

mannes verdarben. Die Städte waren noch klein und die ihnen erst jüngst ertheilten Freiheiten, im Innern sich zu heben, den Wohlstand durch Handel und Gewerbe zu erschwingen, waren noch nicht in volles Leben getreten, wodurch die Einkünfte der Fürsten, von denen einige zur Verschwendung geneigt waren, sich hätte vermehren können. Diese Armuth und die Ungleichheit der Vertheilung der väterlichen Verlassenschaft, die durch die zahlreiche männliche Nachkommenschaft dieser vier Herzöge mit jedem Jahre abnahm, führte Streit und Uneinigkeiten zu Wege; der schwächere Theil sah sich noch einem Stärkeren um, und willigte in jede Bedingung zur Schutzgewährung, sobald nur momentane Vortheile, namentlich baare Geldsummen, ihnen gewährt wurden.

Böhmen, welches sein Augenmerk auf Schlesien nie verlor und unablässig bemüht war, das Ländchen dem polnischen Einflusse gänzlich zu entziehen, trat nun als ein scheinbar schützender Genius der schlesischen Fürsten hervor, und machte sich dieselben ohne sie zu zwingen oder zu drängen zu seinen Lehnsvasallen, und bereitete schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts den gänzlichen Verfall der Unabhängigkeit Schlesiens vor. In Oberschlesien machte Kasimir II. von Beuthen den Anfang. Laut Urkunde vom 9. Januar 1289, unterschrieben von den Herzögen Bolko von Löwenberg und Nikolaus von Troppau, erklärte sich Kasimir, für sich und seine Nachkommen, nicht aus Furcht, nicht gezwungen noch gedrungen, sondern aus gutem Bedacht und freiem Willen dem König Wenzel II. von Böhmen zu dessen Vasallen.

Bei den häufigen Unruhen der polnischen Herzöge, namentlich bei dem Streit des Herzog Wladislaw Loktifikus (der Ellenlange) um die Stadt und das Gebiet Krafau, wobei die Oberschlesischen Fürstenthümer stets hart mitgenommen wurden, ohne selbst gegen diese fremde Macht abwehrend auftreten zu können, war es abermals Böhmen, welches Schutz zu gewähren versprach. König Wenzel erschien mit einem Kriegsheere in Schlessien um die Polen zur Ruhe, und den Fürsten in Oberschlessien Friede zu bringen. Auf einer Versammlung zu Oppeln, wohin die vier Brüder Herzöge von Oppeln, Ratibor, Beuthen und Teschen beschieden waren, erkannten und nahmen sie den König als ihren Lehnsherrn an; die völlige Unterwerfung der drei andern Fürsten, außer Kasimir kam aber erst später zu Stande.

Wenzel brachte zwar bei seinem Erscheinen die Polen zur Ruhe und eroberte das Land um Krafau, über welches er den Herzog Nikolaus von Troppau zum Statthalter einsetzte, bei seinem Abzuge aber fing die Unruhen von Neuem an.

Kasimir II. hinterließ bei seinem Tode (1306) einen Sohn, Kasimir III., welcher ihm in der Regierung folgte. Mie-

czislaw starb im nächstfolgenden Jahre (1307). In demselben Jahre starb auch Przemislaw, Herzog zu Ratibor und hinterließ einen Sohn Lesko I. Zu Ratibor stiftete Przemislaw (1288) die Schlosskapelle und eine Collegiatkirche St. Maria, ferner (1292) daselbst die Probstei St. Peter und Paul; und kurz vor seinem Tode das Jungfrauenkloster zum h. Geist, welchem er mehrere Dörfer schenkte und seine Tochter, Euphemia, zur ersten Oberin einsetzte.

Boleslaw I., Herzog zu Oppeln regierte am längsten unter seinen Brüdern; sein Tod erfolgte 1313. Auch er verwendete viel auf Kirchen und geistliche Stiftungen: er gab die Parochialrechte der Dominikaner Mönche zu Oppeln der Domkirche zum h. Kreuz daselbst und erhob diese zur Stadtpfarrkirche. Den Mönchen aber erbaute er (1304) neben der Kapelle St. Adalbert ein neues Kloster und befreite dasselbe von allen Abgaben.

Boleslaw hinterließ drei Söhne: Boleslaw II. erhielt Oppeln, Albert die Stadt und das Gebiet Strehlig; Boleslaw III. die Herrschaft Falkenberg wodurch zwei neue Fürstenthümer entstanden.

Werfen wir einen allgemeinen Ueberblick auf die öffentlichen Verhältnisse in Schlessien, so finden wir, daß in der ersten Periode, in der Zeit von nicht einmal vollen zweihundert Jahren, jene sich im Vergleich zu den Nachbarstaaten mit großer Schnelligkeit entwickelt und geordnet, und das Aufblühen des ganzen Landes in hohem Grade befördert haben.

Sämmtliche schlesische Fürsten führten den Titel Herzöge, das Land selbst den Namen eines Herzogthums. Ein Nachtheil für das Gesamt-Interesse, für die Einheit und Unabhängigkeit, war, daß diese Fürsten unter einander kein Jus primogeniturae (Recht der Erstgeburt) vermöge welchem der Erstgeborne allein das Reich besitzt und die übrigen männlichen Nachkommen mit belie-

biger Appanage abgefunden werden, einführen, durch welche Unterlassung die nachtheilige Zerstückelung des Herzogthums in kleine oft ganz unnahmhafte Fürstenthümer entstand, welche nach den Namen der Residenzstädte benannt wurden. So entstanden in Oberschlesien bald die Fürstenthümer Opeln, Ratibor, Troppau, Teschen und Jägerndorf; in Niederschlesien, Breslau, Brieg, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Dels, Münsterberg, Glogau, Sagan und Crossen. Hiermit war die Theilung noch nicht zu Ende; denn am Schluß der Periode nach dem Tode der vier Herzöge von Oberschlesien, wurden die ohnehin geringen Theile noch mehr vermindert und es entstanden die Fürstenthümer Beuthen, Gleiwitz, Strehlitz, Kosel, Falkenberg und in Niederschlesien Freistadt, Sprottau, Steinau und später noch Primkenau und Dels. Dieser Theilung ungeachtet behielt jeder Fürst den herzoglichen Titel, eine unumschränkte Beherrschung seines Landes, eine vollkommene Souveränität mit allen dazu gehörigen Regalien. Sie hatten die Gewalt Krieg zu führen und Frieden zu schließen; sie konnten nach Belieben feste Schlösser bauen und mit ihren Söldnern besetzen; sie hatten die Freiheit mit den Nachbarkürsten zu ihrer und ihrer Länder Sicherheit Bündnisse zu schließen; ihre Länder und Städte konnten sie verkaufen, verschenken, verpfänden, ohne daß sie deshalb Jemanden Rechenschaft geben durften. So schenkte Heinrich der Dicke das Schloß Zobten dem Herzog Bolko, und Konrad zu Glogau überließ 1291 demselben Herzoge die Städte Jauer, Striegau, Frankenstein, Reichenbach und Strehlen; gleichzeitig besaßen sie das Recht, allerhand

Gesetze und Ordnungen zu geben und einzuführen; aus diesem Grunde führte Herzog Bolko zu Schweidnitz (1298) das Lehnrecht, die Ehrentafel, das Zwölferrecht, und Herzog Heinrich der Getreue zu Glogau (1304) das Landrecht, Mannrecht und Ritterrecht ein. Den Unterthanen ertheilten sie unbeschränkt allerhand Freiheiten und Privilegien, sie selbst hatten die Freiheit vor keinem Gericht belangt zu werden. Aus ihren Strömen, Gewässern und Bergen erhoben sie die Nutzungen. Sie hatten das Recht Erbverbrüderungen zu schließen und waren überhaupt die oberste Instanz über Leben und Tod. Alle diese Rechte wurden in der Folge bei dem Verfall der Unabhängigkeit der Fürsten sehr geschmälert.

Alle diese Rechte der Fürsten konnten doch den allgemeinen Wohlstand derselben nicht begründen; sie wurden arm, während die ihnen untergebenen Städte immer mehr an Reichthum zunahmen. Die häufige Zerstückelung der Fürstenthümer schmälerte die Einkünfte, neue Steuern und Zölle mußten angelegt werden, die aber dem Emporkommen des Landes hinderlich waren, weshalb viele Städte die augenblickliche Geldnoth des Fürsten wahrnehmend, diesem jene abkauften, wodurch den fürstlichen Nachkommen manche Erwerbszweige gestopft wurden. Jeder war daher bedacht, die Grenzen seines Landes zu erweitern, oder das Besizthum wenigstens gegen feindliche Uebersälle zu schützen; unvermeidlich aber waren dann die häufigen Befehdungen, die sich, wie wir oben gesehen, mit listigen, räuberischen Uebersällen und Gefangennehmungen, auf welche Abtretung von Ländern und Ländereien folgte, endeten. Daraus

wieder die unvermeidliche Beschädigung der Unterthanen, Plünderung und Verheerung der Ländereien. Dieses Alles war aber auch dann wieder die Folge, daß die Fürsten das Wohl der Unterthanen zu ihrem eigenen Besten betrieben, und niemals das Land ohne Oberhaupt ließen; denn gerade in dieser Periode herrschte im übrigen Europa der entvölkernde Fanatismus, mit der Kreuzesfahne nach Jerusalem in den Kampf gegen die Sarazenen zu ziehen, wodurch manches Land und zahllose Familien verwaist wurden und die größten Unordnungen entstanden. Die schlesischen Herzöge hielt meist die Beschäftigung ihrer eigenen Angelegenheiten zurück, so sehr sie auch von kriegerischem Muthе sämtlich beseelt waren. Im Verhältniß zur Kirche standen sie fest und unerschütterlich; während sie mit der einen Hand reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster machten, behaupteten sie mit der andern streng ihre Rechte gegen die Geistlichkeit, und verhöhn̄ten und verspotteten den kirchlichen Bannspruch, mit dem sie öfters belegt waren, empfanden ihn nie so drückend wie ihre deutschen Nachbarkürsten.

Das Wappen der Herzöge anbelangend, so führten dieselben in dieser Periode ein gleiches wie die Herzöge von Polen, nämlich im rothen Felde einen weißen Adler, bis sie hernach, als sie sich unter die Protection des böhmischen Scepters begaben einen schwarzen Adler im gelben Felde zum Hauptschild und Wappen erwählten, die gänzliche Lossagung von Polen andeutend.

Der Adel war die Hauptstütze des Fürsten. Als im Jahre 1163 die Herzöge

Boleslaw, Miecislaw und Konrad das Land unter sich theilten, gab es nach dem Beispiel der Polen gewisse Gau- und Burggrafen, ein Titel, welcher unter der Familie keinesweges erblich war. Diese Grafen waren nur Unterobrigkeiten und Richter über gewisse Gebiete, Weichbilder und Schösser und wurden erst in der Folge erblich, gleich den Freiherrn. Hatte sich nämlich der Adel durch treue Dienste, mit Gut und Blut für das Vaterland hinlänglich ausgezeichnet und konnte er wegen des vorgerückten Alters keine Dienste genugsam mehr leisten, so ließen sie die junge Mannschaft ins Feld ziehen, sie aber blieben ausnahmsweise zu Hause, von den Lasten und Kriegsdiensten befreit. Der übrige Adel in Schlesien bestand größtentheils aus Deutschen, welche durch die einzelnen Herzöge herbeigeloct, das Land durch Zuthellung gewisser Strecken bebauten. In Niederschlesien gab es meist Deutsche und seit 1306 mehrere Wendische adlige Familien, während in Oberschlesien noch der alte polnische Adel herrschte. Bei der Menge der regierenden Herzöge in Schlesien und bei den fortwährenden Kriegen und Streitigkeiten derselben war der Adel die Hauptstütze des Fürsten. Vorzüglich geschah dies in den Kriegen der Herzöge von Oberschlesien mit den benachbarten Polen, wobei die Ritterschaft als Merkmal ihrer Heldenthaten eine Hauptfahne, einen goldnen Löwen mit goldner Krone im blauen Felde darstellend, erhielt, welche sie bei den Feldzügen mit ihren Herzögen führte. Außerdem erhielt sie verschiedene Rechte und Freiheiten.

Das Lehnrecht erteilte dem Adel (1298) Herzog Bolko von Schweidnitz, krait

dessen die ihm von den Herzögen für treue Dienste geschenkten Güter, auf die männlichen Nachkommen übergingen, nach deren Aussterben sie an den Herzog zurückfielen. Dieses Gesetz wurde in der Folge sehr erweitert. Die Herzöge dirimirten die Lehnsgüter. An einigen Orten wurde das Lehnrecht besonders hochgehalten, als besonders im Delschen Fürstenthume, wo es einen abligen Lehnrichter und elf vom Herzoge erwählte adlige Beisitzer gab.

Das Ritterrecht wurde gleichfalls in dieser Periode eingeführt. Als um das Jahr dreizehnhundert die alten Verhältnisse Schlesiens mit Polen zu wanken begannen, und, wie bereits gemeldet, der meist in Schlesien sich niederlassende Adel aus Deutschen bestand, so war (1304) nicht allein Heinrich III. von Böhmen, sondern auch die andern Herzöge darauf bedacht, dem Adel gute Gesetze und löbliche Rechte zu ertheilen. Schon aus dem Sachsenrecht lernte man erkennen, daß ein ehrlichgeborener Edelmann nach des Vaters Tode dessen Adel und Schild zu Lehn-Recht behalte, und daß die angeborene Ritterschaft der neu erkorenen Ritterschaft den Vorzug nehme; daher führten die Herzöge, um alle Uneinigkeiten und Zank zu verhüten, oder beizulegen, allerhand schöne Rechte, die Ehren-tafel, das Ritterrecht u. ein, welches später (1528) König Ferdinand I. in dem Landfrieden durch den achten Artikel bekräftigte. Die Ordnung und Ceremonie des Ritterrechts war folgende:

Wenn auf den benannten Tag die Ehrenrichter auf dem fürstlichen Schlosse sich versammelten, mußte ein jeder von ihnen einen Eid nach folgenden Formalien

ableisten: Ich N. N. gelobe und schwöre Gott dem Allmächtigen und dem durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten, meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, nachdem Ihro fürstliche Gnaden mich in diese löbliche Ehrentafel gesetzt und verordnet haben, daß ich in allen diesen vorkommenden Sachen und Handlungen nach meinem besten Vermögen und Verstande erkennen und sprechen will, was zu Ehren und Ritterrecht sich nach Gebrauch Ihro fürstl. Gnaden Hofes erheischt und gebühret, mich daran weder mit Gaben, Freundschaft, Feindschaft, Furcht oder anders, wie des Menschen Sinn erdenken kann, verhindern lassen, als mir Gott helfe und sein h. Evangelium. —

Hierauf ward das Ritterrecht besetzt, gehegt und gehalten in nachstehender Ordnung.

1. Sollte der Marschall zwölf Edelleute eines rechtfertigen Adels zur Ritterbank beschicken, unter ihnen sollte ein Kanzler sein, auch eines rechten Adels, und aus zwölf Geschlechtern wo möglich. —
2. Sollte der Marschall die zwölf Beisitzer in das Ritterrecht neben sich nur sitzen lassen, daneben saß der Herzog mit seinen Räten. —
3. Sollte der Marschall ansetzen und vorbringen, daß er das löbliche Ritterrecht mit Gottesrecht, und des durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn N. N. Recht und allen denen Rechten, so ihre fürstliche Gnaden an ihrem Hof zur Gewohnheit haben und zum Ritterrecht zu Recht gehören und gebühren, nunmehr wollte gehegt haben. —
4. Möchte der Herr Marschall öffentlich ansagen, wer für dem Ritterrecht zu thun, möchte vortreten und sich dagegen, wie zu Ritterrecht gebühre

verhalten. — 5 Sprach der Kläger ohne angegürtete Seitenwehr: Herr Marschall, gestrenger Herr, ist das löbliche Ritterrecht geordnet und bestellt, wie zu Ritterrecht recht ist? Darauf versetzte der Marschall: das Ritterrecht ist bestellt, wie es zu Ritterrecht recht ist. — 6. Darauf sprach der Kläger: Durchlauchtigster, Hochgeborner Fürst, gnädigster Fürst und Herr, Edler gestrenger Herr Marschall, Edle und ehrenveste Herrn Recht-Sicher der löblichen Ritterbank, Herr Marschall, ihr wollet mir vergönnen, für das geordnete und bestellte Ritterrecht zu treten. Der Marschall antwortete: Man vergönnt es Euch. — 7. Ferner sprach der Kläger: Herr Marschall gestrenger Herr, ich bitte, meinem Freunde zu vergönnen, an das löbliche Ritterrecht zu dinge. Darauf sagte der Marschall: Man vergönnet es Euch. — 8. Der Kläger sprach: Ich dinge meinem Freunde Gottes Recht, des erlauchten, hochgebornen Fürsten Recht, und alle das Recht, das Ihro Fürstliche Gnaden und Ihrer fürstl. Gnaden Hof zu Gewohnheit und das löbliche Ritterrecht zu Recht hat, ihm sein Wort und Anliegen selbst, mir oder einem seiner Freunde zu reden. Und so oft ihm von Nöthen, auch ab- und zuzutreten, bedinge ihm hiermit alles das, so das löbliche Ritterrecht zu Gewohnheit und Recht hat, und so viel dazu gehöret und gebühret; so ich alles bedinget habe, frage ich zu Ritterrecht, ob ich meinem Freunde bedinget habe, wie zu Ritterrecht ist? Und der Marschall erwiederte: Ihr habt Eure Freunde zum Ritterrecht bedinget, wie zum Ritterrecht ist. — 9. Möchte sich der Sprecher auch dermaßen bedingen und sagen er dinge sei-

nem Freunde alles dasjenige, was seine Gegenparthei dem Freunde zu Ritterrecht bedingte, setzte es zur Erkenntniß und fragte wie oben, worauf der Marschall sprach: Ihr habt Eurem Freunde wie zu Ritterrecht ist, bedinget, und ob die Gegenparthei dawider oder dagegen ist, so hilfts nichts, es bleibet bei dem Urtheil. — 10. Sprach der Kläger mit gebührendem Ansehn des Marschalls und der Rechtsfiger: Mein Freund fraget, welchen Schild er vor dem löblichen Ritterrecht vorführen soll? Der Marschall antwortete: Er soll seines Vaters Hauptschild erstlich vorführen. Nachmals fragte er um den andern, darauf sprach der Marschall: Seines Vaters Mutter Schild. Fortangefragt um den dritten, sprach der Marschall: der Mutter Schild. Alsdann fragte er um den Vierten, und der Marschall erwiederte: seiner Mutter Mutter Schild. — 11. Sobald der erste Schild mit Gemälden und Zeugen zweier guten Edelleute vor die Ritterbank gelegt und gebracht worden, ließ der Marschall den Landes-Cämmerer neben sich auf die Bank treten, den zugebrachten Schild dreimal öffentlich nacheinander ausrufen, mit den Worten: Alhier hat vorgebracht N. N. seines Vaters Hauptschild und will ihn vorführen, wie zu Ritterrecht ist, wo Jemandes dawider, der rede jeßund und schweige hernach. War Niemand dawider, so beschworen die Zeugen den Schild, daß sie wüßten, daß vorgelegter Schild aller Farben recht ihres Freundes Vater angeborner Heer- und Hauptschild, und er ihr rechter angeborner Freund und Better wäre, worauf das Ritterrecht den Schild für kräftig erkannte, und der Marschall denselben durch die Trompeter ausblasen ließ. Ähnlich

geschah es mit den übrigen Schilden. — 12. Wenn bei den angezeigten Schilden ein Einspruch geschah, so geschah, was zu Ritterrecht recht war bei beiden Theilen. —

13. Wenn dieses mit dem ersten Schilde also vorgegangen, folgte darauf das Urtheil durch den Ehrenmarschall also: Weil N. zu und auf N. seinen Haupt- und Heerschild vorgebracht, ohne männliches Widersechten, der auch durch zwei Adels-Personen, wie bei Ritterrecht üblich und gewöhnlich, bezeugt und beschworen; so erkenne ich neben meinen Beisitzern dero löblichen Ehrenstafel, daß er seines Herrn Vaters Heer- und Hauptschild bewiesen und vorgeführt habe, wie zu Ritterrecht recht ist. —

14. Aehnliche Urtheile erfolgten auch auf die andern vorgebrachten mit den gewöhnlichen Abänderungen in den Namen und Verwandtschaftsverhältnissen beschworenen Schilden und es wurde alsdann das Ritterrecht wieder aufgehoben und der Injuriant gebührend abgestraft.

Der gute Zweck dieses Ritterrechts war nicht zu verkennen, und zur Zeit der Entstehung desselben, gerade in dem echt ritterlichen Zeitalter anwendbar, wo der frühere rohe Geist der Ritter durch die deutschen Einwanderer schon gemildert war und gute Sitte überhand nahm.

Im übrigen folgten während dieses Zeitraumes die Adligen dem Vorbilde ihrer Fürsten, raubten und plünderten mit ihnen, je nachdem das Beispiel ihrer Herzöge zu edlen Thaten aneiferte, oder jene, wie es häufig besonders unter den verschwenderischen Herzögen von Liegnitz geschah, sich selbst überlassen sahen.

Der Bauernstand war zwar vom

Adel abhängig, und stand im Verhältnisse zu seinem Fürsten, wie ein Sklave zu seinem Herrn, ganz der Willkühr desselben überlassen, wurde aber im dreizehnten Jahrhundert durch die weisen Gesetze der Fürsten Schlesiens sehr gehoben. Wie bereits oben erwähnt worden, wurden durch Kasimir II. von Polen die drückenden Lasten des Landmannes gemildert und besonders von den schlesischen Herzögen dieses Beispiel nachgeahmt, welche alle ihre tyrannischen Rechte gegen den Landmann aufhoben und ihn von den schweren und drückenden Hofdiensten befreiten, indem sie sich mit Naturalieferungen begnügten. Aber eben diese Aufhebung der alten slavischen und Einführung der neuen deutschen Rechte war nothwendig, um die noch geringe Bevölkerung Schlesiens durch fremde Anbauer zu vermehren, neue Dörfer und Colonien anzulegen. Die vielfachste Anlegung von Dörfern und die zahlreichste Einwanderung von Deutschen geschah im dreizehnten Jahrhundert. Meist waren es Adelige, welche neue Dörfer anlegten; ein solcher Anleger erhielt den Titel Erbschulz, welcher von dem gemeinen Schulzen, dem erst das Amt von dem Erbschulzen, was bei Adelligen häufig, fast immer der Fall war, gegen gewissen Entgelt übertragen wurde. Die neuen Colonisten oder Anbauer genossen gewisse Freijahre, worauf sie einen Zins, von jeder Hufe gewöhnlich ein Bierding (Biertelmark), an die Kirche den Zehnten, in Garben oder in einem Malter Korn entrichteten. An den Fürsten wurde außerdem das Herzogskorn, von jedem zehnten Malter zwei Scheffel, abgeliefert, wozu noch die Hand- und Spanndienste Münz- und

Gefchoßgelder und andere Lasten traten. Der Anleger eines neuen Dorfes erhielt den zehnten Theil der gesammten Hufenzahl als freies persönliches Eigenthum nebst dem Recht zur Anlage von Schenken, Mühlen u. s. w. wofür er seinem Grundherrschaft im Kriege Vasallendienste leistete. Die Schulzen standen anfänglich noch unter gewissen Landvögten, die in Civil- und peinlichen Händeln über einen ganzen Kreis gesetzt waren, und welche die Dorfschulzen ein- und absetzen konnten. Zur Aushülfe im Amte erhielt der Schulz mehrere Bauern als Gerichtsschöppen (scabini), welche die niedere Gerichtsbarkeit ausmachten; sein Amt war überhaupt, die anbefohlenen Frohndienste den Bauern anzudeuten und das Gebot zu halten, wobei der Grundzins von den Hufen der Bauern eingezogen wurde, ferner die geringeren Streithändel zu schlichten, und kleinere Vergehen mit Geld oder Gefängniß zu strafen, wobei er noch ein Drittel der eingegangenen Strafgefälle bezog. Das Obergericht hatte der Herzog selbst. Nach dem deutschen Rechte genossen zwar die Bauern persönliche Freiheit und Freiheit ihres Erbeigenthums, weniger aber die zweite Klasse der Landbewohner, welche fast des Adels Leibeigene zu sein schienen. Es wurden nämlich einzelne Gärten gegen Zins und Handdienste abgelassen. Solche Robotgärtner erhielten gewöhnlich mit Weib und Kindern Lohn und Speise; niemand derselben durfte aber seine Kinder zu etwas anderem anhalten, als zum Robotdienst, es wäre denn, daß er sie mit Geld loskaufte. Manche Edelleute hatten sogar die Freiheit, die Kinder ihrer Gärtner zu verschenken oder zu vertauschen.

Indessen gebieth der Landbau, vorzüglich in Niederschlesien, mit Riesenschritten. Hier herrschten deutsche Sprache und deutsche Sitten, und bei den immermehr zunehmenden deutschen Einwanderern, verlor sich in Kurzem jeder Anstrich von Slaventhum, denn auch die polnischen Dörfernamen wurden verdeutscht oder erhielten neue deutsche Namen. Die Deutschen brachten den schweren Pflug mit ins Land, während der sogenannte Rohrhaken ein Ueberbleibsel des Slaventhums ist. Bei diesem schnellen Emporblühen gab es aber dennoch Fälle, wo ganze Dörfer von den Bauern verlassen wurden und wüst liegen bleiben mußten, weil sie die hohen Abgaben nicht erschwingen und die vielfachen Herrn- und Fürstendienste nicht verrichten konnten.

Als ein Mittelglied zwischen dem Adel und Bauernstand erhob sich in dieser Periode der Bürgerstand in den Städten. Mit der Einführung des deutschen Rechts in den Städten wurden die Kämter der sogenannten Burggrafen, Kastellane und Schloßhauptleute aufgehoben, an ihre Stelle trat der Vogt (Advokatus), dessen Amt erblich war, und der in Rechtsachen die Stelle des Herzogs vertrat, und dem aus der Bürgerschaft eine Anzahl unbescholtenen Männer beigegeben wurden, welche unter dem Vorsth des Vogtes ein Ganzes bildend, über freitige Punkte nach Anleitung der vom Fürsten gegebenen Aussprüche und Grundsätze das Recht sprachen. In Breslau ordnete (1263) Herzog Heinrich, daß alle Ritter, Mannen, überhaupt Jeder, der in der Stadt oder deren Weichbilde angesessen sei, vor dem Erbvogt in allen Sachen, bürgerlicher und peinlicher,

Geldschuld, Mord, Raub, Brand anlangend, fürgebracht wurden und der Angeklagte sich da zu verantworten hätte; der Herzog selbst behielt sich aber die Appellations-Instanz vor. Neben dieser Erbvogtei, welche wegen zu großer Bedrückung unter Heinrich IV. aufgehoben wurde, indem sie die Stadt an sich kaufte, bildete sich in Breslau zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Angelegenheiten das Rathskollegium, welches aus einem Bürgermeister und den Consulen bestand.

Die Errichtung eines Raths-Collegium begann wahrscheinlich erst mit Einführung des Magdeburgischen Rechts und es waren zu Breslau Anfangs nur fünf Consulen, von 1296 an acht, die sich am Schlusse dieser Zeitperiode bis auf zwei und dreißig vermehrten. — Die einzelnen Städte und Gemeinden bedienten sich neben den landesherrlichen Rechten noch des von ihren Fürsten ihnen ertheilten Rechts der Willküren, d. i. solcher rechtlicher Bestimmungen, die nach freier Wahl aus den Berathungen hervorgingen. Doch alle diese Rechte und Bestimmungen reichten nicht aus; die eingewanderten Deutschen priesen die Verfassung der sächsischen Städte, wohin man sich in besonders streitigen Sachen zur Rathsholung und Belehrung wendete. Magdeburg, welches in Rechtsfachen einen großen Ruf erlangt hatte, mußte endlich die gepriesene Rechtsverfassung den schlesischen und polnischen Städten mittheilen, wodurch eine allgemeine verbessernde Umwälzung der öffentlichen Verhältnisse vor sich ging. Das deutsche oder Magdeburgische Recht, jus Teutonicum oder Magdeburgicum oder Saxonium, bestand aus einer Zusammenstellung gewisser Vorrechte, welche Heinrich

und Otto der Große den Bürgern verliehen hatten, um die Deutschen, welche eine besondere Abneigung gegen jeden städtischen Verband fühlten, für das gemeinsame Zusammenleben in den Städten zu gewinnen. Durch die deutschen Einwanderer wurde nach und nach dieses Recht in Schlesien allgemein verbreitet, während andrerseits wieder eine Stadt der andern zum Muster diente. Indes bestand dieses Magdeburgische Recht keinesweges aus einem geregelten System von Rechten und Freiheiten, es war darunter vielmehr nur die Aufhebung der vorhandenen Unterthänigkeit, die Befreiung der Unterthanen von der Leibeigenschaft, ihre Erhebung zu freien Staatsbürgern und die Verstattung der deutschen Municipal-Ordnung damit gemeint, eine Erlaubniß, nach Willkühr die städtischen Dbrigkeiten zu wählen.

Breslau erhielt das Magdeburgische Recht im Jahre 1261 von Heinrich III.; Neumarkt (novum forum) besaß laut der Stiftungsurkunde Boleslaw des Langen über das Kloster Leubus aus dem Jahre 1175 schon deutsches Recht. Unter den übrigen Städten erhielten dieses Recht: Löwenberg durch Herzog Heinrich den Bärtigen 1209 nebst dem Obergericht über die freie Straße eine Meile um die Stadt, Schweidnitz und Brieg 1250, Trauchenberg 1253, Delitz 1255, Bernstadt durch Herzog Heinrich V. 1264, Klein-Glogau 1275 von Herzog Wladislaw, mit der Berechtigung zwölf Männer aus ihrer Mitte zur Aufrechthaltung der Ordnung zu wählen, Bolkenhain und Festenberg 1293, Winzig 1285 durch Herzog Premko, Strehlen durch Herzog

Bolko 1293, Goldberg durch Herzog Heinrich V. 1293 nach dem Muster des Breslauer Stadtgerichts, Ratibor durch Herzog Przemislaw 1299, Grünberg 1311, Fauer 1329, Landeshut 1334 durch Bolko II., Greifenberg durch Herzog Heinrich von Fauer 1354 mit dem Ober- und Untergericht u. s. w.

Die Einführung des deutschen Rechts mußte den Fürsten um deswillen noch angenehmer sein, weil sie bei Erhebung der Abgaben, Zölle und andrer städtischer Gefälle mancher Unannehmlichkeit entbunden waren, auch ihre früher dazu beauftragten Beamten nicht mehr besolden durften, denn die städtischen Vorsteher thaten dies jetzt umsonst. Die Einkünfte der Herzöge von den Städten bestanden in den Erb- und Grundzinsen, welche von den Grundstücken der Häuser und andern Erwerbszweigen, als von den Fleisch- Brod- Schubanken, Bierverlag, Marktzöllen u. entrichtet wurden.

Die Milde und Freigebigkeit der Fürsten beförderte den Wohlstand der Städte mit ungeheurer Schnelligkeit. Denn erstlich erhielten die Bürger bei einer neuen Anlage nicht nur auf mehrere Jahre Abgabenfreiheit, sondern auch noch eine Anzahl Zinshufen zur freien Benützung; dann aber war die größte Begünstigung das Meilenrecht, wonach im Umkreise einer Meile um die Stadt kein Handwerker ansäßig sein durfte, und den alleinigen Bierverlag oft auf das ganze Stadt-Weichbild. Durch diese aufkommende Wohlhabenheit und durch die freie Rathskur, wobei die Rathsämter größtentheils erblich waren, erwuchs ein gewisser Stolz unter den Bür-

gern, der die Trennung in zwei Klassen, in Patrizier (Rathsherrn und die angesehensten Familien) und in die Gemeinbürger zur Folge hatte, wodurch in später Zeit oft höchst verderbliche Zwiste entstanden. Um das Ansehn der Städte vollends zu heben, wußten viele derselben auch die Obergerichte, die sonst nur dem Herzog zustanden, an sich zu bringen, und es bildeten sich manche zu kleinen Freistaaten heran. Hierzu gab theils die Milde, theils der Geldmangel einzelner Fürsten Anlaß; denn die alten Herzöge gingen nicht sonderlich vorsichtig mit diesen Kleinodien um. Manche Städte und Ritter erhielten diese durch die Gnade der Fürsten, wie Herzog Jaroslaw im Reiffeschen, Herzog Heinrich der Redliche bei Foundation der Kreuzkirche zu Breslau und Herzog Boleslaw der Lange bei Verbesserung des Klosters Leubus mit der Formel: *Cum omni jure Ducali cum omni domino, cum omni libertate, cum omni judicio manus et capitis abbati et conventui Leubensi trado, confero et resigno.* — Der immer geldbedürftige Herzog Boleslaw von Liegnitz verkaufte die Obergerichte für 50 Mark oder vertauschte sie gegen ein schönes Pferd. So wuchs mit dem Wohlstande auch die Bedeutsamkeit der Städte; die einzelnen, sich heranbildenden und streng gesonderten Corporationen, Innungen und Gewerke wurden durch die Privilegien ihrer Fürsten immer fester und gewaltiger und machten zuletzt den wahren Kern der Stadt aus, der durch den Magistrat, an dessen Sitzungen die Ältesten der Gewerkschaften theilnehmen durften, zu endlicher Vollkommenheit gedieh.

Zu den in diesem Zeitraum theils noch bestehenden, theils neu auf gekommenen Gerichten gehörten:

1. Das Zauden-Gericht. Dieses Gericht, auch Czuda genannt, welches polnischen Ursprungs war, existirte nur noch im Anfange dieser Periode und war eigentlich ein Kopfrecht, die erbeigenen Güter betreffend, und war von dem Hofgericht wohl unterschieden. Bei Einführung der deutschen Rechte wurde es nach und nach verdrängt und bald nach dem Jahre 1300, bei dem Verfall der Unabhängigkeit Schlesiens gänzlich aufgehoben.

2. Das Dreyding. Der Ursprung dieses Gerichts ist sehr alt und die Ableitung seines Namens nicht mit Gewißheit bestimmt. Einige leiten den Namen daher, daß dieses Gericht vor Zeiten von drei Personen, und zwar von dem jedesmaligen Erbherrn des Orts, dessen Erbvogt und von dem Erbschulzen des Dorfes gehalten worden. Die sicherste Ableitung des Namens kommt aber daher, daß dreimal im Jahr Ding (Gericht) gehegt (gehalten) wurde, in welchem die Angelegenheiten des Landes, namentlich der Bauern besprochen und geordnet wurden. Eine gänzliche Umgestaltung und Verbesserung erhielt das Gericht nachmals unter dem König von Böhmen.

Im Ganzen stieg die Kultur des Landes ungeachtet der fehdefüchtigen Zeit, welche damals durch ganz Europa herrschte und auch Schlessien mit ansteckte, zu einem blühenden Höhepunkte. Deutsche Treue verdrängte die polnische Hinterlist, deutsche Sprache vermischte sich mit der polnischen und milderte den allgemein rauhen Sitten-

zustand, es erwachte ein reges, thätiges Leben, welches besonders durch die unermüdlige Betriebsamkeit der deutschen Mönche herbeigeführt wurde. Das meiste zu einer bessern Kultur that aber die allgemeine eingeführte deutsche Rechtsordnung. Während der früher unter polnischem Drucke lebende Landmann, wohl wissend, daß seine eigene Person und all sein Hab und Gut der Willkühr seines Fürsten, seiner Statthalter und des Adels preisgegeben war, nur gezwungen gleich einem Sklaven an die Arbeit ging, dabei sich den rohesten Ausschweifungen überließ und ihn selbst die Religion nicht an ein rasches, thätiges Leben binden konnte, während Unthätigkeit und geistige Erschlaffenheit die Hauptcharaktere der alten Nation waren, — da sahen wir jetzt unter dem wohlthätigen Einfluß deutscher Ordnungen den freien, selbstständigen Staatsbürger ermutigt ein Haupt erheben. An seiner Seite arbeitete und unterstützte ihn durch seine Kenntnisse der Mönch; die finstern Wälder wurden gelichtet, Niederungen und Sümpfe, welche sich nicht austrocknen ließen, in Teiche verwandelt und mit Fischen besetzt. Wüste Flecke wurden urbar gemacht, um die Häuser der neuen Anbauer Obstbäume gesetzt, welche die Mönche aus dem schon cultivirten Deutschland und aus dem Süden Europas mit nach Schlessien brachten und mit Erfolg pflanzten; alle Arten von Küchenpflanzen, Gewächse des Südens, ja selbst die Rebe gedieh unter diesem vor Kurzem noch rauhem Himmelsstriche.

Die Fehdefucht der Großen, hervorgerufen durch die überhand nehmenden Theilungen des Landes, der Eigennutz der kleinen

Fürsten, welche ihre Einkünfte durch die Befehdung des Nachbarn zu vermehren suchten, drohten nicht selten die schönen Reime steigender Kultur zu ersticken. Dem Beispiele der Fürsten folgte der Adel, welcher sich in seinen Burgen beföhete und die Habe des Landmannes raubte und seine Saaten verwüstete; und es fanden sich tausenderlei unerwartete Bedrückungen, welche das Loos des deutschen Anbauers verkümmerten und seinen Untergang zu bringen drohten. Die Bürger in den Städten, von denen bereits die meisten mit Mauern umschlossen waren, ein durch den damaligen Fehdegeiß hervorgerufenes Bedürfnis, fühlten weniger diese Bedrückungen, hier ging die Kultur ihren graden Weg, ununterbrochen; die Bürger übten sich in Waffen, rüsteten ihre jungen Mannschaften und schützten so die Mauern ihrer Städte, die den Bedrängten Schutz und Obdach gewährten. Indes auch diese Zeit verging, und mit dem Verfall der Souveränität der Fürsten schien eine bessere Zukunft zu winken.

Was den Zustand der Religion anbelangt, so finden wir aus diesem ersten Zeitraum nichts hinreichendes aufgezeichnet. Die obersten Wächter und Hirten der Kirche waren die Bischöfe, von denen die ersten meist aus Italien und Deutschland hierher versetzt, eine genaue Kenntniss von den Lehren des Christenthums besaßen. Sie beriefen alljährlich ihre untergeordnete Geistlichkeit zu gewissen Zusammenkünften (Synoden), in welchen sie dieselbe, in der Auslegung der Sakramente der Kirche und des apostolischen Glaubensbekenntnisses unterwiesen, während andererseits aus den mit deutschen Geistlichen besetzten Klöstern

für das Volk das nöthige gethan wurde, soweit man es für die damaligen Zustände für erspriesslich hielt. Der niedrige Theil der Geistlichkeit kannte nicht vielmehr als das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vater Unser, welches er bei allen gottesdienstlichen Handlungen zu beten hatte. Die Absingung des *Salve regina* und das Beten des *Ave Maria* (englischen Grusses) erfolgte erst um das Jahr 1239, zu welcher Zeit man auch anfang in der Messe bei der Elevazion ein besonderes Glöckchen zu läuten. Das Evangelium, welches damals noch lateinisch vorgelesen wurde, legte der gelehrtere Theil von der Geistlichkeit der Gemeinde aus. Wie es unter diesen Umständen mit dem geistlichen Unterricht unter dem Volke ausfah, läßt sich leicht enträthseln. Man war damit zufrieden, wenn jeder Christ das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vater Unser und Ave Maria und die Sakramente kannte, und begnügte sich, wenn der Laie die kirchlichen Gebräuche streng beobachtete, und durch wohlthätige Handlungen, durch Geschenke, Gaben an die Kirchen und durch geistliche Stiftungen sich auszeichnete.

Nach der Begründung der Klöster nahmen auch die Wallfahrten (am Ende des 13. Jahrhunderts) einen allgemeinen Anfang zu den wunderthätigen Marienbildern. Nach dem Tode der frommen Fürstin Hedwig (1243) begannen die Wallfahrten zu ihrem Grabe in Trebnitz, welche allgemein eingeführt wurden, als die Fromme 1266 heilig gesprochen wurde und man Wunderzeichen an ihrem Grabe sah.

Ein wichtiges Ereignis, welches in diesen Zeitabschnitt fällt, war das gegen

die Geistlichkeit gerichtete Verbot der Ehen, welches der Papst Gregor VII. erließ. In Schlesien und Polen achtete man im Anfange wenig darauf, und von Rom aus bestimmte man sich gleichfalls nicht besonders um die fast im Norden Europas gelegenen, damals noch zu den uncultivirten Ländern gehörigen Provinzen. Der Erzbischof Fulko von Gnesen erneuerte zwar 1133 dieses Gesetz und verbot streng den Geistlichen die Ehe nach erhaltener Weihe, untersagte auch die Beibehaltung der schon geehelichten Frauen und bestimmte, daß alle verdächtigen Frauenspersonen aus den Wohnungen der Geistlichen entfernt würden; es scheint aber noch immer nicht, dieses Gesetz vollkommen beachtet worden zu sein, denn 1197 wiederholte sich dieses Gesetz, aber wahrscheinlich mit größerer Schärfe, wobei es hieß: „manch liebes Eheband wurde getrennt und zerrissen nicht ohne große Beschwer vieler frommer Herzen.“ Der römische Legat, welcher das Verbot bekannt machte, heißt es ferner, wurde von den Böhmen übel ausgwartet, daß er kaum mit ganzer Haut entschlüpfet, und mit Noth ungerauft und ungeschlagen entwischt ist. Zugleich wurden treue, geschworene Leute, heimliche Kundschafter im Lande umhergeschickt, welche die Frauen und Konkubinen der Kleriker gefangen nahmen, sie körperlich züchtigen und sie hierauf sammt den Kindern zu Leibeigenen machen sollten. Diese geschärften bischöflichen Befehle wurden im Jahre 1216 auf Anordnung des Papstes Innocenz III., und in der (1248) zu Breslau durch den päpstlichen Legaten Jakob, Archidiakon von Lüttich, gehaltenen

Synode wiederholt.*) In dieser Synode wurde gleichzeitig bestimmt, von sämmtlichen kirchlichen Einkommen den fünften Theil an den Papst als Beisteuer gegen Kaiser Friedrich zu schicken.

Das Schulwesen befand sich auf einer noch sehr niedrigen Stufe. Die ersten Schulen befanden sich gewöhnlich an dem Orte, wo der Bischofssitz war, und waren Vorbereitungsschulen für Geistliche zu ihrem Amte; nach und nach, mit Einführung der Klöster, wurden nicht nur an denselben, sondern auch an den Kirchen der meisten größern Städte solche Schulen errichtet, in welchen aber nur so viel gelernt wurde, als in den Kirchen zum Lesen und Singen nöthig war; später bildete die Erlernung der lateinischen Sprache den Hauptgegenstand, so daß sie nur von geringem Einfluß auf die Volksbildung war. Die erste schlesische Schule war die am Dome zu Breslau, in welcher mit dem Jahre 1200 schon Grammatik, Logik, Physik und scholastische Philosophie gelehrt wurde. Bei der zunehmenden Volksmenge ließ der Magistrat dieser Stadt auf eigene Kosten eine Schule 1267 an der Kirche zu Maria Magdalena und eine andre 1293 an der Kirche zu St. Elisabeth errichten,

*) Ein gelehrter Mann aus alter Zeit hat hierüber folgenden Reim gemacht:

Olim sacerdos per hic et haec declinabatur
Sed nunc solum modo per hic articulatur
Dum per nostrum praesulem haec prorsus ab-
rogatur.

Sacerdos (Geistlicher) beim Donato wird.
Durch hic (der) und haec (die) recht declinirt;
Dahum daß im Priesterstand Mann und Weib
Wohl kann zusammen sein ein Leib,
Dasselb unser Bischof jezo verkehrt.
Weil er den Priestern die Weiber wehrt.

da die kleinen Schulkinder, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, während des Schulbesuchs, besonders an Markttagen auf den schmalen und engen Dberbrücken vielen Gefahren ausgesetzt waren. Eine vierte Schule wurde 1298 gleichzeitig mit der Kreuzkirche errichtet. Die Schulen sowohl in Breslau als auch in den Fürstenthümern waren sämmtlich nur Hülfss- oder Vorbereitungsschulen für die Domschule, in welcher schon höhere Wissenschaften gelehrt wurden. Die Beschränkung der Provinzial-Schulen wurde endlich gegen das Jahr 1300 aufgehoben und den Lehrern überlassen, den Unterricht nach Art der Breslauer Domschule einzurichten. Auf diese Weise entstand 1309 die Schule zu Liegnitz, deren Lehrer von dem Bischof Heinrich von Wirben den Titel der Professoren erhielten. Unter den Klosterschulen waren die der Cisterzienser im größten Rufe.

Zum Behuf des Unterrichts wurden sowohl in den Klöstern als auch in den übrigen Schulen Bibliotheken angelegt. Schon Bischof Urban veranstaltete solche Sammlungen, indem er gleich bei seiner ersten Ankunft in Schlesien eine große Anzahl lateinischer Bücher aus Italien mit sich brachte. Nach ihm war es der Bischof Euzilius, welcher die Sammlungen vermehrte und an der Stiftskirche St. Johannes eine eigene Bücherkammer dazu errichten ließ und so den Vorstehern der Schulen in den übrigen Städten des Herzogthums das beste Beispiel zur Nachahmung gab.

Von den Namen der gelehrten Männer jener Zeit sind nur sehr wenige bis auf uns gekommen, es läßt sich indeß mit Bestimmtheit annehmen, daß es nur Geist-

liche waren. Aus dem zwölften Jahrhundert wird der Bischof Franziskus von Breslau, später Martinus Strapus, ein Dominikaner-Mönch, Polonus genannt, angeführt. Als Schriftwerke besitzen wir nur Urkunden meist in lateinischer, nur einige in deutscher Sprache geschrieben. Die polnische Sprache hatte schon der deutschen Platz gemacht, und wurde nur noch in Oberschlesien und in einzelnen Ländtheilen am rechten Dberufer gesprochen. Hätte die deutsche Sprache mit der Zeit gleichen Schritt gehalten und wären keine äußern Hindernisse ihrem Aufschwunge störend entgegen getreten, zu welcher Höhe hätte sie da gedeihen müssen! Diesen Höhepunkt lassen uns die ersten deutschen Sprachdenkmale der Dichtkunst und Prosa aus jener Zeit ahnen.

In der günstigen Zeit des Mittelalters, in der Zeit des kräftigen Ritterthums, wo alle äußeren Umstände dazu mitwirkten, weniger durch Sprachunterricht als durch lebendiges Anschauen den von frischer Lebensfülle allgemein beseelten Geist heranzubilden, in dieser wichtigen Epoche erhielt die deutsche Sprache auch in Schlesien einen schnellen Umschwung. Es bildeten sich die Minnesänger, deren herrliche Gesänge größtentheils bis auf uns gekommen sind. Ein Dichter neuerer Zeit sagt von ihnen: Es sind Männer, gerüstet zu großer That, überwunden von der allesbesiegenden Liebe. Nicht der flüchtige Rausch eines Abends hat auf wenige Tage sie erhigt; es war um das Glück ihres Lebens zu thun. Sie besangen ihre Gemahlinnen oder ihre Bräute, nicht um ein Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muß, wenn der Mai kommt, wenn er hört den Flügelschlag des

wartenden Weibchens, und ihm die zärtlichen Spiele zum Voraus ahnen.

Diese Minnesänger weckten die erste Blüthe der deutschen Kultur: Schlesiens zählt unter ihnen den Herzog Heinrich IV. von Breslau, dessen Ruhm gleichlebende und spätere Schriftsteller hoch preisen und der zugleich der erste schlesische Dichter genannt wird. Nur zwei seiner Lieder, welche Bodmer aus dem Manessischen Codex in seine Sammlung aufgenommen hat, sind bekannt geworden, und zeichnen sich durch Zartheit des Gefühls und Wohlklang der Sprache aus.*) Das erste

drückt die Freude eines glücklich Liebenden aus. Im zweiten klagt der Liebende seine Liebesleiden dem Mai, dem Sommer, der Haide, dem Klee, dem Walde, der Sonne, der Venus; alle diese versprechen ihm ihren Beistand.

Andere dichterische Erzeugnisse besitzen wir aus dieser Periode nicht.

Auch in der Baukunst war Schlesien damals durch die aus Deutschland herbeschriebenen Baumeister bedeutsam vorgeritten. Es herrschte damals, wie wir aus den öffentlichen Gebäuden jener Zeit

*) Von den Minneliedern des Herzog Heinrich IV. welche Bodmer aus dem Manessischen Codex in seine Sammlung aufgenommen hat, lautet das erstere im Original:

Mir ist das Herze worden fro
Umbe ein viel reine selig wib
Des gat us min gemuete ho
(Dessen geht auf min Gemüth hoch)
Sie ist mir lieb, also der lib.
Ich will nichts frowen (freuen) offenbar,
An ir ist alles wandels (Fehlens) iht (was)
Das nimm ich für ein kriespes har.

Übersetzt: Mir ist das Herz geworden froh,
Um ein viel rein und holdes Weib;
Nie hob mein ganzer Muth sich so,

Sie ist mir lieb, lieb wie der Leib.
Ich will michs rühmen offenbar,
Die Fehler, die sie haben mag,
Sie gelten nicht ein krauses Haar.

Di reinen wib mit guoten sitte
Di hut wol aller eren wert
Die werden man lob ich hiemitte
Got gebe in was ir Herze gert
Wär al die welt-gemeine so
Darumbe wolt ich liden not
Und wolt ouch mit in wesen fro.

Die reinen Frau'n mit guten Sitten
Die sind wohl aller Ehren werth,
Auch brave Männer sind gelitten,
Gott gebe, was ihr Herz begehrt!
Wär' alle Weltgemeine so,
Gern litt ich für sie Angst und Noth,
Und wolt wieder mit ihr froh.

Du mir wol froide mag gegeben,
Der lib ist aller selden schrein (Schranken)
Ich Got wan solt ich immer leben
Und muse ich danne bi ir sin
So freit ich mich der lüben tage
Swenne ich mir frowen anesibe
Mir ist wies alles rosen trage.

Die mir viel Seligkeit kann geben,
Ihr Leib ist aller Freuden Schrein,
Ich Gott, könnt ich doch ewig leben,
Und ewig, ewig bei ihr sein!
So freut ich mich der lieben Tage,
Ja seh ich mir mein Liebchen an,
Dünkt mich, daß alles Rosen trage.

Die erste Strophe von der Uebersetzung des andern Liedes heißt wörtlich:

Ich klage Dir Mai, ich klage Dir, Sommerwonne,
Ich klage Dir, glänzende Haide breit,
Ich klage Dir, augenblendender Klee,
Ich klage Dir, grüner Wald, ich klage Dir, Sonne,
Ich klage Dir, Venus, traurig Leid,
Daß mir mein Liebchen thut so weh.

Wollt ihr mir helfen pflücken,
So traue ich, das Liebchen sich muß richten
Wohl auf ein männliches Wesen.
Jetzt laßt Euch sein verkündet meinen Kummer
Durch Gott und helfet mir genesen.

u. s. w.

ersehen, der deutsche (gothische) Baustyl, nach welchem die Spitzbogen mit verzierten Strebebögen versehenen Mauern, hohe, kühn aufgeführte Gewölbe tragende Pfeiler, mit dünnen Säulen geziert, den Gebäuden ein Bewunderung erregendes Ansehen gaben. Fast alle Kirchen und Klöster, das Rathaus, die Mühlen und die Stadtmauer zu Breslau, mehrere noch vorhandene Burgen in Schlessien, die Schlösser und Kirchen in den Städten sind größtentheils unvergänglich.

liche Denkmale der merkwürdigen und großartigen Bauwerke unserer Altvordern aus jener Zeit.

So hatten nun die einzelnen schlesischen Fürsten alles vorbereitet, dieses freundliche, schon damals weltberühmte Ländchen auf einen Höhepunkt der Kultur zu bringen, daß es nicht nur von den angrenzenden Staaten beneidet, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern zuletzt der Zankapfel vieler Nachbarn wurde.

Denkwürdigkeiten.

Der Bürgermeister Johann Pleyhan von Bunzlau 1217.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Cultur des Landes und der sittliche Zustand der Einwohner noch im Steigen war, gab es hin und wieder rohe Männer, welche den weisen Gesetzen der Herzöge von Schlessien Widerstand leistend, durch Räuberei, welche sie öffentlich trieben, besonders die Gebirgsgegenden beunruhigten. Ein solcher zusammengetrotteter Haufe, welcher sich in der Gegend des Grätzberges aufhielt, faßte (1217) den verruchten Anschlag, die Stadt Bunzlau, welche damals schon zu den ersten und reichsten Gebirgsstädten gehörte, und mit Mauern umgeben war, zu überrumpeln und sich des Vermögens der Bürger zu bemächtigen. An dem Tage, wo allwöchentlich nach der Messe ein kleiner Markt gehalten wurde, fanden sich jene Räuber an der Zahl 64 als verkleibete Bauern und Handelsleute mit mehreren Wagen in die Stadt ein, hielten aber ihre Waaren in hohem Preise, um die Waffen nicht zu verrathen, die sie auf jenen Wagen verborgen hatten. Nachdem sie sich über die Ausführung ihres Planes bereits verabredet, vertheilten sie sich in die Herbergen und andere Häuser der Stadt.

Als es um Mitternacht kam, versammelten sie sich heimlich in den Fleischbänken, stürzten von hier aus mit großem Geschrei in die Häuser der Reichen, plünderten sie, und tödteten mehrere der Bewohner. Die aus dem Schlafe plötzlich aufgeschreckten Bürger, die Anzahl der Feinde und die Ursache des nächtlichen Aufruhrs nicht kennend, geriethen in die größte Verwirrung, und suchten das Heil in der Flucht, statt sich zu widersetzen und Anstalten zur Gegenwehr zu machen. Nur Johann Pleyhan, damals Bürgermeister der Stadt, zeigte in diesem entscheidenden Augenblicke die größte Unererschrockenheit. Mit fester lauter Stimme rief er den Bürgern Muth zu, und sammelte die Flüchtigen auf dem Ringe. Zweihundert Bürger mit Fackeln und Waffen erschienen bald auf den Ruf des Bürgermeisters und, ermutigt durch sein Beispiel, schickten sie sich an, die Räuber anzugreifen. Zuerst besetzten sie die Thore, welche jene zu erbrechen bereits beschäftigt waren, und wendeten sich hierauf nach dem Marktplatz, wo in einem hitzigen Gefecht alle Räuber bis auf zwölf erschlagen wurden. Die übrige

gen zwölf wurden gefangen, hingerichtet und mit den Leichen ihrer Spießgesellen unter den Galgen vor der Stadt verscharrt.

Dem Retter der Stadt aus so großer Noth, dem muthvollen Bürgermeister Bleyhan errichteten die dankbaren Bürger eine steinerne Ehrensäule; dieselbe stand die Zeit des nächsten Ueberfalls anzudeuten, an der mittlernächtligen Seite des Ringes, war mit einem Lorbeerkrantz gekrönt und oben zeigte sich ein goldner Hahn, den Namen und die Wachsamkeit des Mannes anzudeuten, und das Gedächtniß seiner Unererschrockenheit auf die Nachwelt zu bringen. Leider wurde diese Ehrensäule 1427 von den Hussiten nebst der Stadt zerstört.

Legende vom Bischof Laurentius 1233.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zierte den bischöflichen Stuhl zu Breslau Laurentius I., ein Mann, der eben so ausgezeichnet durch Klugheit, als wegen seiner Frömmigkeit verehrt, die Pflichten seines hohen Berufs auf das vollkommenste erfüllte. Ehe er zum Bischof erwählt worden war, besuchte Laurentius häufig die Güter, die er in der Gegend von Steinau besaß, und namentlich erfreute sich Preichau seiner besondern Vorliebe und am öftersten seiner Gegenwart.

Kam er hierher, so war sein erster Gang zu einem alten Ritter, der mit seiner Tochter Agnes auf einem halbverfallenen Schlosse abgeschieden von aller Welt hauste.

Die stille Jungfrau war ihres frommen und heiligen Lebenswandels allgemein geliebt und geachtet, — sie war der Schutzengel des ganzen Dorfes. In ihrem Herzen aber schlummerte eine sehnsuchtsvolle Hinnneigung zu Laurentius, die sie im innersten des Herzens verschloß und mit sich in dem frühen Grabe verbarg. Laurentius ahnte nichts von diesem Allen; die ganze Heiligkeit ihres Wesens war Ursache, daß er sich selbst über seine Gefühle, die er für freundschaftliche, väterliche Zuneigung nahm, so lange täuschte, bis das traurige Ereigniß ihres schnellen Todes ihn näher darüber aufklärte. Nach einer längern Abwesenheit von Preichau erhielt er die Kunde von dem Tode der frommen Agnes, wie sie von Tage zu Tage dahin gewelkt sei, gleich einer Blume eines glücklicheren Himmels, die ein rauhes Klima nicht ertrage.

Laurentius war über diese Botschaft tief ergriffen; erst jetzt fühlte er, wie theuer ihm die Heilige gewesen. Tief betrübt stand er an ihrem Sarge und rang nach Muth den gebeugten Vater zu trösten. Keine Spuren vergangener Leiden waren auf dem todesbleichen Antlitze zu sehen, stille Heiterkeit umzog lächelnd ihren Mund; ihr Schmuck war eine weiße Rose, welche auf ihrer keuschen jungfräulichen Brust lag.

Laurentius betete still und lange für die Hingeschiedene; als er sich von den Knien erhob, war sein Gemüth ganz umgewandelt, Muth, Entsagung und Zuversicht waren in seine Brust eingezogen. Gestärkt verließ er das Grab der Jungfrau und reiste nach Breslau zurück, wo er bald darauf, nach dem Tode des bisherigen Bischofs, seines tadellosen Lebenswandels wegen einstimmig zum Bischof erwählt wurde.

Jahre in segnendem Wirken waren dahingeschwunden, ohne daß der Bischof Preichau wiedergesehen hätte; einstmals aber ergriff ihn unwiderstehliche Sehnsucht, nach der theuern Gegend, dem Schauplatz früherer Glückseligkeit zu wallen. Bemuthsvoll betrat er den stillen Ort: das alte Schloß war nach des Ritters Tode immermehr zerfallen, die Schatten hoher Bäume deckten seine Ruinen, Alles schien sich verändert zu haben, nur das Kirchlein des Dorfes prangte in seiner Einfachheit und frisch grünte von einem Strauche weißer Rosen umge-

ben, der Grabeshügel der frommen Agnes. Laurentius bekämpfte die weichen Gefühle, beim Anblick dieses Hügel; er riß sich los und befahl, den Strauch mit weißen Rosen auszugraben und auf sein Schloß nach Breslau zu schaffen, das Grab aber mit rothen Rosen zu bepflanzen. Zu Hause angelangt, verweilte er lange Zeit in der Nähe des Rosenstrauches an dem süßen Dufte sich ergözend; schwärmerische Gefühle bemächtigten sich seiner, und ein leiser Schlummer drückte seine Augenlider. Da dämmte ihm, als schwebte im Zauberglanz der hellen Wolken das Bild der h. Jungfrau zu ihm nieder, eine weiße Rose ihm überreichend, und ihm nach dem bessern Jenseits winkend, worauf diese freundliche Erscheinung in farbigen Nebel gehüllt wieder verschwand. — Laurentius war geblendet von diesem hellen Glanze, vor seinen Augen wurde es Nacht — früh fand man ihn todt in seinem Betstuhle, an seinem Herzen eine weiße Rose haltend, die beim Herannahen der Geistlichkeit in Nebel aufging. Die alten Chroniken sagen, er sei an zu vielem und starken Rosenduft gestorben im Jahre des Heils 1233. Alle, die ihn kannten, weinten an seinem Grabe, denn es war ein hoher, edler Mensch gestorben.

Nun geht seit jenen Zeiten die wundersame Mähr',
 Daß diese Rose zu Breslau im hohen Dome wär.
 Man sagt, wenn sie erscheine, sterb' ein Kanonikus,
 Sie blühe weiß und weine, gäb' ihm den Todeskuß.

Herzog Heinrich IV. Geburt.

Herzog Heinrich IV. von Breslau, Sohn und Nachfolger Herzog Hinrich III. wurde von seiner Mutter Jutta 1249, indem sie auf einer Reise nach Liegnitz begriffen war, bei Jauer auf dem Acker eines Fünfzighubeners, an der Straße nach Breslau geboren. Man brachte die fürstliche Wöchnerin in einen Kretscham, an der Stelle wo noch jetzt ein Brunnen befindlich ist. Seine ruhmwürdige Regierung und seine Großthaten sind oben erzählt worden.

Chronologische Ergänzungen.

Von 1163 bis 1311 nach Ch. G.

- | | | | |
|------|---|------|---|
| 1170 | Erbauung des Schlosses zu Liegnitz. | 1225 | Großer Brand zu Reichenbach. |
| —75 | ward das Warmbad (Warmbrunn) entdeckt. | —26 | Erste Judenverfolgung in Breslau. |
| —75 | Gründung der Nikolaikirche zu Breslau. | —32 | Bau des Klosters Camenz. |
| —90 | Einführung der Kreuzherrn in Reisse. | —38 | Erbauung der Stadt = Pfarrkirche zu Löwenberg. |
| —98 | Gründung der Pfarrkirche zu Reisse. | —41 | den 9. April. Schlacht bei Wahlstatt. |
| 1203 | Großer Brand zu Jauer. | —43 | Tod der h. Hedwig. |
| == | Grundsteinlegung des Klosters zu Trebnitz. | —46 | Stiftung des Predigerklosters zu Teschen. |
| —05 | Bau der Kirche zu Bunzlau. | —49 | Krieg zwischen Bischof Bruno in Oelmütz und Herzog Wladislaw zu Oppeln. |
| —08 | Großer Brand zu Breslau. | —53 | Erbauung des Matthiasklosters zu Breslau. |
| —09 | Abermaliger Brand zu Breslau. | —58 | Stiftung d. Dominikanerklosters zu Ratibor. |
| —14 | Gründung des Städtchens Lahn. | == | Großes Erdbeben in Schlessen. |
| —21 | Gründung des Dominikanerklosters zu Gransfenstein, der Bau der Kloster Heinrichau und Liebenthal. | | |

- | | |
|--|---|
| <p>1263 und 71. Erbauung der Kirchen St. Anna und St. Andreas zu Parchwitz.</p> <p>—64 Erscheinung eines großen Kometen am Himmel.</p> <p>= = Große Pest zu Zauer.</p> <p>—66 Heiligsprechung der Herzogin Hedwig.</p> <p>—66 — 67 Große Pest (es starben 16,000 Menschen in Schlesien).</p> <p>—67 Große Pest zu Reisse.</p> <p>—67 — 90 Bau der Pfarrkirche St. Martin zu Zauer.</p> <p>—71 und 72 Großer Brand zu Breslau.</p> <p>—73 brannte Boleslaw der Keusche von Krakau die Vorstädte von Oppeln und Ratibor ab.</p> <p>—74 Breslau wird Stapelort des schlesischen Handels.</p> <p>—75 erhielt ein halbjähriges Kind die Sprache.</p> <p>—76 Großer Brand zu Breslau.</p> <p>—77 Stiftung des Klosters zum h. Kreuz in Liegnitz.</p> <p>—78 Belagerung Ratibors durch Herzog Heinrich IV.</p> <p>—80 Gründung der Kirche St. Egidius zu Priebus.</p> <p>—84 Belagerung der Stadt Reisse durch Herzog Heinrich IV.</p> <p>= = Stiftung des Augustinerklosters zu Sagan.</p> <p>—85 Erbauung der Kirche St. Georgi zu Glogau.</p> <p>—86 Erstes Armbrustschießen zu Schweidnitz.</p> <p>—87 Erbauung der Nikolaikirche zu Brieg.</p> <p>= = Bau der steinernen Brücke über die Reisse zu Glas.</p> | <p>1288 Gründung der Kreuzkirche zu Breslau.</p> <p>—90 Erweiterung von Edwenberg.</p> <p>= = Erbauung der Probsteikirche zu Reichenbach.</p> <p>—91 Ummauerung von Liebenthal.</p> <p>= = Gründung des Klosters der Dominikaner zu Schweidnitz.</p> <p>= = Ummauerung der Stadt Freiburg.</p> <p>—92 Gründung Unser Lieben Frauen-Kirche zu Liegnitz.</p> <p>—94 Stiftung des Katharinenklosters zu Breslau.</p> <p>= = Gründung der Peter- und Paulkirche zu Landeshut.</p> <p>—95 Erbauung des Klaraklosters zu Strehlen.</p> <p>= = Ummauerung von Schweidnitz.</p> <p>—96 Entstehung der Stadt Schnau.</p> <p>—97 Errichtung der Ringmauer um Brieg.</p> <p>= = Befestigung von Nimptsch.</p> <p>—98 Gründung des Klosters Grüssau, und der Kirchen zu Wohlau und Steinau.</p> <p>—99 Anlegung der ersten Mühle mit 4 Gängen zu Hirschberg.</p> <p>1300 Großer Brand von Ratibor.</p> <p>= = Ummauerung von Greiffenberg.</p> <p>—03 Brand von Hirschberg.</p> <p>—04 Bau der Pfarrkirche zu Hirschberg.</p> <p>= = Stiftung des neuen Dominikanerklosters zu Oppeln.</p> <p>—06 Stiftung des Jungfrauenklosters zum h. Geist zu Ratibor.</p> <p>—11 Großer Brand von Schweidnitz.</p> <p>= = Errichtung des Fürstenthums Brieg.</p> <p>= = Bau der Kirche zu Striegau, der höchsten in Schlesien.</p> |
|--|---|

Zweite Periode.

Verfall der deutschen Unabhängigkeit. Schlesiens Könige von Böhmen und Ungarn. 1311 — 1526.

Erster Abschnitt.

Schlesien gelangt an Böhmen. König Johann bis 1346.

Boleslaw IV., Heinrich VI. und Wladislaw.

Das lockere Land, welches die schlesischen Herzöge bisher zu einem Ganzen verknüpfte hatte, war durch die vielfache Theilung vollends zerrissen worden, und es

bedurfte daher von Seiten der Könige von Böhmen keiner besondern Anstrengung, die in Betreff der Unterwerfung von Schlessien gemachten Pläne endlich zu verwirklichen. Die Fürsten, einer vom andern gedrängt, boten selbst freiwillig dazu die Hand, während andrerseits Böhmen die Zwistigkeiten dieser Fürsten untereinander nicht nur nährte, sondern wohl gar selbst heimlich neue Uneinigkeiten zu seinem Vortheil hervorrief. In Oberschlessien hatte Böhmen schon festen Fuß gefaßt, Niederschlessien gab bei der zuletzt vorgenommenen Theilung dazu Gelegenheit.

In Herzog Heinrich V. Erblande hatten sich seine drei Söhne, Heinrich, Wladislaw, und Boleslaw getheilt. Ersterer besaß Breslau, Wladislaw Liegnitz und Boleslaw den geringen Antheil Brieg, wofür er von seinen Brüdern entschädigt werden sollte. Heinrich hatte mit Hülfe seiner Unterthanen die bedungene Summe aufgebracht, dagegen nicht Wladislaw, welcher bei seinem Vermögen dem Bruder Boleslaw die Hälfte des Liegnitzer Fürstenthums zu verpfänden genöthigt war. Wladislaw gerieth hierdurch in tiefe Noth und Bedrängniß, verschaffte sich einen Anhang von losen Gesindel und versuchte mehrere räuberische Einfälle in die Besitzungen seines Bruders, hoffend ihn dadurch zu zwingen, daß er von der bedungenen Entschädigungs-Summe abstehe und ihm das Liegnitzer Fürstenthum wieder vollkommen und unbeschränkt überlassen würde. Dieser Versuch mißglückte ganz; denn Boleslaw nahm ihn gefangen und setzte ihn in ein wohlverwahrtes Gefängniß, aus welchem er ihn nicht eher befreite, als bis ihm Wladislaw das ganze Liegnitzer

Fürstenthum gegen einen Jahrgehalt von 500 Mark Silber abtrat.

Wladislaw wurde nun nichtsweniger ein fahrender Ritter, zog mit zusammengeworrenem Gesindel im Lande umher und erlaubte sich Räubereien an seinen eigenen Unterthanen, daß er endlich von den Bauern aufgegriffen und gesaagen seinem Bruder Boleslaw zu Brieg überliefert wurde. Dieser warf ihn abermals in das Gefängniß, wo er ein volles Jahr schmachten mußte, und in welchem er, da er schon früher kleinmüthig war, vollends den Muth verlor und sich zuletzt wie ein Rasender gebehrete. Als Boleslaw, Erbarmen für ihn fühlend, ihn endlich wieder auf freien Fuß setzte, begann er von Neuem sein fahrendes Ritterleben. Jetzt ohne Geld und Leute zog er wie ein Wahnsinniger im Land umher, gering geachtet, so daß er nicht selten die von Hirten ihm angebotenen Speisen und Erquickungen anzunehmen genöthigt war. Eines solchen mühevollen Lebens müde, begab er sich nach Polen, wo er die betagte Tochter des Herzogs Boleslaw von Masovien heirathete, die ihm aber nur ein geringes Heirathsgut als Mitgabe brachte.

Boleslaw, zu Macht und Ansehn gelangt, dabei verschwenderisch und immer geldbedürftig befehlete jetzt den Herzog Konrad I. von Dels und nahm ihm die Städte Namslau, Bernstadt, Kreuzburg, Pitschen und Konstadt weg, welche dessen Vater, Herzog Heinrich III. von Glogau, Heinrich V. von Breslau unbilligerweise abgedrungen hatte, und ließ ihm die Städte Wohlau und Lüben nur aus besonderer Gnade, da Konrad bei seiner Vertreibung nur ein Streित्र

und ein einziges Kleid besaß. Die unbegrenzte Verschwendung nöthigte ihn aber, dem Herzoge Konrad auch Dels wieder zu verkaufen; Nimptsch verpfändete er an den Herzog Bernhard von Schweidnitz die Städte Goldberg und Hainau an den Herzog von Breslau und erpreßte gleichzeitig von einem Juden 8000 Gulden. Zuletzt verpfändete er sogar seine beiden Söhne Wenzel und Ludwig an Breslauer Bürger.

Als Boleslaw durch seine Verschwendung in neues Ungemach gerieth, suchte er mit seinem zweiten Bruder Heinrich VI. von Breslau anzubinden. Heinrich, ein sanfter und gutmüthiger Fürst, suchte seinem Lande den Frieden zu erhalten und sich selbst von fremden Händeln fern zu halten, wodurch er nicht allein seine Einkünfte vermehrte, sondern sich auch die Liebe der Breslauer in hohem Maasse erwarb.

Dieses erweckte den lange verhaltenen Neid und Groll in Boleslaw; er verlangte daher von ihm, daß er Breslau gegen Liegnitz ihm vertauschen möchte, um seine beiden Herzogthümer näher miteinander zu verbinden, um sie nicht so abgesondert, wie früher, zu haben. Heinrich schlug ihm diese Zumuthung kurz ab, worauf er sich, da er die Macht der Breslauer fürchtete, an den König Johann von Böhmen wendete.

König Johann, ein freundlicher, gütiger aber auch listiger und verschlagener, Fürst, sah diese Gelegenheit als erwünscht an, die entstandenen Wirren, statt zu dämpfen, zu erhalten und sie zum Vortheil der Krone Böhmens zu benützen, um einen Fürsten nach dem andern zu Vasallen der

Krone Böhmens zu machen. Bereits im Jahre 1318 den 3. Juli hatte er mit Nikolaus II. von Troppau einen Vertrag geschlossen, wonach ihm das Fürstenthum, wenn jener ohne männliche, leibliche, eheliche Leibeserben sterben sollte, als offenes Lehn mit allen Rechten und Herrschaften anheim fallen sollte. Mit den andern oberschlesischen Herzögen hatte er gleichfalls ähnliche Bündnisse geschlossen, und es blieb ihm jetzt nur noch der wichtigere Theil, Niederschlesien, zu erbeuten übrig. Geschenke an barem Gelde, Verheißungen und wohl gar Drohungen waren seine Weise, die Fürsten in seine Netze zu verlocken. Als Boleslaw Schutz und Unterstützung vom Könige Johann erhielt, wurde er dreist und suchte die Breslauer, welche gleichfalls ihrem Herzoge zu einem Tausche abgeredet, auf alle mögliche Weise zu necken. Durch des Königs heimliche Förderung wurden Räuber und Placker ausgesandt, welche im Breslauschen raubten, stahlen, sengten, überhaupt allen Muthwillen trieben. Einmal kam Boleslaw unversehens mit mehreren Reitern in die Stadt Breslau und nahm in der Elisabethkirche einen ansehnlichen Rathmann, Namens Mollemdorf, gefangen. Als ihn die Räuber auf das Roß banden und davon führen wollten, schrie er um Hülfe, worauf ihn die Reiter ermordeten und entfliehend ihn auf dem Markte todt liegen ließen. Die Breslauer setzten den Mördern zwar nach, mußten aber unverrichteter Sache umkehren, da Boleslaw vor dem Thore mit ansehnlicher Macht im Hinterhalt lag. Ein andermal ließ er einen Domherrn, Nikolaus von Bantsch, Herzog Heinrichs Rath, mit aus dem versammelten Kapitel in der St.

Egyden-Kirche, gefangen nach dem Schlosse Teltsh führen, wo er von ihm ein ansehnliches Lösegeld erpreßte.

Heinrich wendete sich um Schutz an den Kaiser Ludwig den Bayer, und da er wegen dessen anderweiter Beschäftigung keine Hülfe erwarten konnte, an den König Wladislaw von Polen, der ihm Anfangs zwar die nachgesuchte Unterstützung versprach, zuletzt ihm aber selbst mit Krieg drohte, vorgebend, Heinrich habe einen Räuber aus Polen aufhängen lassen. Um sich nun von dieser Seite zu sichern, schloß Heinrich ein Bündniß mit Wernherr, dem Ordensmeister der deutschen Ritter. Boleslaw stellte indessen seine Befehdungen nicht ein. Die Ritterschaft und die Bürger von Breslau riethen nun dem Herzoge den Schutz des Königs von Böhmen zu suchen und ihm sein Land zum Lehn zu geben. Jener lud ihn selbst (1327) nach Prag, und nahm ihn auf das Prachtigste auf; gewann durch Geschenke die Vornehmen des Fürstenthums und die Räte des Herzogs, ihm selbst versprach er die Graffschaft Glaz, (welche er vom Herzog Bolko von Münsterberg für ein geringes Geld gekauft, um damit die hungrigen und uneinigen Fürsten theils zu ködern, theils zu ängstigen und zu bedrängen,) und sicherte ihm ferner noch ein Jahrgehalt von 1000 Mark Silber zu. Der bedrängte Herzog fand keine Ursache, Einwürfe dagegen zu machen, das Wohl seiner Unterthanen im Auge behaltend, erklärte er das Herzogthum als böhmisches Lehn. Hierüber wurde 1327 Montags nach dem Palmsonntage der Vertrag schriftlich abgeschlossen.

Als Boleslaw von Brieg von diesen

Vorfällen Kunde erhielt, erinnerte er den König an seine frühere Zusage, wie er seinen seiner Feinde in Schutz zu nehmen versprochen, vielmehr ihm gegen jeden derselben Hülfe zu leisten geschworen hätte. König Johannes antwortete ihm: „ich habe Euch geschworen, Hülfe zu thun, wider männiglich, aber nicht wider mich selber.“ Dem Herzoge Boleslaw blieb nun weiter nichts übrig, als dem Beispiele des Bruders zu folgen, welches er um so eifriger zu thun gedachte, da Wladislaw aus Polen zurückkehrte, und sich für seinen Antheil an Liegnitz der Krone Böhmens zu unterwerfen gedachte, um in sein altes Erbe wieder eingesetzt zu werden.

Die Stände des Fürstenthums und die Bürger der Stadt Breslau, versprach der König Johann bei ihren alten Rechten und Privilegien zu belassen, diese zu schützen, zu verbessern und zu mehren. Er befreite sie auf ewige Zeiten von den gemeinen Steuern und der königlichen Borna (eine allgemeine königl. Auflage), und wollte sich mit den gewöhnlichen Diensten und Hülfsleistungen begnügen lassen, in allen billigen Sachen, wider geistliche und weltliche Fürsten und ihre Unterthanen sie beschützen. Ferner gelobte er, das Land von der Krone Böhmens auf keinerlei Weise zu trennen, es keinem Statthalter gegen eine jährliche Abgabe zu überlassen oder zu vermieten, auch keinen andern Hauptmann, als einen im Lande gebornen, einzusetzen. Kein Bürger noch Landsasse sollte um Schulden, Erbschaft oder anderer Sachen Willen von seinem ordentlichen Gerichte in fremde Dörter gezogen werden, wollte auch keinem Geächteten noch aus dem Lande Verwiesenen, es sei denn, er habe

er habe sich mit der beleidigten Parthei ausgesöhnt, weder aufnehmen, noch ihm im Lande Geleit geben.

Dem Beispiele des Herzog Heinrich VI. folgten in der Lehnübertragung der Fürstenthümer an die Krone Böhmens noch in demselben Jahre 1327:

Kasimir III. Herzog zu Teschen, welcher sich die große Gunst des Königs erwarb, daß er ihn in der Folge mit einem Theil des Glogauer Fürstenthums belehnte, nebst dem Gubrauschen Weichbilde, welches er vom Herzog Johann von Steinau erkaufte; er machte ihm auch Hoffnung auf die Nachfolge im Fürstenthum Auschwitz, um seine Treue zu befestigen, umsomehr, als andern Fürsten die böhmische Oberherrschaft verdächtig vorkam. Ferner:

Herzog Boleslaw II. von Oppeln, Herzog Wladislaw zu Kosel, Herzog Johann zu Auschwitz und Herzog Boleslaw II. zu Falkenberg. Was Letzterer für einen einfachen und geringen Hof geführt haben mag, beweist ein Brief, den er an den Bürger und Weinschenken Jakob Sobiesky in Oppeln schrieb, welcher lautet: „Erbar guter Gönner. Wir süßen Euch gnädiglich zu wissen, nachdem der allmächtige Gott uns und unserer Liebe einen jungen Erben gegeben, welchen wir auf künftigen 26. April in die h. Taufe einzuweihen vorgenommen, als will uns von Nothen sein 23 Quart Wein, zwei Faß Oppelisch Bier, ein Viertel Rindfleisch und 12 gr. Weißbrod. Wollt uns mit Ehesten solches übersenden. Soll euch mit ehesten von unserm Amtsgeschösser richtig gemacht und gezahlt werden. Und sind

Euch zu allem Guten geneigt. Datum Falkenberg den 25. April 1327.

In Niederschlesien begaben sich ferner unter böhmischen Schutz: Herzog Konrad von Dels mit den Städten Dels, Wartenberg, Militsch, Trebnitz, Trachenberg, Wohlau, Winzig, Hernstadt, Prausnitz; Herzog Johann von Steinau und Gubrau; Herzog Heinrich von Sagan, und Herzog Heinrich, Herr von Fürstenberg.

Noch hatte der verschwenderische Herzog Boleslaw von Brieg, der Schwager des Königs Johann, keine bestimmte Erklärung abgegeben; ungeachtet ihm der König die von der Stadt Breslau eingelösten Städte Goldbag und Hainau versprach, mochte er sich dennoch nicht dazu überreden lassen, bis endlich Herzog Wladislaw aus aus Polen nach Schlesien zurückkehrte, nachdem er das Vermögen seiner alten Gemalin aufgezehrt und jetzt seine Ansprüche auf Liegnitz geltend machte, welches er an den König zu verkaufen gedachte. Wladislaw hatte noch besonders dem Könige den Willen der Bürger, daß sie sich unter böhmischen Schutz begeben möchten, kund gethan.

Boleslaw erhielt hierüber genaue Kunde, reiste auch sofort nach Prag zum Könige, welcher ihm bedeutete, daß er mit Wladislaw in Verkaufsunterhandlungen stehe, zeigte ihm auch ein Schreiben der Bürgerschaft von Liegnitz, welche ihn darin um Schutz bat, damit sie des beschwerlichen Fürsten auf einmal los sein möchte, und fügte hinzu: wollte er Liegnitz behalten, so sollte er sich unter die Krone Böhmens begeben, ohne welches er nicht allein Liegnitz, sondern auch seine übrigen Besitzthümer verlieren würde.

Boleslaw erklärte sich sogleich zur Unterwerfung bereit und ward (1329) der Krone Böhmens mit allen seinen Landen, Städten und Burgen: Liegnitz, Goldberg, Hainau, Brieg, Ohlau, Nimptsch, Namslau, Bernstadt, Kreuzburg, Pitschen, Landsberg, Kohnau und Tiefensee unterthänig.

Boleslaw, ganz verarmt, hielt sich nun zu Brieg auf, seinen beiden Söhnen Wenzeslaw und Ludwig aber hinterließ er die Stadt und das Fürstenthum Liegnitz, sehr verschuldet. Zu Gunsten der beiden jungen Fürsten übernahmen die Stände des Fürstenthums die bedeutende Schuldenlast.

Wladislaw der Erherzog von Liegnitz, welcher noch vor dem Abschluß dieses neuen Bündnisses seines Bruders mit dem Könige den unabwendbaren gänzlichen Verlust seines Erbes sah, lebte in Breslau als schlichter Privatmann von der Gnade des Königs und starb kurz vor Abschließung des Lehnungsvertrages.

Ungeachtet Herzog Heinrich VI. von Breslau durch die Unterwerfung der Krone Böhmens seinem Lande einen dauernden Frieden gesichert, und zu dessen Wohle die größten Opfer dargebracht, so wurde dennoch die letzte Zeit seiner Regierung durch einen Aufstand der Breslauer Bürger getrübt.

Im Jahre 1323 den 3. Mai gab er auf eine vom Rathe geführte Klage, daß die Ungewissenhaftigkeit durch Ableistung falscher Eide sehr um sich greife, die Verordnung, daß jeder, wes Standes er auch immer sein möchte, der sich eines offenbar falschen Eides schuldig mache, auf Lebenszeit aus der Stadt und dem Fürstenthum vertrieben und ihm nur ein Beutel mit

6 Hellern, den man ihm um den Hals hing, auf den Weg mitgegeben würde.

Im Jahre 1326 bestätigte er den Kauf der Erbvogtei, welche der bisherige Erbvogt Jakob Schertilzan den Breslauer Konsuln für 420 Mark mit allen Rechten überließ, und gestattete zugleich den Konsuln, einen Richter nach ihrem Willen einzusetzen, der alle vor ihn gehörenden Rechtsfachen nach dem Urtheil der Schöppen entscheide. Dadurch erwarb der Rath das wichtige Recht, den genannten Richter (Stadtvoigt) einzusetzen und abzusetzen. Im nächstfolgenden Jahre (1327) ertheilte er den Konsuln das Recht, einen freien Brodmarkt anzusetzen und ausrufen zu lassen, gleichzeitig mit der Erlaubniß, nach Gutdünken an jedem Sonntage einen freien Brodmarkt anzusetzen und diese Bewilligung auch wiederum jedesmal nach Ermessen aufzuheben. Bei Ertheilung dieses Rechts wozu er durch den nachlässigen Betrieb des Bäckerhandwerks veranlaßt wurde, brach er in die schönen Worte aus: „Ich will, daß man in Breslau nicht allein essen und leben, sondern auch wohl essen und wohl leben möge!“

Auf fleißiges Bitten der Rathsmänner und Ältesten der Stadt vereinigte er in demselben Jahre die Altstadt und Neustadt mit allen ihren Grenzen, Ausfahungen, Rechten Gerichten und Zugehörigen, machte beide zu einer Stadtkommune und zog sie unter eine Jurisdiktion. In Gegenwart des Fürsten übergaben am 9. August die Bürger der Neustadt den Altstädtern ihre Privilegien, Rechte und Gerechtigkeiten, sich fortan mit der Altstadt einerlei Rechts und einer Ordnung zu bedienen.

Die Güte des Herzogs wuchs, je mehr er sich seinem Ende zuneigte, obschon dieses Wohlwollen nicht überall gut angewandt war und auch für Schwäche gehalten werden mochte.

So geschah es, daß im Jahre 1333 von den Tuchmachern wegen der Collecten des Erb- und Eidgeschossen ein Aufruhr gegen den Magistrat und den Herzog entstand. Ungeachtet die Stadt nur vierhundert Mark an die herzogliche Kammer und hundert und sechzig Mark Münzgeld zu zahlen hatte, so mußten dennoch öfters, da sich die Ausgaben der Stadt mehrten, außergewöhnliche Steuern an den Fürsten gezahlt werden. Der Rath sah sich daher veranlaßt, jährlich vier, sieben bis zehn Kollekten anzuordnen. Anfänglich war es jedem Bürger überlassen worden, wie hoch er seinen Vermögenszustand schätzen wolle, wodurch aber bei den unrichtigen Angaben nicht soviel Geld einkam, als nöthig war. Unter Androhung der früher vom Herzog verfügten Strafe des Meineides sollte nun jeder Bürger den Zustand seines Vermögens genau angeben, um hiernach den Steuerfuß zu bestimmen, welcher den Namen Eidgeschoss erhielt. Dieser ungewohnte Zwang freier muthiger Bürger erweckte den bittersten Haß gegen den Rath, als den Urheber des ganzen Uebels, und besonders waren es die Tuchmacher, welche hart dawider stritten und gefährliche Drohungen ausstießen. Der gütige und milde Herzog, welcher den bürgerlichen Frieden erhalten und die Einigkeit wieder herstellen wollte, rief beide Partheien, den Rath und die klageführenden Häupter der Bürger, welche

sich auf seiner Burg zusammenzogen, vor sich, um sie zu hören. Die Bürger beklagten sich auf das bitterste über die Habsucht und den Eigennutz der Konsula und behaupteten, daß dieselben die reichen Einkünfte der Stadt zu ihrem und ihrer Angehörigen Nutzen verwendeten, ihre Töchter und Verwandtinnen aussteuerten, und riefen laut, daß sie dem Herzoge schwören wollten, nur nicht den übermüthigen Konsula. Als der Herzog nach den Beweisen einer so frechen Anschuldigung frug, rief einer der Räbelsführer übermüthig nach dem Schwerte greifend: „Hier sind unsere Beweise!“ — Dabei begnügten sie sich aber nicht, sondern drohten unter andern ungeziemen und strafbaren Aeußerungen, daß neunhundert ihrer gewaffneten Knapen des Winkes gewärtig wären, um mit Gewalt ihr Recht zu verteidigen zu helfen. Wirklich war auch die Verschwörung schon so weit gediehen, daß nur energische Massregeln die frühere Ruhe und Ordnung wieder herstellen konnten. Die Häupter der Verschwörung wurden daher gefänglich eingezogen, und auf Befehl des Herzogs drei der Hauptanführer, Hartmann, Bogt in der Neustadt, Konrad Gleser, Niklas Landweber, Tuchmacher, als Empörer mit dem Schwerte hingerichtet. Sechs andere: Niklas Stoja, Heinemann Papelbaum, Heinemann Blecker, Johann Hartung, Hans von Sulz und Witkow von Grätz, wurden aus der Stadt und dem Fürstenthum verwiesen. Der Aufruhr war zwar hierdurch gestillt, aber nicht ganz gedämpft, denn unter der Asche glomm der Funken fort, der in der Folge zu einem verzehrenden Feuer ausbrach.

Zu den weisen Anordnungen, welche dieser Fürst im Geiste seiner guten, thätigen und weisen Vorfahren seinen Unterthanen gab, gehört noch das Zollamt, welches er (1327) in deutscher Sprache erließ, damit es, weil der größte Theil seiner Unterthanen deutsch redete, allgemein verstanden würde.

Herzog Heinrich VI. starb den 24. November in der St. Katharinen Nacht des Jahres 1335, als letzter Herzog zu Breslau aus dem Stamme der Piasten.

Er war ein frommer, friedliebender und guter Fürst, der nur um der Ruhe seiner Unterthanen Willen, die von seinem Bruder Boleslaw von Brieg stets gestört wurde, sich mit seinem Land und seinen Leuten unter böhmischen Schutz begab. Sein Leichnam liegt in dem Jungfrauenkloster zu St. Clara in Breslau.*) Sein fürstliches Begräbniß kostete der Stadt 15 Mark Silber. Mit seiner Gemahlin Anna hatte er drei Töchter gezeugt: Euphemia oder Ofsa, Gemalin des Herzogs zu Falkenberg, Elisabeth, Gemalin des Herzogs Konrad von Dels, und Margaretha nachmalige Abtissin des Jungfrauenklosters zu St. Clara in Breslau.

Das Breslauer Fürstenthum fiel nun als offenes Lehn an König Johann von Böhmen, welcher dasselbe durch seinen Sohn, Herzog Karl Markrafen von Mähren, schnell in Besitz nehmen ließ und den Konrad Broschwitz zum Hauptmann in Breslau bestellte.

*) Sein Grabstein mit dem schlesischen Adler in der Mitte hat die Inschrift: Anno Dmni MCCCXXV obiit Illustris Princeps Henricus IV. Dux Sle. ac Dux Wratisl. Nocte S. Catharine. (Im Jahr des Herrn 1335 starb der berühmte Fürst Heinrich VI. Herzog von Schlesien und Herr zu Breslau, in der Nacht St. Catharina.)

Przimiſlaw II., Herzog zu Glogau und Bolko II. von Münsterberg.

Bei den ersten Unternehmungen des Königs auf die Unterwerfung Schlesiens ließ er Polen nie aus den Augen, sondern suchte es stets im Schach zu halten, weil er befürchtete, die polnischen Fürsten möchten ihre Ansprüche auf Schlesien gleich geltend machen, und nannte und schrieb sich sogar selbst König von Polen, vermöge der Heirath mit Elisabeth, der Tochter des Königs Wenzeslaw von Böhmen und Polen. Um nun des Polenkönigs Wladislaw Lokytek Aufmerksamkeit von Schlesien abzulenken, unternahm er in der Absicht mit den deutschen Ordensrittern in Preußen, welche von den Lithauern geschlagen worden, einen Zug gegen diese für ihre Religion kämpfenden Heiden, während sein zweiter Kriegshaufe gegen Krakau ausbrach. Wladislaw Lokytek erkaufte sich mit 40,000 Gulden den Frieden, verheerte dagegen nach dem Rückzuge des Königs die schlesischen Gebiete auf dem rechten Oderufer und namentlich das Glogauſche. Um aber eine gegenseitige Ruhe zu erzielen, wurde zu Trenčzin, einem mährischen Städtchen an der ungarischen Grenze 1335 den 24. August ein vorläufiger Vertrag geschlossen. Am 29. November desselben Jahres hielten die drei Könige Johann von Böhmen, Karl von Ungarn und Kasimir III. von Polen in Wischegrad eine persönliche Zusammenkunft. Johann entsagte allen seinen Ansprüchen auf Polen und den Titel eines Königs von Polen. Kasimir verzichtete seiner Seits aller Ansprüche auf Schlesien. Gleichzeitig wurde Schlesien genauer begrenzt und der

Schwiebuffer Kreis dem Herzogthume zugetheilt.

Durch diesen Vertrag war das Schicksal des Herzogthums Schlesien vollends entschieden worden, es war der Krone Böhmens so gut als auf ewige Zeiten einverleibt, und die noch übrigen Herzöge, welche sich bisher zu einer Unterwerfung noch nicht geneigt gefühlt hatten, wurden theils durch List, theils durch Gewalt dazu gezwungen.

In Glogau war es Przimisław II. ein junger, tapferer und muthiger Held, den weder Bitten, Geschenke, noch Drohungen zur Unterwerfung bringen konnten. Mit Unmuth und Mißfallen sah er auf die Handlungsweise seiner verwandten Fürsten und tadelte derb ihre Schwachheit und Kleinmüthigkeit. Als der König Johann von Neuem eine Gesandtschaft mit Geschenken an ihn sandte, ihn zur Lehnspflichtigkeit zu vermögen, empfing er die Gesandten im Rittersaale und erwiederte, nachdem sich jene des Auftrages erledigt hatten, mit edlem Stolze: „Gehet und saget Eurem Könige, ich will lieber am Bettelstabe aus Schlesien als ein freier Fürst gehen, denn meine angeborne Freiheit um schnödes Gold verkaufen; ich will lieber im Elend sterben, als unter einem andern fremden Königreiche, dazu ich nicht gehöre, dienstbar leben!“ Bald darauf (1331) starb er, 18 Jahre alt, ohne Erben; man sagt, daß ein ihm heimlich beigebrachtes Gift das Leben verkürzt habe. Sein Leichnam liegt im Kloster Leubus begraben.

In das verweiste Fürstenthum theilten sich die drei überlebenden Brüder; Johann Herzog von Steinau und Guhraunahm sogleich von der Stadt Glogau Besitz,

einen andern Theil des Fürstenthums überließ er seinem Bruder Herzog Heinrich IV. von Sagan. Konrad, Herzog von Dels, der dritte Bruder, und der ärmere von denselben, erhielt als Entschädigung die von Herzog Johann abgetretene Landschaft Steinau. Bald darauf verpfändete Herzog Johann seinen Antheil von Glogau an den König Johann von Böhmen für 2,000 polnische Mark (jede zu 40 Gr.) und überließ ihm diese Ansprüche zuletzt käuflich. Der König aber gab nun diesen Antheil dem Herzog Kasimír IV. von Teschen, damit er die polnischen Grenznachbarn, welche bisher mehrere Theile des Fürstenthums abgezwackt hatten, besser im Zaume halten möchte.

Der Böhme war nun darauf bedacht, auch den andern Theil des Fürstenthums Glogau, welchen Heinrich IV. besaß, zu gewinnen, und versuchte daher, diesen Herzog durch Güte dazu so wie zur völligen Unterwerfung an Böhmen zu bewegen. Heinrich IV. tozte aber im Sinne seines verstorbenen Vaders Przimisław, worauf der König Gewalt brauchte, mit seinen Schaaren, die bei Kreiselwitz standen, die Stadt Glogau einnahm, den Herzog (1331) vertrieb und einen böhmischen Freiherrn, Heinrich von Duba zum Hauptmann in die Stadt setzte. Es blieb somit die Stadt Glogau über zwanzig Jahre bei der Krone Böhmens.

Herzog Heinrich IV. ertrug nicht lange den Verlust der Stadt Glogau; der Gram tödtete sein Leben. Er starb im Jahre 1334 und hinterließ von seiner Gemalin Mechthild, Herrmann II., Markgrafen von Brandenburg Tochter, einen Sohn, Hein-

rich V. der wegen seiner übergroßen Leibesstärke, Tapferkeit und Kriegserfahrenheit der Eiserne genannt wurde.

Weniger durch Gewalt als durch List gelang es dem Könige Johann von Böhmen, den Herzog Bolko II. von Münsterberg zur Unterwerfung zu bringen. Er schickte (1335), da Bitten und Geschenke auch bei ihm nichts gefruchtet hatten, seinen Sohn, den Markgrafen Karl von Mähren, gegen Frankenstein, wo sich der Herzog Bolko II. in dem wohlverwahrten Schlosse aufhielt, den Hartnäckigen mit Gewalt dazu zu zwingen. Karl schloß mit seinen Schaaren die Stadt ein und begann eine harte Belagerung. Der Herzog vertheidigte sich tapfer und wagte sogar einen Ausfall in das Lager des Markgrafen, wo er mehrere edle Ritter aus Böhmen und Mähren gefangen nahm und in die Stadt hineinführte. Karl, welcher den Seelenzustand des Herzogs kannte, und sich überzeugt hielt, durch eine treffende Aufregung seines Gemüthes mehr auszurichten im Stande zu sein, als durch eine langwierige Belagerung, veranstaltete den 6. September, bis zu welchem Tage sich die Belagerung seit dem Beginn des Frühjahrs hingezogen hatte, in seinem Lager ein großes Banket, zu welchem er sämtliche Edelfrauen der gefangenen Ritter und zugleich den Herzog Bolko aus der Stadt lud. Dieser, die Gefahr nicht ahnend, welche ihm drohte, und die größer war, als eine langwierige Belagerung, traute dem Feinde und stellte sich ein. Man aß und trank, und war lustig und froh bei der Tafel. Die Edelfrauen mit freundlichen und lieblichen Gebärden, trieben den guten

Herzog, der den Waffen weiblicher Schönheit weniger widerstehen konnte, als den Hellebarden der Böhmen, gewaltig in die Enge. Als sie sich von seiner aufgeregten Herzensgüte überzeugt hielten, umringten sie ihn, und baten mit den schmeichelndsten Worten, ihre gefangenen Ehemänner wieder loszugeben. Bolko sträubte sich zwar lange, aber er unterlag dennoch den süßen Bitten der holden Frauen und gab in seiner angeborenen Milde und Freundlichkeit die Gefangenen ohne alles Lösegeld los und ließ sie eilends aus der Stadt in das Lager holen, sie den Frauen übergebend. Die alten Chronisten führen an, daß das Lösegeld gewiß Bolko's ganzes Fürstenthum überstiegen hätte; aber wer hätte gegen einen so menschenfreundlichen Heiden länger kämpfen können? Karl und Bolko umarmten sich und schlossen Friede. Bolko wurde Lehnsträger der Krone Böhmens und erhielt dagegen vom Könige Johannes auf Lebenszeit die Grafschaft Glatz, welche nach dem Tode Herzog Heinrich VI. zu Breslau wieder an Böhmen gefallen war.

So verschwand die Unabhängigkeit Schlesiens, herbeigeführt durch die Schwäche der einzelnen Herzöge gänzlich dahin und außer dem Herzoge Bernhard von Schweidnitz gab es fast keinen unabhängigen Fürsten mehr. Dieser starb 1336 den 29. April mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Bolko II. des letzten Herzogs von Schweidnitz.

Streit des Königs mit dem Bisthume. Folgen.

Noch bei Lebenszeiten des Herzogs Heinrich VI. 1327 den 4. April war dem

Könige Johann von der Stadt und dem Fürstenthum Breslau gehuldigt worden, während der Herzog im ungestörten Besitze seiner Herrschaft blieb, und nur für den Fall eines Krieges die Vasallen und Bürger sich verpflichtet hatten, ihn zu unterstützen. Der Geistlichkeit hatte er befohlen, nie ohne hinreichenden Grund und Ursache den Gottesdienst einzustellen, auch keinen Bürger oder Edelmann vor ein geistliches Gericht zu stellen, bevor ersterer bei dem Stadtgericht und letzterer bei dem fürstlichen Landgericht nicht belangt worden wäre.

Ungeachtet er bei seiner im Jahre 1331 erfolgten Anwesenheit in Breslau in wenigen Tagen 12,000 Mark Silber von Christen und Juden für den Krieg gegen Polen erpressend, zusammengebracht hatte, wurde er dennoch nach des Herzogs Tode, 1337 den 29. März, an einem Sonnabend vor Palmarum von den Ständen und Bürgern zu Breslau mit großem Jubel und Freudengeschrei empfangen, um die endliche und wirkliche Huldigung des Fürstenthums zu empfangen.

Die Geistlichkeit, welche bei dem Aufreten des neuen fremden Königs eine Beeinträchtigung ihrer Rechte fürchtete, hatte sich alle, aber vergebliche Mühe gegeben, den König von Schlesiens fern und die Fürsten in Standhaftigkeit zu erhalten. Wohl mochte die früher erlangte, ausgedehnte Macht und die Präensionen der Breslauer Bischöfe einen Theil der Schuld tragen, daß die Fürsten jetzt weniger auf ihren Rath als auf den Umstand der Zeit achteten und sich unterwarfen. Hierdurch wurde ein lockeres Band zwischen König und Geistlichkeit geknüpft. Auf dem bischöflichen

Stuhle zu Breslau saß damals Bischof Nanke, ein kräftiger und würdiger Seelenhirt, der aber der Macht des neuen Königs nicht gewachsen war und von diesem weniger als von den schlesischen Fürsten gefürchtet wurde; überhaupt hielt sich die Geistlichkeit immermehr an Polen, wodurch auch die folgenden Mißhelligkeiten zwischen derselben und dem Könige noch vermehrt wurden.

Der Bischof besaß das feste Schloß Militsch, welches als Grenzveste zwischen Polen und Schlesiens von Wichtigkeit war. Der König Johann warf sein Augenmerk auf dasselbe, und verlangte dessen Abtretung von dem Bischof, um es durch Besetzung seiner Krieger zu einem vortheilhaften Grenzwächter umzugestalten. Der Bischof weigerte fest und bestimmt die Herausgabe, ungeachtet der König hinlänglichen Ersatz und Entschädigung zu geben sich verpflichtete. Als er nun auf keine Weise den Bischof umstimmen konnte, ihm aber der Besitz des Schlosses unumgänglich nothwendig schien, schritt er zur Gewalt. Von einem Feldzuge aus Lithauen zurückkehrend, lagerte er sich mit seinem Heere, in welchem sich auch einige Breslauer Konsuln befanden, vor das Schloß, in welchem zur Zeit der Domherr und Archidiaconus Heinrich von Würben die Vertheidigung übernommen hatte, und mehrere Tage die Belagerung aushielt. Um nun durch eine langwierige Belagerung keine Zeit zu verlieren, sandte der König einige schlesische Edelleute als Vermittler hinein, und gab ihnen eine Quantität französischen Weines mit, indem er in Erfahrung gebracht, daß der Domherr ein Freund desselben sei. Hierdurch

namentlich aber durch vielfache Drohungen ließ sich Heinrich von Würben überreden, das Schloß dem Könige zu übergeben.

Furchtbar loberte der Zorn des Bischofs, als er hiervon Kunde erhielt, doch versuchte er anfangs durch Güte den König zur Herausgabe zu bewegen, als dieser aber die Unzulässigkeit als bedingte Nothwendigkeit vorschützte, wurde der Bischof heftiger in seiner Forderung und drohte dem Könige als einem Kirchenräuber mit dem Banne. Auch dieses fruchtete nichts und Nanfer that das ganze Land in Bann.

Der König befand sich grade zu Breslau in dem Kloster zu St. Jakob, wo er in einem Gemache neben dem großen Speisesaal mit seinen Råthen und den Konsuln der Stadt Rath pflegte. — Da erschien der Bischof Nanfer mit vier Domherren, dem Scholastikus Apezko, Otto von Dohny, Konrad von Schakau und Peter von Bittow, in seinem bischöflichen Ornate, ein hölzernes Kreuz in der Hand, und klopfte heftig an die geschlossene Thür, um eingelassen zu werden. Da man ihm auf das erste Anpochen nicht öffnete, übermannte ihn seine angeborne Heftigkeit — er pochte mit Ungestüm. Der Wache, welche über diese Kühnheit erstaunt war, entgegnete er kurz: der Bischof will zum König. Dieser ließ ihm hierauf sagen, er möchte sich noch eine Stunde gedulden, da er grade mit einer wichtigen Verhandlung beschäftigt wäre, welche keinen Aufschub leiden könnte. Aber der Bischof wich nicht von der Stelle, bis er endlich eingelassen wurde. Mit einem Pergament in der Hand trat Nanfer vor den König Johan und sprach: „König, ich vermahne dich zum ersten, zweiten und

dritten Male, der Kirche ihr heiliges Eigenthum zurückzugeben!“ Der König antwortete unerschrocken: „Sobald sollt ihr es nicht wiederbekommen!“ Hierauf hob der Bischof das hölzerne Kreuz empor und sprach: *Excommunico vos, ex nunc prout ex tunc, in nomine patris et filii et spiritus sancti!* (Aus Gewalt des allmächtigen Gottes thue ich dich, als der sich an den Kirchengütern vergriffen, in den Bann, verkündige Euch solches öffentlich hiermit. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Vor Schreck vermochten die Umstehenden kein Wort hervorzubringen; der König jedoch, welcher seine Fassung behielt, entgegnete trocken: „Ei seht, wie kühn dieser Pfaff ist, ich meine, er suchet einen, der ihn umbringe und einen Märtyrer aus ihm mache. Ich will mich mit seinem Blute nicht beslecken. Er wird an mir den nicht finden, den er suchet.“ Als sich der Bischof hierauf zum Fortgehen wendete, traten einige der Breslauer Konsuln an ihn heran und machten ihm Vorwürfe, daß er nicht den Weg der Unterhandlung eingeschlagen, sondern durch sein hitziges Gemüth nun alles verderbe. Nanfer wurde aber nur noch zorniger und erwiderte ihnen, daß sie selbst Theil an der Schuld trügen, indem sie doch gegenwärtig gewesen, als der König das Eigenthum der Kirche geraubt, und es jetzt ihnen obläge, vielmehr den König eher zur Zurückgabe des Raubes zu bewegen, als dem schwer Beleidigten Vorwürfe zu machen. Da nun die Konsuln versicherten, dieses nicht im Stande zu sein, that er sie gleichfalls in den Bann mit den Worten: „Da Ihr es denn nicht könnt

und nicht wollt, so thue ich Euch, wie Euer Königl. in den Bann der Kirche.“ — Stolzen Schrittes entfernte sich der Bischof, während erst jetzt des Königs Aerger rege wurde. Drei Tage später begab sich Nanke mit seinen Domherren und Geistlichen nach Meisse.

Als Grund, warum er bei Ausschüttung des Bannes den Johann von Böhmen ein Königl. genannt, gab Nanke später an, daß er ihn darum also heißen, weil er in seinem Königreiche keinen Erzbischof hätte und die böhmischen Könige bei vorkommenden Krönungen jedesmal den Bischof von Mainz zu diesem Amte bitten mußten. Diese Rede erweckte den Ehrgeiz des Königs, daß er in der Folge zu Prag ein Erzbisthum errichtete.

Es war wenig Aussicht vorhanden, daß die Streitigkeiten zwischen dem König und der Kirche binnen Kurzem beigelegt werden würden, sondern zogen sich wegen der Hartnäckigkeit beider Partheien sehr in die Länge. In Breslau waren alle Kirchen geschlossen, jedoch wurde von einigen herumstreifenden Geistlichen in den Pfarrkirchen zu St. Elisabeth, Maria Magdalena und zum h. Geist der Gottesdienst ferner gehalten, dem die Bürger der Stadt, vom Rath dazu gezwungen, beiwohnen mußten.

Die Güter der Geistlichkeit ließ der König sämmtlich einziehen und ermahnte die schlesischen Herzöge, ein Gleiches zu thun.

Einen bereitwilligen Mitvollstrecker dieses Gebots fand der König an dem immer geldbedürftigen, verschwenderischen Herzoge Boleslaw von Brieg und Liegnitz, der sofort die im Brieger und Liegnitzer Fürstenthum gelegenen geistlichen Güter einzog, wofür

er aber gleichfalls mit dem Kirchenbanne bestraft wurde, und hiermit, so wie mit einer großen Schuldenlast beladen das ganze Fürstenthum seinen beiden Söhnen zur gemeinschaftlichen Regierung überließ. Der Papst Benedikt XII., an welchen sich der Bischof in dieser Noth gewendet, da dessen Bannfluch nichts zu fruchten schien, auch nicht beachtet wurde, schleuderte nun die schwersten Bannstrahlen gegen den König und seine Anhänger.

Es lag in der Verderbtheit der niederen Geistlichkeit selbst, daß der Kirchenbann einen in Schlesien allgemein unwirksamen Eindruck machte; denn es gab einige herumziehende aus der Gemeinschaft ausgestoßene Mitglieder, welche offenbar gegen mehrere Glaubensartikel der Kirche predigten, und durch ihre neuen Lehren gerade in dieser bedrängten Zeit einen Anhang sich zu verschaffen wußten. Man nannte sie keiserliche Lehrer. Ein solcher war ein gewisser Martin, ein aus dem Kloster Grüssau entflohener Mönch, der in weltlichen Kleiden einherging und zu Breslau an der Stelle des vertriebenen Pfarrers den Gottesdienst hielt.

Der Bischof war in seiner gegenwärtigen Lage, indem er selbst gleichsam als ein Verbannter in seinem Meisse lebte, nicht im Stande, diesem immermehr überhand nehmenden Unwesen herumschweifender Mönche Einhalt zu thun und suchte daher wiederholt die Hülfe und den Beistand des Papstes nach. Dieser befahl nun dem Magister Johann v. Schwenkenfeld zu Schweidnitz, sich als Keiserlicher nach Breslau zu begeben. Dasselbst angekommen, hielt er vor dem Rathhause an das in großer

Menge versammelte Volk eine Straßpredigt, ermahnte es, den Bann als eine Sache von Wichtigkeit zu achten, und verwies es den Geistlichen derb nicht gegen das Verbot des Bischofs Gottesdienst zu halten. Am folgenden Tage begann er die Untersuchung gegen die kezerischen Lehrer, wobei er aber, ohne weltliche Unterstützung, vom Volke sowohl, wie insbesondere von dem Rathe verhöhnt und verlacht wurde. An den Landeshauptmann Konrad von Falkenhain und an die Konsuln erließ er den Befehl, den Kezerlehrer Martin einzufangen und vor sein geistliches Gericht zu stellen. Jene aber entgegneten, daß ein solches Beginnen nicht ihres Amtes wäre, sie vielmehr die gefangenen Verwandten des Breslauer Offizials und zweiten Inquisitors, Apekfo, in beständiger Haft halten würden. Zu Schwenkfelds Verdruß sperren sie noch seinen Diener in das gemeine Stadtgefängniß.

So verging ein Jahr; der Bischof Nanfer war den 10. April 1341 zu Neisse unausgesöhnt mit dem Könige gestorben, und an seine Stelle Preczislav von Pogarell, ein schlesischer Edelmann aus Habendorf bei Frankenstein, gewählt worden. Der König Johann begab sich endlich mit seinem Sohne Karl selbst nach Rom, den Papst zu ihrer Absolvierung von dem Banne zu vermögen, dieser wollte sie nicht eher sehen und hören, bis sie dem Bischof alles wiedergegeben hätten, was er als rechtmäßiger Oberherr an sich gebracht. Da aber der König diese Befreiung nicht zu theuer erkaufen mochte, verließen beide Regenten eiligst wieder Italien.

In Breslau dauerten die Feindseligkeiten

zwischen dem Rath und den Inquisitoren fort. Schwenkfeld hatte zwar die Loslassung des Offizials Apekfo und dessen Verwandten ausgewirkt, aber zur Wiedereinsetzung seiner Würden und Güter mochten sich die Herrn der Stadt nicht verstehen, und es wurden daher die Konsuln sammt dem Landeshauptmann durch öffentlich angeschlagene Edikte im November und Dezember 1340 gleichfalls mit dem schwersten Banne belegt und ihrer Ämter für verlustig erklärt, wodurch sie endlich von der Furcht, als Kezer verdammt zu werden, überwältigt wurden und sich der vorgeschriebenen Buße zu unterwerfen, geneigt fühlten.

Schwenkfeld hatte seine Beschwerden an den König Johann vorgetragen, der die Partheien nach Prag beschied, um die Sache auszugleichen. Von geistlicher Seite erschien Schwenkfeld mit einigen Domherrn, von Seiten Breslau's erschien der Landeshauptmann, Konrad von Falkenhain mit mehreren Konsuln. Schwenkfeld wohnte zu Prag in dem Dominikaner-Kloster St. Klemenz. Am Morgen des 28. Septembers 1341, als er eben mit Studiren einer Predigt beschäftigt war, ließen sich zwei Männer bei ihm melden, welche zu beichten begehrten. Der Inquisitor schückte dringende Geschäfte vor, und hieß sie wiederkommen; die Männer aber ließen sich nicht abweisen, hörten nicht auf zu bitten, bis er ihnen Beichte zu hören versprach. Als er hierauf den Beichtstuhl betrat, und sein Ohr dem einen Beichtenden hinreichte, fielen plötzlich beide mit Dolchen über ihn her und mordeten ihn, worauf sie unangehalten entflohen.

Diese ruchlose That erregte allgemeines Aufsehen, und der König aufgebracht

darüber, zieh den Landeshauptmann und die Konsuln von Breslau der Mitwissenschaft an dem Morde, hielt sie gefänglich in ihren Wohnungen, und gab sie erst wieder frei, als sie sich durch einen Eid von dem Verdachte der Mithschuld gereinigt hatten. Die Mörder, von denen einer Kneufel geheißen, wurden in der Folge zu Liegnitz eingefangen und hingerichtet. Vor der Hinrichtung bekannten sie, daß sie von den Breslauer Konsuln zu diesem Bubenstück um 30 Mark gedungen worden wären.

Am 6. Mai 1342 als an dem Tage, wo sich die Breslauer von dem Banne reinigten, gingen Konsuln und Geschworene der Stadt ohne Mäntel und Gürtel, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte vom Rathhause über den Markt, die Albrechtsstraße entlang, bis zur Domikanerkirche, wo sie sich vor dem Bischof Preczlaw niederwarfen, ihre Schuld bekannten und dieselbe nie wieder zu begehen versprachen. Der Bischof verzieh im Namen der Kirche und befreite die Stadt vom Interdict. Diese feierliche Handlung geschah unter dem Vorfise des Markgrafen Karl und in Gegenwart vieler schlesischer Fürsten; namentlich des Herzogs Boleslaw von Brieg, Herzogs Konrad von Dels, Herzogs Wladislaw von Beuthen, Herzogs Bolko von Falkenberg und Herzogs Boleslaw von Dppeln.

Zwei Tage nach dieser Ausöhnung mit der Kirche, wurde Breslau durch eine entstandene Feuersbrunst bis auf wenige Häuser in Asche gelegt. Man hielt dieses Unglück für eine Folge des göttlichen Strafgerichts, wegen der Verfolgungen der Geistlichkeit und der Ermordung des Magisters

Johann v. Schwenkfeld. Eine Klausnerin von St. Martin wollte gesehen haben, wie ein Engel ein bloßes Schwert über der Stadt geschwungen und glimmende Kohlen aus einem Becken auf die Stadt geschüttet, worauf dieselbe mit Macht zu brennen angefangen hätte.

Der König bewies sich nach diesem erlittenen, großen Unfalle sehr gnädig gegen die Breslauer, erließ ihnen auf ewige Zeiten die größte Hälfte der Münzabgaben und ordnete, daß die Häuser der Stadt nach einem geregelten Plane und von Steinen aufgeführt würden.

In dem Privilegium vom 27. Novem- 1343 gab er ferner den Bürgern dieser Stadt das Recht muthwillige und ungehorsame Kinder nach Maaßgabe ihrer Vergehen, und nach Erforderniß der Noth ohne Einmischung eines Dritten zu strafen. Befahl gleichzeitig, daß Eltern, im Fall sie mit Hinterlassung von unmündigen Kindern starben, denselben Vormünder oder Kuratoren setzen sollten, und wo dieses nicht geschehen, sollte der Rath nach Absterben des Vaters unmündiger Kinder von Amtswegen einen Vormund setzen. Nach einer früheren Verordnung sollte kein Testament oder Legat von Erbgütern in der Stadt oder auf dem Lande, den Kirchen vermacht, gesetzliche Kraft haben, selbst wenn geistliche oder weltliche Obrigkeiten dasselbe bekräftigt hätten, ausgenommen wenn der Erbherr des Gutes, worauf das Legat stände, dasselbe eigenhändig bekräftigt hätte. Er hob um diese Zeit auch den Eid auf, welchen die Gläubiger nach dem Tode des Schuldners den Erben für Schuld sonst schwören mußten; und schaffte

die Chuda, ein polnisches Recht, gänzlich ab, ferner die Landgerichte des Bogts, alle ungewöhnlichen und neuerdings aufgerichteten Zölle im Fürstenthum zu Lande und zu Wasser, wie alle Schleußen-Wehre auf der Oder zwischen Brieg und Krossen, welche 16 Ellen und drei Spann breit waren, damit die Schiffe frei und ungehindert durchgehen möchten. Ueber den Salzhandel erhielt die Stadt ein Privilegium, wornach dem Rathe der Verkauf desselben allein zustand. Auch bestimmte er daß der Rath für immer aus 32 lebenslänglich gewählten Mitgliedern bestehen und diese Anzahl nur im Fall der Noth durch ein oder mehrere Mitglieder vermehrt werden sollte. Die Zahl der Schöppen setzte er auf zwölf, und zwar 6 aus den Landsständen und 6 aus den Bürgern, welche Laudgüter besaßen, und in zweifelhaften Streitsachen sich Belehrung von dem Rathe einholten, um hiernach die Partheien zu bescheiden. Auch sollte es dem Rathe freistehen, in Betreff der Errichtung neuer und Verbesserung der schon bestehenden Innungen und Kuren der Zechen die erforderlichen Bestimmungen zum Besten der Stadt selbstständig zu treffen.

Schlesische Fürsten während der letzten Regierungsjahre des Königs.

Das Ansehn der kleinen schlesischen Fürsten sank immermehr, jemebr sich die Macht und Größe des Königs Johann hob. Selbst nicht als Verschwender bekannte Fürsten waren durch die geringen Antheile ihrer Besitzungen, welche die Güte und Milde ihrer Vorfahren geschmälert hatte, ganz verarmt, wodurch sie öfters zu Handlungen gezwungen wurden, die den Verfall ihrer

Herrschaft um so eher begründeten, ungeachtet nicht zu läugnen ist, daß grade die Macht des bereits in Schlesien heimisch gewordenen Königs Johann mittelbar an dieser Verarmung Schuld war, indem der König kein Mittel scheute, die Ohnmacht der Fürsten zu erhalten, während er sonst mit ruhmwürdigem Eifer das Wohl der Unterthanen im Auge hatte.

Wolko II., Herzog von Münsterberg, welcher für seine Lehn-Unterwerfung an Böhmen die Grafschaft Glatz auf Lebenszeit erhalten hatte, genoß den Besitz derselben nicht lange, indem ihn der Tod früher ereilte, als er erwartet. Ungeachtet seines zu gewissen Zeiten nicht verkennbaren Leichtsinnes, war er dennoch ein gütiger und milder Fürst, der sich nach gewonnener Ueberzeugung, mit der Kirche Frieden zu halten, sehr freigebig gegen dieselbe bewies. Die Gelegenheit hierzu bot ihm das in seinem Fürstenthum an der Meisse gelegene Feldkloster Kamenz dar. Aus bis jetzt unbekannt gebliebenen Ursachen, wahrscheinlich aber dem Beispiel andrer Fürsten folgend, und weil das Kloster Kamenz durch die zeither gemachten Schenkungen an Größe und Reichthum außerordentlich zugenommen hatte, machte er auf dasselbe um das Jahr 1331 einen räuberischen Ueberfall, nahm seine Vorräthe in Beschlag und mißhandelte die Bewohner desselben. Die Folge davon war, daß er mit seinem Anhang und die ganze Gegend durch den Bischof Nanter mit dem Interdikt belegt wurde. Durch Vermittelung des Herzogs Boleslaw zu Brieg und Liegnitz und durch das Versprechen, den verursachten Schaden hinlänglich zu ersetzen, wurde er 1334 von

dem Banne wieder befreit. Seit dieser Zeit fühlte er sich diesem Kloster besonders gewogen, und übermachte ihm eine Menge Schenkungen und Freiheiten, wodurch er aber für die Folge das Besizthum seiner Erben schmälerte. Bei seiner Lehnsunterwerfung hatte er dem Könige das Versprechen gegeben, nach dem Tode seiner ersten Gemalin, ohne seine Einwilligung sich nicht mehr zu verheirathen. Sein Leichtsin, welchen der König auf alle Weise zu seinem Vortheil zu erhalten und zu nähren mußte, nöthigte ihn 1337, die Stadt Frankenstein, der er kurz vorher wegen ihrer bewiesenen Treue und Anhänglichkeit große Freiheiten gegeben hatte, um 2000 Mark, wie auch Strehlen und Winzow, (Wanssen) um 2,300 Mark Prager Groschen polnischer Währung zu verkaufen; Darauf gab er dem Könige Macht, die kurz vorher an seinen Bruder Herzog zu Schweidnitz um 2000 Mark Prager Groschen verpfändete Stadt und Reichbild Reichenbach einzulösen, behielt sich jedoch für sich und seine Erben das *Jus relutionis* vor. Nachdem er dem Kloster Kamenz noch mehrere Freiheiten geschenkt, starb er 1341 den 11. Juni. Sein Leichnam liegt im Kloster Heinrichau, wo sich seine Grabschrift befindet, begraben.

Bolko war übrigens ein heitrer, launiger Fürst und erlaubte sich manchen Scherz, wie nachfolgendes Beispiel beweist:

Als er sich einstmals in Breslau in seiner Herberge auf dem Neumarkt befand, ließ er von den anwesenden zahlreichen Milchfrauen sämtliche Milch zusammen in eine große Tonne vor seinem Hause tragen, unter dem Vorgeben, sie zu kaufen, schloß aber den Kauf nicht gleich ab. Da

auf diese Weise aller Milchvorrath zusammengegossen war, ließ er auf einmal den harrenden Weibern die unverhoffte Nachricht geben, daß er diese Milch nicht bedürfte und eine jede die ihrige sich wiedernehmen könnte. Als die erschrockenen Weiber dies hörten, bemühte sich jede, die Erste zu sein, um zu ihrem Eigenthum zu gelangen. Wie die Bienen fallen sie über die große Milchtonne her, drängen und zwängen sich darum, zerstoßen und zerbrechen einander die Geräthschaften, raufen, schlagen sich, und stürzen wohl gar einander in die Bütte, die ihres Umfangs halber zum Ersäufen grade nicht eingerichtet war. Der Fürst sah dieser Lust mit einigen Bürgern aus dem Fenster zu. Zuletzt da sich die Weiber ziemlich müde gebalgt und mehrere mit blutigen Gesichtern, Nasen und gehuschten Köpfen davongekommen waren, ließ er dieselben vor sich rufen und bezahlte ihnen die Milch zur Genüge, daß sie zuletzt selbst darüber lachen mußten.

Sein kleines Fürstenthum mit theils verkauften theils verpfändeten Gütern und Besizungen hinterließ Bolko seinem Sohne

Nikolaus, dem Kleinen (1341 — 1369).

Die Macht des Königs, sein in Europa allgemein anerkanntes großes Ansehen, erweckte in seinen Nachbarn schnell eine Menge Neider, welche die Ausdehnung seiner Macht wenn nicht zu brechen, so doch zu hemmen hofften. Der Kaiser Ludwig der Baier, der Markgraf von Brandenburg, der König Ludwig von Ungarn und König Kasimir von Polen, der Herzog Friedrich von Oesterreich und der Markgraf Friedrich von Meissen vereinigten sich zu einem Bündniß,

an welches sich auch die beiden noch unabhängigen Herzöge von Schweidnitz und Jauer angeschlossen. Der König, durch die Nachricht hierüber keinesweges in Furcht gesetzt, antwortete vielmehr: „Je mehr Feinde, desto mehr Beute; den ersten derselben will ich schlagen, daß die Uebrigen davor erschrecken sollen!“

Der Krieg rief den König an den Rhein, wodurch er Schlesien ohne Obhut lassen mußte, welche Gelegenheit König Kasimir nicht unbenutzt vorüber gehen ließ: nachdem er mit den deutschen Ordensrittern ein festes Friedensbündniß geschlossen hatte, fiel er mit seinen Kriegsschaaren in das Glogauche Gebiet, eroberte Fraustadt, Steinau und streifte im Saganischen. Die ohnmächtigen Herzöge, Heinrich von Sagan, Johann von Guhrau und Konrad von Dels mußten, wollten sie das Ende der Feindseligkeiten beschleunigen, mit Verzichtleistung auf das Fraustädtische Gebiet Frieden schließen.

Dem Könige schien daran gelegen zu sein, den unabhängigen Herzog Bolko von Schweidnitz, der sich jetzt mit dem Polen vereinigte, mit Gewalt zu stürzen. In größter Eile kam er mit seinen Truppen vom Rhein nach Schlesien und eroberte ohne großen Widerstand die Stadt Landeshut worauf er sich im April 1345 gegen Schweidnitz wendete. Bolko hatte sich auch namentlich dadurch den Haß des Königs zugezogen, daß er zu dessen Trotz einen böhmischen Ritter im Gefängniß hatte erhungern lassen. Die Stadt wurde belagert, hielt sich aber durch die Ausdauer der Bürger. Der König, welcher damals schon fast erblindet war, hatte geschworen, schwere

Hand an die Stadtmauer zu legen, sie bis auf den Grund zu schleifen. Sämmtliche Vorstädte wurden niedergebrannt, die Stadt mochte sich aber nicht ergeben. Als nun der König sah, daß er durch eine langwierige Belagerung nur die Zeit vergeudete, und sie zur Vertreibung der Polen die bereits in Mähren wieder eingedrungen waren, besser anwenden könnte, dabei aber gern seinen Schwur erfüllt hätte, begnügte er sich damit, die Hand an das Stadthor gelegt zu haben, worauf er unverrichteter Sache, und vom Herzog Bolko wegen seiner Blindheit, die ihn bereits seit einiger Zeit befallen, vielfach verhöhnt, wieder abzog. Die Stadt Landeshut eroberte Bolko mit List wieder; er schickte nämlich mehrere Heuwagen, in welche er eine Anzahl Krieger heimlich verborgen hatte, nach dieser Stadt. Die Wagen hielten unter dem Thore still, daß dasselbe nicht geschlossen werden konnte, die Krieger stürzten heraus, überwältigten die böhmische Besatzung und nahmen so die Stadt für den Herzog wieder in Besitz.

Die bis Troppau vorgebrungenen Polen waren von dem Stadthalter des Königs, Idenko von Lippa geschlagen, worden. Johann eilte den Flüchtligen nach, drang am 12. Juli bis Krakau vor, zündete die Vorstädte an, und zwang dem Könige Kasimir einen vertheilhaften Frieden ab. Doch mehrfacher Mangel an Lebensmitteln nöthigte Johann, schon nach vier Tagen nach Schlesien zurückzukehren, wobei sein Nachtrab von den Polen noch hart geneckt und mehrere böhmische Ritter gefangen wurden. Die polnischen Verfolger wurden aber von dem Herzog Konrad I. von Dels, da sie

zu weit vorgedrungen, übel empfangen, gänzlich zurückgeschlagen und mehrere von ihnen gefangen.

Der andere noch unabhängige schlesische Fürst war Heinrich I. Herzog zu Tauer, ein Sohn des großen Bolko I. von Schweidnitz und Dheim des gleichzeitig regierenden Bolko II. In seiner Residenzstadt Tauer hatte er sich ein Schloß errichten lassen, und obgleich sein Fürstenthum von nicht besonderer Ausdehnung war, und in seinen Staatschatz nur geringe Einkünfte flossen, welche die Regierung kraftvoll unterstützen hätten, so besaß er dennoch Entschlossenheit genug, da wo es die allgemeine Sicherheit, die Erhaltung seiner Gerechtsame und die Beschützung seiner Länder galt, das Aeußerste zu Wagen. Er besaß auch Klugheit genug, seinem Erbfeinde dem Könige von Böhmen furchtbar zu bleiben.

Um die Beförderung des Wohlstandes seines Fürstenthums machte sich Heinrich sehr verdient. Er erwarb sich die Liebe seiner Landsassen und Städte, gab ihnen neue Freiheiten und bestätigte die alten, wie er sich denn auch die Geistlichkeit durch reichliche Stiftungen und Geschenke freundschaftlich zu erhalten wußte.

So weit als es möglich war, vermied Heinrich den Krieg, mußte er ihn aber führen, so belebte ihn der Muth seines Vaters und seine Feldzüge brachten ihm Ehre. Als er nach dem Tode des Churfürsten Wolbemar von Brandenburg und dessen jüngern Veters Heinrich, durch Hülfe des Kaisers Ludwig, den größten Theil der Lausitz sich unterwarf, war es dem Könige Johann nicht gleichgültig, sondern suchte

vielmehr durch Erlangung von Bauzen, welches Herzog Heinrich ihm abtrat, einen festen Fuß in der Lausitz zu gewinnen.

Im Besitze der Städte Bittau, Görlitz, Lauban, Sorau und andrer Dörter, war er genöthigt, zur Erhaltung derselben, ungeachtet des Widerspruchs seiner Vasallen, seine Einkünfte zu vermehren; als Ersatz ertheilte er ihnen mehrere Freiheiten. Den Löwenbergern bestätigte er die Schenkung wegen Zollbefreiung, die sie von seinem Vater erhalten, seinem Jägermeister Fritsko überließ er 1320 die Zollpfennige zu Hirschberg. Desgleichen bestätigte er der Stadt Löwenberg alle ihre Freiheiten und erließ ihr wegen eines Darlehns 10 Mark Münzgeld; 1326 schrieb er eine allgemeine Steuer aus, und verkaufte 1327 der Stadt Löwenberg das Recht, zu münzen.

Nemehr sich Heinrich Mühe gab, die Unabhängigkeit und den Besitz seiner Länder zu erhalten, destomehr gab sich der König Johann Mühe, ihn zur Unterwerfung zu bringen. Der Umstand, daß Görlitz sich freiwillig unter böhmischen Schutz begab, veranlaßte den König durch Versprechungen, und wo diese nicht ausreichten, durch erdichtete Vorwürfe den Herzog zur gänzlichen Abtretung dieser Stadt zu bewegen, wofür er ihm die Stadt Trautenau in Böhmen auf Lebenszeit überließ. Am nachtheiligsten für den Herzog war ein Vertrag mit dem König, in welchem ihn dieser die Städte Bittau, Lauban, Friedberg, Barrow, Tribul, nebst den Schlössern Priebus, Senftenberg, Zachow und Swet aus den Händen spiegelte und ihm dafür die Stadt nebst Weichbild Glogau auf Lebenszeit einräumte. Gleichzeitig schloß der König ein

Schutz- und Trugbündniß mit ihm; allein Herzog Heinrich fand wenig Ursache, diesem Bundesgenossen zu trauen, daß er vielmehr zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit die nöthigsten Vorkehrungen traf. Um ein gerüstetes Kriegsheer bereit halten zu können, verkaufte er der Stadt Löwenberg (1340) einen freien Salzmarkt, wie auch (1341) den halben Wald, der Hag genannt, für 310 Mark Groschen, verpfandte die Stadt selbst an einen Breslauer Juden und erlaubte (1341) der Stadt Hirschberg Fleischanstalten zu errichten. Es scheint nicht unzweifelhaft zu sein, daß sich Heinrich an das Bündniß Bolko II. von Schweidnitz mit König Kasimir von Polen angeschlossen, denn um den Zubringlichkeiten des Königs Johann zu entgehen, suchte er (1345) den Beistand des Kaisers Ludwig. Noch in demselben Jahre starb Heinrich als freier Fürst, mit Hinterlassung einer Tochter Anna, welche er zur Erbin des Fürstenthums eingesetzt hatte. Die Regierung des Fürstenthums verwaltete Bolko II. von Schweidnitz.

Johann, König in Böhmen, Herzog in Schlessien und zu Breslau, starb 1346 den 27. August in der Schlacht bei Crécy in Frankreich, wohin er dem Könige Philipp wider Eduard, König von England, mit seinem Sohne Karl zu Hülfe geeilt war. Neben dem Könige wurden noch mehrere hohe Personen erschlagen und Karl schwer verwundet. Als der Sieger, König Eduard, den Leichnam des Königs Johann fand, sprach er: es hätte dem Könige wohl ein andres Bett gehört, dieweil er aber dessen begehret, so hab er es. Er sandte die Leiche dem Sohne Karl, der den Va-

ter nach dem Stammschloße Lügelsburg führte, und daselbst im Kloster Unserer lieben Frauen mit königlicher Pracht bestattete.

Kaiser Karl IV. 1346 — 1378, oberster Herzog in Schlessien.

Karl, welcher seinem Vater in der Regierung als König von Böhmen folgte, war bereits den 11. Juli 1346 von den in Rense versammelten Kurfürsten zum Römischen Könige, und drei Jahre später (1349) zum römisch-deutschen Kaiser erwählt worden. Seine erste Beschäftigung war, daß er sich vom Papste für den Erzbischof von Prag den Brief bestätigen ließ, wornach alle folgenden Könige von Böhmen durch den Prager Erzbischof und nicht mehr durch den Erzbischof von Mainz gekrönt wurden. Am 5. September ließ sich Karl mit seiner Gemalin in Gegenwart vieler Fürsten und der Abgeordneten sämmtlicher Stände im Prager Schlosse die Krone aufsetzen.

Karl hatte die Zeit seiner Jugend in Frankreich zugebracht; der seine, damals noch nicht verderbte französische Geschmack, die Künste und Wissenschaften, welche in Frankreich schon auf hoher Stufe standen, das Staats- und öffentliche Leben, Alles trug dazu bei, aus ihm einen Regenten zu bilden, der den Fußtapfen seines Vaters folgend, die Mängel desselben ersetzte und die Kultur seiner Länder auf eine hohe Stufe brachte.

Des Kaisers erster Befehl, den er an die schlesischen Herzöge erließ, war die Ermahnung zur Eintracht untereinander und zur gemeinsamen gegenseitigen Unterstützung wider auswärtige Feinde, und zum Schutz seines Fürstenthums Breslau. Er erschien

deshalb am 7. November 1348 in Breslau, um sich von den Fürsten den Lehnseid leisten zu lassen. Er zog mit großer Pracht in Breslau ein und verweilte vier Wochen lang in dieser Stadt. Er bestätigte den Breslauern alle ihre Privilegien, Gewohnheiten, Statuten und es sollten alle Städte, Dörfer und Schlösser, in welcher Gestalt und Namen er sie immer von den Polen erhalten würde, für immer zum Breslauer Fürstenthum geschlagen, und demselben zum Besten der Krone Böhmens einverleibt bleiben.

Auf dem Fürstentage, den der Kaiser bei seiner Anwesenheit in Breslau hielt, wurde über das Wohl des Landes gemeinsam berathen, und auch darüber, wie der Herzog Bolko von Schweidnitz zum Gehorsam und zur Lehnunterthänigkeit gebracht werden könnte. Bei dieser Gelegenheit erwarben sich die Fürsten ein Privilegium, wonach sie neben den Prälaten die erste Stimme in der Wahl eines Königs von Böhmen haben sollten.

Bolko II. war der letzte Fürst von Schweidnitz; durch einen unglücklichen Wurf mit einem Ziegelstück seines Hofnarren bei kindischen Spielen auf dem Schlosse Volkenhain hatte er seinen einzigen Sohn und Erben, Bolko den Blöden, verloren. Der Kaiser Karl machte indessen Pläne, wie er den Herzog zur Unterwerfung geneigt machen könnte. Als verschiedene Versuche mißgeglückt, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Anna, die Tochter Herzog Heinrichs von Tauer, welche Bolko bei seiner Kinderlosigkeit zur Erbin seiner Länder einsetzte; er warb um ihre Hand für seinen Sohn

Der Herzog konnte diesem Ansuchen nicht widerstehen, er willigte ein; der Kaiser änderte aber seinen Plan, um schneller an's Ziel zu kommen — er heirathete die Erbin Anna selbst und ließ sie zur Königin von Rom und Böhmen krönen. Zusage dieser Heirath überließ Bolko in dem Privilegium von 1353, gegeben am Mittwoch nach St. Peter und Paul, dem Kaiser die Fürstenthümer Schweidnitz und Tauer als Lehn, behielt aber sich und seiner Gemalin die persönliche Unabhängigkeit vor. Die letzte Zeit wendete Bolko noch zur Verbesserung der Fürstenthümer an. Ihm hat die Stadt Schweidnitz den größten Theil ihrer Rechte und ihres Aufblühens zu verdanken. Er erbaute das Schloß Kynast und vergrößerte Schmiedeberg. Die Burg Kynast, wie auch Greiffenstän sammt den dazu gehörigen Gebirgen und Dörfern, zu welchen auch der warme Brunnen (Warmbrunn) gehörte, schenkte er einem edlen Ritter Gottward (Gotsche) Schof, wegen seines ritterlichen Muthes, großer Tapferkeit und treugeleisteter Dienste, übergab ihm diese Schenkung mit kaiserlicher Konfirmation erb- und eigenthümlich, und es erbte sich dieses Geschlecht bis auf die Gegenwart fort. Der Stadt Schweidnitz überließ er ferner viele seiner landesherrlichen Rechte, kaufte auch einige Städte vom Herzoge von Brieg. Dem schönen Geschlechte war er nicht abhold; 1351 gab er einer sehr schönen Bürgerstochter von Schweidnitz, Elise Haberkorn einen jährlichen Zins von 10 Mark. Er starb 1368, seine Gemalin Agnes lebte bis zum Jahre 1392, sie blieb im Besitze der Fürstenthümer, denen sie noch manche Freiheiten ertheilte, bis an ihr Ende.

Durch dieses Bündniß kamen nun vol-
lends die letzten noch unabhängigen Theile
Schlesiens an das benachbarte mächtige
Böhmen.

Der verschwenderische Herzog Boles-
law III. von Liegnitz-Brieg, welcher
außer den übrigen oben angeführten theils
verpfändeten, theils veräußerten Städten
auch Grottkau an den Bischof Preczislav
(1342) verkauft hatte, sah, belastet von un-
endlichen Schulden und dem Kirchenbanne,
welchen Papst über ihn gesprochen, den
er aber zeither nicht beachtet hatte, seinem na-
hen Tode entgegen, welcher ihn am 12. April
des Jahres 1352 nach einem übermäßigen
Genuß von Speisen ereilte. Wahrschein-
lich hatte er die eben beendete Fastenzeit
treulich gehalten, wollte sich daher, ziemlich
ausgehungert, gütlich thun, und verzehr-
te deshalb am ersten Ostertage, während
einer einzigen Mahlzeit, unter Genießung
mancherlei Getränke, dreizehn junge Hüh-
ner. Als er nach diesem übermäßigen Ge-
nuß bald erkrankte und sich dem Tode nahe
fühlte, verlangte er die Ertheilung der Sterbe-
sacramente; diesen Augenblick nahm die
Kirche wahr, sie verweigerte ihm dieselben
so lange, bis er sich durch Abtretung zweier
Dörfer (Langenöls und Haiderödorf) an
das Stift Leubus, sich mit der Kirche
ausöhnte und von dem 17jährigen Banne,
den er bisher nie beachtet hatte, dadurch
befreite. Sein Leichnam liegt in einer
Kapelle des Klosters Leubus begraben.

Die Regierung seiner Fürstenthümer
hatte er bereits in dem Jahre 1342 an
seine beiden Söhne:

Wenzel (1342 — 1364) und Ludwig I.
(1342 — 1398)

übertragen. Die Herzogin Wittwe, Katha-
rina, hatte die Reichsbilder Brieg und Oh-
lau von ihrem Heirathsgut eingelöst und
lebte von den Einkünften derselben; in Lieg-
nitz regierten die Brüder friedlich und ge-
meinschaftlich. Ludwig war ein gutmü-
thiger, frommer Fürst, Wenzel dagegen
leichtsinzig, ganz in die Fußstapfen sei-
nes Vaters tretend, übermüthig und ver-
schwenderisch. Als sich beide verehelichten,
Wenzel mit Anna, der Tochter des Her-
zog Kasimir von Teschen, und Ludwig
mit Elisabeth, Tochter des Herzog Hein-
rich IV. von Glogau und Sagan, theilten
sie das Liegnitzer Fürstenthum dergestalt,
daß Wenzel die Städte Goldberg, Gainsau
und Lüben, Ludwig dagegen Liegnitz erhielt,
welcher zu Nikolsstadt, im Liegnitzschen gele-
gen, ein Goldbergwerk entdeckte, das ihm
wöchentlich 120 bis 160 Mark Goldes zum
Zehnten eingebracht haben soll. Diese An-
gabe scheint zwar etwas übertrieben zu sein,
es ist jedoch gewiß, daß zu dieses Herzogs
Zeit, (1345) Liegnitzer Goldmünzen ge-
prägt wurden.

Wenzel, ein listiger Kopf, des Geldes
stets bedürftig, mißgönnte dem Bruder die-
sen Ertrag und schmiedete allerhand Ränke,
den Herzog zur Abtretung von Liegnitz zu
vermögen. Durch Verheißungen und Dro-
hungen brachte er ihn endlich so weit. Die
bestochenen Rätthe überredeten Ludwig, Wen-
zel sei von schwächlicher Natur, habe keine
Kinder, und es dürfte daher unbedingt der
Fall eintreten, daß seine (Ludwigs) Nach-
kommen mit der Zeit nicht allein Liegnitz,

sondern auch Wenzels übrige Städte ererben würden. Er gab um so mehr nach, als sich Wenzel wirklich krank stellte, und den zu dessen Nachtheil beabsichtigten Verkauf mehrerer Städte an Kaiser Karl aufgab. Der betrogene Ludwig schloß nun mit dem Bruder einen Vertrag, nach welchem er letzterem sein ganzes Besizthum abtrat und sich nicht mehr, als ein einziges Schloß und einen Jahrgelt von 400 Gulden ausmachte. Stürbe Wenzel ohne Kinder, so sollte das ganze Fürstenthum an Ludwig oder dessen Söhne fallen. Hinterließ aber Wenzel Kinder, so sollte dem Herzog Ludwig das Regiment allein zustehen; stürbe alsdann auch dieser, so sollten sich die Kinder beider Herzöge in die Verlassenschaft theilen.

Als nun Herzog Wenzel laut dieses Vertrages die Regierung des ungetheilten Fürstenthums Liegnitz erhielt, ließ er sich zwar angelegen sein, einige wohlthätige Einrichtungen in dem Fürstenthum und vorzüglich in der Stadt Liegnitz zu treffen, lebte aber gleichwohl in noch größeren Freuden und machte noch häufiger Schulden, als früher, so daß er, als auch der Ertrag der Goldbergwerke abnahm, in drückende Noth versiel. Er verpfändete einen Ort nach dem andern; doch es reichte nicht hin, um seine Sinneslust jederzeit zu befriedigen, und es kam so weit, daß zu öfteren Malen an seinem Hofe sogar am Uernöthigsten, an Lebensmitteln Mangel war.

Als Wenzels schlechter Haushalt sich durchaus nicht zum Bessern wendete, indem er zuletzt das Schloß und die Stadt Liegnitz an einige Breslauer Bürger verpfän-

dete, führte Ludwig, welcher mit seinem eigenen Gelde die Stadt Lüben eingelöst und sie zu seinem Wohnsitz gewählt hatte, beim Kaiser Klage. Inzwischen gebar Wenzels Gemalin nach 18jähriger Ehe im 48sten Jahre ihres Alters eine Tochter und später noch vier Söhne, wodurch zwischen beiden Herzögen ein neuer Streit entstand, denn Wenzel verwarf die ratificirten Verträge und wollte über die künftige Erbschaft eigenmächtig verfügen und die Söhne des Bruders von der künftigen Erbschaft gänzlich ausschließen. Es kam bis zu blutigen Austritten, indem beide durch angeworbene Söldner einander hart befehdeten.

Nach dem Tode der herzoglichen Mutter Katharina, fiel Dhlau und Brieg als erledigtes Erbe an die kämpfenden Brüder. Man rieth zu einer Theilung: Ludwig sollte Brieg, Wenzel aber Liegnitz übernehmen. Letzterer, der Ungenügsame, war damit keineswegs zufrieden, er wollte auch diesen Antheil dem Bruder entziehen, und verkaufte deshalb eine Hälfte des Brieger Fürstenthums an den Herzog von Schweidnitz, verhekte diesen gegen Ludwig, und brachte es soweit, daß Wladislaw und Bolko, Herzöge von Oppeln, dem Herzoge Ludwig dem Krieg erklärten. Dieser sammelte aber soviel Kriegsvolk, daß er seine Feinde bei Kreuzberg besiegte. Der Kaiser Karl legte sich nun ins Mittel und entschied die Sache dahin, das Ludwig das Fürstenthum Brieg nebst Hainau erhielt, Wenzel sich dagegen mit Liegnitz begnügen mußte.

Wenzel starb in tiefer Armuth, nachdem er sein ganzes Besizthum vergeudet, den 2. Juni 1364, er hinterließ vier un-

mündige Söhne, Wenzel, Rupprecht, Heinrich und Boleslaw, über welche der treue Dheim Ludwlg die Vormundschaft übernahm.

Das Glogauer Fürstenthum besaß um diese Zeit nur einen Herzog:

Heinrich V. den Eisernen,

wegen seiner Leibesgröße und Körperkraft so genannt; er regierte von 1338 — 1369, und wußte die unter der Regierung seines Vaters, Heinrich IV. und seiner leichtsinnigen Verwandten getrennten Theile des Fürstenthums theils durch Kauf theils durch Erbrecht wieder zu vereinigen, schwieg bei den Streitigkeiten der übrigen Pfaffen, suchte die Gunst des Kaiser Karl IV. dem er bei seiner Krönung aufwartete, und erhielt zuletzt die Hälfte der Stadt Glogau, (die Mittagsseite) welche König Johann seinem Vater abgedrungen hatte. Er reiste nach Rom, machte die Bekanntschaft des Papstes und ließ sich zum Ritter von Rom schlagen, worauf er nach Jerusalem zog.

Nach seiner glücklichen Rückkehr heirathete er die Prinzessin Katharina, Tochter des Erzherzogs Leopold von Oesterreich, der er mit der innigen Liebe und Gattentreue ergeben war, daß ihn seine Bürger den Herzog Katharan nannten. In seinem Theil von Glogau setzte er einen eignen Magistrat, und ordnete viele weise Gesetze, zum Besten der Bürger und des Landes, welches von den Bedrückungen der räuberischen Edelleute viel zu dulden hatte. Mit eiserner Strenge verfuhr er gegen die Landesbeschädiger: er ließ Ritter dieses Schlages, wenn sie von den Glogauern oder seinen Söldnern eingefangen wurden,

schimpflich ohne Schwert, auf Pferden mit nur zwei oder drei Hufeisen beschlagen, durch die Stadt reiten, oder baarfuß bis vor die Thore führen.

Durch diese Strenge zog er sich den Haß und die Verfolgung seiner Edelleute zu. Ein Ritter von Biberstein auf Sorau, mit dem er wegen mehrerer Besitzungen in Fehde gerieth, ihn aber bezwang, suchte sogar einen Aufstand zu erregen.

Der Haß des Adels verwandelte sich bei seinem zunehmenden Alter, wo ihn das Augenlicht verließ, in die tiefste Verachtung. Diese Wuth gedieh so weit, daß ihn einstmals mehrere Edelleute gefangen nahmen, ihn höhnten, verspotteten, wie den gemeinsten Verbrecher behandelten. Auf einer Heide, wo sie ihn mit verbundenen Augen umherführten, schlugen sie ihn mit Gerten und schrien ihm zu, er solle sich ducken damit ihn nicht die Aeste berührten. Zuletzt sperren sie ihn in einen Keller der Jakobskirche bei Glogau und überließen ihn seinem Schicksale. Ein Schulze, welcher seinen Aufenthaltsort entdeckte, eilte sofort nach Glogau, die Bürger davon unterrichtend, welche mit Waffengewalt die Schänder fürstlicher Ehre geißelten und ihren Herzog befreiten.

Heinrich starb im Jahre 1369, der heftige Schreck über eine in der Stadt ausgebrochene Feuersbrunst hatte seinen Tod beschleunigt. Sein Grabmal befindet sich im Chor der Augustinerkirche zu Sagan. Man erzählt, des Herzogs treuer Jagdhund habe nach dem Tode seines Herrn keine Speise mehr zu sich genommen, habe sich auf das Grabmal seines Herrn gelegt, wo

man ihn nach einiger Zeit von Gram getödtet, aufgefunden.

Herzog Heinrich hinterließ drei Söhne, Heinrich VI., Heinrich VII., und Heinrich VIII., welche anfangs gemeinschaftlich regierten, bis nach dem Tode der erstern beiden Heinrich VIII. die Regierung des ganzen Fürstenthums allein übernahm.

Schon in den ersten Jahren der Regierung des Kaiser Karl IV. wurde Schlesien von einer furchtbaren Pest, der schwarze Tod genannt, heimgesucht; sie herrschte nicht allein in Schlesien, sondern in der ganzen Welt und soll den dritten Theil der lebenden Menschen weggerafft, einige Länder ganz öde gemacht haben. Die Vorboten dieses schrecklichen Uebels wollte man in der am 17. Januar 1348 eingetretenen totalen Sonnenfinsterniß kennen, welche unter der abergläubischen Menge einen furchtbaren Schrecken verbreitete, der durch ein den 25. Januar desselben Jahres sich ereignendes Erdbeben noch mehr vermehrt wurde. Man warf die Schuld dieses schrecklichen Uebels auf die zugleich allgemein verhassten Juden, denen man die Vergiftung der Brunnen und sogar der Luft zuschrieb. Das unglückliche israelitische Volk wurde aus den meisten Städten vertrieben, viele aus denselben auf die grausamste Weise hingerichtet, verstümmelt und verbrannt, gehängt oder ins Wasser geworfen. Viele Juden tödteten sich, ja oft ihre Weiber, Kinder und Anverwandte, um dem martervollen Tode durch fremde Gewalt zu entgehen. Nur den energischen Maaßregeln einiger Herzöge gelang es, diesem Unwesen zu steuern und ein Volk zu erhalten, dessen ausgebreiteter Handel auf Schlesiens Aufblühen vortheil-

haft wirkte, und Karl IV. erließ einen Befehl, wonach jeder, welcher einen Juden gemordet hätte; dem peinlichen Rechte verfallen wäre, dessen ungeachtet wurden ungestraft zahllose Opfer getödtet. Nur der Reichthum allein, welchen sich dieses Volk durch seine Betriebsamkeit erwarb, war es, welcher den Pöbel zu den grausamen Handlungen verleitete. Die Juden standen unter dem unmittelbaren Schutze der Herzöge, denen sie ein jährliches Schutzgeld entrichteten, weshalb sie auch den Namen Kammerknechte erhielten. Blinder Religions-eifer diente nicht selten den Christen zum Deckmantel, den Neid und die Mißgunst an den Unglücklichen durch schaudererregende Thaten auszulassen.. Selbst zu den Zeiten allgemeiner Ruhe waren sie des Lebens nicht sicher; freilich folgte der Pöbel öfters dem Beispiele verschwenderischer Fürsten, die sich nicht entblödeten, öffentlich einen reichen Juden zu brandschaken oder wohl gar zu tödten, um zu Gelde zu kommen. Nicht selten lauerte man den Reisenden auf der Landstraße auf, daher auch das Sprüchwort: einen reichen Juden todtschlagen, um zu Vermögen zu gelangen, sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt hat. Das heimatshlose Volk wußte sich indessen nicht nur wieder Aufnahme in den Städten zu verschaffen, sondern erhielt auch von den Herzögen die Erlaubniß zum Ackerbau und Gutserwerb. Das Zeugniß eines einzigen Christen war hinreichend, um einen Juden zu verurtheilen, bis endlich auch diesem Mißbrauch gesteuert wurde, und zwei und mehrere Zeugen nöthig waren, sollte ein Jude wegen eines angeschuldigten Verbrechens hingerichtet werden.

Das große Pestübel damaliger Zeit hatte sich aus dem Morgenlande nach dem Abendlande verbreitet. Die Krankheit zeigte sich durch ein heftiges Fieber mit Blutspucken verbunden, und davon Befallene starben schon am dritten Tage. Später zeigten sich bei den Pestfieberkranken auch Beulen an den Achseln und in den Weichen, worauf nach fünf Tagen der Tod erfolgte. Diese Krankheit soll sogar nach der Aussage des Chronisten Duglos nicht bloß durch Berühren, sondern schon durch den Anblick ansteckend gewesen sein. Eltern verließen deshalb ihre Kinder, und diese flohen von ihren Eltern. Das brennende Gift soll den Körper dermaßen entzündet, die Menschen gequält und geängstigt haben, daß Viele rasend und unsinnig geworden sind, Viele sich ins Feuer, Andere ins Wasser gestürzt haben. Die Krankheit war so schnell um sich greifend, daß den Kranken noch bei Lebzeiten, Arme, Hände oder Füße vor Fäulniß abfielen. Manche verloren ihr Gedächtniß, daß sie Lesen, Schreiben und andere Künste vergaßen, und nach der Genesung Alles von Neuem wieder erlernen mußten.

Fast drei volle Jahre hintereinander dauerte dieses schreckliche Uebel in Schlessien, manche Städte waren zum Theil, manche ganz ausgestorben, ganze Gegenden standen wüste und leer, und viele Dörfer wurden gar nicht mehr bebaut. Ein großer Theil der Einwohner flüchtete nach den Gebirgen wo sich dieses Uebel wenig oder gar nicht zeigte, und errichtete dort oft mitten in den Wäldern kleine Kolonien, die auch in der Folge nicht verlassen, sondern durch spätere ähnliche Uebel noch vermehrt wur-

den. Aller Muth der Einwohner war dahin gesunken, grenzenlose Verzweiflung drückte die noch Gesunden zu Boden, denn ungeachtet der vielen Gebete, Wallfahrten und Gelöbniße schien sich Gottes Zorn von der Erde nicht abwenden zu wollen.

In dieser Zeit der Noth, schon im zweiten Pestjahre, verschaffte sich ein Verein von Schwärmern, unter dem Namen Kreuzesbrüder oder Flagellanten, in Schlessien Eingang, deren Zweck war, durch Bußübungen, die sie sich auferlegten, den Zorn Gottes von der verderbten Menschheit abzuwenden. Diese Vereine, deren mehrere Zweige umherzogen, bestanden aus mehr oder weniger Mitgliebern, welche sich in Kleider mit vielen Kreuzen bezeichnet kleideten. Jeder Zug hatte einen Anführer, welcher eine rothe Fahne vorantrug. Ihre Bußübungen verrichteten sie in folgender Art: Nachdem sie den Oberkörper bis an die Hüften entblößt, warfen sie sich mit ausgebreiteten Armen, die Kreuzesform nachahmend auf die Erde. Nach einigen Gebeten standen sie auf und schlugen unter Abfingung geistlicher Lieder, ihren Rücken mit einer Geißel aus Riemen, an deren Ende sich kleine Wiederhaken befanden, daß das Blut stromweise über den Rücken herab floß. Hierauf folgten Gebete und die Vorlesung eines Briefes, den ein Engel geschrieben haben sollte, wonach Jeder, der als Büßer mit dem Vereine vier und dreißig Tage einherzöge, auf Fürbitte der Jungfrau Maria bei dem Weltheiland Erbarmen und Gnade finden würde; es wurde daher auch Niemand aufgenommen, der nicht die Einwilligung seines Ehegenossen brachte und Lebensmittel auf 34 Tage nachweisen

konnt. Almosen wurden nur zur Beschaffung von Wachskerzen, Fahnen u. dgl. m. angenommen. Da diese freiwilligen Büsser, zuerst aus Ungarn kommend, fromm und religiös waren, so gab ihnen der Bischof Preczislav von Breslau sehr gern die Erlaubniß, in Schlessien ihre Bußübungen zu halten. Aber der fromme religiöse Sinn artetete später in Verstellung und Lasterhaftigkeit und in einen sittenlosen Lebenswandel aus, da nicht selten Frauen und Jungfrauen mit ihnen zogen, und alle Zucht außer Schranken setzten. Ueberzeugt von ihrem lasterhaften Lebenswandel, verbot ihnen endlich der Bischof den fernern Aufenthalt in Schlessien, und belegte sie, als sie seinen Anordnungen nicht Folge leisteten, mit den Kirchenstrafen. Ihr Haupt-Anführer war ein Diakon aus Breslau, welcher den Befehlen des Bischofs widerstand. Dieser griff nun zum äußersten Mittel, belegte ihn mit dem Kirchenbanne, erklärte ihn der geistlichen Würden für verlustig und übergab ihn der weltlichen Macht zur Bestrafung. Der Widerspenstige wurde nun gefänglich eingezogen, öffentlich verbrannt und seine Asche in alle vier Winde zerstreut. Dieses Beispiel der Strenge war von Wirkung, der Verein löste sich sofort auf. (Ueber ihr lasterhaftes Leben sagt die Chron. mst. Matric. S. Vincent. T. I. *Mulieres et virgines, sicut audiui, nunquam plenis gremiis rediverunt, lucrum seminis reportantes.*)

Nachdem die furchtbare Pest ausgetobt hatte, war der Kaiser darauf bedacht, den zerrütteten Zustand des Landes durch weise Anordnungen wieder herzustellen und jedes den Wohlstand hemmende Hinderniß

zu verbannen. Seine größte Aufmerksamkeit wendete er auf Breslau, den Mittelpunkt Schlesiens, den Centralpunkt aller Cultur. In seinem eigenhändigen an den Rath der Stadt gerichteten Schreiben, nennt er diese seine und seines Vaters liebe und getreue, ist stets besorgt um ihr Wohl und verlangt zu wissen, wie's ihr gehe. Bisher bildete die Ohlau die Grenze um die Stadt, bei dem zunehmenden Wachsthum der Einwohnerschaft aber, war ihre Erweiterung nöthig geworden und Karl legte deshalb das jenseits der Ohle gegen Mittag zu gelegene Stadt-Revier an, welches er nach seinem Namen nennen ließ. Auch auf den innern Ausbau verwendete er viel und hielt besonders auf nette, grade Straßen, und schöne Häuser, von denen er selbst mehrere aufführen ließ. Dem Rath ertheilte er das Recht, unverdächtige Bürger anderer Städte und Länder nach seinem Ermessen aufzunehmen, und befahl, daß, wenn schlesischen Kaufleuten außer Landes der Handelsverkehr untersagt, oder irgend ein Schaden zugefügt würde, an Unterthanen der betreffenden Länder ein Gleiches gethan, und solche so lange gehalten werden könnten, bis die benachtheiligten Schlesier auf Veranlassung der auswärtigen Regierung hinlänglichen Schadenersatz erhalten hätten. Er erlaubte ferner (1354), daß die Bürger ihre Erbgüter im Breslauschen und Neumarktschen um einen jährlichen Zins vermietthen auch Borwerke bei den Dörfern errichten könnten, unbeschadet der alten Rechte. Um den Handel zu Wasser mit Oberschlessien zu verbinden, ordnete er an, daß die Oder insbesondere von Brieg bis Krossen über

dem Wasser und in der Tiefe, damit Schiffe und Fische freien Gang haben möchten, funfzehn Ellen und ein Gemünde offen sein sollte. Da aber, wo dieses bisher nicht geschehen, sollte es der Rath von Breslau ungehindert der Einsprüche fremder Fürsten und Unterthanen dennoch zu bewirken suchen. Er gab ferner dieser Stadt das Recht einer freien Durchfuhr ihrer Handelsgüter in Prag, die Erlaubniß, zur Errichtung einer Bleiche und einer Goldwage, und übertrug dem Rath die Hauptmannschaft des Fürstenthums. Auf den Gerichten schaffte er die lateinische Sprache, deren man sich fast in allen öffentlichen und Privatschriften bediente, gänzlich ab und führte an ihrer Stelle die deutsche ein, damit die Verhandlungen und Briefe von Jedermann verstanden würden.

Nach dem Tode der Gemalin Anna, Fürstin von Tauer, heirathete der Kaiser (1363), zum viertenmal, eine polnische Prinzessin, Namens Elisabeth, welche hunderttausend Gulden als Mitgift brachte. Die Braut soll höchst zart und wohlgestaltet, aber eine überaus starke Frauensperson gewesen sein, welche im Stande war, frische Hufeisen und eiserne Panzer wie eine Winkel auseinander zu reißen, starke Hölzer wie eine Gerte zu zerbrechen und zu winden, und ziemliche Spähne zu Sande zu zerreiben. Bei der Hochzeit, welche zu Krakau zwanzig Tage lang gefeiert wurde, waren außer vielen auswärtigen Königen und Potentaten auch mehrere schlesische Fürsten zugegen.

Bei der Rückkehr des Kaisers aus Krakau übertrugen die Schwestern des Herzogs Volkso zu Benthen, Elisabeth und

Volkha, gedachtes Fürstenthum mit Bewilligung des Oberlehns Herrn dem Herzog Przimislav von Teschen.

Der Kaiser hatte eine ganz besondere Vorliebe für Breslau gewonnen, deshalb besuchte er häufig diese Stadt. Als er 1372 wiederholt nach Schlesien kam, stellte er verschiedene eingerissene Mißbräuche ab, und gab neue Verordnungen; auch die Juden vergaß er nicht zu schützen, welche einige Jahre vorher in Breslau und andern Städten eine neue nicht minder grausame Verfolgung als früher zu erdulden gehabt. Der König von Ungarn fertigte eine Gesandtschaft an ihn ab, welche ein dauerndes Friedensbündniß mit dem Kaiser bewirken sollte, zu dessen Befestigung Ludwig eine Heirath zwischen seiner Tochter Maria und dem Sohne des Kaisers, Siegismond, welcher damals erst vier Jahr alt war, beabsichtigte. Es wurde darüber ein Vergleich aufgerichtet und ein dauernder Friede mit Brief und Siegel bekräftigt.

Karl IV. starb am 29. November 1378 zu Prag auf dem Schlosse Wischerad und wurde, allgemein betrauert, den 14. Dezember desselben Jahres in der Schloßkirche St. Wenzeslaus beigesetzt. Die Breslauer ehrten sein Andenken dadurch, daß sie seine Leichenseier begingen, welche 20 Mark kostete. Karl war ein treuer Vater seiner Länder; vorzüglich war es Schlesien, dem seine Gnade und Milde eine dauernde Ruhe und Ordnung versprechen durfte. Das große Werk der Ordnung aller öffentlichen Verhältnisse, welches sein Vater, König Johann, zu bauen angefangen, durch die unruhigen Zeiten aber nicht ausbauen konnte, vollendete dieser durch seine Weisheit und

und Staatsklugheit. Als er im Jahre 1374 die Mark Brandenburg mit Böhmen vereinigte, errichtete er die sogenannte Erbin-
nung, ließ ein Landbuch anfertigen, welches ein genaues Verzeichniß aller Ortschaften und Grundstücke mit den Namen der Besitzer und die Angabe aller landes-
herrlichen Gefälle enthielt, um eine genaue Uebersicht der königlichen Einkünfte zu haben. Das für Schlesien dieser Art ange-
legte Landbuch wurde aber nicht vollendet.

Zu seinem Nachfolger hatte der Kaiser seinen Sohn Wenzel bestimmt, der auf seine Veranlassung im funfzehnten Jahre des Alters 1376 den 12. Januar zu Frankfurth am Main von den Churfürsten zum römischen Könige gewählt und am 6. Juli darauf zu Aachen war gekrönt worden. Seinen zweiten Sohn Siegismond hatte er zum Markgrafen und Churfürsten von Brandenburg bestimmt.

Ruhig schied daher nach allen jenen großen Vorbereitungen der Kaiser aus dieser Welt, die Gewißheit mit sich nehmend, seinem Hause Luxemburg eine Macht gegründet zu haben, welche der wachsende Neid seiner Nachbarfürsten zu stürzen nicht im Stande sein würde.

Piastische Herzöge in Oberschlesien.

Die Herzöge in Oberschlesien standen in Ansehung ihrer Macht und Größe, den in Niederschlesien nicht gleich, ihre Kräfte waren noch mehr zersplittert, woher es auch kam, daß sie den Anfang zur Unterwerfung an Böhmen machten.

Oppeln bildete den Mittelpunkt der oberschlesischen Macht. Die Nachfolger des Herzogs Boleslaw I., welcher 1343

starb, schrieben sich sämmtlich Herzöge von Oppeln, ungeachtet sie, wie die Geschichte darthut, nie das ganze Fürstenthum, sondern nur einzelne Theile desselben besaßen: einige hatten nur einen kleinen Kreis, andere mehr oder weniger, sie besaßen auch zuweilen in andern Fürstenthümern gewisse Antheile, so wie Auswärtige in ihren Fürstenthümern. So bekannte z. B. Herzog Wenzel von Troppau in einem Briefe von 1327, daß er auf Klein-Slogau und Zugehör die Lehn empfangen habe.

Von den drei Söhnen Boleslaw I. hatte Boleslaw II. Oppeln, Boleslaw III. Falkenberg und Albrecht Strehliß erhalten. Letzterer starb ohne Erben.

Boleslaw zu Oppeln ist der Stammvater der Oppelschen Herzöge. Seine Gemalin war Elisabeth, Fürstin von Schweidnitz, welche ihm zwei Söhne, Wladislaw II. und Boleslaw IV. gab, die im Jahre 1327 die Lehnshoheit des Königs von Böhmen anerkannten. Boleslaw III. Bruder Boleslaw II. hatte gleichfalls zwei Söhne zu Erben: Bernhard und Heinrich; beide starben frühzeitig, ihr Stamm erlosch 1349.

Boleslaw IV. und Wladislaw II. regierten anfangs gemeinschaftlich; Letzterer nannte sich Herzog zu Oppeln, Cujavien, Dobrin, Wielau u. Palatin von Ungarn, königlicher Statthalter in Polen. Als polnischer Stadthalter wurde er zwar vom Großfürsten Jagello zu Litthauen verdrängt, rächte sich aber durch Raub und Plünderung an Polen und streifte im Krakauschen Gebiet, bis endlich diese Unruhen durch eine Vermittelung von sieben schlesischen Herzögen, Johann, Boleslaw und Bernhard

Herzöge zu Oppeln, Falkenberg und Strehlik; Wenzel, Herzog zu Liegnitz und Bischof zu Breslau, Herzog Ludwig zu Brieg, Herzog Konrad zu Nels und Herzog Przemislav zu Teschen beseitigt wurden.

Wladislav, welcher zuletzt über Kosel herrschte, starb 1401 ohne Erben; seine drei Kinder, welche er mit Agathe einer Tochter des Herzogs Samovit von Masovien erzeugt, waren frühzeitig gestorben.

Boleslaw IV. vereinigte nun wieder das Oppelsche Fürstenthum. Er hinterließ drei Söhne: Bernhard erhielt Falkenberg, Boleslaw V. Oppeln; Johann trat in den geistlichen Stand, war anfangs Bischof zu Posen, hierauf zu Wladislav, später Erzbischof zu Gnesen und zuletzt Bischof zu Camin. Da er noch Bischof zu Wladislav war, erregte der nachmalige König Wenzel von Böhmen eine Verfolgung gegen ihn und befahl den Breslawern, ihn in Verhaft zu nehmen, welches sie auch 1410 thaten, darüber aber in Bann versetzten und sich einer fürchterlichen Rache ausgesetzt sahen; denn des Bischofs Brüder verbrannten 1413 (wie der Verlauf der Geschichte zeigen wird) viele der Breslauer Dörfer und plünderten ihre Kaufleute.

In Ratibor war auf Herzog Przemislav sein Sohn Lesko gefolgt, welcher sich gleichfalls 1327 unter böhmischen Schutz begab. Bei seinem 1340 erfolgten Tode hinterließ er seine Schwester Anna als Erbin, welche den Herzog Nikolaus II. von Troppau, einen Sohn Nikolaus I. heirathete, und diesem das Fürstenthum als Heirathsgut zu seinem Fürstenhause brachte. In dieser Ehe zeigte Nikolaus II. zwei Söhne,

Nikolaus und Johann. Nach dem Tode der Herzogin vermählte er sich zum zweitenmale und erhielt noch zwei Söhne Wenzel und Przemislav.

Johann I. folgte dem Vater in der Regierung. Als die beiden Stiefbrüder volljährig wurden, theilten sie mit Johann das Fürstenthum, wornach sie diesem das Fürstenthum Ratibor überließen, sie aber Troppau Sägerndorf und Leobschütz behielten. Wenzel starb 1381.

Przemislav, welcher mit einer Tochter des Herzogs Bernhard von Oppeln vermählt war, hinterließ vier Söhne: Wenzel II., Nikolaus III., Wilhelm und Ernst Przemislav, welche das Troppausche unter sich theilten. — Um diese Zeit traf auch diese Gegend das fürchterliche Uebel der Pest, des Hungers und der Befehdungen. In den ausgebrochenen hussitischen Unruhen zeigte sich Wilhelm besonders thätig, half die Landesbeschädigten eifrig unterdrücken, änderte aber 1444 seinen Sinn und gesellte sich sogar zu diesen räuberischen Edelleuten, streifte in den Gebieten von Meisse und Grottkau, und fügte den geistlichen Gütern großen Schaden zu. Dennoch hatte er das Glück, daß ihm der König von Böhmen, nach dem Tode des letzten Herzogs von Münsterberg, dieses Fürstenthum als Lehn übergab. Ihn beerbte Ernst Przemislav, aber auch dieser starb ohne Erben.

Indessen starb Herzog Wenzel II. von Troppau und hinterließ zwei Söhne, Wenzel III. Herzog zu Troppau, und Johann Herzog zu Leobschütz. Beide starben ohne Erben und es fiel das erledigte

Fürstenthum beim Tode des letzten Herzogs 1469 an die Krone Böhmens.

Piastische Herzöge in Nieder-schlesien.

Münsterberg.

Die Herzöge von Münsterberg waren ganz verarmt; Nikolaus der Kleine, welcher seinem Vater Bolko II. (1341) in der Regierung folgte, löste das von seinem Vater verpfändete Strehlen wieder ein, huldigte (1343) sammt den Städten Münsterberg, Frankenstein und Strehlen und den Landsassen dem König Johann und seinem Nachfolger Karl, und erhielt von ihnen das Privilegium, seine Lande und Städte verkaufen zu dürfen. Hiervon machte er 1351 Gebrauch, indem er das Frankensche Gebiet für 6000 Mark Prager Groschen an den Kaiser Karl verkaufte, von welcher Zeit ab es vom Münsterbergischen durch Königl. Hauptleute verwaltet wurde. Nach damaliger Sitte unternahm er eine Wallfahrt nach dem Morgenlande, starb aber auf der Heimkehr in Ungarn 1369; sein Leichnam liegt im Kloster Heinrichau begraben.

Auf ihn folgte sein Sohn:

Bolko III. (1369 — 1410). Zur Ausübung seiner Tugenden, die ihm ein thatenreiches Leben gesichert hätten, fehlte ihm die Macht; großmüthig wie sein Großvater, aber arm wie seine Vorgänger, hielt er sich eingeschränkt in seinem Fürstenthume, verglich sich 1370 mit Kaiser Karl wegen seiner Anwartschaft auf die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer und begab sich alser darauf habenden Rechte. Der Stadt Münsterberg schenkte er große Freiheiten

und bestätigte 1380 dem Stifte Heinrichau seine Rechte und Güter. Von seiner Gemalin Euphemia, Tochter des Herzogs zu Kofel, hinterließ er bei seinem Tode (1410) zwei Söhne, Heinrich und Johann. Heinrich trat in den deutschen Orden und starb in Liefland.

Johann (1410 — 1429) zeichnete sich in dem nachfolgenden Hussitenkriege aus und fand seinen Heldentod in der berühmten Schlacht bei Altwilmsdorf im Gläzischen, wovon weiter unten erzählt wird.

Dels.

In Dels war auf Herzog Konrad I., welcher nach dem Tode seines Bruders das Steinausche Gebiet ererbt, 1366 sein Sohn

Konrad II. (1360 — 1395) gefolgt. Er zog mit dem polnischen Könige Wladislaw Jagello in den Krieg gegen Litthauen, dieses heidnische Volk zur christlichen Religion zu bringen. Während seiner Abwesenheit verwüsteten die Landesbeschädiger sein Fürstenthum und eroberten Dels, mußten aber bei seiner Wiederkunft aus Polen weichen. Ein Versuch die Stadt Frauastadt zu erobern, mißglückte, er mußte durch Brandwunden stark beschädigt, von der Belagerung absteigen.

Von seiner Gemalin Beate, einer Fürstin von Schweidnitz, hinterließ er vier Söhne, von denen jeder den Namen Konrad führte: Konrad III. den Weißen I. Senior, Konrad IV., Herzog zu Steinau und Wohlau, Konrad V. den Schwarzen I. Senior Herzog zu Kanth, und Konrad IV., seit 1417 Bischof zu Breslau.

Konrad III. (der Weiße I. Senior 1393 — 1450) folgte dem Vater in der Regierung zu Dels und Kosel. Als ein kriegslustiger Fürst nahm er an den Kriegen der Preußen gegen Polen theil, wurde aber von letzteren gefangen; seine Freiheit erhielt er 1414 nur dadurch, daß er zu den Polen übertrat und nun gegen die Preußen fechten half. Sein unruhiger Geist veranlaßte ihn, sich in die Kriege mit den Hussiten einzulassen, mit denen er zuletzt gemeinschaftliche Sache machte, und den Breslauern großen Schaden zufügte. Sein Bruder der Bischof zu Breslau nahm ihn gefangen, und als er nach der Freilassung neue Händel anfang, wurde er abermals festgenommen und mußte 1450 Dels ganz abtreten. Er starb 1451 zu Breslau im Elende.

Konrad V., Herzog zu Ranth starb 1452 ohne Erben. **Konrad IV.** Herzog zu Steinau war bereits 1431 mit Hinterlassung eines Sohnes, Wenzel, gestorben, welcher 1472 gleichfalls ohne Nachkommen aus der Welt schied.

Glogau. — Sagan.

Im Glogauer Fürstenthum waren auf **Heinrich V.** den Eisernen seine drei Söhne, **Heinrich VI.**, **VII.**, und **VIII.** gefolgt; **Heinrich VI.**, der Ältere, erhielt Sagan, Krossen und Schwiebus zu seinem Antheil. Er besaß diese Landschaften bis zu seinem Tode (1387), worauf, da er keine leibliche Erben hinterlassen, der Herzog von Glogau, **Heinrich VII.**, Rappold genannt, dessen Besitzthümer an sich zog; aber auch dieser endete schon 1389. Sein dritter Bruder

Heinrich VIII. (1389 — 1397), dem bei der früheren Theilung Freistadt und Sprottau zugefallen war, vereinigte nun das zertheilte Glogauer Fürstenthum wieder zu einem Ganzen. Mit seiner Gemalin **Katharina**, einer Herzogin von Oppeln, erhielt er eine zahlreiche Nachkommenschaft, weshalb er auch vom Volke den Beinamen der Sperling erhielt.

Von seinen vielen Söhnen waren ihm nur vier am Leben geblieben.

Johann I. der Wilde (1397 — 1439) erhielt die Landschaft Sagan, welche er zu einem besondern Fürstenthum machte, da dieselbe früher stets von Glogau abhing. Er wird in der Geschichte unter einem häßlichen Character geschildert, weil er seine Regierung mit Härte und Grausamkeit bezeichnete.

Herzog **Wenzel**, der zweite Bruder hatte in seinen jüngern Jahren auf dem Schlosse zu Krossen (1416) sein Leben eingebüßt.

Herzog **Heinrich IX.**, der dritte Bruder, welcher Lüben geerbt, sich außer Landes aufhielt, und beim nachmaligen Kaiser **Siegismund** in großem Ansehn stand, starb 1423 an der Pest; er liegt zu Hadersleben begraben.

Herzog **Heinrich X.** (bis 1467) war anfangs gewillt, in den geistlichen Stand zu treten, da aber seine Brüder ohne männliche Leibeserben starben, so entsagte er dem geistlichen Stande, und blieb ein beliebter mächtiger Fürst. Er wohnte die längste Zeit in Freistadt und traf gegen die bei seiner Regierung angefangenen Streifereien der Hussiten solche Vorkehrungen, daß sie nie die Grenzen des Glogauer Fürsten-

thums betreten. Mit seinem ältern Bruder Johann I. von Sagan lebte er in beständigem Streite.

Liegnitz. — Brieg.

Von den vier Söhnen des Herzogs Wenzel von Liegnitz starb Heinrich VIII. 1398; Wenzel, welcher den geistlichen Stand erwählt hatte, 1420, und Boleslaw 1394, nachdem er bei einem Turnier zur Fastenzeit tödtlich verwundet worden. Das Liegnitzer, bisher noch ungetrennt gebliebene Fürstenthum erhielt der vierte Bruder.

Rupprecht (1364 — 1499). Als diese Fürsten noch unmündig waren, führte der von ihrem Vater so hart bebrängte Oheim, Herzog Ludwig I. von Brieg, mit gewissenhafter Treue die Vormundschaft. Er führte mit Sparsamkeit einen guten Haushalt und tilgte nicht nur die Schulden des Vaters, sondern sammelte gleichzeitig noch einen kleinen Schatz von den Ersparnissen. Als Rupprecht (1374) volljährig wurde, überließ ihm Ludwig die Zügel der Regierung, und zog sich nach Brieg zurück. Wieder Willen erregte Rupprecht durch eine Sendung von Schweidnitzchem Bier an seinen Bruder, den Domdechant zu Breslau, einen Streit zwischen der Stadt Breslau und dem Dom, der höchst traurige Folgen hatte. Sein ganzes Leben lang beklagte er sich über dieses durch ihn herbeigeführte Unwesen.

Mit Bewilligung seiner Brüder kaufte Rupprecht die Herrschaft Parnitz, nebst den dazu gehörigen Dörfern, bestätigte 1388 den Beguinen zu Liegnitz ihre alten Freiheiten, und verkaufte 1393 Sanfau an das Kloster Trebnitz. Rupprecht hatte drei

Söhne, welche aber noch vor ihm mit Tode abgingen: Siegismond und Wenzel wurden 1404 des Nachts von dem einsalzenden Schloßthürme zu Schweidnitz nebst sechs andern adligen Personen erschlagen. Der dritte Sohn Rudolph war in der Blüthe seiner Jugend verewelt.

Das verwaisete Fürstenthum übernahm nun sein Bruder, Bischof Wenzel I. und schlug seine Residenz theils zu Liegnitz theils zu Breslau auf, noch vor seinem Tode aber übergab er seinem Neffen dem Herzoge von Brieg, Ludwig II. (1413 — 1463) die Regierung dieses Fürstenthumes. Damit war aber sein Bruder, Herzog Heinrich IX. von Lüben nicht zufrieden, glaubte vielmehr ein gleiches Recht auf einen Theil von Liegnitz zu haben. Die dadurch entstandene Fehde endete der Bischof Wenzel durch das Versprechen einer wechselseitigen Erbfolge und mit Abtretung der halben Landschaft von Gohberg an Letztern.

Auf Herzog Ludwig I. zu Brieg, welcher sich den Beinamen der Gerechte erworben hatte, folgte sein Sohn

Heinrich VII. mit der Schramme (1398 — 1400). Nach seinem Tode beerbten ihn seine Halbbrüder Ludwig II. von der ersten Gemalin Salome, und Heinrich IX. von der zweiten Gemalin, Margaretha. Ludwig II. erhielt Brieg, Pitschen, Kreuzburg und Konstadt. Heinrich IX. hingegen Lüben, nebst Dhlau und Nimptsch. Ludwig machte nach damaliger Sitte eine Wallfahrt nach Palästina, wurde aber von den Sarazenen gefangen, durch seine Stände aber mit Geld wieder befreit. Sein Aufenthalt an Siegismonds Hofe erwarb ihm nicht nur die Gunst dieses Kaisers, son-

bern auch die seines Oheims, des Bischofs Wenzel, worauf er ihm (1413) das Fürstenthum Liegnitz übergab.

Als Herzog von Liegnitz begab sich Ludwig II. zu dem Concilium nach Costnitz; nach seiner Rückkehr löste er von seinem Bruder Heinrich IX. die abgetretene Hälfte von Goldberg wieder ein und privilegierte diese Stadt wie auch Liegnitz. Er kaufte von Herzog Kasimir zu Aufschwitz das Strehligke Weichbild, worüber Kaiser Siegismond eine Konfirmation ertheilte. In den hussitischen Unruhen wurden seine Länder aufs härteste mitgenommen, so daß er Brieg, Kreuzburg, Pitschen an den Herzog Bernhard zu Oppeln versetzen mußte. Er starb den 30. April 1436 in der Badestube zu Liegnitz und wurde daselbst in dem Karthäuserkloster begraben.

Kaiser und König Wenzel,

oberster Herzog in Schlesien,
1378 — 1419.

Wenzel, Sohn Karl IV. und der Herzogin Anna von Schweidnitz-Fauer, zählte 17 Jahre, als er zur Regierung gelangte; er besaß Wiß und Verstand, und schien bei seinem ersten Auftreten durch den regen Eifer, den er in den Regierungs-Geschäften zeigte, seinem großen Vater nachzuahmen, doch es fehlte ihm dessen Kraft, Muth und Ausdauer, die ihn die Hindernisse der Zeit nicht beseitigen ließen, so daß er die entstandenen Wirren noch vermehrte. Er wurde in der Folgezeit unthätig und grausam, und erhielt den Beinamen „der Faule.“

Die Meinungen der Geschichtsschreiber sind über Wenzel sehr getheilt: Einige su-

chen seine nachmaligen Vergehen zu entschuldigen, neanen ihn einen guten Fürsten, der durch äußere Zufälle von der Bahn des Bessern gelenkt und wider seinen Willen in den Strudel des Verderbens gestürzt wurde; Andere sprechen ihm jede gute Seite ab und sind der Meinung, er sei von Geburt aus ein grausamer und wüster Fürst, eine Geißel der Zeit gewesen. Sein Hauptfehler, der frühzeitig an ihm wahrgenommen wurde, war der übermäßige Genuß geistiger Getränke. Zweimal hatte man versucht, ihn noch als Knaben mit Gift aus der Welt zu schaffen; beide Male war es mißlungen, indem das Gift wirkungslos gemacht wurde; doch konnten die daraus entstandenen Uebel nicht getilgt werden: Wenzel fühlte seit dieser Zeit einen brennenden, stechenden Durst, der ihn zum Uebermaß im Trinken verleitete, wodurch nach und nach seine bessern Eigenschaften unterdrückt, und oft widersinnige und grausame Handlungen erzeugt wurden, die ihn zuletzt zu einem Scheusal herabwürdigten. Eine andere Schuld trugen seine Rätthe, die in knechtischer Ergebung sich seinem Willen fügten und ihn, als er sich noch in der Blüthe seiner Jugend befand, weder durch weisen Rath noch durch edle That auf der wahren Herrscherbahn zu erhalten suchten. Die traurigen Folgen zeigten sich in Schlesien zuerst.

Das Band, welches der oberste Herzog um seine Lehnsvasallen geschlungen, sicherte unter Johanns und Karl IV. Regierung einen dauernden Frieden; denn Männer wie diese suchten die Zügellosigkeit mancher kleinen Fürsten zu hemmen und sie in Schranken zu halten; das Glück der Bürger war gegründet, ein Geist beseelte

das Ganze, die Beschäftigungen des Friedens, das Streben nach Vollkommenheit in allen Verhältnissen, die günstigen Freiheiten, welche die Triebfedern des Werkes in beständiger gleichmäßiger Bewegung hielten — alles trug dazu bei, den gehofften Frieden zu erhalten, Fürstenwohl und Bürgerglück noch fester zu begründen. Auch die Verhältnisse zur Kirche waren ins Gleichgewicht gebracht, die früheren unangenehmen Auftritte vergessen, die Wunden, welche gegenseitige Bedrückung einander beigebracht, geheilt und auch hierin ein Glück befestigt, welches nur durch traurige Gewalt wieder gelockert werden konnte.

Alle diese schönen Hoffnungen, welche Fürsten und Bürger hegten, wurden durch die schwache Regierung des Kaisers und Königs Wenzel plötzlich zu Grabe getragen. Dieser neue König entzog sich allmählig den Regierungsgeschäften; die Fürsten in Schlesien bekamen neuen Muth, ihre Fürstenrechte wieder geltend zu machen; die Kirche wurde gewalthabender, und weckte Uneinigkeiten unter sich selbst, so daß die Achtung des Laien sich verminderte und zuletzt in Nichtachtung der geistlichen Gewalt und in Gleichgültigkeit gegen Religion ausartete.

Der Anfang zu den großen Spaltungen in Schlesien zwischen Kirche und Regierung, wodurch das Heiligste gewaltsamer Weise zu Boden getreten wurde, geschah im Jahre 1381.

Die Städte und Kommunen hatten in Betreff der Versendung ihrer Erwerbsartikel von den Fürsten große Vorrechte erhalten, namentlich war es der Ausschank des Bieres, durch welchen sie ausschlie-

ßende Rechte sich erworben hatten. Das vorzüglichste Bier wurde in Schweidnitz geliefert und weit und breit versandt. Der Breslauer Rath hatte das Privilegium, einzig und allein im Fürstenthum, das Getränk in der Stadt, und zwar in dem Keller unter dem Rathhause auszuschenken. Der Dom, welcher eine vom Rathe abgesonderte Gerichtsbarkeit bildete, und direkt unter dem obersten Herzoge von Schlesien stand, verschaffte sich stillschweigend dieses Recht und verlegte das beliebte Bier aus Schweidnitz in den Domkretscham, wo es um einen niedrigeren Preis, als in dem Rathskeller ausgeschenkt werden konnte, weil es mit keiner besondern Abgabe belegt wurde. Als der Rath hierdurch sein ausschließliches Recht, fremde Biere auszuschenken, beeinträchtigt sah, er ließ erfolglos das Verbot, bei schwerer Strafe kein fremdes Bier nach dem Dome mehr zu führen. Ohne besonderes Aufsehen ging diese Sache vorüber, und es schien, als ob sich der Dom aus dem früheren Gleichgewicht nicht bringen ließ, oder wenigstens schweigend dieses Verbot annahm, um allen fernern Unannehmlichkeiten vorzubeugen. Nun traf sich gerade, daß der Herzog Ruprecht von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechant Heinrich, um Weihnachten des Jahres 1380, einige Fässer dieses beliebten Bieres nach Breslau schickte. Der Fuhrmann, welcher das Verbot des Breslauer Rathes kannte, suchte bei diesem die Erlaubniß nach, das Bier durch die Stadt nach dem Dome fahren zu dürfen, indem es doch nur ein bloßes Geschenk und mithin kein Handelsartikel wäre. Die Konsuln verweigerten aber nicht allein die Durchfuhr,

sondern nahmen sogar den Fuhrmann gefangen und legten das Bier mit Beschlagnahme.

Diese unbillige und unvorsichtige Handlung des Rathes hatte die traurigsten Folgen. Der Dombachant Heinrich machte die Sache bei dem Verweser des damals lebigen Bisthums, beim Bischof Wenzel von Lebus, welcher gleichzeitig Heinrichs Bruder war, anhängig, und verlangte Genugthuung von der Stadt.

Der Rath kehrte sich nicht an die Drohungen, und so wurde die Stadt um so geringfügiger Ursachen Willen mit dem Interdikt belegt. Man hatte von dem auswärtigen Bischof diese Strenge nicht erwartet; der Rath suchte das Beispiel früherer Fürsten bei ähnlichen Gelegenheiten nachzuahmen — und verlachte die Gewalt des Bischofs.

Um den schlesischen Herzögen, Ständen und der Stadt Breslau den Huldisungsseid abzunehmen, gleichzeitig aber auch den Streit zwischen den Breslauern und der Geistlichkeit auszugleichen, erschien König Wenzel am 27. Juni 1381 in Breslau, wo er vom Rath und der Bürgerschaft mit großen Feierlichkeiten empfangen wurde. Es war letzteres der geeignetste Weg, den für äußern Glanz empfänglichen, gefallsüchtigen Herrscher im Interesse der Stadt zu erhalten und den Keim zu rachsüchtiger Strenge in seine Brust zu legen. Zur Eidleistung war die Abhaltung des Gottesdienstes unumgänglich nothwendig und der König wandte sich deshalb an das Domkapitel, wenigstens während seiner Anwesenheit das Interdikt zu suspendiren und den öffentlichen Gottesdienst abzuhalten.

Er versprach, die Sache genau zu untersuchen, den Rath, falls er schuldig befunden würde, zum Schadenersatz zu zwingen. Das Domkapitel schützte die Verantwortlichkeit vor, der es beim Oberhaupt der Kirche durch Unterbrechung des einmal ausgesprochenen Bannes ausgesetzt wurde; der König versprach auch diese zu übernehmen, aber das Kapitel blieb fest auf seinem Ausspruch, den Gottesdienst abzuhalten, sobald ihm Genugthuung zu Theil geworden. Der König wandte sich nun an die Prälaten der reichen Klöster, ohne die Erfüllung seiner Wünsche zu erreichen. Der Prälat Johann in dem Sandkloster, dem er gleichwohl das Versprechen gegeben, die Verantwortlichkeit, der er sich durch Abhaltung des Gottesdienstes aussetzen würde, auf sich zu nehmen und bei dem Papste zu vermitteln, glaubte als ein dem Bischof gehorsames Glied, dessen Anordnungen Folge leisten zu müssen und kam nicht nur dem Befehl des Königs nicht nach, sondern äußerte sich in einigen harten Ausdrücken gegen die Abgeordneten desselben, daß der aufgebrachte König, welcher überhaupt die Geistlichkeit gering achtete, den Abt nebst sechs Geistlichen seines Stifts, gefänglich einzog und in die verschiedenen bürgerlichen Gefängnisse bringen ließ, sie dadurch zur endlichen Erfüllung seiner Befehle zu zwingen. Aus Furcht vor ähnlichen Mißhandlungen, entfloß der größte Theil der übrigen Geistlichen auf die Stiftsgüter. Der Abt des Klosters von St. Vincent rettete sich nur durch das Versprechen, am nächstfolgenden Tage Gottesdienst zu halten, nahm aber in der kommenden Nacht mit seinen Ordensbrüdern die Flucht.

War auch der über Breslau geschleuderte Bannfluch der Kirche, wegen so geringfügiger Ursachen hart und drückend, so war er doch für diese Zeit noch das einzige Mittel, den durch Uebermuth und Unpäßigkeit gesunkenen moralischen Zustand zu demüthigen, und nur ein Mann wie der jähzornige und leichtsinnige Wenzel, der in der Nichtachtung des Heiligsten zum Meister geworden, konnte durch seine Gewissenlosigkeit eine Flamme nähren, die von den schrecklichen Folgen war. Die Schuld, welche die Konfuln, die sich nie mit der Geistlichkeit befreunden konnten, trugen, übernahm der König ganz. Betäubt von den Einschlügen seiner Rätthe und gewichtvollen Umgebung aus den Breslauer Patriziern, ließ er seinen Zorn in vollen Flammen sprühen, und um selbst einem ergößlichen Schauspiel beizuwohnen, erließ er den Befehl, die verlassenen Klöster zu plündern.

Mit dem gemeinen böhmischen Troß, an welchen sich ein Theil des Pöbels aus der Stadt angeschlossen, begab sich der König nach dem Vinzenz-Kloster auf dem Elbing, welches wie auch das demselben gehörige Eckerödorf völlig geplündert wurde. Dem Könige schien dieses Handwerk ergötzlich zu sein, denn als man hier nichts mehr zu zerstören fand, ritt er mit seinem Haufen auf den Dom, um ein Gleiches an den Kurien der Kanoniker auszuüben, wo sich der Haufe des Pöbels noch vermehrte, der zuletzt über das Sandkloster mit frecher Hand herviel. Alles wurde mit wahrer Bandalen-Wuth zerstört: Thüren, Fenster, Defen zerschlagen, die Möbel und andere Dinge, welche nicht fortzuschaffen waren, zerbrochen, Papiere, werthvolle Schriften

zerrissen und auf die Gassen geworfen — auch nicht das Geringste unverletzt zurückgelassen. Dem Pöbel ahmten zuletzt die Hofleute des Königs nach, welche von den Residenzen der Domherren Besitz nahmen und mehrere Tage in ihnen lebten. Die gefundenen Kostbarkeiten nahm Wenzel, welcher überall gegenwärtig war, in Beschlag, das Geringere überließ er der Pöbelwuth zum Mißbrauch. Die aufgefundenen Lebensmittel, Weinorräthe u. wurden in grenzenloser Zügellosigkeit verprascht, verborden, theils nahm sie der König an sich, der seinen Hofleuten mehrere Tage hintereinander davon große Gastnahl gab.

Mit der furchtbaren Plünderungs- und Zerstörungswuth begnügte sich der Pöbel nicht. Den Schandthaten die Krone aufzusetzen, trieb er bei abscheulichsten Mißbrauch mit den geistlichen Ornat, in welche sich die Böhmen kleideten. Domherren-Mäntel wallten um die Harnische, um den Hals des Kriegers hing die Stola, auf dem Kopfe des Pagen saß die Bischofsmütze, Chorkittel und Messgewänder flatterten in der Luft umher, und so zog der wüste trunkene Haufe, die Majestät, der lachende König Wenzel, als Hauptmann der Räuberbande, an der Spitze, Spottlieder und Zoten singend, durch das Sandthor in die Stadt und um den Markt, wo sich in den Fenstern und auf den Dächern die zurückgebliebenen Einwohner versammelt hatten, um dem burlesken Schauspiele beizuwohnen.

Als man in Breslau nichts mehr zu plündern fand, wandte man sich gegen die Güter der Geistlichen, während der König gleichzeitig den Städten und Dörfern den

Befehl gab, alle Abgaben und Zinsen der Geistlichkeit an ihn zu entrichten. Von den Kirchengütern wurden ganze Heerden Vieh nach Breslau zum Verkauf getrieben. Sei es nun aus Furcht, oder weil der Geist des Bessern in den Herzen der Bürger noch nicht erstorben war, — man wagte nicht das der Kirche geraubte Gut zu kaufen, ungeachtet es für den niedrigsten Preis angeboten wurde. Man verlangte zuletzt nur drei Mark (etwa 14 Thaler) für 200 Schafe, und einen Bierding (14 Groschen) für einen Ochsen. Die meisten Heerden wurden nun nach Böhmen getrieben.

Ein Theil der Domherrn war schon vor der Ankunft des Königs nach Reisse geflüchtet, die übrigen, den Zorn des Königs fürchtend, waren bald nachgefolgt. Wenzel befahl hierauf dem Rath der Stadt Reisse, die Herren gefänglich nach Breslau zu liefern, erhielt aber eine abschlägliche Antwort, mit der Deutung, daß dies um deshalb nicht geschehen könnte, weil die Domherrn kein Verbrechen gegen die königliche Macht begangen hätten und dieselben jetzt, wo das Bisthum kein bestimmtes Oberhaupt habe, die hohe Obrigkeit von Reisse vorstellten. Wenzel nahm seine Zuflucht zur List, schickte den Domherrn Freipässe mit der Einladung, zu ihm zu kommen, die Sache zu besprechen, diese wagten aber nicht, Gebrauch davon zu machen.

Da auch dieses Mittel fehlschlug, ließ er den zeitigen Administrator des Bisthums, den Bischof Wenzel von Lebus zu sich bescheiden, dem er eröffnete, daß die Flüchtigen bei längerer Weigerung zur Rückkehr ihrer sämmtlichen Kirchengüter verlustig gehen würden, und ermahnte ihn daher, sie

zur Aenderung ihres Sinnes zu vermögen.

Der Administrator begab sich nun sofort nach Reisse und brachte die Domherrn durch seine Beredsamkeit so weit, daß sie endlich nach Breslau zurückkehrten. Angekommen, bestimmte ihnen der König einen Tag, an welchem er ihnen befehlen ließ, die der Kirche zugefügten Beleidigungen gänzlich zu vergessen, ohne Ansprüche den Bann aufzuheben und dieses Gelöbniß schriftlich zu beurkunden.

Um die bisher erlittenen Unbilligkeiten nicht durch längere Weigerung zu vergrößern, gaben die Domherrn nach und willigten in den ihnen vom Könige vorgelegten Vergleich, ohne auch nur den geringsten Schadenersatz für die bedeutenden Verluste erlangen zu können. Dagegen erhielten sie die Erlaubniß, für sich und ihre Hausgenossen Schweidnitzer und anderes Bier zu schenken. Doch sollten sie keinem Einwohner der Stadt davon verkaufen.

Noch nicht waren die alten Streitigkeiten vergessen, die traurigen Ergebnisse lebten fort in der Brust der Gebeugten, die großen Verluste waren noch nicht ersetzt, als ein neuer nicht minder gefährlicher Streit zwischen dem Könige und der Geistlichkeit auszubrechen drohte. Das Domkapitel, welches schon sieben Jahre ohne bestimmtes Oberhaupt war, machte ernstliche Anstalten, ein solches zu wählen; denn der frühere Bischof Theodorich, welcher vom Kapitel erwählt worden, erhielt vom Papste nicht die Bestätigung, da er von dessen Befähigung keine Ueberzeugung gewann und Breslau einen Bischof von Muth und Ansehen bedurfte. Die Wahl traf nun den

Herzog Wenzel von Liegnitz, den Administrator des Bisthums, vormaligen Bischof von Leubus, welchen man durch seine Macht und Bedeutsamkeit, als Verwandten der schlesischen Herzöge befähigt hielt, das Ansehn der Kirche in Schlessien zu erhalten und da, wo es nothwendig wäre, dem feindlich gesinnten Könige nicht nur mit geistlicher, sondern auch mit weltlicher Macht entgegen treten zu können. Damit war aber der König nicht zufrieden, er hatte einen andern Kandidaten, einen böhmischen Edelmann, Baron von Duba, in Vorschlag gebracht. Bischof Wenzel hatte indessen (1382) vom Papste die Bestätigung erhalten. Von Neuem erwachte der fürchterliche Zorn des Königs, welcher denselben unter den härtesten Vorwürfen in einem Briefe an das Kapitel ausließ, weil man ihn gleichzeitig als Schutz- und Schirmherrn der Kirche nicht in Betracht gezogen, da doch von Alters her die Bischöfe zu Breslau nur mit Bewilligung der schlesischen Herzöge, von denen sie ihren Besitz erlangt, gewählt worden wären, und er jetzt als oberster Herzog von Schlessien dieses Recht uneingeschränkt besäße. Dabei befahl er mit aller Strenge sowohl dem Kapitel als der Stadt Breslau und allen seinen Unterthanen in Schlessien, dem neuen Bischofe die Städte Schlösser und Güter der Kathedralkirche nicht einzuräumen, und da, wo dieser es selbst versuchen würde, ihn mit Gewalt daran zu hindern.

Durch dieses Schreiben wurde im Kapitel eine Spaltung hervorgebracht. Ein Theil der Domherrn, dem die früheren Gräuel noch lebhaft vor Augen schwebten, ward von Furcht überwältigt, beschloß, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen und

zögerte mit der Uebergabe der Güter an den neuen Bischof. Der andere und größere Theil hielt sich an den ausdrücklichen Befehl des Papstes, übergab die Güter dem Bischof und beschloß das Aeußerste zu wagen, da er sich keiner Verletzung gegen das Ansehn des Königs bewußt war. Dieser Zwiespalt unter der Geistlichkeit selbst hätte noch schrecklichere Folgen haben können, als der frühere Streit, denn die königlich gesinnten Kanoniker wurden vor der Gegenparthei mit dem Banne belegt. Auf die Seite der mit dem Banne belegten Domherrn schlug sich die Stadt Breslau, welche in der Meinung war, die frühere Zeit der Unruhe und schrecklichen Verwüstungen auf den Kirchengütern werde sich wiederholen, ja man freute sich schon im Voraus auf eine Plünderung und hoffte, jetzt das nachzuholen, was man früher versäumt hatte. So tief lag der moralische Character der Breslauer, nicht der gemeine Haufe allein, selbst die Großen und Vornehmen sahen schadenfroh in die traurige Zukunft, welche von Neuem der Kirche drohete, deren wiederholte Demüthigung sie sehnlichst wünschten. Der Entladung des drohenden Ungewitters kam der edle Bischof Wenzel zuvor; es wäre ihm leicht gewesen, mit gewaffneter Hand, als Herzog von Liegnitz, entstehenden Unruhen entgegen zu treten, auch von Brieg hätte er thätige Hülfe erwarten können, wählte aber den Weg des Vergleichs, wendete sich nach einer Berathung mit dem Kapitel an den erbitterten König und war so glücklich, freilich nicht ganz ohne Opfer, seinen Zorn zu besänftigen. Kaiser Karl IV. Wenzels Vorgänger, hatte vom Bisthum eine Summe von 5,000 Mark geliehen,

diese betrachtete der Bischof in seinem Schreiben an den König nicht nur als zurückgezahlt, sondern legte noch ein ansehnliches Geschenk an Gelde bei, welches die Gefinnungen des Geldbedürftigen umstimmte, daß er sich zu jeden Vorschlägen des Kapitels geneigt fühlte; denn er genehmigte und ordnete auf Ansuchen des Bischofs an, daß in Zukunft die Konsuln von Breslau, deren Treue sich das Bisthum versichern wollte, bei den jährlichen Wahlen vor ihrer Bestätigung, jedesmal in der Kathedrale einen Eid dahin leisten sollten, die Rechte und Freiheiten der Kirche zu erhalten und zu beschützen. Der Bischof und das Kapitel verpflichteten sich ihrerseits, nach einem früher vom Könige ausgesprochenen Wunsche, hinter der Kreuzkirche, an der Stelle, wo die alte herzogliche Burg gestanden, ein neues königliches Schloß zu errichten, die Dominsel durch Wälle und Mauern zu schützen und in Kriegszeiten dem Könige die Städte und Burgen der Kirche zu öffnen.

Während dieser innern Unruhen und Streitigkeiten drohten neue Kriege von außen dem Lande Schlesiens. In Polen war (1370) Kasimir III., der letzte Fürst aus dem Stamme der Piasten auf dem Königs-throne gestorben; auf ihn folgte der Sohn seiner Schwester Elisabeth, Ludwig, welcher (1370 — 82) Polen und Ungarn mit einander vereinigte und an Herzog Vladislaw von Oypeln einen eifrigen Bundesgenossen fand. Ludwigs Nachfolger war der Churfürst Siegismond von Brandenburg, Bruder des Königs Wenzel von Böhmen, welcher mit der Erbtöchter Ma-

ria in seinem 14. Lebensjahre war vermählt worden. Er trat am 25. Juli 1382 die Regierung beider Königreiche an und ließ sich von den Ständen huldigen. Bald aber bildete sich in Polen eine Parthei, welche des neuen Königs ledig, und einen andern, der seine Residenz in Polen aufschlüge, zu besitzen strebte; man zog deshalb des verstorbenen Ludwig jüngste Tochter, Hedwig, ins Land, ihr einen dem Reiche zuträglichen König zu geben. Die Wahl traf auf Jagiel von Litthauen, den Sohn eines Knechts, der noch als Heide geboren war. Die Bedingung, die ihm gestellt wurde, war, daß er sich und seine Litthauer taufen lassen solle. Er erhielt den Namen Vladislaw Jagello (1386 — 1434) und war der erste Wahlkönig des zerrütteten Polens, welches von andern Piasten-Herzögen, Konrad von Masovien und dem Herzoge von Sagan verwüstet wurde, da sie Ansprüche auf die Krone machten; aber der Haß zwischen Schlesiens und Polen nach der Trennung war zu groß, und die Polen riethen vielmehr ihrem neuen Könige, sich auch Schlesiens zu bemächtigen. Herzog Heinrich VII. Rappold zu Glogau und Herzog Konrad II. zu Dels, Steinau und Suhrau wollten Fraustadt, welches Kasimir vor 45 Jahren den Schlesiern entzogen, wieder erobern; doch das Glück wollte ihnen nicht wohl, sie mußten nach tapferer Gegenwehr der Belagerten wieder abziehen, worauf die Polen das Glogausche verheerten, aber glücklich und mit Hinterlassung großer Beute aus dem Lande getrieben wurden. Von den erbeuteten Schätzen erbaute Heinrich Rappold später die St. Georgenkirche zu Glogau.

Herzog Wladislaw von Oppeln war in den Ansprüchen auf die Krone Polens nicht glücklicher als sein Verwandter. Jagello, welcher nicht vergessen, daß jene als treue Anhänger der vorigen Könige Polens, diesem Lande bedeutenden Schaden zugefügt, überschwemmte mit den wilden Kriegsschaaren das Fürstenthum Oppeln. Eine Unterstützung von Seiten Böhmens konnte der Bedrängte nicht erwarten, hielt sich aber tapfer und fügte neuerdings den polnischen Kaufleuten durch Wegnahme ihrer Waaren großen Schaden zu, bis endlich durch Unterhandlungen des Herzogs Konrad zu Dels und Herzogs Bernhard von Falkenberg ein Friedens-Vertrag zu Stande kam, welcher vom Bischof Wenzel zu Breslau unterschrieben wurde.

Ganz Schlesien war in Partheien getrennt und einzelne gemeine Räuber, deren Macht furchtbar wuchs, verheerten das Land. Die Befehdungen der Edelleute nahmen immermehr über Hand, schien sich doch Niemand um die Regierung zu bekümmern. Die Fürsten waren hinlänglich mit sich und ihren Edelleuten, die sie kaum bändigen konnten, beschäftigt. Am meisten war das Eigenthum der Städter gefährdet. Schlesien glich einem Lande ohne Oberhaupt, das Recht des Stärkeren galt, die Fehde suchte der Edelleute, welche bis in gewöhnliche Räubereien ausartete, gelangte zur gefährlichsten Höhe. Die Kaufleute konnten ohne hinlängliche Bedeckung sich mit ihren Waaren nicht mehr auf die Landstraße wagen; nahmen doch die Räuber selbst die Stadt Dels ein, und plünderten sie; und den Herzog Konrad II. setzten seine eigenen Edelleute gefangen. Da sich der König

gar nicht um das unglückliche Land zu bekümmern schien, hielten die Fürsten 1402 einen Fürstentag zu Breslau, um dem schrecklichen Unwesen Einhalt zu thun. Man wählte die Herzöge Rupprecht von Liegnitz und Bernhard von Falkenberg zu Oberhäuptern eines Schutz- und Trutzbündnisses, welches mit der Stadt Breslau und dem dazugehörigen Neumarkt und Ramlau geschlossen wurde.

Um die innern Verhältnisse zu ordnen kam der König Wenzel (1404) selbst nach Schlesien und hielt zu Breslau mit dem dem König Wladislaw, welcher am 25. Juli in der Hauptstadt erschien, eine Zusammenkunft. Wenzel, welcher einsehen mochte, daß innerlich sehr zerrüttete Schlesien nicht im Laume halten zu können, bot es dem Polenkönige gegen 400 jährlich zu stellende Lanzenreiter an. Es kam aber nur zu leeren Vergleichen, denn die böhmischen Großen widerriethen ihrem Könige die Ueberlassung, und die Polen dem ihrigen die Annahme dieses Landes, jede Parthei sah in Voraus die traurigen Folgen die aus dieser Abtretung entstehen konnten.

Unter der Gemeinde der Hauptstadt herrschte vor und nach dieser Zeit eine Stimmung der Gemüther, welche einen furchtbaren Ausbruch drohte. Der stürmische Austritt unter dem letzten Fürsten Heinrich VI. war zwar vergessen worden, aber die Zwietracht glommt unter der Asche fort, die einzelnen Funken sprühten und es bedurfte keiner großen Anregung mehr, das verderbliche Feuer zur verzehrenden Gluth anzufachen. Die beiden Stände, die Patrizier und gemeinen Bürger, standen einan-

der schroff entgegen, die Macht der letzteren war durch die vielen Privilegien und Freiheiten herangewachsen, es stieg ihr Muth mit jedem Tage, und sie erdreiseten sich, den Rath und die Konsuln, von denen sie auf jede Weise übervorthelt worden zu sein glaubten, zur Rechenschaft zu ziehen, ja sogar andre Stadtoberhäupter nach ihrem Willen einsetzen zu können. Je ernsthafter der Rath der uneinigen und übermäthigen Parthei entgegen trat, desto erbitterter wurden die Gemüther. Schon im Jahre 1390 kam es bei der Rathswahl zu Tumult und Aufruhr. Die unruhigen Häupter der Bürger setzten die alten Rathsmannen ab, und wählten 12 neue nach ihrem Gefallen. Bei der Anwesenheit des Königs (1404) ging es nicht viel besser; dieser setzte jenen Rath wieder ab und einen neuen, bestehend aus sieben Konsuln, ein. Diese Unruhen wiederholten sich 1406, wo der unsinnige Haufe auf das Rathhaus stürmte, mit Ungesüm den alten Rath verdrängte und einen neuen wählte. Dieses Aufruhrs halber mußte die Stadt eine Strafe von 8,000 Mark an den König zahlen, hinderte aber nicht die aufrührerische Gemeinde, in dem nächstfolgenden Jahre (1408) mit dem Rathe dreimal zu wechseln. Der König Menzel begnügte sich nur damit, Ruhe zu gebieten, ohne selbst energisch einzuschreiten und gab vielmehr den Bürgern das Recht an die Hand, als Unruhestifter gegen den Rath auftreten zu können. Er hatte der Stadt die freie Rathswahl genommen, in dem Schreiben aber, worin er über die 8000 Mark quittirte, und der Stadt die sonstigen Privilegien erneute, fügte er die Klausel bei: „Und ob die Bürger in irgend ei-

nem Stück ihre Privilegien übertreten, so soll das an ihrer Gerechtigkeit ihnen ganz und gar nichts schaden.“ So weit ging der Leichtsinn eines Königs, der einem unruhigen Haufen gleichsam die nächst zu begiehenden Verbrechen privilegirte. Die Gemeinde wollte Stadtoberhäupter haben, die ganz nach ihren Gefallen regierten, und doch konnte sie diese nicht finden. Die freie Rathswahl gab der König (1409) der Stadt, nachdem sie bereits wider seinen Willen und ungesraft war gehandhabt worden, zurück, mit abermaliger Bestätigung der Privilegien. Es schien auch, als ob sich Rath und Gemeinde mit einander vertragen wollten, sie versicherten sich der gegenseitigen Treue durch mehrseitig geleistete Eide, aber nur von kurzer Dauer. Der schreckliche Auftritt des Jahres 1418, der mit blutiger Schrift in den Jahrbüchern dieser Stadt ausgezeichnet steht, wurde durch die fortdauernde Gährung der Gemüther beider Partheien vorbereitet. Der Rath war nicht mehr im Stande das Feuer zu löschen, die Macht der reichen Bürger war zu weit gebiehn, und selbst wenn ein gewaltigerer König, als der unsinnige und sich täglich widersprechende Menzel, aufgetreten wäre, er hätte die verborgene Gluth vor dem Ausbruch nicht dämpfen können. Eine Parthei mußte unterdrückt werden, eine Parthei sollte blutig enden. — Die Gemeinde war die stärkere; in ihr flammte der Muth des Krieges, sie war daher entschlossen das Aeußerste zu wagen, um doch endlich an das Ziel zu gelangen. Unter solchen Vorbereitungen rückte das traurige Jahr 1418 immer näher.

Bei den innern Unruhen wurde die

Stadt noch von außen hart bedrängt und ihr Vermögen und Eigenthum von einzelnen Fürsten geschmälert. Ungeachtet der Widerwärtigkeiten, die sie vom König Wenzel von Zeit zu Zeit erduldet, blieb sie dennoch eine acht königliche Stadt, dem Regiment der Herzöge arg verhaßt. Dafür wurde ihr Gebiet von den Herzögen Boleslaw und Bernhard von Oppeln, welche der polnischen Parthei ergeben waren, verwüstet und mehrere Dörfer eingeäschert. Zu den Verbündeten schlug sich ihr Bruder, Johann Bischof von Wladislaw in Polen, indem er sie bei ihren Räubereien mit einem Haufen Reissiger unterstützte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden diese Fürsten durch diesen Bischof den Polen geneigt gemacht, indem sie das Regiment des damals schon moralisch tief gesunkenen Königs Wenzel von Böhmen verachten mußten. Die Stadt vermochte wegen der Zwistigkeiten nicht hinlänglichen Widerstand zu leisten, denn die Bürger säumten, zu den Waffen zu greifen, sie glaubten sich als Werkzeuge der Konsuln betrachten zu müssen, wenn sie zur Abwehr der Feinde geschritten wären; denn die Einkünfte der Kammerei sah die thörichte Menge für das Vermögen der Konsuln an, womit diese nach Gefallen schalteten, ohne öffentliche Rechenschaft zu geben. Durch diese unverzeihliche Säumigkeit gerieth aber die Stadt in noch tiefere Schulden, daß die allgemeine Unruhe und Gährung der Gemüther mehr erhalten wurde.

Auf des Rathes Ansuchen bei dem König um Hülfe, wurde er trostlos beschieden. Indessen kam der Bischof Johann, auf seine persönliche Unverletzlichkeit, als

Geistlicher bauend, selbst nach Breslau. Der Rath benachrichtete den König hiervon, welcher befahl, ihn gefangen zu nehmen, und zur Genugthuung und zum Schadenersatz zu ziehen. Ohne die nachtheiligen Folgen zu berechnen geschah am 6. Dezember 1410 des Bischofs Gefangennehmung im Hause der Oppelschen Herzöge.

Dieses Vergehens halber belegte der Bischof Wenzel die Stadt und Landschaft mit dem Interdikt, welches einen neuen unangenehmen Eindruck auf die Bürgerschaft, welche die Schuld auf die Konsuln warfen, ausübte. Der Bischof wurde bis zum 3. März 1411 gefangen gehalten, wo er durch gegenseitige Vermittelung freigelassen wurde. Die Stadt blieb aber im Nachtheile; denn der Pabst entschied, daß die Rathsmänner im Büßergewande dem Bischof Johann in der Kathedrale öffentlich für den begangenen Frevel Abbitte leisten sollten. Dies geschah auch am 14. April desselben Jahres. Dabei mußten sich die Konsuln noch verpflichten, in der Kathedrale eine vier Pfund schwere Wachskerze auf ewige Zeiten zu halten und dem dazu beauftragten Sakristan jährlich ein Schock Groschen zu geben.

Den wechselseitig beschworenen Frieden hielt der Bischof nur so lange, als seine Brüder lebten.

Der Zustand, im welchem sich Schlesien um diese Zeit befand, wird von den Chronikschreibern als einer der traurigsten geschildert. Mehr als Krieg und Pest zerstörten die fortdauernden Handel und Befehdungen der einzelnen kleinen Fürsten und Barone das Land; allenthalben entstanden feste Schlösser und Burgen, die den Fehde-

süchtigen Schutz und Sicherheit gewährten, von wo aus sie das grenzenlose Verderben auf die ehemals so friedlichen Thäler schleuderten. Die auf einen gewissen Höhepunkt gebrachte Kultur wurde mit Gewalt untergraben und vernichtet, das schöne Gebäude blühenden Wohlstandes, der Biederkeit und befestigten Sittlichkeit, welches die ersten schlesischen Fürsten gründeten, und das von den Königen Johann und Karl zur Vollendung gebracht worden, lag in Trümmern zerfallen und selbst in den Städten waren nur geringe Ueberreste davon zu sehen. Obschon in diesen der Wohlstand und Handel noch fort im Aufschwunge war, hatte doch der geistige Charakter eine ganz verkehrte Richtung genommen; an die Stelle bürgerlicher Zufriedenheit trat der durch den Reichthum geweckte Stolz und die Unbändigkeit grenzenlosen Uebermuths, welcher oft das Verderben einer ganzen Stadtgemeinde nach sich zog, mit einem Worte — es war durch ganz Schlessien eine herrenlose Zeit, welche König Wenzels Unthätigkeit erzeugte. Der arge, um sich greifende Fehdegeist, der Alles befangen hielt, konnte in seinen Wurzeln nicht erstickt werden, so sehr sich auch einzelne Fürsten und Städte Mühe gaben. Es war hinreichend einen Fehdebrief seinem Gegner zu übersenden, um sofort die Feindseligkeiten zu beginnen. Solche angefündigte Zwistigkeiten galten für offene, gerechte Kriege im Kleinen, und mit den gegenseitigen Gefangenen konnte daher nur nach Kriegs- und Völkerrecht verfahren werden. Um aber diesen Gebrauch zu umgehen und die gefangenen Fehde in aller Form Rechts als Landesbeschädiger strafen zu können, suchte man die Annahme der Fehde-

briefe zu vermeiden, so daß dergleichen, da die Ueberbringung hierauf mit Gefahr verknüpft war, öfters vor den Thoren, in den Gehöften und an den Fenstern der Häuser gefunden wurden.

Die offene Fehde der Herzöge Bernhard und Boleslaw von Oppeln gegen die Stadt Breslau wiederholten sich im Frühjahr 1413 verheerender als früher: Vieh und Menschen wurden gewaltsam fortgetrieben, die Wohnungen geplündert und dann verbrannt und die Saaten bis auf den Grund vernichtet.

An all diesem Unheil war die laue und umgekehrt wieder überaus strenge Regierung des Königs Wenzel Ursache. Von seinen Grausamkeiten hat die Geschichte mehrere blutige Beispiele der Nachwelt aufbewahrt, welche man nicht ohne Wehmuth und Abscheu liest. Seine Schande predigt heute noch häufig die Bildsäule des heiligen Nepomuk, (Johanko von Pomuk Johannes Nepomucenus) den er als den Beichtvater seiner Gemalin, weil er ihm ihre Beichte nicht entdecken wollte, in einem Anfall seines grausen Wahns von der Prager Brücke in die Moldau stürzen ließ. Wegen eines Aufruhrs der Prager wider ihren Rath, in welchen Wenzel 16 Deutsche gesetzt, ließ er (1385) die vornehmsten Aufwiegler binnen drei Tagen enthaupten. Von dem Hasse der Prager, die seinem Leben und seiner Freiheit nachstellten, überzeugt, traute er diesen wie der eigenen Umgebung nicht im mindesten, er wählte daher den Scharfrichter zu seinem beständigen Begleiter, den er seinen Gevatter nannte, und der jederzeit das Richtschwert bei sich unter seinem Mantel führte. Einmal ließ er

denselben während eines Gastmahls unter die fröhliche Menge treten, unterhielt sich lange Zeit leise mit ihm, und sprach beim Weggehen die lauten Worte: bald sollst du Arbeit genug bekommen. Die frühere Fröhlichkeit der Gäste verwandelte sich in bleichen Schrecken, welches den König belustigte. Wie der römische Kaiser Nero, scheute auch er sich nicht, entehrende Schandthaten öffentlich zu begehen; und als er einst an seiner Thüre die Worte fand: „Wenzeslaw, alter Nero,“ schrieb er, keinesweges darüber aufgebracht, die Worte darunter: Si non sum, adhuc ero (Was ich nicht bin, kann ich noch werden). Um zu erfahren, welche Empfindungen einem zum Tode verurtheilten in dem Moment, wo das Schwert seinen Nacken berührt, bewohnten, entblöste er einst seinen Hals, kniete mit verbundenen Augen nieder und befahl einem Trabanten mit der Fläche des Schwertes seinen Nacken zu berühren. Dieser that es; nun kam die Reihe an den Trabanten. Hier fiel die Probe blutig aus, denn Wenzel schlug ihm den Kopf vom Rumpfe. Große Bullenbeißer waren seine vertrautesten Freunde und waren selbst im Schlafgemach um ihn. Durch diese fand seine Gemalin den Tod; denn als sie eines Bedürfnisses halber in einer Nacht aufstand, wurde sie von diesen Thieren angefallen und dergestalt zerfleischt, daß sie an den Verletzungen starb. Ein andermal befand er sich auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und begegnete einem Mönche. Sogleich nahm er aus dem Röcher den er beständig umgehungen trug, einen Pfeil und streckte mit der Armbrust den Unglücklichen todt zu Boden. Dabei blieb er ruhig und

kalt, daß er noch darüber scherzte und sagte: ich habe ein sonderbares Wild geschossen. Gegen sein Gefolge entschuldigte er seine Gräuelthat damit, daß der Mönch ins Kloster und nicht in den Wald, wo wilde Thiere hausten, gehöre. In einem solchen Anfälle von Wahnsinn ließ er sogar seinen Koch, der ihm ein schlechtes Huhn gebraten, an den Bratspieß stecken.

Mit den Grausamkeiten des Königs befreundete sich ein schlesischer Fürst, Herzog Johann von Ratibor, welchen jener auf das Schloß Karlstein gesetzt. Johann lud einst mehrere böhmische Edelleute zu einem Gastmahl auf diese Burg; die Erschienenen aber ließ er durch seine bewaffneten Knappen überfallen und morden. Die Böhmen nannten ihn wegen dieser Grausamkeit Meister Hens, den grauenhaften Koch.

Der böhmische Adel, welcher die drückende Regierung des Tyrannen Wenzel nicht minder überdrüssig hatte, als die Bürger der Hauptstadt, veranlaßte daher 1394 den 14. September seine Gefangennehmung in einem Kloster und sperrte ihn in das gemeine Stadtgefängniß, wo er die Gemeinschaft mit mehreren Verbrechern theilte.

Nach fast viermonatlicher Haft erlangte er auf großes Bitten vom Rath die Erlaubniß, in Begleitung von vier bewaffneten Wächtern sich in einem Badehause der Moldau baden und seine Kleider wechseln zu dürfen. Hier aber entkam er durch Hülfe eines Mädchens, der er sich vertraute und die ihm unbemerkt in einen am Hause angebundenen Kahn half, auf welchem sie ihn über die Moldau schiffte und nach dem nahe gelegenen Schlosse Konraditz, dessen

Bogt dem Könige treu geblieben, führte, für welche That er ihr eine große Belohnung an Gold und Gattenrechte ertheilte.

Im Jahre 1400 wurde Wenzel von vier Kurfürsten der Kaiserwürde für verlustig erklärt und an seiner Statt sein Bruder Siegismond zum Kaiser erwählt. Keinesweges dadurch gekränkt, trieb er in Böhmen sein Unwesen als König fort, gerieth aber 1402 auf Anstiften seines Bruders in eine neue enge Haft. Aus dem Thurme zu Prag, der ihm zum Gefängniß diente, rettete ihn ein Fischer, der ihm eine 60 Klaftern lange seidene Schnur heimlich zusteckte, mittelst welcher er sich aus dem Thurmfenster unbeobachtet zur Erde ließ und wieder zur Regierung gelangte.

Das Ansehn des Königs ging nach und nach vollends unter; seine oft widersinnigen Gesetze wurden kaum mehr beachtet und selbst die blutige Strenge konnte das Verlorene nicht wieder ersetzen. Um Schlessien, namentlich um Breslau, bekümmerte er sich in den letzten Jahren der Regierung wenig oder gar nicht mehr, und nur dann, wenn er vom Rathe dringend angegangen wurde, zur Unterdrückung der übermüthigen Gemeinde, welche den eingewurzelten Haß nicht verbannen konnte, Mittel an die Hand zu geben, oder wenn letztere über die Konsuln Beschwerde führte, erließ er Verfügungen, die er in Kurzem wieder aufhob oder änderte.

Es war nichts unversucht geblieben, das Mißtrauen der Bürger gegen den Rath zu ersticken, manche Vortheile jenen gestattet worden, aber alles umsonst. Der unzufriedene Haufe wurde nur noch muthiger

und frecher bei den Gunstbezeugungen, eine Parthei mußte unterliegen. Eine blutige Saat wurde gesäet, aber auch blutig war die Erndte.

Eine Anzahl der Mißvergnügten, bestehend aus Meistern verschiedener Gewerke, bildeten eine förmliche Verschwörung, in welcher der Untergang der Konsuln beschlossen wurde. Von einem in ihr Bündniß gezogenen Mönche ließen sie sich am Abende vor der blutigen That (den 17. Juli 1418) das heilige Abendmahl reichen, um gleichsam gestärkt und zum Voraus versöhnt mit Gott, das schauerliche Werk beginnen zu können. Ungewarnt wurden des andern Tages Mittags auf ein gegebenes Zeichen die Konsuln auf dem Rathhause überfallen; nur ein geringer Theil rettete sich durch die Flucht, die übrigen bluteten auf der Stelle vor dem Rathhause unter dem Beile des Henkers. Der tolle Haufe wendete sich hierauf in seiner blinden Wuth gegen das Rathhaus selbst, bemächtigte sich der vorhandenen Gelder, vernichtete die Dokumente und setzte nach fünfständigen Wirren einen Magistrat nach seinem Sinne ein, der ein Jahr später von dem Könige abgesetzt wurde. Die Verbrecher wurden erst unter Wenzels Nachfolger, Kaiser Siegismond bestraft, 23 Mädelssführer mit dem Beile hingerichtet, eine andere große Anzahl Theilnehmer des Landes verwiesen.

Die schädlichste Folge von Wenzels schlechter Regierung war der Ausbruch der hussitischen Unruhen. Die Kirche hatte zwei Päpste, Deutschland zwei Kaiser; die Unordnungen erreichten den höchsten Gipfel; was eine Macht anordnete, vernichtete die andere, überall schaltete der Partheigeist;

vorzüglich aber geschah dies in Prag, wo König Wenzel die Veranlassung gab. Als abgesagter Feind der Geistlichkeit kummerte er sich wenig um ihr Thun und Treiben, und es bildete sich daher eine Religions-spaltung, welche nicht zeitig genug unter-

drückt wurde, die Jahrhunderte hindurch die eine Hälfte Böhmens gegen die andre in Grimm und Haß erhielt, Böhmen und Deutschland in Feuer und Flammen setzte, und besonders schrecklich für Schlesien ausfiel.

Denkwürdigkeiten.

Konrad von Loslau,

Abt. des Klosters U. L. Frauen zu Breslau. 1328.

Das Kloster U. L. Frauen zu Breslau auf dem Sande war eine der beträchtlichsten Stiftungen des um Schlesien hochverdienten Grafen Peter Wlast. Die anfangs hölzerne Kirche wurde bald in eine großartige, steinerne verwandelt, und das Vermögen des Stiftes nahm durch die vielen und reichen Klostergüter von Jahr zu Jahr bedeutend zu, so daß die Wahl eines Abtes zur Verwaltung des Klostervermögens stets mit Schwierigkeiten verknüpft, und diese Würde nicht selten das Ziel des Ehrgeizes war.

Als im Jahre 1328 Abt Michael I. gestorben, war jeder der Klosterbrüder bemüht, sich für die nächste Wahl unter seinen Freunden Stimmen zu erwerben. Als der wichtige Tag der Wahl herangenah, versammelten sich die Brüder in dem Speisesaale des Klosters zum h. Geiste in der Neustadt, über welches das Sandkloster die Aufsicht führte.

Alle waren versammelt, mit Ausnahme des jüngsten Ordensgliedes, des Frater Konrad von Loslau, welcher von den Uebrigen wegen seinem kindischen oft blödsinnigen Wesen und seiner kleinen, nicht besonders empfehlenden Figur verspottet war, und deshalb das Amt eines Küchenmeisters befaß, das er freilich, obschon mit Eifer, doch oft mit Ungeschicktheit verwaltete. Als er im Speisesaale erschien, eine kleine runde Figur in dessen Gesicht die Einfalt sich abspiegelte, machten ihn die lächelnden Brüder aufmerksam, nicht so säumig zu sein im Werke des Herrn, da doch auch er eine Stimme bei der Wahl des Abtes habe; er möge sich daher vorbereiten, und nach der Abtei auf dem Sande folgen.

„Ich kann euch nicht folgen, erwiderte Konrad mit Stottern, sitemalen ich keinem andern mit gutem Gewissen die Stimme geben könnte, als mir selbst.“

Als man seine Aussage bespöttelte, erwiderte er: „Mir ist in der vergangenen Nacht der h. Johannes im Traume erschienen, welcher zu mir sagte: Gehe nicht zur Wahl des Abtes U. L. Frauen, denn Niemanden anders als dich hat der Herr ausersehen zu diesem heiligen Amte, und er wird dich erleuchten und dir die Kraft ertheilen, die du nöthig hast, über so viele fromme, weise Brüder zu herrschen.“

Die Brüder, auf deren Gesichtern sich ein unglaubliches Lächeln zeigte, ließen den Eifältigen nach seinem Wunsche zurück und zogen sich bald darauf Paarweise nach dem Sandkloster zur Wahl des neuen Abtes.

In der Klosterkirche angelangt, begann die Feierlichkeit mit Gottesdienst, nach dessen Beendigung sie sich zur Abstimmung in den großen Klosteraal begaben.

Die Wahl ging weniger rasch, als man erwartet hatte von Statten. Man hatte mehrere der ältesten und würdigsten zwar in Vorschlag gebracht, aber auch bei diesen war die Wahl nicht einstimmig, und jeder der Kandidaten hatte einen gleich großen Anhang. Endlich kam man auf den Gedanken, drei der ältesten Brüder zu wählen und ihnen die Ernennung eines neuen Abtes zu übertragen. Obgleich ungern, so wurde dieser Vorschlag dennoch angenommen und ausgeführt. Nun traf es sich aber, daß gerade die drei Wähler auch die eifrigsten Kandidaten der neuen Würde waren; Jeder wußte das von den andern beiden; Jeder fand an seinen Mitwählern zwei unbefiegbare Nebenbuhler, und Alles war auf das höchste auf den Ausgang der Wahl gespannt. Lange Zeit brachten die drei schweigend zu, einer erwartete von den andern beiden, was diese von ihm zu verlangen glaubten, — es kam zu keiner Entscheidung. Endlich rief einer von ihnen:

„Ehe einer aus Euch Abt wird, soll es eher Bruder Konrad werden!“

„Das meine auch ich; eher Bruder Konrad, als ich!“ sprach der Zweite.

„So denke ich auch! setzte unmuthig der Dritte hinzu.

Da rief einer aus der Menge: Sehet den Wink des Himmels, dem wir gehorchen müssen! — Der Ausspruch der Wähler ist gethan; der würdige Bruder Konrad von Loslau sei hinführo unser Abt. —

Den drei Wählern kam dieser Ausruf nicht gelegen; sie wünschten noch einmal abzustimmen, aber der einstimmige Ruf der übrigen Brüder: Es ist gestimmt, Konrad von Loslau sei Abt dieses Klosters! Ehre dem Herrn in der Höhe! ließ sie vergessen, was sie für sich gewünscht, und begaben sich nach dem Kloster zum h. Geist um den neuen Abt einzuführen.

Von der Einfalt Konrads von Loslau überzeugt, glaubte abermals ein jeder, sich in dessen Gunst leicht zu setzen und dadurch die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen. An Ort und Stelle angelangt, fanden sie den Bruder Konrad vor dem Feuerheerd in der Küche, mit wahrhaft alberner Miene einen Bratspieß drehend, an welchem ein köstliches Lamm duftete. Des Lachens sich kaum erwehrend, machte endlich einer der Gesandten den Beschluß der Brüder bekannt.

Der Küchenmeister horchte auf, und als er sich nennen hörte, als neu erwähltes Oberhaupt der Brüder, übergab er ruhig den Bratspieß einem Diener und sagte gelassen: „ich habe es mir wohl gedacht, der h. Johannes hat es mir vorhergesagt. — Nun denn, so führet mich zu den würdigen Brüdern.

Die kleine fast lächerliche Figur des Gewählten, die selbst den Ernsthaftesten umstimmen mußte, folgte nun den drei Wählern zu den Versammelten, die bei seinem Erscheinen unwill-

kühnlich sich eines Lächelns nicht erwehren konnten, besonders da er noch die Tracht des Küchenmeisters trug.

Nachdem nun Konrad mit den Insignien seines neuen Standes angethan war und das Gelöbniß der Treue von den Brüdern empfangen hatte, — da erhob sich plötzlich die kleine Gestalt des weiland Küchenmeisters; in stolzer, würdiger Haltung stand er da, über seine ehemals einfältigen Züge flog ein feierlicher Ernst, das Auge blickte fest und ruhig auf die gleichsam erstarrte Umgebung, die wie von einem Zauber befangen schien, und mit wohlklingender, fester Stimme rief er: „Empfanget den Segen, ihr Brüder, im Namen Gottes, des Vaters, Gottes, des Sohnes, und Gottes, des heiligen Geistes!“ — Alle stürzten auf die Knie nieder und beugten ihr Haupt, während Konrad mit lauter Stimme den Segen aussprach. Darauf nahm er das Kreuzifix, drückte es in frommer Ergebung und schritt mit würdiger Haltung nach der Kirche, gefolgt von den Brüdern, das Dankopfer zu bringen.

Die Brüder trauten kaum ihren Augen und Ohren, als sie den neuen Abt in Gestalt und Wesen ganz umgeändert sahen; doch priesen sie in der Folge seine Wahl; denn Konrad war einer der strengsten klügsten und sparsamsten Äbte des Sandklosters, er erhob das Stift zu einer Größe und einem Reichthume, auf welchem es nie vorher gestanden hatte. Das würdigste Denkmal seines Lebens ist das herrliche Gebäude der heutigen Sandkirche, das er 1330 gründete, dessen Vollendung er aber zu erleben nicht mehr die Freude hatte.

Herzog Ludwig II. von Brieg und sein Page. 1402.

Nicht in Deutschland allein auch in Schlesiens hatte der fromme Aberglaube schon manchen Fürsten und Herrn aus den vaterländischen Grenzen in das ferne Land des heiligen Grabes gelockt, hatte schon manches holde Weib zur Wittve, manches Völkchen süßer Kleinen zu Waisen gemacht, als es auch dem guten Herzog Ludwig von Brieg in den Sinn kam, er müsse zu seinem Seelenheil diese Wallfahrt unternehmen. Nichts vermochte gegen diesen Entschluß das Bitten und Rathen seiner Beamten, nichts die Klage seiner geliebtesten Hausfrau.

Fest und unerschütterlich auf seinem Entschluß beharrend, reiste er endlich am Sonnabend vor dem Osterfest des Jahres 1404 aus Brieg. Sämmtliche Bürger begleiteten ihn bis vor die Thore; unter Glückwünsungen und heißen Thränen nahmen sie Abschied.

Des Herzogs Reise ging schnell und glücklich, er langte an h. Stätte an, und stand, wo der Gesalbte Gottes gestanden hatte. Da sah er nun Alles, was Betrogene und Betrüger oft den Wallfahrern zu zeigen pflegten; auch ward er, wie die meisten vornehmen und reichen Pilger, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Aber alle diese Andacht und diese Ehre vermochte doch nicht, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Armen seiner Gattin zu stillen.

Er eilte, wieder nach Hause zu kehren. Schon hatte er die heiligen Heine und Berge etliche Tagereisen hinter sich und wanderte, versunken in die frohen Gefühle des Wiedersehens

der Grenze zu, als ihn auf einmal ein Geschwader Sarazenen überfiel und gefangen davon führte. Da war alle seine Freude und Hoffnung auf einmal verschwunden.

In einem fernen rohen Lande mußte der gute Herrscher bei ärmlicher Kost und fast täglichen Peitschenhieben die mühseligsten Sklavendienste thun. Welch ein Abstand zwischen sonst und jetzt! Doch würde er mit Freuden gearbeitet haben, hätte ihn zu Zeiten ein Blick oder ein tröstendes Wort seiner Gemalin erquickt.

Vergebens wartete die Herzogin auf ihres Gemahls Rückkehr, sehnuchtsvoll harrete sie von Tage zu Tage, schickte Boten über Boten aus, aber alle kamen unbefriedigt zurück. In allen großen Städten ließ sie ausrufen, ob Niemand Kunde geben könne von den Pilgern im heiligen Lande, aber es fand sich keiner.

Die Bürger von Briege so wie die Landstände fühlten ganz die Seelenleiden der betrübten Fürstin und nahmen innigen Antheil. Um ihr nur geringen Trost zu geben, faßten sie den einstimmigen Entschluß und machten ihn der Fürstin bekannt, den Herzog, falls er irgend wo gefangen gehalten würde, um jeden Preis, den man fordern möchte, auszulösen. Gerührt nahm die Herzogin das Anerbieten an, aber wer sollte die Lage der Sache ausmitteln?

An des Herzogs Hofe lebte ein Page, genannt der kleine Franz, ein guter frommer Knabe, welcher sich die Liebe des fürstlichen Ehepaars in hohem Grade erworben hatte. Er war der Sohn eines Landmanns und hatte vor einiger Zeit, als der Herzog auf der Jagd verirrt und vor Durst schier verschmachtet war, mit Gefahr seines Lebens dem Durstenden (er wußte nicht, daß es der Herzog wäre) einen Trunk Wasser geholt. Der Herzog erkannte diesen Dienst und nahm den Knaben an den Hof. Hier führte sich Franz unbescholten auf, Niemand konnte ihm etwas Böses nachsagen.

Seit der Glaube allgemein war, den Herzog müsse ein großes Ungemach auf der Rückreise getroffen haben, war dieser Page verschlossen und in sich gekehrt; er mied die Gegenwart der Herzogin, und es schien, als ob er ihren Blick nicht ertragen könnte, und doch war sie ihm sehr gewogen wegen seiner frühern Anhänglichkeit. Sie schob die Schuld seiner Betrübnis auf die Abwesenheit des Herzogs aber nichts war vermögend, seinen Trübsinn zu hemmen.

Eines Morgens fand man sein Gemach offen, sein Lager unberührt — Franz war verschwunden — und zum Staunen Aller vermiste man eine Menge kostbarer Edelsteine. Franz ein Dieb — wer sollte das glauben, und doch war es nicht anders; er kehrte nicht zurück um sich zu rechtfertigen.

Noch schmachtete der Herzog in grausamer Gefangenschaft; eines Tages stand er in glühender Mittagshitze in dem Garten seines Herrn und grub einen tiefen Graben zu einem Lustsee; dicke Schweißtropfen rannen über seine Stirn und Wangen, die Brust südete, alle seine Kräfte gingen an zu schwinden. Siehe da trat ein freundlicher junger Türke zu ihm, faßte ihn freudig bei der Hand, und redete ihn in seiner Landessprache an.

Diese ungewohnten, so lang entbehrten süßen Töne weckten der Freude überraschendes Gefühl in ihm.

Verrathet euch nicht durch eure Freude, edler Herr, sagte der Muselmann, seib gelassen und vorsichtig. Ich bin — euer Page Franz und komme zu sehen, wo Ihr seid.

Wer vermag diesen Augenblick schildern! Die Ueberraschung des Herzogs, seine Dankgefühle, seine Hoffnung! —

Franz hatte mit unsäglichlicher Mühe und großer Gefahr die Reise nach Palästina gemacht, hatte von einem der mitgenommenen Juwelen sich einen prächtigen Anzug und sogar Sklaven angeschafft und gab sich dort für den Sohn eines reichen Muselmannes aus, der ihn auf Reisen sende. Er hatte die Landessprache und Sitten gelernt und so war es ihm endlich gelungen, den Aufenthalt des Herzogs zu entdecken. Daß er heimlich davon gegangen war, hatte er darum gethan, weil er voraussehen konnte, man werde ihn, wenn er sein Vorhaben bekannt mache, verlachen und nicht von dannen lassen. Jetzt ging er zu Ludwigs Herrn und bat ihn, diesen Sklaven ihm zu verkaufen. Der Herr ging ungern daran, weil dieser Sklave ein tüchtiger Arbeiter war, aber endlich gab er ihn gegen eine ungewöhnlich hohe Summe los.

D selige Stunde, als der gute Franz dem Herzoge die Freiheit ankündigte und ihn unter sein Gefolge nahm.

Franz schenkte seinen übrigen Sklaven, welche Christen waren, die Freiheit, besorgte heimlich Pilgerkleider, und wandelte so mit seinem Herzoge der Heimath zu.

Der Himmel schloßte das seltene Pilgerpaar, und sie gelangten nun unverfehrt bis nach Breslau. Hier bat Franz den Herzog, zu bleiben, indeß er nach Brieg reise, seine Befreiung anzufagen.

Durch die Zeit und Mühseligkeiten unkenntlich geworden, trat er in den versammelten Rath zu Brieg: Edle Herren, Ihr habt versprochen, den Herzog Euern Herrn auszulösen, so hoch der Preis sein möge. Wollt Ihr das noch? — Alle betheuertten es. — Nun wohl, so gebt mir das Geld wieder, was die herzoglichen Juwelen kosten, die ich mitgenommen habe.

Mitgenommen? Du? bist Du etwa —

Ja wohl, Ihr Herrn, ich bin — Franz. Gebt mir das Geld, und der Herzog ist wieder bei Euch. Ich muß den Werth der Juwelen mit Geld ersetzen, damit nicht der Vorwurf des Diebstahls auf mir hafte.

O, ein edler Diebstahl! riefen sie einmüthig, und zahlten gern und willig, was Franz forderte, und dieser — holte den Herzog in die freudigen Tumulte Briegs und in die Arme seiner Gattin. Lange Zeit noch nachher pflegte man von einem treuen Diener zu sagen: er liebe seinen Herrn wie der kleine Franz.

Theure Frennung des Herzogs Ludwig II. 1414.

Derselbe Herzog Ludwig II. zu Brieg, den sein Page aus der Gefangenschaft der Sarazenen gerettet, begleitete 1414 mit einem Gefolge von 200 Pferden den Kaiser Siegismond auf einer Reise in das deutsche Reich. Der Kaiser gab zu Mainz ein großes Gastmahl, wo

er die anwesenden Churfürsten und Fürsten eingeladen hatte. Des andern Tages wollte auch Ludwig sich sehen lassen und bat den Kaiser und alle Fürsten zur Tafel. Der Kaiser mochte wissen, daß Ludwigs Finanzen nicht in den besten Umständen wären und sah es ungern, daß er sich über sein Vermögen angreifen wollte. Um ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen, ließ er gebieten, daß ihm bei harter Abndung Niemand Holz verkaufen sollte. Des Morgens meldet der Küchenmeister dem Herzoge, wie der Kaiser das Gastmahl vereitelt hätte, und daß nun nichts daraus werden könnte. Aber Ludwig wußte sich Rath. Es wurden einige Fuder welsche Kasse auf dem Markte feilgeboten; diese nimmt der Herzog in Beschlag und läßt auf dem Markte selbst ein Feuer davon bereiten und die Speisen dabei kochen. Die Gäste erschienen und versicherten von dieser theuern und lustigen Mahlzeit, daß ihnen nie eine so gut geschmeckt hätte.

Thebesius, einer der ältern Chronisten sagt von dieser Anekdote: Diese Geschichte als etwas unglaublich, hätte ich nicht angeführt, wenn ich selbige nicht in dem alten Liegnischen Manuscript, ja selbst bei dem Liegnischen Canzler Schramm aufgezeichnet gefunden hätte, und ist freilich hieraus zu sehen, daß er ein recht freudiger Fürst und bei dem Kaiser in hohen Gnaden gewesen.

Der Aufruhr zu Breslau. 1418.

Die Unzufriedenheit der Breslauer Bürger mit dem Rathe dauerte schon seit langen Jahren fort. Der Funke der Zwietracht glomm unter der Asche fort und drohte vulkanisch auszubrechen. Bei dem steigenden Wohlstande der Stadt mochte es dem einzelnen lästig fallen, sich den Verordnungen und Befehlen von Männern zu unterwerfen, welche sich aus ihrer Mitte zu dieser hohen Stufe von Ansehn empor geschwungen hatten. Ein Fehler war, daß die Rathstellen erblich waren. Obgleich König Wenzel ernste und versöhnende Mittel anwandte, den Unwillen und das Mißtrauen der Gemeinde beizulegen, den Rath mehrmal nach dem Wunsche der Bürger änderte, auch anbefehlen ließ, daß die Kaufleute aus den Handwerkern vier und diese aus den Kaufleuten eben so viele Männer zur Verwaltung des städtischen Einkommens wählte, so konnte doch der tolle Haufe damit nicht ersättigt werden, wurde vielmehr noch halsstarriger, bis es zu blutigen Ausfritten kam.

Den Ausbruch der nahen Verschwörung beschleunigte eine neue Auflage (Geschö), welche der Rath aus wohlbedenklichen und erheblichen Ursachen zum gemeinen Nutz und Besten forderte, deren Entrichtung aber eben so entschieden, wie gefordert, verweigert wurde. Da der Rath in seiner Forderung dringender wurde, hielt die Gemeinde geheime Zusammenkünfte, verband sich unter einander, das Geschö bestimmt zu verweigern und fest und einhellig an einander zu halten. Ob nun auch der Rath vermöge der Privilegien der Gemeinde mit harter Strafe drohte, so half es dennoch nichts, dem Pöbel ward der Rath immer gehässiger und breitete den schrecklichen Ausbruch der Rache vor.

In der Neustadt stand damals ein Kirchlein St. Clemens; hier versammelten sich am 17ten Juli 1419, als an einem Sonntage, während des Frühgottesdienstes, wo sie sich sicher und ungestört glaubten, die Häupter der Verschwörung, schlossen ein Bündniß, commenden

Tages den Rath unvermuthet zu überfallen und zu tödten.*) Einem mit in das Geheimniß gezogenen Mönch beichteten sie hierauf, erhielten die Absolution und nahmen das Abendmahl, in dem Wahne, ihre Verbrechen nun ungestraft und gerechter Weise begehen zu dürfen.

Montags darauf (18. Juli) versammelten sich die Verschworenen abermals, und kamen darin überein, zur Stunde, wenn der Stadthirte zum Austreiben des Viehes blasen würde, das Rathhaus zu erstürmen. Die Haupt-Aufwiegler waren die Fleischer und Tuchmacher welche Mitverwandte in ihr Geheimniß zogen.

Mittags um 12 Uhr ertönte das Horn des Stadthirten; sofort stürmte der aufrührerische Haufe aus seinem Schlupfwinkel dem Rathhause zu, und überfiel den versammelten Rath, der sich d'ffen nicht versehen hatte. Mit äußerster Noth entkamen einige Rathsherrn durch die Flucht, die andern sperreten eilig Thüren und Eingänge. Einer der Auführer, Jakob Kreuzberg, ein Büttner, brach die Thüre zum Rathsthurme auf, das Weib eines Brauers, Mathes Henke, läutete die Rathsglocke zum Sturm. Die Rathschüre, welche sich gegenwärtig in der Materni-Kapelle auf dem Elisabeth-Kirchhofe befindet, wurde mit Schlägen und Stößen aufgebrochen (heut noch sind die Spuren der Gewaltthätigkeit an ihr zu sehn). Die ergriffenen Rathsglieder wurden aus dem Rathhause geschleppt und auf dem Ringe vor der Staubsaule durch den Nachrichter, welcher mit Gewalt dazu gezwungen wurde, hingerichtet; ihre Namen sind: Nikolaus Freiburger, Bürgermeister; Hans Sachs, Heinrich Schmied, Johann Stille, Schöppen; Nikolaus Häusling und Nikolaus Neumarkt, Rathsglieder aus der Gemeinde. Johann Megerlin hatte sich auf den Rathsturm geflüchtet und unter das Dach versteckt, wurde aber von seinem Gevatter, dem Schuster George Rathburg entdeckt. Vergebens bat er um ihrer Gevatterschaft willen um Schonung; mit dem höhnnenden Ausruf: Gevatter hin, Gevatter her! stürzte ihn der wüthende Rathburg vom Thurme unter die unten stehende mit Spießen bewaffneten Empörer herab, daß er sein Leben jämmerlich enden mußte.

Nachdem sich die Rache an den Rathsherrn gesättigt, wandte sich der wüthende Haufe gegen das Gebäude. Alle Gemächer, Thüren und Kasten wurden erbrochen, in der Hoffnung, Geld zu finden, sie fanden aber nur Papiere, welche zerissen wurden. Gleiches Schicksal hatten ihre Privilegien, welche sie in einem Kasten auf dem Thurme fanden, die sie in der getäuschten Hoffnung, Geld zu finden, zerissen und einherstreuten; die Rüstung und Waffen Kaiser Karl IV., von ihm der Stadt geschenkt, legte einer der Empörer zu Raub und Mord an. Hierauf wendete sich der wüthende Haufe gegen die Gefängnisse, befreite die darin sitzenden Verbrecher und Landesbeschädiger, die sich mit ihnen verbanden, und fünf Tage lang die grängtigste Stadt in Furcht und Schrecken setzten. Die Noth zwang endlich die Bürger zur Wahl eines neuen Raths.

So lange der König Wenzel noch regierte, erfolgte keine Bestrafung der Verbrechen.

*) Herunter zu der linken Hand
Ein Stüchlein steht, das wird genannt,
Mit seinem Namen Sanctus Clemens,
Der g'mein Mann welland demans

Darin beschloß die Missethat,
Zu erstürmen den sitzenden Rath,
Darum läßt man es wüßte sehn
Und billig gar zu Grunde gehn.

Zweiter Abschnitt.

Johann Huß. Die Hussiten und ihre Einfälle in Schlesien.

Die vom Kaiser Karl IV. 1347 zu Prag gestiftete Universität war im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts äußerst stark besucht, so daß sie um das Jahr 1403 gegen 10,000 Studenten zählte. Der größte Theil derselben waren Deutsche, die besondere Vorzüge genossen, um sie an die Universität zu fesseln und immer mehr neue Genossen heranzuziehen. Durch diese Vorrechte entstanden gar bald Eifersucht und Streitigkeiten zwischen ihnen und den böhmischen Studenten und Lehrern, um die sich Wenzel eben so wenig bekümmerte, als um seine übrige Regierung. Die Häupter der Partheien waren Theologen, welche über den kleinsten Streit bis zur äußersten Erbitterung gerathen konnten und zuletzt noch das Volk in ihre Zwistigkeiten zogen.

Auf der Seite der Böhmen war der Magister Johann, von seinem Geburtsorte Hussinecz, einem kleinen böhmischen Städtchen, gewöhnlich Huß genannt, (1402) Lehrer an der Universität und zugleich Prediger an der Bethlehemskirche, so wie Beichtvater der Königin.

Dieses dreifache Verhältniß läßt den Einfluß ahnen, welchen dieser auf den Hof, die Universität und auf das Volk ausübte; er brachte mehrere Neuerungen auf die Kanzel und das Katheder und erschütterte durch Aufstellung neuer Lehrlätze die durch Jahrhunderte bewährten Grundfesten der römisch katholischen Kirche. Huß war übrigens ein frommer, würdiger Mann, der die

Gebrechen in den moralischen Zuständen seiner Zeit kannte, und mit regem Eifer die Sittenverderbtheit an Vornehmen und Niedrigen strafte. Der eingerissene Mißbrauch, der mit Bußwerken, Ablass, Reliquien und Heiligenbildern getrieben wurde, gab seinen öffentlichen Vorträgen eine bestimmte Richtung, die aber schnell eine Gegenparthei hervorrief, welche, statt den Magister umzustimmen, ihm vielmehr Anlaß gab, tiefer in die Sache einzudringen. Er bestritt das Abendmahl unter einer Gestalt, die Ohrenbeichte, den Ablass, den Kirchenbann, die Seelenmesse, das Fegefeuer, den Mönchs- und Nonnenstand, den Reichthum der Geistlichkeit und ihre eigene Gerichtsbarkeit, die hohe Würde der Kardinäle und die Infallibilität oder Untrüglichkeit des Papstes. Wie ein Lauffeuer ergriffen diese neuen Grundsätze und Lehren die Gemüther der Studenten und fanden einen bedeutenden Anhang. Ein Deutscher, Doktor Reiner, wurde sein Gegner und Haupt der deutschen Parthei, welche das Ansehn des Papstes und das Abendmahl unter einer Gestalt mit größtem Eifer verfocht. Der gelehrte Krieg kam bald aus den Lehrsälen auf die Kanzeln und unter das Volk, welches mit Enthusiasmus diese neue Lehre aufnahm.

Einen treuen Gewährsmann fand Huß an einem reichen böhmischen Ritter, Lehrer der Theologie und Philosophie, Namens Hieronymus von Prag, Ritter von Bonkowicz. Er war ein eben so hin-

reißender Redner als tapferer Kriegsheld, denn ungeachtet seiner geistlichen Würde erschien er bei Hofe nicht anders als gewaffnet. Gleich vielen andern böhmischen Studenten hatte er zu Oxfort studirt, wo er sich mit den Lehren des freimüthigen Engländer Wilkes befreundete, seine Schriften hierauf nach Prag brachte, sie ins Böhmische übersetzen ließ und den Inhalt derselben nicht nur den Studenten sondern auch den Hofleuten zur treuen Beherzigung empfahl. Huß verwarf zwar anfangs diese Lehren, änderte aber bald seine Meinung und wurde zuletzt nicht nur ein warmer Vertheidiger derselben, sondern auch intimster Freund des Hieronymus, wodurch sich fast die ganze böhmische Ritterschaft auf ihre Seite schlug.

Zur Begünstigung der Neuerungen war die christliche Kirche selbst in Spaltung, indem sie drei Päpste hatte, Benedikt XIII. in Avignon (1394 — 1417) Gregor XII. (1406 — 1415) von ersterem abgesetzt, und den neugewählten Alexander V., auf welchen bald Johann XIII. (1410 — 1415) folgte.

Demzufolge war der päpstliche Stuhl nicht im Stande, mit Nachdruck diese Neuerungen zu unterdrücken und in der Entstehung zu ersticken. Huß bekam immer mehr Spielraum und gewann zuletzt als Rektor der Universität ein ungeheures Ansehen unter den Studenten.

Bei allen diesen Uneinigkeiten und Spaltungen blieb König Wenzel ruhig, dagegen widersetzte sich der Erzbischof Zbinko mit allem Nachdruck und verlangte vom Könige Unterstützung; auf seine Klagen erwiederte er lakonisch: So lange Huß ge-

gen die Laien predigte, habt ihr euch gefreut; nun die Reihe an euch kommt, mögt ihr auch zufrieden sein.

Der Bischof verbot dem Magister Huß das Predigen in der Bethlehemskirche und verbrannte vor seinem Palaste 200 Bände Willeksscher Schriften, die in zahllosen Abschriften verbreitet waren und die er jetzt den Eigenthümern abgefordert hatte. Diese Handlung wurde als ein Eingriff in die Rechte der Universität betrachtet, weshalb diese, den Augenblick wahrnehmend, einen entscheidenden Schlag wagen zu müssen glaubte. Um sich der böhmischen Studenten mehr zu versichern, setzte Huß (1409) durch, daß die Böhmen, welche sich durch die Rechte der Stimmenmehrheit vor den Ausländern, die drei Stimmen hatten, während sie, die Böhmen, nur zu einer berechtigt waren, zurückgesetzt sahen, ins künftige drei, die Ausländer aber nur eine Stimme haben sollten. Bald darauf verließen 5000 deutsche Studenten, darunter viele Schlesier, die Universität, und es entstand die neue zu Leipzig, welche der Markgraf Friedrich von Meissen stiftete.

Die Sache des Magister Huß verflocht seine Nation, das Volk, die Studenten und Hofleute eifrig, er lehrte sich deshalb nicht an die bischöfliche Bulle. Der Papst citirte ihn endlich auf die Anklage des Bischofs nach Rom. Huß gehorchte nicht, weshalb ihn, so wie den Ort, wo er sich aufhielt, der Papst mit dem Banne belegte. Die Königin, Landstände, Ritter und Universität verwandten sich für ihn beim päpstlichen Stuhl, entschuldigten sein Ausbleiben mit Unsicherheit der Wege, und baten um einen päpstlichen Legaten, die angebliche

Ketzerei an Ort und Stelle zu untersuchen. Gegen Vollziehung der Bannbulle protestirte gleichfalls der Hof, und Huß appellirte an ein künftiges Concilium. Gleichzeitig wurden die Böhmen aufgebracht darüber, daß man sie der Ketzerei beschuldigte und hielten die Sache für eine arge Beschimpfung. Als der Bischof sah, daß er unter diesen Umständen nichts ausrichten würde, versprach er die Aufhebung der Bannbulle beim Papste zu bewirken, starb aber noch vor der Abreise nach Rom.

Die Gährung der Gemüther wurde noch größer als der Papst Johann einen Legaten nach Prag schickte, der mit Bewilligung des Königs Wenzel 1412 einen Kreuzzug gegen den König Ladislaus von Neapel predigte. Huß und Hieronymus widerlegten sich in ihren öffentlichen Vorträgen. Ersterer sprach gegen das Unrecht, dem Papste Geld zu Vergießung von Christenblut zu geben. Letzterer wagte noch mehr, er verbrannte die päpstliche Ablass-Bulle: aller möglicher Unfug wurde mit dem Legaten und dessen Ablassverkündigung getrieben, so daß endlich der Rath dem Unwesen steuernd, drei Studenten als öffentliche Ruhestörer hinrichten ließ. Anstatt aber dadurch ein abschreckendes Beispiel zu geben, meldeten sich über vierzig Personen, welche mit den Verurtheilten einen gleichen Märtyrertod zu sterben verlangten.

Der neue Erzbischof von Prag, Conrad Bechta, brachte den König Wenzel endlich so weit, daß dieser den Magister Huß seines Amtes entsetzte und ihm befahl, Prag zu verlassen. Diese Verbannung verschaffte dem Magister nur noch mehr Anhänger.

Endlich kam die Kirchenversammlung zu Kostnitz (1414 — 1418) zu Stande, welche neben den Streitigkeiten über die Gegenpäpste beilegen und die Einheit in den Lehren bewirken sollte. Da Huß längst ein solches Concilium gewünscht, so zeigte er sich auch um so freiwilliger, dahin zu kommen. Vor der Abreise besuchte er noch einmal Prag, wurde aber von der Synode, welche der Erzbischof damals hielt, ausgeschlossen; es bezeugte ihm aber dieselbe urkundlich, daß er nichts gegen den reinen Glauben der Kirche gelehrt habe. Huß ließ nun an alle Kirchen und Palläste eine Schrift schlagen, in welcher er seine bevorstehende Erscheinung auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz bekannt machte, und Alle und Jeden, die etwas gegen ihn hätten, einlud, dort mit ihm zu erscheinen und sich von der Vertheidigung seiner Unschuld, und seiner Lehrsätze zu überzeugen. Der Kaiser Siegismond gab ihm einen freien Geleitsbrief, in welchem ihm sichere Hin- und Herreise (aber kein Schutz in Kostnitz) versprochen war, und er langte mit großem Gefolge von böhmischen Herrn und Rittern an.

Von schlesischen Fürsten erschienen zu Kostnitz: Herzog Ludwig II. zu Liegnitz und Brieg mit 150 Pferden und 6 Wagen; Herzog Wenzel zu Troppau mit 40 Pferden; Herzog Johann von Oppeln; Herzog Johann von Münsterberg. Aus der Ritterschaft: Niklas von Rechenberg; Hans von Megsberg; Heinrich All; Niklas Stiwitz; Niklas Ribnitz; Heinrich Haag; Peter Silstrang; Heinrich von Schlag; Peter, Hanns und Konrad von Schellendorf; Hanns von Langenau; Hein-

rich Beanwig; Hanns Görsdörfer; Hanns von Borger; Stoff Girzdörfer; Hanns von Zedlig; George Zettrig; Koppo zu Zedlig; Thim Hunsche; Niklas Barnsdörfer; Otto von Schlag; Niklas von Zedlig; Thomas Girzdörfer; Friß Landskron.

Die Abgesandten der Stadt Breslau waren: Niklas Prošnik, Ritter; zwei Gelehrte und drei Bürger.

Der Papst Johann XXIII., der von dieser Kirchenversammlung das Schicksal seiner Absetzung so wenig als Huf seine Verbrennung ahnte, war bereits angelangt. Huf schickte bei seiner Ankunft die Ritter von Chulm und Heinrich von Lakenbock an den Papst, ihm seine Ankunft zu melden, und ihn um seinen Schutz zur Erfüllung des kaiserlichen Geleitsbriefes zu bitten. Der Papst versprach dieses nicht nur mit vieler Zerkeligkeit, sonder: fügte noch hinzu: „er würde, und wenn ihm Huf seinen eigenen Bruder erschlagen hätte, es doch aus allen Kräften hindern, daß ihm während seines Aufenthalts zu Kostniz, irgend ein Leid geschähe;“ ja er sprach ihn sogar vom Banne los und erlaubte ihm, frei umherzugehen. Nur eine Bedingung machte sich der Papst aus: Huf solle nicht bei feierlichen Messen erscheinen, um dem gemeinen Mann kein Aergerniß zu geben, auch solle er sich alles Predigens und Verbreitens seiner Lehrlätze enthalten.

Diese Bedingung hielt Huf nicht; sein ungestümer Eifer verleitete ihn, zwei weitläufige Predigten zu schreiben und zu verbreiten, welche sein ganzes Glaubensbekenntniß enthielten, und in denen er bekannt machte, man müsse weder an die

Jungfrau Maria, oder an die Heiligen noch an die Kirche und den Papst glauben.

Durch diese Handlungsweise machte er sich nicht allein den Papst, sondern auch die ganze Kirchenversammlung zu Feinden, es erschienen überdies noch mehrere Ankläger — und Huf wurde gefänglich eingezogen. Seine Begleiter protestirten dagegen und beriefen sich auf den kaiserlichen Geleitsbrief. Kaiser Siegismond machte dem Papste große Vorwürfe und verlangte seine Befreiung, aber auch dieses fruchtete nichts, selbst nicht als er persönlich nach Kostniz kam, und einen Gewaltstreich zu wagen, schien ihm nicht rathsam; er überließ daher die Sache dem Ausspruch der geistlichen Richter.

Während Huf in dem Predigerkloster zu Kostniz in engem Gewahrsam gehalten wurde, eilte sein Freund Hieronymus von Prag dahin, um sich des Verlassenen anzunehmen, verwickelte sich aber selbst in sein Schicksal. Auch hatte er nichts besseres zu erwarten, wenn er der Schmach gedachte die er dem Papste angethan: einer berückigten Weibsperson hatte er die päpstliche Bulle umgehangen, sie durch die Straßen von Prag führen lassen, und die Bulle hierauf verbrannt. In einer Marienkirche hatte er die Reliquien von den Altären gerissen und mit Füßen getreten, und von zwei ihn an dieser Unthat hindernden Mönchen, den einen in das Gefängniß, den andern in die Moldau werfen lassen.

Von einigen Schülern begleitet kam er heimlich in Kostniz an, zu Huf aber zu gelangen, war ihm unmöglich, auch mußte er bald wieder die Flucht ergreifen, als man seine Anwesenheit erfahen. Er floh nach

Ueberlingen, wo er sich sicher glaubte und schrieb an die Versammlung um freies Geleit, welches ihm aber nur in Ansehung der Hinreise gestattet wurde. Als er in sein Vaterland zurückkehren wollte, wurde er verhaftet und geschlossen nach Kofnitz gebracht.

Man machte nun beiden Reformatoren den Prozeß; gestattete ihnen aber aus Furcht vor den üblen Folgen keine öffentliche Verteidigung. Huf wurde im Franziskaner Kloster verhört; seine Ankläger waren lauter Landsleute. Bei seiner Verantwortung wurden die versammelten Väter gewaltig laut, daß zuletzt einer den andern nicht verstand; deswegen drangen Huffsens Begleiter darauf, daß der Kaiser den Verhören persönlich bewohnen sollte, um durch sein Ansehen Ruhe und Ordnung zu erhalten. Es geschah, und es wurden noch drei Verhöre mit ihm angestellt; er sollte widerrufen, bestand aber auf Widerlegung seiner Lehrsätze durch die h. Schrift. Auch der Kaiser ermahnte ihn zum Widerruf doch vergeblich. Beim letzten Verhör stellte man ihn an einen erhabenen Ort, von wo aus ihn Jedermann sehen konnte. Der Bischof von Lodi hielt eine Strafpredigt an ihn und der Bischof von Concordia verlas eine Berordnung des Conciliums, zufolge deren jeder Anwesende, der Kaiser selbst nicht ausgenommen, bei Strafe des Bannes und zweimonatlicher Gefängnißstrafe zum Stillschweigen verpflichtet ward. Nun legte man dem Unglücklichen den Priesterschmuck an, um ihm denselben in Gegenwart der Versammlung wieder abzunehmen. Bei Handhabung dieser Ceremonie wurde er des Priesterstandes für unwürdig erklärt, worauf er knieend das Urtheil anhören mußte,

welches ihn und seine Schriften zum Feuer verdamnte, und das auch alsbald an ihm vollzogen wurde. Der Churfürst von der Pfalz setzte ihm eine papierne Mütze auf, die mit vier Teufeln bemalt war, und übergab ihn dann dem weltlichen Gericht, welches ihn unter Bedeckung von 800 Mann, erst vor den bischöflichen Palast, wo man seine Schriften verbrannte, hierauf nach dem Scheiterhaufen bringen ließ. Angelangt band man ihn an einen Pfahl. Der Urtheilte beehrte einen Priester; der bestellte wollte ihn aber nicht hören, bevor er nicht seine Ketzerei abgeschworen hätte. Man ermahnte ihn daher dringend, es zu thun und wenigstens seine künftige Glückseligkeit zu retten, Huf aber antwortete: ich bin entschlossen, alles, was ich gelehrt habe, mit meinem Blute zu besiegeln.

Bald stand der Scheiterhaufen in Flammen; der Dampf erstickte den Unglücklichen früher, ehe er noch die schrecklichen Schmerzen des Feuers erduldet. Damit er ganz verbrenne, warf man ihn zuletzt stückweise ins Feuer und später seine Asche in den Rhein, damit dieselbe nicht etwa von seinen Landsleuten nach Böhmen getragen würde. Diese trugen aber statt deren Erdklumpen von der Brandstätte mit heiliger Ehrerbietung nach dem Vaterlande. Die schrecklichen Folgen, welche Huffsens Tod zu Wege brachte, sind unbeschreiblich; die verzehrenden Flammen seines Scheiterhaufens schlugen lichterloh in Deutschland, und namentlich in Schlessien auf, — sein Blut kostete das Leben vieler Tausende.

Dieses war am 6. Juli 1415 geschehen; im folgenden Jahre den 19. Juli er-

eilte den Magister Ritter Hieronymus das selbe Loos.

Der martervolle Tod seines Freundes mochte ihn anfangs geschreckt haben, denn er unterzeichnete eine Schrift, in welcher er sich der Kirchenversammlung unterwarf, Willeß und Hussens Verurtheilung billigte, und dreißig Artikel des letzteren für kezerisch erklärte. Auch hielt er eine Rede, in welcher er sich verbindlich machte, bei der Wahrheit der christlichen Lehre zu verharren; verfluchte diejenigen, die das Gegentheil glaubten und erklärte endlich, daß, wenn er jemals etwas andres lehren oder schreiben würde, er sich der ewigen Verdammniß und der Strafe des Kanonischen Rechts unterwerfen wolle. Hiermit fällt sich der Unglückliche sein Todesurtheil selbst; denn kurz zuvor, ehe er auf freien Fuß gestellt werden sollte, widerrief er, was er gesprochen, erklärte, daß er aus Furcht vor dem Feuertode zu jener Aussage gezwungen worden, und schilderte dabei seine Unschuld so rührend und ergreifend, daß viele der Versammelten in Thränen ausbrachen. Das Concilium blieb ungerührt, es verdamnte ihn zum Feuertode, und er ward, ungeachtet des Protestirens des Kaisers, an ihm vollzogen.

Bei der Hinrichtung brachte man ihm eine ähnliche mit Teufeln bemalte Mütze, die er sich selbst aufsetzte, während er seinen Hut unter die versammelten Priester warf. Bei seiner Führung zur Nichtstätte sang er mit lauter Stimme und betete alsdann auf dem Plaze, wo Huss verbrannt worden war.

Hieronymus wurde alsdann entkleidet, an einen Pfahl, welcher aus der Mitte des Scheiterhaufens emporragte, gebunden, und

bis an den Hals mit Holz und Stroh belegt. Als man hinter seinem Rücken das Feuer anzünden wollte, rief er: „Hier vor meinen Augen zündet das Holz an; denn hätte ich das Feuer gefürchtet, so stände ich nicht da.“ Aus den Flammen heraus hörte man ihn noch immer in böhmischer Sprache rufen: „allmächtiger Gott erbarme dich meiner, vergieb mir meine Sünden!“ — Seine Kleider, Stiefeln, das Bett und andere ihm zugehörigen Geräthschaften wurden gleichfalls mit verbrannt und die Asche dann zerstreut.

Der grausame, qualvolle Tod dieser zwei berühmten Männer war die Einleitung zu dem kommenden schrecklichen Schauspiel, dessen Zuschauern blutige Thränen erpreßt wurden. Statt geschreckt zu werden, brausten die Gemüther der Böhmen empörend auf; die böhmischen Stände unterzeichneten ein Schreiben an die Versammlung der Kirchenväter zu Kostnitz, worin sie alle diejenigen, welche die Böhmen einer Ketzerei beschuldigten, Lügner, Bösewichter, Landesverräther und Mörder nannten. Bald darauf sagten 450 böhmische und mährische Edelleute dem Concilium allen Gehorsam auf, den Magister Huss erklärten sie für einen katholischen frommen Mann, der unschuldig durch Verläumder ermordet worden wäre, und betheuerten, daß sie dessen Lehrsätze mit ihrem Gut und Blut vertheidigen würden. Darauf schlossen sie ein Vertheidigungsbündniß, vermöge dessen jeder Herr auf seinen Gütern jene Lehrsätze frei konnte verkündigen lassen, sagten sich von der Macht des Papstes los und schickten sich an, ein neues Oberhaupt der Kirche zu wählen.

Ein Liebling des Königs, Namens Ziska von Trocznow, welcher gegründeter Ursachen halber aus einem Verehrer zum Feinde der Geistlichkeit geworden, war über die Begebenheiten höchst traurig gestimmt, daß es sogar dem Könige auffiel. Welcher Böhme soll nicht traurig sein, gab er zur Antwort, da das Vaterland durch die Hinrichtung unsers Huz und Hieronymus beschimpft worden ist? Der König, welcher längst seine Gefinnung gegen die Geistlichkeit geändert hatte, sie für Hussens Mörder erklärte und dem Kaiser Siegismond bittere Vorwürfe machte, erwiederte seinem Freunde: lieber Hanns, was sollen wir dazu sagen? können wir es wieder gut machen? thue es, wenn Du ein Mittel weißt; räche Deine Böhmen; ich gebe Dir meine Einwilligung dazu.

Mehr bedurfte es nicht, daß schlummernde Rachegefühl dieses feurigen jungen Mannes zu entflammen. Wie sehr er von der Einwilligung des Königs Gebrauch machte, davon zeugt die Geschichte, in welcher er bald als erster hussitischer Feldherr auftritt.

Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die hussitischen Lehrläge durch ganz Böhmen, schufen gleichzeitig mehrere Partheien, die sich aber wiederum zu einem Ganzen vereinigten.

Ein Prediger, Jakob von Mieß, lehrte öffentlich, daß die Entziehung des Kelches ein Mißbrauch der neuen Zeiten sei (die Kreuzzüge hatten ihn allgemeiner gemacht). Er theilte das Abendmahl unter beiden Gestalten (sub utraque) aus; der Kelch war das Bundeszeichen, daher die Partheien Kalixtiner (Kelchgenossen) und Utraquisten. Die Mitglieder der neuen

Kirche hatten bei dem ungeheuern Zusammenströmen nicht mehr in den Gotteshäusern Raum; die Prediger sammelten ihre Zuhörer auf Bergen und Anhöhen, von denen herab sie der umherlagernden aufmerksamen Menge die neue Lehre verkündeten. Die religiösen Schwärmer gaben hierauf solchen Berghöhen biblische Bezeichnungen, als: der Berg Tabor, Horeb u., die Verbündeten nannten sich darnach: Taboriten, Horebitten. Böhmen aber war ihnen das gelobte Land; die angrenzenden Staaten nannten sie das Land der Philister, welches mit Feuer und Schwert zur reinen Lehre gebracht werden müsse.

Ziska wurde ein immer eifrigerer Anhänger und zuletzt Anführer der Taboriten. Schaudererregend sind die Verfolgungen, welche die Hussiten gegen ihre Gegner ausübten, Blut und Feuer bezeichnete ihre Wege; und wagten es jene, einen der Hussiten für sein schonungsloses Treiben mit dem Leben zu strafen, so flammte der Zorn um so loöder auf; von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wälzte sich der verheerende Haufe; besonders büßten die Prager, welche sich von ihrer Parthei ausschlossen. Ein Umstand, daß bei einem öffentlichen Umzuge der Taboriten in Prag, nachdem sie bereits mehrere Gräueltthaten in der Stephanskirche verübt, vor dem Rathhause, wo man die Gefangenen ihrer Parthei vergeblich herausforderte, der Pfarrer, welcher die Hostie trug, mit einem Steine aus dem Rathhausfenster geworfen wurde, veranlaßte die Stürmung des Rathhauses. Ziska selbst forderte zur Rache auf; 13 Rathsherrn, sämmtlich Deutsche, wurden zu den Fenstern herabgestürzt, von dem Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet.

Der König Wenzel hatte schon vorher aber vergeblich die hitzigen Bürger aus Furcht aufgefordert, die Waffen niederzulegen; bei der jetzigen That loberte sein Zorn von Neuem aber schrecklicher auf — er schwur allen Hussiten den Tod, beförderte aber nur dadurch seinen eigenen. In seinem übermäßigen Zorn rührte ihn der Schlag; ein alter Chronist sagt, jedoch ohne Beweis: hussitische Hofleute hätten den König, um seiner Abndung zuvorzukommen, mit Betten erstickt. Er soll bei seinem Ende gebrüllt haben, wie ein Löwe.

Der ausgebrochene Krieg der Hussiten würde für Schlesien weniger verderblich gewesen sein, wenn die öffentlichen Verhältnisse dieses Landes besser geordnet, und die Anstalten zur Abwehr eines auswärtigen Feindes wären ausgebildet worden. Ungeachtet der vielen innern Kriege und Fehden, welche die Kräfte des Landes ausfaugten, hatte man es doch noch zu keiner bestimmten Taktik im Kriege gebracht, die grade jetzt, wo schon das Pulver in Anwendung kommt, zu wesentlichen Veränderungen in der Kriegsführung leiten mußte. Große Kriege hatte Schlesien überhaupt seit den Kriegen mit den Polen und Deutschen nicht mehr geführt, die gewöhnlichen Fehden und Heerfahrten waren bloße Züge zur Verheerung und Verwüstung der Ländereien, der Dörfer und Städte. Um einen solchen Zug zu unternehmen versammelte der Adel oder die Stadt die waffenfähige Mannschaft an einem bestimmten Orte, diese Versammlung hieß eine Samennung. Das Heer bestand aus mehreren Gattungen von Kriegern. Die erste Abtheilung bildeten die Reiter (Reisigen oder das

reisige Zeig), die von Kopf bis zu Fuß geharnischt, nur an den Schilben zu erkennen waren, die das Wappen des Ritters trugen. Diese Reiter aber bestanden größtentheils aus dem Adel und dem hohen Bürgerstande. Die zweite Abtheilung waren die Trabanten, welche wieder in Gewappnete, Schützen und Söldner zerfielen. Die Trabanten bestanden aus den Knappen der Ritter, den Bauern und in den Städten aus den Bürgern und den Knappen (Gesellen) der Gewerke, sie waren nur leicht bewaffnet. Die Wappner oder Gewappneten hingegen trugen Pickelhauben, Harnische, Arm- und Beinschienen, gleich den Rittern, Spieße, Lanzen und Schwerter, waren daher auch höchst unbesohlen im Kriege und mußten zu Wagen von einem Ort zum andern geschafft werden, ihre Anzahl war daher auch äußerst gering; Breslau konnte gegen das Jahr 1400 nur höchstens hundert solche Wappner aus den Gewerken stellen. Eine andere Unterabtheilung waren die Schützen, welche eine Armbrust führten. Die Schützen waren gewandte junge Männer. War die Zusammenbringung eines größeren Heeres nothwendig, so geschah mit dem Schlagen einer Trommel der Aufruf an Freiwillige, welche für die Zeit der Fehde oder des Krieges bezahlt, und von dem Sold den sie erhielten, Söldner genannt wurden. Außer den erwähnten Waffen kommen noch verschiedene Namen vor, als: Tartschen (kleine Schilde, Sehe-Tartschen, welche der Krieger vor sich hin und mit einem Haken in die Erde befestigen konnte) Harnischklappen, Brustbleche, Panzerschürzen (bestehend aus Schuppen oder Drath, den Unterleib

zu decken), Panzerhandschuhe, Rynnemagen und Rynneshilder. Jedes Heer hatte seine Paniere, welcher Name dann zur Bezeichnung einer ganzen Abtheilung diente. Die Unterabtheilung des einen Banners hießen Gleseyen, auch Rotten. Um die Mauern der Städte einzubrechen, gebrauchte man gewisse Sturmmaschinen, Sturmböcke, und zur Anzündung der Häuser Pfeile, welche mit brennenden Sachen versehen waren. Als das Schießpulver in Gebrauch kam, entstanden die Bochsenschieser und Bochsmeister, welche die sogenannten Kammerbüchsen, Steinbüchsen, Donnerbüchsen, Larrasbüchsen, aus denen man große Steine warf, handhabten. Diese Art von Kanonen waren wegen ihrer großen Schwere nur bei Belagerungen anwendbar. Große Handbüchsen, welche die Trabanten trugen, kamen das erstemal im hussitischen Kriege vor.

Das Kriegsführen war ein bloßes Umherziehen, welches in Verwüstung der gegenseitigen Ländereien bestand, trafen die Partheien zusammen, so kam es zum Gefecht, nach dessen Beendigung, wo der eine Theil gewöhnlich total geschlagen wurde, oder die Flucht ergriff, man wieder heim zog.

In einer solchen Verfassung befand sich die Kriegsmacht der Schlesier, als Wenzel starb und seine Lande in der größten Vöhrung hinterließ.

Kaiser Siegmund,

König in Böhmen und oberster Herzog in Schlesien 1419 — 1437.

Ganz Böhmen war in Aufruhr; die furchtbaren Missethaten und räuberischen Überfälle und Verwüstungen der hussitischen

Parthei weckte nun auch den Geist der katholischen oder königlichen Parthei, welche sich zu ähnlichen Grausamkeiten berufen fühlte. Altäre, Kirchen, Klöster und Paläste sanken unter der zerstörenden Hand des rasenden Haufen in den Staub, die Menschen wurden hingeschlachtet wie die vernunftlosen Thiere, Martern und Qualen der gräßlichsten Art wurden erfunden, um die Gegner damit zu strafen. In Prag herrschte zwar nach den letzten mörderischen Auftritten, wo die Wittve des Königs Wenzel, Sophie, mit den Taboriten einen Waffenstillstand zu schließen, gezwungen worden war, einige Ruhe und Ordnung, gab aber durch die Bedingungen, welche man der Königin abgedrungen, der königlichen Parthei auf dem Lande neues Uergerniß; besonders thätig in der Verfolgung der Hussiten zeigten sich die zahlreichen Bergleute, und hunderte beider Partheien wurden in die tiefen finstern Schächten hinabgestürzt.

Während dieses Unwesens kam Wenzels Bruder und Kronerbe, Siegmund, der Ungarn gegen die Türken vertheidigt hatte, nach Brünn, wohin er die Stände von Mähren und Böhmen zu einem Landtage beschied.

Die Prager zitterten vor des Königs Ungnade, sandten aber dennoch ihre Abgeordneten, welche den Herrscher knieend um Verzeihung für ihre begangenen Ausschweifungen baten, der sie mit den bittersten Vorwürfen überhäufte, und ihnen die Einstellung aller Mißhandlungen der Geistlichkeit auf das Strengste anbefahl. Seine übrigen Verordnungen, Prag betreffend, ließen seinen Haß nicht verkennen, den er

gegen die Prager offen hegte, und der ihm mehr Feinde zuzog, als er Freunde erwarb. Es mangelte ihm alle Staatsklugheit, die entstandenen Wirren auf eine Weise zu beseitigen, daß der Ausgang für keine Parthei fühlbar gewesen wäre. Statt zu Prag in Person zu erscheinen, und durch Milde das Gleichgewicht vollends herzustellen, zog er es vor, aus der Ferne das Racheschwert über den Pragern, die er ohne Unterschied als Aufrührer behandelte, zu schwingen. Seine Absicht war, sie zu schrecken, der Augenblick gab ihm die Mittel an die Hand.

Siegismund kam am 6. Dreikönigs-Abend des Jahres 1420 nach Breslau, die Huldigung zu empfangen. Sein Hauptaugenmerk war, das Gleichgewicht zwischen den Bürgern und dem Rath wieder herzustellen und das gesunkene Ansehn der Geistlichkeit auf alle Weise zu heben. Er ordnete strenge Maaßregeln wegen früherer Verspottung und Verhöhnung der Geistlichen, wie namentlich bisher durch den volksgrbräuchlichen Ausruf: Mönch im Sack! beim Erblicken eines Geistlichen geschehen war, und traf alle Anstalten der hussitischen Lehre jeden Eingang zu verhindern.

Wegen Bestrafung der Verbrecher, die zwei Jahre vorher das Rathhaus erstürmt hatten, war bis jetzt noch kein Schritt gethan worden. Der Rath selbst schien nicht zu wagen, eigenmächtig in die Rechte des Fürsten zu greifen, aus Furcht vielmehr, die blutigen Auftritte von 1418 möchten sich wiederholen. Dagegen traten jetzt alle die verschiedenen Geschlechter, welche durch jenen Aufruhr ein Glied der Familie verloren oder sonst einen harten Verlust erlitten hat-

ten, mit dringenden Klagen beim Kaiser auf und verlangten die Bestrafung der Verbrecher.

Die betheiligten Bürger und Aufrührer hatten sich dessen nicht versehen, nur Wenigen gelang es, vor Abhaltung des Gerichts die Flucht zu ergreifen, die Meisten scheinen der Meinung gewesen zu sein, die Sache würde, wie bei früheren Auftritten ähnlicher Art, mit Stillschweigen übergangen werden.

Nachdem der Kaiser die dringendsten Angelegenheiten besorgt, bestellte er ein Recht, welches aus den Schöppen, Ältesten, Kaufleuten und Geschworenen der Stadt bestand. Und um der Sache ein größeres Gewicht zu geben und den Verdacht der Partheilichkeit zu vermeiden, zog er noch die Rathmänner der Städte Schweidnitz, Striegau, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Reichenbach, Hirschberg, Namslau und Neumarkt dazu.

Nach dem Ausspruch der Richter wurden drei und zwanzig Häupter jenes Aufruhrs, meistens Zechälteste oder Funstmeister zum Tode durch das Schwert verurtheilt, und die Strafe am 4. März desselben Jahres auf der kaiserlichen Burg in Gegenwart des Kaisers vollzogen. Ihre Leichname wurden auf dem Kirchwege, vom Thor des Elisabethkirchhofes bis zum Eingange in die Kirche, beerdigt und mit 23 Steinen bedeckt, zur Strafe noch verdammt, für ewige Zeiten von den Kirchengängern mit Füßen getreten zu werden. Die Häupter der Gerichteten wurden auf der Stadtmauer aufgesteckt. Fünf und funfzig Schuldige hatten sich, der Strafe zu entgehen, entfernt, ein andrer Theil wurde des Landes

verwiesen und die Güter derselben zum Besten der Stadt confiscirt.

Die Stände des Königreichs Ungarn und Böhmen wurden durch kaiserliche Befehle aufgefordert, die Flüchtlinge an den Breslauer Rath auszuliefern, um sie zur Strafe an Gut und Leben zu ziehen, aber man konnte keines einzigen habhaft werden, wenigstens machten die aufgeforderten Stände keine Miene, die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

Die Zechen, welche bei dem Aufruhr besonders thätig gewesen waren, erhielten neue, eingeschränkte Ordnungen und Innungen, es wurde ihnen die Bruderschaft und die sogenannte Morgensprache untersagt und nur immer sechs Personen durften in Gewerkschaften zusammen kommen, welches jedoch schon im folgenden Jahre wieder aufgehoben, wobei die alte Ordnung wieder eingeführt und bestätigt wurde; jedoch durften die Fleischer, als vorzügliche Theilnehmer und Anheber des Auflaufs innerhalb der Stadt kein Haus besitzen. Sie und auch die sogenannten Geißler sollten nicht mehr in der Stadt schlachten, ferner durften sie weder in den Häusern noch am Leibe Mordwaffen tragen, ausgenommen solche, welche sie zu ihrem Geschäft brauchten. Gleichzeitig besetzte Siegmund den Rath mit neuen Mitgliedern, zu denen er fünfzehn aus den vornehmsten Geschlechtern und vier aus der Gemeinde wählte; die kaiserliche Burg an der Oder wurde erbaut, der Stadt alle Privilegien unterm 14. März 1420, wie sie diese seit den Jahren 1270 und 1290 besaß, bestätigt und alle und jegliche Mängel, an zerrissenen Briefen und Sie-

geln, die in gedachtem Aufruhr herbeigeführt worden, wieder erstattet und ergänzt.

Bei diesem blutigen Gericht in Breslau waren die Prager Abgeordneten gegenwärtig, und der Kaiser sah mit Wohlgefallen, wie diese Handlung einen allgemeinen Schrecken unter den Pragern verbreitete. Das Gefühl der Gegenwehr wurde in ihnen rege; denn sie schlossen daraus auf die Gerichte, welche der erzürnte Kaiser über sie verhängen würde, wenn er nach Prag käme, und an die Stelle der Furcht trat eine immer steigendere Erbitterung gegen den König, besonders als er Johann Krasa, den ersten vom Neustädter Rath zu Prag, in Breslau auf die grausamste Weise hingerichten ließ.

Krasa hielt sich Geschäfte halber in Breslau auf, wo er nicht allein seine Religionsmeinungen öffentlich äußerte, sondern auch über Hussens Verbrennung frei sich aussprach. Das geistliche Gericht forderte ihn und legte ihm folgende Punkte vor, denen er beipflichten sollte: das Costnitzer Concilium sei rechtmäßig im heil. Geist versammelt gewesen; dessen Beschlüsse seien sämmtlich heilig und gerecht und bei Strafe der Todssünde zu beobachten; die Verurtheilung des Huz und Hieronymus, und das Verbot der Kommunion unter beiden Gestalten seien rechtmäßig. Doch gelang es nicht, Krasa zum Widerruf zu bewegen; er behauptete standhaft, jene Artikel seien irrig, gottentehrend und dem göttlichen Gesetz und der Wahrheit widersprechend. Er wurde daher zum Feuertode verurtheilt. Den 15. März wurde er mit Pferden über den Markt durch die Stadt geschleift, auf den Scheiterhaufen gesetzt und hier auf-

neue bestürmt jene Punkte zu unterschreiben. Aber keine Vorstellungen, keine Beschimpfungen, kein Spott, selbst die auslobernden Flammen vermochten nicht, ihn zum Wanken zu bringen. Er starb freudig unter brünstigem Gebet für seine Feinde.

Diese letzte blutige Hinrichtung in Breslau zerriß von neuem und gewaltsam das Band des Friedens, welches obgleich noch locker, um die Prager und ihren König geschlungen war; die nach Prag zurückkehrenden Prager Abgeordneten erfüllten ihre Landsleute mit Furcht und Rachsucht; statt auf des Königs Befehl die Waffen niederzulegen und auf das königliche Schloß zu bringen, sich gleichzeitig der Gnade und Ungnade des Königs zu unterwerfen, änderten sie ihren Sinn und beschloßen, Siegismond nicht in die Stadt einzulassen, diese vielmehr bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, da sie ja doch nichts anders als den Tod von dem einziehenden Herrscher zu erwarten hatten.

Um nun die Schlesier für sich zu gewinnen, namentlich aber den thätigsten Beistand der Breslauer zu erhalten, ließ Siegismond durch den Legaten des Papstes Martin V. dessen Bulle gegen die ketzerischen Böhmen publiciren und in allen Kirchen Breslaus das Kreuz gegen die Hussiten predigen, bestättigte, wie oben erwähnt worden, nur aus diesem Grunde den Breslauern alle Freiheiten und Privilegien und traf neue Anordnungen zur Behebung aller Zwietracht zwischen Rath und Gemeinde. Vor den versammelten Ständen und dem Volke hielt er eine Rede, in der er Schlesiens Hauptstadt die Quelle der Geseßlichkeit nennt und mit einem Garten, der des

Gärtners Stolz ist, vergleicht. Fürchterliche Zurüstungen wurden gemacht und von den Breslauern und übrigen Schlesiern das Kreuzheer unterstützt. Allein mitten in der Gefahr wuchs die Macht der Taboriten, welche durch ihre schwärmerischen Prediger zu dem flammendsten Muth angeeifert wurden. Alle Städte der Welt, mit Ausnahme von Pilsen, Saaz, Laun, Schlan und Kathlau sollten vernichtet werden.

Mit dem ansehnlichen Kreuzheer, in welchem viele schlesische Fürsten dienten, rückte nun der König in Böhmen ein, die Krönung zu Prag sich zu erzwingen; aber enger vereinigten sich die Böhmen, der Aufstand wurde immer größer, Biska hielt mit einem Heere zu Pilsen; einen andern Haufen sammelte Krussina von Lichtenburg bei Trzebechowiz auf einem Berge, den sie Horeb und sich selbst Horebiten nannten; von allen Kanzeln herab tönte der Aufruf zum Widerstande gegen Siegismond, furchtbarer als je zog das dräuende Ungewitter auf.

Das Kreuzheer, so stark es auch war, wurde von allen Seiten hart bedrängt. Siegismonds Erbitterung artete in grenzenlose Wuth aus: wo nur immer ein Hussite ergriffen wurde, ließ er ihn martervoll hinrichten, gewann aber dadurch nichts, als eine Steigerung der böhmischen Rache. Das Heer lagerte vor Prag; Biska hatte sich auf dem Berge Witkow verschanzt, schwärmerische Priester führten, das Sakrament in der Hand, immer neue Schaaren von Bewaffneten zu ihm, daß er endlich stark genug war, Siegismonds Heer anzugreifen. Von Biskas heldenmüthiger Verthei-

digung dieses Berges erhielt letzterer den Namen Ziska berg. Viele Pragerinnen sollen dabei in Mannskleibern gestritten, und eine sogar am 19. Juli Siegismonds Lager angezündet haben.

Das königliche Heer erlitt von allen Seiten Verluste. Die Deutschen hielten zuletzt Alles, was böhmisch war, für Verräther, daher es selbst im Lager Siegismonds zu traurigen Kämpfen kam. Schwärmerischer Religionsseifer und Nationalhaß gaben die blutigsten Auftritte unter den gefuchtesten Grausamkeiten; so wie die Deutschen Frauen und Kinder nicht schonten, eben so wütheten die Taboriten, welche die gefangenen Deutschen in ausgepichten Fäffern verbrannten.

Siegismund hatte sich indessen vom Erzbischof krönen lassen und gleichzeitig alle Kassen geleert, die Kleinodien, die goldnen und silbernen Bildsäulen der Kirchen in Geld verwandelt, die Güter von 43 Klöstern verkauft und verschenkt, und zwei böhmische Städte zur Bestreitung der Kriegsrüstungen verpfandte, wodurch er sich den patriottischen Böhmen verhaßter machte. Nothgedrungen trat er mit seinem Heere den Rückzug an, während Ziska das Land von den fremden Heeren mit frischer Kraft zu säubern fortfuhr.

Das schlesische, 20,000 Mann starke Heer, bei welchem sich 14 schlesische Herzöge befanden, kam nicht weiter als bis Nachod und Trautenau und verwüstete durch Raub und Brand die Gegend. Die Unmenschlichkeiten, welche hier die Schlesier begingen, sind empörend, und berechtigten später die Hussiten zur strengsten Vergeltung. Manns- und Frauenpersonen

wurden von dem Kreuzheere niedergehauen und ungefähr 40 hussitischen Knaben hieb man den rechten Fuß und die linke Hand, oder die rechte Hand und den linken Fuß ab, andern schnitt man die Nasen ab. Dennoch, hoffend, Schlesien würde sich eines bessern besinnen, zögerte das hussitische Heer mit einem Einfall in Schlesien, und es kam zu einem vorläufigen Waffenstillstand. Beim Anzuge der Böhmen wurde der Friede vermittelt und von den Schlesiern versprochen, es mit den Böhmen zu halten.

Die blutigen Auftritte wiederholten sich von Tag zu Tage; von neuem versuchte Siegismond, aber immer vergeblich, Prag zu erobern. Man erzählt von ihm, daß er geäußert habe, er wolle ganz Ungarn hingeben, wenn nur in Böhmen kein Böhme wäre.

Als die Hussiten des Landes Meister waren, drohten sie in Partheiungen zu zerfallen, worauf Siegismond seine Hoffnung zur Erreichung seines Zieles baute.

Man trug dem Könige von Polen die böhmische Krone an, worüber der hussitische Anführer Hussinez erbittert, Prag verließ und bald darauf starb. Ziska wurde nun zum Anführer gewählt. Alle Städte, Dörfer und ihre Einwohner, welche nicht die vier Artikel: den Genuß des Kelches im Abendmahl, die Freiheit zu predigen, die Einziehung der geistlichen Güter und die öffentliche Bestrafung der Todsünden anerkannten, fielen dem Radeschwert der Verbündeten anheim. Ziskas Krieger waren größtentheils Bauern, mit Dreschflegeln, Sensen u. dgl. ländlichen Attributen bewaffnet, mit denen sie aber meisterhaft in die Feinde schlugen. Eine Stadt nach der

andern ergab sich dem kühnen Eroberer und Siegismond mußte zu wiederholten Malen Böhmen räumen.

Von der endlosen Raserei wurde auch Mähren angesteckt. Man erschlug den Bischof und mehrere Adlige; ein Priester kam nach Tabor, wo er in seinen Lehren behauptete, man dürfe dem Sakrament des Altars keine Verehrung beweisen. Sofort wurden alle Monstranzen und Kelche zer- schlagen, und einige nahmen sogar adami- tische Grundsätze an, wurden aber vertrie- ben und mehrere von ihnen verbrannt.

Bei der Belagerung der Festung Raby verlor Ziska, welcher schon einäugig war, auch das zweite Auge; seine völlige Blind- heit hinderte ihn aber nicht, an den fer- nern Gefechten und Schlachten theilzuneh- men. Er war dann stets bei der Haupt- fahne, wo er auf einem hohen Wagen stehend, die Berichte seiner Getreuen erhielt, und ihnen seine Befehle erteilte.

Der lithauische Prinz Siegismond Kory- but, welcher bereits eine zweite Aufforde- rung erhalten hatte, war endlich zur Krö- nung nach Böhmen gekommen; als man ihn aber krönen wollte, vermißte man die Krone, die heimlich auf das Schloß Wel- harticz gebracht worden war, während man sie auf dem Schlosse Karlstein vermuthete, daß man vergeblich belagerte. Indessen wurden die Uneinigkeiten der Hussiten im- mer gefährlicher, ein Theil weigerte sich so- gar, Korybut als König anzuerkennen; Ziska aber, welcher eine unendliche Gewalt über die Böhmen übte, brachte sie zur Ruhe und Ordnung. Die Hussiten mach- ten immer größere Fortschritte und den Deutschen viel zu schaffen; da versuchte

Siegismond gegen den unüberwindlichen, schrecklichen Ziska andre Mittel; er bot ihm, wenn er ihm zur böhmischen Krone helfe, die Statthalterschaft über ganz Böhmen, die Oberfeldherrn-Würde über sein ganzes Heer und einen großen Jahrgelt an. Ziska soll sich wirklich in Unterhandlungen eingelassen haben, starb aber während der- selben an der Pest (1424). Durch diesen Verlust erschüttert, begingen die Hussiten seine Todesfeier durch Abbrennung der Stadt Pribislawa, welche sie eben belagerten.

Auf dem Sterbebette hatte Ziska sei- nen Unterfeldherrn, einen ehemaligen Mönch, Prokop den Großen, welcher ihn bereits auf seinen Zügen begleite, zum Nachfolger erwählt, er wurde aber nur von den Ta- boriten gewählt. Ein andrer Theil der Hussiten aber hielt Niemanden für würdig, Ziskas Nachfolger zu sein und nannte sich die Waisen (Orphaniten), welche Prokop den Kleinen oder Prokupek, der sich durch seine Grausamkeiten auszeichnete, zum An- führer wählten; die Kalixtiner (Kelch- ner) und die Prager blieben dem lithau- ischen Prinzen Siegismond Korybut treu, und die Streiter des Berges Horeb, die Horebiten machten den Hinko Krus- sina zu ihrem Anführer. Nur bei allge- meiner Noth vereinigten sich die vier Haufen zu gemeinschaftlicher Vertheidigung und dann war Prokop der Große Oberfeldherr.

Prokop der Große (auch **Holy rasmus** der Geschorene genannt, wegen seines geist- lichen Standes, in den er wider Willen getreten) begann nun seine verheerenden Züge nach Mähren und Oesterreich, während dessen in Polen und Deutschland das Kreuz gegen die Böhmen gepredigt wurde.

Eine kaiserliche und sächsische Armee erlitt 1426 bei Ruffig eine große Niederlage, welche allgemeinen Schrecken verbreitete, halb Europa zitterte vor diesen gefürchteten Schaaren; der bloße Namen Hussiten war hinreichend, um in die äußerste Bestürzung zu gerathen; schreckliche Bilder machte man sich von diesen rauen Kriegern, daher es auch kam, daß weit überlegnere und vielmal größere deutsche Heere schon beim Anblick, von Furcht ergriffen, die Flucht nahmen. Nur wenig Beispiele einer so langen und unüberwindlich fortbauernenden Bürgerwuth hat die Geschichte aufzuweisen.

Noch hätte die Gefahr, welche den Schlesiern beim Herannahen der böhmischen Hussiten drohte, abgewendet werden können, wenn ein engeres und festeres Zusammenhalten die schlesischen Fürsten zur Aufstellung einer vereinigten Macht bewogen hätte, aber Sorglosigkeit und unthätiges Zuschauen ließ sie die Sicherheit vergessen, welche die nachfolgenden traurigsten Ereignisse gewiß verhindert hätte. Die Gelegenheit war günstig; denn die Hussiten drangen nicht mit vereinigter Macht vor, sondern in einzelnen kleinern Heeresabtheilungen, welche ein kluger Gegner eine nach der andern zu vernichten sehr leicht im Stande gewesen wäre.

Herzog Johann von Münsterberg war der einzige, welcher das Bedürfnis kannte und lebhaft davon durchdrungen war, daß nur die vereinigte Macht der Schlesier, welche fast zweihundert Jahre früher die Gewalt der morgenländischen Feinde, der Tartaren, brach, jetzt die wuthersfüllten, schreckenverbreitenden Böhmen in ihren Grenzen zurückhalten könnte. Schon im Jahre 1424

schloß er mit den Städten Frankenstein, Blas und Habelschwert einen Bund, aber sein Beispiel ließen die Uebrigen unbeachtet, selbst dann noch, als die Gefahr am größten war und die Errettung des Landes noch möglich gewesen wäre.

Einfälle der Hussiten in Schlesien.

Vergeblich warteten die Hussiten, Schlesien würde sich als ein zu Böhmen gehöriges Land mit ihnen vereinigen; die früheren Feindseligkeiten hatte man den Schlesiern verziehen. Als sich aber die Böhmen in ihren Hoffnungen getäuscht sahen und die feindseligen Gesinnungen der Schlesier sich von Neuem offenbarten und immer lauter wurden, da zögerten sie nicht mehr länger, und fürchterlich beschloßen sie, die getäuschte Hoffnung zu rächen. Einen solchen blutigen Verfolgungskrieg, wo Christen im Kampfe gegen Christen waren, wo keine Schonung den Wehrlosen traf, wo der lebensmüde Greis wie die Unschuld auf dem Arme der Mutter unter den Streichen der barbarischen Horden fiel und mit seinem heißen Blute die Erde tränkte, einen Krieg, wo das Heiligste mit Füßen getreten, wo nur ein Gott, der Gott der Rache, das blutige Zepter zu grenzenlosem Elende schwang, die Menschen dahingeschlachtet wurden, — einen solchen Verheerungskrieg hatte Schlesien noch nie gesehen.

Der erste Einfall der Böhmen geschah im Jahre 1426; das Blut der dahingewürgten Landbewohner bezeichnete ihre Fußtapfen und die brennenden Dörfer leuchteten ihrem Zuge voran. Landeshut mußte unter den Städten den ersten Ueberfall aushalten, von da wandten sie sich in die Umgegend, töd-

teten in Grüssau 71 Geistliche, welche ihnen den Kelch zum Abendmahle nicht reichen wollten, verwüsteten das Kloster und zogen mit dem gemachten Raube zurück, wozu sie besonders der Muth der Bürger von Landeshut zwang.

Im nächstfolgenden Jahre (1427) erschienen die Hussiten mit verstärkter Macht und belagerten (am schwarzen Sonntage) Bunzlau. Nachdem sie durch Abbrennung des Dberthors in die Stadt gelangt waren, fielen sie zuerst über die Kirchen her, raubten alle Kleinodien; dem Pfarrer schlugen sie einen eisernen Nagel durch den Kopf und enthaupteten den Bürgermeister über einer Wagenkeisel. Die übrigen Geistlichen und Mönche schleppten sie vor die Stadt in die St. Hedwigskirche, verschlossen dieselbe und verbrannten die Unglücklichen darin. Frauen und Kinder wurden auf den St. NiklasKirchhof getrieben, die Häuser hierauf geplündert und angezündet. Man verlangte endlich, nachdem man nichts mehr zu plündern fand, noch 900 Schock Groschen Lösegeld, welche sie aber den Bürgern, bei der Unmöglichkeit aufzubringen, auf 600 Schock, in zwei Terminen zahlbar, herabsetzten. Beim Abzuge wurde ein Theil der Männer zurückgelassen, diese Summe aufzubringen, die andern führten sie gefangen nach Jaromir in Böhmen, wo sie nach Erlegung von 300 Schock Groschen wieder freigegeben wurden; aber schon war ein großer Theil der Unglücklichen verschmachtet und vor Hunger umgekommen.

Dieses war das gräßliche Vorspiel zu dem nachfolgenden noch schrecklicheren Trauerspiele; Schlesien war in der größten Verfallung.

Am 19. Mai kam der blutdürstige Haufe vor Goldberg an. Der Goldbergische Hauptmann, Georg Unruh, welcher sich zu schwach fühlte, sich der größeren hussitischen Macht entgegen zu stellen, hielt es für rathsam, nach Liegnitz zu flüchten. Ein großer Theil der Bürger wollte nachfolgen. Die Hussiten kamen aber leßtern zuvor; bei der St. Jakobuskirche vertraten sie ihnen den Weg und jagten sie in die Stadt zurück, worauf ein solches Gedränge entstand, daß viele erdrückt, viele in den Stadtgraben gestürzt wurden. Diejenigen, welche bereits eine Strecke Weges gen Liegnitz gekommen waren, wurden von den Feinden eingeholt, theils niedergehauen, theils gefangen genommen und nach Goldberg geführt. Der schlesische Chronist Thebesius erzählt von diesem Ueberfall, daß sich ein Haufe der Bürger auf das Gewölbe der Kirche gerettet und verschanzt hätte. Um das Leben zu fristen, habe man in der Kirche einen Brunnen gegraben und auf dem Kirchengewölbe einen Backofen erbaut und eine Handmühle aufgesetzt, sich auch hinlänglich mit Getreide versehen. Die Hussiten wollten sie durch Hunger zwingen, überzeugten sich aber durch heruntergeworfene neubackene Semmeln, daß keine Noth vorhanden wäre, und zogen daher ab.

Nach diesem suchten sie auch Liegnitz und Brieg heim. Schweidnitz belagerten sie vergeblich; sie zogen daher nach der Lausitz und erschienen am 15. Mai vor Lauban.

Am folgenden Tage (an einem Freitage) wurden sie Herren der Stadt, erschlugen und erwürgten Alles, was sie ergriffen, schändeten Frauen und Jungfrauen und

tödteten sie, verschonten Niemanden, weder Jung noch Alt. Die Schüler und Priester, welche in die Kirche geflüchtet waren und das *Salve regina* sangen, wurden daselbst vor dem Altare enthauptet. Ein Knabe Johann Grann war unter die Todten gekrochen und hatte so sein Leben erhalten. Der Pfarrer Jeremias Gall, welcher aus den Fenstern der Kirche den fliehenden Einwohnern zurief, um Christi Willen zu bleiben und männlich zu streiten, wurde von den Hussiten von der Kirche herabgestürzt und endlich von vier Pferden zerrissen. Ein schreckliches Elend herrschte in dieser Stadt, Grausamkeiten wurden verübt, vor denen sonst das roheste Herz schauernd zurückbebt, und dennoch fühlten diese Barbaren nicht das geringste Mitleid, sie setzten das blutige Spiel ununterbrochen fort. Dreihundert Bauern, welche der Stadt zu Hülfe geeilt waren, wurden in dem Nonnenwalde bei Lauban erschlagen.

Alle nur immer bewegliche Habe wurde aus Schlesien mit fortgeführt, besonders hatte man eine Menge Vieh zusammengetrieben, daß 15 Stück Ochsen oder Kühe für 2 Schock Groschen verkauft wurden (das Stück etwa 2 Gulden).

Auf die Nachricht, daß in Böhmen ein großes deutsches Heer eingedrungen wäre, eilten die Taboriten zur Beschützung Böhmens zurück. Hier fanden sie ein großes Kreuzheer, über 100,000 Mann stark. Prokop vereinigte nun die Taboriten, Waisen und Prager, und brachte ein Heer von ungefähr 30,000 Mann zusammen, mit welchem er dem verbündeten Kreuzheere bei Mieß ein Treffen lieferte, und ohne langen Widerstand die dreimal überlegeneren

Feinde in eine schmählige Flucht trieb. Mehrere Tausende der Flüchtlinge wurden von den Kriegern und Bauern erschlagen und alles Geschütz und Gepäck erbeutet.

In Prag hatten sich die öffentlichen Angelegenheiten anders gestaltet; die Rache welche man neuerdings dieser Stadt durch einen kühnen Anführer, Hinko von Waldstein drohte, war abgewendet, und auch der Prinz Korybut aufgegeben worden, welcher sich nach Entsagung der böhmischen Krone wieder nach Litthauen begab. Die Ordnung stellte der herbeieilende Prokop wieder her. Während dessen drang ein kleines Streifcorps der Schlesier abermals bis Nachod vor und steckte die Vorstädte in Brand, mußte sich aber vor der vereinigten Macht der Böhmen, welche im Anzuge waren, zurückziehen.

Dieser zwecklose Ueberfall erweckte neue Rache bei den Hussiten, die sie dem unglücklichen Schlesien im folgenden Jahre in vollem Maaße brachten.

Das Jahr 1428, welches in der Geschichte dieses Landes ein wahres Mord-Brand- und Plünderungs-Jahr genannt werden kann, war begonnen. Am 12. März kam nun ein fürchterlicher Schwarm Waisen und Taboriten über das Gläser Gebirge, eroberte und plünderte die Städte Frankenstein und Reichenbach und verwüstete die Gegend umher. Die Klöster Kamenz, Heinrichau und zu Strehlen, wurden angezündet, und die Geistlichen, welche zu spät an eine Rettung gedacht, gemordet. Am 16. März bestürmten sie Meisse, wo sie eine reiche Beute zu finden hofften, denn der Adel hatte sich hierher geflüchtet. Auch Prokop stieß hier zu ihnen. Aber die Meisser

wehrten sich tapfer, und wagten sogar unter Anführung des Pfarrers, Doktor Schwobesch und des Schulmeisters, Klemens Hessler einen Ausfall, in welchem auf beiden Seiten hart gestritten wurde und viele Kämpfer auf der Wahlstatt liegen blieben, worauf Prokop die Belagerung aufgeben mußte, besonders, da er von der Annäherung der Breslauschen Hülfsvölker Kunde erhalten hatte. Dagegen ließen die Feinde ihre Wuth an den Städten Patschkau, Ziegenhals und Weidenau aus, welche sie mit Feuer und Schwert vernichteten.

Brieg fiel jetzt zum zweitenmale in die Hände dieser schonungslosen Feinde. Die Brieger retteten sich mit ihren besten Habseligkeiten über die Oder und warfen die Brücke hinter sich ab, um sich vor der Verfolgung zu sichern. Ein Zeitgenosse, Windeck, beschuldigt den Herzog Ludwig II., daß er die Stadt mit Fleiß den Feinden preisgegeben habe, weil sie ihm zu mächtig geworden wäre. Die betreffende Stelle heißt; „Als man zalte nach Gotis Geburt 1428, da zogen die Hussen und beheimschen Kezzer in die Slesie für eine Stat, heißt Prieg, und Herzog Ludwig ihr rechter Herre was dorinne und der zoge bei der Nacht aus der Stat. Und also gewunnen die Hussen die Stat und erschlugen dorinne viel frummer Christen, und mochten doch die Stat nicht behalten, als man sprach und was auch gar wohl glaublich, daß der Herzog Ludwig hette mit den Hussen angeleit, um das die Stat Im vielleicht zu mechtig wurde. Wenn die Purger dem Herzoge nicht alewege geben wolte, was der Herzog wolte; wenn der Herzog doch hette vil Landes ersarn und erritten und

darum was er vil schuldig. So hatte er ein Frauen, die was des Markgrafen Tochter von Brandenburg, der da Burggraf zu Nürnberg was, und die spilte gar sere; so was er gar zerhaftig, und sie hetten der Rente nicht dorzu. So wolten Im seine Leute nicht me geben, denn ihre rechte Rente, also sie daß angefriget waren von Herzoge Ludwige seinen Eltern. Do meint man, daß dem Herzoge lieber were, daß sie mit Im verburben, daß Im darnach fast lait was.“

Hierauf (26. März) zerstörten sie Neumarkt und Hainau. In der Kirche der letzteren Stadt wurde folgende Inschrift gelesen: Anno 1428 haben die Huziten diese Stadt zerstört und alles Volk erschlagen, bis auf Eugen Wirth.“ Man sieht hieraus, wie grausam die Feinde allgemein mit den Wehrlosen umgegangen sein müssen. Man erzählt noch ferner von Hainau, es hätte sich in der Stadtmauer eine Oeffnung befunden, vor welcher die Leute niederknien mußten, wobei man ihnen die Köpfe dergestalt vom Rumpfe schlug, daß dieselben zur Oeffnung hinausfielen.

Das Städtchen Kanth wurde um dieselbe Zeit verwüstet. Am 2. April kam ein Haufe vor Münsterberg an: Herzog Johann trat in Unterhandlungen mit ihnen, worauf sie, ohne Schaden zu bringen wieder abzogen. Sagan wurde durch Herzog Heinrich X. tapfer vertheidigt und erhalten. Am 6. April wurde Gleiwitz erobert. Am 19. April wurde Striegau und die Gegend durch Feuer zerstört. Die Löwenberger retteten sich dadurch, daß sie die gemauerte Brücke über den ange-

hohlen Bober abriffen, und so die Feinde abhielten.

Aus dieser Gegend wandten sich die Feinde wieder nach Oberschlesien. Bunzlau, welches seit der letzten Verheerung noch nicht ausgebaut war, hatte eine nochmalige Plünderung und Schädigung zu erfahren. Ein Theil der früher geretteten Häuser wurde niedergebrannt, während der rohe Haufe die unglücklichen Einwohner zwang, alle ihre Behältnisse zu öffnen. Man sagt, die Hussiten hätten des guten Bieres halber diese Stadt zum zweitenmale besucht. Die Goldberger kauften sich zwar mit einer Summe Geldes und einigen Fässern Bieres Frieden und Freiheit, dessen ungeachtet plünderten die Feinde einen Theil der Stadt, raubten in dem Mönchskloster allen Vorrath, den sie fanden, und sprengten das Kirchengewölbe mit Feuer.

Am 14. Juni wurde das Schloß Nimptsch genommen, von wo aus die Feinde, die sich daselbst festsetzten, dem Lande großen Schaden brachten.

An das wohl befestigte Breslau schienen sie sich nicht zu wagen, brannten beim Vorüberzuge die Kirche St. Nikolai ab und schlugen in der Vorstadt den Heiligenbildern die Köpfe ab; desto arger wirtschafteten sie in der Gegend zwischen Breslau und Strehlen.

Es wäre ein Leichtes gewesen, die einzelnen hussitischen Haufen einen nach dem andern zu erdrücken, aber, unglaublich! der Muth der Schlesier schien in der Brust erstorben zu sein. Siegmund, mit auswärtigen Kriegen beschäftigt, konnte sich um Schlesien gar nicht bekümmern, und die schlesischen Fürsten, uneinig unter einander, mach-

ten keine Anstalten zur Vertreibung der Feinde; jeder hielt sich in seiner Stadt so lange er es vermochte, oder floh beim Anzuge des räuberischen Nordbrennerheeres und überließen die Bürger ihrem Schicksal. Außer Herzog Johann von Münsterberg, dessen Unternehmen gegen den Feind von den übrigen Fürsten durchaus nicht unterstützt wurde, brachten die Breslauer einen Kriegshaufen zusammen, mit welchem sie die Hussiten verfolgten. Ein böhmischer Häuptling, Kralowiz, welcher mit reicher Beute beladen den Heimzug angetreten, wurde von den Breslauern bei dem Städtchen Chraftava in Böhmen erreicht und geschlagen, und ihm der größte Theil der Beute wieder abgenommen. Von den Feinden blieben 600 Mann auf dem Platze, die Breslauer verloren ihren Hauptman v. Diberstein.

Gegen Weihnachten kamen die Feinde wieder in die Gegend von Glatz, ihr alles verheerender Fußtritt zerstörte vollends, was noch übrig war. Aschenhaufen, Ruinen, Leichen, mit Blut getränkte Erde bezeichneten den Weg, den sie gegangen. Der für das Wohl seiner Unterthanen unermüdet sorgende Herzog Johann von Münsterberg hatte indessen ein neues Heer zusammengebracht, zu welchem der Herzog Wenzel von Troppau mit seinen Völkern stieß. Beide Herzöge erwarteten in der Grafschaft Glatz die Rückkehr der Feinde, um sie hier anzugreifen. Der Angriff geschah am 27. Dezember bei dem Dorfe Altwilmsdorf hinter Glatz; hartnäckig wurde auf beiden Seiten gekämpft, keine Parthei wollte das Schlachtfeld räumen; der Vortheil wendete sich endlich auf die Seite der Schlesier, die

ihren Sieg mit dem Tode des tapfern Hergogs erkaufen. Johann war ruhmvoll kämpfend für sein Volk gestorben; mit ihm erlosch die Münsterbergische Fürstenlinie.

Aus Furcht vor dem herannahenden Prokop, welchen die Böhmen erwarteten, zogen sich die Sieger über die Neiße zurück, all ihr Gepäck im Stich lassend. Die Hussiten hatten in diesem Gefecht ihre beiden Anführer Wiso und Hira verloren. Von den erschlagenen Kriegern beider Theile wurden 350 in Niederschwedeldorf, 50 in Blatz und 250 in Altwilmsdorf begraben; die Letztern waren Hussiten.*)

Die Breslauer vereinigten sich hierauf mit den Schweidnitzern, eroberten das von den Hussiten besetzte Ohlau mit Sturm und und schonten kein Leben der Gefangenen: sie tödteten dieselben durchs Schwert oder warfen sie in die Brunnen. Durch diesen Sieg ermutigt, drangen sie bis Schweidnitz vor, wo sie auf einen zahlreichen Haufen von Hussiten stießen, die, mit Beute beladen, sich eben in das feste Schloß Fürstenstein werfen wollten. Nach einem hartnäckigen, verzweiflungsvollen Kampfe blieben die Verbündeten Sieger. Außer einer großen Beute an Schätzen, Pferden und geraubten Sachen zählten sie 80 gefangene Hussiten und unter diesen den berühmten Hauptmann Peterswalde, den sie dem Kaiser zuschickten, wo er enthauptet wurde.

Der Muth der Schlesier wuchs, jener der Feinde wurde eingeschüchtert. Zu den

Breslauern gesellten sich noch die Meißner, worauf das besetzte Schloß Münsterberg (am 8. Septbr. 1429) eingenommen und geschleift wurde.

Die Verheerungen in den Nachbarländern dauerten ununterbrochen fort. Nicht mehr mit dem früheren Glücke kämpfend, suchte Prokop eine Ausöhnung mit dem Kaiser Siegismond, welche aber fruchtlos war; doch brachte es Ersterer dahin, daß sich die böhmischen Stände endlich geneigt fühlten, Siegismond als König anzuerkennen, falls er ihnen die Religionsfreiheit gestatten wollte. Siegismond verwies sie auf den Ausspruch des nächsten Conciliums.

Prokop fürchtete, die fortbauenden Zwistigkeiten der Prager und Taboriten möchten vor der Zeit den Untergang seiner Macht herbeiführen, und überredete sie daher zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die sächsischen Länder. Die ungeheure Beute, welche sie nach Böhmen zurückbrachten, machte den Zurückgebliebenen neuen Muth, und bald stand ein schlagfertiges gegen 72,000 Mann starkes, neues Heer bereit, den Feldzug gegen Sachsen unter Prokops Anführung fortzusetzen. Ganz Deutschland wurde überschwemmt und über 100 Städte und Schlöffer von den wüthenden Horden heimgesucht. Prokop brachte 3000 Wagen mit nach Böhmen zurück, welche dergestalt mit Beute beladen waren, daß 12 bis 14 Pferde vor jeden gespannt waren.

Nun brach Prokop durch Mähren wieder nach Schlesien.

Das feste Schloß Dittmachau, in welchem der Hauptman Niklas Zedlig von Alzenau lag, fiel am Tage Elisabeths

*) Zum Andenken dieser Begebenheit wurde in der Folge an diesem Orte eine steinerne Kapelle errichtet, welche im Jahre 1800 der Besitzer dieses Grundstückes, Müller Thaddäus Lagnitz, von Grund aus neu und größer erbauen ließ und diese Nachricht darin aufbewahrte.

durch dessen Verrätherei in die Hände der Hussiten, die hier einen großen Schatz von goldenen und silbernen Kelchen, Monstranzen, Kreuzen und andern kostbaren Kirchengeräthen, welche der Bischof zu sicherer Verwahrung hatte hierherschaffen lassen, fanden. Zedlitz von Alzenau büßte in der Folge seine Verrätherei mit dem Tode, denn er wurde im April 1431 gefangen, und nachdem man sein Verbrechen an allen Ecken des Marktes zu Breslau ausgerufen hatte, am 19. April vor dem Rathhause daselbst enthauptet.

Prokop kehrte diesmal früher, aber auch mit vieler Beute nach Böhmen zum Landtage zurück, auf welchem er vergeblich eine Religionsvereinigung unter den Böhmen zu Stande brachte, um endlich den Verwüstungen des eigenen Landes ein Ende zu machen. Eben so fruchtlos fiel der Landtag zu Ems aus, auf welchem Siegmund erschien, der die Böhmen abermals auf den Ausspruch des nächsten Conciliums verwies.

Die deutschen Fürsten brachten nun ein drittes Kreuzheer, wenigstens 130,000 Mann stark zusammen, waren aber nicht glücklicher als sonst. In seiner Nachsicht und Wuth übertraf es noch die Hussiten. Den Oberbefehl führte der Kurfürst von Brandenburg, welcher nach einer Verwüstung von mehr als 200 Dörfern die Stadt Taus belagerte. Hier traf er unvermuthet mit Prokop zusammen. Ungeachtet an Zahl weit überlegen, ergriffen doch die Deutschen schon beim bloßen Anblick der Hussiten eine schmachliche Flucht. Nur mit Mühe brachte sie der Cardinal Julian, welcher sich bei dem Kreuzheere befand, zum

Stehen; von Neuem wurden sie bei den Anhöhen von Reichenberg geworfen. Alles, vom Feldherrn herab bis zum gemeinsten Krieger flüchtete in größter Unordnung. Ueber 11,000 Mann blieben auf dem Plage, 150 Kanonen und das ganze Lager war die Beute der Sieger. Die große erbeutete Pulvermasse ließ Prokop auf einmal anzünden und jagte durch diesen entsetzlichen Knall die Flüchtlinge noch weiter. Die Flucht war so eilig, daß der päpstliche Legat, statt die Ketzer auf einmal zu vertilgen, um sich zu retten, nicht allein den Kardinalshut, Kreuz und Messgewand, sondern selbst die päpstliche Bulle im Stiche lassen mußte.

Nachdem Prokop die eindringenden Sachsen zurückgetrieben, kam er wieder nach Schlesien, um das feste Schloß Nimptsch, welches von den Breslauern und Schweidnitzern belagert wurde, zu entsetzen. Nach diesem wandte sich der Heerzug nach Mähren und Ungarn. Hier waren die Hussiten weniger glücklich; Prokop hatte sich von seinem Unterfeldherrn, Prokop dem Kleinen, getrennt, welcher in Mähren völlig auf's Haupt geschlagen wurde, während es Prokop dem Großen im Oesterreichischen nicht viel besser erging.

Die Hussiten wandten sich nun wieder (1431) nach Schlesien, um zu zerstören, was der Wuth der Vorgänger entgangen war. Namentlich empfanden die Städte Lauban und Goldberg die äußerste Grausamkeit. In Lauban wurde (16. März) mehrere hundert Bürger und Bauern erwürgt und erschlagen und die kaum aufgebauten Häuser wieder angezündet. Ein Gleiches erfuhr das Städtchen Markt Lissa,

welches bis auf den Grund mit Feuer vernichtet wurde. Die Stadtkirche brannten die Schonungslosen aus und zerschlugen die Bilder und Leichensteine.

Als der tobende Haufe nach Goldberg kam, wurde den Bürgern zwar Friede und Freundschaft zugesagt, jedoch nur zum Scheine; denn sie machten bald Versuche, die Kirche zu berauben, und als sie hier das Gehoffte nicht fanden, forderten sie einen Tribut von 18 Fudern Bier, einer Anzahl Brote und von mehreren Maltern Hafer. Nichtsdestoweniger legten sie dennoch Feuer an, wodurch die Stadt und das Kloster wiederholt abbrannte. Dies geschah am 25. März. Einen Klostergeistlichen, den sie bei dem Dorfe Lopez gefangen nahmen, sperrten sie in einen Kasten und verbrannten ihn.

Kreuzburg in Oberschlesien hielt der hussitische Hauptmann Buchala besetzt. Die Herzöge Konrad von Oels und Ludwig von Brieg, im Verein mit den Breslauern, belagerten vergeblich den Ort; sie wagten manchen ernstern Sturm, wurden aber stets mit Verlust zurückgeschlagen. Auch Nimptsch war der langwierigen Belagerung ungeachtet nicht wieder zu erobern.

Da es viele Edelleute gab, welche, um sich und ihre Güter zu schützen, mit den Hussiten und ihren Landeshauptleuten in Schlesien Verträge schlossen, so befahl Siegmund, Alle, die in der allgemeinen Noth nicht mit Rath und That der guten Sache beistehen würden, mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Durch diese strenge Maßregel glaubte der Kaiser eine engere Vereinigung unter den zwiespaltigen schlesischen Herren zu bewirken, endlich das Ziel, die

allgemeine Ruhe und Unterdrückung und Vernichtung der Hussiten herbeizuführen; doch schien dieses Gebot wenig beachtet zu werden, denn nicht allein Edelleute, auch schlesische Fürsten nahmen Theil an den Raubzügen der Hussiten.

Im Jahre 1432 ließ Prokop die Städte Winzig, Prausnitz, Militsch, Strehlen und die Klöster Leubus und Trebnitz plündern und zum Theil zerstören. In Trebnitz rissen sie das bleierne Dach ab und raubten außer vielen andern Kostbarkeiten, die Glocken und die silbernen Bildsäulen, welche Herzog Heinrich I. und Hedwig geschenkt hatten. Das Kloster wurde erst 1456 wieder aufgebaut. Die Einwohner von Ols zündeten beim Herannahen der Hussiten ihre Stadt selbst an und flohen nach Breslau. Die Hussiten, in der Meinung, reiche Beute zu finden, eilten herbei und suchten den Brand zu löschen, um die geretteten Sachen fortzuführen.

Aus Schlesien zogen die beiden Prokope mit den Taboriten und Waisen durch die Lausitz in die Mark Brandenburg, längs der Ober bis Frankfurth, alles mit Feuer und Schwert vernichtend.

Da sich der Herzog Konrad zu Oppeln auf die Seite der Hussiten geschlagen, so griff ihn (13. Mai 1433) der Herzog Nikolaus von Ratibor bei Ribnik an und schlug ihn. Von dieser Zeit an trat das Glück auf die Seite der Schlesier, welche den Hussiten manche herbe Verluste befügten; denn fast um dieselbe Zeit wurde der Hauptmann und Kommandant des Schlosses zu Nimptsch, Peter Polack, zwischen Breslau und Gula von den Breslauern und Schweidnitzern geschlagen und gefangen,

wobei sie große Beute machten. Nicht minder fielen auch andere hussitische Anführer in ihre Hände, erhielten aber sämmtlich durch Verwendung des Bischofs Konrad ihre Freiheit wieder. Peter Polack und die anderen Böhmen wurden sogar an der Tafel des Domdechanten herrlich bewirthet. Auch löste dieser Bischof das Schloß Ottmachau und Kreuzburg für 10,000 Schock Prager Groschen von den Taboriten ein; Nimptsch wurde von den Verbündeten belagert, bis in den Grund zerschossen und die Besatzung zum Theil umgebracht.

Für die großen Dienste, Opfer und Kraftanstrengungen, welche die Breslauer, Schweidniger und Görliger in diesem Kriege geleistet und dargebracht hatten, ertheilte Siegmund den Räthen dieser Städte das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, wodurch sie die Vollmacht hatten, auch Solche, die nicht unter ihrer Gerichtsbarkeit standen, als Zeugen vorzuladen, und die Säumigen mit einer Strafe von 10 Schock Groschen zu belegen; der Stadt Breslau noch insbesondere die Zollfreiheit in den Städten Schweidnitz, Striegau, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Hirschberg, und gab den Siegern noch die sonderbare Versicherung, daß auf Alles das, was in den eroberten Schlössern gefunden würde, von seiner Seite kein Anspruch gemacht werden würde.

Um den schrecklichen Verwüstungen der Hussiten, welche in den übrigen Ländern fort tobten, Einhalt zu thun, wurde das Concilium zu Basel (1431 — 1448) von Fürsten und Unterthanen mit Bitten und Drohungen bestürmt, mit den Böhmen einen Vergleich abzuschließen. Es wurden Abgesandte nach Prag abgeschickt, welche

aber die mißtrauischen Böhmen zurückwiesen, dagegen eine Deputation, an deren Spitze Prokop stand, unter einem Geleit von 300 böhmischen Edelleuten nach Basel sandten.

In freundlicher Rede ermahnte der Vorsitzende der Versammlung, Cardinal Julian, die Böhmen, sich mit der Kirche zu vereinigen; diese übergaben die bekannten 4 Prager Artikel, die den Genuß des Kelchs im Abendmahl, die Entziehung der weltlichen Macht und Güter der Geistlichen, und die freie Predigt des Wortes Gottes bestrafen.

Welche Idee die Meisten sich von dem Glaubensbekenntniß der Hussiten gemacht haben mochten, erhellt daraus, daß sie höchst erstaunt waren, als die Böhmen versicherten, sie stimmten in allen übrigen Stücken mit ihrer Kirche überein.

Das Concilium unerschütterlich wie die Böhmen, wollte durchaus nichts nachgeben, eben so wenig die Böhmen, woher es kam, daß letztere nach einem Aufenthalte von 14 Wochen wieder abzogen. Die Kirchenversammlung schickte nun 12 Gelehrte nach Prag, welche von vielen fürstlichen Abgeordneten begleitet wurden. Bei den Disputationen erregte Prokop durch sein Feuer, mit dem er vortrug, die größte Bewunderung. Unterandern sagte er: Indes hat dieser Krieg manche gute Folgen gehabt; mehrere unserer ehemaligen Gegner haben selbst unsere vier heilsamen Wahrheiten angenommen und zur Vertheidigung des Vaterlandes sich mit uns vereinigt; unsere Siege haben viele dabei erhalten, welche sonst durch Gewalt wären dazu gezwungen worden, ihnen zu entsagen; endlich haben

die Böhmen dadurch Gelegenheit bekommen, auf dem Basler Concilium Gehör zu erlangen, und unsere Lehren der ganzen Welt bekannt zu machen; übrigens darf niemand hoffen, dieses Krieges Ende zu sehen, ehe sie nicht einmüthig angenommen sind. — Dieses war die Rede eines Feldherrn und Geistlichen; die Kriege dauerten auch wirklich fort.

Das Concilium that endlich einen Schritt zur Nachgiebigkeit und bewilligte die vier Artikel, jedoch nur unter verschiedenen Einschränkungen; die Böhmisches Gründe sollten daher auf dem Landtage zu Prag (1434) diese Compakten unterschreiben, was jedoch nur die Katholischen und unter den Hussiten die Kelchner (Kalixtiner), thaten, die sich deshalb den Haß des Adels zuzogen, der einen Statthalter mit königlicher Gewalt wählte und ein Heer zusammenbrachte, welches Meinhard v. Neuhaus befehligte. Die Neustädter in Prag hielten es mit den Taboriten und Waisen und wählten Prokop den Kleinen und Andreas Kroski zu Anführern; sie wurden aus der Neustadt in einem hartnäckigen Gefecht, wobei 15 bis 20 Tausend Mann sollen geblieben sein, vertrieben.

Prokop, auf dessen Seite fast alle königl. Städte waren, nahm sich jetzt vor, der Gegenparthei eine Schlacht zu liefern, welche über sein künftiges Schicksal entscheiden sollte. Er stand mit Prokop dem Kleinen, Harka, Czapek, Kersky und andern tapfern Männern bei Lipan der Parthei gegenüber, die 10,000 Mann stark war. Prokop schlug eine Wagenburg auf, aber Meinhard v. Neuhaus lockte ihn durch eine verdeckte Flucht heraus, schlug ihn zurück und drang in die Wagenburg. Prokop verthei-

digte sich tapfer, aber die Unteranführer hielten zu früh das Treffen für verloren und schlugen sich durch; das ganze Fußvolk wurde niedergehauen, so daß keine 300 Mann entkamen. Prokop, im Vorgefühl eines unglücklichen Ausganges, hatte den Vorsatz gefaßt, zu siegen oder zu sterben; als er sich jetzt verlassen sah, stürzte er wüthend unter die Feinde, vor dessen mörderischen Streichen Alles zurückwich, bis er vom Niedermegeln erschöpft und mit zahllosen Wunden bedeckt, unter den Leichen der Erschlagenen zusammen sank. Ein böhmischer Ritter Kostka, versetzte ihm den Todesstoß.

Prokop der Kleine fiel zu gleicher Zeit.

Der Ausspruch des Kaiser Siegismond, hatte sich bewahrheitet, daß die Böhmen nur durch Böhmen bezwungen werden könnten, und wünschte daher den Siegern durch Abgeordnete Glück. Die gefangenen Priester sollten erlöst werden, wurden aber gerettet; die Bürger von Pilsen dagegen, verbrannten über 1,000 Gefangene und machten die Uebrigen zu Leibeignen.

Die Böhmen erkannten Siegismond erst im folgenden Jahre (1435) unter den Bedingungen als König an, daß er die Prager Artikel bestätige, hussitische Prediger an seinem Hofe dulde, die Universität und Hospitäl wieder herstelle, Niemanden zwänge, Klöster zu bauen, die Privilegien und Kleinodien des Reichs zurücksende, allgemeine Verzeihung bewilligte u. s. w. — Siegismond erfreut über die Beruhigung des Landes, beschwor die Compakten und zog 1436 mit seinem erklärten Thronfolger Albrecht von Oestreich zur Huldbigung nach Prag. Der schrecklichste der Kriege, den Deutschland jemals gesehen, dessen Gleichen die

Geschichte kaum aufzuweisen hat, der in so kurzer Zeit so viele Tausend Menschenleben oft auf die grausamste Weise hinwürgte — war beendet. Aber welch einen Anblick gewährte das ehemals blühende Schlessien! Wüst und leer waren die meisten Gegenden, aus den rauchenden Aschenhaufen verbrannter Städte und Dörfer ragten die schwarzen Ruinen empor; die Saat der Felder war zu Boden getreten und vernichtet, das Wildkraut wucherte dazwischen empor, getränkt von dem heißen Blute erschlagener Bürger. Einsam und still waren die Landstraßen, nur der scheue Blick eines hussitischen Räubers, auslauernd dem stillen Wanderer, schweifte zuweilen über die weite stille Ebene, auf der das wilde Kriegsgeschrei, gemischt mit den Klageöhnen so vieler Unglücklichen, wiederhallend und mahnend zu seinen Ohren schlug. — Trauriger Anblick von Schlessien! — Die Zeit selbst führte diese wichtigen Auftritte herbei, sie waren eingeschrieben in das Buch des Schicksals, obgleich sie minder grausen-erregend ausgefallen wären, wenn Siegis-mund früher der Vernunft und Menschlichkeit Gehör gegeben und das Mittel der Duldung gewählt hätte — der qualvolle Tod so vieler Tausende wäre erspart worden. Der Bürger, gedrückt von der über-mäßigen Gewalt der Geistlichkeit und schmach-tend unter der Willkür seines Landesheerrn, konnte ein geistliches System, wie dieses, welches aus den Lehren des unvergesslichen Huz geschaffen wurde, keinesweges abwei-sen, physische und geistige Freiheit verkün-deten ihnen die neuen Priester. Täglich sah der Bürger Beispiele sittlicher Verderbt-heit unter den höhern Ständen, ohne daß

sie wären geahndet worden, die unersättli-che Habgier der geistlichen und weltlichen Macht griff mit Riesenarmen um sich, und sog das Mark der Unterdrückten aus, kein Wunder also, wenn das Volk der neuen Lehre mit verzweifelter Gegenwehr diese vertheidigte, da sie in ihr allein das Heil der Zukunft zu finden glaubte. Es wäre so leicht gewesen, dem Volke zu erlauben, bei einer Kirchen-Ceremonie in einem so kleinen Umstande seine Meinung zu verfol-gen — und Siegis-mund hätte eine fried-liche Regierung gehabt; der Vorwurf, als sei er Urheber namenloser Leiden seiner Un-terthanen, wäre von ihm abgeleitet und er selbst der gute, weise und friedliebende Fürst gewesen, wie er von einigen Zeitgenossen geschildert wird, aber ein gewisses Vorur-theil, allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Pabst hielten ihn ab, vernünftig und tol-erant zu sein.

In Schlessien war das Land von den Hussiten und denen mit ihnen sich verbindenden Landesbeschädigern noch nicht völlig gesäubert. Leobschütz wurde (1436) zweimal überfallen, durch die tapfere Ge-genwehr seiner Bürger aber, denen die Frauen thätig beistanden, eine Plünderung verhindert. Die Stadt Breslau erhielt die Begnadigung, Ruhestörer und Landesbe-schädiger, welche statt abzunehmen, sich nach beendeten Kriege vermehrten, auch außer Landes zu verfolgen, gefangen zu nehmen und zur Strafe zu ziehen.

Nur kurze Zeit genoß Siegis-mund die friedliche Regierung des böhmischen Kö-nigsthum, er starb den 8ten December 1437 auf einer Reise nach Ungarn zu Znaim in Mähren, abgemattet vor Alter,

Arbeit und Krankheit; er war der letzte König aus dem Lüzemburgischen Hause. Da er ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben war, so entstand wegen der Thronfolge ein neuer Krieg, bei welchem

Schlesien abermals zum Schauplatz diente, ungeachtet die traurigen Folgen des Hussitischen Krieges, Räubereien und Landesbeschädigungen noch fortbauerten.

Denkwürdigkeiten.

Bestrafung der Empörer zu Breslau. 1430.

Seit der Unterwerfung an die Krone Böhmens hatte Breslau jeden seiner Könige in seinen Mauern gesehen und es war die Ankunft eines solchen stets der Aufruf zur Freude und eine Lösung zu Festlichkeiten. Aber mit ganz andern Gefühlen sah man der Ankunft des Königs Siegismond entgegen; der Freudelaut erstarb auf den Lippen der Bürger, der scheue Blick suchte die Gegend zu vermeiden, von woher das gefalbte Haupt kommen würde; wie ein Donnerwort erklang es in dem Busen der Einzelnen: der König kommt! Der Zustand der Gemüther glich der großen Schwüle nach einem heißen Tage, dem Zusammenziehen schwerer Gewitterwolken, deren furchtbare Entladung zu befürchten war. Man sah in dem Kommenden den Rächer arger Uebelthat, und jedes Herz durchzitterte die bange Ahnung, daß er blutige Fußstapfen zurüchlassen werde.

Fast zwei Jahre waren nach dem blutigen Austritte der Bürger gegen den Rath verstrichen; zu spät erkannte der Schuldige die Größe seiner bösen That, die ihn jetzt um so drückender treffen sollte.

Es war eine kalte stille-Mitternacht, als der König von seiner Gemahlin im Wagen begleitet, durch die offenen Thore der Stadt einzog, gigantische Schatten schlug der helle Mond von den hohen Häuserispizen zur Erde; düster und unheimlich war sein Kommen, unheimlich sollte sein Gehen sein.

Billig hätte der König ein Werk der Gnade üben sollen, aber andere Rücksichten hielten ihn davon ab, Breslau sollte bluten, sollte ein warnendes Beispiel geben seinen aufrührerischen Böhmen, die er nicht zu bezähmen vermochte.

Am Tage der Ankunft nahm Siegismond die Huldigung der schlesischen Fürsten und Stände, wie auch der Breslauer Bürgerschaft an und hatte darauf ein verdrießliches Geschäft nach dem andern zu thun. Das wichtigste war die Klage des Rathes: „Daß die Rathsmannen von Handwerkern und gemeinen Bürgerschaft beschuldigt wurden, als wenn sie ihnen nach Willkühr eine große und unnöthige Schatzung aufgedrungen hätten, welches doch die Bürgerschaft nicht im Stande sei, zu beweisen. Zwar hätten sich die Rathsmannen nach Gebühr verantwortet, daß sie solches auf Befehl des Königs Wenzeslaws hätten thun müssen, aber die Bür-

gerschaft hätte sich daran nicht gekehrt, sondern wäre aller Warnungen und Vermahnungen ungeachtet in ihrem bösen Vernehmen fortgefahren."

Der König gab nun Befehl, die Schuldigen, meistens Bechälteste, einzuziehen, man konnte aber nur drei und zwanzig derselben habhaft werden, denn 53 der vorzüglichsten Keulenträger, den blutigen Ausgang ahnend, hatten die Flucht ergriffen.

Um allen Anschein von Partheilichkeit zu vermeiden, bestellte er ein Recht aus den Schöppen, Ältesten, Kaufleuten und Geschworenen, so wie aus den Rathmannen der Städte Schweidnitz, Striegau, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Reichenbach, Hirschberg, Ramlau und Neumarkt. Vor gehegter Bank standen als Kläger wegen des Eingriffs in die Rechte der Königl. Macht: Heinrich von Lippe Marschall, Albrecht von Cholditz oberster Kammermeister der Krone Böhmen, Heinrich von Lasan Hauptmann zu Breslau, Nikolaus von Lobkowitz oberster Schreiber der Landtafel zu Böhmen, Johann von Kastalik im schwarzen Walde, Hinz von Lasan Hauptmann zu Schweidnitz, und die Breslauer Unterhauptleute Georg Zettrich und Hanns Wildberg. Die Klage lautete:

„Zum ersten über Verräther, die den Rath übertragen haben, daß Gewalt und Frevel geschehen an seiner Herrlichkeit, die seiner Gnaden und des Raths Geschworene gewesen sein.

Zum andermal, daß von solcher Uebertragung ihre Helfer und Nachfolger in sein Rathhaus eingelaufen sein mit gewappneter Hand, und seinen Rathsthum mit Gewalt und Frevel aufgehauen haben.

Zum dritten, daß sie seinen königlichen Kasten im Thurm haben aufgehauen, seine fürstliche Briefe zerrissen, zerhauen, zerstochen und weggetragen.

Zum vierten, daß sie vom Thurm mit Gewalt und Frevel seine Rathmanne und Schöppen ein Theil haben lassen richten ohne Schuld und Recht.

Zum fünften, daß sie mit Frevel und Gewalt etliche Gemächer auf dem Rathhause aufgehauen, Almern und Kasten erbrochen und seiner königlichen Gnaden Geld räuberisch daraus genommen und sich von eigener Gewalt an seiner königlichen Gnaden Statt gesetzt haben und seine Rathmannen daraus entsezt.

Zum sechsten, daß sie seine Gnade gewaltiglich und mit Frevel beraubt haben, also daß sie seine Harnisch und Wappen raublich von dem Rathhause weggetragen haben, den vor Zeiten Kaiser Karl, seiner Gnaden Vater, seliges Gedächtnisses, mit seinem eigenen Golde gezeugt hat, und in demselben Harnisch und mit demselben Wappen einen Theil der Gewalt und des Mordes vollbracht und geendet haben.

Zum siebenten, daß sie des Königs Feste und Gefängniß gewaltiglich mit Frevel aufgebrochen und daraus Leute losgelassen, die des Landes und der Stadt Beschädiger gewesen sind und auch Leute, die dem Kaufmann groß Geld schuldig gewesen, und um derselben willen darin gegessen sind."

Darauf fährt der von Seiten des Breslauer Magistrats bekannt gemachte offene Brief weiter fort: „unser gnädigen Herrn, des Königs Rätthe haben auf die vorbeschriebenen Stücke und Klage begehret, ein Recht zu finden und auszusprechen, als was sie darin bestanden und

verfallen sein und wie wohl über alle vorgeschriebenen Sachen unser allergnädigster Herr, der König, ein solch Recht vor seine Herrlichkeit selber hat zu vollführen zu Hohen und Niedern nach Seiner Königlichen Gnade und Willen; jedoch wenn Seiner Gnaden, daß sie von uns begehren, so haben wir Rathmannen zu Breslau mit unsern Schöppen, Ältesten, Kaufleuten und Geschworene und mit Rath aller obgedachten Städte, die mit in gehegter Bank geseßene, nach unsern eigends ein solch Recht gefunden und ausgesprochen vor Recht, also daß Alle, die solche Gnade übertreten, die That gethan haben, welcherlei sie sind, mit Rath und Hülfe, daß sie verfallen sein gegen unsern gnädigen Herrn, dem Könige, mit Leib und Gut und andere Nachfolger, die damit gewilliget und gewillkühret haben, die mag seine Königl. Gnaden strafen, nach seinen Gnaden und nach seinem Königlichen Willen. Von Rechts wegen. Darnach fragten aber unsern gnädigen Herrn des Königs Rätthe, wie abzuschreiben steht, was die, die von solcher Klage abtrünnig worden sind und in die Acht kommen und sich nicht verantwortet haben, verfallen sein? Darauf sprechen die Obgeschriebenen vor Recht, daß sich unser gnädige Herr, der König, zu ihrem Gut halten, und zu ihrem Leibe sie richten, wo er sie gehalten mag. Von Rechts wegen.“

Am Tage des Gerichts, den 6. März 1420 wurden die Gefangenen unter dem Zulauf einer ungeheuren Volksmenge mit sicherer Bedeckung und gefesselt auf den Marktplatz geführt. An der Ecke des Ringes im Winkel bei dem Elisabeth-Kirchhofe gegen die Obergasse zu war ein mit schwarzen Tuche behangener Urtheilstisch aufgeschlagen und das feierliche Gericht sprach über die Schuldigen ab. Die alten Nachrichten haben keine genaue Auskunft von dem Gange dieser Untersuchung hinterlassen: nur soviel ergab sich daraus, daß die Schuld ganz auf der Seite der Unruhigen sei, und daß die Anführer das Leben und die Entflohenen ihre Güter verwickelt hätten.

Nach Vorlesung des Urtheils, wobei die Schuldigen eine bewundernswürdige Ruhe und Unererschrockenheit zeigten, wurde der Stab über sie gebrochen, sie selbst aber auf die kaiserliche Burg*) am Oderthore geführt, um hingerichtet zu werden. Acht Henker wurden zu dieser Blutarbeit herbei gerufen.

Mit dem größten Gleichmuth und einer staunenswerthen Unererschrockenheit gingen sie dem Tode entgegen. Auf dem Richtplatze angekommen, knieten sie nieder, verrichteten ihr Gebet, und reichten dann ihr Haupt dem Hinker dar. Wären sie für eine gute Sache gestorben, so würde man ihre Standhaftigkeit wahren Edelmuth genannt haben; sie erregte selbst des Königs Verwunderung, der mit der größten Gleichgültigkeit aus den Fenstern der Burg der schauerlichen Henkerei zusah.

Die Namen der Verurtheilten sind: 1) Hans Handes, eines Braumeisters Weib; 2) Peter Buchwald, ein Tuchsheerer; 3) Matthäus Bock, ein Fleischer; 4) Hanns Bockwiz ein Kretschmer; 5) Georg Nadeburg, ein Schuster; 6) Hans Eßel, ein Seiler; 7) Paul Gängel, ein Leinweber; 8) Simon Pescke, ein Gürtler; 9) Lorenz Hahn, ein Schwertfeger

*) Die eigentliche Burg am Oderthore ward erst 1420 zu bauen angefangen; es ist daher ungewiß, welche Gegend hier gemeint wird.

10) Sigmund Löber, ein Brauer; 11) Georg Eßke, ein Läschner; 12) Nicolaus Schöps, ein Braumeister; 13) Hans Ottenborff, ein Tischler; 14) Georg Friedeck, ein Becker; 15) Hans Otto, ein Glaser; 16) Herrmann Gäßler, ein Mälzer; 17) Hans Steineck, ein Schneider; 18) Hans Dachoff, ein Sattler; 19) Heinrich Thiel, ein Maurer; 20) Philipp Dpiz, ein Kirschner; 21) Daniel Fiebig, ein Büttner; 22) Heinrich Drescher, ein Weißgerber; 23) Nicolaus Glaubig, ein Zimmermann.

Der Büttner Kreuzberg, der die Thüre des Rathhauses aufgeschlagen hatte, wurde zuerst, des Brauermeister Henkes Weib,*) die zum Sturme geläutet hatte, zuletzt hingerichtet.

Die Köpfe der Enthaupteten wurden auf die Thürme der Stadtmauer gesteckt, ihre Leichname aber auf dem Elisabethkirchhofe unter dem Steige begraben, auf dem man, vom Ringe her in diese Kirche geht, damit sie recht oft mit Füßen getreten würden. Noch heut sind die drei und zwanzig Steine, womit man ihre Gräber bedeckte, zu sehen. Nicht weit davon, in der St. Maternikapelle, hat man auch die zerhackte Rathhausthüre eingesezt.

Die Heldin von Bunzlau.

Die alte Geschichte der Römer nennt uns in der keuschen Lukretia ein Muster weiblichen Heldensinnes, wie die Nachwelt kaum aufzuweisen hat. Standhaft und entschlossen führte sie den Dolch gegen ihre eigene Brust, weil sie eher den Tod umarmen, als die Pflichten des heiligen Gesetzes der Keuschheit und der eheligen Treue auch nur im mindesten verletzen wollte.

So großartig als diese Lukretia im Tode, eben so erscheint das Mädchen von Bunzlau, Anna Katharina Reiner, die Tochter des Rathmanns Ulrich Reiner zu Bunzlau, wegen ihrer Schönheit und Tugend in der ganzen Umgegend bekannt.

Es geschah in dem verhängnißvollen Jahre 1427, als die Hussiten, damals genannt die böhmischen Bürger, ganz Deutschland verwüsteten und die äußerste Wuth und Rache, besonders an Schlessen ausließen. Auf die grausamste Weise tobten und mordeten sie, was ihnen in den Weg kam, in und um Bunzlau, und mißhandelten, was sie nicht morden konnten. Besonders furchterlich wurden sie dem weiblichen Geschlechte, welches sie mit unerhörter Brutalität mißbrauchten. Die Ohren der Frauen würden es nicht aushalten, wenn man die Beschreibungen wiederholte, welche die Chroniken von jenen Gräueln machen.

Anna Reiner, mochte kaum 20 Jahre zählen; ihre Figur war hoch und schlank, ihr Antlig strahlte mild und sanft wie ein segnendes Madonnabild, in ihren Zügen lag der Trauer tiefster Schmerz; denn in der kürzesten Zeit trafen sie die härtesten Schläge des Schicksals. Unter der Gewalt des hussitischen Anführers Prokop des Kleinen, hatte sie das Leben ihrer geliebtesten Eltern verbluten sehen; der Schmerz des zerrissenen Herzens wollte ihr Leben vor der Zeit vernichten, mit der Seele Festigkeit baute sie auf die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Himmels. Bisher hatte sie sich den Augen der argen Bürger entzogen, als sie aber auch den Tod der Mutter erfuhr, da war kein Halten mehr: noch einmal mußte sie die Hei-

*) Andere Chronisten behaupten Henkes Weib sei ein Name, Namens Henkesweib, gewesen.

geliebte sehen, noch einmal die gebrochenen Augen küssen, die über ihr gewacht, noch einmal die kalten Hände, die sie gestützt, an ihr pochendes Herz drücken. Sie verließ ihren Schlupfwinkel, und in ihrer Schönheit, die durch die Trauer noch vermehrt wurde, begleitete sie den Sarg der Mutter zur Ruhestätte; ach sie war ganz allein, Niemand führte, Niemand mochte sie in der Trauer unterstützen, aus Furcht von den Barbaren Mißhandlungen zu erdulden. Namenlos war ihr Leiden, als man den Sarg versenkte; sie warf eine Handvoll Erde in die kalte Gruft, und betete lange und leise, worauf sie gestärkt, von der Lieben Abschied nahm.

Keiner der Barbaren, welche staunend ob der großen Schönheit, der Jungfrau gefolgt waren, hatte bisher gewagt, die Traurige in ihrer Betrübniß zu stören, eine gewisse heilige Scheu hielt sie zurück, Hand an die heilige Unschuld zu legen. Doch als sie wieder in das väterliche Haus zurückkehrte, verbrauchte die Scheu in dem rohen Gemüthe der Barbaren, die erloschene Gluth wuchs immer höher, bis zur verzehrenden Flamme. Anna sah die Unmenschen auf das Haus loskommen: geisterhaft blickte sie zum Himmel auf, presste beide Hände an das klopfende Herz, dann heftete sie noch einmal das Auge voll himmlischer Sehnsucht auf ein an der Wand befindliches Kreuz, neuen Muth zu sammeln. Doch plötzlich hörte sie ein Gezecht vor der Thür, sie wollte nicht ihre wegen neues Blut vergießen lassen, und verließ das Gemach.

Haltet ein Barbaren, hier bin ich, die ihr sucht! so rief sie, und stürzte bald besinnungslos über den Leichnam eines Jünglings — ihres Bräutigams, der sie mit seinem Leben vertheidigt hatte.

Die Bösewichter waren überrascht und wollten die süße Beute, die einigen aus ihrer Mitte durch des Jünglings Kühnheit das Leben gekostet, nicht im Stich lassen. Sie hoben die Unglückliche auf und trugen sie auf die Straße, wo sie zu neuem Leben erwachte, sich ihren Armen entrang und in die nahe Stadt-Pfarrkirche flüchtete. Aber zwei Unmenschen folgten ihr nach.

Uebergossen von frivoler Lüsternheit, die schöne Beute zu erhaschen, tief ihr der eine entgegen: Du mußt unser sein, oder Du bist des Todes! und hielt bei diesem Wort das spitzige Schwert ihrer Brust entgegen.

Anna sprach ein standhaftes Nein! und sah geistig gestärkt durch die Heiligkeit des Ortes, wo sie sich befand, den Degen mit stolzem Lächeln an. Jetzt versuchten die Lüsternen, etwas durch Bitten auszurichten; Anna verlachte. — So helfe denn Gewalt! schrien sie und faßten das holde Mädchen mit frechen Händen an, rupften an ihren Kleidern und warfen sie zu Boden.

Anna stieß einen Seufzer aus — ergriff den Dolch des Einen und durchstieß ihn auf der Stelle. Indem dieser sank, faßte sie der andere am Halse, aber im Augenblick saß ihm der Dolch in der Seite. Er stürzte zusammen und heulte fürchterlich.

Kameraden in der Nähe, welche das Gebrüll hörten, eilten herbei, sahen was geschehen war, und hieben das Mädchen am Altar in Stücke.

Die Hussiten in Lauban 1431.

Schrecklich sind die Scenen, welche sich bei der ersten Ankunft der Hussiten in Lauban (1427) ereigneten. Es scheint kaum möglich zu sein, daß die Grausamkeiten eines Menschen so weit gedeihen könnten. Einmal wenigstens kommen lichte Augenblicke und des Gewissens mahnende Stimme stellt das Vergangene in seiner ganzen Größe vor den Spiegel der Seele und hindert den Verirrten im Fortfahren gleicher Vergehungen. Leider war dies bei den Böhmen nicht der Fall; es waren ihre grausenhaften Thaten Folgen eines schrecklichen Fanatismus, in ihrem wilden Wahnsinn fortgerissen, glaubten sie, dem Himmel angenehme Opfer zu bringen, wenn sie das Land der Philister, (so nannten sie die Länder außer Böhmen), welches sich von ihrer Parthei los sagte, mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Kaum hat ein Land oder ein Reich die Bebrückungen dieses fanatischen Volkes in solchem Uebermaße erlitten als Schlessien, der wüthende Heide war schonender gegen den Christen, als hier die Christen gegen Christen waren. Unter den schlessischen Städten litt Lauban am meisten; zweimal wurde es heimgesucht von den genannten Feinden, und zweimal wurde das Blut seiner Einwohner vergossen.

Kaum hatte sich die Stadt von dem ersten Ueberfall (1427) einigermaßen erholt, noch standen hier und da die Ruinen einzelner abgebrannter Häuser, bespritzt von dem Blute seiner Bewohner — überall waren die Spuren des 16. Mai, jenes traurigen Tages zu erblicken — da, zum neuen Schrecken der Tiefgebeugten, erscholl die Kunde, die rohen Horden hätten Schlessiens Grenzen von Neuem überschritten und folgten ihren früheren blutigen Fußstapfen. Laubans Einwohner erzitterten. Die dunkelrothen Feuerscheine bestätigten jene Kunde. Man glaubte diesmal vorsichtiger zu handeln und wollte die Stadt nicht mehr um einen so billigen Kauf, wie früher, den zerstörenden Händen überlassen, das Leben der Bürger sollte theuer erkaufte werden; der Tod war ja doch die Lösung, selbst dann noch, wenn sie den wüsten Horden willig die Thore öffnen möchten.

Da die Stadt nur wenig oder gar nicht besetzt war, hatte man die meiste Habe in das Mönchskloster gerettet, dessen Vertheidigung ein edler Ritter aus dem Geschlechte der Steinkircher, Bernhard von Behtriz, übernahm, indem er einen Theil der streitbaren Bürger nebst einer Anzahl Bauern um sich versammelte, mit denen er alle Gemächer und Fenster wohl besetzte.

Am 16. März kamen die Gefürchteten in der Stadt an und belagerten, auf Beute hoffend, das erwähnte Kloster. So tapfer sich auch die Besatzung hielt, so konnte sie doch in dem einfachen Hause die harte Belagerung nicht aushalten, denn die Hussiten schossen mit ihren bei sich führenden Feuerschländen Bresche, erbrachen das Thor und gelangten so in das Innere des Klosters.

Nun ereignete sich ein blutiger Austritt; Alles was den Eindringenden von Wuth erfüllten Eroberern in den Weg kam, wurde niedergehauen. Ein Theil der Belagerten hatte sich auf das Gewölbe (vermuthlich das Kirchengewölbe) gerettet, aber auch hier wurden sie erreicht

und gezwungen, ihre Wehr und Waffen vor sich zu Füßen zu legen. Die Anzahl der Unglücklichen soll 300 betragen haben. Man trieb die Wehrlosen über einen Haufen zusammen, worauf dieselben, als sie vermeinten, die Sache würde nach ihrer Ergebung gütlich enden, schnell und unversehens von den bewaffneten Mördern überfallen und niedergehauen wurden. Einigen schlugen sie die Köpfe ab, andern Hände und Füße, andere hieben sie mitten von einander und warfen die Stücke durch ein Loch, welches sie in das Dach gemacht, auf die Erde und in die Spieße der unten stehenden rohen Gefellen. Alles Uebrige, Kleider, Betten, Stroh, Holz u. s. w. wurde zusammengetragen und verbrannt.

Ein gleiches Niedermeheln fand in den Kreuzgängen statt, wohin sich viele Einwohner versteckt hatten. Der Guardian des Klosters, der sich mit den Brüdern in der Kirche befand, wurde vor dem Altare enthauptet, die Brüder wurden auf eine andere Weise erschlagen.

Der Ritter Bernhard von Behtriz hatte sich indessen mit einigen Beherzten aus den Bürgern und Bauern auf dem starken Thurne des Klosters verschanzt, und wollte sich auf keine Weise ergeben. Die Hussiten ließen nun den Thurm an zwei Seiten untergraben und drohten, denselben durch Pulver in die Luft zu sprengen, wodurch die Besatzung bewogen wurde, sich zu ergeben. Hier fanden die Hussiten einen großen Schatz an Monstranzen, Kelchen und anderem Geschmeide und Silber, welches die Bürger hierher zur Sicherheit gebracht, unter welche Gegenstände sich jetzt die räuberische Horde theilte.

Beim Abzuge (den 20. März) führten die Hussiten den Ritter und seinen Kaplan Johannes Reichel sammt vielen Bürgern gefänglich mit fort. Aber schon vor der Stadt, vor dem Niklas-Thore, warfen sie den Kaplan bei der nächsten Brücke in den Queis, und verbrannten hierauf oberhalb der Brücke den entseelten Körper. Den Ritter schleppten sie mit nach Jaromie in Böhmen, wo er bald darauf im Gefängniß elendiglich umkommen mußte. Was mit den übrigen gefangenen Bürgern geschehen ist, hat die Geschichte nicht aufbewahrt.

Dritter Abschnitt.

Schlesien der Schauplatz neuer Kämpfe und Kriege unter
Albrecht, Ladislaw IV. und Georg Podiebrad.

Kaiser Albrecht,

König von Ungarn und Böhmen, oberster Herzog in Schlesien 1437 — 39.

Siegismund hatte nur kurze Zeit die Freude einer ruhigen Regierung in Böhmen genossen; bei seinem Tode bestellte er seinen Schwiegersohn, Erzherzog Albrecht, aus der Familie der mit ihm geschlossenen Erbvereinigung zum Nachfolger, welcher Vorschlag von den böhmischen Ständen bereitwillig angenommen wurde.

Nachdem Albrecht zum deutschen Kaiser erwählt worden, beschwor er am 29.

Juni 1438 die Kompakten in Prag, schien aber in die Vorschläge der hussitischen Parthei, namentlich der Kalixtiner und Ultrakuisten, welche sich aus ihrer Unbedeutendheit wieder emporgehoben hatten, nicht überall zu willigen, vielmehr nachtheilig über die Kompakten sich zu äußern, wodurch er sich gleiche Feinde, wie sein Vorgänger, zog. Die Hussiten sahen in ihm einen Feind, der sie vollends zu unterdrücken suche, sie verweigerten ihm den Eid der Treue, und nahmen ihre Zuflucht zum Könige Wladislaw von Polen, dessen Bruder Kasimir, damals erst dreizehn Jahr alt, sie die böhmische Krone anboten. Es kam zum Kriege.

Wladislaw sandte der hussitischen Parthei ein Hülfsheer, von 2,000 Mann, welches aber bei dem Berge Tabor von Albrechts Kriegsvölkern geschlagen wurde, während die Flüchtlinge auf dem Rückwege vom Kurfürsten Friedrich von Sachsen theils niedergehauen, theils gefangen wurden.

Schlesien, verhielt sich bei diesem Zwiespalt neutral und wollte erst abwarten, welche von beiden Partheien die Oberhand behalten würde, zog sich aber dadurch das größte Ungemach zu. Wladislaw brach mit einem zweiten Heere auf, und verwüstete Schlesien, welches sich nicht zu seiner Parthei schlagen wollte, auf die härteste Weise, besonders wurden die Gegenden an der Oder hart mitgenommen. Die Städte Dhlau, Grottkau, Bansen, das ganze Brieger und Meißner Fürstenthum wurden verheert. Theils aus Furcht, theils aus Zwang willigten die Herzöge, Wenzel von Troppau und Oppeln, Boleslaw, Bernhard, Johann und Nikolaus von Oppeln und der Brie-

ger Adel darein, dem König Kasimir zu huldigen, sobald er die böhmische Königskrone erlangt haben würde. Die Herzöge Wenzel, Przemislaw und Johannes zu Auschwitz waren die ersten, welche dem Könige von Polen die Versicherung gaben, keinem von Kasimirs Feinden beizustehen. Dessenungeachtet zog Wladislaw den Kürzeren und mußte unverrichteter Sache nach Polen heimziehen. Albrecht, welcher ihm mit vereinigter Macht entgegenzog, führte in seinem Heere die den Polen damals noch unbekannten eisernen Wurfgeschosse, Tarasbüchsen genannt, welche unter den Polen einen panischen Schrecken verbreiteten und ihren eiligsten Rückzug veranlaßten.

Auch im Glogauschen richteten die Polen große Verheerungen an und waren nahe daran, den Dom zu erobern, wurden aber von den Bürgern verscheucht.

Im Schwiebuschen zogen Bürger und Bauern gegen die Feinde, umzingelten sie in den Haiden und machten 250 Polen nebst den vornehmsten Häuptern zu Gefangenen.

Das große deutsche Heer, welches Albrecht nach Schlesien geführt, konnte er nun sorgenfrei den Rückweg antreten lassen.

Um den Frieden zu vermitteln, gleichzeitig aber auch sich von den schlesischen Ständen huldigen zu lassen, traf der Kaiser und König Albrecht mit seiner Gemalin, über Görlitz kommend, am 18. Nov. 1438 in Breslau ein, wo er von den Bürgern auf das Herrlichste empfangen wurde. Sieben Tage darauf den 25. November empfing er die Huldigung. Eine Chronik meldet: auf einem Abendtänze wurden die vornehmsten Bürgerinnen mit ihren Töch-

tern auf des Kaisers Hof geladen, wo eine wunderliche finstre Mette gesungen wurde.

Albrecht verweilte bis zum nächstfolgenden Frühjahr in Breslau. Mit dem Beginn des Jahres 1439 erschienen die Abgesandten des polnischen Königs unter denen der Erzbischof zu Gnesen der Vornehmste war, an dem Hoflager des Kaisers, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Wegen der gewaltsamen Einfälle in Schlesien und des großen verursachten Schadens, wurde der Gesandtschaft wenig Ehre erwiesen; es kam auch kein vollkommener Friede zu Stande, wenigstens aber wurde durch die Vermittelung des Baseler Konzils ein Waffenstillstand auf kurze Zeit geschlossen. Dagegen erhielt Breslau mehrere heilsame Gesetze. Albrecht bestätigte sämtliche Privilegien und Freiheiten der Stadt, so wie die Statuten und Beordnungen der Handwerker, welche unter seinem Vorgänger, Siegismond, waren entworfen worden.

Des Königs Abreise erfolgte im März am Tage Erhebung St. Stanislaus. Albrecht sowohl als die Stadt behielten ein trauriges Andenken an diesen Besuch. Ersterer hatte das Unglück den 18. November des Jahres 1438 in seinem Quartier (im goldenen Becher am Ringe) die Treppe herunter zu fallen und das Bein zu brechen, seit welcher Zeit er hinkend blieb. Letztere büßte diesen Besuch mit einer Strafe von 20,000 Dukaten. Welchen Werth eine solche Summe in den Augen der Zeitgenossen haben mußte, sieht man daraus, weil viel Aufhebens gemacht wurde, daß der Kaiser und seine Gemalin zwei Dukaten am Weihnachtstage in der Domkirche ge-

opferten hatten. Wahrscheinlich und bestimmt nur aus dem Grunde mußte die Stadt eine so große Geldsumme zahlen, weil der Kaiser wegen der Länge seines Aufenthalts in Geldverlegenheit war; man nahm daher den Umstand zum Vorwande, daß man das Gefolge des Kaisers nicht am Markte und in den besten Häusern, sondern in den entlegensten Gassen einquartirt hatte. Wegen dieses Mangels an Respekt wurde auch der Rath ab- und ein anderer eingesetzt. Es scheint aber, als ob die guten Breslauer ihre Gäste schon anderweit her kennen mochten, denn die Folge zeigte bald, welches Schlags sie waren. Die Meisten des Gefolges waren Ungarn; als der Kaiser abreiste, konnten sie die hochaufgelaufene Zeche nicht bezahlen, und die Breslauer, wahrscheinlich um sich zu rächen für die große Geldsumme, die sie derselben halber an den Kaiser hatten zahlen müssen, gleichzeitig um an Letzterem Entgelt zu üben, hielten nun das Gefolge fest, so daß nur äußerst Wenige den Kaiser begleiten konnten. Der Kaiser ließ seinen Kanzler, den Grafen Kaspar Schlick, einen hochgelehrten, verständigen und beredten Mann, welcher eine Tochter des Herzogs von Dels zur Gemalin hatte, zurück, um die Sache beim Rath zu Breslau ins Gleichgewicht zu bringen. Ob er oder sie sich selbst baar ausgelöst haben, davon schreibt die Geschichte nichts. Sie erreichten den Kaiser in Meisse.

Schlesien erhielt in dem Markgrafen Albrecht Achilles zu Brandenburg einen Oberlandeshauptmann, und Kriegsobersten, welcher den Polen durch seine Streibarkeit solche Furcht einjagte, daß sie sobald nicht wiederkehrten.

Noch in demselben Jahre machte der Kaiser einen Feldzug in Ungarn gegen die Türken, nach dessen Beendigung er auf der Rückreise am 27. Oktober 1439 in einer Mühle zu Langendorf bei Ofen an dem übermäßigen Genuß frischer Melonen und an der darauf erfolgten rothen Ruhr oder Durchlauf, den man nicht stillen konnte, starb. Nach andern Nachrichten soll er mit Gift ermordet worden sein, welche Schandthat der alten Kaiserin zugeschrieben wird.

Die Zeitgenossen rühmen den Kaiser als einen tugendhaften, mächtigen und trefflichen Regenten, der in seiner Regierung den unverkennbaren Zweck hatte, seine Unterthanen glücklich zu machen. Von dem großen Leidwesen der Unterthanen über seinen Tod sagt ein alter Geschichtschreiber:

„derselbe König also sere geklaget wart, vort Edlen und Unedlen, von Reich und Armen, also kein König sint Christus gepurt je geklaget wart.“

Den Schlesiern konnte sein Tod nicht gleichgültig sein, nicht allein, daß sie an ihm einen guten Regenten verloren, sondern daß er ohne männliche Erben starb. Seine hinterlassene schwangere Gemalin Elisabeth gebär zwar bald nach seinem Tode einen Prinzen und Erben des Königreichs Böhmen, welcher in der Taufe den Namen Ladislaw erhielt, ehe derselbe aber heranwuchs und das Ruder der Regierung ergreifen konnte, nahmen die Befehdungen wieder so überhand, daß Schlesien vierzehn Jahre lang in den beklagenswerthesten Zustand gerieth.

Schlesien während der herrscherlosen Zeit von 1439 — 1453.

Der augenblickliche Umstand, daß die Erbländer ohne Oberherrn waren, veranlaßte die Ungarn, ehe noch Ladislaw geboren wurde, die ungarische Krone dem Könige Wladislaw III. von Polen hier der V. dieses Namens, 1440 — 1444 anzutragen, denn sie bedurften zu ihren fortbauernenden Kriegen mit den Türken einen Anführer, vorzüglich bestimmte sie der tapfere Feldherr Johann von Huniade-Korvin zu dieser Wahl. Einige Ungarn standen zwar auf der Seite der Königin, und der Erzbischof und Kardinal Dionys krönte sogar zu Stuhlweissenburg den jungen Prinzen in der Wiege zum Könige von Ungarn, die königliche Familie mußte aber dennoch, von König Wladislaw gedrängt, der mit stärkerer Heeresmacht heranzog, die Flucht

ergreifen. Bei dieser Gelegenheit nahm die Königin die ungarische Krone, welche sie mit List und insgeheim an sich zu bringen gewußt hatte, mit sich nach Oesterreich zum Erzherzog Friedrich, der in demselben Jahre zum deutschen Kaiser erwählt worden und dem sie die Vormundschaft über den jungen König übertrug. König Wladislaw ward durch seinen Anhang in Ofen als König von Ungarn begrüßt, und am 17. Juli zu Stuhlweissenburg in Ermangelung der ungarischen Krone mit der St. Stephans-Krone gekrönt.

Die meiste Sorge hatte die verwitwete Königin Elisabeth um das Erbland Böhmen, wo die Stände nicht minder wankelmüthig zu werden drohten, wie in Ungarn. Sie schickte ihren Abgeordneten

Prokop von Rosenberg nach Prag, durch welchen sie die Stände bitten ließ, Niemanden anders als den Erben ihres verstorbenen Gemals, Kaisers Albrecht, den Prinzen Ladislaw, als Oberherrn anzusehen und sich bis zu seiner Volljährigkeit zu gedulden. Dessen ungeachtet aber trugen die Böhmen ihre Krone anfänglich dem Herzoge Albrecht von Baiern, später dem Kaiser an, aber beide Fürsten wiesen dieselbe zurück.

In Böhmen wurden nun zwei königliche Stadthalter eingesetzt, welche das Land regieren sollten, bis Ladislaw seine männlichen Jahre erreicht haben würde. Nach dem Tode der erstgewählten Beiden trat

Georg Podiebrad

an die Spitze der Regierung. Georg, Boron von Kunstadt, von seinem Geburtsort gewöhnlich Podiebrad genannt, war das Haupt der Utraquisten Parthei, ein Mann von vorzüglichen Geistesanlagen, ausgezeichnet als Feldherr und Staatsmann, durchdrungen von dem heißesten Gefühl für Vaterlandsliebe und Nationalität. In keines andern Hand waren die Zügel der Regierung besser aufgehoben als in Podiebrads Händen, er war der rechte Mann, welcher sein Vaterland vor auswärtigen Feinden schützen und vor innern Unruhen sichern konnte. Leider dehnte sich seine Macht nicht über Schlesien aus, welches im Innern ganz zu zerfallen drohte. Es hielt fest und treu an der kaiserlichen Wittve und ihrem Sohne, weshalb es von den Polen in blutige Fehden gezogen wurde, aus denen es vom Throne herab nicht gerettet werden konnte. Innere und auswärtige Feinde, Räubereien

und Plackereien wechselten bald mit den feindlichen Einfällen der Polen.

Um die Breslauer für sich zu gewinnen, schickte König Wladislaw von Polen eine Gesandtschaft an den Rath zu Breslau, denselben aufzufordern, sich der Krone Polens zu unterwerfen. Man stellte den Breslauern vor: sie hätten doch keinen Herrn, und auf ein unmündiges Kind, welches sie nicht beschützen könnten, zu bauen, wäre eine thörichte Handlung. Er (Wladislaw) hingegen wäre ein gewaltiger König in Polen und Ungarn, der sie beschützen und beschirmen könnte. Der Rath gab den Gesandten für ihren König folgenden Bescheid: „es wäre nicht ehrlich und ziemlich, daß er (der König) versuchte, fromme Leute ihrer natürlichen Erbschaft abwendig zu machen und wider Ehre zu thun. Sie hätten einen König, ob er wohl ein Kind wäre, so wollten sie ihm doch das ungern lassen entgelten.“

Für diese Zurückweisung mußten die Breslauer in der Folge schwer büßen.

Um die aufkeimenden Verwirrungen in Schlesien noch zu vermehren, gestellte sich zu diesen Uebeln noch ein neues: Pest und Hungersnoth. Ein langer anhaltender Winter, welcher große Massen Schnee's ausgeschüttet, hatte die Vorräthe des Landes verzehrt. Erst in der Mitte des Aprils begann es zu thauen, die Gewässer füllten sich und überschwemmten alle Niederungen. Gleiche Nässe dauerte den ganzen Sommer hindurch; die Ernte, welche man mit Sehnsucht erwartet, war mißrathen — Theuerung und Hungersnoth waren die Folge. Die Speise mancher Menschen waren Blätter, Zweige und Wurzeln von Bäumen

und Pflanzen. Um das Vieh nicht ganz verderben zu lassen, fütterte man es mit dem alten Stroh aus den Häuser-Bedachungen, die man zu diesem Behufe niederriß. Dabei starben Tausende von Menschen und Vieh vor Hunger und an den pestartigen Krankheiten, eine Folge der Hungersnoth.

Der traurige Zustand des Landes, welches sich seit den Verheerungen der Hussiten noch nicht erholt hatte, läßt sich aus diesen Anführungen leicht enträthseln, was Wunder, wenn man zu unerlaubten Mitteln griff, wie sie die Zeit darbot, daß Schlessien zu einem Aufenthalt von zahllosen Räubern herabsank.

Polnische Kriegsvölker hausten in Schlessiens Gauen, böhmische Heerschaaren suchten Schlessien für die Königin zu erhalten und verfuhrten mit dem Gute der Einwohner barbarisch wie ihre Gegner, während einzelne unabhängige Häuptlinge sich der festen Schlösser in Schlessien bemächtigten und die Räubereien im Großen trieben. Ihrem Beispiele folgte nach und nach eine bedeutende Anzahl schlessischer Edelleute, welche die Gelegenheit wahrnahmen, sich an dem Ueberfluß der blühenden Städte zu bereichern, und mit ihren gleichgesinnten Knappen über Heerden der Städter herfielen, sie auf ihre Burgen trieben, und die Karawanen der Kaufleute, ungeachtet ihrer Bedeckung, überwältigten und plünderten.

Unter den Böhmen, welche sich in Schlessien festgesetzt, finden wir die Namen Kalda und Kruschina. Ersterer hielt sich in dem befestigten Nachod auf, Letzterer trieb sein Unwesen in den Städten Glatz und Frankenstein. Unter den Edelleuten, welche sich zu der hussitischen, böhmischen

Parthei schlugen und das räuberische Wesen jener nachahmten, stehen oben an: Czirna, Stosch, Reichau, Heiden, Storch, Adelsdorf, Czettitz, Dyhr von Himmel und andere.

Mit den Brüdern Dpiß und Hain von Czirna hatte sich sogar der Breslauer Domprobst, Nikolaus Gramis, vereinigt und sie bei ihren Räubereien auf den Schlössern Falkenhain und Auras unterstützt.

Nikolaus Gramis, Domherr und Probst zu Breslau, war von dem Concilium zu Basel zum Generalschatzmeister und Executor der in Schlessien ausgeschriebenen Indulgenzzelder ernannt worden. Er sollte auf den Reisen mit seinen Leuten alle die Privilegien, Begnadigungen und Freiheiten genießen, welche die Glieder des Conciliums zu Basel genossen. Auch erklärte letzteres sogar alle Excommunicationen, Interdikte und Suspensionen, die zu seinem und seiner Leute Nachtheil, selbst wenn sie mit päpstlicher Autorität gegen ihn bekannt gemacht werden sollten, für nichtig und kraftlos. Eine solche ausgedehnte Gewalt hatte noch kein Geistlicher in Schlessien gehabt. -- Während der zwei Jahre seines Amtes als Sammler hatte er die Summe von 5266 Dukaten Indulgenzzelder zusammengebracht und davon, mit Ausnahme von 2514 Dukaten, die er dem Domkapitel zur Auslösung verpfändeter Dörfer lehnte, nur sehr wenig nach Basel geschickt, und den Ueberrest wahrscheinlich zu seinem eigenen Nutzen verwandt. Das Concilium ernannte nunmehr einen andern Sammler, den Domkantor Spizmer zu Breslau, und der Bischof Konrad zu Breslau befahl allen Pfarrern, keine Gelder ferner mehr an

Gramis abzuliefern, sondern solche so lange bei den Kirchen in Beschlag zu nehmen, bis die Baseler Synode anderweitige Verhaltungsbefehle darüber erlassen würde, dem Probst Gramis dagegen befahl er, die noch in Besiz habenden Gelder an die Domkirche abzuliefern.

Der Probst widersetzte sich dem Befehle des Bischofs, weshalb ihn dieser in Verhaft nahm; natürlich konnte dieses Ersterem, bei der großen Rolle, die er früher gespielt, nicht gleichgültig sein, und er mußte daher bedacht sein, diese Strafe von sich abzuwälzen. Um wieder auf freien Fuß zu kommen, unterzeichnete er ein gerichtliches Instrument, in welchem er versprach, nicht nur genaue Rechnung über die eincassirten Gelder abzulegen, sondern diese selbst, bei Verlust aller Beneficien, abzuliefern. Dieses Versprechen mußte er durch einen Eid auf das Evangelium bekräftigen. Was er aber nicht mehr besaß, konnte er auch nicht geben; Gramis verschob die Rechnungslegung von einer Zeit zur andern, weshalb ihn der Bischof 1441 von Neuem verhaften und sein bewegliches Vermögen einziehen ließ. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Gramis die Indulgenz-Gelder unterschlagen hatte; er wurde daher auch in einem langwierigem Prozesse des Diebstahls, Meineids, Wuchers und der Verfälschung angeklagt und mit Ketten belegt. Reumüthig gab er sich der Verbrechen schuldig, erkannte sich des geistlichen Amtes unwürdig, und versprach die Probstei niederzulegen, in ein Kloster zu gehen und bat um Gottes Willen, ihm die Banden abzunehmen. Er wartete das Ende seines Processes nicht ab, und benutzte die erste Gelegenheit zur Flucht.

Er floh zu dem Ritter Ezirna auf Auras, der als bekannter Befehder der geistlichen Güter ihn willig aufnahm und das Domkapitel aufforderte, alle vorenthaltenen Sachen des Probstes herauszugeben. Als dieses nicht geschah, plünderte er die Stiftdörfer.

Es wurden nun von beiden streitenden Partheien beim Baseler Concilium Klagen eingebracht. Die Klage des Gramis wies man zurück und forderte den Ritter auf, binnen 40 Tagen sich in Basel zu stellen und bei Strafe des Bannes sich aller Befehdungen gegen die Güter der Geistlichen zu enthalten. Ezirna gestellte sich nicht, sondern trieb sein Unwesen fort. Der Bischof Konrad befahl hierauf allen Geistlichen im Lande, den Prozeß gegen Gramis von allen Kanzeln zu predigen und den Bann gegen denselben, so wie gegen den Ritter Ezirna zu veröffentlichen. Dagegen protestirte Gramis; er berief sich auf die Würde eines General-Schatzmeisters, mit allen obgedachten großen Privilegien, und sprach als solcher alle diejenigen vom Banne los, welche der Bischof mit demselbem belegte; ja er ging soweit, daß er sogar im Naraen des Conciliums dem Ezirna und seinen Helfern volle Gewalt gab, die Güter der Kirche zu berauben; er selbst ritt im Lande bewaffnet und geharnischt umher und verursachte durch sein Benehmen eine solche allgemeine Verwirrung, daß der Landbewohner zuletzt nicht wußte, wer von beiden Theilen, der Bischof oder der Probst eigentlich das Recht zu bannen besaße. Als Beweis dafür, wie der Ritter Ezirna die Bauern aufforderte, nach wie vor die Indulgenz-Gelder an Gramis

abzuliefern, diene nachstehender Brief, welchen Czirna an die Gemeinde Bleichau schrieb: „Wisse Schulz und ganze Gemeinde Bleichau. Also euch denn mein Freund, Herr Niklas Gramis Probst zu Breslau, euer Erbherr, oft und dicke vermanet hat, daß ihr ihm gebet, was ihr ihm pflichtig seid; das habt ihr nicht gethan, lasse ich euch wissen, daß ihr ihm in dreizehn Tagen alles ausrichtet, was ihr ihm schuldig seid. Geschieht es nicht, so will ich euch pfänden und nehmen was ihr habt.“

Den täglich überhandnehmenden Unfug zu steuern, sahen sich die schlesischen Fürsten genöthigt, ein Heer aufzustellen, welches den Räubereien und Plünderungen, der Gebrüder Czirna und des Probstes Schranken setzen sollte. Erstere hatten sich in dem festen Schlosse Ottmachau verschanzt.

Gramis war indessen persönlich zur Kirchenversammlung nach Basel gereist; gleichzeitig wandten sich die Fürsten an dieselbe, schilderten die schlesischen Kirchenangelegenheiten und ersuchten die Väter der Synode, den Probst Gramis, als einen Verächter der Rechte und seiner Benefizien, einen Befehder der Kirche und des Vaterlandes, einen Anstifter der Plünderungen, Brennereien und Morde, allen seinen Nachfolgern zum Schrecken und Beispiele mit verbienter Strafe zu belegen.

Gramis verteidigte sich so gut er konnte, führte an, daß er um ihretwillen in solch große Noth und Bedrängniß gerathen, und nur deshalb weder Geld noch Rechnung ablegen konnte, weil ihm der Bischof und das Kapitel beides gewaltsamer Weise genommen hätten. Das Concilium

nahm seine Vertheidigung an und zog ihn zu keiner Strafe.

Gebrängt von der Uebermacht der schlesischen Herzöge, hatten sich die Gebrüder Czirna mit dem Bischof ausgesöhnt, wodurch Gramis eine Hauptstütze verlor und gelindere Saiten gegen das Domkapitel aufzog. Er schrieb an dasselbe einen demüthigen Brief: er suche mit der möglichsten Demuth den Frieden und nicht Zwietracht; er bitte das ganze Kapitel und einen jeden Herrn aus demselben bei der Barmherzigkeit Jesu Christi, sie möchten doch aus Furcht Gottes ruhen, seinen zerstörten und zu Grunde gerichteten Zustand zu bedenken und mit liebe reichem Gemüthe erwägen, ic.

Bevor er von Basel abreiste, hatte er auf wiederholtes Ermahnen bei einem Eide auf das Evangelium, bei Strafe des Bannes und Verzichtleistung auf alle seine Benefizien feierlich versprochen, binnen fünfzig Tagen zweihundert rückständige Dukaten und binnen vier Monaten seine Rechnungsbücher herbeizuschaffen. Allein auch diese Termine verstrichen, ohne daß Gramis weder das eine noch das andere erfüllen konnte — er ließ sich auch in Basel nicht mehr sehen. Das Concilium schritt nun zu ernstern Maaßregeln; es befahl den Geistlichen der Breslauer Diözese, den Nikolaus Gramis in allen Kirchen, Klöstern und Kapellen an Sonn- und Feiertagen bei öffentlichem Gottesdienst, unter Läutung der Glocken, bei angezündeten, alsdann ausgelöschten und auf die Erde hingeworfenen Kerzen als excommunicirt abzukündigen. Dessenungeachtet kam Gramis nach Schlesien, hoffend, der mitleidige Bischof würde ihn auf seine

Bitten wieder in seine vorigen Bürden und Benefizien einsehen, wurde aber auf den Ausspruch des Papstes verwiesen. Was ferner mit ihm geschehen, ist nicht bekannt geworden; der Ausspruch des Papstes muß nicht zu seinem Vortheil ausgefallen sein, wie sich aus seiner Wittschrift ergibt, die er zu Prag dem päpstlichen Legaten übergab, und in welcher er bat, man möchte ihn doch nicht so tief fallen lassen, daß er sich gezwungen sähe, in seinem hohen Alter betteln zu gehen. Das bitterste Elend scheint ihn von da ab bis zum Sterbebette verfolgt zu haben.

Um dem Unwesen der Polen in Schlesiens zu steuern und diesem geängstigten Lande Hülfe zu bringen, schickte die Königin 1442 den Hauptmann Leonhard Assenheimer mit einigem Kriegsvolk nach Breslau. In Schlesiens verstärkte er durch neugeworbene Soldner und durch die Schaaren der verbündeten Städte Breslau, Schweidnitz, Jauer und Liegnitz seine Heerhaufen, und vergalt den Polen reichlich ihre Verwüstungen in Schlesiens. Er drang bis in das Innerste von Polen, eroberte einige Schlösser, verheerte das Land und kam mit reicher Beute zurück.

Auf der Seite der Polen befand sich der Herzog Konrad V. von Dels, welcher die Breslauer durch Einfälle in ihr Gebiet auf jede mögliche Weise zu ängstigen suchte, sich auch nicht abhalten ließ, die geistlichen Güter zu brandschaken, ungeachtet ihn sein Bruder, Bischof Konrad, freundlich und ernstlich ermahnte, davon abzustehen. Assenheimer unternahm bei seiner Rückkehr einen Zug gegen diesen unruhigen Fürsten, verheerte einige Dörfer im Delsner Für-

stenthum und machte eine große Beute an Vieh und andern Gegenständen. Um sich für diese Schmach zu rächen, drang der Herzog Konrad am Ende des Sommers mit seinen Polen bis Liegnitz vor, deren Vorstädte er abbrannte, worauf die oben erwähnten Städte zu Kapßdorf einen Waffenstillstand auf zehn Jahre mit ihm und den Polen schlossen.

Noch in demselben Jahre unternahmen die verbündeten Schlesier einen Zug gegen den Böhmen Kalda auf Nachod, der am wüthendsten unter allen das Land durch seine räuberischen Streifzüge ängstigte. Das Schloß wurde belagert. Kalda, welcher der großen Macht nicht gewachsen war, und einfah, daß er würde unterliegen müssen, entfloh des Nachts mit einem Theile seiner Anhänger. Ein andrer Theil entkam in der Nacht des zweiten Tages, und in der dritten, wo die Thore der Stadt geöffnet wurden, retteten sich noch 150 derselben. Die Schlesier nahmen hierauf die Stadt ein, vertrieben das gemeine Volk aus derselben, und steckten diese so wie das Schloß in Brand.

Den 24. September 1443 starb die Königin Elisabeth, nachdem sie sich kurz zuvor durch Vermittelung des päpstlichen Legaten Julian, mit dem Könige Vladislaw verglichen hatte. Mit ihrem Tode sank das Ansehn des Hauptmann Leonhard Assenheimer in Schlesiens, namentlich in Breslau, denn die Bürger dieser Stadt schienen gleich von vorn herein kein besonderes Zutrauen zu ihm gefaßt zu haben; dies geht schon aus dem Contrakte hervor, den der Rath von Breslau bei seinem ersten Auftreten mit ihm schloß, worin

es heißt, daß er „keinen Krieg oder Fehdeschaft besonders mit Niemand ohne Wissen und Geheiß der Rathmanne anschlagen wolle.“ So lange Affenheimer seine Mannschaft im Dienste der Stadt gebrauchte, erhielt er für jene einen bestimmten Sold, für jedes Pferd durch eine Woche drei Vierdung Heller. Affenheimer mochte sich nicht streng an jenen Contract binden, wodurch er sich immer größere Feindschaft der Breslauer zuzog, die jetzt den Herzog Wilhelm von Troppau aus dem böhmischen Fürstenthume zu ihrem Anführer und Kriegsobersten wählten. Seit Nikolaus I. besaß Wilhelm Troppau und nachher Ratibor und erhielt in diesem Jahre (1443) vermöge der Verwandschaft mit den vormaligen Herzögen von Münsterberg (seine Mutter war eine Fürstin von Münsterberg) nach dem Tode des Herzogs Johann, auch dieses Fürstenthum.

Unter Anführung dieses Fürsten zogen nun die Verbündeten Städte gegen die gefährlichsten Raubschlösser, durch ihre Zerstörung dem Lande Ruhe und Frieden zu bringen. Unter andern Schlössern und Burgen wurde in diesem Jahre der berühmte Rärpenstein bei Landek am St. Vitustage, den 15. Juni, und das Schloß Neuhaus bei Patschkau erstürmt. Auf dem Neuhaus wurden dreizehn schlesische Edelleute gefangen genommen, die an einem Tage ihr Leben mit dem Strange büßen mußten. Den 21. Juli eroberte Herzog Wilhelm das feste Schloß Warfotsch und belagerte kurz darauf den Rabßberg, welcher sich ohne Widerstand ergab. Das feste Schloß wurde niedergerissen und geschleift.

Die gefangenen Landesbeschädiger wurden meistens mit dem Strange hingerichtet.

Wegen dieser Siege feierten die Breslauer ein großes Freudenfest mit Spielen, welches aber durch den Verlust von Dittmchau eine Störung erlitt. Wegen sorgloser Wacht war dies Schloß zu derselben Zeit von den Böhmen durch Sturmleitern erstiegen und erobert worden. Als der Herzog Wilhelm, welcher sich noch zu Rabßberg aufhielt, davon Kunde erhielt, zog er mit seinen Verbündeten dahin und belagerte es, wagte aber wegen der geringen Anzahl seiner Kriegsmacht keinen Sturm, und zog deshalb nach Meisse, wo er von den übrigen Fürsten Unterstützung erwartete.

Nach hinlänglicher Verstärkung machte der Herzog einen neuen Versuch zur Eroberung, aber auch dieses Unternehmen mißglückte, denn die Häuptlinge Kruscha, Kalda von Nachod, Czirna und Heinrich von Peterswalde zogen mit vielem Volke heran, die Belagerten zu entsetzen. Die Sache wurde endlich durch den Herzog Bolko von Oppeln vermittelt. Die Böhmen versprachen dem Bischof das Schloß für ein Entgelt von 2000 Gulden wieder abzutreten.

Der Bischof Konrad unterstützte die Verbündeten Städter bei der Säuberung des Landes von den Landesbeschädigern auf das Eebhafteste, steckte aber hierdurch, namentlich aber durch die großen Verluste, die das Bisthum bisher erlitten, dasselbe in äußerst tiefe Schulden, schonte deshalb auch nicht seinen Bruder, den Herzog Konrad V. zu Dels, welcher zur Parthei der Landesbeschädiger gehörte, und nahm ihn, der zu viel auf die Bruderliebe gebaut, 1444 den 14. Februar gefangen. Noch in

derselben Nacht ließ er ihn nach Meisse bringen, gab ihm aber bald darauf, als er ein treues Versprechen gegeben, sich friedlich zu verhalten, die Freiheit wieder, die jener nur zu neuen ungerechten Fehden und Gewaltthaten seiner Nachbarn, namentlich seiner beiden Nissen, der Söhne Konrad IV., des Kanthners, der Herzöge Konrad VII. und VIII. zu Steinau und Wohlau mißbrauchte. Jedoch beide Fürsten brauchten endlich Gewalt gegen ihren unruhigen Oheim; sie verdrängten ihn aus seinem Fürstenthum, dessen Regierung er nie mehr erhielt. Seine letzten Tage verlebte er als Privatmann in Breslau, wo er 1452 starb.

In dieser traurigen Zeit war das verschuldete Bisthum kaum mehr zu retten; der Bischof Konrad, ein Mann von gutmüthigem Charakter, vermochte bei dem geschmälerten Einkommen seine Würde selbst nicht mehr zu behaupten. Man wirft ihm den Hang zur Neuerungssucht und Verschwendung vor, ein Erbübel der meisten schlesischen Pfaffen Herzöge; der Grund zur Verschuldung lag aber lediglich in der traurigen Zeit selbst. Die meisten Bisthumsgüter waren verwüftet und in den Händen raubsüchtiger Edelleute; um sie wieder zu gewinnen und auszulösen, sah er sich genöthigt einen Theil der noch übrigen Besitzthümer zu verpfänden, wodurch Konrad das Bisthum nur immer noch tiefer verschuldete. Den Muth des Bischofs vollends zu beugen, fing das Domkapitel sogar an, feindselig gegen denselben aufzutreten. In Ermangelung der Kraft und Energie, die ihn in dieser bewegten Zeit gerettet haben würde, fand er keinen andern Ausweg, sich aus dem mißlichen Handel zu ziehen, als zu

resigniren, seine Würde, sein Vermögen und seine Schulden in die Hände des Kapitels niederzulegen. Er führte diesen Plan 1444 aus, und behielt nur einige seiner Güter und ein bedungenes Jahrgehalt von 1000 ungarischen Gulden. Als Nachfolger empfahl er den reichen Bischof Franz zu Heilsberg, welcher aber aus Absicht das angefragene Bisthum anschlug, so flehentlich auch das Domkapitel ihn zur Annahme dieser Würde zu bewegen suchte. Eben so wenig fühlte sich der Domherr Dietrich von Weinrich zur Annahme der bischöflichen Würde geneigt, so daß das Bisthum über zwei Jahre ohne Oberhaupt blieb.

Das Domkapitel berechnete nicht die üblen Folgen, welche aus der Resignation des Herzogs Konrad auf die Bischofswürde entstehen konnte; es zog sich allseitig die größte Feindschaft zu, denn man schrieb dem Kapitel allein die Schuld zu, daß der Bischof entsagte. Die Herzöge von Dels, von Oppeln und selbst der früher so patriotisch gesinnte Herzog Wilhelm von Troppau betrachtete das Bisthum als ein herrenloses Gut, plünderte und verheerte dasselbe auf die grausamste Weise. War die Verwirrung früher schon so groß, war sie es jetzt noch weit mehr; und fast unberechenbar der Schade, den das Bisthum erlitt. Herzog Wilhelm von Troppau verband sich mit den Brüdern Hain und Opitz von Gzirna, Girfing Stosch und Herrman Zettritz. Sie verheerten im Briegschen und Grottkauschen Weichbilde viele Dörfer des Kapitels und der Geistlichkeit, überfielen des Nachts die Städte Grottkau und Ziegenhals und führten den Raub nach den Schlössern der Städte Frankenstein, Mün-

sterberg, Freiburg, Fürstenstein und an andere Orte. Die Verweser des Bisthums belegten nun zwar den Herzog Wilhelm nebst allen seinen Spießgesellen (1445) mit dem Banne, waren aber zu schwach, denselben die nöthige Kraft und Wirkung zu verschaffen, und sie wurden daher genöthigt, den Vorschlag Herzog Heinrich X. von Freistadt anzunehmen, sich mit dem Herzoge Wilhelm auszusöhnen; denn die Drohungen des letzteren mehrten sich, und er jagte dem Kapitel solche Furcht ein, daß es sich genöthigt sah, am h. Dreikönigs-Abend 1445 den Dom zu verlassen und nach der Stadt zu flüchten. Die Aussöhnung war der einzige Weg zum Frieden; das Kapitel mußte die eroberten Städte Grottkau und Ziegenhals, diese für 400 jene für 1600 Gulden auslösen, und konnte auf Schadenersatz keinen Anspruch machen. Auf der Seite des Herzogs Wilhelm und seiner Genossen befand sich sogar die Stadt Breslau, die allerlei Vorwand suchte, daselbe zu ängstigen. Den längst vergessenen Streit wegen des Schweidnitzer Bieres erneuerte sie 1444 dadurch, daß sie mehrere Fässer desselben den Domherren bei der Durchfuhr am Ringe wegnehmen ließ und den Kretschmern den Verkauf des Stadtbieres auf dem Dom verbot. Das Kapitel schlug den Weg des Vergleiches ein, allein die Breslauer, von der Wehrlosigkeit des Bisthums überzeugt, würdigten dasselbe keiner Antwort, suchten es vielmehr auf alle Weise zu demüthigen, was besonders durch den Concursprozeß geschah, der über das Vermögen des Bischofs begehrt und eröffnet wurde, was ein allgemeines Kergerniß gab, wozu noch kam, daß man diesen Her-

zog Konrad, welcher seinem Stande als Bischof von Breslau nicht gewachsen war, dem Bisthum wieder aufdrang. Konrad selbst war daran gelegen, nach Tilgung seiner Schulden, die frühere Würde wieder zu bekleiden, ungeachtet sich die Einkünfte des Bisthums bedeutend verringert hatten.

Während dieser Zeit sehen wir die Macht des Breslauer Landeshauptmannes immermehr sinken und zuletzt tragisch enden. Schon bei seinem ersten Auftreten scheint Affenheimer sich die Günst der Breslauer vergeblich erstrebt zu haben, die lieber einen aus ihrer Mitte zum Hauptmann ernannt statt diesen aufgedrungenen Böhmen. Seitdem der Herzog Wilhelm von Troppau zum Landeshauptmann und Kriegsobersten war ernannt worden, hielt sich Affenheimer zu Neumarkt auf dem dortigen Schlosse als Burggraf auf. Der zwischen ihm und der Stadt Breslau geschlossene Vertrag in Betreff der Besoldung seiner Kriegsvölker, meist Böhmen, war aufgehoben, und Affenheimer hatte seit dem Tode der Königin Elisabeth, seiner einzigen bisherigen Stütze, auch von dorthier keine Unterstützung und keinen Sold für seine Krieger mehr zu erwarten. In dieser gedrückten Lage wurde Affenheimer gezwungen, sich mit den Räubern und fehdesechtigen Edelleuten zu verbinden und mit denen, die er früher bekriegte, gemeinschaftliche Sache zu machen. Mit feindlichen Fürsten und Fehdern knüpfte er daher Unterhandlungen an und schloß mit ihnen Verträge. Wir finden auch, daß die Kauf- und Fuhrleute auf den Landstraßen durch seine Leute angefallen und geplündert wurden. Zugleich fiel der unruhige Herzog Wladko von Teschen nach mehrjähriger

Ruhe in das Neumarkter Gebiet ein, und man beschuldigte nicht ganz ohne Grund den Assenheimer des Einverständnisses mit diesem, wozu noch kam, daß mehrere eingefangene Straßenräuber vor ihrer Hinrichtung öffentlich bekannten, Assenheimer wäre ihr Herr und sie nur seine Knechte; er selbst war unvorsichtig genug, zu äußern, wie er eben so viel von den Rathmännern würde aufhängen lassen, als man von den Seinigen hingerichtet hätte. Da er außerdem gewagt hatte, ein Thor in die Stadtmauer zu Neumarkt zu brechen, eine Willführ, die sich selbst Kaiser und Könige nicht erlaubt hätten, und sich einige Male vor Gericht Gewaltthätigkeiten gegen Bürger hatte zu Schulden kommen lassen, so klagten die zu Neumarkt bei dem Rathe und den Hauptleuten zu Breslau, worauf dem Assenheimer heimlich der Prozeß gemacht und er als ein Ruhestörer und Landesbeschädiger, nachdem man heimlicher Weise sich seiner Person versichert hatte, am 14. Juni 1446 zu Neumarkt hingerichtet wurde. Er wurde in der Pfarrkirche begraben, woselbst ein Gemälde seine Hinrichtung darstellte.

So rechtslos, wie auch das Verfahren gegen Assenheimer im ersten Augenblicke scheint, so rechtfertigten es die Richter durch den spätern Einsall des Herzogs Wladko in das Breslaner Gebiet. Um den Tod seines Freundes zu rächen, zog er verheerend durch die Umgegend von Breslau und Neumarkt, verbrannte die Dörfer, trieb das Vieh hinweg und verursachte namentlich den Kaufleuten großen Schaden. Von Seiten der Böhmen wurde der an Assenheimer verübte Gewaltstreich nicht gerügt, was sich

aus dem Tode der Königin Elisabeth erklären läßt. In Betreff von Wladkos Anfeindungen wandte sich der Breslauer Rath an den Vormund des Reichs, Kaiser Friedrich III., welcher Wladko vermochte, seine Sache vor vier Kurrichtern (Wahlrichtern) entscheiden zu lassen. Aber erst drei Jahre später, 1449 kam es zu Liegnitz zu einem Vergleich, in welchem die Stadt Breslau allen Ansprüchen auf Entschädigung entsagte.

Gegen Pfingsten des Jahres 1447, als man von polnischer Seite her keine Befürchtungen zu befürchten hatte, indem König Wladislaw von Polen und Ungarn in der Schlacht bei Barna* (1444), die er den Türken gegen den ausdrücklichen Willen des umsichtigen Feldherrn Hunniades Korvin geliefert, sein Leben verloren, und sein Nachfolger Kasimir IV. mit friedlicheren Gesinnungen den polnischen Thron bestiegen hatte, — in diesem Jahre schlossen einige schlesische Herzöge mit den Städten Breslau, Schweidnitz, Görlitz, Bautzen, Zittau und andern Städten in der Oberlausitz ein Bündniß, das Land Schlesien von den noch fortdauernden Verheerungen durch die Landesbeschädiger zu befreien. Zu diesem Behufe brachten sie eine große Summe Gel-

*) Dieser Türkenkrieg war von den Christen gleich nach Abschließung und Beschwörung eines zehnjährigen Friedens auf Antrieb des Kardinal Julian angefangen worden, und die Niederlage bei Barna wird selbst von christlichen Scribenten jener Zeit als eine Strafe des Friedensbruchs angesehen. Julian war bei der Schlacht und wurde auf der Flucht erschlagen. Eben diese Geschichtsschreiber melden, daß der Sultan Murat im Anfange des Treffens, als er das Kreuzzeichen erblickt, welches der Cardinal als eine Fahne trug, ausgerufen habe: „Du Kreuzigter, bist Du Gott, so laß mich dein Volk strafen, welches den in deinem Namen geschworenen Eid gebrochen hat.“ Krieger.

des zusammen, mit welcher sie die gefährlichsten Grenzschlösser, von wo aus dem Lande der meiste Schaden verursacht worden, einlösten. Es wurden daher im Juli genannten Jahres die Schlösser Waisenburg, Adersbach, Schaklar, Belver und Skali (Fels) bis auf den Grund geschleift. Die dazu gehörenden Dörfer und Güter ließen sie deren Besitzern.

Während dieses hier geschah, wurden zu gleicher Zeit Friedensunterhandlungen mit Polen gepflogen. Kasimir IV. war am 25. Juni zum Könige gekrönt worden. Auf dem Reichstage, welcher zu Peterkau gehalten wurde, schloß der junge König mit den Hauptleuten, Bürgermeistern, Rathmannen, Gemeinen, und Landleuten der Lande und Städte des Fürstenthums und der Stadt Breslau einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, worin beide Partheien ihre Handel ruhen zu lassen und sich gegenseitig mit Befehlungen zu verschonen versprachen.

Auch die Herzöge von Oberschlesien schlossen in demselben Jahre mit Polen einen Frieden, worin die Streitigkeiten in Betreff des Verkaufs des Fürstenthums Severien, welches den unmündigen Fürsten Boleslaw und Przemislav gehörte, beigelegt wurden. Durch List des Cardinals und Bischofs von Krakau hatte Wenzel dieses Fürstenthum 1443 für geringes Geld an jenen abgetreten, womit sich Herzog Boleslaw von Oppeln nicht zufrieden stellte, und im Verein mit den benachbarten Fürsten und mit seinem Bruder Bernhard den Krieg nach Klein-Polen verpflanzte, wobei besonders den Kaufleuten großer Schaden zugefügt wurde.

Bei den gegenwärtigen Friedensunterhandlungen zeigte Herzog Boleslaw von

Teschchen eine besondere Neigung für Polen und wünschte nichts sehnlicher als die Wiedervereinigung Schlesiens mit Polen. Aehnliche Gefinnungen scheint der damalige Bischof Peter I. aus dem Dorfe Nowak bei Neisse gebürtig, gehegt zu haben. Er gab dies durch die seit Jahrhunderten eingeschlossene Verbindung mit dem erzbischöflichen Stuhl zu Gnesen zu erkennen; denn er bestand darauf, von seinem eigentlichen Metropolit, dem Erzbischof, eingeweiht zu werden, und schwor dabei ihm und dem h. Adalbert Treue und Gehorsam.

Mitten unter dem Drucke und den Leiden der durch lang verhaltene Erbitterung des Adels und der königlichen Städte hervorgerufenen gegenseitigen Räubereien und Verheerungen, worauf der Ausruf eines alten Chronikschreibers paßt: „Zu derselben Zeit war kein König in Israel und jeder that, was ihm gut deuchte,“ wuchs die Macht der größeren Städte mit Riesenschritten. Durch die Mauern eben so gesichert, als durch den Muth ihrer Bürger, welche für republikanische Formen begeistert waren und in den reichen Beutezügen für ihre Strapazen mehr als entschädigt wurden, gelangten damals die Städte Breslau und Schweidnitz zu einem Ansehen, das noch heute stolze Erinnerungen weckt. Breslau trat als ein fast unabhängiger Staat auf und schloß mit fremden Königreichen Verträge. Der Reichthum des Landes flüchtete in die unüberwundenen Mauern und der Verlust von neun geplünderten Karawanen wurde durch eine einzige gedeckt, welche die Wachsamkeit der auslauernenden Raubritter täuschte. Unabhängigkeit wünschten nun auch die übrigen fürstlichen Städte, durch den Glanz

von Breslau und Schweidnitz dazu bewogen und sich unter dem Zepter ihrer Fürsten gedrückt glaubend.

Liegnitz, die alte Nebenbuhlerin der Stadt Breslau, sah nicht ohne Neid jene Unabhängigkeit immer üppiger gedeihen. Die eigenen Fürsten, unter deren Herrschaft sie seit Boleslaw III. geblieben war, hatten mancher Begünstigungen ungeachtet, (unter andern auch ein Privilegium des Bischofs Wenzel von 1409, welches den Bürgern Lehnsgüter zu kaufen erlaubte) die sie den Städten ertheilten, dennoch ihre Rechte sorgfamer, als die entfernten Oberlehnsherrn die ihrigen über die unmittelbaren Städte wahrgenommen. In einem Zeitraum wo die letztern als völlige Freistaaten auftraten, wurde die Vergleichung der eigenen Abhängigkeit und Mittelmäßigkeit mit der Ungebundenheit und dem Reichthume jener doppelt schmerzhaft; was Wunder, daß die Idee eines kühnen Mannes Eingang fand, sich der schmachvoll geachteten Fesseln zu entledigen? Wenn jene, hieß es, der Zufall, daß ihre Herzöge frühzeitig ausstarben, zur Unmittelbarkeit erhoben hat, so soll Verstand und kräftiger Wille uns neben sie setzen.

Der Mann, welcher in Liegnitz den großartigen Plan zur Unabhängigkeit entwarf, war der talentvolle und gelehrte Stadtschreiber Ambrosius Witsch (Witschen). Er war beseelt von dem Eifer für das Wohl der Stadt, und verband den ehrgeizigen Wunsch, sich selbst in der Geschichte einen Namen zu machen. Nachdem er sich die Gunst des Volkes erworben, wählte man ihn in diesem verhängnißvollen Jahre 1447 zum Bürgermeister, wodurch ihm

die Ausführung seines Planes sehr erleichtert wurde, den er seit Jahren in seiner Brust herumgetragen.

In Liegnitz regierte die Herzogin Elisabeth von Brandenburg, welche nach dem Tode ihres Gemals, Herzog Ludwig II., der das Fürstenthum 1417 von seinem Oheim, Bischof Wenzel, geerbt hatte, Liegnitz als Leihgebirge besaß, und die Zügel der Regentschaft in einer stürmischen Zeit mit Ansehn und Kraft führte. Bei dem Mangel an natürlichen Erben mußte ihr der Enkelneffe ihres Gemals, Herzog Johann von der Lubenschen Linie, dessen Großvater Heinrich IX. schon 1417 die Erbschaft seines Bruders, Ludwig II., in Anspruch genommen hatte, folgen, der auch bereits mit ihrer Tochter Hedwig vermählt war. Aber kaum war Elisabeth, deren letzte Lebensstage durch den laut werdenden Schwindelgeist getrübt wurden, im October 1449 gestorben, als man ohne Rücksicht auf die dem Herzoge Johann bereits geleistete Eventualhuldigung die Thürme und Thore eigenmächtig besetzte und die gegenwärtige Herzogin Hedwig mitten in der Nacht mit den Mählpferden aus der Stadt schaffte. Sie begab sich mit ihrem dreijährigen Sohne Friedrich zu ihrem Schwager Heinrich X. nach Goldberg, wo man der Unternehmung der Liegnitzer, die sich jetzt für unmittelbare Vasallen der Krone Böhmens erklärten, nicht beirrat. Auch die Landstände des Fürstenthums mißbilligten das Beginnen der Liegnitzer und blieben dem angestammten Fürstenhause treu.

Die Stadt suchte indessen ihr außerordentliches Verfahren durch Rechtsgründe zu unterstützen. Als sie sich am kaiserlichen

Hofe als ein eröffnetes Kronlehn angab, erklärte sie ihre Befugniß dazu aus der Geschichte ihrer Fürsten. „Nach den Grundsätzen der deutschen Erbtheilung, hieß es, findet unter abgetheilten Brüdern und Vettern keine Erbfolge mehr statt, wosern nicht deshalb in den Lehnbriefen oder bei der Theilung selbst etwas ausdrücklich verordnet ist. Nun haben zwar die beiden Herzöge Wenzel I. und Ludwig I. die Lehn über Biegnitz zusammen erhalten, sind aber bei der nachherigen Theilung 1359 vom Kaiser Karl IV. nicht zur gesammten Hand belehnt worden, und weder sie noch ihre Nachkommen konnten sie daher beerben, sondern ihr Land mußte, im Fall eines kinderlosen Todes, nach dem Beispiel des Fürstenthums Breslau, als erledigtes Lehn an die Krone kommen. Wenn daher auch Bischof Wenzel von Breslau, der letzte von der Wenzeslawischen Linie zu Breslau 1417 sein Fürstenthum an seinen Vetter Ludwig II. von Brieg abgetreten, und dieser es bis 1436 und nach ihm seine Gemalin bis 1449 besessen hat, so ist doch dieser Besitz nicht als rechtmäßig anzusehen, lief den Lehnsgesetzen grade entgegen und kann daher für den Herzog von Lützen keine Erbfolge begründen.“

Die Herzöge Johann von Lützen und Heinrich von Goldberg, welche diesen Rechtsgründen der Stadt ein Privilegium des Kaisers Wenzeslaw von 1379 entgegensetzten, worinn ihren Vorfahren wirklich die streitige Belehnung zur gesammten Hand ertheilt worden war, suchten vergeblich beim kaiserlichen Hofe ein Lehnsgerecht nach. Kaiser Friedrich III. verweigerte ihnen dasselbe zum Vortheil seines Mündels. Als

am bestimmten Tage der kaiserliche Machtbote nicht erschienen war, wandte sich die Fürstenfamilie an die zwölf Rethen zu Biegnitz, und bat dieselben, ohne fernern Aufzug dem Beispiel der Landschaft und der Stadt Goldberg zu folgen und ihr zu huldigen, welches sie ihnen und allen ihren Nachkommen gnädiglich erkennen und nie vergessen wollten; aber die Rethen antworteten, daß solches vor Austrag der Sache nicht süglich sei. Endlich huldigte die Stadt am 14. März 1452 zwei kaiserlichen Commissarien, wurde zu einer königlichen Stadt erklärt und erhielt einen Landeshauptmann.

Diese Huldigung wurde jedoch noch durch einen Revers, welchen wegen der Abwesenheit des Kaisers der Kurfürst von Sachsen als Reichsvisir ausstellte, dahin beschränkt, daß die Krone den schwebenden Lehnßprozeß erst gewinnen und im entgegengesetzten Falle die Stadt das Recht haben solle, sich wieder loszusagen. Bitsch, dessen Plan völlig gelungen schien, war damals nicht Bürgermeister, sondern saß im Schöppenstuhl.

Herzog Heinrich von Goldberg war indeß gestorben, und sein Bruder Johann von Lützen beschloß nunmehr, sein Recht mit Gewalt zu behaupten. Er sammelte Truppen und rückte am 27. August 1452 vor Biegnitz, dessen Bürger einen Ausfall machten und ihn bei dem Dorfe Waldau in die Flucht schlugen. Bitsch wurde hierauf abermals zum Bürgermeister erwählt.

In dem Privilegium, worin der damals für mündig erklärte König Ladislaw der Stadt ihr gegenwärtiges Wappen mit vielen Lobsprüchen ertheilt, geschieht ausdrücklich des Bürgermeisters Erwähnung,

der dem Könige, der Krone Böhmens und der Stadt zu Ehren einen goldnen Löwen an einem silbernen Halsbande tragen sollte. Hiermit noch nicht zufrieden, wirkte Bitsch für sich und seine Familie noch ein besonderes Wappen aus und ließ sich in den Adelsstand erheben. Dieses schnelle Emporstreigen auf der Leiter des Glücks, wodurch er ganz jenen Stand vergaß, dem er früher angehörte, bewirkte seinen endlichen Fall.

Die Macht des Herzogs sank immer mehr; denn auch die Stände des Fürstenthums, welche bisher treu an ihm geblieben, sagten sich von ihm los und huldigten dem Könige. Die Stadt Goldberg war die einzige, welche ihre Treue bewährte und den Herzog, welcher vergeblich ein neues Lehnsgesetz beantragte, unterstützte.

Nach Fehlschlagung aller bisher angewandten Mittel der Gewalt suchte Herzog Johann die Herzen seiner Unterthanen durch Güte für die gute Sache zu gewinnen, und schrieb deshalb an die Ältesten, Geschworenen, Handwerksmeister und Bechen der Gemeinde, arm und reich, einen höchst rührenden Brief, worin er ihnen die ihm angethanene Ungerechtigkeit klagt und mit folgenden Worten schließt: „Das wir Euch klagen und jeglichen guten Mann erbarmen mag. Da Ihr nicht gehuldigt habt unsern Rechten, unschädlichen, so ermahnen wir Euch, daß Ihr gegen uns recht thun wollt, und Euch in andere Wege nicht lassen leiten; das wollen wir gegen Euch und Eure Kinder nimmer vergessen.“

Johann erlebte die Nachricht von der Wirkung dieses Schreibens nicht; aus Gram über das Mißgeschick, welches ihm seinen heißesten Wunsch, die Erlangung seines

rechtmäßigen Erbes verlagte, starb er 1453. Der Tod pflegt im Augenblicke zu verschönern, wo er die Möglichkeit raubt, geübtes Unrecht wieder gut zu machen. So war es auch hier; des Herzogs Tod vollendete den Eindruck, den sein Schreiben auf die Gemüther gemacht hatte. Noch hatte die Fürstenfamilie mehrere Anhänger in der Stadt, ihre Reden fanden jetzt um so williger Eingang, je mehr man sich überzeugte, daß die gehofften Vortheile der Unmittelbarkeit nur leere, täuschende Traumbilder waren. Es entstand nach und nach eine allgemeine Gährung unter der Gemeinde, die zum Nachtheil der königlichen Parthei auszubrechen drohte. Der an der Stelle des eingebornen Landesfürsten regierende königliche Hauptmann, ein Fremder, konnte sich die Liebe der Bürger nicht erwerben, da diese bei den jährlich sich wiederholenden Wahlen der Stadtkämmer mit sich selbst uneinig waren und sich von den Nachtheilen einer solchen noch ungewohnten Regierung überzeugten.

Die Beförderer der Revolution scheinen fürstliche Abgesandte gewesen zu sein, die sich einen immer größeren Anhang verschafften, daß die trübe Stimmung der gereizten Bürger endlich am 24. Juni 1454 zum Ausbruch kam. Fast ähnlich dem Aufbruch zu Breslau 1418 brachen die Verschworenen am erwähnten Tage auf und stürmten einmüthig auf das Rathhaus, erbrachen die verschlossenen Thüren und nahmen einige Rathsherrn gefangen, wobei einer derselben, Herrmann Bettrik, das Leben verlor. Den Landeshauptmann wiesen sie aus der Stadt und sandten sogleich ein Einladungsschreiben an die fürstliche Wittve,

die Herzogin Hedwig, mit ihrem unmündigen Prinzen in die Stadt zurückzuführen.

Die Herzogin hielt am 4. Juli ihren fürstlichen Einzug; von der Geistlichkeit und dem Volke feierlich eingeholt, wurde sie aufs Schloß begleitet, wo sie zwar die Regierung übernahm, der unruhigen Stadt aber so wenig traute, daß sie den Prozeß in Betreff der verhafteten Rathmänner ihren Rätthen übergab und wieder nach Goldberg ging.

Natürlich befand sich auch Bitsch unter den Verhafteten, ungeachtet er in diesem Jahre nicht im Rathe gesessen hatte. Bitsch hatte seit seiner Erhebung in den Adelsstand aufgehört, der Mann des Volkes zu sein; mit der größten Erbitterung wurde von der Bürgerschaft der Prozeß gegen ihn geführt. Der Liegnitzer Geschichtschreiber Rhebesius stellt zwar seine Handlungsweise rechtfertigend auf und entschuldigt sein Verfahren auf jede mögliche Weise, es scheint aber dennoch die ganze Last des Unrechts und der Wirren auf dem unglücklichen Bürgermeister, der sein früher geregeltes System aus den Augen ließ, allein zu ruhen; denn statt mit derselben Liebe wie sonst, und herablassend zu den Bürgern zu sein, beugnete er ihnen seit seiner Erhebung in den Adelsstand mit Nichtachtung und Stolz. Bei der geführten Untersuchung wendete Bitsch vergeblich ein, daß er weder bei der Verstoßung der Herzogin, noch bei der dem Könige geleisteten Huldigung im Rathe gewesen, daß dem fürstlichen Hause seine Rechte vorbehalten worden, daß er selbst nur gerathen, nicht befohlen haben könne. Das niedergelegte Gericht, welches aus fürstlichen Rätthen und Bürgern bestand, die

gewiß alle nicht vorurtheilsfrei waren, kehrte sich weder an seine Entschuldigungen, noch an ein Intercessionschreiben des Herzogs Konrad von Dels, welches für ihn einlief, und verurtheilte ihn zum Tode.

Die Sentenz wurde am 24. Juli vollzogen und Bitsch vor dem Rathhause enthauptet. So endete ein Mann unter den Händen des Henkers, dem ein glücklicher Ausgang seinen kühnen Unternehmungen in der Geschichte einen ehrenvollen Platz angewiesen haben würde. Sein Andenken wurde von denselben Stimmen herabgewürdigt, von denen er in einer glücklicheren Epoche gepriesen worden sein würde.

Unter den von seinen politischen Entwürfen unabhängigen Verdiensten, die sich Bitsch um Liegnitz erworben, verdient die Auswirkung eines königlichen Privilegiums bemerkt zu werden, vermöge dessen das Liegnitzer Bier nicht bloß innerhalb der Meile, sondern innerhalb des ganzen Weichbildes Zwangsrecht erhielt. Daß das ganze Verfahren der Liegnitzer, welches die Hoheitsrechte des Oberlehns Herrn so sehr beeinträchtigte, nicht im Geringsten geahndet wurde, daran war allein die geringe Festigkeit des regierenden Hauses Ursache. In jenen Zeiten ließ man die Leute sich selbst regieren, so gut diese konnten oder wollten. Indessen war das Besitztum des jungen Herzogs Friedrich noch immer nicht rechtmäßig; erst König Matthias endigte den Lehnstreit, indem er 1469 den Herzog von Liegnitz förmlich damit belehnte, und so beide Fürstenthümer Brieg und Liegnitz wieder vereinigte.

Im Jahre 1451, den 15. Juni wurde von den Breslauern und den mit ihnen verbünde-

ten übrigen Schlesiern in Burg Rochlitz, die letzte von den gefährlichen Raubschlössern, erobert, bis auf den Grund zerstört, und streng untersagt, sie nie wieder aufzubauen.

Nachdem man durch solche strenge Maaßregeln dem Lande den äußerst erwünschten Frieden gebracht hatte, gewannen die Schlesier Zeit, die nächste Zukunft und deren folgende wichtige Ereignisse zu überlegen. Noch fehlte dem Lande ein König und Oberlehnherr. Der unmündige Thronerbe Ladislaw befand sich bei seinem Vormunde, dem Kaiser Friedrich zu Wien, während die Erblande durch Statthalter regiert wurden, die mit wahrhaft königlicher Gewalt herrschten. Georg Baron von Kunstadt (Podiebrad) führte seit 1450 in Böhmen die Zügel der Regierung allein und erwarb sich durch seine Umsicht und Treue allgemeine Achtung und Liebe, die in der Folge leider verkannt wurde. Da er zur Parthei der Utraquisten (Hussiten) gehörte, so hob er dieselbe aus ihrer Dürftigkeit zu neuer Macht, berief den hussitischen Bischof Rokyzana nach Prag und ließ die Lehre über den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten wieder allgemein verbreiten. Die Priester, welche sich dieser Lehre nicht anschließen wollten, wurden vertrieben. Auf diese Weise hatte sich Georg zu den Herzen der großen böhmischen Parthei einen Weg gebahnt, auf welchem er leicht auf den Königsthron hätte gelangen können.

Auf einem Landtage wurde er von den Ständen angesprochen, dem Lande zu seinem Könige zu verhelfen; er selbst scheint damals nach der Krone gestrebt, aus Furcht vor der mächtigen Gegenparthei seinen Willen nicht laut kund gethan zu haben. Er

schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, den jungen Erben Ladislaw dem Könige zu geben; der Kaiser verweigerte den Wunsch; Ladislaw war damals erst zwölf Jahr alt.

Georg, dessen Macht von Tage zu Tage wuchs, drohte endlich dem Kaiser, daß die Landstände bei längerem Widerstande einen andern König wählen würden, worauf jener den berühmten Bischof Aneas Sylvius, welcher nachmals unter dem Namen Pius II. Papst wurde, auf den Landtag nach Beneschau bei Prag schickte, die aufgeregten Gemüther der Böhmen zu besänftigen. Im nächstfolgenden Jahre (1452) wiederholte die katholische Parthei im Verein mit der hussitischen ihr Gesuch beim Kaiser, welcher in der Jugend des Ladislaw seinen Vorwand fand, die Bitte abzuschlagen, worauf die Böhmen zu den Waffen griffen, ihre Forderung mit Gewalt durchzusetzen. Das Heer drang bis Wienerisch Neustadt vor und machte nur unter der Bedingung Friede, daß der Kaiser den Prinzen, der in Wien wie ein Gefangener gehalten wurde, herausgäbe.

Der Kaiser gab Ladislaw in die Hände der Oesterreicher, worauf die böhmischen und ungarischen Stände, im Verein mit den Oesterreichern sich über die fernere Verwaltung des Reichs bis zur Mündigkeit des Königs beriethen. Es wurde beschloffen, daß die bisherigen Statthalter, Huniadi-Korvin in Ungarn, Georg von Podiebrad in Böhmen und Graf Gilley in Oesterreich die fernere Regierung dieses Landes leiten sollten.

Als sich Ladislaw zum Empfange der Huldigung in Ungarn befand, faßten die

Böhmen auf Podiebrads Annahmen gewisse Artikel ab, die der junge König vor dem Empfange der Huldigung beschwören sollte, sie betrafen die Beschützung der Kompakten, d. h. die Religionsfreiheit der Utraquisten und Bestätigung des Erzbischofs Rokyzana. Ladislaw beschwor die ihm vorgelegten Artikel auf dem Landtage zu Iglau und wurde hierauf den 28. October 1453 zu Prag mit großer Pracht und Verschwendung in seinem vierzehnten Altersjahre zum Könige von Böhmen gekrönt.

König Ladislaw IV.

in Ungarn und Böhmen, oberster Herzog in Schlesien 1453 -- 1457.

Als Ladislaw zum Könige von Böhmen gekrönt wurde und die Huldigung der Stände empfing, berief er aus gleicher Absicht die schlesischen Fürsten und Stände dahin; diese weigerten sich anfangs und bezogen sich auf alte Vorrechte, wornach sie dem Oberlehnsherrn nirgends anders als in ihrem eigenen Lande bisher gehuldigt hätten; als sie sich doch endlich durch wiederholtes Ermahnen und auf Anrathen einiger Fürsten dazu bequemen und sämtlich sich zur Krönung nach Prag begaben, so machte doch die Stadt Breslau und ihr Bischof, Peter, hiervon eine Ausnahme — sie schickten keinen Abgeordneten nach Prag. Der Beweggrund zu diesem Ungehorsam liegt noch im Dunkel; denn die Breslauer sprachen sich hierüber nicht frei und bestimmt aus, brachten vielmehr allerhand mögliche Vorwände vor, ihre Handlungsweise zu beschönigen. Es scheint als ob sie die Macht und Gewalt des umsichtigen Ministers Georg von Podiebrad fürchteten,

die dieser über den jungen König ausübte, und welcher der bisherigen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der wahrhaft freien Stadt Breslau Eintrag thun möchte. Ein anderer Grund lag in dem unüberwindlichen Haß gegen die hussitische Parthei, welcher Georg Podiebrad angehörte. Der Rath und die Gemeinde, heißt es, waren zwar anfangs gewillt, ihre Abgeordneten zur Huldigung nach Prag zu senden, da aber standen auf einmal die Pfarrer der Breslauer Kirchen auf und widerriethen in den eifrigsten Reden dies Beginnen: Breslau wäre die zweite Hauptstadt des böhmischen Reiches, wo alle Fürsten, Stände und Städte in Schlesien und sonst nirgends anderswo huldigen dürften; und ob die Schlesier dies auch übertreten hätten, so sollten sich doch die Breslauer ihrer Ehre nicht begeben, es sei auch nicht christlich zu huldigen bei den Kettern. An der Spitze der Priester, welche gegen die Böhmen eiferten, stand der Domherr und Prediger zu St. Elisabeth, Nikolaus Tempelfeld, ein Mann von ausgezeichnetem Rednertalent. Seine Schmähreden gegen die böhmischen Ketzer, deren schreckenhafte Greuelthaten, die sie in Schlesien verübt, noch in frischem, traurigen Andenken standen, verschafften dem Nationalhaß gegen jene einen immer tiefern Eingang und erweckten unter der Gemeinde eine religiöse Schwärmerei, welche gefährlich zu werden drohte.

Die Bigotterie der Breslauer wurde noch mehr durch die schwärmerischen Predigten eines Bernhardinermönchs, Capistrano, bekräftigt, der um diese Zeit mit dem seltensten Aufsehn durch das östliche Europa zog, und gegen die Feinde der römischen

Kirche, gegen die Türken und Hussiten das Kreuz predigte. Obgleich die Hussiten durch die Kompakten in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen waren, so konnte es dem päpstlichen Stuhle doch nicht gleich sein, daß ein Volk, welches den Frieden der Kirche erzwungen, eine kühne Spaltung unterhielt, welche zu beständigen Streitigkeiten Anlaß gab, aus denen nichts gewonnen wurde. Der schnelle Tod des Kaiser Albrecht hinderte die gänzliche Unterdrückung der böhmischen Religionsparthei, und jetzt, wo sie neuen Muth und neue Macht erhielt, die hussitischen Lehren auch außerhalb Böhmen zu verbreiten sich bemühte, dachte man von Seiten des römischen Stuhls ernstlich daran, dieser gefährlichen Ausbreitung Einhalt zu thun. Der Mann, welcher für diesen Zweck am geeignetsten zu sein schien, war der schwärmerische Mönch Johann v. Capistrano aus Abruzzo, den der Papst nach Deutschland sandte, den Ketzereien Grenzen zu setzen.

Johann von Capistrano, früher Doktor der Rechte und Beisitzer des Criminal-Gerichts zu Neapel, war aus Gewissensbissen über zu streng geübtes Recht, in den Orden des h. Franziskus getreten, und durchzog, vermöge seiner seltenen Rednergabe vom Papste Nikolaus V. als Werkzeug gegen die Feinde der Kirche ausgerüstet und bevollmächtigt, von einigen seiner Ordensbrüder begleitet, Mähren, Böhmen die Lausitz u. a. m. gegen die Hussiten und andere Ketzer zu predigen. Der Ruf einer wunderthätigen Heiligkeit ging ihm voran. Ein Alltagsmensch war Capistrano auch sicherlich nicht, ungeachtet die Wunder, die er überall verrichtet haben soll, heut zu Tage

bestritten werden. Schon seine ganze Lebensweise eignete sich zu einem Wundermann, der die Augen des großen Haufens auf sich zog. Er schlief immer in seinen Kleidern, stand vor Tage auf, brachte die größte Zeit mit Gebet und drei bis vier Stunden mit Predigen zu, und hielt sich dann wieder in seinem Kloster auf und verrichtete heilige Werke. Allenthalben glich sein Einzug in eine Stadt dem Einzuge Christi in Jerusalem, und es scheint als ob man diesen bei seiner Bewillkommung zum Muster genommen hätte. Aus den Städten in Kärnthen, Steyermark, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Ungarn, Polen ging ihm die Geistlichkeit und das Volk, jung und alt mit Frohlocken als einem göttlichen Gesandten entgegen; die Geistlichkeit in ihrem Ornate mit Vortragung der Reliquien, denen die Laien, Vornehme und Geringe folgten. Man küßte seine Kleider und seine Fußtapfen und erwies ihm überhaupt die größten Ehren.

Der Breslauer Bischof Peter Rowat lud diesen seltenen Mann, gewiß im Einverständnis mit dem Rathe, das Religionswesen in Breslau zu heben und den Haß der Gemeinde gegen die ketzerischen Böhmen zu vermehren, nach Breslau ein.

Es war am 13. Februar um 22. Uhr Nachmittags (nach der alten Uhr) des Jahres 1453, als Capistrano über Goldberg und Liegnitz kommend und von mehr als dreißig seiner Ordensbrüder begleitet, seinen feierlichen Einzug in Breslau hielt. Die Geistlichkeit und das Volk gingen ihm in Prozession bis zur Nikolaikirche entgegen, und die Prälaten und Kanoniker empfingen ihn mit den Reliquien bei der St. Peters-

kirche auf dem Dome und führten ihn in die Kathedraalkirche, wo das Te deum unter Läutung aller Glocken gesungen und durch den Doktor Caspar Weigel eine Bewillkommungsrede gehalten wurde. Hierauf führte man ihn in seine Wohnung auf dem Salzringe (heutige Blücherplatz). Unter allen Sterblichen, die Breslau je in seinen Mauern gesehen, hat selbst kein König so viel Aufsehen durch seine Anwesenheit erregt, als dieser Wundermönch. Gleich den ersten Tag nach seiner Ankunft trat er mit seiner Alles besiegenden, unwiderstehbaren Beredsamkeit auf und predigte mit einem solchen Beifall, wie in Breslau gewiß kein Redner mehr gehört worden ist. Seine erste Predigt hielt er am Ascher-Mittwoch in der Elisabethkirche, und weil diese viel zu klein war, um die ungeheure Volksmenge der weit und breit herbeiströmenden Zuhörer zu fassen, die folgenden alle Tage auf dem Salzringe. Das merkwürdigste und unerklärlichste bei der Sache ist: er redete in einer Sprache, die der große Haufe nicht verstand, nämlich lateinisch, welches von einem Bruder Dollmetscher deutsch wiederholt wurde, und das Volk die Uebersetzung oft nicht einmal abwartete, und dennoch wirkte er über alle Vorstellung auf die Gemüther. Es war das ganze Treiben des Volkes mehr ein Anstaunen, eine Bewunderung eines Mannes, dessen ehrfurchtgebietendes, fast überirdisches Aeußere, verbunden mit dem großen Rufe, der ihm jederzeit voraneilte, was jene Wirkung auf das Volk hervorbrachte. Unter allen seinen Reden zeichnete sich die am Sonntage Judica aus. Er zeigte unter derselben den Hirschädel und das Bild des heil. Bernhardin

vor und führte den Breslauern ihre Pracht, Hoffahrt und Eitelkeit zu Gemüthe. Unter Androhung der höllischen Strafen hatte er den zerknirschten Zuhörern geboten, ihre Luxusartikel auf den Salzring zu bringen. Mit der größten Bereitwilligkeit waren fast aus der ganzen Stadt die Karten, Brettspiele, Farven und eine Menge andrer Puffsachen herbeigeschafft worden. Das Volk bildete einen Kreis um den Haufen und mit eigener Hand schleuderte der heilige Mann eine lodernde Fackel in die „Geräthschaften des Satans“, und in wenigen Augenblicken verschlang die verzehrende Flamme alle diese Herrlichkeiten der Stadt.

Nach diesem Ereigniß begab sich Johann von Capistrano in die Neustadt. Hier befand sich zwischen dem Ziegel- und dem sogenannten Ketherthore ein freier, geräumiger Platz, welchen der Rath dem Mönche zur Stiftung eines Klosters seiner Ordensregel geschenkt hatte. Unter den größten Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten ward der Raum für das heilige Gebäude eingeweiht und Capistrano steckte selbst den Platz für das zu bauende Kloster vor den Augen der versammelten Menge ab; die heutige Pfarrkirche zu St. Bernhardin wurde gestiftet.

Der strenge Mann achtete kein Ansehen der Person und scheute Niemanden. Je strenger indeß seine Anforderungen an christliche Tugenden waren, je sehnlicher verlangte man nach der Rede seines Mundes. Herzog Heinrich zu Glogau schrieb an den Domherrn Peter Wartenberg zu Breslau und bat ihn, er möchte keine Mühe und Arbeit sparen, mit dem Bischof zu reden und ihn von seiner Seite freundlich bitten,

den Capistrano zu vermögen, daß er doch auch um seiner und seiner Unterthanen Willen nach Glogau käme. Er würde ihn nicht nur mit aller ersinnlichen Ehrfurcht aufnehmen, sondern ihm auch seine Leute bis nach Neumarkt entgegen schicken, und er selbst würde ihm bis Lubin entgegen kommen und ihn mit sich nach Glogau führen. Capistrano scheint das Gesuch dieses Fürsten nicht gehört zu haben, denn nachdem er von einer gefährlichen Krankheit genesen, beeilte er sich, dem Wunsche des Königs von Polen und des Cardinals Sbignew zu genügen, und reiste am 21. August mit den polnischen Gesandten von seinem lieben Breslau nach Krakau ab.)*

Seit dem Auftreten dieses schwärmerischen Mönchs und bei der hinreißenden Begeisterung für Religiosität, die er allgemein verbreitet, waren die Breslauer noch weit störrischer gegen die königlichen Befehle, Abgesandte zur Huldigung nach Prag zu schicken, und die Oberhäupter der Stadt, welche hierin den Zweck erreicht sahen, wurden immer kühner und schienen schon damals einen Plan zur gänzlichen Unabhängigkeit von der Krone Böhmens gefaßt zu haben, der aber an der Muthlosigkeit des Bischofs scheiterte. Denn der Bischof Peter Nowak wurde gewarnt und ihm gedroht, daß, wenn Breslau mit Gewalt der Waffen zur Leistung der Huldigung gezwungen

*) Capistrano war ein sehr kleines, mageres, ausgetrocknetes Männchen, welches nach der Versicherung eines Augenzengen, bloß aus Haut und Knochen zusammengefaßt schien, und freilich auch bei seinem vielen und inbrünstigen Veten, bei seinem anhaltenden Predigen und den häufigen Nachwachen und Krankenbesuchen nicht zu sonderlichem Ansehen gelangen konnte. Einer seiner Gefährten Bartisio, hat von seinen Wundern, durch welche er während seines Aufenthalts in Breslau sich verherrlichte, folgende aufgezeichnet: den letzten Februar wurde ein Fräulein zu ihm gebracht, welches dreißig Jahre contract gelegen. Capistrano rührte sie an und sie war gesund. Eben dies geschah einem Lahmen, welcher nicht ohne Krücken gehen konnte. Den dritten Mai heilte er einen Stummen, eine Blinde, eine an Händen Gelähmte und einen Lahmen. Einen Blinden der schon drei und dreißig Jahre blind gewesen war, fragte Capistrano, ob er lieber blind wollte selig oder sehend verdammt werden? worauf der Blinde, der ein Geistlicher und wohl gelehrt war, antwortete: heiliger Vater! ich will lieber in Ewigkeit blind bleiben und selig werden, als sehend verdammt sein. — So bleibe blind, sagte Capistrano und schickte ihn wieder nach Hause. Vom 9. bis 20. Mai heilte er

am Feste St. Benedikt fünf lahme Weibspersonen und zwei contracte. Vom 20. bis letzten Mai mehrere Contracte und Blinde, im Ganzen 29 Personen. Aber, fährt Bartisio fort, noch wohl vier- bis zehnmal soviel wurden in dieser christlichen Stadt wunderbar geheilet, die unter allen Städten Deutschlands die größte Neigung und Ehrfurcht gegen Capistrano geäußert; daher er sie auch vor allen andern Städten geliebt und ihrer oft in seinen Reden und Schriften gedacht. Einige Hufsteten stellten sich gut katholisch und nahmen sich vor, nicht nur ihr Spiel mit dem Wundermanne zu treiben, sondern sie wollten ihn auch verächtlich und lächerlich machen. Sie kamen mit einem Sarge vor das Haus in welchem Capistrano eben betete, und schrien: heiliger Vater, wir bitten, daß Eure Heiligkeit den Todten wieder lebendig machen wolle. Capistrano hörte es zwar, allein er achtete nicht darauf. Diese aber fuhrn fort, ungestüm zu schreien, worauf die übrigen Geistlichen, welche sich um Capistrano befanden, ihn baten, er möchte doch den jungen Leuten das Schreien verbieten. Capistrano trat ans Fenster im zweiten Stock des Hauses und rief herunter, was denn da wäre? Als die lärmende Bande den Capistrano erblickte, schrie sie noch heftiger: heiliger Vater, wir haben hier einen

würde, die Güter des Bisthums zuerst angegriffen und verheert werden würden, er zog deshalb ungesäumt mit seinen Prälaten nach Prag und huldigte. Man war über diese Heimlichkeit und Muthlosigkeit der Geistlichkeit aufgebracht und murrte laut gegen dieselbe. Es entstanden dadurch auch unter dem Volke selbst große Zwiespaltungen, welche leicht einen allgemeinen gefährlichen Aufruhr hätten erzeugen können, denn eine Parthei war für, die andere dagegen. In einer allgemeinen Versammlung kam man endlich darin überein, eine Gesandtschaft an den König zu schicken, ihn zu bitten, daß er einige seiner christlichen Rätthe nach Breslau sende, den Huldigungsseid der Bürgerschaft abzunehmen. Ladislaw zeigte sich bereitwillig dazu und schickte seine Rätthe, Zdenko von Sternberg, Ulrich von Hasenburg, Heinrich von Michelsberg und Prokop von Rabenstein, obersten Kanzler des Königreichs Böhmen, mit zweihundert Rossen zum Empfange der Huldigung nach Breslau, wo sie am 3. Mai 1454 anlangten.

Ehe noch die Huldigungs-Commissarien Breslau erreichten, hatten die Prediger

wiederholt das Volk gegen die Böhmen verhetzt, daß es durchaus unzulässig wäre, in fremde Hände zu huldigen, sondern nur allein dem Könige, sobald er persönlich in Breslau erscheinen würde.

Den Muth zu einer solchen Willkühr, die zu andern Zeiten und unter andern Herrschern eine scharfe Abndung nach sich gezogen hätte, scheint dem Magistrate, mit dessen Gesinnungen der Prediger Tempelfeld einverstanden war, welcher am meisten gegen die Huldigung eiferte und den ganzen Plan leitete, die Nachricht von der Rückkehr des Johann von Capistrano nach Breslau, gegeben zu haben. An ihm glaubten sie eine große Stütze zu finden, welche sie vor allen Versuchen der Ketzer gegen sie bewahren würde. Dem Rathe aber war nur daran gelegen, den Enthusiasmus des großen Haufens in seinem Höhepunkte zu erhalten.

Bald nach der Ankunft der Prager Commissarien, den Tag vor Himmelfahrt (1454) kam Johann von Capistrano mit mehr als sechzig Brüdern nach Breslau zurück. Sein Empfang war wo möglich noch herrlicher als das erste Mal. Man

Todten, der viel Vermögen besaßen, und der die Liebe aller Einwohner der Stadt wegen seines tugendhaften Wandels gehabt. Er ist in der besten Blüthe seiner Jahre gestorben. Wir bitten daher aufs innigste: Eure Heiligkeit wolle ihm das Leben wiedergeben. Capistrano merkte die Tücke und die boshafte Verstellung des im Sarge Liegenden. Er schrie daher mit starker und schrecklicher Stimme herunter: Er habe seinen Theil mit den Todten in Ewigkeit! und ging alsdann vom Fenster hinweg. Hierauf schrien die Spötter mit Hohnlächeln: Seht doch seine Heiligkeit: Sollte sich nicht unter uns einer finden, der heiliger wäre, als er, und

das leicht thun, was er nicht im Stande ist? Sie winkten hierauf einem aus der Rott und befahlen ihm namentlich: er solle den Todten aufwecken. Dieser trat an den Sarg und schrie: Peter ich sage Dir, stehe auf! Allein Peter rührte sich nicht. Endlich sagte ihm der Aufwecker leise ins Ohr: komme doch aus dem Sarge heraus. Allein Peter war nunmehr, wie er sich anfangs nur gestellt hatte, wirklich todt und blieb es. So rächte Capistrano den Spott, welchen man mit ihm hatte treiben wollen, und verwies die Ungläubigen, die ihn um Vergebung ihrer Missethat baten, an den päpstlichen Stuhl, wo sie sich Absolution holen möchten.

strömte ihm entgegen, jauchzte, hielt Aufzüge, begleitete ihn auf jedem Wege, stand Tage und Nächte lang in der Gegend seines Klosters und hoffte mit Entzücken darauf, daß er vielleicht für immer in Breslau seinen Sitz nehmen würde. Diesmal aber war seine Anwesenheit von wichtigeren Folgen begleitet, denn sie wurde durch ein Ereigniß schrecklich gemacht, welches sich zwar aus seiner und seines Zeitalters Denkungsart erklären und entschuldigen läßt, aber von höherem Standpunkte aus nicht ohne Abscheu betrachtet wird.

Die Juden waren beim Rathe angeklagt worden, von einem Bauer aus Langenwiese neun gestohlene, geweihte Hostien gekauft, dieselben in ihren Synagogen gepeitscht, durchstochen und gelästert zu haben; dergleichen sollten sie, wie eine Zeugin aus ihrem sechsten Jahre sich erinnerte, Hostien ins Feuer geworfen und einen Christenknaben dabei geschlachtet haben, eine damals allgewöhnliche Beschuldigung. Capistrano ließ die Juden gefänglich einziehen und ihnen auf der Folter das Geständniß erpressen. Er selbst war bei der Folterung zugegen und gab dem Nachrichten Unterweisung, wie man sie martern solle. Der Zweck der grausamen Mißhandlungen ward nicht verfehlt, die entsetzlichen Schmerzen entrißen vierzig der Gefolterten das Geständniß eines Verbrechens, das sie wahrscheinlich gar nicht begangen hatten. Capistrano schickte hierauf sein Gutachten über den ganzen Vorfall an den König Ladislaw, worauf das Urtheil zurückkam, daß die Verbrecher verbrannt, alle übrigen Juden des Landes verwiesen und alle Judenkinder von 7 Jahren an getauft und von

Christen erzogen werden sollten. Der Rabbi erhing sich des Nachts, die Uebrigen gefangenen Juden, vierzig an der Zahl, wurden am 10. September sammt dem wahrscheinlich wahnsinnigen Bauer aus Langenwiese auf dem Salzringe verbrannt. Ihre, so wie die Güter der Verwiesenen zog der König ein, der sie Leuten gab, die sie wenig zu des Königs Nutz brauchten. Kein Wunder, wenn der Name Capistrano, wie Barisio sagt, den Juden weit und breit so furchtbar klang, daß sie jedesmal bei Nennung desselben erzitterten. Sie sollen ihm öfters vorher Geschenke angeboten haben, die er aber jederzeit lächelnd zurückgewiesen. Gleiche Judenverfolgung fand zu dieser Zeit in Schweidnitz, Striegau, Tauer, Löwenberg und andern Orten statt, wo man sie ähnlicher Verbrechen bezüchtigte.

Am Tage Arnolph 1454 nahm Capistrano in einer feierlichen Predigt auf dem Salzringe von der Geistlichkeit und dem Volke Abschied und reiste von hier durch Mähren nach Wien. Was seine Prophezeihungen von Breslaus künftigen Schicksalen anbelangt, welche ihm beigelegt werden, so sind sie theils zu allgemein, theils nur auf kurze Zeit gerichtet. Keine Stadt in Deutschland war ihm so lieb und theuer gewesen, als Breslau, und die Bürger bewiesen ihm vor allen andern die wärmste Zuneigung und Verehrung. Einige Wochen nach seiner Abreise schrieben die Rathmanne an ihn: daß sie, seit er von ihnen sei, noch nicht aufgehört hätten, zu weinen, sie sehnten sich als Verwaiste nach ihrem Vater, als Schaafse nach ihrem Hirten und als Hülfbedürftige nach ihrem Wohlthäter. Doch wäre ihnen das zum

Froste, und Minderung ihrer Traurigkeit, daß, obgleich er nicht leiblich unter ihnen wäre, er doch im Geiste mit seiner väterlichen Liebe unter ihnen walte. Sie ersuchten ihn daher, er möge sie doch ja mit seinen Briefen erfreuen, und zugleich von den Versuchen der Keker gegen sie benachrichtigen, damit sie durch seine heilsamen Warnungen und Ermahnungen desto standhafter und treuer handeln könnten u. Capistrano starb 1456. Die Breslauer waren die ersten, welche beim Papst auf seine Kanonisation antrugen. Obgleich ihm die Ehre der Heiligsprechung nicht zu Theil ward, so bleibt er dennoch eine für Schlesien höchst wichtige Erscheinung.

Die Bürger waren nach diesen Ereignissen dergestalt entflammt und enthusiastisch, daß sie das Aeußerste eher gewagt, als den anwesenden Prager Commissarien gehuldigt hätten, ihre frühere Nachgiebigkeit wurde Trotz, und die Großen der Stadt sahen darauf, diesen Enthusiasmus unter dem Volke zu erhalten.

Unverrichteter Sache, mit Schmähungen überhäuft, aber nicht ohne Groll schieden die böhmischen Herrn, dem Könige mit grellen Farben die Widerspenstigkeit der Breslauer berichtend, wie sie bestimmt erklärt hätten, nur allein der Person des Königs in Breslaus Mauern zu huldigen.

Der König war sehr entrüstet über diese Nachricht und beschloß anfänglich mit seinem ganzen Ansehn und der Macht seines Königreichs die aufrührerischen und widerspenstigen Breslauer zu demüthigen. Schon die in Prag anwesende Breslauer Gesandtschaft wollte er zwingen, den Huldigungseid im Namen der Stadt zu leisten,

doch sie weigerte sich, und gab zur Entschuldigung, daß die Bürger von Breslau einen in die Hände der Keker geschworenen Eid für ungültig erklären würden. Sie bäten vielmehr den König, sich persönlich nach Breslau zu begeben. Ungeachtet Ladislaw eine Heeresmacht auszurüsten drohte, Breslau zu züchtigen, so scheint er dennoch die Gründe der Breslauer wohl erwogen zu haben, denn er zeigte sich minder geneigt den Hussiten, die sich über diese Ungnade des Königs gekränkt fühlten.

Bei der Nachricht, daß sich der König rüste, griffen die Breslauer begeistert zu den Waffen und erwarteten ruhig den Ausgang der Sache: „Es sind Keker, hieß es, die uns von Neuem bekämpfen wollen, es ist nicht der König, sondern sein hussitischer Hofmeister, der unsre heilige Stadt zu bekriegen droht.“ Solchergegestalt suchte man von der Kanzel herab die etwa noch aufkeimende ängstliche Stimmung einiger Zaghaften zu beschwichtigen. Doch irrten sich die Breslauer sehr, wenn sie glaubten, daß die beschlossene Rache von Pobiebrad ausgiuge; denn grade dieser war es, welcher den König zur Nachgiebigkeit ermahnte und ihm rieth, unter obwaltenden Umständen, wo der Thron noch zu wenig besetzt wäre und ein verderblicher Krieg dem Lande leicht noch größere Verluste, als der Verlust von Breslau betrüge, zufügen könnte. Ladislaw schickte sich daher zur Reise nach Breslau an, Pobiebrad begleitete ihn, wodurch die Breslauer um nichts gebessert waren; diesen wünschte man am allerwenigsten in Breslaus Mauern zu sehen.

Der Königliche Zug kam über Bittau, Görlitz und Löwenberg. Die Stadt Liegnitz

wünschte Ladislaw nicht zu berühren, wo man in der jüngsten Zeit durch den Aufbruch und die übereilte Hinrichtung des Bürgermeisters Bitsch das königliche Ansehen tief verlehrt hatte. Am 6. Dezember 1454 langte er in Begleitung der Herzöge von Baiern, des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg nebst mehreren Räten und den meisten schlesischen Fürsten in Breslau an, wo er mit großen Ehren und Freuden empfangen und aufgenommen wurde. Am 11. Dezember empfing er auf einer an der Ecke des Salzringes errichteten Tribune die Huldigung.

Die Breslauer überzeugten sich bald von den echt christlichen Gesinnungen des jungen Königs und gewannen ihn lieb. Allein ihre Freude wurde gedämpft durch die Anforderungen, welche der Statthalter und Begleiter des Königs, Georg von Podiebrad an die Stadt machte. Nicht nur, daß die Stadt dem Könige 4000 Mark Groschen (30,000 Thlr.) Zehrgelder und außerdem eine Auflage von 16000 ungarischen Dukaten bezahlen mußte, Podiebrad verlangte außerdem im Namen des Königs eine Summe von 36,000 ungarischen Dukaten, als Entschädigung der Kosten der Reise, die nur durch ihr beharrliches Verlangen unternommen worden. Nun verwünschten die Breslauer nicht allein den Begleiter des Königs, sondern auch alle diejenigen, welche zur Huldigung des Königs in Breslau gerathen. Alle bestehenden Kassen wurden geleert und außerdem noch eine Schuld von über 5000 Gulden gemacht. Vergebens bemühten sich die eifrigen Prediger, die Gemeinde abzuhalten und ihr gradezu zu verbieten, diese Summe zu

zahlen; man betrachtete die Sache als eine eiserne Nothwendigkeit und gab sich zufrieden, als auf wiederholtes Bitten die Hälfte der letzten Summe erlassen wurde. Aber die Zwietracht, welche zwischen dem Rath und der Gemeinde entstand, hätte leicht verderblich werden können; es wurden überdies diejenigen Rathsherrn, welche am eifrigsten für die Huldigung zu Breslau gestimmt, bei der nächsten Rathswahl vom Amte ausgeschlossen. Auch verlor der Rath die so lange verwaltete Hauptmannschaft des Fürstenthums, welche der König einem Böhmen, Heinrich von Rosenberg, ertheilte, einem frommen und braven Manne, den die Breslauer liebgewannen, da sie selbst die Hauptmannschaft, von welcher alles Zugehörige verpfändet war, zur ferneren Verwaltung nicht begehren konnten.

Man hätte sich über die arge Behandlung, über die unerhörte Schakung noch zufrieden gestellt, wenn man gewußt hätte, daß die Summen in die Hände des Königs gelangt wären, so aber nahm sie der verhaftete Podiebrad in Beschlag, der für seinen Antheil in der Folge die Städte Olak, Frankenstein und Münsterberg kaufte, welches die Breslauer gewaltig kränkte.

Der Markgraf Friedrich von Brandenburg, welcher sich stets in der Nähe des Königs zu Breslau aufhielt, hatte seine sehr schöne Tochter mitgebracht, in der Hoffnung, der König würde durch den Eindruck der seltenen Reize angezogen werden; derselbe war aber noch zu jung und hing noch zu sehr an rauschenden Vergnügungen, Turnieren und kleinen Abentheuern. Auf seine Veranstaltung fand auch zu Breslau ein solches Turnier statt, welches aber

bald durch den Haß zwischen den Breslauern und den keiserlichen Böhmen ein blutiges Ende genommen hätte, wenn nicht der Herzog von Baiern die Erbitterten beruhigt hätte.

Ein Auftritt, welcher sich zwischen Podiebrad und einem Herold, Namens Kilian, in der Domkirche, während des feierlichen Gottesdienstes ereignete, und welchen Aeneas Sylvius erzählt, verdient noch bemerkt zu werden. Letzterer trat nämlich feck zu dem mächtigen königlichen Statthalter und frug, ob ihm der prächtige und zierliche Gottesdienst nicht besser gefalle, als der einfältige und bettelhafte Gebrauch der Hussiten, und warum er sich überhaupt von der katholischen Kirche abgewandt, und zu der fremden Sekte sich bekenne. Podiebrad entgegnete: Kommen diese Worte aus deinem Kopfe, so bist du kein Narr, weil du, dich albern stellend, Vernünftiges fragst; haben aber andere sie dir in den Mund gelegt, so höre, was du ihnen zu antworten hast: ein Jeder dienet Gott, wie er glaubt, daß es Gott gefällig ist. Wenn ich mich zu deiner Religion bekenne, der ich im Herzen nicht angehöre, würde ich vor Gott und Menschen Heuchelsi begehen, die wohl einem Possenreißer, wie du, nicht aber einem edlen Manne gebühren dürfte. Dies lasse dir gesagt sein, oder beichte es denen, die dich sandten.

Ladislaw verließ am 31. Januar mit seinem Gefolge die Stadt Breslau und ging über Glatz durch Mähren nach Oesterreich, während sich Podiebrad nach Böhmen versetzte, wo es ihm gelang, nicht bloß die Liebe der Hussiten, sondern auch der Katholiken in vollem Maaße zu erwerben.

Wer indeß den Gehorsam versagte, wurde mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Mehrere gefürchtete Schlösser kamen in Podiebrads Hände. Bei der Belagerung von Nachod ersuchte er die Schlesier, namentlich die Breslauer, um Unterstützung an Munition, als: Büchsen, Pulver und anderen Kriegsbedürfnissen. Diese schlugen ihm das Gesuch ab, indem sie vorgaben, selbst kaum zur Nothdurft damit versehen zu sein; eigentlich aber weigerten sie sich, weil sie dem Gefürchteten nicht die Waffen selber in die Hände liefern wollten, um später mit ihnen bekriegt zu werden. Völl Jornes vernahm Podiebrad die Verweigerung der geforderten Hülfe, und die Nichtachtung, welche ihm die Breslauer bei seiner Anwesenheit in Glatz bewiesen verdoppelte seinen Unwillen gegen sie.

Georg Podiebrad, welcher 1453 Glatz von der Familie des Johann Kuschina von Leuchtenberg gekauft (nach andern Nachrichten soll er durch seine Mutter, Freifrau von Wartenberg in den Besitz von Glatz gelangt sein), erwarb auch nach dem 1453 erfolgten Tode des Herzogs Wilhelm von Troppau, das Fürstenthum Münsterberg, welches an den Bruder desselben, den Herzog Ernst gefallen war, für einen mäßigen Kaufpreis, den er mit dem Theile der Schätzung der Breslauer erlegte, und trat dadurch in die Reihe der schlesischen Fürsten, welche insgesammt so wie die Stände und Städte von Schlesien ihm in Glatz ihre Glückwünsche darbrachten und ihn mit großen Ehren überhäuften. Die Breslauer machten abermals eine Ausnahme, gingen in der Geringschätzung dieses Statthalters so weit, daß sie sogar die Münze anzunehmen

sich weigerten, welche Podiebrad zu Glatz schlagen ließ, ungeachtet sie in den übrigen Fürstenthümern coursirte. In allen Bierhäusern Breslaus sang man Spottlieder auf ihn und legte ihm den verächtlichen Namen Girsig bei.

Der Sommer des Jahres 1455 war sehr trocken, es regnete 16 Wochen lang nicht, die Oder trocknete fast aus, und die Sommerfrüchte verdorrten ganz.

Im nächstfolgenden Jahre (1456) starb der Bischof Peter II. Nowak, und an seiner Statt wurde durch Verwendung des böhmischen Hofes, Jobokus von Rosenberg, der Bruder des Breslauer Landeshauptmannes, gewählt. Er war noch sehr jung und mußte deshalb vom Papste dispensirt werden, bewies sich aber in der Folge durch seine Klugheit und Rechtschaffenheit als ein höchst würdiges Oberhaupt der Kirche. Den Breslauern gegenüber behauptete er mit Ausdauer und Standhaftigkeit eine mühevollen Stellung, wie die spätere Geschichte zeigen wird.

König Ladislaw hielt sich während dieser Zeit in seiner Residenz zu Ofen auf; da aber die Türken unter Sultan Muhamed II. in Ungarn eingefallen waren und des tapfern Widerstandes des Feldherrn Johann Hunniades ungeachtet immer weiter siegreich vordrangen, so daß das ganze Königreich in Gefahr schwebte, unterjocht zu werden, so begab er sich nach Wien. Von hier aus erließ er mehrere Schreiben an seine sämmtlichen Unterthanen in Böhmen und Schlesien, mit der Aufforderung, den bedrängten Ungarn zu Hülfe zu eilen. Ein solches Schreiben langte auch zu Breslau an; es war in demselben der traurige Zu-

stand der Ungarn und des Königs so rührend geschildert, daß die Gemeinde bei Vorlesung desselben sich der Thränen nicht erwehren konnte. Aller Haß und jede Erbitterung, der man kurz vorher noch gegen den König, wegen seiner argen Schätzung bei seiner Anwesenheit zu Breslau, Raum gegeben, war mit einem Male aus den Herzen der Bürger verwischt, und reine Liebe und Zuneigung traten an deren Stelle, denn man erkannte in ihm einen echt christlichen König, der sich jeder Unterstützung und Hülfe würdig zeigte. Mit wahrer Begeisterung griff Alles, was ein Schwert zu schwingen vermochte, zu den Waffen, so daß binnen wenigen Tagen gegen achthundert wehrhafte Männer sich stellten, und von einem Prediger, welchen der Rath darum ersucht hatte, in der Kirche zu St. Bernhardin mit dem Kreuze sich bezeichnen ließen, um Vaterland und Religion mit dem Leben zu versehen. Männer und Frauen, die nicht selbst mitziehen konnten, versahen das Kreuzheer mit jeder möglichen Nothdurft und rüsteten auf ihre eigenen Kosten viele Kämpfer für das Gemeinwohl aus. Der Rath versorgte sie mit Wagen und Speise. Mit feierlicher Prozession der sämmtlichen Einwohner der Stadt, wurde die geweihte Schaar bis vor die Thore der Stadt begleitet. Viele verließen Weib und Kinder, um für den Heerd und den Glauben in den Kampf zu gehen.

Das muthvolle begeisterte Heer richtete seinen Weg nach Wien, wo es von dem Könige gnädig aufgenommen wurde und bereits eine große Versammlung der deutschen Kreuzesfahne antraf. Bevor sie noch beim Heere anlangten, hatte dasselbe

unter Anführung des Johann Hunniades Grafen von Bistritz und Capistrano's, welcher letztere durch seine Aufmunterung besonders viel beigetragen, am 10. August 1456 einen Sieg erfochten. Als der König die frohe Nachricht den Breslauern zukommen ließ, feierten sie dieselbe durch ein Freuden- und Dankfest.

Die Sieger, Johann Hunniades, so wie Capistrano, ersterer angeblich ein natürlicher Sohn des Kaiser Siegismond von einer schönen Griechin geboren, starben wenige Monate darauf an der Pest. Der tapfere Held Hunniades, welcher seine Stelle zeither als ungarischer Gubernator treulich ausgefüllt, fand frühzeitig an dem österreichischen Statthalter Gilley einen Nebenbuhler und Feind. Gilley hatte sich die Gunst des Königs zu erwerben gesucht und jenen auf jede mögliche Weise bei demselben verdächtigt. Die Nachricht von Hunniades Tode klang in seinen Ohren freudiger, als der errungene Sieg, daß er sogar zum Könige sprach: erst jetzt könne er Ungarn vollkommen sein nennen. Hunniades hinterließ zwei Söhne, Ladislaw und Matthias, welche bei den Ungarn in fast gleich großem Ansehen standen, als ihr Vater; dessenungeachtet wandte Gilley alles mögliche an, die beiden unerfahrenen Jünglinge zu stürzen und überhaupt das Haus der Korvine zu vernichten. Er machte den König aufmerksam, daß Ladislaw Hunniades das Schloß Weissenburg besetzt halte, welches er gewinnen müsse, wolle er König von Ungarn sein. In der Absicht das Schlachtfeld zu besuchen, zog der König in Gilleys Begleitung und gefolgt von 4000 Reitern vor die Stadt und Festung, allein Ladislaw ließ nur den

König und sein Gefolge, nicht aber das Heer, in die Stadt. Diese fehlgeschlagene List empörte den Gilley aufs Aeußerste, und er beschuldigte den Jüngling der Verrätherei. Die Ungarn hielten auf Ladislaw Hunniades Drängen eine Versammlung und forderten das Erscheinen des Grafen Gilley, mehr um mit ihm über die gegenwärtige Lage der Dinge zu berathen, als über seine Beschuldigungen ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Gilley erschien und machte dem Hunniades, ehe der Rath anging, Vorwürfe darüber, daß er des Königs Volk nicht in die Stadt eingelassen, beschuldigte ihn öffentlich der Verrätherei, und seinen Vater der Untreue gegen den König. Es kam zu einem heftigen Streite, Gilley ergriff das Schwert eines Trabanten und stürzte mit den Worten: Deinem Vater hätte ich schon also thun sollen; der hätte es gleich als du verdienst! auf den Jüngling los. Die Ungarn mischten sich in den Kampf, der nun allgemein wurde, in welchem Gilley sein Leben verlor. Die Ungarn berichteten dem Könige den Vorfall, und baten, ihnen seine Gnade nicht zu entziehen. Der König verbarg seinen Zorn und äußerte gelassen: „Freilich muß man zufrieden sein und das erdulden, was man nicht ändern kann. Ich kann den Grafen nicht wieder lebendig machen, seine Stunde ist vorüber und auch die meinige nicht weit, nur verleihe Gott, daß es gnädiger dabei zugehe.“ Der König gebot, über diesen Vorfall zu schweigen und beschenkte die Mutter der jungen Korvine, wodurch sich diese ganz sicher glaubten und dem Könige, der sie in hohem Ansehen und in seiner Nähe hielt, ohne Furcht nach Ofen folgten. Die Parthei

des Grafen Gillel lag aber dem Könige beständig in den Ohren, den Tod des Ermordeten an den Korvinern zu rächen. König Ladislaw ein schwaches Werkzeug seiner Umgebung, ließ sich endlich überreden und befahl die Gefangennahme des Ladislaw und Matthias Hunniades, so wie aller derjenigen, welche Mithelfer an dem Tode des Grafen Gillel gewesen.

Ueber Ladislaw Hunniades wurde das Todesurtheil gesprochen. Kaum vier und zwanzig Jahre alt, schönen, graden Leibes, mit schönem gelben, bis auf die Schultern herabwallenden Haar, die Hände auf den Rücken gebunden, und angethan mit einem goldgestickten Talar, welchen ihm der König kurz vorher geschenkt, wurde der junge Held durch die Straßen der Stadt auf den Richtplatz geführt. Offen und freiziegte er Jedermann sein Antlitz, aus welchem die großen Tugenden seines Vaters leuchteten. Unererschrocken und männlich, aber schweigend und demuthsvoll bot er seinen Nacken dem Richter, der ihm das Haupt erst mit dem vierten Schläge jämmerlich abhieb. Der Bruder des Gerichteten, Matthias, wurde vom Könige mit nach Wien geführt und dort in Verwahrung gehalten, die übrigen Gefangenen hatten sich größtentheils selbst befreit.

Den Matthias Corvinus, damals erst funfzehn Jahr alt, rettete eine in Ungarn aufkeimende Empörung vom Tode durch des Henkers Schwert.

Der König begab sich hierauf wieder nach Prag, wo ihm der hussitische Erzbischof Rokyzan mit seiner Geistlichkeit glückwünschend entgegen ging, aber keinen freundlichen Dank erhielt, während sich der König beim

Herannahen der katholischen Geistlichkeit vom Pferde schwang, und sie freundlich begrüßend, mit den Worten anredete: diese Diener Gottes kenne ich! Diese Zurücksetzung weckte in der hussitischen Geistlichkeit einen heimlichen Neid und verderblichen Haß, der unlösbar zu den Sagen der Chronisten von gewaltsamer Ermordung des Königs oder dessen Vergiftung durch die Hussiten Anlaß gegeben haben mag.

Der junge König, dessen Character so edel und schön, wie seine Gestalt war, (er war gerade gewachsen, kräftig gebaut und trug langes goldgelbes Haar) hatte sich die Liebe der katholischen Unterthanen in hohem Grade erworben. Mit der innigsten Zuneigung hingen die Schlesier an ihm, sie hofften mit Recht durch ihn auf ruhige friedliche Zeiten. Aber nur kurz war ihre Freude; Ladislaw starb am 13. November 1457, im achzehnten Jahre seines Alters und im vierten seiner Regierung, mitten unter den glänzendsten Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Magdalena, Tochter des Königs Karl VII., von Frankreich. Niemand konnte sich diesen schnellen Tod enträthseln; binnen zwanzig Stunden war der König gesund und todt, wie der Breslauer Chronikschreiber Eschenloer, der zu dieser Zeit in Prag gegenwärtig war, berichtet; es war natürlich, daß sich die seltsamsten und schauerhaftesten Gerüchte über dieses schnelle Dahinscheiden verbreiteten und das Volk offen und ohne Scheu den Minister Podiebrad und seine Anhänger des Königsmordes beschuldigte. Nach einigen Nachrichten soll dem Könige von seinen Gegnern mit vergifteten kleinen Rüben, die in Böhmen sehr süß sind, und

die er gerne gegessen, vergeben worden sein. Philipp Comminaus schreibt, daß seine adelige Buhlin, als sie durch die bevorstehende Vermählung des Königs mit der französischen Prinzessin alle ihre Hoffnungen vernichtet sah, ihm mit einem halben vergifteten Apfel im Bade vergeben habe. Nach andern war das Gift von der Art desjenigen, welches um diese Zeit aus Amerika gebracht wurde. (*Venenum aut pestem Ladislao mortem atulisse creditur bubonibus in inguine eruptis.* Borek Hist. Boh.) Diese beiden letzten Fälle sind jedoch nicht wahrscheinlich, wenn man des jungen Königs religiöse Erziehung und zurückgezogenes reines Leben erwägt, stets begleitet von Podiebrad, einem eben so ernsthaften als moralischen Führer. Man findet zwar in der geschriebenen Chronik eines Breslauer aus dieser Zeit eine Anekdote, daß Ladislaw während seines Aufenthalts in Breslau (1454), bei seinen kleinen Lustwandlungen in und um die Stadt auch die Wohnungen verdächtiger Dirnen nicht verachtet, sondern darin Geschenke ausgetheilt habe; es wird aber hinzugesetzt, daß er aus Unwissenheit in ein solches Haus gerathen sei. Den Statthalter Georg Podiebrad spricht sein eigner edler Charakter vom Verdachte des Königsmordes frei. Kurz vor seinem Dahinscheiden ließ er Podiebrad, den er wie seinen eigenen Vater liebte, an das Sterbebett rufen und sprach zu ihm: „deine Treue, mein lieber Podiebrad, ist mir bekannt. Du bist es, durch den ich als König in Böhmen herrsche; ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, die Regierung nun fortzuführen; aber Gott hatte es anders beschlossen, mein Ende ist da. Du wirst

das Reich behalten; ich bitte daher von Dir zweierlei. Das erste, daß Du die Böhmen wohl regierst und den Wittwen, Waisen und Verlassenen Deine Hilfe und Schutz nicht versagest; das andere, daß Du die, welche mit mir aus Oesterreich und andern Ländern hierhergekommen sind, wieder ungekränkt heimziehen läßt. Schlage mir diese letzte Gefälligkeit nicht ab.“ — Vergebens tröstete ihn Podiebrad und machte ihm Hoffnung zu fernerm Leben, aber Ladislaw nahm ihn bei der Hand und fuhr fort: versprich mir, was ich von Dir verlange; denn ich weiß gewiß, ich werde sterben. Wenn Du das thust, was ich fordere, so will ich Gott für Dich bitten; denn ich habe so gelebt, daß ich selig zu werden hoffe. Schlage mir das ja nicht ab!“ Podiebrad weinte laut und versprach ihm heilig, alles was er verlangte aufs genaueste zu befolgen. Nach dieser Unterredung traten die Geistlichen ins Zimmer. Ladislaw bereitete sich zum Tode und erhielt die Sakramente; nach deren Empfange entschlummerte er sanft unter Gebet.

Erschütternd war die traurige Botschaft für alle Unterthanen des Reichs, und kein Auge blieb ohne Thränen, als man die Einzelheiten von der Art seines Todes, die auf das gräßlichste entstellt wurden, erzählte. War doch selbst die hussitische Parthei in Prag nicht zu besänftigen und ein allgemeiner Aufruhr zu befürchten. Und als der Bischof Rokizan seine unmutigen Glaubensgenossen damit beruhigte, daß er anführte, „Ladislaws Tod wäre nicht zu beklagen, denn er hätte ihren Glauben und ihre heiligen Gesetze verdrängen wollen,“ so begründete er sich bei der Gegenparthei

einen noch tiefern Haß und Verdacht einer Theilnahme an dem Königsmorde. Die Breslauer waren eines Bessern nicht zu überzeugen. Ein Ereigniß, welches die Breslauer Gesandtschaft wenige Tage vor dem Tode des Königs erlebte, bestätigte sie noch mehr in ihrem Verdachte gegen Podiebrad.

Nach alter Gewohnheit, die Gunst des Erbherrn sich zu erhalten und zu befestigen, schickte der Rath eine stattliche Gesandtschaft an den jungen König, ihm Glück zu wünschen, und ihm einen goldnen Becher, hundert Goldgulden werth, als besonderes Ehrengeschenk zu überreichen, welches der König mit Dank und in Gnaden aufnahm. Auf Podiebrads Befehl wurde der Becher dem Hofmarschall übergeben, der ihn mit den höhnischen Worten: Haha, nichts im Becher, wo sind die Gulden? umkehrte. Bitter gekränkt trösteten sich die Breslauer durch die vom Könige erfahrene Huld, die er ihnen noch nachträglich erwies. Am folgenden Morgen erschien die Gesandtschaft abermals, während der König im Audienzsaale die Messe hörte. Nach Beendigung derselben neigte sich der König, von Podiebrad bei der rechten Hand geführt, seinen lieben Breslauern, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigten und reichte ihnen seine Hand. Als sie dieselbe berühren wollten, zog sie Podiebrad gewaltsam zurück, worauf sich der König, unmutig über dieses Gebahren, mit dem ganzen Körper gegen die Gesandten neigte und ihnen huldreich dankte. Die Breslauer merkten nun wohl, daß sie bei der geistigen Ueberlegenheit des Hofmeisters über den guthmüthigen König nichts Gutes zu erwarten hätten und sahen sich

genöthigt, um der Sorge ledig zu sein, die Gunst des Statthalters selbst zu suchen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm machte ihnen Podiebrad die bittersten Vorwürfe: „Breslauer, ich erkenne wohl, warum ihr zu mir gekommen seid. Euch bekümmert, daß ich Euch nicht die königliche Hand zustehen lassen. Ihr seid meine Feinde; wo Ihr mich möget lästern, da thut Ihr es. Ihr lasset von mir in Breslau schändliche Lügen singen, Ihr kerkert mich. Ihr wollet meine Münze in Glatz nicht nehmen. Ich bin Euer Nachbar in Schlesien zu Glatz, Münsterberg, Frankenstein geworden, und alle Schlesier haben mich gütlich und gern aufgenommen und geehrt; Euch allein bin ich nicht gut genug. Ich habe Euch des Königs halber um Hülfe gerufen; Ihr habt mir nicht helfen wollen. Daraus erkenne ich, daß Ihr mich verachtet. Könnet Ihr mir das verdenken, daß ich auch Euch verachte, und gegen Euch handle, wie Ihr gegen mich?“ — Solche und ähnliche Reden führte Podiebrad gegen die Breslauer, die nun einsahen, ohne die Gunst dieses mächtigen Statthalters keine Fortschritte in dem Wohle der Stadt zu machen. Sie brachten alle möglichen Entschuldigungen vor und versprachen ihm unter andern ein Geschenk von hundert fetten Ochsen. Podiebrad sagte ihnen hierauf seine Freundschaft zu, die aber, ungeachtet das Geschenk verabreicht wurde, nur von kurzer Dauer war.

Bald nach dem Tode des Königs beschied Podiebrad alle Gesandten, so auch die Breslauer zu sich und machte ihnen den letzten Willen des Königs kund: daß nunmehr nach des Königs Dahinscheiden

die Statthalterschaft und die Regierung wieder auf ihn übergegangen wäre, und daß sich jeder zur Krone gehörende Unterthan an ihn als einen Verweser des Königreichs so lange zu halten habe, bis Gott demselben einen andern König gegeben haben würde. Alle versprachen ihm Treue und Gehorsam, worauf er sie entließ. Niemand war froher, als die Breslauer, Prag verlassen zu können. In Breslau angelangt, erzählten sie die ausführlichen Umstände von dem Tode des Königs, und die Gemeinde, welche die Trauerbotschaft schon früher erhalten, wurde mit den gräßlichsten Verwünschungen gegen Podiebrad, als den Mörder des Königs, laut. Ueberall sang man die ehrenrührigsten Lieder, und der Rath war kaum im Stande, den erhitzten Pöbel zu besänftigen, der jede Mäßigung für Verrätherei hielt;

und doch wäre es so nöthig gewesen, dem Unfug der aufgewiegeltten Menge mit Ernst entgegen zu treten, dem Unheil vorzubeugen, welches in der Folge über die Stadt einbrach.

Die Breslauer hielten dem Verstorbenen eine stattliche Leichenfeier mit Vigilien und Seelenmessen, unter Weinen und tiefer Betrübniß der Bürger. Bald darauf schrieb der König Kasimir von Polen an den Rath und begehrte zu wissen, wie es denn eigentlich um den Tod König Ladislaw's beschaffen wäre. Die Breslauer antworteten in einem wehmüthigen und kläglichem Schreiben, und führten unter andern an, ohne sich über die Ursache seines Todes auszusprechen: „Er ist gestorben — aber wie? ist Gott bekannt!“

Denkwürdigkeiten.

Die schöne Herzogin Elisabeth von Siegnitz.*)

Elisabeth, Gemalin des Herzogs Ludwig II. zu Brieg, war die schönste Frau des Landes. Der Herzog war weit umhergereist, hatte einen großen Theil von Asien durchzogen und die vornehmsten Länder Europa's besucht, aber nirgends, gestand er dem Kaiser Siegmund, der sie ihm zuschreite, selber, nirgends war ihm eine größere Schönheit vorgekommen.

Alle Grafen und Ritter waren erstaunt, und huldigten ihr nicht ohne Empfindung. Aber das glühendste Feuer nährte für sie der Page Franz von Chila. Er war ein schöner, sanfter Jüngling von zartem Bau und süßer Rede; er senkte die Augen nieder und erbehte, wenn er in die Nähe der Herzogin kam. Nie gestand er aber seine geheimen Seelenleiden, so oft ihn auch die Herzogin darum fragte, Ehre und Pflicht hielten ihn davon ab. Nur einstmals klagte er seine Leiden auf der Laute unter den Fenstern des fürstlichen Gemachs. Ge-

*) Nachstehende in das vierte Jahrzehend des funfzehnten Jahrhunderts fallende, an das Sagenhafte grenzende Denkwürdigkeit, scheint in Beziehung mit der Erzählung vom „Page Franz zu Brieg“ zu stehen, wenn nicht gar beide jungen Helden eine Person sind. Es sei indeß wie ihm wolle, sie bleiben in der Geschichte des Herzogs Ludwig interessant und denkwürdig.

rührt hörte ihn die Herzogin, und war des Glaubens, diese Töne gelten einer ihrer Hofdamen, und flüsterte ihm deshalb zu: Seid guten Muthes, euer Wunsch soll erfüllt werden.

Der erfreute Jüngling sah aber bald die Täuschung ein; denn statt beglückende Worte von der Herzogin zu hören, reiste sie nach Warmbrunn und ließ ihr Hoffräulein Agnes mit Wenigen zurück. Diese redete die stille Sprache der Liebe zu ihm, aber der getäuschte Franz antwortete ihr nicht, er wurde wieder schwermüthig und der Gram schien ihn aufzuheben. Da kam eine Botschaft vom Kaiser Siegismond, welche Franz persönlich an den Herzog nach Warmbrunn brachte, wo er, da die Nachricht für den Herzog günstig war, einige Zeit unter fröhlichen Gelagen, die jener veranstaltete, verweilen durfte. Als ihn zu einer Zeit die Herzogin fragte, ob er nun ruhig und sein Wunsch erfüllt wäre, überzeugte er sich vollends von der Täuschung, und im wilden Tumult seiner Gefühle verging ihm die Lust zu leben.

Das fürstliche Paar begab sich auf den Kynast, wo verschiedene Scherze und Spiele vorgenommen wurden. Eines davon war, daß die jungen Ritter auf die Zinnen der Burg auf der äußern Seite hinauffletterten, so weit jeder konnte: wer am höchsten käme, sollte laut den Namen seiner Dame nennen, ihr zu Ehren einen Humpen leeren und dann von der Herzogin den kostbaren Dank empfangen. Keiner kam bis zur vollen Höhe. Rasch sprang nach allen Franz von Chila hinzu und kletterte wie ein Eichhorn höher und immer höher, bis er die oberste Spitze erklimmte. Da stand er, der holde Jüngling, wie eine Erscheinung in der Luft, sein lockiges Haar durchflatterte der Wind, — Der Thürmer reichte ihn an einer Stange den gefüllten Humpen zu. Einem Rasenden gleich, trank er ihn aus, rufte, daß es durch die Lüfte schallte: Ich liebe Elisabeth die Herzogin! — und stürzte sich von der Spitze in die schroffen Felsenschlünde hinab, daß kein Gebirn unverletzt blieb.

Der Schrecken der Umstehenden war groß. So lange die Herzogin lebte blieb ihr dieser Tag ein schreckliches Andenken. Auch nahm sie sich diesen Vorfall so zu Herzen, daß sie bald darauf starb.

Siegismund von Reichenau auf Neuhaus 1441.

Einer der gefährlichsten Landesbeschädiger war der arge Ritter Siegismond von Reichenau auf dem Schlosse Neuhaus*) bei Patschkau. Mit seinem zahlreichen Volke raubte er nicht allein auf öffentlicher Straße, sondern brang sogar bis in die Städte. Nun geschah, daß der Ritter Kruscha von Ahren die hinterlassene Wittve des Bohren von Glaz ehelichte, die eine schöne Tochter besaß. Diese entführte Reichenau gewaltsam mit Hülfe seiner Gefellen und führte sie auf den Neuhaus, wo er grausam mit ihr verfuhr, sie nicht verschonte. Kruscha aufs Äußerste gereizt durch diese Schmach, beschloß den ihm angethanen Hohn und Spott

*) Von dem Schlosse Neuhaus sind nur äußerst geringe Spuren noch zu sehen. Eine Straße führt mitten über den Platz, wo dasselbe stand und wo noch vor Kurzem hohe Mauerüberreste seine ehemalige Größe zeigten.

zu rächen, verwüstete die ganze Gegend um Neuhaus und eroberte endlich das Schloß. Reichenau hatte sich auf das Schloß Kalbenstein geflüchtet; aber hier ereilte ihn der Rächer. Mit Hülfe der Bischöflichen wurde das Schloß erstiegen und Siegmund von Reichenau bei der Erstürmung erschlagen. Die gefangenen Ritter und Knappen wurden nach Meisse geführt und als Uebelthäter und Landesbeschädiger mit dem Schwerte hingerichtet.

König Lasla's (Ladislaw's) Tod 1457.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß ein jugendliches Gemüth in seiner Natürlichkeit und Offenheit die Theilnahme und Anhänglichkeit seiner Umgebung leicht und ohne Zuthun erwirbt, um so mehr wenn es anscheinend der Hülfe bedarf. Der jugendliche König Ladislaw von Böhmen giebt hiervon einen sprechenden Beweis. Seine Herablassung, sein freundliches Wesen, verbunden mit einer männlich schönen Gestalt, zog alle Herzen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich. Vorzüglich waren es die Schlesier und unter diesen die Breslauer, welche Gut und Blut für ihn zu opfern sich bereitwillig zeigten. Ja das äußerste hätten sie gethan, und noch größere Opfer als diejenigen waren, welche sie bei seiner Anwesenheit in Breslau dargebracht, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, ihn aus seiner hussitischen Umgebung zu ziehen. Sie bedauerten ihn als einen Hülfslosen, den zu retten sie außer Stande waren; und in gleichem Maaße, wie die Liebe zu ihm wuchs, in gleichem Maaße steigerte sich der Haß gegen seine Umgebung. Sein Freund, Minister Podiebrad, war der Stein des Anstoßes. Der Schlesier hatte die Hussiten nur als Räuber und Mordbrenner kennen gelernt, jeder Hussite mußte daher gehaßt sein, und man beobachtete genau die Schritte derselben in des Königs Nähe.

Als dieser (wie bereits mitgetheilt worden) so plötzlich starb, so war es ganz natürlich, daß man seinen Tod den verhassten Hussiten allein zuschrieb. Einmüthig rief man aus: das hat sein hussitischer Hofmeister Podiebrad gethan! Schmählieder über Schmählieder erschienen, von denen nachstehendes, von einem Schlesier verfaßt, das größte Aufsehen erregte und arge Erbitterung verbreitete.

Nun aber will ich heben an
Das allerbest und das ich kann,
Ich wills gar fröhlich singen.
Hilf mir Herr Christ vom Himmelreich
Daß mir nichts mißgelingen.

Von einem König Lobesan
König Lasla ist sein Nahme,
Ein König aus Oesterreiche.
Ja spricht man, in der Christenheit,
Man findt nicht seines Gleiche.

Er war in seinen jungen Tagen,
Die Ungarn hießen ihn einen deutschen Knaben,

Das haben wir wohl vernommen.
Daß er zu Ofen ist ausgeritten,
Zu Prag ist er umkommen.

Er schickt aus nach weiblicher Ehe
Und wollt erwerben Freundschaft mehr
Gar fein im Frankenreiche
Nach einer Jungfrau säuberlich,
Man findt nicht ihres Gleiche.

Der König in Frankreich einen Brief aussandt,
Der kam König Lasla in seine Hand,
Wie er ihn lesen wollte.
Und wie ihm der König in Frankreich
Seine Tochter geben wollte.

Er schrieb: König Lasla du lieber Sohn,
Du weißt wohl, was du solltest thun,
Die Keger sollst du vertreiben,
Und so wird dir Ehr und Lob gesagt,
Wo du im Land sollst bleiben.

König Lasla des Briefes auf'n Tisch vergaß;
Zur Hand ihm ein falscher Keger saß,
Er erschrak der Mähr gar sehr.
Wie bald er zu dem Rokenzahn lief
Verkündigt ihm die Mähr.

Und da der Rokenzahn die Mähr erhört,
Er ruft den Keger an einen Ort,
Er begunt ihm diese Red zu melden,
Da huben die falschen Keger an
König Lasla zu schelten.

Sie schalten ihn aus ihres Herzens Grund,
Wie drucht euch um den deutschen Hund,
Sollt er uns hier vertreiben?
Wir wollen ihm nehmen sein junges Leben,
Er mag uns nicht entweichen.

Und da der Rath nun ward verbracht,
Den sie über König Lasla hatten gemacht,
Wie sie ihn tödten wollten.
Sie hatten alle zusammen geschworen
Wie sie einander helfen wollten.

Sie gewinnen der Miegel und auch der Thür
Unter einer Decke zogen sie ihn herfür,
König Lasla der will reden.
Der erste der nahm ihn bei den Haaren
Und schmiß ihn auf die Erden.

Er fiel wohl nieder auf seine Knie,
Gnad mir edler Herr alhier
Gnad mir meines Lebens
Und alles was ich hier gewann,
Das will ich hier aufgeben.

Er sah sie alle barmherzig an,
Nun hab ich irgend einen getreuen Mann,
Der mir seine Noth hier thäte,
Sind mir denn alle treulos worden,
Meine allerbesten Rätke.

Girsig! lieber Vater mein,
Nur laß mich bey dem Leben mein,
Ich will des nimmer gedenken.
Mein Schweidniß soll dein eigen seyn,
Daß Bresfel will ich dir schenken

Schweig König Lasla! es mag nicht fern,
Die Schweidniß ist vorhin schon mein,
Breslau will ich gewinnen.
Hilft mir das ganze Böhmerland,
Ein König bin ich drinnen.

Nun! schmidt mir eine graue Kutten an,
Ich will in ein Kloster gahn
Aus meines Vaters Reiche.
Es bleibt ein König wer da will
Zimmer und ewigliche.

Sein guter Rath half ihm nicht sehr,
Sie hatten vergessen Treu und Ehr,
Die Herrn aus Böhmerlande.
Daß sie König Lasla getödtet han,
Das haben sie große Schande.

Auf die Erde haben sie ihn gestreckt,
Mit einem Rüßen haben sie ihn erstekt,
Sein Gemächt haben sie ihm zubrochen.
Wer wolles nicht Gott im Himmel klagen,
Er läßt nichts ungerochen.

Und da er nun gestorben,
Er glühet als ein Rosenblatt
Wohl unter seinen Augen,
Da ihm das Blut von Wangen abrannt,
Dann hatten sie keinen Glauben.

Er lag bis an den dritten Tag,
Daß er nicht begraben war.
Man ließ ihn Niemand schauen,
Und da man ihn zu Grabe trug
Da weinten Mann und Frauen.

Da sprach ein Keger unter ihn,
Nun hebt ihn auf und tragt ihn hin,
Den König aus deutschen Landen.
Sollt er uns hier vertrieben han,
Das wär uns eine große Schande.



Georg Podiebrad.

Und da sprach er: sieh, der Girsig,
Der König in Böhmen bin ich.
König Lasla ist gestorben.
Um seines falschen Glaubens willen,
Darum ist er verstorben.

Da sprach er, der Rokenzahn,
Einer neuen Sitten nehm ich an,
Oesterreich will ich zerstören.
Denn ihren Glauben weiß ich wohl,
Ihr Herzog will ich werden.

Der Girsig der ist hochgebohren
Recht als ein Sau ist er beschoren,
Er ist ist ihr wohl gleiche.
Mit Rauben mit Stehlen mit Bannerey,
Damit er worden reiche.

König Lasla war ein junger Mann,
Er wollt ein Girsig bey ihm han,
Er hat ihn auferköhren.
Ja ich sprechs auf die Treue mein,
Er ist ihm treuloß worden.

König Lasla, du viel edles Blut,
Gott erhalte dich in seiner Hut
Mit deinem lieben Kinde,
Daß du also verschieden bist
Mit deinem Hofgesinde.

Und der uns dieses Lieblein sang,
Ein gelehrter Mann ist er genannt,
Er hats gar wohl gesungen
Vom König Lasla Lobes an
Ist ihm nicht übel gelungen.

König Georg von Podiebrad, 1458 — 1471.

Auf die durch Ladislaws Tod erledigte Krone Böhmens machte der Herzog Wilhelm von Sachsen und der Herzog Albrecht von Oesterreich, ein Bruder des Kaisers Friedrich III., seine Ansprüche geltend. Ersterer hatte nämlich Anna, die ältere Schwester Ladislaws zur Gemalin, Herzog Albrecht von Oesterreich gründete sein Recht auf den unter Karl IV. Regierung zwischen Böhmen und Oesterreich geschlossenen Erbvertrag, nach welchem nunmehr nach dem Aussterben des männlichen Stammes in Böhmen, die österreichische Linie die böhmische Krone erhalten sollte. Der König Kasimir von Polen, welcher Ladislaws zweite Schwester zur Ehe hatte, glaubte ein noch näheres Anrecht, wegen der ihm noch schuldigen Morgengabe, auf Böhmen zu haben. Selbst der König Karl von Frankreich

meldete sich mit seinen Ansprüchen, behauptend, die Verlobung seiner Tochter mit dem Verstorbenen begründe sein Anrecht. Er verlangte das Reich für einen seiner Söhne, oder wenn man von diesen keinen wählte, so sollte man den künftigen Gemal der Prinzessin Magdalena zum Könige ernennen.

Von dem Herzogthum Oesterreich hatte indessen der Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VII. Besitz genommen. Die Ungarn ließen es auf keine allgemeine Wahl ankommen, sie kehrten sich nicht an die Erbfolgeordnung zwischen Oesterreich und Böhmen, sondern riefen, als kaum die Nachricht von König Ladislaws Tode zu ihnen gedrungen war, den von den Böhmen gefangen gehaltenen, jugendlichen Mathias Hunniades, eingedenk der großen Verdienste seines Vaters, zum Könige von Ungarn aus. Man versprach dem böhmischen Statthalter 50,000 Gold-Gulden für die Freilassung des Jünglings, welche Be-

dingung Podiebrad nicht nur sofort einging, sondern er schloß auch ein in politischer Hinsicht höchst wichtiges Bündniß mit dem jungen Matthias, und gab ihm zur Befestigung desselben, seine Tochter Katharina zur Ehe. Er begleitete den neuen König bis an die ungarische Grenze, wo ihn die Ungarn mit Frohlocken empfingen und unter großem Jubel nach Ofen führten. Hier wurde er von dem 40,000 Mann starken Heere auf der gefrorenen Dohnau am 22. Januar 1458 als König begrüßt und bekräftigt, und ihm sein Oheim, Michael Saladin Zilagius, dem er diese Beförderung am meisten zu verdanken hatte, als königlicher Statthalter zur Seite gegeben.

In Böhmen wurde gleichfalls (am 2. März 1458) zu einer Königswahl geschritten. Alle diejenigen, welche Ansprüche auf die Krone zu haben glaubten, hatten ihre Abgeordneten nach Prag geschickt, die gegründeten Rechte den Ständen vorzulegen. Leider blieben sie alle unberücksichtigt, denn die Böhmen glaubten, den Ungarn nachahmen und sich an keine Erbfolge-Ordnung binden zu dürfen. Kurz vor der Wahl, welche im Altstädter Rathhause gehalten wurde, hielt Rokytzan eine eindringliche Rede an die versammelten Stände, in welcher er diesen ans Herz legte, nur einen gebornen Böhmen, der mit den Einrichtungen und Gesetzen des Reiches vertraut wäre, zum Könige zu wählen; würde ein solcher nicht gefunden, sollte ein Verwaltungsrath eingesetzt werden. Dabei wußte er die großen und entschiedenen Verdienste Podiebrads während seiner Statthalterschaft in Böhmen mit hinreißender Beredsamkeit hervor zu heben, daß sie diesen ihren Landsmann, Ge-

orge Bozcko von Podiebrad, Baron von Kunstadt einstimmig als König ausriefen.

Die schwächere katholische Parthei in Böhmen mußte stillschweigend diese Wahl genehmigen. Dagegen sträubten sich die Stände der übrigen Provinzen, die Mähren und Schlesier, weil man ohne ihre Zuziehung die Königswahl unternommen und den Erfolg derselben nur schriftlich angezeigt hatte, worin sie zur willigen Aufnahme des neuen Königs und zum Gehorsam ermahnt wurden.

Die Stadt Breslau ließ ihr Schreiben, worin ihr die Königswahl angezeigt wurde, unbeantwortet. Der eingewurzelte Haß gegen Podiebrad machte sie beharrlich; sie fühlte sich tief gekränkt, behauptete, als zweite Hauptstadt des gesammten Staates, das Recht zu besitzen, zu einer Wahl zugezogen werden zu müssen; dabei thaten die Prediger ihr Möglichstes, das Volk gegen die böhmischen Reker aufs äußerste aufzureizen.

Das aufrührerische Breslau war allein Ursache, daß sich ganz Schlessien gegen Podiebrad auflehnte. Der Rath sandte an alle Fürsten, Landstände und Städte des Herzogthums Bottschaften, und forderte sie zu einem allgemeinen Fürstentage auf. Am Sonntage Judika in der Fastenzeit (22. März) erschienen zu Liegnitz die Herzoge Heinrich X. (der Alte) von Freistadt, Blodko von Glogau, Balthasar und Johann II. von Sagan, Konrad der Weiße von Wohlau, Friedrich von Liegnitz und der Bischof Jobokus von Breslau. Der Herzog Wilhelm von Sachsen hatte seine Abgeordneten zu diesem Fürstentage geschickt,

welche die Königswahl für unzulässig erklärten und die Ansprüche, die ihr Herr wegen seiner Gemahlin auf Böhmen hatte, den Versammelten vorlegten. Auch Podiebrads Abgeordnete waren anwesend, den versammelten Fürsten seine Wahl zu verkünden, sie zu ermahnen, ihn als König von Böhmen anzuerkennen und seiner königlichen Gnade sie zu versichern.

In dem einstimmig gefaßten Entschlusse wurde die Königswahl für ungültig erklärt und Podiebrad als König nicht anerkannt. Den Abgeordneten aber ertheilte man den Bescheid, daß man sich zuvor mit andern Fürsten, Ständen und Städten über diesen Gegenstand berathen, und ihnen dann eine bestimmte Antwort ertheilen würde.

Von Liegnitz aus begaben sich die böhmischen Gesandten nach Breslau und überreichten dem Rathe ein Beglaubigungsschreiben, nach welchem Alles, worüber sie mit der Stadt unterhandeln würden, volle Gültigkeit haben sollte. Sie sprachen von der Liebe des Königs zu den Breslauern, wie er alle ihre Privilegien bestätigen, einen jeden bei seinem Glauben lassen wolle; sie baten, der Rath möchte nicht mehr gestatten, daß das Volk den König öffentlich lästere, und luden denselben zur königlichen Krönung nach Prag. Aber gerade der Punkt, in welchem der Stadt die Glaubensfreiheit zugesichert wurde, verbarb jede Ausgleichung vollends; es war darin deutlich ein zweiter keiserlicher Glaube ausgesprochen, der die Gemüther empörte. Verachtung, Hohn und Spott des Pöbels, den der Rath selbst nicht zu hemmen im Stande war, nahmen die Gesandten als Antwort für ihren König mit

nach Prag. Es blieb bei dem Entschlusse, der auf dem Fürstentage zu Liegnitz war abgefaßt worden.

Die Gründe, welche die Breslauer wegen nicht Anerkennung des Königs Podiebrad bisher öffentlich ausgesprochen hatten, mochten nicht die einzigen sein, vielmehr eine geheime Furcht zum Grunde liegen, unter einem wachsamem und selbst regierenden Könige die zügellose Freiheit zu verlieren, deren Annehmlichkeiten die Stände unter den vorigen Regierungen genossen hatten. Statt diese Freiheit nun zu verlieren, glaubten sie vielmehr, dieselbe noch weiter auszudehnen, weßhalb sie die dargebotene Gelegenheit nicht unbenuzt vorübergehen lassen wollten. Daß sie lieber gar keinen König haben wollten, zeigten die Verhandlungen auf den Fürstentagen zu Liegnitz und zu Breslau, indem auch den übrigen Thronbewerbern keine bestimmte Antwort in Betreff der Unterwerfung gegeben wurde.

Bischof Jodokus schrieb hierauf einen Fürstentag nach Breslau aus. Es fanden sich am 19. April außer dem Bischöfe die Herzoge Heinrich X. der Ältere von Freistadt, Bolko von Oppeln, Konrad von Dels, Balthasar und Johann von Sagan, ferner die Abgeordneten des Herzogs Wladko von Glogau, Herzogs Friedrichs von Liegnitz, die Stadt und Abgeordnete der Stadt und Fürstenthümer Breslau, Schweidnitz und Jauer. Außerdem waren die Gesandten der Häuser Oesterreich und Sachsen anwesend, welche nach der Reihe ihre Ansprüche auf die böhmische Krone rechtfertigten, aber von den gleichfalls gegenwärtigen Botschafter des Königs wiederlegt wurden. Die Schlesiener ließen hierauf die goldene Bulle

des Kaiser Karl IV. über die böhmische Königswahl und den Erbvertrag zwischen Böhmen und Oesterreich vorlesen, woraus der Schluß gezogen wurde, daß die Böhmen zu keiner Wahl, am wenigsten ohne Zuziehung der dazu gehörenden Provinzen, berechtigt gewesen wären. Bischof Jodokus, ein geübter Redner, führte das Wort, und obgleich selbst ein Böhme, war er doch auf der Seite der Schlesier. Die böhmischen Abgeordneten wußten hierüber nicht zu antworten, wiederholten vielmehr ihre frühere Rede, daß die Böhmen kraft ihrer Privilegien zu einer selbstständigen Königswahl befugt gewesen wären, und hatten die Herzöge, wenn ja bei der Wahl etwas ihnen Mißfälliges geschehen, so möchte man es im Guten hingehen lassen, König Georg würde dieses alles als ein gnädiger Herr gleich zu machen wissen. Hierauf wurde die Versammlung geschlossen und nach zwei Tagen den Böhmen der schriftliche Bescheid gegeben: „daß sie (die Schlesier) alles verantworten würden, was sie bisher gethan und noch thun würden, auch daß Niemand ihrethalben an seiner Gerechtsame verkürzt werden solle. Doch würden sie Niemanden für einen König anerkennen und aufnehmen, bis so lang es erkannt würde an gebühlicher Stätte, wen sie billig mit Gott, Ehren, Gleich und Recht als einen christlichen Herrn und König aufnehmen sollten; dabei wollten sie fest an der Krone Böhmens halten.“ Höchst mißvergnügt verließen die Böhmen das übermüthige Breslau, wo sie überdies den Hohn und Spott des Pöbels reichlich erfahren mußten; denn der Rath sah sich sogar genöthigt, ihnen des Nachts vor ihre Herbergen Wache zu geben, wäh-

rend diese selbst es für rathsam hielten, beständig auf und gewaffnet zu bleiben. Die Herzöge waren über diese ungesittete Behandlung so empört, daß sie beschloßen, Breslau nie wieder zum Orte ihrer Zusammenkünfte zu wählen. Die anwesenden Fürsten und Stände errichteten nun ein Bündniß, welchem aber der Herzog Bolko von Oppeln, ungeachtet seine Abgeordneten eingewilligt, nicht beitrug und sein Siegel an den Bundesbrief zu hängen sich weigerte, den Bund vielmehr bespöttelte, meinend: er gehöre zu dem Oberfürsten, mit dem er sich verbinden wollte. Ein Gleiches that auch der Herzog Konrad der Schwarze von Dels, welcher es mit den Oesterreichern zu halten gedachte. Bei den Brüdern, Konrad dem Weissen zu Wohltau und Konrad dem Schwarzen zu Dels, war es überhaupt Gewohnheit, daß sich der eine immer zur Gegenparthei des andern hielt. Auch das Siegel des Herzogs Bolko wurde dem Bundesbriefe nicht angehängen. Dieser mißliche Anfang ließ eine baldige Erschütterung des ganzen Bundes vorausahnen.

Georg von Podiebrad wurde am 7. Mai feierlich gekrönt. Als ihm der Bischof die Krone aufs Haupt setzte, ereignete sich der Zufall, daß aus derselben einer der besten Edelsteine zur Erde fiel. Gleich hielt man diesen Stein für den Verkündiger zukünftiger Dinge. Breslau, hieß es, ist dieser Stein, welcher aus göttlicher und menschlicher Fügung in der Krone nicht bleiben wollte. Der König meldete die vollzogene Krönung den Breslauern in einem besonderen Schreiben, und ermahnte sie nochmals, ihm als einem Könige von Böhmen gehor-

sam zu sein. Die Breslauer antworteten nicht darauf.

Dem lockern Bündnisse der Fürsten nicht trauend, thaten die Breslauer endlich den lange vorbereiteten, entscheidenden Schritt, der von den wichtigsten Folgen war und die Stadt in einen Zustand versetzte, der in der ganzen Reihe ihrer Begebenheiten der denkwürdigste und interessanteste ist. — Der Rath und die Gemeinde schlossen unter sich ein Bündniß, den verhassten Girzik von Podiebrad nie als ihren Oberherrn anzuerkennen und schrieben die deshalb gefertigte Urkunde mit großen Buchstaben ins Stadtbuch:

Am Sontage noch sand Johannis bapte tag Sein wir Ratmanne, Scheppen und eldisten, der kaufmann und alle geswornen der ganczen gemeyne eyntrechtighen mit enander eynes wurden und haben beslossen, das wir mit der hulfe des Almechtigen gotis herrn Girzik von Podiebrad vor eynen kunig ader erbherren nimmermehr haben noch ufnehmen wullen in keynerley weize, und des enander mit leibe und mit gute raten und beistendig sein, und wellen uns endhalden als fromme christliche lute und unser ere unvorseret behalden, als wir bisher getan haben, und in den und allen sachen vor eynen man steen wellen und das getreulichen tun und das halden bey unsern guten trawen und eren one alles arg und boses geferde.

Zugleich wurde anbefohlen daß Niemand in dieser Zeit, so lange dieses Verhältniß mit Podiebrad daure, die Stadt ohne Wissen und Erlaubniß der Konsuln

verlasse. Aber grade diejenigen, welche dieses Gesetz in Vorschlag brachten, waren die ersten, welche es übertraten.

Auf dem am Tage Peter und Paul zu Liegnitz abgehaltenen Fürstentage wurde zwar der Herzog Heinrich von Freistadt zum Bundeshauptmann erwählt, allein es zeigten sich schon die Spuren von der schwankenden Meinung der Bundesgenossen; denn die unmittelbaren Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, wahrscheinlich von Furcht getrieben, machten den Vorschlag, daß man eine Gesandtschaft an den König Georg, und zwar, damit sie desto ansehnlicher erscheine, einen Fürsten schicke, den König zu ersuchen, den Bund der Schlesier zu genehmigen und sie bei ihrer abgegebenen Antwort zu lassen. Auch der Bischof und das ganze Breslauer Domkapitel stimmte dafür; allein die Herzöge Heinrich und Balthasar, desgleichen die Stadt Breslau waren diesem Vorschlage gradezu entgegen, und letztere überzeugten mit Mühe die Versammlung, daß ein Schreiben an den König höchst unschicklich wäre, weil man ihm alsdann den Königstitel beilegen müßte, und sie brachten es endlich so weit, daß man das abgefaßte Schreiben an die böhmischen Landstände richtete. Wegen des Verdachts den man gegen die Schweidnitzer und Jauerer hegte, lud man sie von Seiten Breslaus nach Neumarkt, um ihnen die Wichtigkeit des geschlossenen Bundes nochmals vorzuhalten und sie darin zu befestigen. Sie versprachen es, blieben aber bei ihrem Wankelmuth; denn als sich die Kunde von einem Einfall der Böhmen in Schlesien verbreitete und der Landeshauptmann Herzog Heinrich auf dem Fürstentage ernstlich

rieth, den Rath und die Hülfe des Herzogs Wilhelm von Sachsen in Anspruch zu nehmen, waren es wieder allein die Schweidnitzer und Tauerer, in Verbindung mit dem Bischof, welche der Versammlung riethen, lieber mit dem Könige zu unterhandeln und sich mit ihm zu vergleichen. Auf ihrer Seite befand sich auch Herzog Wladko und Herzog Konrad der Weiße zu Wohlau. Da man den Bischof im Einverständniß mit Podiebrad hielt, so war die öffentliche Meinung in Breslau bald wider ihn; die Prediger selbst verschonten ihren Bischof nicht, sondern verdammt ihn mit seinen übrigen Anhängern; das Volk verspottete ihn durch Schmählieder und Zerrbilder, die sie zu öftern Malen an den Pranger hesteten. Auf einem derselben sah man Gänse, welche die Fürsten vorstellten, die ein Domherr, Doktor Wiegand mit einem Griffel in die Hände des Bischofs lenkte, der sie an seine Prälaten austheilte. Der Bischof wurde durch dieses unsinnige Betragen der Breslauer noch mehr erzürnt und bestimmt, dem Könige zu huldigen. Bevor der Fürstentag zu Striegau abgehalten wurde, berief er einige aus dem Rathe zu Breslau nach Dönh zu einer Unterredung. Den Angekommenen zeigte er ein Schreiben des Königs vor, worin er dem Bischof meldete, daß er nach Glatz kommen und daselbst mit ihm unterhandeln wolle, in der Hoffnung, die bisherigen Mißverhältnisse in Schlessen zu beseitigen. Auf die Frage, was unter diesen Umständen füglich gethan werden müsse, gaben ihm die Breslauer zur Antwort, daß er als christlicher Bischof wohl wissen würde, wie er sich in dieser Sache zu verhalten hätte; überdies könnte

ihm nicht unbekannt sein, was in Breslau öffentlich auf den Kanzeln gepredigt wurde. Jodokus machte ihnen Vorwürfe, daß die meiste Schuld am Magistrat läge, welcher der Gemeinde allen Unfug gestatte, wie die Schmähreden und ehrenrührigen Gemälde bewiesen, womit rechtschaffene Leute verunglimpft wurden. Diese versicherten, daß der Rath dies mißbillige und sogar bedauere, es aber für jetzt nicht abwehren könne.

Der König Georg Podiebrad erschien am 21. Juli zu Glatz, wohin sich der Herzog Wladko von Oppeln und Konrad der Schwarze von Dels begaben und der Bischof und der Schweidnitzer ihre Abgeordneten schickten. Unterdessen rüsteten sich die Breslauer und nahmen den Herzog Johann II. von Sagan mit hundert Pferden in Sold. Zu dieser Schaar stellten die Breslauer noch hundert andere wohlgerüstete Reiter, und zogen unter des Herzogs Anführung nach Striegau, wo sie die Bundesgenossen mit Ausnahme des Herzogs Wladko von Glogau antrafen. Herzog Heinrich X. drang in der Versammlung ernstlich darauf, mit dem Herzoge von Sachsen zu unterhandeln und sich mit ihm gegen den König zu verbinden. Die Herzöge von Liegnitz und Sagan, hauptsächlich die Breslauer, stimmten dagegen und waren Willens, sich für keine Parthei zu erklären. Für den König stimmten die Schweidnitzer, Tauerer, der Herzog Konrad der Weiße und der Bischof, welcher den Breslauern ihren störrigen Sinn ernstlich verwies: „Ihr wollt immer euren eignen Willen haben und glaubt klüger zu sein, als alle Fürsten und Städte Schlessens. Ihr weigert Euch, den König Georg an-

zunehmen, den doch ganz Böhmen und Mähren für seinen Herrn erkennt. Wollt ihr besser denn diese sein? Wenn nur Georg kein Böhme wäre, ihr würdet ihn vor allen andern aufgenommen haben. Die Böhmen sind nun einmal eure Herren; sie werden es auch bleiben, ihr mögt machen was ihr wollt. Daß Verderben ist vor euren Augen. Daß ich euch das gesagt habe, werdet ihr mir nicht übel nehmen. Als euer Bischof sah ich mich dazu verpflichtet. Ich suche euer Bestes und will es auf mich nehmen, euch mit dem Könige Georg auszuföhnen.“ Die Breslauer antworteten nicht, sondern reisten ab, während der Bischof sich nach Rom verfügte, um sich vom Papste Rath's zu erholen, wie er sich in dieser wichtigen Sache zu verhalten habe.

Die Sache wurde für Breslau bedenklicher, mehrere Drohbrieife langten in Breslau an und die böhmischen Barone, die mit König Georg gegen den Kaiser Friedrich III. zu Felde gezogen, forderten die Breslauer auf, sich unverzüglich zu unterwerfen, wenn sie die Gefahren des Krieges vermeiden wollten. Es wurde ein neuer Fürstentag zu Lobin in der Lausitz gehalten, auf welchem die Herzöge und Abgeordneten der verbündeten Städte ernstlich darauf drangen, eine Botschaft an den König zu schicken. Allein die Breslauer und der Herzog Balthasar von Sagan, blieben auf ihrem einmal gefaßten Entschlusse stehen. Sie wandten sich in ihrer bedrängten Lage an den Kaiser Friedrich, an die Herzöge von Österreich und an den Herzog Wilhelm von Sachsen, um Rath und Hülfe flehend. Die Ersteren antworteten gar nicht, der Letztere sandte einen seiner Rätthe, welcher in einer

langen gelehrten Rede die Ansprüche des Herzogs geltend machte und die Bürger ermahnte, sich dem Könige nicht zu unterwerfen. Den Breslauern war damit nicht geholfen, sie verlangten Rath und Unterstützung, und schickten daher, als der Botschafter keine bestimmten Verhaltensbefehle hatte, den Rathsnotar Peter Eschenloer an den Herzog, damit er sich genau erkläre, was sie von ihm zu erwarten hätten. Statt einer Antwort erklärte der Herzog, daß er mit den Schlesiern einen Fürstentag zu Rotbus halten wollte. Da die Böhmen immer dringender eine Antwort begehrt, kamen die Bundesgenossen am 6. Dezember zu Lobin zum siebenten Male zusammen, um über eine Antwort an die Böhmen zu berathschlagen. Man blieb bei der ersten stehen, worauf ein noch geschärfteres Schreiben der Böhmen einlief, worin die Schlesier zum Gehorsam ermahnt wurden, widrigenfalls sie durch Gewalt der Waffen dazu gezwungen werden würden.

Der Fürstentag zu Rotbus wurde im Anfange des Jahres 1459 abgehalten. Zu diesem erschien der Herzog Wilhelm von Sachsen in Person mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge. Von den Schlesiern waren anwesend: die beiden Herzöge von Sagan, Balthasar und Johann, Herzog Heinrich von Krossen, so wie die Abgeordneten der übrigen Fürsten und Städte.

Der Herzog Wilhelm von Sachsen versprach den Schlesiern, nur unter der Bedingung Schutz und Hülfe, daß sie ihn als ihren Erbherrn anerkennen; allein dagegen sträubten sich die Schlesier, sie blieben bei ihrem einmal gefaßten Entschlusse stehen, und versprachen nur, sich mit ihm gegen

die Böhmen zu verbinden, bis die Sache wegen der Ansprüche der übrigen Fürsten auf Böhmen beigelegt sein würde. Da der Herzog Wilhelm diesen Vorschlag nicht annahm, so ging die Versammlung auseinander.

Indessen hatten die Schweidnizer, Tauerer, die Herzöge Konrad der Weiße und Konrad der Schwarze dem Könige zu Glatz gehuldigt und Georg versprochen, den beiden Fürsten, die Städte Neumarkt, Aurass und Namslau erb- und eigenthümlich zu geben, wenn sie die Breslauer durch gültliche Vorstellungen zum Gehorsam brächten. Aus dieser Absicht nun kamen sie nach Breslau; allein alle ihre Vorstellungen und Reden blieben fruchtlos; sie antworteten gerade zu, als ihnen gesagt wurde, daß der größte Theil von Schlesien bereits gehuldigt hätte: „was die übrigen Schlesiern thaten, das ginge sie nichts an. Sie wüßten es als ehrliche Leute nicht zu verantworten, wenn sie einen Keßer aufnehmen, und zwar, da noch so viele große Fürsten gerechte Ansprüche auf Böhmen machten.

Der König fürchtete, sie möchten sich in den Schutz des Polenkönigs werfen, deshalb schrieb der Burggraf Idenko v. Sternberg nochmals an sie, und erwähnte, daß sie in diesem Falle oft würden „bluten müssen.“ Dieser letztere Ausdruck ärgerte die Breslauer sehr, welche eine sehr mäßige Antwort zurückschickten. Hierauf erschienen die Abgeordneten der Städte Schweidnitz und Tauer zu Breslau und forderten das letztere auf, zur Versammlung nach Freiburg zu kommen, auch die Landschaft lud mandazu ein, es wurde aber für rathsam erachtet, nicht zu erscheinen, dagegen schickte es

den Liegnitzern fünfzig Soldner, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, als wolle sich Georg mit seiner Parthei der Stadt bemächtigen. Auf der zu Lobin veranstalteten achten Zusammenkunft las man die Briefe vor, welche die Böhmen an den Herzog Konrad den Weißen und an die Stadt Liegnitz geschrieben, worin dieselben zum Gehorsam gegen Podiebrad aufgefordert wurden; man überlegte viel und beschloß — nichts. Bald darauf zeigte Hans von Wernsdorf, Hauptmann zu Glatz, der Gemeinde zu Breslau die Abschrift eines Briefes, worin der Papst den König seinen liebsten Sohn (Carissimo in Christo filio Regi) nannte. Die Breslauer wunderten sich sehr darüber, und die Prälaten erklärten, daß man jeden für einen Keßer halten müsse, welcher Podiebrad, den selbst der Statthalter Christi für einen König anerkannt, als solchen nicht aufnehmen wollte. Allein auch dieses fruchtete nichts; denn von den Kanzeln herab wurde behauptet, daß dieser Brief falsch und dem Papste untergeschoben sein müsse. Das Volk theilte sich in Partheien und konnte nur dadurch besänftigt werden, daß der Rath versprach, sich über die Sache durch eine Gesandtschaft nach Rom genau unterrichten zu lassen.

Nach der Abreise derselben hielt man zu Liegnitz einen Fürstentag, auf welchem auch die Sechsstädte der Lausitz erschienen, allein wegen der Zwietracht unter den Schlesiern bald wieder nach Hause zogen. Die Schweidnizer und Tauerer machten hierauf den Liegnitzern bekannt, daß sie fest entschlossen wären, sich dem Könige zu unterwerfen, und ob man ihnen auch das Siegel des Bundesbriefes vorhielt, so blieben

sie doch fest bei ihrem Entschlusse. Die Fürsten hielten daher eine Zusammenkunft in Glogau und später zu Lobin, aber überall behielt die Parthei des Königs die Oberhand. Herzog Konrad und die Schweidnitzer beschloßen eine Gesandtschaft an den König, Herzog Heinrich die Liegnitzer und die beiden Herzöge von Sagan eine an die böhmischen Stände zu schicken, die Sachen so lange anstehen zu lassen, bis die nach Rom geschickte Gesandtschaft zurückgekehrt sein würde. Es kam auf diesem letzten Fürstentage soweit, daß sich der Bund ganz auflöste und Herzog Heinrich die Hauptmannschaft aufgab. Nur Herzog Balthasar und die Breslauer hielten noch zusammen und verließen mit bangen Gefühlen die Versammlung.

Die Gesandtschaft der Breslauer, an welche sich die Abgeordneten der mehrsten schlesischen Fürsten angeschlossen hatten, kam im Anfange des Jahres 1439 nach Rom. Dem Papste Pius II. wurde der Zustand des Landes, die erdichteten Grausamkeiten und Ketzereien des Königs mit den grellsten Farben geschildert; ja man berief sich sogar auf eine Verwandtschaft der schlesischen Herzöge mit dem römischen Kaiser Julius Cäsar, und bat nun, der Papst möchte die Königswahl und Krönung Podiebrads für ungültig erklären, die schlesischen Herzöge und ihre Bundesgenossen jedes Gehorsams und der Eidesleistung so lange entbinden, bis dieses Königreich von den Ketzern gereinigt wäre „damit nicht der Schaffstall des Herrn durch reißende Wölfe zerstört werde.“ Der Papst, dem daran gelegen war, die Ruhe zu erhalten, und

nicht durch einen ähnlichen Krieg wie unter Siegismond die Grundfesten des allgemeinen Friedens und der Kirche zu erschüttern, hoffend, Podiebrad würde sich durch seine Milde gewiß und vollkommen in die Arme der römischen Kirche werfen, — der Papst also gab der schlesischen Gesandtschaft keine befriedigende Antwort. Die Reben der Gesandtschaft wurden dringlicher und der Breslauer Rath schrieb wiederholt an den Papst, und machte ihm sogar heimliche Vorwürfe. Sie nannten den König „den wüthendsten Nero, den andern Decius, den großen Drachen, welcher die Kirche vergiftet, einen reißenden Wolf, Dieb und Mörder, welcher in den Schaffstall Christi gebrochen, einen schrecklichen Löwen, welcher mit den Klauen weit mehr als die Türken den ungenähten Rock Christi zu zerreißen trachte,“ und baten auf das Wehmüthigste die Königswahl für ungültig zu erklären, ja sie ließen nichts unberührt, den Papst gegen den König zu verhetzen. Pius ließ sich in seinem gefaßten Plane nicht umstimmen. Die Gesandtschaft kehrte mit einem Briefe aus Rom zurück, in welchem der Papst den Bund, den sie um des Glaubens Christi Willen untereinander geschlossen zwar lobte, sie auch ermahnte, in diesem Glauben und Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl zu bleiben und gegen die Ungläubigen mit Gut und Blut sich zu stellen. Im Uebrigen bezog er sich auf die mündliche Antwort, die er den Gesandten gegeben, „daß er gute Hoffnung habe, König Georg werde das leisten, wozu er durch einen Eid sich verbindlich gemacht,“ daher sollte man ihn als einen christlichen König aufnehmen.

Als das päpstliche Schreiben der versammelten Gemeinde und den Landständen vorgelesen wurde, äußerte sich die Wirkung desselben verschiedenartig auf die Gemüther der Versammelten. Der große Haufe blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse, mit dem Könige in keine Unterhandlung zu treten; derselben Meinung war auch der Rath, nur wünschte dieser, daß die Sache ohne Blutvergießen beendet werden möchte. Die Prälaten und die höhere Geistlichkeit, so wie die Landstände, welche königlich gesinnt waren, durften ihre Meinung nicht laut und öffentlich aussprechen, aus Furcht vor den Predigern, welche von den Kanzeln herab den Haß gegen Podiebrad nährten und jeden für einen Ketzer erklärten, welcher den König annahme, oder ihm huldi- gen würde. Der Pöbel wurde immer auf- rührerischer und wartete auf den Augenblick, wo der Tumult gegen die Anhänger des Königs losbrechen würde; und es wäre dessen ungeachtet zu traurigen und blutigen Bürgeraustritten gekommen, wenn nicht die Zechen und Handwerker das Wohl und den Frieden der Stadt im Auge behalten hätten. „Aller kluger Rath, schreibt der Zeitgenosse Eschenloer, mußte verborgen bleiben, und welche in dem Schweidnitzer Keller und in den Kretschamhäusern am besten trinken und schelten konnte, die waren die Klügsten und Christlichsten: Aller Rath dieser christlichen Sache wurde bei der Quosserei gefunden und gehandelt. Sie lernten das von den Predigern; denn wer auf dem Predigtstuhl am besten schelten und kerkern konnte, den hörte man am liebsten. Dadurch wurde zwischen Rath und der Gemeinde Mißverständniß und Arg-

wohn ausgesäet, welcher in vielen Jahren nicht ausgerottet werden konnte. Es waren zu der Zeit so viele Rathleute in Breslau, als Trinker und Säufer, Spieler und Lotter. Diese regierten, diese hatten der Stadt Macht, was diese wollten, das mußte geschehen. Dies war wohl eine verkehrte Ordnung, die Untersten über die Obersten!“

In einem abermaligen Schreiben des Papstes wurden die Schlesier aufgefordert, Abgeordnete nach Mantua zu schicken, um den Frieden mit dem Könige zu vermitteln, denn Podiebrad hatte sich nicht allein mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, sondern auch mit den Herzögen von Oesterreich und dem Kaiser Friedrich III. ausgesöhnt und war von diesen mit den Regalien belehnt worden. Die Breslauer theilten dieses Schreiben den Fräusten mit, um ihren Rath zu hören; diese gaben einmüthig den Entschluß zu erkennen, sich dem Könige zu unterwerfen. Diese Antwort so wie das päpstliche Schreiben wurde der ganzen Gemeinde, den versammelten Prälaten und Predigern mitgetheilt, die Meinung zu hören. Als aber Niemand wagte, sich öffentlich auszusprechen, rieth der Magistrat, sich dem Willen der Stände anzuschließen, aber kaum befanden sich die Prediger auf den Kanzeln, so donnerte der alte Haß gegen die Böhmen herab, und die Sache blieb beim Alten. In drei aufeinander folgenden Schreiben brachten die Breslauer ihre bittersten Klagen gegen Podiebrad vor dem Papste aus und baten um seinen Schutz und Rath. Papst Pius ermahnte sie nochmals dringlich, dem Könige den Gehorsam nicht zu versagen, sich aller Verläumdungen und Schmähreden, wodurch der gute Name

des Königs besleckt würde, zu enthalten, damit er nicht gezwungen würde, mit den Waffen zu fordern, was gutwillig zu leisten verweigert würde. Ein anderes Schreiben sandte er an den König, worin er ihm auf sein wiederholtes Bitten, die Schlesier zum Gehorsam zu bringen, eröffnete, daß dasjenige, was die weltliche Herrschaft anbelange, Sache des Kaisers sei, dessen Vermittelung er nachzusuchen habe. Eine Abschrift dieses wichtigen Briefes schickte Pobiebrad an die Schlesier, welche ihm die Treue der Fürsten erwarb, aber die Hartnäckigkeit der Breslauer vermehrte, welche jetzt darauf bedacht waren, den innern Frieden der Stadt und die Eintracht zu erhalten, um im Fall eines Krieges nicht durch sich selbst aufgerieben zu werden.

Von den schlesischen Herzögen hatten Bolko von Oppeln und Konrad der Schwarze zu Dels in der Fastenzeit 1459 dem Könige bei seiner Anwesenheit in Glatz gehuldigt. Gleichzeitig verbreitete sich die Nachricht, daß sich Pobiebrad gegen die Breslauer rüste, allein die zwischen den Katholiken und Hussiten ausgebrochenen Unruhen zu Prag forderten seine persönliche Gegenwart, und so ging das Unwetter noch einmal glücklich vorüber. Sicher hätte er damals auch mit nur einem kleinen Heere die Stadt zum Gehorsam gebracht, wenn er eine Belagerung versucht hätte, denn die Stadt war nicht auf eine volle Woche mit Lebensmitteln versehen. Da man auch von den benachbarten Fürsten in dieser Hinsicht keine Hülfe zu erwarten hatte, so war der Rath darauf bedacht, die Stadt von Polen her mit Lebensmitteln zu versorgen und Getreide-Magazine anzulegen. Dagegen

hatte die Geistlichkeit, welche man für die Urheber der Unruhen hielt, die ersten Angriffe von böhmischer Seite zu erdulden. An einem Tage (Sonabend vor Margareth) ließen von Glatz aus 210 Absagebriefe von böhmischen Rittern und Herren an das Domkapitel und die gesammte Klerisei ein. Die Bedrängten suchten nun beim Rath und der Gemeinde Schutz und Hülfe, worauf die Stadt vierhundert Reiter in Sold nahm.

Die Herzöge gaben indeß die Hoffnung nicht auf, die Breslauer für die gute Sache zu gewinnen und veranstalteten zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft in Wohlau. Die Fürsten ließen hier nichts unversucht, sie zum Gehorsam zu bewegen und vor den unausbleiblichen traurigen Folgen zu warnen. Die Breslauer erinnerten die Fürsten an ihr gegebenes Wort und die frühere Verbindung, und verwarfen ihre Meinung, so sehr sie auch von der Wahrheit derselben überzeugt sein mochten. Man ging daher ohne einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben, wieder auseinander. Als der Rath der Bürgerschaft die Verhandlungen vortrug, gerieth diese dergestalt in Hitze, daß sie am liebsten gegen die Herzöge sofort die Waffen ergriffen hätte, und nur durch die Vorstellung besänftigt werden konnte, daß ein Krieg ohne hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln nicht geführt werden könnte. Man beschloß daher zuvörderst eine Gesandtschaft an den König Kasimir von Polen zu schicken, daß er erlaube, in seinem Lande Getreide einzukaufen. Durch diese Botschaft entstand das falsche Gerücht, als hätten die Breslauer dem Könige von Polen die Unterthänigkeit

angeboten, welche dieser, ihres inständigen Bittens ungeachtet, zurückgewiesen.

Indessen hatten die Fehden mit den Breslauern ihren Anfang genommen. Herzog Wladko zeigte zuerst gegen sie seine Feindseligkeit durch Wegnahme mehrerer mit Kaufmannsgütern beladener Wagen auf der Staße nach Hainau. Herzog Heinrich kündete ihnen das Geleit auf, und seinem Beispiele folgten die übrigen Fürsten. Ein böhmisches Streifkorps und ein Haufen Reiterei aus Glas, Münsterberg und Frankenstein drang bis in das Breslausche Gebiet vor und verwüstete die Gegend von Strehlen bis Bohrau. Da diese Plünder nur in geringer Anzahl umherschweiften, so machten sich die Breslauer zu Fuß und zu Roß auf, trieben sie bis Münsterberg zurück und kehrten nach wenigen Tagen frohlockend nach Hause. Die Böhmen kamen wieder und erbruteten viel Vieh, welches ihnen jene aber zum Theil wieder abnahmen. Nun machte der Herzog Konrad der Schwarze von Dels noch einen Versuch, die Breslauer zum Gehorsam gegen den König zu bewegen und bot sich ihnen als Vermittler an. Die Konsuln zogen das Domkapitel in den Rath, erhielten aber von diesem die frühere Antwort: dem Könige Pobiebrad, der doch vom Papst anerkannt sei, den Gehorsam nicht zu versagen. Der Rath war dagegen, wünschte aber Frieden mit Pobiebrad; auch hierzu bot sich Konrad an, aber der Rath durfte nicht wagen, diesen Entschluß der Gemeinde bekannt zu machen. Man bemühte sich daher, die Prediger zu gewinnen; diese gehorchten aber dem Rathe so wenig wie dem Domkapitel und dem Bischof selbst, sie

machten die Sache nur noch ärger, indem sie sich beim Volke beschwerten, daß man ihnen des göttlichen Wortes halber Böses anthun wolle. Das Volk versprach ihnen, mit Leib und Leben sie zu beschützen. Als hierauf der Kaiser Friedrich III. der Stadt die Nachricht gab, daß Pobiebrad die Reichslehen empfangen, und die dem Könige schuldige Huldigung verlangte, fühlte sich der Rath besonders geneigt, dem Willen des Kaisers nachzukommen, und berief die Bürger auf das Rathhaus, ihr Gutachten abzugeben, mit dem Bemerken, daß es ersprießlich wäre, durch Vermittelung des Herzogs Konrad oder des Bischofs einen Waffenstillstand mit dem Könige zu schließen. Aber unter wildem Geschrei antwortete das aufgebrachte Volk: Wir wollen von keinen Unterhandlungen mit Girsig etwas wissen, sondern uns wehren. — Das Mißverständnis zwischen Rath und Gemeinde wurde immer bedrohlicher und ein Aufstand unvermeidlich, der nur dadurch wieder gedämpft wurde, daß zwei aus dem Rath, der Landeshauptmann Leonhard Stal und Friedrich Reichardt, der nächste nach diesem, welche öffentlich und dringend das Wort für die gute Sache geführt hatten, die Flucht ergriffen.

Von außen mehrten sich jetzt die Feindseligkeiten und die Absagebriefe, deren die Stadt an einem einzigen Tage (St. Augustin) 625 in zwei Kobern erhielt. Die Domgeistlichkeit ergriff die Flucht. Der König so wie die schlesischen Fürsten ließen den Breslauern durch ihre Abgeordneten wiederholte Vorschläge zur gütlichen Einigung machen: „sie möchten doch nicht klüger sein, als der Papst und Kaiser sein

wollen, die den Podiebrad für einen König anerkannt," allein sie blieben bei ihrer schon früher abgegebenen Antwort stehen. Gleiche Antwort erhielt der Markgraf Friedrich von Brandenburg.

Die Stände und Städte des Fürstenthums Tauer huldigten dem Könige zu Schweidnitz, und bald darauf zu Tauer der Herzog Heinrich und die Sechsstädte der Lausitz. Nun brach der Krieg los. Zuerst wurde Neumarkt, welches zu spät die Breslauer um Hülfe angerufen, besetzt; zweitausend Reiter und drittehalbtausend Fußknechte nahmen eine Stellung nicht weit von Neukirch, bei Margareth, ein, und versuchten die Breslauer durch Anzündung der benachbarten Dörfer herauszulocken. Es gelang; denn alsbald nach dem Sturmläuten griffen gegen viertausend Bürger zu den Waffen und liefen in der größten Unordnung nach Lissa, alles Warnens des Magistrats ungeachtet, gute Ordnung zu halten. Der Zufall wollte, daß der Hauptmann der Böhmen, welcher sich, nur von Wenigen begleitet, zu weit vorgewagt hatte, von einem Haufen Breslauer überfallen und erstochen wurde. Die Feinde geriethen hierüber in solche Furcht und Unthätigkeit, daß die Breslauer ruhig wieder nach Hause ziehen konnten. In den folgenden Tagen schwärmten die Feinde unaufhörlich um die Stadt und verursachten großen Schaden, daß sich die Breslauer endlich genöthigt sahen, an Vertheidigung und Befestigung der Stadt zu denken; man besetzte das Bingenzkloster und den Dom. Nun bot sich Herzog Heinrich wiederholt zum Vermittler zwischen ihnen und dem Kaiser an, erhielt aber die gewöhnliche abschlägliche

Antwort, ungeachtet sich der bedenkliche Zustand der Stadt mit jedem Tage vergrößerte. Die Prälaten dankten 50 Reiter ab, und die Fürsten riefen alle ihnen unterthänigen und im Dienste der Breslauer stehenden Söldner bei Strafe des Verlusts des Lebens und der Güter nach Hause, so daß die ganze Reiterei der Stadt bis auf 200 Mann zusammenschmolz; nur die Fußknechte hielten treulich aus. Inzwischen wurde auch Namslau, welches König Georg Podiebrad zur Huldigung aufgefodert, mit Breslauer Trabanten besetzt. Diese bedenkliche Lage, in welcher sich die Stadt befand, war noch immer nicht vermögend die Gemüther der Unruhigen umzustimmen, eben so wenig fruchteten die wiederholten schriftlichen Ermahnungen des Herzogs Heinrich, dem sie gar keine Antwort mehr ertheilten. Vergeblich war auch die Mühe des Bischofs Jobokus, welcher zuletzt vom Volke mehr angefeindet wurde, als der König selbst.

Drei Tage nach dem Ausfall auf Lissa (28. September 1459) gelangten die Absagebriefe der Fürstenthümer Schweidnitz und Tauer, der Herzöge von Nels und Wohlau, des Herzogs Wobko von Glogau und Teschen und des Herzogs Johann von Auschwitz an, und außerdem Briefe von oft mehr als zwanzig Personen unterschrieben, so daß die Lage der Stadt höchst bedenklich erschien. Am Tage Michaelis rückten zwei wohl ausgerüstete Heere gegen Breslau: das eine, bestehend aus Böhmen, Glägern, Schweidnitzern und Tauerern lagerte sich bei Kanth, das andere, bestehend aus den vereinten Schaaren der Herzöge von Nels, Wohlau, Freistadt Glogau, Teschen und Auschwitz, und unter deren Anführung, war an der

Weide aufgestellt. Das erste Corps wollten die Breslauer des Nachts überfallen, ehe aber der Plan zur Ausführung kam, war dasselbe bei Auras über die Oder gegangen und hatte sich mit den Herzoglichen verbunden und versuchte am 1. Oktober einen Angriff auf die Stadt. Daß dieser Sturm zurückgeschlagen und die Herzöge in jähe Flucht getrieben wurden, war allein der Ungeschicktheit der Heerführer zuzuschreiben. Es scheint, als ob Podiebrad mit Absicht die Kriegsangelegenheiten in Schlessien und den Angriff auf Breslau nicht persönlich leiten wollte, um nicht die letzte Hoffnung zu ihrer freiwilligen Unterwerfung zu untergraben, um so mehr da von Rom aus die Angelegenheiten zwischen ihm und der Stadt von Neuem und zwar durch eine päpstliche Legation, betrieben werden sollten. Von des Königs Kriegserfahrungheit war zu erwarten, daß sich die Stadt auf keine Weise lange würde halten können, er zog es aber vor, sie zu schonen und ihre Größe und ihr Ansehn dem Reiche zu erhalten.

Tages darauf nach diesem mißglückten Ueberfall verließ das vereinigte Heer das Lager an der Weide und die Herzöge zogen mit ihren Schaaren in die Heimath. Der Muth der Breslauer stieg: raubend und fegend fielen sie in das Oelsner Gebiet und verursachten großen Schaden, daß die Bedrängten flehentlich den Rath von Breslau um Schonung baten. Indessen schwärmten auch die Böhmen in einzelnen Haufen von Frankenstein und Münsterberg aus in das Breslausche, wurden aber jederzeit von den siegbegeisterten Breslauern zurückgedrängt. Mit prunkenden Worten meldeten

sie den Polen ihre Siege und baten zugleich um Unterstützung, die ihnen auch zugesichert wurde.

Um seine Absicht beim Könige Georg und den Breslauern zu erreichen, schickte der Papst Pius II. die Legaten: Hieronymus Landi, Erzbischof von Kreta und den Magister Franz von Toledo, nach Böhmen und Schlessien. Unter großen Feierlichkeiten und Schaugepränge der Breslauer hielten sie am Martinitage 1459 ihren Einzug in die Hauptstadt Schlesiens; in ihrem Gefolge befand sich der Herzog Konrad der Schwarze und der Sekretair des Königs Georg Podiebrad, denen die Breslauer ein freies Geleit gaben. Man hatte die Gesandtschaft schon vor ihrer Ankunft auf jede Weise gegen den König umzustimmen getrachtet und suchte selbst bei ihrem Einzuge jeden Kleinlichen Umstand hervor, was an die Zeiten der Hussiten erinnerte und dem Könige zum Nachtheil gereichen sollte. Alle diese Vorspiele scheinen aber auf die Legaten ihre Wirkung verfehlt zu haben; denn schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft machten sie der Stadt den Willen des Papstes, welcher Frieden und Einigung zwischen ihr und dem Könige verlangte, bekannt. Besonders drohten sie den Predigern, den Urhebern aller Unruhe, und hätten dieselben vor ein geistliches Gericht zur Strafe gezogen, wenn es der Rath nicht verhindert hätte; soviel wurde aber erreicht, daß sie für die Zukunft ihre Predigten mäßigten. Die Gemeinde war unzufrieden und tief erbittert, nannte die Legaten selbst Keger, und drohten mit Aufruhr. Nach langem Zögern legte der Rath den Gesandten mehrere Artikel vor, deren kurzer Inhalt war,

daß Pobiebrad ein Keger, seine Königs-
wahl ungültig, und daß sie ihm nie Ge-
horsam leisten würden. Die Legaten wur-
den heftiger und drohten mit dem Banne,
desto höher aber stieg die Erbitterung. End-
lich nach langen Mühen und vielfachen Un-
terredungen, gelang es, daß eigensinnige
Volk umzustimmen, worauf ein Vertrag
zwischen der Stadt und dem Könige zu
Stande kam. Die Breslauer baten darin:

1. Der König wolle allen Unwillen und
Zorn vergessen, der Fehden, Kriege, Zwie-
tracht und des daraus entstandenen Verder-
bens im Argen nicht mehr gedenken, weder
selbst noch durch andere, an ihnen, ihren
Helfern, weder an Personen noch an Gü-
tern rächen;

2. Alle Privilegien und Freiheiten bestät-
tigen, auch das Fürstenthum Breslau ganz
und ungetheilt lassen in allen Rechten und
Zugehörungen, die Rathswahl freizulassen,
desgleichen die Zölle und die Hauptmann-
schaft;

3. Alle Rechte, Freiheiten und Gewohn-
heiten, die Besizungen und Güter, fahrende
und unfahrende, die der Geistlichkeit gehö-
ren freizulassen, aufs Neue zu bestätigen
und den Unterthanen zu gebieten, die geist-
lichen Gerichte und den Bann erbarlich
aufzunehmen und halten, den Kekerien zu
steuern und zu wehren;

4. Soll die Huldigung auf drei Jahre
hinausgeschoben werden, hernach sollen und
wollen sie huldigen ihm als einem wahren,
christlichen Könige von Böhmen, und ihm
und der Krone als gehorsame Unterthanen
des Landes Ehre und Bestes befördern helfen.

Diese Artikel überreichten drei aus
dem Rath und der Stadtschreiber Eschenloer

in Gesellschaft der römischen Legaten dem
Könige, der sie ohne Umstände genehmigte
und diesen Zeitraum sogar noch um einen
Monat verlängerte. Die Breslauer baten
zugleich, daß der Herzog Balthasar von
Sagan in diesen Frieden mit eingeschlossen
werden möchte, was der König anfangs
nicht bewilligen wollte, den inständigen Bit-
ten der Abgeordneten aber endlich nachgab.
Balthasar besann sich aber bald eines an-
dern; denn statt Abgeordnete nach Prag,
zu schicken, diese Artikel von seiner Seite
dem Könige zu geloben, verwarf er den
ganzen Vertrag, und erklärte: „daß er dem-
jenigen schlechterdings nicht gehorchen wer-
de, welcher der Kirche und dem apostoli-
schen Stuhle nicht gehorsam sei.“ — Vor
der schriftlichen Bestätigung verlangte der
König noch von den Breslauern, daß sie
eigene Bevollmächtigte nach Prag schicken
sollten, die ihm mit Hand und Mund das
Versprechen zusagen sollten. Auch dies
wurde genehmigt. Es wurde nun eine
prachtige Gesandtschaft ausgestattet und ab-
geschickt. Die Legaten führten dieselbe vor
den König, der sie in der Versammlung
vieler Großen des Reichs sehr gnädig auf-
nahm. Auf Anrathen der Legaten beug-
ten die Abgeordneten das Knie vor dem
Könige, und baten ihn er wolle den Bres-
lauern alles vergeben, was sie wider ihn
gethan; sie gelobten, alles treulich zu hal-
ten, was die Legaten laut der Artikel und
Briefe vermittelt hätten. Der König reichte
jedem einzeln die Hand, sicherte ihnen
vollkommene Vergebung zu und beschenkte
sie, so wie die Legaten, reichlich. Gleich-
zeitig erhielt Pobiebrad die schon unter La-
dislaw versprochenen hundert Ochsen, welche

er unter Trompetenschall in Prag einführen ließ, wahrscheinlich weniger wegen des Wohlgefallens über dieselben, als um den Breslauern zu schmeicheln.

Herzog Balthasar von Sagan bereitete sich durch seinen Uebermuth dem Könige gegenüber großes Ungemach, denn Georg schickte im August 1461 ein böhmisches Heer, mit welchem sich die Oberlausitzer vereinigten, nach Sagan, vom Herzoge die Anerkennung des Königs zu erzwingen, oder ihn aus der Stadt und dem Herzogthume zu vertreiben. Als er sich zu schwach fühlte, den Feinden zu widerstehen, auch seinen Vorsatz beharrlich festhielt, den König nicht anzuerkennen, verließ er am Bartholomäustage heimlich seine Stadt, der er das durch ihn verursachte Ungemach nicht entgelten lassen wollte, und zog nach Breslau, wo er als Privatmann lebte. Des Herzogs Bruder Johann II., dessen rascher Geist, verbunden mit Muth und Kraft, den König sehr ansprach, hielt sich zeither in der Nähe des Königs auf und hatte es ohne Mühe so weit gebracht, daß ihm der König das erledigte Fürstenthum übergab. Balthasar reiste hierauf nach Rom und klagte seine Noth dem Papste.

Die Zeit des Friedens wurde nun in Schlessien dazu benutzt, nicht allein die Ruhe, die noch immer durch einige fehdesüchtige Ebellente gefährdet war, vollkommen herzustellen, sondern auch den Wohlstand des Landes im Allgemeinen fester zu begründen. Man traute dem Könige, aller seiner Versprechungen ungeachtet, doch nicht ganz; so hielt man einen gegen das Ende des Jahres 1460 erfolgten Einfall der Zedraken in das Gebiet des Herzogs Nikolaus von Dp-

peln, mit denen der Herzog Johann von Aufschwiz und Konrad der Schwarze von Dels und Kosel gemeinschaftliche Sache machte, für eine Anstiftung des Königs: Georg selbst aber war es, welcher die Schlesier zur Abwehr derselben aufforderte und eine Heeresabtheilung gegen dieselben schickte. Die Breslauer stellten 200 Mann, zu denen noch eine kleine Heeresabtheilung aus dem Fürstenthum Schweidnitz stieß, und vertrieben den Feind.

Im Winter des Jahres 1461 wurde das feste Schloß Konstadt bei Namslau zerstört. Hans Brosniz, Teltsch genannt, Besitzer dieser Burg, machte durch seine Räubereien die Wege nach Polen unsicher, trieb das Unwesen zum Spott seines Landesfürsten, des Herzogs von Dels, und erlaubte sich allerlei Erpressungen gegen die Unterthanen des Fürsten. Herzog Konrad der Weiße verband sich mit den Breslauern und erstürmte am 17. Januar das Schloß, dessen Wallgräben der großen Kälte halber zugefroren waren. Teltsch zog nach Dels, sein Haus wurde bis in den Grund zerstört. Im Gebirge eroberte der König mehrere Raubnester, oder brachte sie durch Kauf an sich.

Ein zu Beuthen mit dem Könige von Polen abgeschlossener Vertrag verschaffte auch von dieser Seite her dem Lande einen dauernden Frieden.

In dem letztgenannten Jahre starb Boleslaw VI. zu Dppeln, ohne Hinterlassung männlicher Erben. Durch seine Räubereien und Plünderungen hatte er sich ein bedeutendes Vermögen erworben, so daß er im Stande gewesen, die Hälfte von Dppeln zu kaufen. Die Chronik nennt diesen

Fürsten einen großen Keker, der an ein Leben nach dem Tode nicht glaubte. Vor seinem Ende ließ er sein bestes Roß satteln und sich zuführen, sagend: „er wolle nicht wie ein Dieb in die Hölle zu Fuße gehen, sondern als ein Held hineinrennen.“

Oppeln und Troppau sollte nun an seinen Bruder, Herzog Nikolaus fallen, dagegen machte auf ersteres als ein erledigtes Reichslehn, der König, und auf letzteres Johann von Auschwitz seine Ansprüche geltend. Um nun Oppeln wenigstens zu erhalten, mußte Nikolaus nothgedrungen die Hälfte von Troppau an den König verkaufen. Georg, welcher bereits die andere Hälfte dieses Fürstenthums besaß, gelangte nun in den völligen Besitz desselben; er gab dieses Erbfürstenthum nun seinen Söhnen Victorin, Heinrich I. und Heinrich II., welche der Kaiser Friedrich III., wegen großer, ihm vom Vater geleisteter Dienste in den Reichsfürstenstand erhob.

Am 15. Mai 1462 hielt Podiebrad einen feierlichen Einzug zu Glogau; in seinem Gefolge befanden sich der Bischof Zedekus, die Herzöge Heinrich von Krossen und Freistadt, die Brüder Konrad der Weiße von Wohlau und Konrad der Schwarze von Dels, Przemislaw von Teschen und Johann von Sagan. Drei Tage später erschien der König Kasimir von Polen mit reichem Gefolge. Beide Könige schlossen bei dieser Zusammenkunft ein Bündniß auf Lebenszeit, welches sich auch in den nachfolgenden unruhigen Zeiten bewährte.

Zugleich wurde bei dieser Zusammenkunft ein Vertrag wegen der von Schlesiens losgerissenen Gebiete Auschwitz, Zator und Severien abgeschlossen, zufolge dessen Ka-

simir diese Ländertheile für die Zeit seines Lebens in ruhigem Besitze behalten sollte. Diese Sache ist aber in der Folge nie mehr zur Sprache gekommen.

Der Zeitpunkt, wo die Breslauer dem Könige huldigen sollten, war indessen immer näher gerückt, aber auch ihre Abneigung gegen ihn hatte sich, anstatt vermindert, vermehrt. Es scheint, als hätte Podiebrad dem apostolischen Stuhle mehr versprochen, als er zu halten im Stande war, denn der Papst erinnerte ihn an die Erfüllung, ohne daß der König hinreichende Entschuldigungen wegen seiner Säumigkeit anzubringen wußte, und endlich eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken versprach. Unzufrieden darüber, ertheilte er dem Legaten in Schlesien, Hieronymus Landi, die Vollmacht, den dreijährigen Waffenstillstand der Stadt Breslau mit dem Könige nach Umständen zu verlängern, und wenn Podiebrad nicht bald den Verpflichtungen seines Eides nachkäme, so sollten die schlesischen Fürsten und namentlich die Breslauer, befugt sein, Bündnisse mit Königen und Fürsten wider ihre Feinde, ins besondere aber gegen den König zu schließen; diejenigen, welche durch einen Eid oder eine Verpflichtung davon abgehalten würden, sollte der Legat loszusprechen die Macht haben.

Podiebrad hatte dem Papst Pius II. für die Anerkennung der königlichen Würde unbedingten Gehorsam versprochen, welchen dieser in seiner mißlichen Stellung, indem seine Existenz als König fast nur von der hussitischen Parthei abhing, zu leisten außer Stande war. Als daher der Papst die Aufhebung der im Baseler Concilium und

durch den Papst Eugen den Hussiten bewilligten Compacten verlangte, befand er sich in der größten Verlegenheit, aus welcher er keinen Ausweg fand und die Sache vergeblich hinzuziehen suchte. Die Aufhebung der Compacten war ihm schlechterdings unmöglich, wollte er nicht seinem Untergange vor der Zeit entgegen gehen, denn der Bischof Rokyzan sagte einst furchtlos zu ihm: Beleidigst Du die Hussiten, so bist Du am längsten König in Böhmen gewesen! Da sich aber die Ermahnungen und Drohungen des Papstes mehrten und auch die katholischen Stände unaufhörlich ihn ernstlich angingen, dem Willen des päpstlichen Stuhls sich zu unterwerfen, so entschloß er sich endlich, im Frühling 1462 eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, welche vom Papste die Bestätigung der Compacten verlangen sollte. Der Papst gab der Gesandtschaft über ihre unbillige Forderung derbe Verweise; er eröffnete ihr, daß der Abgeordnete Prokop von Rabenstein ihm in einer geheimen Unterredung vieles von der Aufrichtigkeit des Königs und von seinem guten Willen, sich um den apostolischen Stuhl verdient zu machen, angerühmet, und erklärte, nachdem er die unbillige Forderung durch Beweise entkräftet hatte, alle diejenigen für Ketzer, die sich ferner noch an die Compacten halten würden.

Die Gesandten kehrten mit dieser Trauerbotschaft bald nach Böhmen zurück. Der Papst wollte ferner keine Entschuldigung des Königs hören und bestand fest darauf, daß bei der Vernichtung der Compacten nun auch alle ketzerischen Prediger vom königlichen Hofe verbannt werden sollten.

Gleichzeitig ließ sich der Papst von den Breslauern einen ausführlichen Bericht über des Königs bisherige Handlungsweise eingehändigen, welcher mit grellen Farben geschrieben war und den Papst bestimmte, nunmehr seine Drohungen in Kraft treten zu lassen, während er andrerseits das Verfahren der Breslauer lobte, und sie thätig zu unterstützen versprach.

Die unerwartete Handlung des Papstes, daß er den Böhmen die durch das Baseler Concilium erworbenen Compacten mit einem Male für ungültig und nichtig erklärte, war für Böhmen von den schrecklichsten Folgen. Der König berief am 10. August 1462 die Reichsstände zusammen, und theilte ihnen den Willen des Papstes mit. Er giebt den Böhmen seine Verwunderung über des Papstes Beginnen zu erkennen, wie er wahrscheinlich gesonnen sei, die kaum erworbene Ruhe des Reiches zu erschüttern und das Volk unter die Waffen zu bringen; dann versichert er, daß er fest entschlossen sei, die Compacten nicht nur zu halten und zu verfechten, sondern bei denselben zu leben und zu sterben; denn er kenne keinen andern Weg zur Seligkeit, als bei den Compacten und der Kommunion nach der Einsetzung des Erlösers. Hierauf wandte er sich an die Versammelten: Ich frage Euch Böhmen, wenn Jemand, er sei wer er wolle, uns und unser Königreich angreifen wolle, ob ihr gesonnen seid, uns beizustehen? — Die hussitische Parthei erklärte sich bereit, während die Katholiken Einwendungen dagegen erhoben, die aber der geringen Macht halber unbeachtet blieben. Dagegen befahl er den Ständen, am folgenden Tage wieder zu erscheinen und

den päpstlichen Legaten Fantin de Valle zu hören. Als er in der Mitte der Versammlung erschien, und die Erlaubniß zu sprechen erhalten hatte, da stellte er den Böhmen vor, wie der Papst ihre Bekehrung wünschte. Den König erinnerte er an seinen bei der Krönung geschworenen Eid und an sein vor dem Papste oft wiederholtes Versprechen, demselben gehorsam zu sein. Er legte den Ständen ihre Armuth, Schande und Schaden vor Augen, die sie als Ketzer betroffen, und die Vortheile, die sie im Gegentheil zu erwarten hätten. Endlich schloß er, daß der Papst den Gehorsam von ihnen fordere und ihre Ketzerei nicht länger dulden wolle. Von Podiebrad aber sagte er: O König, alle deine Versprechungen und Eide sind leere Worte, — keine That; du sprichst anders und handelst anders! — Wegen dieser beleidigenden Rede hielt der König mit den Großen eine geheime Unterredung und sprach zu ihnen: Böhmen, ihr habt heute gehört, wie der Legat unsere Ehre angegriffen, ihr habt vernommen, was uns der Papst für Verweise giebt, und Niemand von Euch nimmt Theil an unserm Schmerz. Wir versichern Euch, wir wollen nicht leben, wenn wir uns nicht an dem Legaten rächen, der sich unterstanden, dergleichen gegen uns zu reden. Ihr wißt, daß wir immer auf Ehre gehalten, dieselbe verfochten, und nie davon abgegangen; auch keiner von unsern Vorfahren hat die Ehre aus den Augen gesetzt. Auf dem apostolischen Stuhle aber haben, wie man weiß, mehrere Abtrünnige gesessen. Das ist nicht der heilige Stuhl, sondern der Sitz der Pestilenz. Die Gemeinschaft der Gläubigen ist der heilige Stuhl, welcher aber

nicht in Rom ist. Der Legat Fantin de Valle wurde nun am folgenden Tage gefänglich eingezogen und auf dem Schlosse Podiebrad in sicherem Gewahrsam gehalten, wurde aber nach drei Monaten auf Fürbitte des Kaisers Friedrich III. und des Herzogs Ludwig von Baiern wieder befreit.

Als der Papst durch ein Schreiben der Breslauer über diesen Vorfall war unterrichtet worden, wurde er noch unversöhnlicher gegen den König und entband die Breslauer, ihm zum Troß, aller Verpflichtungen, die sie demselben nach Ablauf des Waffenstillstandes zu leisten versprochen. Frohlockend empfingen die Breslauer diese Suspensionsbulle (1462) und theilten sie den eben versammelten Fürsten mit, welche sich aber nicht entschließen mochten, ihnen beizutreten, sondern dem Könige treu blieben, von dem sie die Hoffnung hegten, daß er ein christlicher König bleiben würde.

Endlich erschien 1463 eine zweite Bulle, in welcher den Städten Breslau und Namslau Schutz und Beschirmung des päpstlichen Stuhles versprochen und sowohl dem Könige von Böhmen als auch den übrigen Fürsten und Herrn bei der Strafe des Bannes untersagt wurde, sie in ihrem Frieden und Besizthum zu stören. Der Bischof Jodokus, welcher wider Wissen des Legaten mit dem Könige Georg zu Glatz geheime Unterredungen hielt, wandte alles an, die Wirksamkeit der päpstlichen Bulle zu verhindern, doch umsonst. Paudi ermahnte ihn ernstlich, nicht wider den Willen des Papstes zu handeln und berief ihn nach Breslau. Hier machte Jodokus gegen die Bulle des Papstes gerechte Einwendungen, aber alle dieselben wurden für un-

ungünstig und nichtig erklärt. Der Legat war geeignet, den Aufruhr der Breslauer gegen die Böhmen auf der gefährlichen Höhe zu erhalten, jedoch sein rauhes Benehmen entzog ihm die Achtung der Schlesier, wozu der nachfolgende Austritt Veranlassung gab. Landi hielt in seiner Herberge mit Jobokus in Gegenwart der Herzöge von Dels und Wohlau, einer Anzahl Geistlicher, Adliger und Bürger eine Unterredung, in welcher er dem Bischof nachdrücklich anbefahl, dem Papste Gehorsam zu leisten. Jobokus stellte ihm vor, daß bei der Befolgung der päpstlichen Bulle ein unübersehbares Unglück über Schlesien eintreten würde, und fugte noch hinzu, daß die Bulle selbst nicht aus voller Ueberzeugung, sondern erst nach mehrfachen heimlichen Aufhebungen aus der Feder des Papstes geflossen sei. Landi widerspricht diese Meinung. Beide mochten sich in der Hitze der Rede nicht der zartesten Ausdrücke bedienen haben, denn der Bischof von Greta konnte sich nicht enthalten, den Bischof Jobokus „ein Gift des Vaterlandes und einen Stein der Schande“ zu nennen. Gefaßt und schnell gab ihm Jobokus mit den Worten des Apostels Paulus: „Die Gretenser sind allezeit Lügner, böse Thiere und faule Bäume,“ eine eben so witzige als überraschende Antwort, die aber den Zorn des Legaten dergestalt erregte, daß er aufsprang und mit der Faust nach dem Bischof schlug. Die Fürsten traten zwischen die Gereizten und suchten sie zu besänftigen, während die Rathmänner es zu verhindern suchten, daß das Gerücht von diesem Austritt nicht zu dem nahegelegenen mit fanatischen Bürgern angefüllten Schweidnitzer Keller gelangte,

welches leicht einen schlimmen Austritt zur Folge hätte haben können.

Es bildeten sich in Schlesien zwei Partheien; eine königliche und eine katholische: das Haupt der ersteren war der Bischof Jobokus, dem die schlesischen Fürsten anhängen, überzeugt von seinen wohlmeinenden Rathschlägen und Sorgen für die allgemeine Ruhe. Breslau, als Haupt der katholischen Parthei, stand ganz allein, und ungeachtet seine Bürger die Aeußerung gethan: „Wir wollen lieber unsere Häuser mit eigener Hand verbrennen, unsere Thore und Wälle schleifen, und mit Weib und Kind ins Elend ziehen, als dem Könige gehorchen!“ so schienen sie doch das drückende der Lage unerträglich zu fühlen, in der sie sich befanden. Statt also auf Mittel zu sinnen, das Gleichgewicht wieder herzustellen, verlangten sie vielmehr vom Papste die Ausschreibung eines Kreuzzuges. Der leicht versöhnliche Papst Pius aber ließ sich auf wiederholte Vorstellungen des Bischofs Jobokus und der schlesischen Fürsten, so wie auf Fürbitte des Kaisers Friedrich bewegen, die Exekution der Bulle, so wie die gegen Podiebrad verhängten Prozesse und Censuren einstweilen zu suspendiren, es sollten dem Könige neue und gelindere Artikel vorgelegt werden, ihn zur völligen Unterwerfung dem Papste zu vermögen. Dabei ließen die Fürsten nichts unversucht, Letzteren mit dem Könige auszuföhnen, und ersuchten den Kaiser, den Vermittler zu machen.

Die Lage der Stadt Breslau verschlimmerte sich dessen ungeachtet, denn Podiebrad traf stillschweigend Anstalten, sie auf ihr enges Gebiet einzuschließen und zu

nöthigen, sich zu ergeben. Er besetzte alle festen Schlösser und Städte an der böhmischen, mährischen und ungarischen Grenze, und versperrte durch Besetzung einiger Dörfer in der Mark den Weg nach Meissen und der Mark, und folglich auch nach Braubant, mit welcher Stadt sie einen großen Handelsverkehr trieben. Es blieb ihnen nur noch die Seite gegen Polen offen; allein auch hier war es bedenklich, ob nicht der Polenkönig bei seinen Zwistigkeiten mit dem Papste und bei seinem Bündnisse mit Podiebrad den Wünschen des Letzteren nachkommen und ihnen den Handelsweg versperren würde. Wegen der Kriege mit den deutschen Ordensrittern in Preussen, war Kasimir von Polen mit dem Banne bedroht worden, und es sollte auf des Legaten Befehl kein Pole in Breslau geduldet werden. Dies hieß aber so viel: den Breslauern den letzten Handelsweg abzuschneiden. Um also dem Elende zu entgehen, mußten sie aus eigenem Antriebe den Papst bitten, daß er in die vorläufige Zurückhaltung und Suspension der Prozesse und Censuren gegen die Polen willige.

Herzog Balthasar von Sagan hatte zu Rom bei seiner Beschwerde über Podiebrad und seinen Bruder vom Papste zwei Breve erhalten, mit denen er im Anfange des Jahres 1463 nach Schlesien zurückkehrte. Diese beiden Schreiben betrafen seinen Bruder allein, gegen den König hatte er vorläufig nichts ausgerichtet; in dem einen wurde Johann aufgefordert, das Fürstenthum herauszugeben, in dem andern war dem Domprobst Duster aufgegeben, gegen Johann bei wiederholter Weigerung die

Bannbullen bekannt zu machen. Zugleich sollten auch die Breslauer den Herzog Balthasar unterstützen. Eine Hülfe von Seiten der Stadt Breslau konnte Balthasar anfänglich nicht erlangen, weil man fürchtete, Johann würde den Breslauer Kaufleuten zu vielen Schoden zufügen. Erst gegen das Ende des Jahres, als die Verhältnisse der Stadt mit dem Könige wieder schwieriger geworden waren, machte der Domprobst die päpstliche Bulle gegen Johann bekannt, ließ im ganzen Fürstenthum Sagan den Gottesdienst einstellen, und drohte ihm, wenn dies alles noch nicht helfen sollte, nebst allen den Seinigen mit dem päpstlichen Fluche. Der Domprobst handelte darin ganz gegen den Willen des Bischofs Jodokus, der den Herzog kannte und voraussah, daß er den Bann verachten und sich an den Breslauern und der Geistlichkeit rächen würde. Dagegen vertheidigte der noch in Breslau anwesende Legat den Propst und schrieb an den Bischof: „Er wundere sich, wie Herzog Johann der Geistlichkeit drohen könne, da er doch wisse, daß der Propst den Befehlen des Papstes gehorchen müsse. Man sollte ihn übrigens lehren, daß nicht bloß einem kleinen Fürstlein, sondern allen Kaisern, Königen, Fürsten und Herzogen geziemend und gebührend, ihre Nacken unter den Papst und Statthalter Christi zu beugen.“

Aber das Urtheil des Bischofs wurde durch den Erfolg bestätigt. Der Herzog selbst, durch das Beispiel seines Vaters, der sein Leben lang mit der Geistlichkeit in Streit gelegen hatte, und durch den Umgang mit den Böhmen über kirchliche Gewissenskrüpel hinweggeführt, achtete den

Bann nicht, und eben so wenig wurden seine Unterthanen bewogen, ihm den Gehorsam aufzukündigen. Dafür handelte er feindselig gegen die Breslauer, indem er ihren Freunden, den Nürnbergern, vier Wagen von großem Werthe, die er für Breslausches Gut hielt, wegnahm und den Fuhrleuten den Bescheid gab: „Sagt den Breslauern, wenn sie sich aufs Bannen verstehen, so verstehe ich mich aufs Wagenwegnehmen.“ Als ihn die Fuhrleute um die Wagen baten, antwortete er ihnen: Wenn sie beweisen könnten, daß es Nürnbergische wären, sollten sie dieselben wiedererhalten, gehörten sie aber den Breslauern, so könnten sie nicht zurückgegeben werden. Hierauf begab er sich mit dem Bischof Jodokus nach Prag zum Könige, wodurch die Breslauer in neue Furcht geriethen, in der Meinung, er führe neue gefährliche Anschläge gegen sie im Schilde. Mit der bittersten Armuth kämpfend lebte sein Bruder Balthasar zu Breslau, ohne daß sein Eifer für den apostolischen Stuhl und sein Haß gegen den König Georg irgend wäre belohnt worden.

Es ist nicht zu läugnen, daß der König heimlich auch andere Fürsten gegen den Breslauer aufzuheben suchte, und es seine

Idee war, Breslau so eng als möglich in seine Grenzen einzuschließen. Fürstenstein hatte er durch Tausch an sich gebracht, Brieg wollte er auf andere Weise gewinnen, um der Stadt die Verbindung mit Oberschlesien vollends abzuschneiden, von woher derselben Holz, Kohlen und andere Nothdürftigkeiten zugeführt wurden. Auch Dels und Kuras wollte er an sich bringen, um den Weg nach Polen zu versperren. Dieses, so wie die Handlungsweise des Herzogs Johann wurde dem Papste abermals mit den grellsten Farben geschildert, und um Schutz gegen die Feinde gebeten. Denn besonders feindselig zeigten sich die Landstände des Fürstenthums Schweidnitz, welche den König unaufhörlich angingen, den Krieg zu eröffnen, ihm Hülfe zusagend, und wirklich wäre es noch so weit gekommen, wenn es nicht der harte Winter verhindert hätte.

Der Legat Hieronymus Landi schied am 25. Januar 1464 von Breslau um die päpstliche Bulle wider die Türken in Deutschland zu verkünden. Nach der Abreise wurden die Stimmen seiner Feinde gegen ihn laut, man sprach öffentlich: daß er seinen Beutel bei den Breslauern gefüllt und das Land zusammengeheht habe.

Denkwürdigkeit.

Verurtheilung des Barons Hanns von Wiesenburg 1464.

Zur Zeit der Zwistigkeiten zwischen dem Könige Georg Podiebrad und den Breslauern ereignete sich zu Glatz ein schauderhafter Justizmord, der die Gerechtigkeitsliebe und Duldsamkeit dieses sonst so biedern Königs sehr verdunkelt und nur durch die Zeitumstände sich einigermaßen entschuldigen läßt. Ein schlesischer Baron, Hanns von Wiesenburg, wahrscheinlich we-



Del. D. J. C. K. v. J. 1794

**Baron von Wiesenburg zu Glatz.
(1464.)**

gen seiner Armuth durch Geschenke verlockt, und um sich die Gunst der streitenden Partheien zu erhalten, hatte es sich zum Geschäft gemacht, bald dem Könige bald den Breslauern Neuigkeiten zuzutragen, die aber selten gegründet waren. Einst kam er nach Breslau und entdeckte den Rathmannen im Vertrauen, daß der König vorhabe, die Striegauer zu überfallen, sie sollten sie doch deswegen warnen, aber ihn ja nicht verrathen. Dies thaten sie. Unterdessen reiste er im Lande umher und breitete die Neuigkeit in mehreren Städten aus, so daß sie auf diese Weise auch nach Striegau gelangte. Die Striegauer schickten nun Abgeordnete an den König und ließen ihn nach der Ursache des beabsichtigten Ueberfalls fragen: sie wären seine treuen Unterthanen, und die Thore der Stadt ständen jederzeit ihm und den Seinigen offen. Der König staunte darüber, da er von allen diesem nichts wußte und fragte sie, wer ihnen diese falsche Mähr hinterbracht hätte. Die Striegauer antworteten: sie hätten dies von den Breslauern und von noch vielen andern, denen es der Baron von Wiesenburg mitgetheilt, erfahren.

Dem Könige schien diese Sache bedenklich, denn Wiesenburg hatte ihm zugleich mancherlei von den Breslauern erzählt, er konnte also nicht umhin, den Baron seines zweideutigen Benehmens halber, für einen Spion zu halten und gefänglich einzuziehen. Mit dem Verhaftsbefehl und der Inquisition wurde der Hauptmann zu Glas, Johann Warnsdorf, Wölffel genannt, beauftragt. Dieser stellte ihn zur Rede und eröffnete ihm zugleich, daß man in Erfahrung gebracht, der Legat und die Breslauer hätten ihn durch Geld bestochen, dem Könige mit Gift zu vergeben. Hanns von Wiesenburg erschrak über diese Anschuldigung und betheuerte, daß er davon nichts wisse. Warnsdorf aber, der wahrscheinlich ein Verbrechen suchte, ließ ihn sofort auf die Folterbank spannen, fest darauf bauend, er werde das gewünschte Geständniß ablegen. Er täuschte sich nicht, denn Wiesenburg sagte: wenn man ihm das Leben sichere, so wolle er alles gestehen. Allein man marterte ihn fort, worauf er denn bejahte, was ihm Warnsdorf selbst in den Mund gelegt: Der Legat und die Rathmanne hätten ihm ein stählernes Fläschchen mit Gift gegeben, und ihm tausend Gulden versprochen, wenn er den König, seine Gemahlin und Kinder vergiften würde.

Man gab der Vermuthung Raum, daß Wiesenburg ein solches Verbrechen nicht ohne Helfer würde haben vollbringen können, und marterte ihn daher von Neuem die Mitschuldigen zu nennen. Wiesenburg, der keinen hatte noch wußte, bekannte auf einen ehrlichen Ritter, Hans Czirna. Dieser wurde nun auch gefänglich eingezogen und auf das heftigste gemartert. Allein man konnte kein Wort aus ihm herausbringen, worüber der Hauptmann, da weiter nichts mehr von den Schuldigen zu erpressen war, die Verhandlungen an den König schickte.

Der König verurtheilte den Wiesenburg zum Tode und befahl dem Hauptmann einen Landtag nach Glas auszuscheiden und alle seine Vasallen aus Böhmen Mähren und Schlessien dazu zu laden, um der Hinrichtung des Verurtheilten beizuwohnen und die Verrätherei wieder dem König anzuhören. Der Abgeordneten kamen eine große Menge aus den benannten Ländern und mehrere schlesische Fürsten; denn Jedermann war begierig, von dieser wichtigen Sache unterrichtet zu werden.

In der öffentlichen Versammlung erzählte nun Warnsdorf den Anwesenden, wie der Legat und die Breslauer den Hans von Wiesenburg erkaufte hätten, ihren König, die Königin und die Prinzen zu vergiften. Er habe dies sowohl während der Marter als auch außer derselben bekannt, und läugne es auch jetzt nicht. Auch erzählte er noch andere Sachen von ihm und bat die Anwesenden, sie möchten dies Bekenntniß aus seinem eigenen Munde anhören. Nur Hans Czirna wolle nichts bekennen. Indessen schien Warnsdorf sein überreiltes Verfahren bei diesem Prozesse zu fühlen, denn heimlich begab er sich zu Wiesenburg, redete ihn mit süßen Worten an, versprach ihm Freiheit und Sicherheit, wenn er vor der Versammlung seine Bekenntnisse bestätigte und nicht läugne. Aus Furcht vor neuer Marter und Hoffnung auf endliche Erlösung versprach es Wiesenburg.

Der Unglückliche wurde nun vor die Versammlung geführt und der Hauptmann redete ihn an: er möchte nur öffentlich bekennen, was er vorhin schon bekannt hätte. Wiesenburg, welcher sah, daß es sich um sein Leben handle, rief mitten in der Versammlung, indem er auf ein Kreuzifix an der Wand blickte: O süßester Jesu, durch dieses Bild lehst du mich, daß du unschuldig für mich und die ganze Welt den Tod gelitten! Du hast mir eine reine Seele gegeben, welche ich dir heute, wenigstens von diesem Verbrechen rein, darbringen will. Du weißt, daß diese abscheuliche That nie in mein Herz gekommen, auch die, welche ich beschuldigt, wissen nichts davon: Was ich von dem Legaten, den Breslauern und dem Hans Czirna bekannt, das alles haben mir die gesammten Martern ausgepreßt und die süßen Verheißungen, mich frei zu lassen, abgeloct. Aber ach du grausamer Wolf, heute überlieferst du mich unschuldig dem Tode!

Warnsdorf gerieth in die äußerste Wuth: Heilloser Verräther, schrie er, warum wideruffst du, was du ungemarkert, während der Marter und nach derselben bekannt? Ich will dir's aufs Neue wieder abfragen lassen.

Wiesenburg antwortete: Warum drohst du, mich noch mehr zu markern, hast du deine Wuth noch nicht an mir gesättigt? — Hierbei machte er sein Kleid auf, entblößte den Leib und zeigte seine verbrannten und zerfleischten Seiten, durch welche die Anwesenden Eingeweide, Lunge und Leber sehen konnten.

Warnsdorf sprach hierauf zur Versammlung: wenn man Bßewichte beschwigen, weil sie wiederzuerufen, frei lassen sollte, so würde kein Schuldiger mehr gerichtet werden. Allein ich will die Rechte über sie ergehen lassen, dann werdet ihr hören, worauf sie sterben werden. (Denn in gleicher Verdamniß war auch mit ihm der genannte Hans Czirna, ein achtbarer und redlicher Mann, der mit jenem zugleich sollte hingerichtet werden.)

Die Versammlung erklärte hierauf: Herr Hauptmann, ihr habt den Widerspruch gehört, und von Hans Czirna habt ihr nichts durch die Marter herausgebracht, daher sollte er wohl auch nicht hingerichtet werden. Wollt ihr aber dennoch wider den Baron das Gericht ergehen lassen, so mögen die Richter und Schöppen wohl zusehen, wie sie über ihn zu urtheilen haben. Der grausame Wolf befahl hierauf im Namen des Königs, die Versammlung solle mit hinaus zur Gerichtsstätte gehen, um zu hören, worauf er sterben würde.

Wiesenburg wurde nun vor das Gericht geführt und wegen seines Bekenntnisses, ungeachtet er es widerrufen hatte, verdammt und durch den Büttel öffentlich beschrien. Auf dem Wege nach dem Richtplatze wurde er wiederholt befragt, allein er widerrief beständig mit starker Stimme. Als er schon auf der Richtbank gebunden lag, liebte ihn Wolf und ermahnte ihn sein erstes Bekenntniß zu bejahen. Der Baron antwortete und schrie mit lauter Stimme: Alles, was ich auf mich, auf den Legaten, die Breslauer und besonders auf Hans Czirna bekannt habe, ist nicht wahr; nur die heftigste Marter hat mich dazu gedrungen, es zu erdichten.

Warnsdorf befahl hierauf dem Nachrichten, er solle in seinem Werke fortfahren. Dieser hieb den Unglücklichen mit dem Beile zweimal in die Schultern. Warnsdorf schrie: Halt! redete alsdann nochmals dem Baron zu: Du siehst nun, daß du des Todes bist, und kannst durch keine Arznei beim Leben erhalten werden; ich bitte dich, bedenke deine Seele und sage die Wahrheit. Der todesmattte Baron erwiderte: ich habe die Wahrheit gesagt, ich bin unschuldig, und auch alle die sind unschuldig, die ich angegeben habe; so will ich jetzt meinem Gott meine Seele empfehlen! — Er wollte noch mehreres zu Gunsten des christlichen Glaubens und zur Verwirrung der Keger mit der letzten Kraftanstrengung sagen, aber der Grausame ließ ihn nicht ausreden, sondern befahl dem Nachrichten, er solle ein Ende machen. Dieser aber erschrak über das Außergewöhnliche, was er sah und hörte, und sprach: warum soll ich den Unschuldigen hinrichten? — Er warf das Beil weg und wollte entspringen. Allein er wurde durch Drohungen gezwungen, den Unglücklichen vollends zu enthaupten und zu viertheilen. Hans von Czirna wurde zwar nicht hingerichtet, war aber durch die Marter so übel zugerichtet, daß er an seinem Leben verzweifelte.

Dieser blutige Auftritt geschah am 2. März 1464.

Um diese blutige That und den Widerruf des Verurtheilten zu beschönigen, verbreitete man das Gerücht: der Beichtvater hätte dem Unglücklichen verboten, sein früher abgelegtes Bekenntniß auf keine Weise mehr einzugehen. Und nur aus Achtung gegen den Bischof Sordokus ließ der König jenen Beichtvater ungestraft, weil er ihn sonst ebenfalls vom Leben zum Tode gebracht hätte.

Die Breslauer, deren Ehre auf das tiefste gekränkt war, indem ihnen durch das Zugeständniß des Verurtheilten ein Verbrechen zugemuthet wurde, von welchem sich die einzelnen Betheiligten durch einen Eid reinigten, stellten den Warnsdorf darüber zur Rede, und erklärten, daß sie diese schreiende Ungerechtigkeit, die er an Wiesenburg begangen, nicht nur in ganz Deutschland verbreiten, sondern selbst dem Oberhaupt der Kirche mittheilen würden, was auch geschah.

So sehr sich auch Warnsdorf von einer Uebereilung frei zu machen suchte, so gelang es ihm doch nicht, in den Augen der Feinde sich zu reinigen. Es gab dieses Ereigniß vielmehr neue Nahrung zu dem unverföhnlichen Hasse der Breslauer gegen Podiebrad.

Der Papst Pius II., der vielfachen Bersprechungen von Seiten Nodiebrads müde, und wohl einsehend, daß sich derselbe auf gütliche Weise dem römischen Stuhle nicht völlig unterwerfen werde, ließ nun im Jahre 1464 den ordentlichen Bannprozeß gegen den König Georg einleiten. In einer langen Rede klagte der Advokat der römischen Kirche am 17. Juni desselben Jahres den König an, worauf derselbe eine Vorladung nach Rom erhielt, um sich persönlich wegen der angeschuldigten Verbrechen gegen die Kirche zu vertheidigen. Kurz vor der Ausfertigung der Citationsbulle starb aber der Papst Pius (am 14. August). Die Breslauer verloren an ihm den größten Gönner und Schutzherrn.

Im August des Jahres 1465 entstand in Niederschlesien eine große Wassersnoth: nachdem es mehrere Tage hintereinander ununterbrochen geregnet, schwellen die Bäche und Flüsse, ausgenommen die Oder, zu einer erstaunlichen Höhe an. Zu Schweidnitz riß das Wasser die steinernen Brücken weg, zu Striegau das Hospital, zu Bolkenhain ertranken viele Leute. Zu Lissa ging die Fluth drei Ellen hoch über die Brücke hinweg; zu Neumarkt konnte man mit den Schiffen über die Zimmer auf den Brücken fahren; zu Liegnitz warf ein großes Stück der Stadtmauer ein; Wohlau stand wegen der Fluth in großer Noth und Gefahr; auf den Dörfern wurden Häuser und Mühlen weggeführt, alle Teiche und Dämme rissen aus. Auf die Wasserfluth erfolgte die Pest, welche namentlich junge Leute und Frauen hinwegraffte. Inficirte waren binnen drei Tagen todt. Diese Seuche dauerte bis auf St. Fabian und

Sebastian, wo sie durch die eintretende große Kälte gehemmt wurde.

Paul II., welcher auf dem päpstlichen Stuhle nach dem Ableben Pius II. folgte, war ehrföchtig und gebieterisch; Georg glaubte, daß sich unter diesem Fürsten der Kirche nunmehr die Lage der Dinge zu seinem Besten ändern würde, doch er fand sich betrogen. Denn nachdem dieser Papst andere wichtige Angelegenheiten beseitigt, nahm er den von seinem Vorgänger angefangenen Prozeß gegen Georg wieder auf, und versprach den Breslauern, die unermüdlich ihre Klagebriefe an ihn absandten, und immer neue Anschuldigungen, unter Wiederholung der alten, gegen den König vorbrachten, die Sache zu ihren Gunsten zu beschleunigen. In einer öffentlichen Sitzung erklärte er (1465) den König für einen fluchwürdigen Keker und Kirchenfeind und befahl, die ausgefertigte Citation sofort zu vollziehen. An den Kaiser, die Churfürsten und die Könige von Polen, Ungarn, und Dänemark wurden Bullen gesandt, worin der Papst den König Georg als einen Meineidigen, Ungehorsamen und Keker bezeichnete und jede Verbindung mit ihm untersagte, auch gegen ihn, wie gegen die Ungläubigen einen Kreuzzug anbefahl. Auf wiederholtes Bitten der von allen Seiten bedrängten Breslauer, ihnen durch das endliche Strafgericht über die Keker für ihre Treue und Anhänglichkeit an den römischen Stuhl, zu Hülfe zu kommen, schickte er ihnen den sehnlichst erwarteten Legaten, Bischof Rudolph von Lavant, welcher am 9. November 1465 seinen feierlichen Einzug in Breslau hielt. Bald darauf machte er die Prozesse gegen den König bekannt,

wozu er, so wie gleichzeitig das Kreuz wider ihn zu predigen, vom Papste die Vollmacht erhalten hatte, und schickte sie an alle Fürsten, Herrn und Städte in Schlesien, Mähren und in der Lausitz.

Georg fürchtete die Citationsbulle und den gegen ihn höchst feindlich gesinnten Papst weniger, als einen andern neuen Feind, welcher in dem Könige Matthias von Ungarn gegen ihn aufstand. Der Papst wählte dieses weltliche Oberhaupt zum Vollstrecker der Bulle. Am allerwenigsten hatte Georg die veränderte Gesinnung dieses Königs, der ihm sein Leben, Freiheit und gewissermaßen auch den Thron zu verdanken hatte und der obendrein sein Schwiegersohn war, erwartet. Georg hatte ihn nie beleidigt; aber die Ländersucht dieses Monarchen, der unverkennbare Ehrgeiz, gab den Lockungen des Legaten Hieronymus Landi Gehör und siegte über die Bande der Blutsfreundschaft. Der undankbare Ungar erklärte: daß er sich ein für allemal dem römischen Stuhle zugleich mit seinem Reiche ergeben. Die früher mit Georg geschlossenen Bündnisse nannte er Ergebnisse, welche die Zeitumstände nothwendig machten, die aber gegenwärtig durch die Macht des Papstes gelöst wären. Prahlerisch schrieb er unter andern an den Papst: „es mag also entweder gegen die Böhmen oder gegen die Türken noth sein, so ist Matthias und Ungarn, so weit als meine und des Reiches Macht reicht, dem apostolischen Stuhl und dem Papst ganz eigen ergeben, und wird es ewig bleiben.“ Es vergingen aber noch einige Jahre, ehe er seine Ergebenheit dem Papste durch die That beweisen konnte.

Der Legat Rudolph war indessen un-

ermüdet, dem Könige durch den Abfall seiner katholischen Unterthanen neue Feinde zu erwecken. Die katholischen Barone in Böhmen fühlten sich auf seine Aufforderung bald geneigt, einen Bund gegen Georg zu schließen, da sie sich aber doch zu schwach fühlten, mit gewaffneter Hand aufzutreten, so baten sie den Legaten um Schutz und Hülfe. Dagegen rieth der Bischof unablässig zum Frieden, stellte dem Legaten und den Breslauern das Gefahrvolle eines Krieges vor, die Macht und Stärke des Königs und den unvermeidlichen Untergang der Bundesgenossen.

Aber alle seine Vorstellungen blieben unbeachtet, ja er bestärkte sogar den aufrührerischen Theil nur noch mehr in dem Verdachte, daß er zur Parthei des kaiserlichen Königs gehöre. Um nicht die Rache des Papstes auf sich zu laden, blieb ihm nichts weiter übrig, als dem Bunde gegen Georg beizutreten. Daß es ihn viel Ueberwindung kostete, einer von der Vernunft für ungerecht widersinnig, und nur von dem Fanatismus für heilig erklärten Sache beizutreten, bewies seine Antwort auf die Rede des Legaten, welcher von göttlicher Hülfe sprach, die da kommen würde, „sollten auch die Engel vom Himmel steigen.“ Jakobus sprach, als man seine Zweifel mit nichtigen Gründen widerlegte: „da es nun aber nicht anders sein soll, und euch der Friede nicht gut dünkt, will ich mich als ein christlicher Bischof zeigen, und dazu schicken. Gott helfe, das es wohl ausschlage! Aber ich besorge, daß wir in wenig Jahren alle sagen werden: wehe uns, daß wir nicht auf Frieden gedacht und gerathen haben! Gott gebe, daß es nicht geschehe!

Der Bischof kannte die Verhältnisse Schlesiens mit Böhmen, besser als die Römer; mit scharfblickendem Auge sah er in die Zukunft, deren traurige Zeitereignisse gar bald eintrafen.

Gleiche Gefinnungen, wie Iodokus, hegte auch der Bischof von Olmütz, Protafius, welcher auf einem Landtage zu Breslau sich die äußerste Mühe gab, den Frieden wenigstens so lange zu halten, bis die katholische Parthei hinlänglicher Hülfe sich versichert hätte. Aber durch Drohungen bewogen, mußte er sich an die Parthei der Bundesgenossen anschließen. Bevor er von Breslau abreiste, hielt er an den Rath der Stadt eine einflussreiche, wichtige Rede: „Lieben Herren von Breslau! Ihr seid diejenigen, die ihr dem Ketzer nie habt huldigen wollen. Wollte Gott, wir hätten das auch gethan! Wir sind durch des Ketzers falsche Eide und Gelübde, so wie der Papst und der Kaiser, schändlich betrogen worden. Nun ist es so weit gekommen, daß wir schwerlich von ihm abtreten können. Nicht, daß uns das Recht oder die Ehre davon abhielte, denn darinn könnte uns der Papst wohl bewahren; sondern wegen seiner großen Macht und Grausamkeit. Es steht in seiner Gewalt, uns zu vertreiben und zu verderben; Gott mußte uns denn besondere Hülfe zuschicken. Es ist sicher, daß er seine Ketzereien nie lassen wird; denn er hat viele Anhänger, ist mächtig und kann sehr schaden, wenn er auch nicht ein König wäre, sondern bloß seine Erbländer hätte. Der Papst hat euch in seinen Schutz genommen, welches alle Herren in Böhmen, und auch ich, gerne sahen. Auf Angaben einiger, die ich wohl kenne, haltet ihr beim Papste an,

daß er wider Georg verfare, ihn absetze, und also Krieg erhebe. Ich wünschte, daß diejenigen, welche euch dazu bringen, und ihr auch, die Sache besser bedächten, und helfen möchten, daß es nicht zum Kriege käme. Mir dünkt, es wäre Ehre genug für euch, wenn ihr den Georg, so lange er lebte, nicht für euren König erkennen dürft. Durch meine Vermittelung will ich es soweit bringen, daß ihr in Böhmen sicher und euern Handel gleich den Unterthanen der Krone frei treiben sollt. Ich dünkte, ihr ließt ihn einen Teufel sein; will er nicht ein Christ und selig sein, so mag er ein Ketzer bleiben und zum Teufel fahren. Es ist auch etwas sonderbares und wider die Lehre Christi und seiner Apostel, den selig machen zu wollen, der unselig bleiben will. Gott will keine gezwungenen Dienste haben. Ihr thätet daher wohl, um Mord und Verderben zu verhüten, daß ihr den Weg des Friedens einschläget, da ihr in Ruhe bleiben, Gott dienen und eure Nahrung abwarten könntet. Denn wenn es zum Kriege kommt, und übel ausschlägt, welches leider zu besorgen, so wird man euch die Verwüstung und Entvölkerung des Landes Schuld geben, wodurch ihr selbst in Angst und Noth gerathen würdet, aus welcher euch eure Verheker nicht reißen könnten. Sie würden auch nicht bei euch bleiben, sondern euch allein baden lassen. Und wenn auch der Krieg glücklich ausschlagen möchte, so sehe ich nicht, was ihr mehr erlangen sollt, als daß ihr den Georg nicht für euren Herren aufnehmen dürft. Doch damit werdet ihr euch wohl nie schmeicheln können, wenn ihr als weise Leute seine Macht, seine Städte und Schlösser, seine

Helfer und Freunde, sein mächtiges Königreich und die Streitbarkeit seines Volkes erwäget. Glaubt ihr wohl, daß ihr ihn werdet besiegen können? Hoffet ihr auf Wunderwerke, so wie euch eure Priester vorspiegeln, nach deren Vorgeben die Engel vom Himmel herabsteigen, und euch helfen würden? Es ist wahr, Gott kann durch einen Engel, durch ein Wort helfen. Allein es stehet auch geschrieben: du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Ihr sollt nicht Wunderzeichen begehren, wie das ehebrecherische Geschlecht. — Ihr seid sehr verführet, sehet wohl zu, daß ihr nicht weiter fallet. Seid versichert, wenn nicht euer Bischof, ich und andere, die euch Gutes gönnen, allen Fleiß angewendet und Unglück zu verhüten gesucht, es wären schwere Kriege wider euch entstanden. Ihr hofft auf die Herrn in Böhmen und freut euch ihres Bundes, aber ich versichere euch, die Zwietracht der Barone ist nicht wegen des Glaubens, sondern aus ganz andern Ursachen, die ich beizulegen-gesonnen bin. Ich rathe euch daher, zu erwägen, ob es nicht das beste sei, den Papst dahin zu vermögen, daß er euch Zeit ließe, auf daß ihr nebst den Baronen, durch Vermittelung des Kaisers und des Königs von Polen, Frieden mit Georg zu erhalten. Sollte dieser ihn brechen, so könntet ihr euch des Königs von Polen Schutz versichern. Die euch verführet haben, sind falsche Propheten, welche sagen: man solle mit den Ketzern keinen Frieden halten; sie lügen. Ich besorge daß man dabei etwas anderes im Sinne hat, was man mit dem Glauben hemänteln will: über die Reichen werden sie herfallen, sie berauben und morden.“ Diese umständliche,

treffliche Rede des Bischofs, welche Schlesiens Schicksal voraussagt, überzeugte jeden zwar von der Wahrheit — blieb aber ohne Erfolg. Man sprach stets von Frieden, hielt sich aber an den Ausspruch des Legaten, welcher davon nichts wissen wollte. Daher kam es, daß der edle Bischof Protasius mit Argwohn von der Gemeinde betrachtet, ja selbst für einen gleich großen Keger, als der König, gehalten wurde, und unverrichteter Sache aus Breslau zog, um wenigstens in Böhmen seine edlen Absichten, Friede zwischen den Partheien zu erringen, fortzusetzen, was ihm auch theilweise gelang.

Der König Georg erschien im Sommer (1466) zu Glatz, wohin sich die meisten schlesischen Herzöge und die Abgeordneten der Städte, außer Breslau, begaben, um ihn ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern. Seine lauten Klagen über den Papst, daß dieser ihn ungehört verdamme, wurden beifällig aufgenommen und man versprach ihm Hülfe und Beistand, in allen Verhältnissen, selbst wenn sie sich dadurch die Ungnade des obersten Hirten der Kirche zuzögen. Ein Haufen Böhmen drang bis Ramlau vor, welche Stadt der König dem Herzoge Konrad gegeben, und schwärmten raubend in dieser Gegend umher. Zum Schutze der Stadt, welche durch Feuer viel gelitten und durch die noch herrschende Pest sehr entvölkert war, überschickte Breslau den Ramlauern zweihundert Trabanten, und versah sie mit hinreichenden Lebensmitteln. Der Legat aber predigte das Kreuz wider die feindlichen Böhmen, welches mit so gutem Erfolg geschah, daß binnen Kurzem über

tausend Mann Breslauer und eine große Anzahl Landleute das Kreuz nahmen; und schon am Sonnabend nach Himmelfahrt Maria zog ein Kreuzheer von 3,000 Mann zu Fuß und 150 zu Roß mit 300 Wagen den Ramlauern zu Hülfe. Die Anführer dieses in der Eile zusammengerafften Heeres waren der Herzog Balthasar von Sagan und der Baron Albrecht von Tolenstein, ein Lausitzer. Dieser Krieg, welcher mit allem Ernst begonnen wurde, nahm ein höchst lächerliches Ende; denn beide Heere fürchteten sich vor einander, und so zog das eine gegen Morgen, das andere gegen Abend. Die Böhmen (Zebrafen) hatten gehört, daß eine sehr zahlreiche Armee aus Breslau gegen sie anrückte: sie hielten es also für rathsamste, die Belagerung von Ramlau aufzugeben und sich nach Konstadt (Kunzenstadt) zu begeben, welches Schloß sie wieder aufbauten. Die Breslauer wurden von ihren Auspähern zur Flucht verleitet, indem sie ihnen erzählten, daß die Feinde sehr zahlreich und tapfer wären, und zogen daher am andern Tage wieder in Breslau ein. Die Breslauer schickten über diese Fahrt einen ausführlichen Bericht an den Papst, und baten um Beschleunigung des Processes gegen Georg.

Papst Paul II. zögerte nun nicht mehr länger, den entscheidenden Schlag zu thun, den sein Vorfahr angedroht hatte. Der König Georg, bei seinen Vorsätzen verharrend und einer dreimaligen Aufforderung, sich in Rom zur Verantwortung persönlich zu stellen, keine Folge leistend, wurde contumaciirt und unter allen Feierlichkeiten mit dem Banne belegt. Das Urtheil oder die Privationsbulle wurde am 24. Dezem-

ber 1466 unterzeichnet und öffentlich vorgelesen. Sie lautet:

„Wir erklären im gemeinsamen Rath und Einstimmung der Cardinäle der heiligen römischen Kirche, der Erzbischöfe, Bischöfe, und anderer Lehrer des canonischen und bürgerlichen Rechts den Georg, sonst Girsig von Kunstadt und Podiebrad genannt, den hartnäckigen Keger, Gönner der Ketzerei, Vertheidiger der verdamnten Ketzereien, Meineidigen und Kirchenfeind, der königlichen, markgräflichen, fürstlichen und jeder andern Würde, wie auch aller Güter, weltlicher Herrschaft und Rechte verlustig; ingleichen, daß er in alle und jede Strafen und Censuren, die diejenigen, welche wieder in Ketzerei gerathen, Meineidige, Gönner und Vertheidiger der Ketzerei sind, treffen, verfallen im Namen der heil. Dreieinigkeit und mit apostolischer Autorität, und entsetzen ihn dieser Würden, Herrschaften und Güter; erklären auch seine Söhne und Nachkommen für unfähig zu dem Reich, Markgrathum, Fürstenthum und jeder andern Würde. Sprechen auch alle und jede Barone und Unterthanen des Königreichs Böhmen von aller Unterthänigkeit und Eid der Treue, Verbindung und Verpflichtung los und frei.“

Nachdem diese Bulle am h. Christtage auf Befehl des Papstes in der St. Peterskirche durch den Vizekanzler in Gegenwart Sr. Heiligkeit, der hohet und niedern Geistlichkeit und der Laien vorgelesen worden war, schickte sie der Papst an die Bischöfe in Böhmen und der benachbarten Provinzen, mit dem Antrage, sie öffentlich bekannt zu machen und an Sonn- und Festtagen in der Kirche unter Läutung der Glocken

bei brennenden und endlich ausgelöschten und gegen die Erde geworfenen Kerzen, vorlesen zu lassen. Allen Fürsten, Grafen, Baronen, Rittern und Kriegern jeder Gattung, Vasallen und Unterthanen des Königs wurde gleichzeitig verboten, fernerhin dem Könige beizustehen, ihm zu dienen und zu gehorchen; sie sollten sich sofort von ihm trennen und ihn als einen Schismatiker und Keger weder öffentlich noch heimlich unterstützen, widrigenfalls sie gleiche Strafen treffen würden.

Am 19. Januar 1467 langte diese Bulle mit dem Befehle ihrer Bekanntmachung in Breslau an und erregte große Freude. Niemand zeigte sich geschäftiger und triumphirender, als der Legat Rudolph, welcher die Bulle an alle Stände Schlesiens und der Lausitz beförderte; in seinem Schreiben an die Sechsstädte versichert er, daß Gott im Nothfalle mit Wunderzeichen und durch Herabsteigen der Engel vom Himmel helfen würde. Nur der einzige Bischof Jodokus, dem die ganze Sachlage zu gut bekannt war, rieth noch fort zu gütlicher Ausgleichung. Da er aber tauben Ohren predigte und die erbitterten Feinde Georgs ihn am liebsten selbst mit dem Banne belegt hätten, so blieb ihm nichts weiter übrig als dem Strome nachzugeben und sich ernstlich zum Kriege zu rüsten und seine Truppen ins Feld zu rücken. Jodokus schrieb an den König, sein Verfahren entschuldigend: daß er ihn, da ihn der Papst der Königswürde entsetzt hätte, nun nicht mehr als gehorsamer Christ für einen König halten könnte.

König Georg beschwerte sich über das vorschnelle Verfahren und appellirte aus

Achtung gegen den päpstlichen Stuhl zuerst an den Papst. Blicke dieser aber in seinem Zorn, so appellirte er an ein allgemeines Concilium, ferner an den Nachfolger des Papstes, so wie an die Gerechtigkeit und jeden Freund derselben. Diese Appellation verbreitete der König in Böhmen, Schlesien und Deutschland, und allgemein mißbilligte man das übereilte Verfahren des päpstlichen Stuhles.

Papst Paul II. widerlegte in einem weitläufigen Tractate die Appellation des Königs und schickte diese Invective an die Könige von Ungarn und Polen. Die Markgrafen von Brandenburg, Meissen, wie auch die Bischöfe von Deutschland ließen auf den hohen Schulen zu Leipzig, Erfurt und Frankfurt die Frage untersuchen: „ob es rathsam wäre, wider die Böhmen zu streiten, die doch gerne Frieden hätten? Ob man mit Kägern Frieden halten solle? Ob man sie morden und zum wahren Glauben zwingen solle?“ Alle diese Fragen wurden mit Nein! beantwortet. Während der Berathung über diese Streitfragen schritt indessen Georg zur Sache selbst, nahm den Herren von Sternberg und Hasenburg, welche sich als Häupter der katholischen Böhmen gezeigt, ihre festen Schlösser, und ließ über hundert ihnen gehörige Dörfer niederbrennen. Die bedrängten Böhmen riefen die Breslauer um Hülfe; man berathschlagte hin und her und wiederholte die gemachten Versprechungen, zu helfen aber fand sich Niemand ein. Der Rath machte endlich Anstalten, daß die Kaufmannschaft noch eine Anzahl Heerwagen zu den bestehenden fertigen ließ, worauf die Zahl derselben binnen Kurzem bis auf 126 stieg.

Allgemeine Freude herrschte, daß endlich der Zeitpunkt gekommen wäre, die Keger auszu-
 zurotten, doch selbst das Schwert zu ergrei-
 fen, dazu waren nur Wenige zu bewegen, so
 daß der Legat sich genöthigt sah, eine Kreuz-
 predigt auf öffentlichem Plage (Blücher-
 platz) zu halten. Aber trotz des angebote-
 nen großen Ablasses fanden sich nur sehr
 Wenige, und aus der Provinz sammelte
 sich fast Niemand bei dem Kreuze. Da
 sich namentlich die Schweidnitzer und Lau-
 erer höchst lau und sogar widerspenstig be-
 zeugten, belegte sie der Legat mit dem In-
 terdict. Man kehrte sich nicht daran, trotzte
 einige Zeit dem Banne, bis es das gemeine
 Volk verdroß und den Legaten um Auf-
 schub bis St. Trinitas bat. Gegen die
 Fürsten war er gleichwohl nachsichtig, indem
 sie noch fest an dem Könige hingen; überhaupt
 zeigte sich der Legat in seinen Handlungen
 sehr schwankend: bannte er heute, so hob
 er morgen den Bann wieder auf, woher es
 auch kam, daß seine Verfügungen zuletzt
 unbeachtet und respektlos blieben, und Nie-
 mand sich wider den König rüstete, ge-
 schweige den böhmischen Baronen zu Hülfe
 eilte. Der Bischof Jobokus, der Mann
 des Friedens, sah die unumgängliche Noth-
 wendigkeit eines Krieges ein, und war da-
 her der Erste, welcher ein gerüstetes Kriegs-
 heer aufstellte. Seinen Unterthanen eröff-
 nete er, daß der Krieg unvermeidlich und
 er gesonnen wäre, als ein frommer Bischof
 das Seinige zu thun, damit man ihm keine
 Schuld beimessen dürfte. Den Rath von
 Breslau forderte er auf, sich an ihn anzu-
 schließen, worauf am Dienstage nach Ju-
 bilate 1467 zwischen dem Domkapitel, der
 übrigen Geistlichkeit und dem Rathe von

Breslau ein Schutz- und Trugbündniß ge-
 schlossen wurde. Das Heer der Stadt er-
 reichte, trotz der Prahlerei, 10,000 Mann
 aufzubringen, nicht den vierten Theil dieser
 Zahl; es kamen nur zusammen: 400 aus
 den Zechen, 400 Söldner und 200 aus
 dem Feldzuge in Preußen zurückkehrende
 Knechte, welche letztere man mit Heugabeln,
 Senfen, Spießen, Messern und dergleichen
 Wehr bewaffnete, also im Ganzen 1000
 Mann zu Fuß, 150 Reiter und 126 Wa-
 gen. Hauptleute des Bundesheeres waren:
 Christoph Skoppe und Schlaberndorf. Die
 Mannschaften des Fürstenthums wurden
 noch besonders vom Legaten und den Lan-
 deshauptleuten aufgefordert, sich zu stellen,
 allein es erschien Niemand, man richtete
 sich allgemein nach den Schweidnitzern.
 Auch die süßesten Worte des Legaten waren
 nicht vermögend, diese so wie die Schweid-
 nitzer zum Kriege zu bewegen.

Der Bischof zog mit seinem Heere
 am 15. Mai 1467, Freitags vor Pfingsten,
 aus Meisse; an demselben Tage verließen
 auch die Breslauer ihre Stadt, und beide
 Heere stießen bei Münsterberg zusammen.
 Das bischöfliche bestand aus 200 Reifigen,
 1200 Fußknechten, nebst 100 Wagen und
 vier Haubizen. Die Breslauer führten da-
 gegen acht Haubizen, eine Viertelbüchse
 und Bitscholen, so wie auch zwei Streit-
 wagen. Auf einem dieser Wagen befanden
 sich sechs Büchsen, jede einen Zentner schwer.
 Auf dem andern waren vier und zwanzig
 große eiserne Hakenbüchsen, jede von zwei
 bis drei Stein an Gewicht. Es war eine
 neue Geschützart, welche der Hauptmann
 Skoppe, der sich in den Kriegen in Preu-

ßen große Kriegserfahrenheit erworben hatte, anfertigen lassen.

Die ersten Kriegsaktionen gingen rasch vor sich und fielen günstig für die Verbündeten aus. Gleich in der ersten Nacht machten die Reissigen einen Ueberfall auf das Kloster Camenz; sie wurden zwar durch den böhmischen Hauptmann Genstrowitz zurückgeschlagen, dagegen versuchte der Hauptmann Skoppe einen Sturm auf die Stadt Münsterberg, welche sich beim ersten Andränge, am Morgen des Pfingstsonnabends, ergab. Die böhmische Besatzung bezog das Schloß, welches der Hauptmann mit der Viertelbüchse beschießen ließ und die Besatzung so in die Enge trieb, daß sie daselbe am Pfingsttage räumte. Hätte die Verbündeten fernerhin gleiches Glück verfolgt, so würde der König Georg binnen Kurzem nicht nur seine Besitzungen in Schlesien, sondern auch seine Macht in Böhmen verloren haben. In dem eroberten Schlosse befand sich ein bedeutender Vorrath an Pulver, Büchsen, Pfeilen und Brod, daß es selbst die Bewunderung des Heeres erregte, wie sich die Besatzung so schnell zur Uebergabe hatte bereit fühlen können. Die Besatzung in Camenz verlor nun auch den Muth, verließ das Kloster und gab es in des Bischofs Hände. Die Stände des Fürstenthums und die Bürger der Stadt Münsterberg leisteten noch am Pfingsttage die Erbhuldigung. Die ganze Aktion war ohne Blutvergießen geschehen, nur ein einziger Trabant, ein Breslauer, welcher sich unter den Böhmen befand und jetzt zum Bundesheere zurücktrat, wurde, weil er zu un rechter Zeit den Landsleuten Vorwürfe machte, daß sie gegen die christliche Stadt

Münsterberg das Kreuz trügen, sofort in Stücken zerhauen und verbrannt.

Bald verbreitete sich das Gerücht über diese schnelle und glückliche Eroberung durch Mähren, Böhmen und die Lausitz; die Katholiken freuten sich, während die hussitischen Böhmen von Furcht und Schrecken befallen wurden, denn man gab die Stärke des vereinigten Heeres auf mehr als 20,000 Mann an. Fast ganz Mähren sagte dem Könige den Gehorsam auf, eben so die Sechsstädte der Lausitz, welche letztere sich indessen der Landstände halber noch ruhig verhielten. Allgemein wurde geglaubt: Georg wäre nun aufs Aeserste gebracht, und die Ketzerei würde nun bald ein Ende nehmen.

Bald nach der Huldigung zu Münsterberg wurde das Schloß besetzt, und aus der Zahl der Bürger stießen vierzig Fußknechte zu dem Bundesheere, welches jetzt seinen Zug gegen Frankenstein fortsetzte. Die Bürger dieser Stadt, dem Könige treu, wehrten sich tapfer; aber der tapfere Skoppe nöthigte sie durch Hineinwerfung von Feuer und hitziges Stürmen zur Uebergabe, welche die Frankensteiner unter der Bedingung eingingen, daß man ihnen kein Leid zufügte, worauf den Belagerern die Thore geöffnet wurden. Noch aber war das feste Schloß zu erobern, welches hundert wehrhafte Böhmen besetzt hielten. Man schoß Tag und Nacht auf dasselbe, aber die kleinen Büchsen verursachten den dicken Mauern keinen Schaden. Der Bischof ließ aus Meisse eine große Büchse herbeischaffen, welche einen zwei Zentner schweren Stein warf; mit dieser wurde nun das Schloß beschossen; allein, obgleich man mit dem Feuern

mehrere Tage fortfuhr, so widerstand doch die äußerst feste Mauer. Indessen waren die Belagerten auch nicht müßig, sondern schossen mit ihren Büchsen und Armbrüsten unaufhörlich unter die Belagerer und tödteten viele von dem Bundesheere, unter andern auch den besten Büchsenmeister von Breslau.

Bei dem Säusen der feindlichen Kugeln verging den Bürgern aus Breslau und Reisse der Muth, man hatte geglaubt, ohne Blutvergießen die Siegeslaufbahn verfolgen zu können, jetzt aber überfiel sie ein Grauen, sie gedachten der Weiber und Kinder, und einer nach dem andern verlor sich von dem Heere und lief der Heimath zu, daß zuletzt nur noch die Soldner und Dienstknechte zurückblieben. Ungeachtet das Heer so geschwächt war, daß man die Wagenburg nach der Stadt zu schaffen genöthigt war, so verloren die Hauptleute doch nicht den Muth; sie ließen am Sonnabend vor dem Frohnleichnamsfeste eine große Büchse, achtzig Centner schwer und von 24 Pferden gezogen, auf einem starken Wagen unter Bedeckung von 200 Knechten aus Breslau herbeiführen. Des Montags langte sie in Frankenstein an und schon am nächstfolgenden Tage wurde mit derselben der Anfang gemacht. Die Wirkung war von der Art, daß sich die Belagerten ergaben. Man bewilligte ihnen am Frohnleichnamstage freien Abzug.

Während dies hier geschah, nahten die Böhmen mit einem starken Heere. Schon vorher hatte man den Bischof und den Rath von Breslau vielfach gewarnt; das Volk aber, dem man diese Besorgniß mittheilte, nannte es Feigheit und spottete

über das Gerücht, denn man hielt es für unmöglich, daß der König, den seine Barone hinlänglich beschäftigten, mit einem Heere aus Böhmen kommen könnte. Dem Rathe schien indeß die Sache bedenklich, und befahl den Hauptleuten, sofort die Stadt und das Schloß Frankenstein zu verlassen und gen Münsterberg zu ziehen. Dies geschah an demselben Tage, als sich die feindliche Besatzung ergab. Die Hauptleute wollten aber wenigstens das Schloß besetzen und sich dann zurückziehen. Eben wollte man des Mittags aufbrechen, als sich der Vortrab des böhmischen Heeres, bestehend aus 1000 Pferden, vor der Stadt zeigte und dieselbe einschloß. In der Stadt befanden sich nicht viel über 400 Reiter und 1000 Trabanten. Eine Verstärkung von 400 Mann zu Fuß und 50 zu Rosse, welche die Breslauer den übrigen schickten, erfuhr schon zu Nimptsch die Trauerbotschaft und wandte sich daher auf Grottkau, um anderweitige Verhaltungsbefehle abzuwarten,

In Breslau verbreitete diese Nachricht Furcht und Schrecken, das gemeine Volk schimpfte auf den Bischof und die Hauptleute, weil sie die Böhmen nicht sofort angegriffen, bevor sie sich lagerten. Der tapfere Skoppe machte den Böhmen durch häufige Ausfälle viel zu schaffen, hielt sogar einstmals eine Stunde lang allein die Feinde von einer Brücke ab und tödtete viele. Die gegenseitige Erbitterung kannte keine Grenzen. Gefangene aus dem Heere der Breslauer wurden von den Böhmen gezwungen, die rothtuchenen Kreuze, welche sie auf ihren Röcken hatten, zu verschlucken, andern wurden Kreuze in die Stirne

geschnitten und so gezeichnet nach Franken-
stein geschickt. Stoppe übte das Bergel-
tungsrecht: er ließ den gefangenen Böh-
men Kelche in die Stirne schneiden und sie
solchergestalt zum Heere zurückgehen. Aber
bald ward man der gegenseitigen Graus-
samkeiten müde, und die Böhmen ließen
den Breslauer Hauptleuten sagen, sie möch-
ten ins Künftige das Kelchreißn weglassen,
sie würden ihrerseits ebenfalls keine Kelche
mehr schneiden. Auf diese Weise wurde die-
sem seltsamen Tötöviren Einhalt gethan,
und man gelobte sich gegenseitig, einen rit-
terlichen Krieg zu führen.

Unterdessen hatte Breslau im Verein
mit dem Bischofe ein neues Hülfsheer von
2000 Fußknechten und 200 Reitern zusam-
mengebracht, über welches der Herzog Bal-
thasar den Oberbefehl erhielt. Auch der
Herzog Nikolaus von Oppeln hatte auf Er-
mahnen des Legaten und auf Ansuchen des
Bischofs und der Breslauer 700 Fußknechte
und 150 zu Roß nach Münsterberg auf-
brechen lassen, welche sich hier mit den er-
steren vereinigten. Man beschloß, am 1. Juni
einen Ueberfall zu wagen, und verabredete
deshalb mit den Belagerten ein Zeichen,
wenn sie den ersten Angriff machen sollten.
Auch den Rath von Breslau hatte man
davon unterrichtet, und der Legat ließ deß-
halb am gedachten Tage in allen Kirchen
Gebete und Prozessionen halten. Eben war
Herzog Balthasar im Vorrücken begriffen,
da erhielt er eine Botschaft, daß die Für-
stenthümer Schweidnitz und Jauer ebenfalls
in's Feld gezogen wären und mit 3000
Mann bei Reichenbach ständen, der Herzog
möchte mit seinem Heere nach Nimptsch
rücken, um sich mit ihm vereinigen zu kön-

nen. Dieselbe Nachricht hatten sie auch den
Belagerten gegeben und auf ihre Hülf sie
vertröstet. Balthasar hielt einen Kriegs-
rath, in welchem ein Breslauer Rathmann,
Nikolaus Beyer, vor den Schweidnitzern
warnte, und behauptete, man müsse, da die
Stunde des Entsatzes einmal bestimmt wäre,
sie auch halten. Die Rätthe des Herzogs
und des Bischofs stimmten für die Vereini-
gung mit den Schweidnitzern und drangen
auch mit ihrer Behauptung durch. Es wurde
also beschlossen, nach Nimptsch zu ziehen.
Die bedrängten Frankensteiner warteten in-
deß, vollkommen gerüstet, den ganzen Tag
und wandten die sehnsuchtsvollen Blicke
nach Münsterberg, aber nirgendß gewahrten
sie ein Zeichen eines heranrückenden Heeres.
In der unruhigen, quälenden Erwartung
blieben sie die ganze Nacht und auch den
folgenden Tag noch unter den Waffen; ihr
Hoffen war vergeblich. — Herzog Baltha-
sar war indessen mit seinem Heere nach
Nimptsch gezogen, fand aber daselbst keinen
Schweidnitzer. Der Rathmann Beyer eilte
daher nach Reichenbach und erinnerte die
Schweidnitzer an ihre Zusage. Allein man
machte den Einwand, daß noch nicht Alle
 beisammen waren, der Herzog möchte nur
mit dem Heere nach Reichenbach kommen.
Auch zu diesem Schritte ließ sich der Her-
zog bewegen. Hier angelangt, baten die
Schweidnitzer noch um Aufschub von eini-
gen Tagen, und waren durch keine Bitten
zum Ausbruch zu bewegen, immer wußte
man Entschuldigungen vorzubringen; Beyer
versprach sogar den beiden Hauptleuten
Reibnitz und Peterswalde im Namen der
Stadt einige hundert Dukaten, aber ver-
gebens. Den Frankensteinern dauerte die

Sache zu lange; sie schickten daher eine Botschaft an den Legaten und den Rath zu Breslau und baten um Hülfe. Der Legat reiste nun persönlich nach Reichenbach, die Schweidnitzer zum Zuge gegen Frankenstein zu bewegen, konnte aber keine bestimmte Antwort erhalten.

Während diesen Unterhandlungen war ein neues feindliches Heer unter Anführung des Prinzen Viktorin in Schlesien eingerückt, und die Verbündeten, von Furcht und Zwietracht angesteckt, hatten nichts Eiligeres zu thun, als einzeln auf Sicherheit zu denken. Ehe man es sich versah, war das Schweidnitzer Heer bis auf 400 Mann zerstreut, welche den Legaten mit nach Schweidnitz nahmen. Der Bischof und Herzog Nikolaus gingen mit ihren Kriegsvölkern nach Grottkau und Herzog Balthasar mit den Seinigen nach Breslau. Als dies die Besatzung in Münsterberg erfuhr, räumte sie das Schloß und floh nach Meisse. Der Bischof sandte zwar eiligst 150 Mann dahin, das Schloß zu besetzen, geriethen aber mit den Feinden in der Stadt in ein blutiges Gefecht und mußten endlich der Uebermacht weichen. Die Frankensteiner befanden sich in der drückendsten Noth, denn der Mangel an Lebensmitteln fing an, immer fühlbarer zu werden, sie baten daher die Breslauer wiederholt um Hülfe. Die Konsuln ertheilten den Rath, sie sollten das Geschütz in die Gräben werfen und in der Nacht sich durchschlagen. Allein die Boten mochten diesen, ihnen feigherzig scheinenden Befehl nicht hinterbringen, und der Rath sah sich daher genöthigt, die Gemeinde zusammenzuberufen, welche dahin stimmte, daß man die Hülfe der Polen in Anspruch

nehmen möchte. Die eilig zusammengebrachten Hülfsstruppen, 100 Mann zu Roß, kamen aber zu spät.

Der Rath sah sich außer Stande, den Bedrängten zu helfen, denn sie waren so eng eingeschlossen, daß sogar die Boten auf mancherlei versuchten Wegen nicht mehr in die Stadt gelangen konnten. Jedoch war es dem Hauptmann Slaberdorf gelungen, mit seinen Bedienten sich herauszuschleichen. Er kam nach Breslau und erzählte die große Noth der Belagerten: sie hätten schon seit vierzehn Tagen kein Brod mehr und die Pferde fielen vor Hunger hin; an Bier wäre jedoch hinlänglicher Vorrath. Nach gepflognem Rathe wurde ein Eilbote mit dem Befehle nach Frankenstein abgeschickt, daß die Hauptleute alles Rüstzeug aus der Stadt auf das Schloß schaffen, letzteres befestigen und nach Zurücklassung nöthiger Mannschaft, das übrige Heer sich durchschlagen sollte. Als man anfang das Schloß zu besetzen und Mienen machte, die Stadt zu verlassen, drohten die Bürger mit einem Aufstande und hinderten die Ausführung jenes Planes. Skoppe versuchte indessen täglich neue Ausfälle und fügte dem Feinde großen Schaden zu, daß das große böhmische Heer, abgeschreckt durch die Tapferkeit der Belagerten, keinen Sturm auf die Stadt versuchen mochte.

Am 11. Juni erschienen die Feinde vor Patschkau; die bischöflichen, welche diese Stadt besetzt hielten, wagten einen voreiligen Angriff und wurden völlig auf's Haupt geschlagen. Unter den tödtlich Verwundeten befand sich auch der Hauptmann Slaberdorf. Durch diese Niederlage wurde der Bischof bewogen, den Prinzen Viktorin

um einen dreitägigen Waffenstillstand zu bitten, welchen Herzog Konrad der Schwarze, der sich in das feindliche Lager begab, zu Wege brachte. Man schritt nun zu Unterhandlungen. Die Breslauer und der Bischof gaben sich alle Mühe, die Belagerten zu retten, und versprachen den Böhmen, welche ihre Gesandten nach Neisse geschickt hatten, 1000 Gulden, und zuletzt noch alle Büchsen und das ganze Rüstzeug, wenn man die Ihrigen zu Ross und zu Fuß ungehindert abziehen liesse. Diese Bedingung gingen die Böhmen nicht ein, sie verlangten vielmehr von den Partheien die Anerkennung des Königs Georg und die Abschiedung einer Gesandtschaft an den Papst, diesen zur Aufhebung der Bannbulle zu vermögen. Der Bischof schützte die Unmöglichkeit dieses Begehrs vor, machte sich dagegen anheischig, in jede andere Bedingung einzugehen; allein die Böhmen blieben bei ihren Vorschlägen. Als die böhmischen Abgeordneten Neisse verlassen wollten, schickte ihnen der Bischof heimlich einen Boten an die Seinigen voraus, sie ermahnend, des Nachts, wenn die Abgesandten von Neisse wieder zum Heere zurückkehren würden und man demnach sie nicht genau beobachten würde, Frankenstein zu verlassen und gegen Patschkau zu ziehen. Wirklich waren die Belagerer auch wenig auf der Huth; denn als die Besatzung des Nachts um 2 Uhr am 15. Juni geräuschlos die Stadt verließ, waren die Bischöflichen schon eine Strecke von der Stadt entfernt, ehe man sie gewahr wurde. Die Böhmen brachen nun mit aller Macht auf, trieben die Nachzügler sämmtlich zurück in die Stadt, und drangen mit Sonnenaufgang selbst hinein. Die

Verwirrung war groß, doch lief die Sache ohne großes Blutvergießen ab. Niemand wurde vorsätzlich gemordet, sondern alle Wehrhafte zu Gefangenen gemacht. Die Zahl derselben betrug gegen 1400, darunter waren 300 Breslauer und eben so viel Neisser. Alles Rüstzeug, Wagen, Pferde, Büchsen, Schilde und Harnische fielen in die Hände der Sieger. Das Empfindlichste für die Breslauer war der Verlust ihrer großen Büchse, die 2,000 ungarische Gulden gekostet und jetzt unter Trompetenschall und Pfeifen nach Prag geführt wurde.

Das Gerücht von dieser Niederlage verbreitete sich bald durch ganz Deutschland, und man gab den Verlust der Breslauer auf 20,000 Mann nebst sämmtlichen Kriegsgewährten an; die Königlichen bekamen immer mehr Muth, während die katholische Parthei in die größte Bestürzung gerieth. Sicher wäre Breslau, wo man in der größten Furcht schwebte, eine Beute der Sieger geworden, wenn nicht in Mähren die Gegenwart des Prinzen Viktorin wäre erfordert worden, der schon nach drei Tagen nach Brünn zog, um den bedrohten Spielberg zu entsetzen.

In Breslau wüthete ein schrecklicher Partheigeist, erregt durch die Prediger, welche die Niederlage einer Verrätherei Schuld geben. Besonders äußerte sich diese Wuth an den aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Soldnern, welche der Warnung des Raths, außerhalb der Stadt zu bleiben, nicht Folge leisteten, und jetzt, so wie die ehemaligen Hauptleute, auf öffentlicher Straße sich gar nicht sehen lassen durften; dabei stockte aller Handel, die Gewerbe lagen darnieder, und kein fremder Kaufmann er-

schien auf den Märkten, Alles ließ sich durch das falsche Gerücht von einer ungeheuren Niederlage der Breslauer abschrecken.

Auch der Bischof Godokus fiel bei den Breslauern in Verdacht, daß er die gute Sache wieder fahren lasse, besonders da er ihren Abgott, den Domprobst Johann Duster, welcher jederzeit gegen die Bischöflichen Befehle handelte, gefangen auf das Schloß Kalkenstein führen ließ und weder auf die Bitten des Kaisers, noch auf die Befehle des Legaten und des Pa. fies frei gab.

Gleichzeitig belegte der Legat die Schweidnitzer wegen ihrer Treulosigkeit, die das große Unglück der Breslauer herbeigeführt, mit dem Banne, der aber nicht respectirt wurde. Die Schweidnitzer antworteten vielmehr dem Legaten: er möchte wohl zusehen, daß er mit seinem Banne nicht noch mehr Anhänger des Königs mache! Dem Legaten schien dies sehr einleuchtend zu sein und stellte daher das Bann ein. Bei den Breslauern suchten die Schweidnitzer ihr Benehmen bei Reichenbach auf alle Weise zu entschuldigen, erhielten aber keinen Glauben, und es kam daher oft zu blutigen Austritten zwischen den Bürgern beider Städte.

Der Legat hat alle Hoffnung auf den glücklichen Fortgang des Krieges verloren. In einer Unterredung mit den Rathmännern und der Geistlichkeit von Breslau, sagte er ihnen unbefangen seine Meinung, daß wenn er den wahren Zustand der Stadt gewußt, er gewiß nicht nach Breslau gekommen wäre, am allerwenigsten sie zu einem Kriege ermahnt hätte; man hätte ihn überredet, daß die Stadt zu jeder Zeit 10,000

Mann in's Feld stellen könnte. Die Rathmänner erwiderten, daß es auch ihr Wille nicht gewesen wäre, sich in einen Krieg mit dem Könige einzulassen, und daß sie nur durch das Volk dazu wären gezwungen worden; denn wäre die Stadt mächtig genug, hätte man nicht wiederholt den Papst um Hülfe gebeten. Auf Rettung bedacht, erwiderte der Bischof, daß er den Papst ersucht habe, den König von Polen zu dem Bündniß der Schlesier zu nöthigen, und wenn dieses nichts helfen sollte, auf den Frieden zu denken.

Der Bischof Godokus setzte den Krieg gegen den König im Kleinen fort, bemächtigte sich am 15. Juli des festen Schlosses Edelstein, in welchem sich viele Gefangene aus Frankenstein befanden, und eroberte den Zuckmantel, nebst dem dazu gehörigen Gütern und des ergiebigen Goldbergwerkes, wodurch er seinen Verlust bei Frankenstein ersetzen konnte. Die Breslauer bekamen nun wieder neuen Muth, besonders als Zweihundert mit Wagen und Gewehr von Frauastadt bei ihnen einzogen; auch langten vierhundert mit dem Kreuz bezeichnete Studenten von Leipzig und Erfurth in Schlesien an, desgleichen sammelte sich in Meissen und Baiern ein Kreuzheer. Zum Hauptmann des neuen Heeres wurde der Herzog Balthasar von Sagan ernannt und ihm Macht gegeben, sämtliche Schlesier zur Kreuzesfahne zu rufen und die Ungehorsamen und Widerspänstigen mit Feuer und Schwert anzugreifen. Dieser gab sich nun alle Mühe, das Heer zu verstärken, aber seine Ermahnungen und Befehle fruchteten nicht nur nichts, sondern wurden sogar verläßt; alle seine Unternehmungen waren vom

Unglück begleitet, und von neueren versprach man sich kein günstigeres Resultat.

Am 21. Juli reiste der Legat Rudolph auf Anordnung des Papstes nach Krakau, um mit dem Könige Kasimir in Unterhandlungen zu treten, und ihn, weil der König von Ungarn noch immer nicht im Stande war, seinen Versprechungen nach zu kommen, zu einem Kriege gegen Böhmen zu bewegen. Man versprach sich viel von dieser Reise, denn der Legat hatte den Befehl, dem Könige im günstigen Falle die Krone Böhmens anzutragen, die er sich natürlich erst erkämpfen mußte. Sei es nun, daß sich Kasimir vor einem langwierigen Kriege, in welchen er hierdurch verwickelt wurde, scheute, oder daß er eingedenk war des Bündnisses mit Podiebrad, — er lehnte die vortheilhaften Bedingungen vorläufig ab und verwies ihn auf den Ausspruch eines Reichstages. Damit war aber der Legat nicht zufrieden, sondern verlangte eine bestimmte Antwort, wozu sich jedoch der König nicht verstehen konnte. Da aber die Abgeordneten geradezu erklärten, daß sie nicht mehr länger Anstand nehmen könnten, einen andern König zu suchen, welcher sie gegen ihre Feinde schützte, so versprach Kasimir, weil die Sache so dringend wäre, einen Waffenstillstand mit Georg zu schließen, insofern es der katholischen Parthei gefiele. Dazu wollte sich aber der Legat nicht verstehen, indem er erklärte, zur Annahme desselben von Rom aus keine bestimmten Befehle erhalten zu haben. Das Merkwürdigste bei dieser Sache war, daß der König Kasimir sammt seinen Unterthanen wegen der Besitznahme der Güter des deutschen Ordens mit dem Banne belegt

war, von welchem er vor den Verhandlungen erst durch eine päpstliche Bulle befreit werden mußte.

Während dessen hatten die Breslauer den Krieg gegen Georg wieder eröffnet. Mit 600 Reitern und eben so viel Fußvolf nebst 100 Wagen zogen sie am 22sten Juli zu Felde und stießen bei Grottkau mit den Bischöflichen und den Mannen des Herzogs Nikolaus, zwei Tausend an der Zahl, zusammen, und rückten vereint vor Münsterberg, dieses Schloß, welches mit 600 Feinden besetzt war, wiederzugewinnen. Daß die Breslauer so wenige Mannschaft zählten, daran war die Unlust der Städter und Handwerksleute Schuld, welche sich durch die Niederlage bei Frankenstein hatten abschrecken lassen. Nur wenige Tage dauerte die Belagerung: es verbreitete sich das Gerücht, daß ein neues Böhmisches Heer bei Glatz angelangt wäre, worauf der Bischof die Seinigen nach Hause ziehen ließ. Dasselbe that der Herzog Nikolaus von Oypeln, und allein den Böhmen sich gegenüber zu stellen, dazu fühlten sich die Breslauer zu schwach — sie zogen unverrichteter Sache gleichfalls heim.

Nicht glücklicher war das Unternehmen des Herzogs Balthasar gegen seinen Bruder, von dem er Sagan wieder erobern wollte. Breslau gab ihm auf Ansuchen des Legaten 100 Fußknechte und 100 Reiter, mit denen er am 7. October ausrückte. Als er hörte, daß sein Bruder auf diesen Empfang schon vorbereitet wäre, wandte er sich nach Freistadt, seinen Vetter, den Herzog Heinrich zur Unterstützung zu vermögen. Hier angekommen, wurde ihm der Eintritt in die Stadt verwehrt, und sein Bruder,

Herzog Johann, welcher ihm nachgeeilt war, überfiel ihn in der Nacht am Montage nach St. Hedwig (12. October), und nahm ihm alle seine Pferde, Wagen und Kriegsgeräthschaften, daß er mit den Seinigen zu Fuß wieder nach Breslau kehren mußte. Die Breslauer schlugen den hierdurch erlittenen Verlust und Schaden auf 3000 Gulden an. Dafür aber, daß sich Johann nicht hatte schlagen und vertreiben lassen, wurde er für seine Person mit dem Bannfluche belegt.

In einer vortheilhafteren Lage als die Breslauer, welche sich bei dem Heranrücken der auf Raub und Plünderung ausgehenden Böhmen nur vertheidigungsweise halten konnten, war der Bischof Jodokus, denn er trieb von den Dörfern im Glazischen, Frankensteinschen und Münsterbergischen große Schatzungen ein, und namentlich mußten ihm die überdies fast zu Grunde gerichteten Klöster Camenz und Heinrichau über tausend Gulden erlegen.

Wider Erwarten stellte endlich Jodokus die Feindseligkeiten gegen Böhmen ein, und schloß mit Georg einen Frieden, den er bei den Breslauern durch seine Hüfslosigkeit zu entschuldigen wußte, und kehrte sich weder an den Legaten noch an den Papst. Während dessen bemühte sich der König Kasimir von Polen zwischen den rebellischen Schlesiern und Böhmen einen gleichen Frieden zu bewirken; da aber Georg die völlige Unterwerfung verlangte, welche die Schlesier nicht sofort eingehen konnten, sondern sich auf das Resultat eines allgemeinen Landtages beriefen, so kam zu Ende October 1467 ein Waffenstillstand bis auf Paul Bekehrung zu Stande.

Dem Herzog Johann von Sagan konnte diese Waffenruhe eben nicht erwünscht sein, denn nun gewannen seine Gegner in Schlesien an Macht, ohne daß er auf die Hülfe des Königs hatte rechnen können. Des Herzogs Vetter, Heinrich von Freistadt, welcher durch die bei Gelegenheit des Ueberfalls bei Freistadt vorgefallene Verheerung seines Gebiets persönlich gegen ihn ausgebracht war, verließ des Königs Parthei, eben so auch die Görlitzer, welche Johann beleidigt, und so ergriffen Letztere und Heinrich von Freistadt mit Freuden die Gelegenheit, sich gegen ihn als einen Anhänger des Königs zu verbinden. Der vereinigten Macht seiner Gegner zu widerstehen, war Johann außer Stande. Ungeachtet er seinen Muth nicht verlor, sondern nach Verübung der ersten Feindseligkeiten von Seiten der Görlitzer einen Fehdebrief an die Sechsstädte der Lausitz schickte, so mußte er dennoch am 18. November 1467 die Stadt und das Schloß Sagan nach einer dreitägigen Belagerung räumen. Von seinen Besitzungen blieb ihm nur Pribus, wohin er sich zurückzog; Sagan dagegen wurde dem rechtmäßigen Besitzer, Balthasar auf dem Landtage zu Breslau zugesprochen.

Die Versammlung der schlesischen Stände war auf den Tag Nicolai festgesetzt worden. Wegen des unvernünftigen und unsinnigen Betragens des Breslauer Pöbels, welcher jedem Fremden durch anzügliche Reden und wildes, rohes Betragen beschwerlich war, hatten die böhmischen und polnischen Gesandten, so wie auch der Bischof Jodokus, die Stadt Brieg zu dem gemeinsamen Versammlungsorte bestimmt.

Die Breslauer hielten es für eine Schande, daß eine so geringe Stadt der ihrigen vorgezogen werden sollte, wozu noch kam, daß den Einwohnern mancher große Vortheil durch die Abwesenheit so vieler Fremden entgehen sollte. Der Rath machte dem Volke gerechte Vorwürfe. Dieses, welches seine Schuld erkannte und sich ruhig zu verhalten versprach, bat nun der Rath, darauf zu halten, daß der Landtag in Breslau abgehalten würde und genehmigte, daß Jedermann, welcher sich gegen einen Fremden ungebührlich aufführen würde, an Leib und Gut gestraft werden sollte. Auf wiederholtes Ansuchen des Rathes fühlten sich endlich die polnischen Gesandten bewogen, nach Breslau zu kommen, und ihrem Beispiele folgten auch die Uebrigen. Den Schweidnizern und Tauerern, welche ebenfalls an der Landtags-Versammlung theilnehmen wollten, verweigerte der Legat das Erscheinen, weil sie noch mit dem Banne belegt waren, und die Parthei der Keker nicht verlassen wollten. Sie versprachen aber, sich von dem Könige Georg loszusagen und dem Bunde der Schlesier beizutreten, worauf ihnen der Legat noch die Bedingung auferlegte, den böhmischen Baron Jaroslav von Sternberg und den Vogt der Sechsstädte der Lausitz zu ihren Hauptleuten anzunehmen, worauf er sie vom Banne lossprechen und ihnen freies Geleit verschaffen wollte.

Der Landtag sollte seinen Anfang nehmen; man erwartete noch den Bischof Jodokus, auf welchen Georg zur gütlichen Beilegung der Streitigkeiten auf dieser Versammlung die letzte Hoffnung gesetzt hatte, — da wurde unerwartet sein Reichthum mit

brennenden Kerzen und unter Läutung der Glocken zum Ohlauer Thore hereingeführt, während dessen Jdenko von Sternberg und die übrigen böhmischen Herrn unter Trompetenschall und Jubel des Volkes zum Schweidnitzer Thore eintraten. Der Bischof war in der Armee der letzteren am 15. December zu Reisse verschieden. Der Legat wollte nicht gestatten, daß die Leiche in die Stadt gebracht würde, bevor nicht der auf dem Kalbenstein gefangen gehaltene Dompropst in Freiheit gesetzt worden war. Erst auf Zureden der böhmischen Barone gab er die Erlaubniß.

Bei der Landtags-Versammlung, welche im Rathhause abgehalten wurde, erschienen unter dem Voritze des Legaten: Herzog Nikolaus von Oppeln und sein Sohn Ludwig, Herzog Balthasar von Sagan, der Bischof Protasius von Olmütz, der päpstliche Botschafter, Gabriel von Verona, elf böhmische Herrn, die Räte des Herzogs Heinrich von Freistadt, die Abgeordneten der Lausitz, der Sechsstädte, sowie der Städte in Mähren, Olmütz, Brünn, Znaim, Iglau, ferner von Pilsen und die Rathmannen von Breslau. Gleich in der ersten Sitzung wurde beschlossen: Georg nimmermehr als Herrn anzuerkennen und darüber Leib und Gut aufzuopfern. Dieser Schluß wurde vor den Polen noch geheim gehalten, die erst einige Tage später Zutritt zur Versammlung erhielten. Als endlich auch die Abgeordneten der Fürstenthümer Schweidnitz und Tauer anlangten, äußerten sie ihr Befremden darüber, daß man sie von der Versammlung habe ausschließen wollen, da sie doch einen beträchtlichen Theil von Schlesien ausmachten. Man gab ihnen zu verstehen, daß man

sie wegen ihrer Unterthänigkeit an Georg als Feinde betrachten müsse, warf ihnen den Ungehorsam, Hinterlist und Treulosigkeit vor, welche sie namentlich bei Reichenbach beweislich dargethan. Die Abgeordneten hatten Mühe, sich von dieser Schuld zu reinigen, und versprachen endlich, mehr aus Furcht als aus Ueberzeugung, dem Bunde beizutreten und dem Könige in vierzehn Tagen den Gehorsam aufzukündigen und bestätigten es mit Brief und Siegel.

Als den polnischen Gesandten der Beschluß der Versammlung eröffnet wurde, riethen diese, einen Versuch zur Verlängerung des Friedens zu machen. Man nahm ihre Vermittelung an, und ersuchte sie zugleich, den König Kasimir zu bewegen, daß er Böhmen annehme und das Kreuzpredigen erlaube, entgegengesetzten Falles müßte man sich nach einem andern Könige umsehen, den man wohl zu finden hoffte; worauf die Gesandten Kasimir's Gerechtsame auf den böhmischen Thron vertheidigten. Die ganze Versammlung schloß mit einer Rede des Bischofs von Olmütz, in welcher er den Polen dankte; und nachdem diese von den Breslauern reich beschenkt wurden und im Verein mit den Rathmännern das Domkapitel gebeten hatten, den Legaten Rudolph zum Bischof von Breslau anzunehmen, reisten sie am Dreikönigstage 1468 nach Prag und bewirkten eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis Himmelfahrt.

Der Bischöfliche Stuhl zu Breslau hätte zu keiner günstigern Zeit für die unruhigen Breslauer von dem friedliebenden Besitzer, Soderkus, erledigt werden können, als jetzt. Aller Augen waren daher auf den

in Breslau residirenden Legaten Rudolph gerichtet. Er schien der Mann zu sein, welcher Georgen den letzten Stoß versetzen könnte, wenn er mit der Macht des Bisthums bekleidet wäre. Sein Haß und Unwillen gegen den König war aber so entschieden und landkundig, als sein Einfluß in Rom und seine außerordentlichen Talente. Schlesien war wie ein Schiff im Sturm ohne Steuermann, ein Jeder fühlte das. Wie hätte man sich also einen Augenblick bedenken sollen, einem Mann das Ruder in die Hände zu geben, der zur Rettung des Landes ausersehen und wie vom Himmel herabgeschickt zu sein schien. Nie wurde daher ein Bischof einmüthiger und nicht leicht einer mit größern Erwartungen gewählt als Rudolph, alle Stimmen fielen auf ihn, und der Wahltag war einer unbegrenzten, zügellosen Freude gewidmet, denn man meinte, daß schon dadurch allein Georg geschlagen und in seine böhmischen Birgen eingezwängt sei. Rudolph selbst fühlte es nur zu gut, daß er allerdings der Mann sei, wie ihn die dormaligen Umstände des Landes beim ausgebrochenen Kriege erheischten. Er dankte zwar der auf dem Rathhause versammelten Gemeinde für die gegen ihn geäußerten guten Gesinnungen und das bewiesene Zutrauen; doch setzte er auch, als ein feiner Weltmann und Menschenkenner hinzu: ich habe das Bisthum lediglich in Rücksicht auf euch angenommen und verlasse mich um desto sicherer auf euren Beistand. Er macht dabei einen Blick auf die verwüsteten und stark verschuldeten Güter des Bisthums und wollte die Annahme desselben als ein Opfer, was er den Breslauern brächte, angesehen wissen.

Seine erste Frage an den Rath war: ob er sich von der Stadt Hülfe versprechen könne? Ein freudiges und einmütiges Ja! war die Antwort. Eine Antwort, die nur zu bald bitter bereut wurde. Denn, sagt ein Zeitgenosse, „die Stadt durfte ihm auch nichts versagen, und sobald man sich ein wenig säumig machte, ward Seine Hochwürden ungeduldig und sagte: Ihr Breslauer! ihr habt mich zu diesem Bisthum gebracht und Hülfe zugesagt, ihr sollt mir die billig thun oder ihr hättet mich bei meinem vorigen Bisthum lassen sollen.“ Da sich einmal Bischof und Rath verbunden hatten, gemeinschaftlich für einen Mann gegen König Georg zu stehen, so konnte der Bischof auch mit Recht auf die Erfüllung der gegebenen Zusage dringen.

Es ist eine gegründete psychologische Erscheinung, daß diejenigen am ersten ermatten und in ihrem Eifer nachlassen, welche im Anfange eine Sache bis zur Erschöpfung angreifen. Bei dem nunmehrigen Bischof Rudolph trat noch der Umstand hinzu, daß er bei der äußersten Anstrengung keinen Erfolg vor Augen sah, und sich immer um das Bisthum mehr als um die Welthandel bekümmern mußte, wodurch er sich vielen Verdruß und manche Vorwürfe der Breslauer zuzog.

Dem Könige Georg konnte, so unangenehm ihm auch der Tod des Bischofs Jakobus war, die jetzige Veränderung nur erwünscht sein; der Erfolg lehrte es.

Der schlesische Bund schickte im Anfange des Jahres 1468 eine neue Gesandtschaft an den Papst und ließ ihn um die längst versprochene Hülfe gegen die Ketzer bitten. Der Papst antwortete demselben, daß er

für das Königreich Böhmen bereits einen Herrn bestimmt habe. Er brachte den Kaiser Friedrich III. durch Religionsgründe dahin, daß er dem Könige Georg und dessen Söhnen, ungeachtet der großen Verbindlichkeiten, die er dieser Königsfamilie schuldig war, die ertheilten Reichslehne und Regalien wieder abzunehmen versuchte. Die deutschen Reichsstände und den König von Ungarn zog er dabei in das päpstliche Interesse und trug ihnen den Krieg gegen das kaiserliche Böhmen auf.

Als sich Georg von den offenbaren Feindseligkeiten des Kaisers überzeugte, erklärte er ihm den Krieg und schickte seinen Sohn, den Herzog Victorin, mit einem Heere nach Oesterreich. Der Kaiser wurde hart bedrängt und nahm die Hülfe des Königs Matthias in Anspruch, welcher mit einem starken, eben versammelten Heere zu den Kaiserlichen stieß und die Böhmen vertrieb. In Trebiz wurde Victorin eingeschlossen und konnte sich nur mit einem großen Verlust durchschlagen, nachdem ihm sein Vater, König Georg, mit starker Kriegsmacht zu Hülfe geeilt war.

Ohne förmliche Kriegserklärung drang Matthias in Mähren ein, und bemächtigte sich des größten Theiles dieses Landes. Er schrieb den Verbündeten, den mit Georg bis Himmelfahrt bedungenen Waffenstillstand aufzukündigen, und ermahnte namentlich die Breslauer, mit all ihrer Macht zu ihm zu stoßen. Man beeilte sich nun, den Waffenstillstand aufzukündigen, die geforderte Hülfe konnte aber nicht geleistet werden, da zuvörderst Schlesien von den Böhmen, welche sich in den einzelnen festen Schlössern verschanzt, gesäubert werden mußte. Auf eine

gleiche Aufforderung des Kaisers, dem Mathias ein Hülfsheer zu senden, berief zwar der Bischof die schlesischen Fürsten und Stände zu einem allgemeinen Landtage, welcher am 1. Mai 1468 zu Breslau stattfand, dessen Endresultat aber ungünstig ausfiel. Man hatte sich viel von der Wirkung des kaiserlichen Briefes versprochen, einige Fürsten aber wollten von der Sache gar nichts wissen. Auch der Bischof wollte von großen Kriegsrüstungen nichts wissen, da die Einkünfte des verschuldeten Bisthums nicht ausreichten; und somit blieb die Last des Krieges den Breslauern allein. Auch das Interdict, womit die einzelnen Städte der säumigen Fürsten belegt wurden, vermochte letztere nicht zur Hülfleistung dem Bunde zu bewegen.

Die Fackel des Krieges wurde nun von Neuem über das unglückliche Land geschleudert, und dem fanatischen Gebahren der Hauptstadt zu Genüge mit der Verwüstung der vaterländischen Fluren fortgeführt. Mit Hülfe der Breslauer belagerten die Schweidnitzer am 9. Mai das besetzte Schloß und die Stadt Volkshain. Die Stadt ergab sich schon nach wenigen Tagen, dagegen wehrte sich die böhmische Besatzung im Schlosse männiglich. Eine aus Schweidnitz herbeigeschaffte große Büchse, jedoch ohne Munition, war allerdings zwecklos, dagegen führten die Breslauer welche die Bürde des Krieges fast allein tragen mußten, einen großen Mörser bei sich, welcher die erwünschte Wirkung hervorbrachte, denn die Besatzung ergab sich am 23. Juni den Schweidnitzern, nicht den Breslauern, und zog mit ihrer Habe frei ab.

In der Pfingstwoche fiel eine Schaar

von 1200 Böhmen in das Meißesche und brannte Weidenau ab, wurde aber von den Meißern mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Während man in Breslau damit zu Rathe ging, wie man das stark besetzte und besetzte Schloß Münsterberg wieder gewinnen könnte, zündete die Besatzung das Schloß selbst an und flüchtete nach Glatz. Die Abbrennung der Stadt hatten die Bürger nur durch großen Ernst und Geschenke abgewehrt. Der Bischof, im Verein mit den Breslauern, sandte nun sein Volk dahin ab, nahm Besitz von dem Schlosse und der Stadt, ließ sich huldigen, besetzte die Stadt und stellte das Schloß wieder in Vertheidigungszustand.

Frankenstein wurde am 16. September nach harter Belagerung von dem 11,000 Mann starken Bundesheere genommen. Das Schloß, welches man anfangs zu schleifen Willens war, übergab man nach gepflogenen Rathe dem Schweidnitzschen Hauptmann, Ulrich von Hasenburg, als Eigenthum, nebst einem Geschenk von 900 Dukaten und hinreichenden Lebensmitteln, um es hinreichend besetzen und wiederherstellen zu können.

Herzog Heinrich von Freistadt, damals der mächtigste Fürst in Schlesien, verband sich mit den Lausitzern und den Sechsstädten, da er sich von der Unbeständigkeit der Schlesier überzeugt hatte und die Breslauer ihm zu entfernt waren, um zu ihnen zu stoßen. Das versammelte Heer bestand aus 7000 Mann zu Fuß, und gegen 1000 Reifigen. In der Pfingstwoche waren sie in Böhmen eingedrungen, zu einer Zeit, als Georg in Mähren beschäftigt war. Mit

Schauder erzählt man die Unmenschlichkeiten, die von diesem Bundesheere verübt wurden: Raub, Mord, Plünderung waren in seinem Gefolge, weder Frauen noch Jungfrauen, Greise noch Kinder wurden geschont, sondern alles ohne Unterschied niedergemetzelt, entehrt oder grausam gemartert. Doch der Himmel selbst schien diese abscheulichen Gräuelt nicht ungestraft hingehen zu lassen, denn das Heer wurde vom böhmischen Hauptmann von Michelsberg an der Iser völlig aufs Haupt geschlagen; ein Theil kam in den Gewässern der abgestochenen Teiche ums Leben, nur Wenige sahen ihre Heimath wieder.

Goyerswerda wurde nach einer fast ein Jahr langen Belagerung, am 10. September übergeben und geschleift.

Bei der Belagerung von Frankenstein hatte man die Hilfe aller schlesischen Fürsten aufgeböten, und im Weigerungsfalle ihnen mit Fehde gedroht. Mächtiger noch war die Drohung des Kaisers, welcher den Fürsten gebot, bei Strafe der Acht und Verlust aller fürstlichen Lehen, den Bund zu unterstützen. Die Fürsten ließen sich in ihrer lethargischen Ruhe nicht stören, das Unrechtmäßige des Krieges einsehend. Nur die Herzöge von Liegnitz, Dels und Wohlau ließen sich nach vielen Bitten und Ermahnungen bewegen, dem Könige Georg Absagebriefe zu schicken, um wenigstens von dem über sie verhängten Banne loszukommen; von einer thätigen Hilfe mochten sie aber nichts wissen, sondern verhielten sich ruhig. Die Mahnung des Kaisers wurde am 23. November wiederholt, und von Neuem mit Acht und Oberacht, mit Verlasterkelung aller und jeglicher Regalien,

Privilegien, Gnaden und Freiheiten den Fürsten gedroht, wenn sie nicht nach all ihren Kräften gegen Podiebrad ziehen und die Breslauer unterstützen würden, aber es blieb fruchtlos.

Matthias drang indessen bis in Böhmen vor, wurde aber bei dem Dorfe Semetitsky unweit Czaslau so eng von Georg eingeschlossen, daß sein Untergang gewiß war, wenn nicht Georg, mit Rücksicht auf seine Verwandtschaft, die angebotenen Unterhandlungen, in denen auf einen Waffenstillstand und Erstattung der Kriegskosten von Seiten des Ungars angetragen war, angenommen und ihm freien Abzug gegeben hätte; denn Georg hoffte, es würde zu einem dauernden Frieden kommen. Allein kaum war er aus der drohenden Gefahr befreit, so fing er die Feindseligkeiten von Neuem an und spottete des Böhmen, als dieser ihm seine Wortbrüchigkeit vorwarf.

Die rohe und gemeine Denkungsart zeigte Matthias auch bei der Gelegenheit, als die polnischen Gesandten, welche noch immer auf Wiedereherstellung des Friedens bedacht waren, eine Zusammenkunft zwischen ihm und Georg (1469) bei Olmütz, wo beide Heere lagerten, veranstalteten. Statt seinen Gegner, welcher ihm einen Armbrustschuß entgegenkam, zu empfangen, prallte er zurück und stieg vor seinem eigenen Zelte ab. Die Unterhandlung wurde zwar von Seiten Georgs abgebrochen, weil er einsah, daß Matthias nur deshalb eine Zusammenberufung der Stände gewünscht, um sie in sein Interesse zu ziehen, es wurde aber durch die Prinzen Viktorin und Heinrich, und die Herzöge Konrad von Dels und Przemislaw von Teschen ein Waffenstillstand

der bis zum Jahreschluß dauern sollte, zu Stande gebracht. Bei dieser Gelegenheit nahmen es die polnischen Gesandten im Interesse ihres Königs sehr übel auf, daß die katholische Parthei den Matthias zum Könige von Böhmen wählen wollte, da Kasimir das nächste Anrecht auf die böhmische Krone hatte, und sie beschwerten sich deshalb bei Georg, der ihnen lächelnd die Antwort gab: Wenn man hier noch einen König von Böhmen macht, so wollen wir zu Prag noch die vier Prinzen Kasimirs dazu krönen lassen und dann wird Böhmen sechs Könige haben.

In der Zeit des Waffenstillstandes trugen die Böhmen und Mährer dem Könige Matthias wiederholt das Königreich Böhmen an, und baten ihn, ihr und der Krone Beschützer zu sein. Einmal hatte er das Anerbieten ausgeschlagen, endlich aber willigte er darein und ließ sich am 3. Mai 1469 zu Olmütz öffentlich als König von Böhmen proclamiren. Sofort besetzte er auch die hohen Staatsämter in Böhmen, sandte Briefe an alle Fürsten in Schlesien, worin er ihnen seine Erwählung verkündete und auf Vitus einen Landtag zu Breslau ansetzte.

In Breslau entstand bei dieser Nachricht große Freude, man feierte den Tag derselben mit Trinkgelagen, Freudenfeuern, Tänzen, Lobgesängen und Glockenläuten.

Am 26. Mai hielt Matthias mit seinem zahlreichen Gefolge den feierlichen Einzug in Breslau und empfing am 31. Mai die Huldigung. Von den schlesischen Herzögen, welche nach und nach zur Huldigung sich einfanden und den Eid der Treue in Gegenwart des Legaten und eines Notars

ableisteten, werden zwölf genannt; Balthasar von Sagan und sein Bruder Johann von Prieß, welcher nothgedrungen Georg verlassen hatte, Heinrich XI. von Freistadt, Sohn Heinrich X., welcher Ende 1467 gestorben war, Friedrich von Liegnitz, König Georgs Schwiegersohn, die beiden Konrade von Wohlau und Dels, von denen der zweite, Konrad VII. der Schwarze, zwar einige Schwierigkeiten machte, indem er seine doppelte Verpflichtung gegen Georg als Fürst und als Geheimrath vor schützte und mit Ehren nicht loszukommen vermeinte, durch ein schlagendes Witzwort des Bischofs von Ferrara aber andern Sinnes wurde. (Denn der Bischof erwiderte auf seine letzte Einwendung: Herr Fürst, Euch geht es wie jener Dirne im Sündenhaufe, der ihre Freundinnen vorstellten, dasselbe zu verlassen und ein ordentliches Leben anzufangen. „Gern wollte ich das schändliche Haus verlassen, wenn ich nur mit Ehren herauszukommen wüßte!“ Es entstand Gelächter, Konrad erröthete und huldigte.) Ferner: Wenzel von Rybnik, Johann von Gleiwitz, Johann von Leobschütz, Nikolaus von Oppeln und Anna von Gölley seit dem im Jahre 1463 erfolgten Tode ihres Gemals, Bladdislaw von Teschen-Glogau, Besitzerin der Hälfte von Glogau. Schlesien hatte nun einen König, den es angenommen zu haben in der Folge zu dauern hatte. Seine ersten Absichten kamen den Breslauer Bürgern sehr unerwartet; denn er erließ sogleich den Befehl, daß bei Verlust des Leibes und des Gutes jeder Handwerker sein Gewerbe abwarten und sich nicht in die Angelegenheiten der Stadt mischen solle, auch wurden auf sein Geheiß

die beiden vertriebenen Rathsglieder Steinkeller und Beyer, wieder eingesetzt. Die abgetretene Hauptmannschaft übergab er dem Hauptmann Hanns von Heyda zu Schlanitz. Zugleich beendete er den Lehnstreit zwischen dem Fürstenthum Liegnitz und der Krone, indem er den Herzog Friedrich I. auf Ansuchen des Kurfürsten von Brandenburg mit Liegnitz vollkommen belehnte.

Matthias verließ am 5. Juli die Stadt Breslau, nachdem er ihre Privilegien bestätigt und neue versprochen hatte. Die Schweidnitzer und Jauerer hatten zu Schweidnitz eine Separathuldigung geleistet, und die oberschlesischen Fürsten folgten dem Könige nach Ulmütz, wo sie sich besonders verbindlich machten, im Falle Matthias unbeerbt stirbe, dem nachfolgenden Könige in Böhmen nur dann erst zu huldigen, wenn er an die Krone von Ungarn 400,000 Dukaten für die Auslösung Schlesiens gezahlt haben würde.

Bei einer solchen Lage der Sache fühlte sich Georg zur Haltung des Waffenstillstandes nicht mehr verpflichtet und schickte deshalb seinen Sohn Viktorin mit einem Heere nach Mähren, während er selbst einzelne von der katholischen Parthei in Böhmen besetzte Schlösser belagerte, und von Glatz aus das Land Schlesien mit der gefürchtesten Grausamkeit verheeren ließ.

Indessen wurde Viktorin am 29. Juli in Mähren gefangen und von seinem Schwager nach Ungarn geführt, wo er zwei Jahre schmachtete.

Der Krieg, welcher in Verheerung der Ländereien und Dörfer bestand, wurde nun von den Gegnern mit noch größerem

Eifer betrieben, denn Georg, vom Schicksal hart verfolgt, verlor nicht seinen Muth, standhaft gedachte er seine Religion und seine Krone zu vertheidigen. Die Gläher plünderten am 8. August die Gegend um Reichenbach und Schweidnitz, trieben alles Vieh hinweg und machten viel Gefangene. Ein anderes Heer unter Anführung des Prinzen Heinrich verwüstete auf das Schrecklichste die Gegend um Lauban, Bunzlau, Goldberg, Friedland und Seidenberg. Die Breslauer sammelten 250 Reiter und eine Anzahl Fußvolk, zu welchem der ungarische Hauptmann Franz von Hag mit 400 Pferden und 300 Trabanten stieß, wodurch der Feind wieder vertrieben wurde.

Die Besitzungen des Bisthums wurden um 1199 Gulden gebrandschaft. Franz von Hag stürmte mit den Breslauern das Städtchen Nachod, wurde aber mit Schande und Schaden zurückgeschlagen, verlor 50 Mann und 100 wurden verwundet.

Am 7. September kam Prinz Heinrich mit seinem Haufen vor Lauban an und lagerte sich auf dem Kapellenberge. Die muthigen Bürger hatten indeß die Vorstadt abgebrannt und beschloßen die Stadt aufs Aeupferste zu vertheidigen. Selbst die Frauen und Jungfrauen legten Hand ans Werk; ihnen war die Verwahrung der Dächer übergeben worden, für den Fall, daß mit brennenden Pfeilen geschossen würde. Durch heftiges Schießen aus der Stadt wurden die Feinde bewogen ihr Lager entfernter, und zwar in der Nähe der Schreibermühle aufzuschlagen. Als aber eines Morgens ein so dichter Nebel fiel, daß ein Theil den andern nicht erkennen konnte, fürchteten die Feinde einen Ueberfall und brachen ei-

lends wieder auf, einen Theil der gemachten Beute zurücklassend. Von hier aus wandten sie sich nach Bunzlau, wo sie sich mit einigen Fässern Bieres abfinden ließen. Bettendorf schakten sie um 10 Gulden und von jedem Sibel noch besonders drei Pölschen.

Schlesien befand sich in einem höchst beklagenswerthen Zustande, nichts als Rauben, Morden, Brennen und Fangen. Was die Feinde nicht thaten, vollbrachten die Freunde auf den Namen der Feinde; keine Strafe war mehr sicher. Dazu kam noch der harte Winter von 1469 bis 1470, in dem namentlich im Troppauschen, Münsterbergischen, Frankensteinischen und Gläzischen viele tausend Menschen, denen ihre Güter und Höfe abgebrannt waren, vor Frost umkamen. Viele Einwohner zu Breslau verdarben, viele zogen anders wohin, ihre Nahrung zu suchen. Die Breslauer erinnerten sich lebhaft und nicht ohne innere Vorwürfe der Reden des Bischofs Jobokus und des Bischofs Prothasius, welche unablässig zum Frieden riefen, da ihnen die Macht der Böhmen bekannt war. Das gemeine Volk beklagte, daß man dem Rathe nicht gefolgt. Man schrie und schimpfte auf die Prediger und Geistlichen als die Urheber dieses Elends, indem sie das Volk verführt hätten; sie, die jetzt selbst große Verluste erlitten, verwandelten ihre Sprache und hielten bei dem Volke an, Gott um einen Frieden zu bitten, dessen man früher nicht gedenken durfte, wollte man nicht für einen Freund der Keker oder einen Keker selbst gehalten werden. Auf dem Landtage zu Trebnitz (10. Januar 1470) wurde unter dem Vorsitze der Herzog von Nels und Wohlau viel über einen zu schließenden

Frieden verhandelt, alle fühlten sich geneigt dazu, und man war nahe daran, eine Gesandtschaft an Georg zu schicken, ihn um Verzeihung zu bitten, aber die Breslauer hielten es unter ihrer Würde, den dem Könige Matthias geleisteten Eid zu brechen, und so blieb Alles beim Alten.

Im Frühjahr 1470 eröffnete Matthias einen neuen Feldzug gegen Podiebrad; Alles wurde aufgeboten, um ein ansehnliches Heer zusammen zu bringen. Die Schlesier stellten ein Hülfscorps. Die Stärke der einzelnen Contingente giebt das ungefähre Verhältniß der Macht der damaligen Fürsten; denn es stellten: der Bischof 100 Pferde und 200 Fußknechte, Herzog Friedrich von Liegnitz 200 Pferde und 400 Fußknechte, Herzog Heinrich XI. von Freistadt 100 Pferde und 200 Fußknechte, die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer 200 Pferde und 400 Fußknechte, die beiden Konrade von Nels und Wohlau 75 Pferde und 150 Fußknechte, Herzog Balthasar 15 Pferde und 30 Fußknechte, die Herzogin Anna von Glogau 30 Pferde und 60 Fußknechte. Herzog Nikolaus von Oppeln sollte 100 Pferde und 200 Fußknechte schicken, brauchte sie aber zu seiner eigenen Bertheidigung. Von der Stadt Breslau verlangten die königlichen Räte ein eigenes, bedeutendes Heer, da die Stadt 20,000 Mann ins Feld zu stellen versprochen, sie brachte aber nicht mehr als 200 Reiter und 400 Fußknechte auf.

Die vereinten schlesischen Contingente, bestehend aus zusammen 920 Reitern und 1840 Fußgängern vereinigten sich in Mähren mit dem Heere des Königs Matthias, welcher nun bei Chrudin in Böhmen ein-

brach und das Land auf eine nie gehörte Weise verwüstete. Der Zeitgenosse Eschenloer giebt die Zahl der eingekerkerten Flecken und Dörfer auf 1100 an, hinzufügend, daß die Böhmen geglaubt hätten, der jüngste Tag wäre gekommen. Georg, welcher sich zu Troppau aufhielt, eilte auf die Nachricht dieser Schrecknisse seinen Feinden entgegen und schickte eine Gesandtschaft an Matthias, welche sich aber, des zugesicherten Geleits ungeachtet nicht getraute, persönlich mit ihm zu unterhandeln, sondern ihm schriftlich im Namen Georgs einen Zweikampf oder eine Schlacht zur Entscheidung dieses schrecklichen Krieges anbot.

In dem Schreiben an Matthias heißt es: „Unser gnädiger Herr der König läßt Ew. Majestät kund thun: Obgleich Ew. Gnaden wider Seine königliche Gnade wider Gott und Recht Gewalt gethan und sein Reich angegriffen mit Mord, Brand und mancherlei Schaden, auch einige von seinen und seiner Unterthanen Länden weggenommen und sich zugeeignet und zwar unbewahret Eurer Ehre ohne Entfagung; ingleichen alle Verbindung und Freundschaft auf die Seite gesetzt, so ist dennoch unser gnädiger Herr aus Mitleiden über das Blut der Christen und über die grausam verübten und noch zu besorgenden Schaden geneigt, mit Ew. Gnaden einen beständigen Frieden zu machen, doch unter der Bedingung, daß Ew. Gnaden bald aus unsers gnädigen Herrn Lände ziehe und Alles das wieder abtrete, was zur Krone zu Böhmen gehört. — Wollte Ew. Gnaden keinen Frieden mit unserm Könige eingehen, sondern mit Vergießung des unschuldigen Christenbluts und Verwüstung des Reichs fort-

fahren, so läßt Euch unser König ferner sagen, daß er aus Erbarmen darüber, besonders über die niedergemetzelten Kinder und Weiber, auch über die geschändeten Frauen und Jungfrauen sein Leben an Euer Leben setzen, und mit Ew. Gnaden allein sechten will, an einer bequemen Stelle zwischen beiden Armeen mit gleicher Wehr und Harnisch; da aber unser Herr schweren Leibes ist, so soll der Ort enge eingeschlossen sein, damit einer dem andern nicht entweichen kann. Wird dann Gott verhängen, daß Ew. Gnaden unsern Herrn überwindet, so möget Ihr mit ihm machen, was ihr wollet; desgleichen so Gott unserm Könige helfen würde, daß er Ew. Gnaden besiegt, daß er auch mit Euch vornehmen kann, was er will. Wolle Ew. Gnaden auch dieses nicht annehmen, sondern den langdauernden Krieg fortsetzen, davon nur Gott den Ausgang weiß, so bietet der König Ew. Gnaden an einem schicklichen Orte eine Feldschlacht an, und will vier Tage warten, an welchen er Niemand wehren will, zu Ew. Gnaden zu stoßen, wie er das auch von Euch verlangt, dadurch ebenfalls Friede bewirkt werden möchte. Unser König begehrt nichts mehr, denn daß Gott dem Gerechten helfe, und bittet sich hierauf baldige Antwort.“

Die Antwort des Matthias war höchst unbestimmt; er lehnte weder das eine noch das andere ab, noch erklärte er sich bestimmt dafür. Den Frieden wollte er eingehen, wenn ihm Georg Böhmen abtrete und seiner Gnade lebe. „Euer Herr fordert uns zu einem Kampfe heraus, lautet die Antwort; das haben wir begehret, freuen uns auch darauf, und wiewohl es mit uns als

einem christlichen Könige anders als mit Eurem Herrn beschaffen, der des Reiches entsezt und beraubt ist, so getrauen wir doch Gott, dessen heilige Sache wir führen, er werde solches gegen Euren Herrn nicht ansehen. Wir wollen mit ihm kämpfen, nicht an einem engen Orte wie ihr schreibt, so wie geringe Leute zu thun pflegen, sondern wie es einem christlichen Könige geziemt, nach ritterlicher Weise. Was aber der Frauen und Jungfrauen betrifft, welche ihr uns, unserm Heere, unsrer Ritterschaft und guten Leuten vorrückt, so wisset, daß wir uns in solchen Zeiten jederzeit ehrbarlich gehalten und die jungfräuliche Ehre beschirmt haben, und wir sind um ihrentwillen als ein junger Mann allezeit fröhlich!"

Georg rechtfertigte sich in einem Schreiben an die ungarischen Magnaten und stellte ihnen gleichzeitig die Feigherzigkeit ihres Königs vor Augen, der weder den Zweikampf noch eine Schlacht annehmen möchte. Die Ungarn, welche der auswärtigen Handel müde waren, fanden hierin einen Stoff, ihren Unwillen durch eine Empörung laut werden zu lassen, wodurch sich Matthias genöthigt sah, mit der Reiterei in sein Königreich zurückzukehren.

Die Schlesier waren über diesen Rückzug, wodurch sie ihrer Hülflosigkeit überlassen wurden, höchst niedergeschlagen; die Breslauer geriethen fast in Verzweiflung. Diese mußten am meisten leiden. Die Unterhaltung der Soldner und Kriegsrüstungen, welche in der letzten Zeit 10,000 Dukaten gekostet, erschöpfte ihre Kräfte. Die Böhmen wiederholten ihre Einfälle in Schlesien und machten das ganze Land unsicher,

wodurch der weitverbreitete Handel der Stadt Breslau in gänzlichen Verfall gerieth; besonders gefährlich waren die Schloßherren auf Volkenhain, Lähnhaus, Nimmersatt und Kynast, welche in ihren Burgen die geraubten Kaufmannsgüter der Breslauer verbargen, ohne daß man sie zur Rechenschaft ziehen konnte.

Bei diesem Drange allgemeiner Noth, schrieb der Bischof einen Landtag nach Breslau aus, zu welchem alle Fürsten und schlesischen Stände vorgeladen wurden. Es herrschte bei den Versammelten gemeinsam die Stimmung für den Frieden und es wurde beschlossen, den Herzog Konrad von Dels als Gesandten an den König Georg zu schicken, ihn um Frieden zu bitten. Den König Matthias wollte man fahren lassen. Ehe dieser Plan aber zur Ausführung kam, änderte man, wegen Anlangung günstiger Nachrichten aus Ungarn, die Gesinnung, und die Gesandtschaft wurde statt nach Böhmen, nach Ofen an den König Matthias geschickt, ihn um Abhelfung der drückenden Noth zu bitten.

Die erbetene Hülfe erschien nicht, dagegen vermehrten sich außer andern die Bedrückungen des Breslauer Landeshauptmanns, Hanns von der Heide. Als sich die Konsuln seinen Erpressungen widersetzen, reiste der Hauptmann nach Ofen und trug dem Könige seine Beschwerde vor; da er kein Geld mitbrachte, vielmehr Ausfälle angeben mußte, setzte ihn dieser ab und übergab die Hauptmannschaft den Rathmannen. In den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer wurde Ulrich von Hasenburg ab und Franz von Hag zum Hauptmann eingesetzt.

Als Beweis seiner königlichen Guld gab König Matthias den Breslauern auf ihren Wunsch eine neue Münze, weil das böhmische Münzwesen ganz in Verfall gerathen, denn der Dukaten war allmählig bis auf den Preis von 40 böhmischen Groschen gestiegen. Er bestimmte diesen Preis als gesetzmäßig und ließ 120 böhmische Groschen auf eine Mark, 12 Heller auf einen Groschen und auch halbe Groschen schlagen. Als nun die neu geprägte Münze ausgegeben wurde, weigerten sich die Nachbarn der Breslauer, obgleich sie es dem Könige zugesagt, das neue Geld anders als 60 Groschen für einen Dukaten anzunehmen. Aus Grund dieses Mißverhältnisses kam kein Getreide auf den Markt zu Breslau, Bäcker und Kretschmer konnten nicht mehr arbeiten, wodurch Noth und Aufruhr entstanden wäre, wenn nicht der Rath den Verruf der alten Münze aufgehoben hätte; weil insbesondere von der neuen Münze so wenig vorhanden war, daß nicht ein kleines Dorf mit derselben, geschweige eine Stadt, ausgereicht haben würde. Der König ließ hierauf die Münzmeister absetzen und bestrafen und übergab die Münze hinfort dem Rathe der Stadt.

Dem traurigen Zustande Schlesiens schien der unerwartete Tod des Königs von Böhmen eine andere Richtung geben zu wollen. König Georg, dem die ewige

Gerechtigkeit nach vielen herben Kämpfen mit dem Schicksal den Triumph der endlichen Anerkennung seiner Verdienste zu bereiten schien, starb am 22. März 1471 im 51sten Jahre seines Alters; nachdem er noch kurz vorher, wohl einsehend, daß keiner seiner Söhne den Thron würde behaupten können, während ihm aber auch der Gedanke unerträglich war, den Matthias zum Nachfolger zu haben, den böhmischen Ständen auf einem Reichstage den polnischen Prinzen Wladislaw, einen Sohn Kasimirs, der von mütterlicher Seite von Albert II. und Karl IV. abstammte, zum Könige von Böhmen empfohlen.

König Georg Vodiebrad war ein Mann, dem sein großer Geist, sein aufgeklärter Kopf, sein entschlossener Muth, sein trefflicher Gemüthscharakter und seine Beharrlichkeit an dem, was er für Wahrheit erkannte, eine Stelle unter den vorzüglichsten Menschen geben und stets erhalten werden. Er war eine Zierde des Thrones, auf den er sich bei seinen Widerwärtigkeiten nur allein durch sein Verdienst geschwungen. Er war ein so großer Freund des Friedens; den er aber ob der unverthilgbaren Rachsucht seiner böswilligen Feinde nicht erringen konnte, ungeachtet er ihnen nie etwas zu Leide gethan. Seinen Ruhm bewahrt das Buch der Geschichte für die Nachwelt.

Herzöge in Oberschlesien.

Die Zerstückelung des Gebiets von Oberschlesien erreichte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Culminati-

onspunkt und schmolz eben so schnell wieder zu einem Ganzen, durch das Aussterben der Pfaffen, zusammen.

Dppeln.

Von den vier Söhnen Bolesław IV. zu Dppeln (gest. 1382), war Bernhard 1460, Johann, Bischof zu Wladislaw, 1421 und Heinrich, Herzog zu Falkenberg, 1394 gestorben.

Bolesław V., der ältere Bruder hinterließ bei seinem 1437 erfolgten Tode drei Söhne: Johann, Bolesław VI., und Nikolaus I.

Johann, erklärte sich in den Unruhen nach Georg Podiebrads Tode für Kasimir von Polen, und erkannte ihn als König von Böhmen, wofür er von Matthias von Ungarn mit 40,000 Dukaten gestraft wurde. -- Bolesław VI. Mirabilis (gest. 1460), mischte sich in die polnischen Grenzstreitigkeiten, suchte des Landeshauptmann Assenheimers Tod an den Breslauern durch Verwüstungen (1446) zu rächen, trat auf Georgs von Böhmen Seite und nahm 1459 an der Belagerung von Breslau-Theil. Der dritte Bruder, Nikolaus I. regierte zu Dppeln ungetheilt bis 1486. Von seiner Gemalin Elisabeth, einer brandenburgischen Prinzessin hinterließ er zwei Söhne: Johann und Nikolaus II.

Letzterer wurde wegen seiner aufbrausenden Hitze zu Meisse, wo er sich auf dem Fürstentage mit dem Bischof von Breslau und Herzog Kasimir von Teschen entzweite und beide verwundete, 1497 enthauptet.

Johann blieb nun im alleinigen Besitze des Fürstenthums Dppeln. Er schloß eine Erbverbrüderung mit dem Herzoge Valentin zu Ratibor, und beide mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg. Auf diese Weise kam Johann (1521) in den Besitz von Ratibor, starb aber 1532 als der Letzte sei-

nes Stammes, worauf dieses Fürstenthum an Brandenburg hätte fallen sollen, aber vom Kaiser Ferdinand I., welcher Einwendungen gegen die Erbverbrüderung machte, in Besitz genommen wurde.

Troppau — Ratibor.

Auf Johann I., welcher sich einen Herzog von Troppau und Ratibor schrieb, folgte Johann II., welcher die Herzöge Nikolaus (gest. 1452) und Wenzel (gest. 1457) zu Erben hatte.

Nikolaus V. hinterließ als Erben zwei Söhne, den Herzog Johann III. zu Jägerndorf (gest. 1483), welcher 1475 beim Könige Matthias in Ungnade fiel, weil er im Verdacht war, daß er sich für Polen erklärt hätte, und den Herzog Wenzel zu Rybnik, welcher sich wegen seines Blödsinnes nicht für die Regierung schickte. Rybnik nahm König Matthias in Beschlag und Jägerndorf kam durch Heirath der Schwester dieser Herzöge, Barbara, an das Schellenbergische Haus.

In Ratibor war auf Herzog Wenzel (gest. 1475) Johann IV. gefolgt, welcher die beiden Brüder Nikolaus (gest. 1506) und Valentin (gest. 1521), als Erben hinterließ. Da sie keine Nachkommen hatten, so schloß Valentin die bekannte Erbverbrüderung mit dem Herzoge Johann von Dppeln. Tesch.

Kasimir III. hatte (1358) zwei Söhne hinterlassen, Przemislaw I. und Semovit.

Przemislaw folgte dem Vater in der Regierung; er stand bei den Königen von Böhmen in großem Ansehn, und hielt sich die längste Zeit an ihren Höfen auf.

Er starb 1410, nachdem er seine Fürstenthümer unter seine, mit Katharina, einer Liegnitzer Prinzessin, gezeugten Söhne, Przymisław II. und Bolesław dergestalt getheilt, daß der ältere Bolesław Teschen, Groß-Glogau, Gubrau und die Hälfte von Beuthen; der jüngere Przymisław aber, welcher von einem böhmischen Edelmann, Orzan, ermordet wurde*), die Besitzungen Aufschwitz, Zator, Kenty und Seipusch bekam. Er war ein kluger, gewandter und rechtlicher Staatsmann.

Von Przymisław bildete sich die Aufschwitzsche Linie. Sein Sohn Kasimir hinterließ (1433) drei Söhne; Wenzel, Herzog zu Zator, und Johann zu Aufschwitz verkauften ihre Anthelle an Polen; der dritte Bruder Przymisław war Herzog zu Tost.

Herzog Bolesław I. oder Volko zu Teschen zeugte mit einer Tochter des Herzogs Algerd von Lithauen vier Söhne: Wenzel, Bolesław, Wladisław und Przymisław II. Er nahm 1414 Theil an dem Kriege des Königs Wladisław von Polen gegen die Preußen, und später fochten seine Kriegsvölker im Heere des Kaisers Siegismond gegen die Hussiten.

Nach dem Tode des Herzogs (1433) regierten seine vier Söhne in Gemeinschaft

mit ihrer Mutter, der Herzogin Wittve, Sophie, bis zum Jahre 1442, worauf das väterliche Erbe getheilt wurde.

Wenzel bekam das Herzogthum Teschen, Beuthen und Tarnowitz, mit dem Beding: alle von seinem Vater hinterlassenen Schulden zu tilgen, das Fürstenthum Teschen von dem mütterlichen Leibgedinge zu befreien, den zwei minderjährigen Brüdern eine bestimmte Summe zu bezahlen und die Vormundschaft über sie zu führen.

Wladisław erhielt die halbe Stadt Groß-Glogau und Gubrau. Auf die jüngsten Brüder fiel das Gebiet Severien und ein Theil von Teschen, als: Skotschau und Freistadt.

Wenzel verkaufte, wie oben bereits erwähnt, das Erbe seiner Brüder, Severien, an Polen; Bolesław von Oppeln nahm sich der Unmündigen an, worauf sie unterm 17. Februar 1445 entschädigt wurden.

Wladisław huldigte 1459 dem König Georg und nahm mit den übrigen ober-schlesischen Herzögen Theil an des Königs Zuge gegen Breslau, bei deren Bestürmung Wladisław tödtlich verwundet, 1463 kinderlos starb.

Herzog Bolesław II., der zweite Bruder, welcher in Freistadt bei Teschen wohnte und einen prächtigen Hofstaat un-

*) Dieser junge Herzog wurde 1401 auf einer Reise von Alschowlenzin nach Teschen, wohin er zum Besuch seines alten Vaters in einem Wagen fuhr, bei Gleiwitz auf Veranlassung des Herzogs Johann von Ratibor von einem Böhmen, Namens Matthias Orzan, ermordet. Der vom Schmerz tiefgebeugte Vater ließ den flüchtig gewordenen Mörder verfolgen und rächte den Tod seines erschlagenen Sohnes auf eine grausams Art. Da er des

Mörders Aufenthalt in Böhmen entdeckte, löste er ihn für eine bedeutende Summe ein, und ließ ihn unter Bedeckung von 60 geharnischten Reitern nach Teschen bringen. Hier wurde der Mörder auf ein glühend gemachtes eisernes Pferd gesetzt, durch alle Straßen und Gassen geführt und von drei Henkern so lange mit glühenden Zangen gerissen, bis er auf die erbärmlichste Art sein Leben endete.

terhielt, hinterließ eine Tochter Anna, und einen Sohn, Kasimir. Die Vormundschaft über das unmündige Geschwisterpaar führte Wenzel, welcher (1461) die ganze Erbschaft seiner Mündel um 2000 Gulden verpfändete. Die Geschichte entwirft kein rühmliches Bild von diesem Herzoge. Härte, Grausamkeit, Zanksucht, stete Verwicklung in Fehden waren die Hauptzüge seines Charakters. Rasende Insofzen, die Wenzel gegen die Nachbarn verübte, waren Ursache, daß er von verschiedenen Fürsten bekriegt wurde. Die Gegend von Sohran, Ribnik und Pleß bot ein Bild des Entsetzens und Greuels dar. Die Dörfer verbrannt und zerstört, die Bewohner entflohen, getödtet oder zur Sklaverei verurtheilt, und die festen Burgen waren in Trümmer verwandelt. Sein ärgster Gegner war Johann von Podiebrad, Herzog zu Kosel und Münsterberg.

Herzog Przemislav überlebte alle seine Brüder, und herrschte zuletzt allein über alle seine Besitzungen, jedoch nicht ganz glücklich. Er starb 1477 aus Gram, weil König Matthias, dessen treuer Anhänger er bisher gewesen, von ihm entweder einen Beitrag zu den schlesischen Kriegskosten und die Wiedergabe einer ihm früher zum Geschenk gemachten Geldsumme, oder die Abtretung der Stadt Teschen verlangte.

Sein Sohn und Nachfolger, Kasimir IV., wurde gleich anfangs in einen Krieg mit Herzog Johann von Sagan verwickelt. Vom König Wladislav von Po-

len bekam er außer dem Privilegium: das Fürstenthum Teschen gleich einem Erbeigenthum nach Willkühr verkaufen, vererben oder verschenken zu können, auch die Oberlandeshauptmannswürde auf Lebenslang; zugleich gab er ihm die Vollmacht, die so allgemein gewordenen Räuber auszurotten. Kasimir zeugte mit Johanna einer Münsterbergischen Herzogstochter zwei Söhne: Friedrich und Wenzel.

Friedrich, ein Prinz von ausgezeichneten Geistesgaben, studirte auf der hohen Schule zu Wien, wo er die Doktormürde erhielt, und stand im Jahre 1505 der Universität als Rector Magnificus vor. Zum Domdechant der Breslauer Kathedrale gewählt, begab er sich nach Bologna, um den Studien abermals obzuliegen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt trat er die Rückreise an und starb unterwegs zu Semis, wo er auch begraben liegt. Sein Bruder Wenzel vermählte sich bei Lebzeiten des Vaters mit Anna, einer brandenburgischen Prinzessin, und bekam eine Morgengabe mit ihr von 10,000 Thlen.. Er starb noch eher als sein Vater, und hinterließ seine Gemalin schwanger, die vier Wochen nach seinem Tode den Sohn Wenzel Adam (1524) gebar.

Herzog Kasimir gedachte noch vor der von dem Kaiser Ferdinand empfangenen Belohnung des Herzogthums Troppau auf Lebenslang, auch dort zu wohnen, wurde aber unvermuthet vom Tode überrascht.

Herzöge in Niederschlesien.

Münsterberg.

Nach dem 1429 erfolgten Tode des Herzogs Johann fiel das Fürstenthum Münsterberg an die Krone Böhmens, es konnte aber wegen der damaligen Unruhen kein rechter Besitz davon genommen werden. Des Herzogs Schwester Euphemia behielt es daher bis 1439; sie ließ 1438 das Kloster Heinrichau durch Siegesmund von Rachenau plündern und verwüsten, weil sie dem Abt gehässig war, da er sich bei ihrer Besitznehmung widersetzte und sie vielleicht eine Anhängerin der Hussiten war. Nun verschwindet der Name Euphemia aus der Geschichte, Münsterberg war ohne Herrn, ein Gegenstand des Raubes, bald hatten es die Bischöfe durch Hülfe der Breslauer, bald die Könige von Böhmen inne.

Die Stände wählten hierauf den Herzog Wilhelm, einen Enkelsohn Nikolaus II. zu Troppau, dessen Mutter eine Münsterbergische Prinzessin war, zum Herzoge. Dieser Vorfall in der schlesischen Geschichte ist um so merkwürdiger, als man nichts von der Einwilligung oder Bestätigung des Kaisers Friedrich, als Vormund des Königs Ladislaw von Böhmen, findet. Nach Wilhelms Tode (1452) nahm sein Bruder, Ernst, vom Münsterbergischen Besitz.

Im Jahre 1454 brachte Podiebrad das Fürstenthum Münsterberg-Frankenstein an sich und übergab es seinen Söhnen, den Fürsten Viktorin und Heinrich. Nach seinem Tode und den vielfachen Kämpfen dieser Fürstenfamilie mit den übrigen schlesischen Fürsten und dem Könige Matthias

von Ungarn behielt Heinrich Münsterberg und Frankenstein allein für sich, worüber vom Könige Wladislaw von Polen die Konfirmation erfolgte. Viktorin hinterließ zwar einen Sohn, Namens Bartholomäus, dieser nahm sich aber der Regierung wenig an, und versuchte sich nur in einigen Streifereien gegen die Breslauer, worauf er kaiserliche Kriegsdienste suchte und 1515 den 3. April starb. Heinrich regierte nun bis an seinen Tod (1498 den 24. Juni) allein.

Ihm folgten seine drei Söhne: Albrecht (bis 1511), Georg (bis 1502), und Karl (bis 1536). Alle drei Fürsten waren an drei Töchter des Herzogs Johann von Sagan vermählt.

Karl wurde 1523 Statthalter in Böhmen, und 1528 Oberlandeshauptmann in Schlesien. Die Verwaltung seiner wichtigen Ämter und der dabei geführte Aufwand, wie auch kostbare Bauten, setzten ihn in tiefe Schulden, welche seine Nachkommen von ihm erbten.

Dels-Wohlau.

Von den vier Konraden, Söhnen Konrad II. zu Dels, war Konrad VI. Bischof zu Breslau; und nur der ältere, Konrad III. der Weiße hinterließ (1451) zwei Söhne, Konrad VII. und Konrad VIII. Beide regierten anfangs gemeinschaftlich die Erblande. Nach Konrad VII. Tode verkaufte Konrad VIII. das ganze Fürstenthum an den König Matthias in Ungarn und behielt sich nur den Besitz auf Lebenszeit vor, ward aber 1475, da er in den Verdacht kam, daß er mit Johann II. von

Sagan in ein Bündniß getreten, aus seinem Fürstenthum vertrieben und erst 1490 durch König Wladislaw von Polen wieder eingesetzt. Er starb 1492 ohne Nachkommen, worauf das Fürstenthum an Böhmen fiel. König Wladislaw traf hierauf einen Tausch mit dem Herzog Heinrich von Münsterberg, welcher ihm die Güter seines Vaters in Böhmen abtrat und dafür Dels und Wohlau erhielt. Nach seinem Tode ererbte Karl I., der dritte von Heinrichs Söhnen, Dels und Wohlau.

Glogau — Sagan — Krossen.

In dem zweiten herzoglichen Antheil von Glogau folgte auf Heinrich X. dessen Sohn Heinrich XI. von Glogau und Krossen, welcher bei seinem Tode (1476) seine Gemalin, Barbara, Tochter des Churfürsten Albert von Brandenburg zur Erbin einsetzte.

Wie oben erwähnt worden, hatte Johann von Steinau die andere Hälfte von Glogau an Böhmen verkauft, die hierauf dem Herzog Kasimir von Teschen als Lehn übergeben wurde. Kasimir hinterließ diesen Antheil seinem Sohn Przemislaw I. Diesen beerbte hierauf (1410) sein Sohn Boleslaw, nach dessen Tode (1433) diesen Glogauschen Antheil sein dritter Sohn Wladislaw (bis 1463) erhielt. Derselbe hatte zur Gemalin Margareth, eine Tochter des Grafen Herrmann von Cilly, welche nach dem Tode ihres Gemals diesen Glogauer Antheil als Witthum behielt. In der Regierung aber folgte Przemislaw IV., (gest. 1477). Nach ihm regierte sein Neffe Kasimir IV., der sich auch des Widerspruchs der Wittve Margareth von Cilly ungeach-

tet von den Bürgen zu Glogau huldigen ließ. Unruhen befürchtend, überließ er seinen Antheil von Glogau (1479) dem König Matthias, der ihm dafür Tarnowitz und Kosel und außerdem noch 2000 Gulden gab. Indessen scheint er doch noch an der Regierung Theil gehabt, oder das Fürstenthum wieder besessen zu haben; denn 1491 bestätigte er verschiedene Privilegien und erklärte die älteren wegen des Fürstenthums Glogau. Von dieser Zeit an wurde die Hälfte des Glogauschen als ein Immediat-Fürstenthum angesehen und durch königliche Hauptleute verwaltet.

Der Tod des Herzogs Heinrich XI. zog inmittelst große Unruhen nach sich, indem Herzog Johann II. der Tolle, zu Priebus seine Ansprüche geltend machte. Seine ausführliche Geschichte ist weiter unten erzählt.

Herzog Johann I. zu Sagan hinterließ bei seinem Tode (1439) vier Söhne: Wenzel, Rudolph, Balthasar und Johann II. die bis 1450 gemeinschaftlich regierten. Wenzel ließ sich darauf mit Geld befriedigen, leistete Verzicht auf seinen Antheil am Fürstenthum und lebte zu Breslau als Privatmann.

Rudolph und Balthasar gingen in die Dienste des deutschen Ordens. Rudolph blieb 1454 in der Schlacht bei Runk. Balthasar nahm nach seiner Rückkehr Besitz von Sagan; Johann II., so grausam wie sein Vater, hielt zu Priebus Hof, trieb später seinen Bruder aus Sagan, derselbe wurde aber von seinem Oheim Heinrich X. wieder eingesetzt. Johann starb nach einem vielbewegten Leben, seiner Besitzungen beraubt, 1504 zu Wohlau, nachdem man ihm den Hungertod seines Bruders

Balthasar im Thurme zu Prießnitz zur Last gelegt.

Sagan hatte Johann schon 1479 für 50,000 Dukaten an den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert zu Sachsen verkauft. Herzog Albert regierte zuletzt allein das Fürstenthum und setzte einen Landeshauptmann ein. Er starb 1500 und hinterließ das Fürstenthum Sagan seinem ältern Sohne, Herzog Georg zu Sachsen, welcher 1539 starb.

Piegnitz. — Brieg.

Nach dem Tode der Herzogin Elisabeth, Gemalin Herzog Ludwig II., beanspruchte die Seitelinie zu Lüben, Heinrich IX. Enkelsohn, Herzog Johann, das Piegnitzsche. Die Stadt Piegnitz erkannte ihn nicht an, sondern huldigte dem Könige von Böhmen. Der Prätendent Johann von Lüben starb aus Gram. Später erregten die Bürger einen Aufstand gegen den Magistrat, und schickten Abgeordnete an die Herzogin Wittve Hedwig und erkannten den jungen Prinzen Friedrich I. als ihren Herrn an.

Friedrich I. hielt sich lange Zeit am Hofe des Kurfürsten Friedrich II. zu Brandenburg auf, desgleichen auch zu Prag.

Nach König Georgs Tode empfing er vom Könige Matthias von Ungarn die förmliche Belehnung seines Fürstenthums und verband Piegnitz und Brieg wieder mit einander. Er war ein löblicher Regent, baute das Schloß auf dem Gröbzigberge 1473, und löste die verpfändeten Städte Brieg, Kreuzburg und Pletschen ein. Er starb 1488.

Ueber die minderjährigen drei Prinzen Johann, Friedrich II. und Georg führte die fürstliche Wittve Ludmilla bis 1499 die Regierung. Da Johann zeitig starb, so regierten die andern beiden Brüder gemeinschaftlich bis 1503, wo sie das väterliche Erbe dergestalt theilten, daß Friedrich II. Piegnitz und Lauban, Georg I. hingegen Brieg erhielt. Nach Georgs Tode (1521) erbte er auch das Fürstenthum Brieg und vereinigte 1534 Wohlau mit Piegnitz. 1524 führte er Luthers Lehren in seinem Staate ein, gab 1537 eine neue Städteordnung und errichtete 1537 mit dem Hause Brandenburg eine Erbverbrüderung, die aber König Ferdinand 1546 als Richter seiner eigenen Sache für ungültig erklärte. Herzog Friedrich überlebte diese Kränkung nicht lange, sein Tod erfolgte 1547.

Denkwürdigkeiten.

Heldenthath des Ritters Gregor Unwirde.

In dem Verheerungskriege der Breslauer gegen den König Georg von Böhmen zeichnete sich Gregor Unwirde, ein schlesischer Ritter und Anführer der Breslauer Söldner, durch seinen kühnen Heldennuth aus. Er hatte mit dem Hauptmann der bischöflichen Truppen, Heinz Mann, einen Anschlag auf die böhmische Besatzung in Glas gemacht, welche die Gegend um Frankenstein und Münsterberg unaufhörlich beunruhigte. Da die beiden Hauptleute ihr Unternehmen nicht geheim genug hielten, so geriethen sie bald in die größte Gefahr.

In der Nacht Freitag nach Deuli brachen sie mit zweihundert Mann zu Fuß und hundertfünfzig Reitern von Patschkau, wo sie lagerten, auf. Sie nahmen ihren Zug über Wartha, um durch den dortigen Engpaß nach der Grafschaft zu gelangen. Als sie über den Warthagrund kamen, wurden sie zweimal gewarnt, weil bereits Alles verrathen wäre und die Gläker ein starkes Augenmerk auf sie hätten. Gregor Unwilde wurde bedenklich und sprach zum bischöflichen Hauptmann: Lieber Freund, wir sind mit unserm Anschlage einige Tage lang öffentlich umgegangen, die Feinde mögen dies wohl erfahren und sich verstärkt haben. Mein Rath wäre, wir gingen zurück und zögen Verstärkung an uns; ihr wißet, daß im Gläkschen viel Volk ist.

Der Hauptmann erwiderte: Hat mich der Teufel mit den Breslauschen Söldnern berathen, die immer feige Memmen sind und nichts thun; wer sich fürchtet, der ziehe heim. Ich weiß, daß uns diesen Tag Niemand aufhalten wird, denn die Feinde sind bei Georg im Heere.

Gregor Unwilde versetzte: Herr Hauptmann, spottet ja nicht gute Leute. Die Breslauer haben Söldner, deren sie sich nicht schämen dürfen, die gewiß so viel thun als ihr.

Unterdessen waren sie bis Habelschwert vorgerückt, welches sie nebst einigen Dörfern ausbrannten, plünderten und dabei viel Vieh wegtrieben.

Als sie nun wieder nach Patschkau ziehen wollten; indem auch dem Hauptmann ein Ueberfall auf die Feinde jetzt bedenklich schien, hatten ihnen diese aus Glas mit ihrer Wagenburg den Rückweg versperrt. Sie sahen die überlegene Macht der Feinde, welche aus 1000 Mann zu Fuß und 80 Reitern bestand.

Der bischöfliche Hauptmann verlor plötzlich den Muth: Lieber Gregor, sprach er zum Ritter, reite nur zu, wie sind alle verloren. Dieser erwiderte: Du wolltest ja vorhin meinen Rath nicht hören: nun wollen wir sehen, wer feig ist.

Der Hauptmann war auf die Flucht bedacht, und ließ das Fußvolk ganz still an das Gebirge hinmarschiren, so daß es Gregor nicht gewahr wurde. Jetzt war keine Zeit; sich über die Sache lange zu berathschlagen, daher sprach Gregor mit seiner Rotte: Hauptmann, es ist nicht anders, wir müssen uns mit den Feinden schlagen! Ich will mit meinen Leuten voran, nimm du die deinigen und folge mir.

Hiermit sprengte er auf die Feinde, drang in ihre Wagenburg, jagte sie heraus und war einige Zeit Meister davon. Als er sich umblickt, wird er erst gewahr, daß er allein und der flüchtige Grobssprecher, ihn im Stich lassend, auf der Flucht begriffen ist. Nachdem die Böhmen, welche gleichfalls die Flucht ergriffen, und schon eine Viertelmeile entfernt waren, merkten, daß der größte Theil der Feinde entflohen, und nur eine geringe Anzahl in der Wagenburg war, ermannten sie sich, drangen wieder vor und trieben die Breslauer aus ihrer Stellung. Unwilde, übermannt, weicht allgemach mit wehrhafter Hand und großer Beute, nebst vierundzwanzig gefattelten Pferden, die er unter die Seinigen, welche über hundert Böhmen erschlagen, theilte.

Gregor hatte überhaupt nur hundert Reiter unter seinem Befehl, welche größtentheils aus Vettern, Schwägern und Freunden bestanden, von denen dreizehn schwer verwundet, und nur einer, Johann Pilgram nebst zwei Knechten war gefangen worden.

Sein Heldenmuth im Kampfe mit einem zehnfach stärkeren Feinde wurde allgemein angestaunt und gepriesen. Es wuchs dadurch das Ansehen der Breslauer bei den übrigen Schlesiern, und diese einzige Heldenthat feuerte die Bürger zu neuen kühnen Unternehmungen an.

König Matthias von Ungarn in Breslau.

Matthias, König von Ungarn, erwählter König von Böhmen, zog im Frühjahr 1469 aus Ulmß über Reisse, wo er während der Pfingstfeiertage ruhte, zur Huldigung nach Breslau. Am 26. Mai langte er in dem Dorfe Gräbelswitz vor Breslau an, wo er auf Anrathen seines Sterndeuters verweilte, ungeachtet er Breslau noch zur Vesperzeit hätte erreichen können. Die Rathsmannen sandten ihm Weine, Fische und Bier hinaus. Am andern Tage um 21 Uhr hielt er mit 2000 wohlgeschmückten Pferden und 400 Wagen seinen glanzvollen Einzug in die Hauptstadt. Die Breslauer empfingen ihn mit großer Freude vor dem Schweidnitzer Thore, begleiteten ihn durch die Stadt, bis an die Dombücke, wo die Domgeistlichkeit seiner harrete, worauf er nach gehaltenem Gebet und Gesang in die kaiserliche Burg auf der Dominsel geführt wurde.

In seiner Begleitung befanden sich: Johannes, Erzbischof zu Gran; Johannes, Bischof zu Erlau, Sohn des Breslauer Hauptmanns Markus Beckenschläger; der päpstliche Legat, Bischof Laurenzius von Ferrara; Johannes Roch, Bischof zu Lavant; der Graf von Sulz. Des römischen Kaisers Rätbe: Zipser Waida aus Siebenbürgen; Idenko von Sternberg; Adam von Neuhaus; von Schwanburg; Jon von Hasenburg; Herold aus Mähren; Dobrisc von Ezernehora; Graf von Pfingen; Ramororsky; Grafenecker.

Außer diesen erschienen nach und nach die schlesischen Fürsten und der Landadel.

Die Huldigung geschah am 1. Juni, zu welchem Behufe an der Ecke bei dem Salzmarkt eine Tribüne errichtet war.

Um sich den Breslauern und der Geistlichkeit geneigt zu machen, nahm Matthias an mehreren kirchlichen Festen regen Antheil: den 2. Juni, am Frohnleichnamsfeste wohnte er, eines großen Regenwetters ungeachtet, der feierlichen Prozeßion bei, die durch die Stadt geführt wurde. Den seidenen Thronhimmel, unter welchem der Bischof Rudolph die goldene Monstranze mit dem Sanktissimum trug, trugen sechs Fürsten: Herzog Balthasar von Sagan, Herzog Konrad der Weiße von Wohlau, Herzog Konrad der Schwarze von Dels, Herzog Heinrich von Freistadt, Herzog Friedrich von Kegnitz und der Markgraf Hanns von Brandenburg. Hinter diesen folgte König Matthias zwischen dem Markgrafen Friedrich, Kurfürsten von Brandenburg und dem Bischof Laurenzius von Ferrara, dem päpstlichen Legaten; hierauf die übrigen anwesenden Bischöfe, Herzöge und das Gefolge des Königs.

Den 3. Juni wallfahrte er nach Trebnitz und besuchte das Grab der h. Hedwig.

Am 5. Juni ließ sich der König in dem Bischofshofe von der Geistlichkeit huldigen.

Die ganze Zeit der Anwesenheit des Monarchen war eine fast ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten, Ehrentänzen, Turniren, Stechen und Rennen, wobei sich auch Matthias selbst, zwar klein von Person, aber hurtig und stark von Leibe, ritterlich und männlich zeigte. Bei einem ritterlichen Stechen trafen Pambroth ein Pole und Söldner des Königs, und Christoph v. Polenz, ein Deutscher, im Dienste der Stadt Breslau, zusammen. Der Pole rannte dem Deutschen den Spieß durch den Leib, daß die Spitze zum Rücken herauskam. Der Verwundete stach den Polen vom Pferde durch den Schild; derselbe blieb, obgleich verwundet, auf seinem Rosse sitzen und verlor nichts von seiner Stärke.

Der König verließ am 5. Juli die Stadt. Manche Abenteuer, die er während seines Aufenthaltes in Breslau erlebt, werden von ihm erzählt, und besonders die Galanterie gegen die Damen gerühmt, deren Gunst er leicht zu gewinnen wußte.

Vierter Abschnitt.

Schlesien unter den Königen Matthias, Wladislaw, und Ludwig.

König Matthias Corvinus von Ungarn.

Von 1471 bis 1490.

Wenige Wochen nach dem Tode des Königs Georg veranstalteten die hussitischen Böhmen eine Versammlung zu Kuttenberg, die Wahl eines neuen Königs zu betreiben.

Zu dieser Wahl meldeten sich König Kasimir von Polen für seinen ältesten Sohn Wladislaw, der Kaiser Friedrich, der König Matthias, der König Ludwig von Frankreich, der Herzog Albert von Sachsen und Georgs Sohn, Herzog Heinrich von Münsterberg. Die Wahl fiel auf den schon von Georg zu seinem Nachfolger bestimmten Prinzen Wladislaw, der damals erst 15 Jahr alt war, aber die Böhmisches Sprache redete und von seinem Vater hinlängliche Unterstützung erwarten konnte, im übrigen auch durch seine Mutter Elisabeth mit den Böhmisches Kö-

nigen verwandt war. Die Wahl geschah am 27. Mai 1471.

König Matthias hatte durch ein schnelleres Handeln diese Wahl leicht hintertreiben können; jetzt, wo es zu spät war, suchte er die Protection der Kirche nach und ließ sich zu Iglau in Mähren durch die Gewalt des Papstes zum Könige von Böhmen bestätigen. Papst Sixtus bestätigte diese Bestätigung nachträglich durch den Legaten, Bischof von Ferrara.

Man sah die neuen Schrecken eines Bürgerkrieges voraus. Die Fürsten in Oberschlesien erklärten sich für Polen, die Niederschlesier, und hauptsächlich Breslau, hingen noch fest an Matthias, welcher zur Beendi-

gung des Streites auf den Ausspruch des Papstes es ankommen lassen wollte.

Um die Breslauer zu gewinnen, schickten die Polen den Gnesener Domherrn, Benedict von Lopianne als Gesandten nach Breslau. Dieser ermahnte die Stadt und das Domkapitel zur Krönung des neuwählten Königs zu erscheinen, ihn für ihren Herrn anzuerkennen und ihm den schuldigen Gehorsam zu erzeigen. Der Gesandte bezog sich auf das natürliche Erbrecht und den Anspruch der Polen auf die böhmische Krone, den sie nie ganz aufgegeben hatten.

Auf diese Unterredung wurde ein gemeinsamer Landtag zum 25. Juli ausgeschrieben. Obgleich die Breslauer kaum erwarten konnten, daß Matthias sie gegen den Feind würde schützen können, und der Bischof so wie die Stände des Fürstenthums geneigt waren, dem Könige Wladislaw zu huldigen und den Papst zu bitten, sie von der Verpflichtung gegen Matthias zu entbinden, so blieb dennoch die Stadt bei ihrer Weigerung, diesem Beschlusse beizutreten und gab dem polnischen Gesandten zur Antwort: „Wir haben große Unkosten und Mühe angewendet, Seine Majestät oder deren Erstgeborenen zur Annahme der dem Georg von Podiebrad durch den Papst abgesprochenen Krone von Böhmen zu bewegen, aber Se. Maj. hat sich geweigert und wir sind daher genöthigt worden, den König von Ungarn um Schutz gegen die Reher zu bitten. Dieser ist auch nachher einstimmig auf Veranstaltung des päpstlichen Stuhls gewählt und proklamirt worden und hat von uns die Huldigung als König von Böhmen empfangen. Wenn wir jetzt darin eine Abänderung träfen, so würden wir gewiß von Er. Hei-

ligkeit wie auch von unserm Könige, ja von allen Fürsten und rechtschaffnen Leuten als Meineidige und Treulose angesehen werden, welches uns hoffentlich der König und sein Erstgeborener nicht zumuthen wird. Darum begehren wir, daß der König geruhe, wirksame Mittel anzuwenden, daß die Sache durch den Papst und Kaiser ohne Verwüstung des Landes und ohne Blutvergießen beigelegt werde.“

Diese unverhoffte Antwort hörte der Gesandte mit vielem Verdrusse an und ließ in seiner Herberge die Drohung vernehmen: Breslau würde in kurzer Zeit in Staub und Asche liegen, belagert und zerstört werden und nicht ein Stein auf dem andern bleiben. Das Schrecken zu vermehren, kamen noch aus Polen hin und wieder Briefe an Breslauer Freunde, in welchen diese vor drohender Gefahr gewarnt wurden. Doch alles dieses vermochte nicht, den unabänderlichen Willen der Stadt zu erschüttern — man bewahrte fest die Treue gegen Matthias. Man versuchte dagegen, den König von Polen durch eine Gesandtschaft um Aufschub des Kriegs zu bitten, Kasimir kühlte sich geneigt, bis Paul Befehring einen Frieden zu schließen, und stellte die Bedingung, daß die Schlesier den König Matthias weder durch Geld noch Volk unterstützen, den Kriegsvölkern den Eingang in das Land verwehren, dagegen den Unterthanen Polens jederzeit Vorschub thun sollten.

Inzwischen hatte der Feldhauptmann Franz von Hag mit Hülfe des Bischofs, der Stadt Breslau, der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer und der Lausitzer ein Heer von 2,000 Mann zusammengebracht, welches er nach Sglau führte, w-

König Matthias Kriegsvölker lagerten. Das gegen brach Wladislaw mit 7,000 Reitern und 2,000 Fußknechten auf, begleitet von seinem Vater König Kasimir und sechs ober-schlesischen Fürsten, um durch Mähren nach Prag zu ziehen. Als er hier durch den Befehlshaber der ungarischen Truppen, Idenko von Sternburg, aufgehalten wurde, setzte er seinen Weg über Neisse und Glatz gegen Prag fort, wo er am 22. August 1471 zum Könige von Böhmen gekrönt wurde.

Während dessen war Matthias mit den mißvergnügten Ungarn beschäftigt, welche den zweiten polnischen Prinzen Kasimir zu ihrem Könige berufen hatten. Mit einem bedeutenden Heere, worunter 400 Schlesische Reiter sich befanden, welche Abraham Burggraf von Dohna und Hanns Pest, durch Beförderung des Herzogs Przemislaw von Teschen im Fürstentum Glogau aufgebracht, zog dieser nach Ungarn, wurde aber von König Matthias wieder vertrieben. Während diesen Kriegsoperationen in Ungarn schrieb Matthias den Breslauern, „sie möchten sich nicht bekümmern des unversehensfalls, Gott würde ihm aus seinen Nothen helfen;“ und schickte die beiden Herzöge, Friedrich zu Liegnitz und Johann II. von Brieg nach Schlessen zurück, mit der Aufforderung an die Breslauer, letzterem die Stadt Namslau einzuräumen, um sie als eine Grenzwehr gegen Polen zu besetzen und zu besetzen, wozu er 10,000 Gulden erhalten. Die Breslauer hatten Ursache, die Ausführung dieses Plans beim Könige zu hintertreiben, der sich auch durch eine Summe Geldes zur Rücknahme dieses Beschlusses bewegen ließ. Johann benutzte dagegen die erhaltene Summe, warb 3,000

Mann, mit welchen er, statt gegen die Polen, gegen seinen Bruder zu Sagan zog.

Unter traurigen Erwartungen verging der Herbst und brach das Neujahr 1472 an. Ein feuriger Komet, der durch vier Wochen lang am Himmel stand, und den langen dunklen Schweif anfangs gegen Abend dann gegen Mitternacht wendete, verkündete nichts Gutes. Der Winter von Michaelis bis Ostern war dem schönsten Herbst zu vergleichen. Kein Schnee war zu sehn; namentlich war zur Fastnacht eine Hitze, wie sie nur zur Johanniszeit zu sein pflegt. Gleichzeitig hub eine Theuerung an, welche um Pfingsten die höchste Höhe erreichte. Vor Mitternachten galt ein Scheffel Korn 18 Schilling Heller, zu Ostern 22 Groschen, zu Pfingsten ein Schock Weizen 1 Gulden. Aber zu Jakobi fiel das Korn wieder auf 6 gr. herab, da vor Peter und Paul die Erndte schon vorbei war.

Die Theuerung während des Winters und im Frühjahr war für das Landvolk wie für die Städte höchst drückend. Empfindlicher für Breslau, welches einerseits von den Polen, andererseits von den schlesischen Ständen, welche die Wahl des Königs Wladislaw anerkannten, heimgesucht und gebrandschaft wurde. Die Handwerker hatten keine Nahrung, die Kaufleute und Fuhrleute wurden auf allen Straßen geplündert, wobei sich Hanns Schellendorf auf Fürstenstein und Hanns Zeblich, Rochlitz genannt, auf Lehnhaus, Otto v. Parchwitz und andere Schlossherrn im Rauben und Wagenwegnehmen auszeichneten. Der Handel mit Polen, eine Hauptquelle des Wohlstandes der Breslauer, war gesperrt, ihre Jahrmärkte blieben unbefucht. Alle

Einkünfte der Stadt reichten kaum hin, den Unterhalt der Soldaten und Kriegsbedürfnisse zu bestreiten. Der mit Polen geschlossene Waffenstillstand änderte diesen traurigen Zustand nicht.

Es schien, daß Herzog Johann blos den Zeitpunkt abgewartet hätte, um zu seiner verlornen Macht und durch diese zum Besitz des an seinen Bruder Balthasar nothgedrungen abgetretenen Fürstenthums Sagan zu gelangen. Er zog nun mit seinem auf Kosten des Königs Matthias geworbenen Heere im April 1472 vor Sagan und belagerte es. Am Himmelfahrtstage, den 7. Mai, ließ er Feuerbälle und brennende Geschosse in die Stadt werfen, welche sofort an mehreren Stellen zu brennen anfing und sich verheerend über alle Häuser verbreitete. Während die Bürger mit Weib und Kind zu dem einzigen noch unversehrten Thorschen Thor hinausstürzten, das Leben zu retten, begegneten sie auf der Beberbrücke den eindringenden Feinden, welche viele von ihnen in den Fluß stürzten.

Herzog Balthasar hielt sich noch einige Tage in dem Schloße; als er aber hart bedrängt, keine Rettung sah, ergab er sich den 16. Mai dem Bruder, der ihm Sicherheit zusagte. Aber derselbe hielt nicht seine Zusage, sondern ließ Balthasar zu Priebus in den runden Thurm an der Reife gefangen setzen, wo er nach einiger Zeit aus Kummer und Gram, wegen argen Gestankes und an einer dazu geschlagenen Krankheit starb und am 15. Juli zu Sagan begraben wurde. Die Wittve des Herzogs hatte Johann ins Elend getrieben; sie hielt sich zuletzt in Glogau auf. Von diesen Nachrichten scheint

die erstere für den Charakter Johannes zwar die Nachtheiligste, aber die richtigste zu sein.

Die Glogauschen Rathsherren, die einige Jahre darauf ebenfalls durch den schrecklichen Hungertod umkamen, sagen in dem Briefe, welchen sie in dem Gefängnisse schrieben, ausdrücklich, daß Herzog Johann seinen Bruder verhungern ließ. Die Sagenschen Chroniken erzählen desgleichen: Er schickte ihn nach Priebus, ließ ihn in den ungeheuern Thurm werfen und Hungers sterben. Der Thurm, in welchem der Unglückliche saß, heißt noch heut der Hungers-thurm. Man zeigt ein kleines Zimmer in der Dicke der Mauer, 18 Ellen hoch über der Erde, worin Balthasar umgekommen sein soll. Es sind Vermuthungen, daß die an seinem Bruder verübte Frevelthat, wodurch der Herzog Johann der Abscheu seiner Zeit und der Nachwelt nothwendig trifft, nicht auf seinen Befehl vollbracht worden, sondern einem seiner Begleiter zur Last fällt. Dieser war ein gewisser Busch, ein Mann, der so beherzt als er selbst, aber weit grausamer war. Dieser scheint damals Schloßhauptmann von Priebus gewesen, den Herzog in seiner Aufsicht gehabt und ihm die Speise entzogen zu haben. Ein anderer Beweis, daß Johann seinen Bruder nicht absichtlich tödtete, ist dieser, daß er nach seinem Tode die Rache des Königs Matthias fürchtete und diesen um baldige Verzeihung bat, die er später auch erhielt.

Wohl wissend, daß er den Haß des ganzen Landes auf sich geladen und vom Könige Matthias über das übelangewandte Geld und über das Verfahren gegen Balthasar würde zur Rechenschaft gezogen werden, faßte nun der Herzog Johann den

verzweifelte Entschluß, sein Fürstenthum zu veräußern. Mein und ungekannt in der Kleidung eines Bauern, eilte er nach Dresden und bot seinen Bettern von Sachsen, dem Kurfürsten Ernst und dem Herzoge Albrecht das Fürstenthum an. Der Kauf wurde am 12. Dezember 1472 abgeschlossen; die Kaufsumme betrug 50,000 ungarische Dukaten, wovon Johannes Bruder, Herzog Benzel, der bis an seinen Tod zu Breslau als Privatmann lebte, 21,000 Dukaten und seine Schwestern 1000 Dukaten als Aussteuer erhielten. Die neuen Besitzer schickten nun ihre Kommissarien nach Sagan und empfingen die Huldigung von den Ständen. Die Stadt erhielt die Bestätigung ihrer Privilegien und zum Wappen einen Löwen statt des schlesischen Adlers. Auf diese Weise kam Sagan, welches früher zu Glogau gehörte, und durch 309 Jahre im Besitze schlesischer Pfaffen-Herzöge war, an Sachsen, dessen Herzöge es durch 77 Jahre behielten.

Um zwischen den kriegführenden Mächten einen Frieden zu bewirken, sandte der Papst den Kardinal St. Marci, Patriarch zu Aquileja nach Ungarn Polen und Schlesien; denn es mußte dem römischen Hofe an der Erlangung einer allgemeinen Ruhe um so mehr daran gelegen sein, als die Eroberungen der Türken in Griechenland der Christenheit im Abendlande gefährlich zu werden drohten. Der Legat erschien am 21. November in Breslau, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Um dem Augenblicke Genüge zu thun, bestimmte er vermöge seiner ihm vom päpstlichen Stuhle verliehenen Vollmacht einen Waffenstillstand bis zum Anfang des

Jahres 1473, und schrieb hierauf einen allgemeinen Landtag nach Reife aus, um über den Frieden zu berathen. Dessenungeachtet aber dauerten die Befehdungen des Herzogs Heinrich I. eines Sohnes des verstorbenen Königs Georg, welcher Münsterberg, Frankenstein und Glatz besaß und an letzterm Orte residirte, fort. Als Anhänger des Königs Wladislaw, von welchem er die Bestätigung seines väterlichen Erbes erhalten, und um die an seinem Vater verübte Schmach der Breslauer zu rächen, verwüstete er das Breslausche Gebiet, und besonders wurde das Neumarktsche hart gebrandschaft. Die Stände beschwerten sich beim Rathe der Stadt Breslau, und baten ernstlich um Hülfe. Man war in der größten Verlegenheit, gern hätte man sich eine Demüthigung erspart, verwies die Stände zur Ruhe aber ihre wiederholten Vorstellungen nöthigten den Rath, endlich einen Schritt zu thun, den er früher unter seiner Würde gehalten hätte — er mußte den Sohn ihres früher auf das äußerste verhassten Gegners um Frieden bitten. Zu diesem Behufe bat der Rath den Herzog um freies Geleit für 60 Pferde, worauf am 21. Dezember zwei Rathsalteste und der Stadtschreiber Peter Eschenloer nach Glatz geschickt wurden. Herzog Heinrich empfing die Gesandtschaft auf das freundlichste, die ihm im Namen der Stadt eine rothsammetne Schaube*), mit Bobel, desgleichen seiner Gemalin eine blaue damaschene Schaube, mit Marder gefüttert, beide wohl an 150 Goldgulden werth, als Beweis der Achtung und Ergebenheit zum Geschenk überreichten. Die

*) Ein Mantel oder weites Kleid.

Unterhandlungen fielen zu Gunsten der Breslauer aus: der Herzog versprach, alle unter die Hauptmannschaft von Breslau gehörigen Güter und Unterthanen zu schonen, und machte den Gesandten während der Tafel nur den einen geringen Vorwurf, daß die Breslauer höchst verkehrt gehandelt, indem sie seinen Vater nicht zum Könige angenommen, sich von den Pfaffen verführen und lieber Krieg als Frieden hätten haben wollen. Die Gesandten entschuldigeten sich, darüber keine Antwort geben zu können. Beim Abschiede ermahnte er dieselben, dem Abt des Klosters Unser lieben Frauen zu Breslau, welcher in einer Kapelle das jüngste Gericht hatte malen lassen, wo zwei Teufel den König Georg auf einer Trage in die Hölle beförderten, zu sagen, daß, wenn er nicht sofort dieses Bild auslösche, er die sämtlichen Klostergüter würde abbrennen lassen. Als dies dem Abt angezeigt wurde, ließ er noch in derselben Nacht den König verstreichen und auslöschen.

Nicht minder versöhnlich als die Breslauer, gebährdete sich der Bischof Rudolph, welcher um Einstellung der Feindseligkeit und um Schonung der geistlichen Güter bat. Rudolph verstand sich zu einer Brandschatzung von 600 Dukaten für das Meißnische Gebiet.

Der feierliche Landtag, welcher auf Veranstaltung des päpstlichen Legaten in Meisse den 28. März 1473 gehalten wurde, hatte kein anderes Resultat, als daß am 25. April der Beschluß gefaßt wurde, zum 15. August zu einem neuen Landtage in Troppau zusammenzukommen.

Der Beschluß sollte binnen 40 Tagen gefaßt und von den drei Königreichen gehalten werden. Würde sich aber der Fall ereignen,

daß man sich in der gesetzten Frist nicht vereinigen könnte, so sollte die völlige Entscheidung der Sache dem Herzoge von Burgund, oder dem Kurfürsten Albert von Brandenburg, oder dem Könige von Frankreich übergeben werden. Aber auch der zweite Landtag zu Troppau blieb erfolglos, indem die Ungarn bei Einräumung der Rechte an König Wladislaw drei Millionen Kriegsschadigungskosten verlangten, worüber die polnischen Gesandten entrüstet, die Versammlung verließen und ihr Recht mit dem Schwerte auszuführen vermeinten. Es kam daher nur zu einer mündlich verabredeten Waffenruhe, bis zum Schlusse des Jahres.

Während des Sommers (1473) herrschte eine große Hitze und Dürre durch ganz Europa. Von Georgi bis Martini fiel kein Regen; die Hitze war so groß, daß alle Flüsse, die Oder, Neiße, und der Bober ausgenommen, austrockneten. Die Oder konnte ein Kind von 10 Jahren durchwaten. Die Ohlau hatte über ein Vierteljahr keinen Tropfen Wasser, desgleichen die Lohe Polsnitz, das Schweidnitzer- und Striegauer Wasser, die Kaczbach u. a. m. Großer Mangel und Noth war an Mahlwerk. Die Teiche dorrtten überall aus, die Wälder und Heiden brannten lichterloh, namentlich litten die Waldungen an der Oder großen Schaden. Doch folgte auf diese außergewöhnliche Hitze weder ein Sterben noch eine Hungersnoth, es war Ueberfluß an Wein, Brod, allerlei Früchten und Obst. Die Dörfer verloren ihre Brunnen, wodurch viele Bewohner sich genöthigt sahen, ihre Güter zu verlassen. Die Rosen blühten schon im Anfang März, das Obst war zu Johannis

reif und um Sakobi war kein Getreide mehr auf den Feldern.

Mit dem Anfange des Jahres 1474 nahm der Krieg zwischen den beiden Partheien seinen Fortgang. Erwünscht war dem Könige Matthias das Anerbieten des Herzogs Johann von Priebus, ein Heer für ihn zu werben und mit diesem den Feldzug gegen die Polen zu eröffnen. Johann welcher eine Zeitlang zwecklos im Lande einhergeschweift war, bot nicht absichtslos dem Könige Matthias die Kriegs-Dienste an, es war ihm hauptsächlich darum zu thun, die Bestätigung zu dem Verkauf seines Fürstenthums zu erlangen, was um so weniger schwer hielt, als er die Kauffumme jetzt zu den Kriegsrüstungen verwenden konnte.

Mit seiner geworbenen Schaar Soldner ging nun Johann bei Steinau über die Oder, durch das Gubrausche, und fiel damit in Grosspolen ein. Diese Art Krieg zu führen, war im Mittelalter sehr gewöhnlich. Die Könige waren zu arm, Truppen lange zu unterhalten und zu besolden. Abentheurer, berücht durch Stand und Muth, boten ihnen ihre Dienste an; man erlaubte ihnen, Kriegsvölker anzuwerben, für deren Unterhaltung und Verpflegung sie aber selbst sorgen mußten. Dies geschah denn durch Rauben und Plündern. Freilich sollte es nur den Feinden des Staats gelten, und die Unterthanen des Königs, dem sie dienten, verschont bleiben; allein wer kann eine Räuberbande im Zaume halten, und welcher Fürst durfte es wagen, dies zu versuchen, wenn er nicht den ganzen Trupp zum Feinde übergehen sehen wollte. Sobald die Hoffnung der Beute durch heftigen Wider-

stand oder durch einen Unfall zerstört wurde, zerstreute sich der ganze Haufe und die Unternehmung hatte ein Ende. Von dieser Art waren die Vorbeeren, welche Herzog Johann in Polen einräubete. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, legte über 600 Dörfer in Asche und erhielt das weit stärkere Heer der Polen, durch die Furcht vor dem Geschick, welches er bei sich führte, in Unthätigkeit. Bei der Abbrennung des Städtchens Kiesel gerieth jedoch sein Leben in große Gefahr; er wurde von einem einstürzenden Hause so sehr beschädigt, daß er kaum, halb verbrannt und mit einem gebrochenen Bein von seinem Begleiter Busch gerettet werden konnte.*) Somit war dieser Kriegszug zu Ende. Den Busch nannte er seitdem seinen Vater und behielt ihn nun zum beständigen Vertrauten, so wankelmüthig er sich auch sonst gegen seine andern Günstlinge zeigte.

Als Matthias im Monat August persönlich mit einem Heere in Schlessien erschien, war es sein erstes Geschäft, die raubsüchtigen Schlossherren zu bezwingen und ihre festen Schlupfwinkel zu zerstören. Mit den Oberschlesiern machte er den Anfang. Er ging dabei mit allem Ernste zu Werke und ließ die Ueberwundenen ohne Gnade aufhängen. Die Breslauer sandten ihm als Unterstützung 200 Knechte und eine große Büchse. Des Königs Kriegsvölker zeigten sich in Oberschlesien als die schlimmsten Feinde, raubten und stahlen ärger als die Schlossherren.

* Dieser Vorfall gab seinen Gegnern zu dem bekannten Spottliede Veranlassung:

Herzog Johann ohne Leut' und Land
hat sich bei Kiesel das Maul verbrannt.

Als er mit den Oberschlesiern fertig geworden, wollte er in das Schweidnitzsche, vor die Raubschlösser Fürstenstein, Lehnhaus, Falkenstein etc. ziehen, da kam aber die unerwartete Kunde, daß der König von Polen bei Gzenstochau ein großes Heer zusammenjoge, mit welchem er nach Ausgang des Sommers Schlesien überziehen wollte. Matthias ließ nun seine Kriegsvölker in der Gegend von Patschkau lagern und begab sich mit 400 Pferden am 13. September nach Breslau. Hier berief er die Fürsten, Landstände und Städte zu einem Fürstentage, zeigte ihnen an, daß er wegen des zu Neisse verhandelten Friedens das Anrücken der Polen nicht erwartet und nur ein Heer von der Stärke nach Schlesien geführt, als ihm hinlänglich schien, die einzelnen Ungehorsamen im Lande zu strafen. Dem Könige wurde von allen Seiten Hülfe zugesichert, und man wollte mit einer ansehnlichen Kriegsmacht zu ihm stoßen. Die Stellung der Hülfsmannschaften schlug aber der König aus und verlangte dagegen von der Stadt eine baare Kriegsteuer von 12,000 Dukaten. Für das Land wurde eine eigene Schatzung angelegt, nach welcher von jeder Hufe ein halber und von jedem Mülrad und jedem Kretscham ein ganzer Dukaten eingetrieben wurde.

Am 24. September kam der Kurfürst Ernst von Sachsen mit 600 prächtigen Reitern gen Breslau; der König ritt ihm mit 2000 Pferden entgegen, empfing ihn auf das Ehrenvollste und veranstaltete während seiner Anwesenheit große Festlichkeiten. Ein seltenes prächtiges Fest gewährte die Huldigung dieses Fürsten, als ihn Matthias von

einem Throne herab am 30. September mit dem Fürstenthum Sagan belehnte.

Am 4. October ließ der König sein Heer welches von der schwarzen Rüstung, die die Krieger trugen, „das schwarze Heer“ genannt wurde, nach Breslau kommen. Daselbe lagerte in der Vorstadt St Nikolai. Es waren überaus beschwerliche Gäste, welche ärger wütheten, als die Feinde, alle eßbaren Waaren, die sie vorfanden, wegnahmen, Kisten, Keller, Söller etc. erbrachen und die vorgefundenen Sachen stahlen. Es wurde nichts verschont, selbst die geistlichen Güter nicht. Die Häuser der Dörfer riß man nieder und benutzte das Holzwerk zur Feuerung. Fast ähnlich wirthschafteten die Söldner in der Stadt, welche den Bürgern auf ihre Vorstellungen zur Antwort gaben: „Danket Gott, daß wir Euch nicht Alles nehmen! Der König ist uns den Sold schuldig, wir müssen uns daher an den Unterthanen bezahlt machen.“ Die Bitten des Raths beim Könige um Abwendung dieser Mißbräuche fruchteten nichts, die Stadt mußte vielmehr noch für seinen und seines Gefolges Unterhalt sorgen, der sich ebenfalls auf 12,000 Dukaten belief.

Matthias schickte eine Gesandtschaft an den König von Polen und ließ ihn bitten, Frieden anzunehmen und den zu Neisse entworfenen Friedensartikeln nachzukommen. Die Abgeordneten erhielten zur Antwort, daß die Polen selbst nach Breslau kommen und ihm persönlich Antwort bringen würden.

Matthias ließ sich nicht schrecken, berathschlagte mit dem Rathe der Stadt und dieser zeigte ihm eine bequeme Stelle hinter dem Dom, wodurch das Winzenzkloster auf dem Elbing und die Neustadt gegen einen

Ueberfall verwahrt wurden. Der König fand diesen Ort für angemessen, ließ ihn mit Zaun, Graben und Bastionen umgeben, das Kloster St. Bingen; aber und die Michaels-Kirche mit zwei verlorenen Zinnen umgürten. Das Lager glich einer zweiten Stadt. Auch der König hatte ein besonderes Bett in demselben. Nun traf das Unglück der Verwüstung die jenseitigen Dörfer; vier bis sechs Meilen weit, tief in das Selsnische, zogen die Soldner auf Raub und Plünderung aus. Die Häuser wurden abgebrochen und die Dächer in das Lager geschafft, daß zuletzt kein Dorf mehr übrig blieb.

Das große polnische Heer war bei Gzenstochau aufgebrochen und ging bei Krapitz über die feichte Oder. Der Übergang dauerte drei Tage lang. Alle Dörfer, die sie auf ihrem Zuge berührten, sechs Meilen weit im Umkreise wurden ausgeplündert, verheert und verbrannt. Der Uebermocht ungeachtet waren sie nicht im Stande, Dypeln, vor welchem sie 14 Tage lagen, zu erobern. Matthias sandte zur Unterstützung der Dyppler und Brieger 2000 Pferde, welche aber durch ihr vorschnelles Angreifen des polnischen Vortrabs am 12. October einige Verluste erlitten und dadurch den Stolz der Polen ansachten, die sich dieser That wie eines großen Sieges rühmten und riefen, „sie wollten Breslau und Matthias gewinnen, und sollten sie zehn Jahre davor liegen.“

Auch Brieg wurde belagert, doch vergeblich, dagegen fügten die Belagerten durch ihre häufigen Ausfälle den Polen beträchtlichen Schaden zu. Eben so wenig konnte Dhlau genommen werden. Das ungeheure Heer, welches mit nicht hinlänglichen Lebensbedürfnissen versehen war, litt schon

jetzt beim Anzuge fühlbaren Mangel am Nothdürftigsten, den sie durch ihre Verheerungen um's Vielsache vermehrten, und sich jede Nahrungsquelle vernichteten. Wie Heißhungerige stürzten sie in den Dörfern über die Backöfen her, zerstörten die Mühlen und zerschlugen die Mühlräder, wenn sie keine hinlängliche Beute fanden — Alles zu ihrem eigenen unermesslichen Schaden; der Winter war vor der Thüre, dabei gebrach es an der nothwendigen Kleidung, denn alle waren höchst sommermäßig ausgerüstet. Sechshundert mit Mundvorrath und Kleidungsstücken beladene Wagen die dem Heere nachgeschickt wurden, fielen in die Hände der Dyppler, welche davon verdarben und verbrannten, was sie nicht fortbringen konnten. Mit Hunger, Durst und Kälte hatten die Polen zu kämpfen, die ganze Gegend ringsum öde, wüste und leer; dabei wurden sie von allen Seiten geneckt und Hunderte von ihnen erschlagen.

Am 24. October stieß Wladislaw mit einem Heere von 20,000 Böhmen, meist Fußvolk, zu den Polen, versehen mit großen Vorräthen, welche aber bei der Menge des Volkes nicht lange währten.

Indessen führten Herzog Heinrich XI. von Glogau und Friedrich von Liegnitz 2000 Mann Hülfsvölker zum Heere des Königs Matthias, welche dieser, weil er wahrscheinlich fürchtete, sie nicht ernähren zu können, nach Vereinigung von tausend Reitern aus seinem Heere, in das unbefestete Polen schickte. Diese hausten in Polen gleichgestalt, als die Polen in Schlesien.

Das vereinigte polnisch-böhmische Heer zog nun aus der Gegend von Brieg auf Dhlau zu, wo es von 2000 Mann aus

dem Heere des Matthias übel empfangen wurde. Gleichwie vor Oppeln wurden gegen tausend erschlagen und gefangen, daß für Letztere die Gefängnisse und andere Behältnisse zu diesem Behufe in Ohlau nicht mehr ausreichten. In Brieg, Oppeln und Grottkau waren alle Thürme und Gefängnisse überfüllt. So verringerte sich die polnische Macht, ehe sie einen entscheidenden Schlag thun konnte. Viele der Unglücklichen starben schon jetzt vor Hunger, andere fanden in den Fluthen der Oder ihr Grab.

Einmal vertrieb eine geringe Anzahl Ohlauer Fußknechte eine Schaar von 1000 Polen aus der Gegend der dortigen Mühle, deren sich diese bemächtigen wollten, tödtete über 200 Feinde und gelangte glücklich in die Stadt zurück.

Um das Elend der Feinde zu vermehren, erließ der König Matthias an die Landleute den Befehl, alle bewegliche Habe an Vieh, Futter, Getreide u. in die festen Städte zu führen, widrigenfalls er sie selbst abholen und die Säumigen an Leib und Gut strafen würde. Niemand blieb nunmehr auf dem Lande, alles Volk floh vor den Feinden. In Breslau waren alle Straßen von Wagen überfüllt, daß einer dem andern nicht ausweichen konnte. Das mit ungeheuren Vorräthen an ungedroschenem Getreide versehene Bauernvolk lagerte sich mit Weib, Kind und Vieh innerhalb der Stadtmauer. Vom Ohlauer Thore rings herum bis an den St. Barbarakirchhof war alles voll, andere lagen auf den Straßen und Gassen, außerdem waren alle Häuser überfüllt. Diese Ueberfüllung und die rauhe Jahreszeit hatten die Pest zur Folge, welche zahllose Opfer aus den Landleuten hinraffte.

Die Kirchhöfe zu St. Mauritius, St. Niklas, St. Barbara und St. Christoph waren angefüllt von Leichen, die man mit der größten Gleichgültigkeit einschartete, weil aller Sinn nur auf den Feind gerichtet war. Auch viele Bürger und Viele aus dem Heere des Matthias raffte die Seuche hinweg.

Das vereinte Heer der Polen und Böhmen brach bei Ohlau auf und lagerte sich bei dem Dorfe St. Katharina (Kattern), eine Meile von Breslau; der rechte Flügel stieß an die Oder, der linke an die Ohlau. Ein so großes Heer auf so beschränktem Raume hatte man in Schlessien noch nicht gesehen. Matthias nahm dasselbe, als Bauer verkleidet, in Augenschein, indem er auf dem schnellen Pferde eines Kneizen von einem Ende des Lagers bis zum andern ritt.

Die Breslauer wollten die Ohlauer Vorstadt abbrennen, damit sie der Feind nicht zu seinem Vortheile gebrauchen könnte; aber Matthias widerrieth es, und äußerte: Er werde sie bewahren; wollten die Polen aber versuchen, die Häuser anzuzünden, so würde er das Feuer mit ihrem Blute löschen. Er ließ hierauf Gräben und Wälle um die Vorstadt ziehen, und befehlete das äußerste Ende mit 1200 Fußknechten; dabei unternahm er täglich Ausfälle gegen die Feinde und fügte ihnen großen Schaden zu.

Auf die Nachricht, daß die Polen zum 27. October einen Sturm auf die Vorstadt unternehmen würden, ließ er 40 Tarrasbüchsen (große Wallbüchsen) bei dem Hospital St. Lazarus aufstellen, und diesen Platz mit so viel Leuten, als irgend aufzubringen und mit Hand- und Hackenbüchsen versehen waren, besetzen. Um die Besper-

zeit kam der Feind, 15000 Mann stark, herangerückt, versuchte aber keinen Angriff. Einige Schüsse von den Wällen trieben sie endlich auseinander und in das Lager zurück, worauf sie auf Schußweite der Stadt sich zu nähern nicht mehr wagten.

Die Furcht vor der Wirkung der Geschütze, von denen sie fast gar keins bei sich führten, um den sinkenden Muth zu beleben, war zweifelsohne die einzige Ursache, weshalb sie keinen ernstlichen Angriff wagen mochten; dazu kam noch, daß der größte Theil des Heeres aus leichter Reiterei und zusammengelaufenem Volke bestand, von Zucht und Kriegskunst nichts verstand und daher zu einer Belagerung völlig unbrauchbar war.

Am 30. October zur Nacht erhielt Matthias die fröhliche Botschaft, daß seine Bewerbung um die Tochter des Königs Ferdinand von Neapel günstig aufgenommen und dieselbe ihm zur Ehe zugesagt sei. Sofort wurden auf königlichen Befehl an den Ecken des Ringes und in mehreren Straßen der Stadt Freudenfeuer angezündet und der Rathsturm mit 30 Fackeln illuminirt, daß der Schein weit und breit gesehen wurde. Dieses und das Läuten aller Glocken zu ungewöhnlicher Stunde brachte die Polen zur Vermuthung, daß die Stadt brenne. Diese günstige Gelegenheit zum Sturm wollte man nicht unbenutzt vorübergehen lassen; als man sich aber von der wahren Ursache der auslodernen Feuer überzeugte und zwei ihrer ausgesandten Späher in der Gegend des Galgens von den Schildwachen aufgehoben wurden, unterblieb das Unternehmen.

Nachdem die Feinde ihre eigenen Vorräthe aufgezehrt hatten und in der Gegend

rings um von Feldfrüchten u. nichts mehr zu finden war, brachen sie am 4. November auf, zogen in Entfernung einer Meile um die Stadt und lagerten sich bei den Dörfern Schalkau und Hermannsdorf; sie verwüsteten Alles, bis auf eine halbe Meile von der Stadt, wobei viele durch die Ungarn erschossen wurden.

Die Polen verloren durch kleine Streifzüge täglich mehr Volk, während sich das Heer des Matthias vermehrte. Einstmals gab er dem Rath der Stadt 200 gefangene „frische“ (junge) Polen, mit ihnen nach Gefallen zu schalten, sie zu ersäufen oder auf andere Weise hinzurichten. Man sperrte sie jedoch bei Wasser und Brod ein. Da die Zahl der Eingefangenen nicht mehr unterzubringen war, wurden die Vornehmsten umgebracht, die Gemeinen aber mit einem Schnitt in das Gesicht entlassen, um durch die Narbe ein Denkmal an die Ungarn zu haben. Grausamer verfuhr man mit den Gefangenen zu Dypeln, Brieg, Grottkau und Ohlau, wo die Meisten vor Hunger starben.

Während die Polen mit dem bittersten Mangel kämpften, war in Breslau Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen; doch war die Lage der Bürger zum Heere des Königs nicht beneidenswerth. König Matthias war seinen Kriegsvölkern einen vierteljährigen Sold schuldig. Die Soldner drohten, die Stadt zu überfallen und sich mit dem Reichthum der Bürger bezahlt zu machen. Es wurden daher die Wachen an den Thoren verstärkt und kein Mann aus dem Lager wurde mit Wehr und Waffen in die Stadt gelassen, auch nicht über Nacht in derselben gelitten.

Die Polen und Böhmen waren nun auf den Frieden bedacht, ohne welchen sie ihren Rückzug nicht antreten konnten; weil sie beim Ausbrechen zu besorgen hatten, daß sie, als die Ermatteten, von den kräftigen Ungarn unaufhörlich würden verfolgt werden. Die Böhmen baten den Idenko von Sternberg, unter Geleits-Zusicherung zu ihnen zu kommen. Er erschien auf den Willen des Königs Matthias, gab aber auf die Bitten der Polen und Böhmen, wegen Friedens-Vermittelung, zur Antwort: Darauf dürfe er sich nicht einlassen; denn die Polen selbst hätten ja den angebotenen Frieden ausgeschlagen. Man schickte hierauf den Burggrafen Weidmüller von Karlstein mit nach der Stadt, welcher im Namen der Heere um Frieden bat. So angenehm dem Matthias diese Botschaft war, so heuchelte er dennoch einen gewissen Troß und Unwillen, schlug das Anerbieten ab, und verlangte zuvörderst eine Unterredung mit dem Könige von Polen und seinem Erstgeborenen, ehe er an eine Waffenruhe denken konnte. Kasimir, durch die Noth gezwungen, gab dem Uebermuth des Ungarn nach und bestimmte einen Tag (Dienstag nach Martini oder den 15. November) zur Unterredung.

Auf dem halben Wege zwischen dem Heere und der Stadt Breslau, bei dem Dorfe Moßbern, wurden von den kriegsführenden Mächten drei prächtige Zelte, von denen sich das des Königs Matthias, aus seinem rothem Sammet und seidenen Schnüren, auszeichnete, aufgeschlagen.

Matthias war der erste auf dem Felde: er trug ein grünes Kleid mit Perlen und Edelsteinen besetzt, gleichergestalt waren die

Stiefeln mit Perlen geschmückt, sein Hut war mit einem köstlichen Kranze und einem Busch von Reiherfedern geziert. Uebrigens war er ungeharnischt und nur mit einem Schwerte in goldener Scheide versehen. Seine Begleitung bestand aus 3000 Reitern in glänzenden Harnischen mit großen silbernen Geschirren und Schwertern, herrlichen Strauß- und Reiherfedern. Die Schaar war in sieben Haufen getheilt, jeder derselben mit vier Trompetern versehen.

König Kasimir erschien mit seinen wohlgeputzten Hofleuten in einem Bobelmantel, dergleichen Hute und einer kugelförmigen Kufulle um den Hals, der großen Kälte halber.

Beide Könige empfingen einander zu Pferde, mit entblößtem Haupte, ehrlich und freundlich. Kasimir ließ einen Bischof statt seiner reden, Matthias hingegen führte die Sprache selbst, worüber sich, so wie über die starke ungarische Reiterei in stattlicher Rüstung, die Polen höchlich wunderten.

Da Wladislaw nicht erschien, ließ sich Matthias in keine besondern Unterhandlungen ein, als daß er auf Kasimirs Bitten in eine freie Zufuhr von Lebensmitteln willigte.

Am andern Morgen, den 16. November erschien der König Matthias, mit stärkerer Begleitung, als Tages vorher, in einem zierlichen, von Gold und Perlen gestickten weißen Kleide, ohne Harnisch, und ging in sein Zelt. Die Begleiter waren geharnischt.

Auch die beiden erschienenen Könige von Polen und Böhmen gingen in ihre Zelte.

Alle drei verließen hierauf zu Fuß ihre Zelte und empfingen einander brüderlich und unterredeten sich freundlich. Vater und Sohn nahmen den König Matthias in ihre Mitte und führten ihn in sein Zelt, aßen, tranken und unterhielten sich bis zum Abend. Die Friedensverhandlung wurde in die Stadt verlegt und den Ministern übergeben. Von Seiten Ungarns waren damit beauftragt: der Mönch Gabriel, Sdenko von Sternberg und George Stein. Von böhmischer Seite: Herrmann Brzeseitz, Wilhelm Grabsky, Peter Schulmeh und Weitmüller. Von den Polen: Jakob Dambusky, Tarnau und Stenzel Dstworog.

Während der Friedensunterhandlung erstickten am Dampf und erfroren in den Kellern zu Breslau in einer Nacht 300 gefangene Polen. Am 18. November zur Nacht gerieth das Lager der Feinde in Brand; durch die Menge von aufgehäuften Stroh und Heu griff das Feuer mit großer Schnelligkeit um sich, daß in kurzer Zeit Menschen und Vieh in großer Anzahl mit über 300 Wagen elendiglich umkamen und vernichtet wurden.

Am andern Morgen, den 19. November, brach das Heer auf und lagerte bei Leubus, wo man den Ausgang der Friedensverhandlungen erwartete.

Kasimir befahl seinen Ministern den Frieden zu beschleunigen, es kam jedoch nur ein Waffenstillstand auf 30 Monate, bis Pfingsten 1476, zu Stande. In dem aus 29 Artikeln bestehenden Vertrage wurde über Böhmen nichts Bestimmtes abgeschlossen, Matthias blieb König von Böhmen und Wladislaw ward nur als Erstgeborener des Königs Kasimir aufgeführt. Doch sollte

jeder von beiden Theilen in Böhmen dasjenige behalten, was er grade damals besaß, und einen Gubernator zur Erhaltung des Friedens bestellen. Die Fürsten und Stände in Schlesien, deren Betragen bisher zweideutig gewesen, sollten sich für eine Parthei bestimmt erklären und dann in den Frieden mit eingeschlossen werden.

Nach Abschließung des Vertrages zogen die Polen in ihre Heimath. So freudig, wie sie gekommen waren, ebenso traurig verließen sie Schlesien, welches ihnen herbe Verluste gebracht. Eine große Menge erkrankte noch zuletzt in den Fluthen der Oder, indem die Brücke bei Steinau beim Uebergange einbrach, und die Fischer, um sich wegen der großen Verheerungen an ihnen zu rächen, die zur Bezeichnung einer seichten Stelle der Oder ausgesteckten Reiser und Stangen wegnahmen und an die Tiefen des Stromes steckten, wodurch viele Wagen, Pferde und Menschen zu Grunde gingen. Die Hälfte des polnischen und böhmischen Heeres sah ihr Vaterland nicht mehr wieder.

Matthias zog nunmehr seine Kriegsvölker und Besatzungen aus den kleinern Städten bei Breslau zusammen, nach dem sie das Land, zehn Meilen in der Runde, ausgezehrt und verwüßt, daß weder Vieh noch Menschen zu sehen waren. Sie lagerten sich vor den Thoren Breslaus, und nahmen Alles, was zu Markte gebracht wurde, in Beschlag, daß die Einwohner in Noth geriethen, die überdies dem bittersten Uebermuth der ungarischen Hofsleute ausgezehrt waren.

Die rohen Krieger übten nicht selten in den Herbergen Gewalt an ihren Wir-

then, mordeten oder versführten die Frauen und Jungfrauen. Um die traurige Lage zu vermehren, erhielt die Stadt, der man alle Schuld des schrecklichen Krieges zur Last legte, von allen Seiten Droh- und Absagebriefe, sich des erlittenen Schadens wegen an ihr zu erholen. Alle dieserhalb beim Könige erhobenen Klagen wurden mit Hohn und Spott durch spitzige und giftige Reden beantwortet.

Um aber den innern Landfrieden zu erhalten, fühlte sich Matthias bewogen, einen Landtag auszusprechen, der von mehreren Fürsten, Städten und Ständen besucht wurde, und dessen Beschlüsse am 21. December publicirt wurde. Der wesentliche Inhalt lautet:

„König Matthias setzt den Stephan von Zapolien, Grafen Zipz, zum Bundes-Hauptmann, dem alle Fürsten und Lande getreulich, beistehn und auf seinen Befehl mit Macht aufseien sollen, nachdem es die Umstände erfordern. Die öffentlichen Straßen sollen sicher und frei sein; daher jeder Fürst, Hauptmann oder Vogt in seinem Fürstenthum oder Gebiet, auch die Städte, in ihren Weichbildern die Straßen, Wege und Stege sicher halten und vor aller Feindschaft, Macht und Gewalt beschirmen sollen. Wenn Jemand in eines Fürsten, Hauptmannes, Vogtes oder Stadtgebiete beraubt oder vergewaltigt würde, von Einem, der diesem Fürst oder Stadt angehöre, so soll der Fürst oder die Stadt als ein Sachwalt antworten oder genug thun. Geschieht aber solcher Raub und Gewalt durch einen Fremden, so soll man dies dem Hauptmann melden und ihm gleichwohl nachsetzen. Wenn irgend ein Straßenräuber oder Bergewal-

tiger sich mit einem Fürsten, Hauptmann, Vogt oder Stadt behelfen, oder auf einem Schlosse oder Feste beschützen wollte, so soll man, wenn es Noth wäre, des Hauptmanns Hülfe anrufen. Die öffentlichen Straßen sollen von allen neuen und un-rechten Zöllen und Schatzungen frei sein. Niemand soll einen Kaufmann oder andere Leute damit beschweren, bei Verlust aller seiner Güter. Niemand soll wider den andern etwas außergerichtlich unternehmen. Da es bekannt ist, daß aus Orten, die neu besetzt worden, viel Raub und Schaden geschehen, so soll fortan Niemand dergleichen neue Festungen anrichten, auch die alten nicht besetzen, ohne besondere schriftliche Erlaubniß des Königs. Niemand, weß Standes er auch sei, soll einen Feind der Lande, ingeleichen Fälscher, Droher, Brenner behausen. Wer bei sich solche Leute hätte, der soll sie innerhalb drei Wochen von sich schaffen. Geschieht es nicht, so soll man diese ebenfalls für Landesbeschädiger achten und auf die nämliche Art gegen sie verfahren. Endlich sollen keine Leute, die nichts Eignes haben, auf den Dörfern noch in offenen Städten liegen; sondern man soll sie in die besetzten Städte weisen, da sie für ihr Geld zehren, doch daß sie da ohne Schaden zu thun sich aufhalten. Wer aber solchen Leuten erlaube, bei sich in offenen Orten sich aufzuhalten, der soll als ein Landesfeind und Störer des Friedens angesehen werden und jeder soll wider ihn auf sein. Eben dies soll auch denen geschehen, welche solche Leute bei ihren Schlössern und Festen halten.“

Am 7. Januar zog Matthias mit einem Theil seines Heeres nach Schweidnitz.

Beim Durchmarsch durch Breslau mußten alle Kaufmannsläden geschlossen und der Reichskram vor diesen argen Gästen mit Geharnischten besetzt werden. Nachdem Matthias mehrere Schlösser eingelöst, erschien er am 2. Februar abermals in Breslau und verweilte bis zum Freitag vor Łátare, indem er die meiste Zeit der Anwesenheit mit allerhand Lustbarkeiten zubrachte.

Bei seinem Abzuge nach Ungarn mußte ihm die Stadt zur Ablösung der Schlösser Namslau und Bolkenhain drittelhalb tausend Gulden geben.

Es ist nicht zu läugnen, daß der König der Stadt während seines letzten Aufenthaltes einige wohlthätige Einrichtungen verliehen, allein seine despotische Strenge beleidigte mächtig den Stolz der Breslauer. Was er nicht selbst that, erlaubten sich seine Minister und Günstlinge. Zu diesen gehörten namentlich zwei gewesene Mönche, George Stein, aus Berlin gebürtig und aus Oesterreich vertrieben, und Gabriel von Verona, welche mit frecher Willkühr verfahren, sich auf alle Art zu bereichern suchten und gerechten Klagen durch Hohn und Spott antworteten. „Ihr habt den Tanz gehegt, sprach George Stein, deshalb müßt ihr auch den Pfeifern und Lautenschlägern lohnen. Man muß euch also behandeln, damit ihr euch nicht wieder untersteht, Königen ungehorsam zu sein, mit Königen zu kriegen und Könige Keger zu heißen. Dem Papst gebührt es, über Keger zu erkennen, und nicht euch Bauern zu Breslau. Man soll es mit euch so machen, damit andre Städte an eurem Exempel lernen, gehorsam sein, ihrer Nahrung warten und sich mit Kriegen unverworren lassen.“ — Eine härtere

Demüthigung für den früheren frechen Uebermuth, dem milden Könige Georg Podiebrad gegenüber, konnten die Breslauer nicht erleiden, zu spät sahen sie ein, daß sie in Matthias einen Fehlgriff gethan. Dieser, welcher dem großen Haufen nur so lange schmeichelte, als er seiner bedurste, setzte jetzt alles in Furcht und Schrecken — er hatte seinen Zweck erreicht.

Ein ähnliches Loos wie Breslau hatten diejenigen Fürsten zu erwarten, welche sich bisher entweder neutral oder gar feindlich gegen Matthias gezeigt hatten. Die Wittve des Herzogs Konrad des Schwarzen zu Dels, Margareth, hatte sich nicht allein für Polen heimlich erklärt, sondern machte diesen bei der Belagerung von Breslau sogar den Vorschlag, die Oder, welche damals grade sehr klein war, abzustechen, wodurch die Stadt in Noth und Gefahr gerathen würde. Matthias drohte ihr, sie nach vollendetem Feldzuge aus dem Lande zu jagen. Konrad der Weiße zu Wohlau, welcher gleiche Gesinnungen hegte, als sein verstorbener Bruder, fand kein anderes Mittel, sich den Anfeindungen des Königs zu entziehen, als das Herzogthum Dels-Wohlau zu verkaufen. Matthias trug anfänglich kein Bedenken, die Einwilligung zum Kauf, den die Herzöge von Sachsen mit Konrad abschließen wollten, zu geben, als ihn aber seine Räthe aufmerksam machten, Schlesien möchte dergestalt nach und nach in die Hände fremder Fürsten fallen, behielt er das Fürstenthum für sich, zahlte dem Herzog die Kauffumme und überließ ihm noch den Besitz und die Verwaltung auf Lebenszeit.

Nicht so glimpflich verfuhr Matthias mit den obereschlesischen Fürsten, welche beim

letzten Feldzuge einen außerordentlichen Gang zeigten, sich wieder mit Polen zu vereinigen. Nachbarschaft, Gleichheit der Sitten, Sprache, dürften ein Hauptgrund gewesen sein. Man erzählt, daß Wenzel von Teschen für Polen so eingenommen gewesen, daß er sogar aus Gram gestorben sein soll, als sein Bruder Przemislaw nach dem unglücklichen Feldzuge wider Matthias (1471) des Lehteren Parthei ergriff.

Matthias vergaß nicht so leicht, er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, den Herzog Przemislaw für den, den Polen wider ihn geleisteten Beistand zu bestrafen. Diese bot ihm bald eine zwischen den Teschener, Ratiborer, Gleiwiger und Ribnicker Fürsten entstandene Fehde. Unter dem Vorgeben, Ruhe herzustellen, nahm er den Brüdern, Johann zu Gleiwitz und Wenzel zu Ribnick ihre Länder und Freiheit; Przemislaw rettete sich durch die Flucht. Wenzel starb nachmals im Gefängniß; sein Land, die Herrschaft Pleß, verkaufte Matthias an die reiche Familie Thurzo in Ungarn. Przemislaw zu Tost, Johann zu Bator, Kasimir zu Freistadt, wurden mit Geldstrafen belegt. Oberschlesien fühlte überhaupt gleich anfangs das bleierne Joch der Regierung des Königs Matthias, indem sich diese Herzöge bereits im Jahre 1469 mit 400,000 ungarischen Gulden gegen die Krone Ungarns, die wahrscheinlich dieses Reich zum schlesischen Kriege vorgeschossen haben mochte, verbürgen mußten.

Der vom Könige vor seiner Abreise aus Schlesien eingesetzte Landeshauptmann, Graf von Zapolia, war unermüdet, in der Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe und Ordnung, welche durch die zahllosen Räu-

ber und Landesbeschädiger gestört wurde. Aber man haßte ihn allgemein als einen Ungarn, und die Städte und Landstände versagten ihm die nöthige Unterstützung, daß sein Wirken beschränkt wurde, wozu noch kam, daß die Schlossherrn im Schweidnitzschen und Jauerschen sich gegen ihn verbündeten, und die öffentlichen Landstraßen bald so unsicher, wie früher, waren.

Um diese Zeit tritt Herzog Johann II., welcher sich nach dem verunglückten Feldzuge in Polen von seinen Verletzungen in Steinau hatte wiederherstellen lassen, von Neuem auf den Kriegsschauplatz. Des Herzogs Oheim, Heinrich X. von Freistadt, Besitzer der größten Hälfte des Fürstenthums Glogau und Krossen war bereits 1467 gestorben. Neun Jahre später 1476 den 21. Februar, folgte ihm auch schon sein Sohn Heinrich XI. ins Grab. Der letztere hinterließ eine zwölfjährige Gemalin, Barbara, Tochter des Kurfürsten Albert Achilles von Brandenburg, die zufolge Testaments zur Erbin des ganzen Fürstenthums eingesetzt war, von welchem der Markgraf jetzt Besitz nahm. Nähere Ansprüche glaubte Johann als letzter Agnat des Verstorbenen zu besitzen, ungeachtet ihm entgegenstand, daß sein Vater Johann I. sich 1396 bei der Theilung des Glogauschen Fürstenthums gänzlich von seinen Brüdern abgesondert und auf die Miterbschaft Verzicht gethan hatte.

Die Könige Matthias von Ungarn und Wladislaw von Böhmen, welche damals um den Besitz von Schlesien noch streitig waren, erklärten das Testament für ungültig und Matthias belehnte den Herzog Johann mit diesem Fürstenthum, nach

dessen Tode es an den König fallen sollte, welcher seinen unächten Sohn Johannes Corvinus damit zu belehnen gedachte.

Am 29ten März erschien der Bischof Rudolph, der Landeshauptmann Graf Stephan von Zopolia und der Minister Georg von Glogau, die Stadt zu warnen, dem Markgrafen keine Huldigung zu leisten, wurden aber nicht zugelassen, weshalb der Bischof die sämtlichen Amtsleute von Glogau mit dem Bann belegte, sich aber durch Annahme einer Strafe von 16 Dukaten verjähnen ließ.

Seine Ansprüche besser zu sichern, trug Kurfürst Albert seine verwitwete Tochter dem Könige Wladislaw von Böhmen zur Gemahlin an. Wladislaw nahm den Antrag an, und am 27. August 1476 huldigten ihm zu Freistadt die Stände als dem verlobten Ehegemahl ihrer Fürstin. Zum Hauptmann des Fürstenthums hatte der Kurfürst einen gewissen Schenk bestellt, der aber sich und die brandenburgische Herrschaft durch Härte und Stolz verhaßt machte.

Mit Unterstützung des Königs Matthias, welcher in einen Krieg mit Oesterreich verwickelt war und darum nicht persönlich in Breslau erscheinen konnte, warb Herzog Johann ein Heer von 2,000 Mann, fiel im December 1476 in das Glogausche, und nahm nicht ohne Einverständnis der Landstände, welche sich durch den brandenburgischen Hauptmann beleidigt fühlten, von dem größten Theile des Fürstenthums Besitz, nur allein Krossen und das Schloß zu Freistadt konnte Johann nicht sofort bezwingen. Der Kurfürst, der sich auf die Hülfe der Böhmen verlassen hatte, sah sich getäuscht. Wladislaw, träge und gleichgültig von Na-

tur, und obendrein durch andere Sorgen zerstreut, schickte zwar einige Truppen, dieselben wurden aber schon auf dem Anmarsche zersprengt, und so gab er seine Braut gänzlich auf. Die Böhmen beschwerten sich beim Bischof und dem Rathe zu Breslau, daß durch die Befehdungen des Herzogs der Friede gebrochen wäre, man gab ihnen aber zur Antwort: „Was Herzog Johann thut, das thut er als zu seiner erblichen Gerechtigkeit, die ihm König Matthias, als König von Böhmen bestätigt, an den sonst das Fürstenthum gefallen wäre; denn Herzog Heinrich war Lehnvasall des Königs.“

Kurfürst Albert und Herzog Johann setzten nun den Krieg allein fort und verheereten gegenseitig einander ihre Länder, ohne daß einer den andern bezwungen hätte.

Schlesien befand sich bei diesen innern Unruhen in einer äußerst verwirrten Lage; denn als die Macht des Oberlandeshauptmannes nicht ausreichte, nahmen die Streifereien der Raubritter immermehr überhand, so daß aller Verkehr gehemmt wurde. Mit einem Worte, wer Macht hatte, that was er wollte.

Um diesem Unwesen zu steuern, schickte Matthias 1477 zweitausend Ungarn unter Anführung des Jon von Zerotinski nach Schlesien, welche dem Lande Sicherheit verschaffen und die Räuber aus ihren Schlössern vertreiben sollten. Aber das Uebel ward dadurch nur ärger, denn die Ungarn plünderten selber, besonders die bischöflichen Güter und das Fürstenthum Schweidnitz. Sie schonten weder Frauen noch Jungfrauen, sogar die Kinder singen sie auf, und wenn ihnen die Eltern nicht das verlangte Löse-

geld bezahlten, so hieben sie dieselben vor ihren Augen in Stücke.

Die Schlesier in Schutz nehmend, sandte Wladislaw ein Heer aus Böhmen in das Schweidnitzsche und Tauerische, um den Ausschweifungen der Ungarn Einhalt zu thun. Bei der Nachricht von dem Anmarsch der Böhmen, warfen sich die Ungarn in die Städte, und drohten, da ihnen kein Sold gezahlt wurde, zu den Böhmen überzugehen. Durch Bemühung des Ober-Landeshauptmanns wurden 4000 Dukaten zusammengebracht, und verlangt, daß die Ungarn die böhmischen Feinde aus dem Lande treiben möchten, aber die Ungarn steckten das Geld ein und gingen nach Hause, vorgebend, ihre Dienstzeit wäre zu Ende.

Der Macht der Böhmen preisgegeben, schrieben die Stände des Fürstenthums Schweidnitz einen Landtag aus, auf welchem man, der Protestation des Oberlandeshauptmannes ungeachtet, die Zuflucht zu den Böhmen nahm. Es verbanden sich mit ihnen die Ritter: Dyprand Reibnitz von Gulachsdorf, Christoph Gotsch von Kynast, die Brüder Hanns und Kunz Liebenthal, Christoph Zedlitz, Affe genannt, Ernst Zedlitz, Hanns Schweinichen von Collmenitz, Jan von Nedern, Dyprand Reibnitz der Junge, Burgmann Schiedel, Georg Heide, Melchior Kalkreute, Stephan Logau u. Durch diesen Vertrag ward die Verwirrung noch größer, und die mit den Böhmen verbündeten Schlesier schickten der Stadt Breslau und den übrigen Anhängern des Königs Matthias Absagebriefe. Der Oberlandeshauptmann, welcher so sehr gegen dieses Bündniß eiferte, trat zuletzt als Be-

sitzer von Bolkeshain und Neuhaus demselben bei, verhinderte aber, daß der Bischof und die Breslauer, welche gleiche Neigung fühlten, sich demselben anschlossen, bis die Betheiligten durch die Erlaubniß des Königs Matthias dazu ermächtigt wurden.

Der Kaiser Friedrich III., welcher während dessen mit Matthias zerfallen war, ertheilte dem Könige Wladislaw die böhmischen Regalien und forderte die Schlesier insgesammt zum Gehorsam gegen Wladislaw auf. Andere Ermahnungsschreiben, dem Könige Matthias treu zu bleiben, kamen aus Rom, so daß die Schlesier nicht wußten, an wen sie sich zuletzt halten sollten, da sie bei Unterlassung des einen Gebots, wie bei Befolgung des andern, traurige Folgen voraussahen. Ein glücklicher Feldzug der Ungarn gegen Oesterreich nöthigte den Kaiser zum Frieden, und gleich wie er sonst abgerathen, den Ungarn zu gehorchen, so mußte er jetzt Befehle über das Gegentheil erlassen.

Die dauernde Verwirrung wurde durch die Anwesenheit des päpstlichen Legaten Balthasar von Piscia zu Breslau noch erhöht. Dieser ein unruhiger unbedachtsamer Kopf sprach den Bann über den König von Polen und seine Anhänger aus, ebenso über den jungen König Wladislaw zu Böhmen, weil er die Hussiten unterstützte. Auf den Breslauer Jahrmärkten ließ er vor den Polen und Böhmen die Kirchen schließen und schickte den Prozeß überall herum. Der Schaden, welchen die Breslauer hierdurch erlitten, war unermesslich, denn die Polen und Böhmen sahen diese Handlungsweise

für einen Bruch des Waffenstillstandes an und fielen feindlich in Schlesien ein.

Den Feindseligkeiten machte der am 1. Mai 1478 zu Nürnberg abgeschlossene Friede ein Ende. Die vornehmsten Punkte desselben waren: Beide kriegsführende Mächte, Matthias und Wladislaw, sollten sich Könige von Böhmen nennen und schreiben; die drei der Krone Böhmen incorporirten Lande, Mähren, Schlesien und die Lausitz sollten dem Könige Matthias verbleiben. Stirbe er aber, sollten sie wieder an das Königreich Böhmen gegen Erstattung des Werthes von 400,000 guter ungarischer Goldgulden fallen. Würde aber Matthias den König Wladislaw überleben, so sollte er das ganze Königreich Böhmen sammt den einverleibten Ländern erben.

Die große Freude bei Publicirung dieses Friedens in Schlesien war nur von kurzer Dauer. Der König Matthias verweigerte die Ratification desselben und gestattete nur eine Waffenruhe bis auf Jakobi, wo er den Minister George v. Stein nach Schlesien sandte und die neue Steuer, einen halben Dukaten von der Hube, zur Fortsetzung des Krieges erheben ließ. Die Abgabe von den Städten war verhältnißmäßig. Matthias gab zwar einen Revers: „daß diese Steuerbewilligung den Rechten der Fürsten und Städte zu keinem Nachtheil gereichen werde,“ allein es war eine bloße Höflichkeit, die auch in der Folge wiederholt wurde, die Steuerbarkeit aber nicht minderte. Herzog Friedrich I. von Liegnitz äußerte einstmals in froher Laune darüber: „Wenn unsere Privilegien erst Rehfersen (Reverse) bekommen, so werden sie bei Zeiten davon laufen.“ Die Fürsten

verloren in der That eines der wichtigsten Vorrechte, die sie bisher behalten, die Steuerfreiheit, und wurden in Ansehung derselben wie die unmittelbaren Stände und Unterthanen behandelt. Man schreibt die bedrückenden Neuerungen meist dem Minister Georg von Stein zu, welcher eine wahre Geißel des Landes war und das Mißvergnügen selbst derjenigen Fürsten und Stände erregte, welche die Absichten des Königs von Anfang an befördert hatten; sie waren zu furchtsam und ohnmächtig, sich wieder die Regierung aufzulehnen.

Derjenige, welcher sich den Anforderungen des Königs widersetzte, war Herzog Johann II., welcher zwar nur geringe Mittel aber Muth und Ausdauer besaß.

König Matthias hatte nachträglich (den 20. September 1478) dem Frieden zu Brünn durch einen Traktat zu Ofen bestätigt und suchte jetzt seinem Sohne Johann Korvin den Weg auf den ungarischen Thron zu bahnen. Er eröffnete dem Herzoge, daß sein Fürstenthum Glogau von Rechtswegen ihm, als Erbherrn, heimgefallen; deswegen sei er gänzlich bedacht, dasselbe einzunehmen, vorzüglich weil er (der Herzog) dem Kurfürsten von Brandenburg genugsam gewachsen wäre. Herzog Johann ahnte nun, daß ihm der König das Fürstenthum Glogau mit Gewalt entziehen werde, und beschloß, sich der andern Hälfte von Glogau, welche die Herzogin Wittve, Anna von Gillei besaß, zu bemächtigen, da Herzog Kasimir von Teschen seine Rechte auf dieselbe dem Kaiser bereits abgetreten hatte. Dpiß Kolo, der Minister des Herzogs, wendete vergeblich alle Mittel an, die Herzogin zu bewegen, sich mit Johann zu vereinigen,

und ihm das Schloß einzuräumen. Sie schlug es ab; aber Johann bemächtigte sich durch List der Stadt, gewann die Liebe der Geistlichkeit und Bürgerschaft und belagerte das Schloß. Seine Verstellung bestand hauptsächlich darin, daß er an Sonn- und Festtagen keinen Schuß thun ließ, unter Thränen beichtete und sich beklagte, daß er genöthigt wäre, Krieg zu führen. Durch diesen Schein der Frömmigkeit machte er sich immer beliebter. Die Herzogin Anna, welche keine wesentliche Unterstützung erhielt, verteidigte sich zwei Monate lang, und würde gewiß noch länger widerstanden haben, wenn Johann nicht eine abscheuliche Art von Bombardement angewendet hätte: er ließ durch Wurfmaschinen Fässer mit todtten Pferden, Hunden, Katzen und Menschenkoth in solcher Menge in das Schloß werfen, daß die Belagerten durch den pestilenzialischen Gestank fast erstickt, und endlich, als die Kriegsvölker des Herzogs Kasimir von Teschen und die Gubrauer, welche Glogau entsetzen sollten, zerstreut wurden, zur Uebergabe sich genöthigt sahen. Die Uebergabe geschah am 1. Mai 1480; die Herzogin Anna erhielt freien Abzug und verlegte ihr Hoflager nach Gubrau. Die Gubrauer setzten den Krieg fort, aber ohne Vortheil, worauf durch Vermittelung des Herzogs Konrad von Dels ein Waffenstillstand auf ein Jahr zu Stande kam.

Von dieser Seite hatte Johann nichts mehr zu befürchten, dagegen drohte ihm ein mächtigerer Feind in dem Könige Matthias, welcher ganz Schlessien zum Kriege wider den unruhigen Herzog ausbieten ließ. Johann sollte gefangen und nach Ungarn gebracht werden. Die Fürsten und Stände,

denen die Absicht des Königs bekannt war, verhielten sich ruhig, sie wollten das Land nicht noch mehr durch einen Krieg verheeren: brachten es vielmehr durch Vorstellungen und durch die Künste des Kanzlers Dpiß Kolo dahin, daß dem Herzoge auf dem Fürstentage zu Parchwitz (12. August) ein Waffenstillstand auf ein Jahr bewilligt wurde, um während dieser Zeit den Frieden und die Gnade des Königs zu erlangen.

Johann sandte seinen Kanzler Dpiß Kolo und den Stadtschreiber Johann Köp- pel nach Ungarn, welche den König zur Einstellung der Feindseligkeiten bewegten. Es geschah dieß hauptsächlich auf Antrieb des Ministers Georg von Stein, den der Herzog durch große Geldsummen, die er den Unterthanen erpreßte, sich geneigt machte. Georg von Stein erhielt daher am 18. Juni ein königliches Schreiben, in welchem er ermächtigt wurde, zwischen dem Könige, dem Herzoge Johann, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Teschen einen Frieden abzuschließen, dessen Hauptbedingungen folgende waren:

„Herzog Johann bittet den König, sein gnädiger Herr zu sein, wiewohl er dessen Ungnade nicht verdient hat. Er erhält von Neuem erblich geliebt das ganze Fürstenthum Glogau mit Ausnahme von Gubrau, welches Herzog Kasimir behält. Alle seine Unterthanen huldigen dem Könige im Voraus, auf den Fall, daß der Herzog ohne männliche Erben stirbt. Er tritt dem Könige oder demjenigen, dem der König es einräumen wird, Schwiebus und Zülchau nebst allen seinen Rechten auf Krossen ab, welches der Kurfürst von Brandenburg als Unterpfand für die Heimsteuer

seiner Tochter erhält, und sich dagegen aller Ansprüche auf Johanns Gebiet begiebt und alle Fehde einstellt. Johann darf von seinen Besitzungen ohne des Königs Erlaubniß nichts verkaufen noch verpfänden. Seiner Gemahlin wird ihr vorher ausgemachtes Leibginge besätigt, doch soll es nicht vermehrt werden. Seine Töchter darf er aussteuern. Er giebt alle Gefangenen frei, gelobt dem Könige Beistand gegen alle seine Feinde und soll auf sechs Jahre von allen Steuern befreit sein."

In dem Vergleiche vom 16. September 1481 überließ der Herzog dem Kurfürsten Albert noch die Städte Sommerfeld und Bobersberg und behielt dagegen Schwiebus. Das Gebiet und die Stadt Krossen, welches der Kurfürst nur pfandweise besaß, ist seitdem nie wieder an Schlesien gekommen.

Herzog Johann hatte durch diesen Vertrag mehr erreicht, als er zu fordern berechtigt war, es war aber dies der Grundstein zu dem großen Bau seiner Hoffnungen, die, wenn sie sich in der That verwirklicht hätten, einen neuen und für die Nachwelt wichtigen Zeitabschnitt hervorgerufen haben würden. Aber Grausamkeit und Tapferkeit mit einander gepaart, konnten das große Gebäude seiner Entwürfe nicht halten; was die Tapferkeit aufbaute, das riß der unbegrenzte Leichtsinn und die abschreckende Grausamkeit nieder. Johanns Charakter war wankelmüthig, er ließ sich von dem Strome der Zeit dahinreißen, während er andererseits denselben in seinem Laufe aufzuhalten drohte. Günstlinge lagerten sich an seinem Hofe und schmiedeten einer über den andern Verderben, oder benutzten den Leichtsinn des Herzogs zur Unterdrückung

oft der redlichsten Männer. Im Jahre 1479 ließ er seinen ersten Rath Theophilus Bergmann hinrichten.*) Ein gleiches geschah 1481 mit den drei Brüdern Bruno, Caspar und Christoph von Zabeltzi, Besitzer der Herrschaften Wartenberg, Kontop etc. deren weitläufige Güter er einzog.**)

Im Jahre 1482 den 18. Juni starb der Bischof Rudolph plötzlich am Schläge. Er war ein gelehrter und vortrefflicher Mann, der das Bisthum gewiß nicht übernommen haben würde, wenn er als Legat die schwierige Stellung eines schlesischen geistlichen Oberhirten zur weltlichen Macht gekannt hätte. Als Legat unversöhnlich und streng, war er als Bischof mild und friedliebend, wozu ihn die politischen Angelegenheiten, in die er als geistlicher Fürst verwickelt wurde, herabstimmten. Sein wiederauflebender Eifer den er einige Zeit vor seinem Tode durch die Bannung des Herzogs Johann II. zu Glogau an den Tag legte, setzte die Domherren von Glogau in arge Verlegenheit. Johann, welcher sich aus dem über ihn geschleuderten Bannstrahl wenig machte, gebrauchte die List: er ließ den Kapitularen sagen, daß er etwas Wichtiges mit ihnen zu verhandeln hätte, und bestellte sie auf die Brücke, weil sie in sein Schloß, als das eines verbannten Mannes wohl schwerlich kommen würden. Sobald die Domherren, des Bischofs Abgesandte, in Prozeßion auf der Brücke ankamen, hinter welcher des Herzogs Hofgesinde stand, ließ er sofort die Dielen abreißen und bedeutete die Angekommenen: „Nun wohl an, lieben Väter, seht euch wohl um und bedenket euch wohl, ob ihr hinfort singen oder springen wollet?"

*) **) Siehe Denkwürdigkeiten.

Die Capitularen sahen hinter sich das Wasser, vor sich des Herzogs Gewalt und erklärten sich zum Singen. „So gehet heim, erwiederte Johann, und wartet eures Amtes, oder ihr müßt eines bösen Todes sterben.“

Als der bisherige Statthalter Bischof Johann von Waradein aus Schlessien zum Bischof von Olmütz abgerufen wurde, trat Georg von Stein mit voller Gewalt als königlicher Anwalt in Niederschlessien und als Vogt in der Lausitz auf, und zuletzt als Statthalter von ganz Schlessien. Im Interesse seines Königs setzte er seine Bedrückungen fort, und fand in dem Landeshauptmann Heinrich Domping, welchen er auf des Königs Befehl an die Stelle des bisherigen abgesetzten Breslauer Fürstenthumshauptmann, Lukas Eisenreich (1487) eingesetzt, einen getreuen Helfer, und gewiß würden die kostbaren Freiheiten der schlesischen Stände und Städte nach und nach gänzlich zertrümmert worden sein, wenn nicht Herzog Johann von Neuem die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen, und die Wirksamkeit dieses Ministers zu andern Zwecken in Thätigkeit gesetzt hätte.

Herzog Johann, welcher mit seltenem Glück in seinem Fürstenthum regierte, sah die Bedingung, daß das Fürstenthum Glogau nach seinem Tode an Johann Korvin kommen sollte, für eine unerträgliche Einschränkung seiner Freiheit an und war auf Mittel bedacht, das unerträgliche Joch einer fremden Herrschaft gänzlich abzuschütteln. Ganz Schlessien seufzte unter dem Drucke des Ungarn, und er durfte daher mit Gewißheit auf die Unterstützung der übrigen Schlesier rechnen. Eine an den

Oppelschen Fürsten verübte Ungerechtigkeit des Königs bestimmte ihn noch mehr in seinem Entschlusse. Beide Herzöge, Johann und Nikolaus II. waren wegen Verdachts eines geheimen Einverständnisses mit Polen auf hinterlistige Weise gefangen und so lange festgehalten worden, bis sie eine Strafe von 4000 Dukaten erlegten. Sie beschwerten sich beim Herzoge, welcher, gleichzeitig angeeifert durch den Herzog Konrad von Dels in seinem Vorhaben, noch mehr bekräftigt wurde.

Sein erstes Bestreben war, für seine drei Töchter mächtige Schwiegersöhne zu werben, die dem Könige Matthias genugsam widerstehen könnten. Zu diesem Ende wandte er sich an den Herzog Heinrich von Münsterberg, welcher nicht allein einer der mächtigsten Fürsten in Schlessien war, sondern auch bei dem Könige Wladislaw in Böhmen in großem Ansehen stand, bei dem er viel vermochte, daß er mit Gewißheit darauf rechnen konnte, er würde ihn zum Kriege wider Matthias bewegen; auch wußte er vom Kaiser, daß er einen Krieg gegen Ungarn im Sinne führte.

Bei solchen günstigen Ausichten rechnete Johann darauf, Matthias anderweit beschäftigt, würde sich um das geringe Ländchen Schlessien nicht kümmern und Ungarn von seinem Kriegsvolk nicht entblößen.

Der eigentliche Anstifter dieser Rathschläge war der Kanzler des Herzogs, Dpitz Kolo, „der verschmitzte und gottlose Pfaffe,“ wie ihn Ciräus nennt; denn bei dem Herzoge war es mehr bäurische Frechheit und Dummköhneheit, als Wit und Verstand.

Der verschmitzte Rath bewirkte daher ein Ehebündniß zwischen den drei Töchtern

des Herzogs Johann, Salome, Hedwig und Anna, und den drei Söhnen des Herzogs Heinrich von Münsterberg, Albert, Georg und Karl, welches im Januar 1488 zu Glogau an einem Tage vollzogen wurde. Die frohen Hochzeitgäste dachten nichts weniger, als daß dieses Ehegelöbniß politischer Natur wäre. Am andern Morgen nach der Hochzeit lud Herzog Johann die anwesenden zahlreich versammelten Landstände aus dem Adel und den Städten in den Rittersaal. Hier sprach er in einer langen Rede viel von seinen an das Fürstenthum Glogau habenden Rechten, beklagte sich dann über den König von Ungarn, daß derselbe mit größter Unbilligkeit seine Töchter übergangen und ihnen den väterlichen Erbtheil mit Gewalt entzogen. Er begehrte nun von den Ständen, daß sie in Erwägung dieses Alles seinen Eidamen, den Herzögen von Münsterberg, die Huldigung leisten und ihnen nach seinem Tode Unterthan sein sollten.

Die Stände befremdete eine solche Anforderung und baten den Herzog, in Betracht des dem Könige Matthias geleisteten Eides, sie einer solchen Zumuthung zu entbinden. Sie stellten ihm das große Unglück vor Augen, welches die nothwendige Folge sein müßte, dessen ungeachtet aber disputirte der Herzog bis tief in die Nacht und vertheidigte seine Rechte.

Den andern Tag lud er die Bürgerschaft auf das Rathhaus, aber auch diese, den Zorn des Königs Matthias fürchtend, mochten sich von der Richtigkeit der Behauptungen des Herzogs nicht überzeugen; alle Versuche des Bürgermeisters Johann

Köppel, die Gemeinde für ihn zu gewinnen, blieben fruchtlos.

Um jedoch nicht halsstarrig zu scheinen, erklärte sich die Gemeinde dem Herzoge zur Eidesleistung bereit, wenn die Stände geschworen haben würden. Johann erwiederte, daß er den Adel schon zum Gehorsam bringen würde, wofern er nur eine treue Stadt besäße. Die schlesischen Fürsten waren über die Unbesonnenheit dieses Fürsten sehr bekümmert, und der Oberlandeshauptmann, Herzog Friedrich von Liegnitz, schrieb deshalb einen Fürstentag nach Liegnitz aus, auf welchem Johann nochmals an den Frieden erinnert wurde, aber er schlug jede Vermittelung aus; denn er hatte Nachricht erhalten, daß sein Schwiegersohn, Herzog Georg von Münsterberg mit einem Haufen von 1500 Mann böhmischer Truppen in Schlessien eingerückt wäre. Die Böhmen waren wirklich schon bis Schönau vorgeedrungen, wurden aber hier vom Herzoge zu Liegnitz und dem Ritter Ulrich Gotsch eingeschlossen und zum Rückzuge gezwungen, dem Herzoge Georg von Münsterberg erlaubte man jedoch, mit 45 Reitern zu seinem Schwiegervater nach Glogau zu ziehen.

Man war der Meinung, der Herzog würde durch dieses Verfahren gedemüthigt sein, und ließ ihn durch eine Gesandtschaft wiederholt zum Frieden ermahnen; Johann aber gab kein Gehör, beklagte sich über Georg von Stein, welcher an der Vermittelung der böhmischen Hülfe die meiste Schuld trug und ließ die Gesandten unverrichteter Sache abziehen. Dagegen schickte er seinen intimen Freund, den Kanzler Apitz Kolo, an die Herzöge von Oppeln,

sie zur Hülfsleistung gegen den König zu bewegen. Sein Mühen war fruchtlos, denn diese Fürsten fürchteten die neue Ungnade des Matthias, welcher den erfahrenen Kriegsobersten Tettauer nach Schlesien schickte, um dem gefährlichen Unternehmen des verwichenen Herzogs Johann Schranken zu setzen.

Johann ließ sich durch diese Nachricht nicht einschüchtern, er forderte den Adel auf das Schloß nach Glogau. Die einzelnen Vasallen, welche ihre thätige Hülfe versagten, mußten für jedes Ross, welches sie hätten stellen sollen, auf ihre Kosten zwei Fußknechte unterhalten und außerdem hinreichende Lebensmittel aller Art in die Stadt liefern.

Glogau wurde nun in Vertheidigungsstand gesetzt, und zu diesem Ende das Bernhardinerkloster, welches die Herzogin Magareth von Gyllei erbaut, niedergerissen, weil es dem Schlosse hätte gefährlich werden könne. Indessen hatten auch die Böhmen einen sichern Paß durch Meissen gewonnen und langten, 1,000 Mann stark, am 8. März in Glogau an.

Johann berief den Rath die Schöppen und Zunfthaltesten auf das Rathshaus und hielt auf öffentlichem Markte eine strenge Rede an das versammelte Volk, in welcher er den Rath des Aufruhrs und der Untreue beschuldigte, und ihn als die einzige Ursache nannte, daß der König jetzt als Feind in Schlesien eingezogen wäre.

Die Rathsherrn, denen keine Zeit zur Verantwortung gegönnt wurde, ließ der Herzog gefänglich einziehen. Unter ihnen befand sich der ehemalige Günstling, der Bürgermeister Johann Köppel.

Man sagt, daß der Herzog anfangs willens gewesen, sämtliche widerspenstige Bürger aus der Stadt zu jagen, und nur durch die Vorstellungen der Böhmen davon abgehalten worden wäre; sie fühlten daher jetzt doppelt seine Macht. Johann ließ sich die Schlüssel der Stadt übergeben und plünderte das Rathhaus, nahm der Stadt alle ihre Freiheiten und Privilegien, und zog alle städtischen Kassen und die Einnahmen aus den städtischen Dörfern ein. Tages darauf wählte er einen neuen Rath aus dem gemeinen Volke, unverständige und gottlose Leute, welche ihm mittelst Eidschwures alle städtischen Güter abtraten.

Im April hielt der Herzog eine Musterung und bot alles auf, was Wehr und Waffen tragen konnte. Hierbei ergab sich, daß die Zahl der Bürger größer, aber nicht eben so wohl gerüstet war, als die Böhmen, und er überhaupt mit den anrückenden Feinden eine Feldschlacht nicht wagen durfte.

Tettauer lagerte mit seinen dritthalbtausend Ungarn, aus dem schwarzen Heere des Matthias bei Neumarkt und bot die Schlesier auf, mit der verpflichteten Anzahl Hülfsmännern zu ihm zu stoßen.

Der Herzog von Liegnitz war noch immer auf Frieden bedacht, aber umsonst; Herzog Johann blieb auf seinem Vorsatz beharrlich, und verbrannte die Vorstädte mit den Kirchen, Hospitälern, Mühlen und Vorwerken.

Auf vieles Bitten und Ermahnen der schlesischen Stände ließ sich der Herzog bewegen, zur Landtagsversammlung in das Dorf Hochkirch zu kommen, wo Tettauer, George von Stein, mehrere Fürsten und

Abgeordnete der Stände und Städte gegenwärtig waren. Tettauer vermahnte den Herzog in einer langen Rede zum Frieden, führte ihm namentlich zu Gemüth das große Unglück, welches ihm nach einem Kriege mit dem mächtigsten Könige begegnen mußte, und versprach ihm, die Verzehrung des Geschehenen beim Könige auszuwirken, wenn er ihm nach Ungarn unter Zusicherung sichern Geleitz folgen möchte.

Johann, welcher die Hinterlist merkte, lächelte über diese Rede, sah gen Himmel und sprach: „Schaut, ihr lieben Herrn, ich bin nunmehr alt und zu fernem großen Reisen ungeschickt, dazu bin ich etwas gebrechlich, derohalben werde ich auch diesmal nach Ungarn nicht kommen.“

Ob dieser leichtfertigen Rede verließen die Königl. sofort die Versammlung. Tettauer und mit ihm ganz Schlesien sagte nun dem unsinigen Herzoge schriftlich ab.

Das königliche Heer erschien am 12. Mai (1488) vor der geängstigten Stadt Glogau und lagerte bei den Dörfern Nasstewitz, Schroppe und Zarkau, baute eine Brücke daselbst über die Oder, über welche es den Proviant in das Lager führte und abwehrte, daß die Stadt von polnischer Seite keine Zufuhr erhielt.

Um allen Anlaß zu einem Aufruhr zu vermeiden, verbot Johann das Leuten der Glocken und das Schlagen der Uhren. Dabei machte er mehrere Ausfälle und trieb große Viehherden in die Stadt. Er hatte versprochen, ein Ersattheer von mindestens 3000 Reitern in die Stadt zu führen, statt dessen brachte er 260 österreichische Fußknechte, welche durch Meißnen zu ihm gestossen waren.

Die Belagerer fühlten sich noch zu schwach, um die Stadt mit Macht anzugreifen. Am 7. Juni erschien ein neues ungarisches Heer, 4,000 Mann stark, worunter 400 Hackenschützen sich befanden.

Nun wurde die Belagerung mit Ernst begonnen und in der Nacht des 11. Juni am Dberufer in der Nähe des Dom's eine Bastei errichtet. Da Johann den Dom zu erhalten sich nicht getraute, ließ er schon am folgenden Tage denselben anzünden und scharmügelte mit den Königl., wobei er geringe Vortheile errang.

Zwei Tage später (24. Juni) forderte der Herzog alle Bürger und Kriegsleute auf das Rathhaus, tröstete sie noch einmal wegen des versprochenen Ersatzes und eröffnete hierauf den Versammelten, die 22,000 Mann Hülfstruppen, welche schon in der Nähe wären, in die Stadt zu führen und mit ihnen das königliche Lager zu vernichten. Nachdem er den Herzog Georg von Münsterberg zum Kriegsobersten ernannt, verließ er die Stadt, welche er seitdem nie wieder betrat.

Während die Belagerer die Stadt immer enger einschlossen und mehrere Bollwerke um dieselbe herum errichteten, war Johann darauf bedacht, sein den Bürgern gegebenes Wort zu erfüllen, schickte ihnen von Zeit zu Zeit frische Mannen und that den Belagerern durch seine Streifereien vielen Abbruch. Wegen diesen kleinen erlangenen Vortheilen veranstaltete Dpit Kolo in der Stadt große Freudenfeste.

Während dessen die Belagerer und Belagerten einander in voller Thätigkeit erhielten, ohne einen Hauptschlag wagen zu können, hatten die beiden ältern Schwie-

gersöhne des Herzogs eine Anzahl Reiter und Fußknechte zusammengebracht, mit welchen sie zu den Herzoglichen stoßen sollten. Der Zufall wollte, daß Matthias zu derselben Zeit ein neues Heer unter Anführung eines mährischen Barons, Haugwitz, nach Schlesien schickte, welches dieser Feldherr auf die Nachricht von der Ankunft der Böhmen sofort gegen diese führte und mit einem Haufen Tettauerischer Reiter vermehrte, während Haugwitz zugleich die Landstände des Fürstenthums Liegnitz aufbot.

Ungeachtet die Böhmen an Zahl wohl zehnmal stärker waren, als die Ungarn, so lieferten doch ihnen die Letztern bei Heinau ein entscheidendes Treffen. Die Böhmen ergriffen gleich beim ersten Donner der Geschütze die Flucht, bevor noch der wirkliche Angriff geschah. Von den Flüchtlingen wurden viele erschlagen; ein Theil trat den Rückzug an, ein anderer begab sich zum Herzog Johann nach Sprottau, wo sie ein verschanztes Lager aufschlugen, aber bald darauf gleichfalls nach Böhmen sich zurückzogen. Der Herzog behielt nur noch wenige Knechte, mit denen er die Städte Freistadt, Schwiebus und andere mehr besetzt hielt.

Haugwitz vereinigte sich am 4. August mit Tettauer.

Die Kunde von der Niederlage der Böhmen kam zeitig nach Glogau; die Kriegshauptleute suchten zwar das Heer und die Bürger zu überreden, daß die Böhmen obgesiegt hätten, allein man überzeugte sich gar bald von der Wahrheit; Bürger und Söldner waren mit den leeren Vertröstungen kaum mehr zufrieden zu stellen, und nur, daß Letztere frei und ungehindert einzelne

Bürgerhäuser und die Wohnungen der Domherrn plündern durften, wurde das Mißvergnügen unter denselben gestillt.

Die Königlichen schlossen die Stadt immer enger ein, daß auch keine Mauer mehr herauszuschlüpfen vermocht hätte, schienen aber immer noch dieselbe zu schonen, ungeachtet sie zwei Belagerungsstücke besaßen, von denen das eine mit vierzig Pferden gezogen werden mußte, und woraus ein Schuß die stärksten Thürme zu zertrümmern im Stande gewesen wäre. Eine an Johann abgeschickte Gesandtschaft, welche ihm das große Elend der Stadt und die harte Belagerung, die von den Bürgern nicht länger mehr ertragen wurde, melden sollte, kam mit leeren Hoffnungen zurück. Busch, welcher sich unter den Abgeordneten befand, stillte das Mißvergnügen der Söldner durch Verabreichung eines geringen Soldes, den Bürgern aber machte er bekannt, daß der Herzog binnen Kurzem mit einem großen Kriegsvolke erscheinen würde, sie möchten sich nur noch wenigstens sechs Wochen gedulden, und ritterlich halten, der Herzog würde nach beendetem Kriege allen Schaden ersetzen. Die Bürger weigerten sich öffentlich und betheuerten hoch, daß sie auch nicht einen Tag mehr länger die Belagerung aushalten würden.

Den Muth der Bürger zu beleben, schickte Johann 400 Kriegsknechte, die er aus den Besatzungen der kleinen Städte zusammengezogen hatte, in die Stadt. Dpitz Kolo, dessen Muth gleichfalls wuchs, ließ am andern Morgen mehrere Bürger, die sich besonders widerspenstig gezeigt hatten, in die Gefängnisse werfen.

Am 9. September erhielten die Königlich-nene Verstärkung. Die Belagerten, bei denen sich die Noth von Tage zu Tage mehrte, schafften wegen Mangel an Futter am 10. September alle Pferde, 300 an der Zahl, aus der Stadt. Am Tage St. Mauritius wagten die Ungarn einen Sturm, welcher aber zurückgeschlagen wurde. Dreihundert Ochsen, welche die Belagerten erquickten sollten, wurden von den Feinden aufgefangen.

In diese Zeit (Anfang October) fällt der Untergang der Glogauschen Rathsherrn,*) welche ununterbrochen im Gefängniß gehalten wurden. Busch, der Vertraute und Günstling des Herzog, verließ heimlich die Stadt, die Schlüssel zu dem Gefängnisse mit sich nehmend; und gleichsam, als hätte man in dieser Zeit allgemeiner Noth der Unglücklichen ganz vergessen — sie erlitten alle den Hungertod, eine grause Todesart, die in diesem Zeitalter nichts ungewöhnliches war.

Herzog Johann, dem man den Tod der Rathsherrn mit Unrecht zur Last legt, indem er sich seit langer Zeit nicht mehr in Glogau aufhielt, trieb sich während dessen im Fraustädtchen und Sprottauschen herum. Sprottau, welches er nicht länger zu behaupten im Stande war, ließ er am 14. October plündern und an allen Ecken anzünden; das Schloß besetzte er mit einigen Kriegsknechten, die Böhmen aber ließ er in die Heimath ziehen, da er ihnen den Sold nicht mehr verabreichen konnte.

Um diese Zeit erreichte die Noth der Glogauer den äußersten Gipfel. Die Böhmen schlachteten ihre noch übrigen Pferde, den Hunger zu stillen. Vom 24. bis 26.

October wurde die Stadt unaufhörlich beschossen, wobei die große Liegnitzsche Büchse sprang und ein Sturm gewagt wurde, welchen die Belagerten zurück schlugen, worüber der Kanzler Dpiß ein Freudenfest anstellen ließ.

Die in ihrer Noth aufs Aeußerste gebrachte Bürgerschaft versammelte sich am 29. October mit den Hauptleuten auf dem Rathhause und erklärte vor dem Herzoge Georg von Münsterberg und dem Kanzler Dpiß, daß sie die Belagerung keinen Tag mehr länger auszuhalten gesonnen wäre. Georg und Dpiß kolo sträubten sich zwar dagegen, versprachen, auf den folgenden Tag Antwort zu ertheilen, flohen aber mit einbrechender Nacht heimlich zu Schiffe aus der Stadt und überließen dieselbe ihrem Schicksale.

Die Belagerten schlossen am letzten October mit den Feinden einen Waffenstillstand und baten um Frieden. Zettauer machte der Stadt am 3. November die Bedingungen bekannt; diese waren aber zu hart, und man bat daher um Milderung derselben.

Die Uebergabe verzog sich bis zum 16. November (1488). Die Besatzung hielt freien Abzug und Zettauer nahm von der Stadt und dem Schlosse Besitz.

Am 19. November huldigte die Bürgerschaft dem Könige, der Adel verlangte dagegen eine Frist bis zum Neujahr.

Dem Beispiele der Hauptstadt folgten bald die übrigen Städte des Fürstenthums, Freistadt ergab sich am 1. Dezember, das Schloß aber erst in der Folgezeit, als Herzog Johann freiwillig alle Rechte auf das Fürstenthum abtrat. Sprottau und Grünberg huldigten Ende Dezember, Schwie-

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

bus am 17. Februar des folgenden Jahres. Die Gemahlin des Herzogs, die das Schloß mit ihren Töchtern inne hatte, bat sehr, man möchte ihr diese Stadt überlassen, aber umsonst: — mit betrübtem Herzen zog sie nach Steinau, und als man ihr auch diese Stadt noch entriß, nach Glatz.

Herzog Johann von Münsterberg verlor sein Land, Herzog Konrad von Dels die Statthalterschaft des seinigen, weil er den Herzog Johann unterstützt hatte, nur die Herzöge von Oppeln kamen mit einer Geldstrafe davon.

Um persönliche Sicherheit zu erlangen, übergab Johann am 23. April 1489 durch seine Abgeordneten, Dpiz Kolo und Ernst Eschammer, dem königl. Commissarius, Bischoff Waradein das Fürstenthum Glogau, und verzeh sich alle Rechte darin. Dpiz Kolo wurde des Landes verwiesen, scheint aber nicht lange in Exil gelebt zu haben, da er einige Jahre später in Breslau als Domherr lebte, und an den Kabbalen gegen den Bischof von Breslau Haupttheilnehmer war.

Herzog Johann zog hierauf im Elende herum, wurde überall, wo er Beistand suchte, zurückgewiesen. Zuletzt ging er nach Glatz; unterwegs wurde er von bischöflichen Reitern angefallen, verlor einen Theil seines Gefolges und stürzte vom Pferde. Man brachte ihn krank und elend nach Glatz, wo er in einem geringen Hause Aufnahme fand, und von seiner Gemahlin und seiner Tochter gepflegt wurde, die nach dem Tode der Herzogin Salome zu Steinau auch diese Stadt der unersättlichen Habgier des Königs hatten räumen müssen. Zwar nahm Konrad der Weiße als rechtmäßiger Erbe Steinau in Besiz, wurde aber von Mat-

thias aus demselben verdrängt. Bei dieser Gelegenheit mußte er sein ganzes Fürstenthum räumen und erhielt vom Könige nur die Stadt Auras und einen Jahrgehalt von 1600 Gulden. Dieser ließ sich hierauf durch seinen Sohn, Johann Corvin, von Dels und Wohlau huldigen. Die beiden Herrschaften Steinau und Raubten erhielt Georg von Stein zum Geschenk, indem er sich erbötig zeigte, die Gemahlin des Herzogs Johann und ihre Schwester, eine Aebtißin zu Trebnitz, mit Gelde abzufinden.

Für die großen Hülfsleistungen in diesem Kriege, erhielt die Stadt Breslau mehrere Belobigungsschreiben, mußte sich aber dennoch zu einer bestimmten Zahlung der Tranksteuer verpflichten, während dem ganzen Lande die allgemeine Landsteuer, die achte seit der Regierung des Matthias, auferlegt wurde. Die Geistlichkeit mußte außerdem noch ungewöhnliche Kontributionen, die Hälfte aller wiederkäuflichen Zinsen der Kirchenbeneficien zahlen, worüber sie sich beim Papste beschwerte. Matthias drohte, sie alle aus Schlesien zu verjagen, als ihn unerwartet, 1490 den 4. April, in seinem 47. Lebensjahre, der Tod ereilte.

Matthias war ein glücklicher und tapfrer Fürst, ausgerüstet mit politischen und militairischen Talenten, deren Vereinigung ihn zum mächtigsten Fürsten seiner Zeit machte. Er war so bescheiden, daß er den guten Ausgang seiner Unternehmungen den Planeten zuschrieb; denn er war ein eifriger Verehrer der Astrologie und that nichts ohne den Rath seines Sterndeuters. Dieses Vorurtheil machte ihn zuversichtlich.

Dabei liebte er überhaupt die Wissenschaften und schützte und achtete die Gelehrten.

Die Nachricht von seinem Tode kam eben so unerwartet als erwünscht nach Schlessien. Die Breslauer, welche die Regierung des Matthias mit Ungestüm verlangt hatten, verfolgten nun mit gleicher Erbitterung Alles, was ihm angehörte. Das schwarze Heer, welches sich in Schlessien aufhielt, trat eiligst den Rückzug an, wurde aber größtentheils von den Bürgern in den

Städten und den Bauern auf dem Lande erschlagen. Gleiches Loos hatten die Hauptleute. Man wollte die Zeit der Erniedrigung und Unterdrückung durch blutige Opfer sühnen. Außersehen dazu waren George von Stein und der von Matthias eingesetzte Breslauer Hauptmann Heinze Dompnig. Der Erstere entkam, nicht so glücklich war Dompnig, welcher nach Niederlegung seines Amtes gefänglich eingezogen wurde und sein Leben auf dem Schaffot endete. *)

Denkwürdigkeiten.

Der Hungerthurm zu Priebus. 1472.

Herzog Johann II. von Sagan und Glogau, dessen Gemüthsart in den unablässigen Fehden und Kriegen, zu denen ihn die Sucht zu herrschen verleitete, sich von Tage zu Tage immer mehr verwilderte, giebt ein abschreckendes Beispiel durch seine Gefühllosigkeit, mit welcher er seinen Bruder Balthasar behandelte.

Balthasar war um viele Jahre älter als Johann, dabei gutmüthig und leicht versöhnlich, aber früh den Verfolgungen seines länderlüstigen Bruders ausgesetzt, der ihm sein rechtmäßiges Erbe, das Fürstenthum Sagan, zweimal mit Gewalt entzog. Bei der zweiten Besitzergreifung dieses Ländchens, das ihm Balthasar nun freiwillig abtrat, um das Unglück der Unterthanen nicht zu vermehren, nahm ihn Johann, der geschlossenen Kapitulation zuwider, gefangen und ließ ihn in den Schloßthurm zu Priebus werfen, ohne sich weiter mehr um ihn zu bekümmern. Johanns Vertrauter, der eben so gefühllos als morbischte Busch, beschleunigte hier den Untergang des Unglücklichen.

In einem engen Stübchen des Schloßthurms zu Priebus, gehalten wie ein gemeiner Verbrecher, beklagte Balthasar das herbe Schicksal, welches ihn von frühster Jugend an verfolgte. Sein Lager war der kalte feuchte Fußboden, seine Nahrung Wasser und Brod, welches der rohe Kerkermeister Busch von Tage zu Tage kürzte, Gram, Hunger und Krankheit nagten an seinem sichten Körper. Zwei Monate vergingen. Es war am 15. Juli 1472 des Nachts; der sorglose Bruder, Johann, hielt sich zu Sagan auf und schwelgte an der Tafel im Kreise seiner gleichgesinnten Günstlinge und Räthe; — da wurde er plötzlich durch ein bleiches Schattenbild aus seiner frohen Laune geschreckt, der Humpen entfiel den Händen, und starren Blickes sah er der schwindenden Erscheinung nach, während eine namenlose, bisher noch nie gekannte Angst, seine Seele erfüllte.

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

„Mein Bruder!“ rief er entsetzt aus, und als ob der letzte Funke entschwindender Bruderliebe in seiner Seele zur Riesenflamme auslodere — hastig erhob er sich von seinem Sige, ließ ein Roß satteln und sprengte in sauseudem Galopp nach Priebus, während grause Bilder seine Seele umgaukelten.

Angelommen in Priebus, stürmte er sofort nach dem Gefängniß, riß mit wilder Hast die Thüre auf, und, o Entsetzen! starr und leblos, auf dem Boden hinggestreckt, zerbissen am Arme, erblickte er die Leiche seines Bruders. Auf dem Tische standen die Worte eingegraben: „Der Durst quälte mich mehr als der Hunger.“

Johanns Trauer um den Tod des 60jährigen Bruders scheint nur momentan gewesen zu sein, denn ungestraft hielt er den Urheber des Mordes, den Freund und Rathgeber Busch, nach wie vor in seiner Nähe. Im Uebrigen fällt der grausame Tod des Herzogs Balthasar der Roheit und Härte seines Zeitalters mehr zur Last, und war in den Augen der Welt, die noch traurigere Ereignisse entstehen sah, nichts ungewöhnliches.

Tyrannei des Herzogs Johann II. von Glogau.

1. Theophilus Bergmann.

Herzog Johann hatte an Theophilus Bergmann einen der treuesten Rätbe, der ihm in jeder wichtigen Sache ergeben zur Seite stand und durch seine Klugheit und Gelehrsamkeit ersetzte, was der Herzog vermöge seines rauhen Characters nicht erringen konnte. Johann wählte ihn zum Sekretair und vertraute ihm seine Staatsgeheimnisse an. Besonders wichtige Dienste leistete er ihm bei den Gesandtschaften an den König Matthias in Ungarn.

Wie es häufig an den Höfen der Fürsten geschieht, daß oft der Edelste verkannt oder durch Niedere um die Gunst des Fürsten gebracht wird, so war es auch hier der Fall. Andere, und unter diesen wahrscheinlich Busch, welcher auf den Herzog ein besonderes Uebergewicht ausübte, verschwärzten ihn beim Fürsten, klagten ihn der Untreue an, und ziehen ihn eines gefährlichen Einverständnisses mit Ungarn, so daß sich Johann verleiten ließ, ihn, der von einer Gesandtschaft aus Ungarn zurück kehrte, gefangen zu nehmen. Am 13. Juni wurde er in den Schloßthurm gesetzt, wo er dem Hungertode entgegen sah. In der Nacht vor St. Titus wurde er von dem Henker vor die Stadt geführt. Sein Schicksal ahnend, rief er Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, sprach mit traurigen Worten über die tyrannische Gewalt seines Herrn, der ihn ungehört und wider alles Recht verdamme und bot dann seinen Nacken dem Scharfrichter hin, der ihm in Gegenwart mehrerer Herzoglichen das Haupt abschlug.

2. Die Ritter von Zabelitz.

Als Herzog Johann II. von Glogau 1481 mit dem Könige von Ungarn Frieden geschlossen hatte, verwendete er die Zeit der Ruhe zur Unterdrückung seiner Unterthanen, beson-

ders der Reichern und Mächtigen. Das Geschlecht der Ritter von Zabelitz, Besitzer der Herrschaften Wartenberg, Kontop ic. erfuhr den tyrannischen Uekermuth dieses Fürsten im äußersten Grade. Es waren drei Brüder, Kaspar, Bruno und Christophorus, die reichsten und mächtigsten im ganzen Fürstenthum. Sei es nun, daß Herzog Johann neidisch auf ihre Macht blickte, die in der Folge ihm leicht hätte gefährlich werden können, oder weil er gelüftete nach den Reichthümern dieser Herren, — er beschloß ihren Untergang. Kaspar v. Zabelitz bekleidete beim Herzoge die Würde eines Stallmeisters.

Am 21. October 1481, eines Montags, an welchem zu Glogau Markttag gehalten wurde, übersielen die Schergen des Herzogs die beiden ältern Brüder, Kaspar und Bruno, während der Mahlzeit, führten den einen auf das Rathhaus, den andern in den Thurm. Hier auf wurde die Stadt sofort geschlossen und Niemand herausgelassen, um der Möglichkeit vorzubeugen, daß der dritte Bruder gewarnt würde. Indessen eilte der grausame Fürst mit einigen aus seinem Hofgesinde nach Freistadt, rüstete in der Eile 200 Mann aus, begab sich mit diesen des Nachts nach Wartenberg, und übersiel den dritten Bruder Christophorus von Zabelitz, schickte ihn gefänglich nach Freistadt und bemächtigte sich noch in derselben Nacht des Schlosses Kontop.

Am folgenden Tage ließ er sich vom Städtchen Wartenberg und dem Landadel huldigen und machte den Rittersn von Zabelitz den Prozeß, indem er sie der gemeinen Räuberei beschuldigte; einen andern Vorwand wußte er nicht anzugeben, sein tyrannisches Verfahren zu entschuldigen.

Bei Durchsuchung der Schlösser Wartenberg und Kontop wollte man verschiedene geraubte Waaren, Gold, Sammet, Seide, Gewürz, Perlen, Puppenwerk, Zobel, Rauchwerk und ein Faß voll Scheermesser gefunden haben.

Kaspar und Bruno wurden in der Nacht am 23. October zu Glogau heimlich mit dem Schwerte hingerichtet, den dritten Bruder ließ man im Thurm zu Freistadt erhungern.

Einige Chronikschreiber melden, die Ritter hätten bekannt, daß sie den Herzog zu verrathen willens gewesen wären.

Herzog Johann II. von Glogau und sein Bürgermeister. 1488.

Als Herzog Johann II. den Rath der Stadt Glogau unter dem Vorwande, daß dieser ihn hätte verrathen wollen, ins Gefängniß geworfen hatte, besetzte er eigenmächtig und nach Gutdünken die Rathsstellen. Daß seine Wahl auf eben nicht passende Subjecte fiel, läßt sich aus seiner rauhen Gemüthsart wohl entnehmen: lächerliches Gesindel, dumme Köpfe, überhaupt solche, welche entweder mit dem Fürsten gleichen Characters waren, oder solche, die er zu Werkzeugen seiner Grausamkeiten gebrauchen konnte. Unter andern wählte er einen Gerber zum Bürgermeister. Als ihm die einzelnen Kandidaten vorgestellt wurden, fiel ihm die lange, hagere Figur dieses Mannes auf, auf dessen Gesicht zwar ächte Treue und Biederkeit, aber nicht der Ausdruck eines großen Geistes thronte, daß er im Stande gewesen wäre, Tausende zu re-



Lith. Inst. v. C. Krone.

Herzog Johann II. v. Glogau u. sein Bürgermeister.

„Solche Kerls suche ich eben, die vorigen Vögel waren listiger als mir lieb war.“

gieren. „Der muß Bürgermeister werden,“ sprach der Herzog, und wählte hierauf die übrigen Rathsglieder.

Für den Augenblick mochte dieser Antrag dem Gerber schmeichelhaft sein, als er aber sein Amt angetreten und das Schwierige desselben empfand, rannte er eiligt zum Herzoge, erklärte ihm in demüthiger Stellung, daß er zum Bürgermeister nichts tauge, indem er nichts gelernt habe, und bat, die drückende Last von seinen Schultern zu nehmen. Der Herzog lächelte wohlgefällig: „Ei ei, sprach er, solche Kerls suche ich eben; die vorigen Buben waren listiger als mir lieb war!“

Dem armen Gerber, dem die Schwere seines Amtes den Rücken beugte, blieb nun weiter nichts übrig, als die Figur zur wichtigen Rolle zu spielen; das Sprechen und Handeln übernahm der Herzog oder übertrug es seinen gleich grausamen Räthen und Günstlingen.

Untergang der Glogauschen Rathsherrn.

Zu den traurigen Ereignissen, welche in den Annalen der Stadt Glogau aufgezeichnet sind, gehört der grause Hungertod der Rathsherrn, welche der wankelmüthige Herzog Johann II. unter falscher Anklage ins Gefängniß werfen ließ. Busch hatte die Aufsicht über die Gefängnisse. Dieser schreckliche Bürger konnte mit Gleichmuth die Opfer hinschmachten sehen; mit den Schlüsseln zu den Gefängnissen verließ er während der Belagerung die Stadt und gab die Gefangenen dem Hungertode Preis. Im Gefühl des Todes schrieben die Unglücklichen die traurige Begebenheit und ihr schreckliches Loos im Kerker auf. Der Inhalt lautet:

„Anno 1488. den Sonnabend vor Oculi, hat Herzog Hanns von Glogau, wegen grausamer Tyrannei weit beschrien, (der seinen Bruder Balzer verhungert, seine Schwester ins Elend verjaget, und die Herzogin Margareth mit Gewalt aus der Stadt Glogau getrieben), uns Armen: Johann Keppel, Kaspar Scheres, Bernhard Dreisigmark, Hans Prüfer, Mathes Kellner, Antonius Knapp, Nikolaus Künzel, die wir zur Zeit im Rathstuhl saßen, in das Gefängniß werfen lassen. Er erdichtet auf uns schwere Laster, als ob wir hätten beschloffen, ihn dem Könige zu überantworten und zugesagt, die Stadt und das Schloß dem Könige einzuräumen, und noch viel anderes mehr. Aber der höchste Gott wird Zeugniß geben unserer Unschuld, daß wir dergleichen zu thun uns nie unterstanden, noch zu thun in Sinn genommen haben. Wir baten wohl: man wolle durch ein rechtmäßig Verhör und Erkenntniß diese Sache erörtern, aber unser Bitten war, Gott sei es geklagt! gar vergebens. Der Herzog wüthete vor Zorn und hieß uns in den scheußlichen runden Schloß-Thurm, der ein erschrecklich Gefängniß ist, werfen. Auch ein anderer guter Mann, Nikolaus Fisch, ward in den Polnischen Thurm gesenkt. In diesem Gestank und Mist haben wir sitzen müssen, bis auf das fröhliche Osterfest, allda wir baten, christlichem Gebrauch nach, uns das heilige Abendmahl zu reichen, aber es ward uns armen Leuten verweigert. Bisher hatten uns die Unsrigen aus der Stadt gespeist, aber hinfort wurde es jenen ganz verboten. Eine kurze Zeit lang speiste man uns von Hefe, erst

täglich zweimal, dann nur einmal. Nun bedenket gute fromme Leute, was wir sieben für ein Elend, jämmerliches und betrübtes Leben, und schwere Angst, die Zeit über gehabt! Wir könnten viel davon sagen, aber wir befehlen es dem gütigen gnädigen Gott! Also haben wir bei einander gelebet bis auf den 14. August, da verschied einer unter uns, nämlich Antonius Knappe, ohne alle Sacramente, ob er gleich sammt uns fleißig darum gebeten. Zwar schied er also dahin, hatte aber große Reue über seine Sünde, tröstete sich der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, der ihm gnädig sein wolle!

„Nach seinem Tode haben wir viel Böses leiden müssen. Sie bezüchtigten uns vieler und mancherlei Laster und Uebelthaten, deren wir doch für Gott unschuldig sind. Zulezt, als sie keine Ursache zu uns haben konnten, ließen sie uns im Gefängniß verbleiben, einmal speiseten sie uns, daß andere mal nicht. Am Tage Mariä Geburt gaben sie uns ein wenig Speise, darnach haben wir ganze vier Tage gar nichts bekommen, weder von Essen noch von Trinken. Ein jeder aber kann leicht abnehmen, daß wir also nicht lange werden dauern können. Wir haben gebeten: man wolle uns, nach Ordnung der christlichen Kirche, die Sacramente zukommen lassen, haben aber nichts erhalten. Nun sehen wir wohl, daß man des Vorhabens ist, uns einen grausamen und elenden Tod sterben zu lassen. Es wäre denn, daß uns Gott wunderbarlicher Weise erhalten wolle.

„Wir bezeugen aber hiermit jedermänniglich, die dieses unser Schreiben lesen, oder davon hören werden, daß, ob uns gleich der Brauch der hochwürbigen Sacramente versagt wird, wir nichts desto weniger an dem wahren Glauben an Christum abscheiden wollen, und daß wir unschuldig einen solchen jämmerlichen Tod leiden müssen, daß wir auch nicht schuldig sein, womit uns der Herzog auf dem Markte bei dem Rathhause beschuldigt hat, und so oft er uns damit belegt, uns Unrecht daran geschieht, das bezeugen wir unserm Gott. Und wollen Herzog Hansen, unserm ungnädigen Herrn, vor dem gerechten und strengen Richtersthule Gottes darum antworten. Denn kann man leichtlich erachten, wenn er uns der geschehenen Schuld und Klage rechtmäßig hätte können überweisen, er uns nicht tyrannischer Weise in das scheußliche Loch hätte stecken und tödten dürfen. Er hat aber sich befürchten müssen, daß wenn er uns frei zur Erkenntniß hätte kommen lassen, dadurch seine Grausamkeit und Unbilligkeit jedermänniglich würde kund und offenbar geworden sein.

„Darum der allmächtige Gott, unserer Sünde willen, uns also heimsucht, so wollen wir es geduldig und willig ertragen. Wir bitten aber, er wolle uns, um seiner grundlosen Barmherzigkeit willen, einen seligen Abschied aus diesem Leben verleihen. Wir bitten auch alle fromme gutherzige Leute, welche hiervon werden sagen hören, sie wollen Zeugen sein unserer Unschuld, uns, unsern Weibern und Kindern zum Besten; denn wir können mit gutem Gewissen sagen, daß wir uns aufrichtig, ehlich und wohl alle Zeit verhalten haben. Auch wollen fromme Leute Gott für uns aller elendeste Männer bitten, daß er um seiner grundlosen Barmherzigkeit und bitteren Todes willen uns in unserm großen Elend trösten, Geduld und starken Glauben, bis an unser Ende verleihen, und uns aus diesem Jammerthale in das ewige Leben führen möge. Amen!

„Dieses Schreiben ist gethan bei großen Schmerzen, und unaussprechlicher Marter und Qual, den sechsten Tag nach Kreuzes Erhebung, welcher war den 19. September.“ —

Bald darauf folgt weiter ein Schreiben:

„Man hat uns fast 14 Tage nach einander weder zu essen noch zu Trinken gegeben, Gott wolle Ihnen und allen denen, die diese bösen Rathschläge über uns schmieden helfen, verzeihen und vergeben. Den Sonnabend nach Kreuzes Erhöhung kamen sie und nahmen Nikolaus Künzeln aus besonderer Gunst aus dem Thurme, uns aber ließen sie sitzen. Da haben wir abermals um den Brauch der heiligen Sacramente gebeten, aber wir haben keine Antwort erhalten. Wir baten, daß sie uns doch nicht so jämmerlich umkommen wollten lassen, sondern uns nur ein wenig Speise geben; da brachten sie uns 30 kleine Hofbrodte, zwei Kännchen Bier und ein Kännchen Wasser. Mit dieser Speise und Trank haben wir uns behelfen müssen bis auf den Dienstag. Denselben Tag haben wir nur um Trinken gebeten, da gab man uns ein Kännchen, darein 10 Quart Bier gingen. Da haben wir uns damit geholfen bis auf den Donnerstag. Allda begehrten wir in großem Durst um Gottes und seiner heiligen Mutter willen nur einen Trunk Wasser, aber er ward uns versaget, und wir wurden also mit unaussprechlichem Durste heftig geplagt. Merkt ihr frommen Leute und wißt, daß uns der Durst mehr als der Hunger gequält.

„Hierüber kam der Edelmann, den man des Herzogen Vater nannte, darum, daß er Herzog Hansen aus dem Feuer trug, da er in Polen die Kiesel ausbrannte. Dieser nahm die Schlüssel zu dem Thurme zu sich und zog davon. Also blieben wir im Gefängniß. Gott helfe uns! Bei diesem schmerzlichen Elende und großer Betrübniß habe ich, Johann Keppel, dieses geschrieben, und habe Dinte gemacht aus Lichtpußer-Schwärze. Wie es nun ferner gehen werde, das steht in Gottes Händen und zu seinem gnädigen Wohlgefallen. Denn werden sie uns Speise und Trank entziehen, so werden wir nicht mehr lange leben. Gott stehe uns bei und helfe uns. Amen.“

Es ist zu bewundern, wie das Herz eines Menschen so grausam wüthend und boshast sein und nicht das mindeste Gefühl für Erbarmung haben konnte. Ein schrecklicher Mensch muß Busch gewesen sein.

Gleich im Anfang October starben vier der Rathsherren den Hungerstod: Johann Keppel, Matthias Kellner, Johann Prüßer und Kaspar Schores. Man schreibt, daß sie in der Todesangst wie die Löwen gräßlich geheult und gebrüllt und um Erbarmung, obwohl vergeblich, gebeten haben sollen. Am 5. October wurden die Leichen in die Kirche der schwarzen Mönche getragen und begraben. Drei Tage später, den 7. October, starb auch Bernhard Dreißigmark; Nikolaus Künzel, den man vorher aus den Thurm gezogen, starb den 17. October.

Man gebot ernstlich, daß man der Unglücklichen weder öffentlich noch heimlich erwähnen sollte, damit ihr Gedächtniß ganz ausgerottet würde. Doch dem geschah nicht also. Nachdem sich das Blatt gewendet und Slogau von seinen Blutsaugern befreit war, setzte man den Unglücklichen in der Pfarrkirche ein Kenotaphium.

Enthauptung des Breslauer Landeshauptmann Heinze Dompnig. 1490.

Die Stadt Breslau hatte unter der Regierung des Königs Matthias von Ungarn empfindliche Demüthigungen und harte Bedrückungen durch die königlichen Statthalter und Hauptleute erfahren. Furcht hielt den Ausbruch des Rachegefühls in seinen Schranken, als aber die Nachricht von dem Tode des Königs anlangte, und man nicht wußte, wer König in Böhmen und Herr von Schlesien werden würde, da betrachtete sich die verhaltene Rache der beengenden Bande erlebigt und verlangte nach einem blutigen Sühnopfer. Heinrich (Heinze) Dompnig ahnte die ihm drohende Gefahr und forderte seine Entlassung, als der Rath die von Matthias eingeordnete Rathswahl aufhob und die seit vielen Jahren unterbrochene wieder in Gang brachte. Dompnig wurde freundlich entlassen, glaubte sich sicher und versäumte so die günstige Gelegenheit zur Rettung. Unvermuthet wurde er verhaftet und zur Rechenschaft über sein früheres Verhalten gezogen.

(Das Original seiner Anklage lautet:)

„Wie Heinze Dompnig vor Gericht ist angeklagt, verurtheilt und beschrien worden.

„Am Sonnabend vor Johannis Baptista (19. Juni 1490) ist vor die Herren von Breslau gefordert worden Heinze Dompnig und haben ihn angeklagt mit seiner Handschrift, darinne er geschrieben hat Herrn George vom Stein.

„Eines, des Biergeldes halben, das nicht mehr Fortgang habe.

„Das andere, daß nicht Fug hätte, den Priestern Zins zu nehmen, denn es betreffe die armen Priester, und nicht die Prälaten; sondern seine Gnade solle zudecken, daß die Kön. Maj. eine treffliche Vorhschaft herfertigte, das und anderes Fortgang haben werde, daran ihm nicht zweifelte, so möchte man 8,000 Gulden fordern von aller Geistlichkeit; jedoch sapientia dictum.

„Das Dritte ist, daß er seine Gnade in dem bittet, daß er wolle behüßlich sein, daß er der Hauptmannschaft entladen werde, und Lukas Eisenreich wieder an die Stadt käme, wollte er also Seiner Kön. Majestät und seiner Gnaden nützlicher sein.

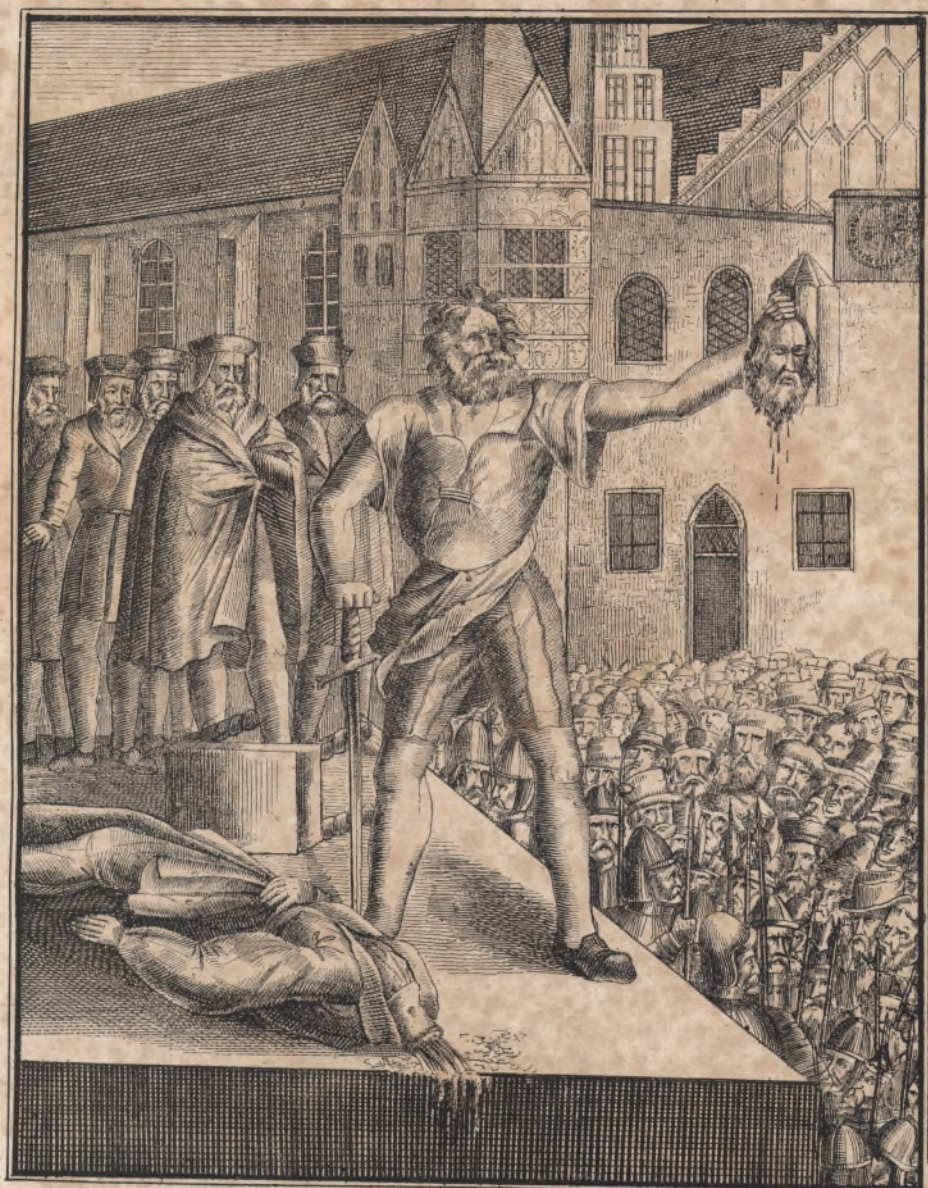
„Zum vierten ist er angeklagt, daß er Herzog Johannesen gehuldet habe, hinter der Stadt Bewußt und Willen, das er auch offenbar bekannt; sondern er sprach, daß er solches bekannt und nicht gethan habe, und alleine, daß sich Haunold, (Stadtschreiber) für ihn fürchtete.

„Zum fünften, daß er der Stadt heimliche Rätze geoffenbaret hatte; hat er gesagt: er hätte es nicht gethan und hat gefragt: welche er geoffenbaret hätte?

„Zum sechsten, daß er die Deklarazion hat helfen machen, auf die Rathssige und Urtheilssprüche auf des Kaisers Hofe.

„Zum siebenten, daß er 200 Fl. ungr. gehabt hätte, alle Jahre vom Biergelde, wider die Stadt, darzu er sprach: er habe sie von Kön. Maj. für seinen Dienst.

„Zum achten, daß er die Rechte helfe stärken und den Leuten das Ihre mit Gewalt genommen und sich in die Güter gelege, unerkannt des Rechten.



Heinrich Dompnig wird enthauptet.

„Zum neunten, daß er hinter der Rathmanne Bewußt und Willen Briefe hat lassen schreiben, wie er gewollt hat, über andrer Leute Güter, und ihnen die auch hätte wollen selbst siegeln; habens die Leute nicht wollen gestatten, als Vorwehr der Hauptmannschaft.

„Zum zehnten, was im Rathe beschloffen, ist der Stadt und der Gemeinde zu Gute, und hat helfen solches beschließen, hat er wiederum geoffenbaret, und helfen wider die Stadt rathen.“ —

Der Prozeß wurde, wie es damals gewöhnlich war, kurz abgemacht, denn der Rath zu Breslau war Kläger und Richter zugleich. Das Zugeständniß der Anklage-Punkte erpreßte man dem Unglücklichen durch die Folter. Am Tage Unserer lieben Frauen publicirte man ihm das Todesurtheil, worauf er sein Testament machte. Am Montage darauf schickte man ihm seinen Beichtvater und zwei Bernhardiner-Mönche in das Gefängniß, damit er sich zum Tode vorbereite. Als er, vom Nachrichten gefesselt, vor Gericht geführt und ihm die Anklage-Punkte vorgelesen wurden, läugnete er sie alle ab und sprach: „soll ich nicht auch reden? Ehrsame Herrn, ich bitte Euch durch Gott und um das göttliche Recht, ich will mich als ein frommer Mann verantworten!“ Allein man ließ ihn nicht dazu kommen und darum rief er gottergeben: „Ich merke wohl, es soll nicht anders sein; im Namen Gottes!“

Er blieb bis ans Ende bei dem Widerruf aller Beschuldigungen; und da er zur Richtstätte geführt wurde, erklärte er laut: „Der Tod, den ich heut erleide, geschieht Gram's und Neides halben, und hab ihn nicht verdient; so ich zur Antwort hätte kommen mögen, wollte ich mich durch Recht als ein Frommer verantwortet haben.“

Die Hinrichtung geschah am 1ten Juli 1490 bei geschlossenen Stadtthoren vor dem Rathhause auf einem mit einer schwarzsamtnen Decke überzogenen Gerüste. Nachdem er sein Gebet verrichtet und dreimal mit lauter Stimme den Namen „Jesus!“ gerufen, hieb ihm der Henker mit dem Schwerte den Kopf ab.

Dompnigs Leichnam wurde hierauf seiner Familie übergeben und noch an demselben Tage unter Läutung aller Glocken auf dem Magdalenenkirchhofe feierlich beerdigt.

Wladislaw,

König von Ungarn und Böhmen, oberster Herzog in Schlesien,
von 1490 bis 1516.

König Matthias war zu früh gestorben, um seinem natürlichen Sohne Johann Korvin die Nachfolge in seinen Staaten zu sichern; auch fehlten Letzerem die großen Eigenschaften seines Vaters, ohne welche er sich nicht einmal in den schlesischen Fürsten-

thümern Glogau und Droppau halten konnte. Da nun Matthias keiner andern rechtmäßigen Erben hinterließ, so trat der König Wladislaw von Böhmen, zufolge des (1478) in Olmütz geschlossenen Friedens, mit seinen Ansprüchen auf die erlebte Krone

von Ungarn hervor. Durch die Intriguen der verwitweten Königin Beatrix, welche den männlich schönen Wladislaw zum Gemahl wünschte, und dessen Eheversprechen sie schon erlangt hatte, wurden die Ungarn bestimmt, diesen zu ihren Könige zu wählen. Die von Böhmen abgerissenen Provinzen Mähren, Schlesien und die Lausitz erkannten ihn gleichfalls als ihren Herrn an, nur war es bei den Schlesiern noch unentschieden, ob sie ihm als Herrn von Ungarn oder Böhmen huldigen sollten. Die Schlesier, vorsichtig und alles hassend, was den ungarischen Namen führte, verlangten eine Vereinigung Schlesiens mit Böhmen, während den Ungarn, denen die im Olmützer Frieden bedungenen 400,000 Dukaten noch nicht erlegt worden waren, Schlesien als eine ungarische Provinz betrachteten. Wladislaw kam zwar selbst nach Schlesien, setzte aber die Huldigung der Stände aus, bis die Sache entschieden sein würde, um nicht nothwendiger Weise durch sein voreiliges Wesen entweder die Böhmen oder die Ungarn zu beleidigen. Die Oberlandeshauptmanns-Würde übertrug er dem Bischof Johann IV. Roth zu Breslau und nach dessen Resignation auf dieses Amt, dem Herzoge Kasimir IV. von Teschen, welcher die ihm in seinem neuen Amte eingeräumte Gewalt zum Besten des Landes benutzte. Er strebte dahin, die Ruhe und Sicherheit im Lande herzustellen, die Räuber und Landesbeschädiger auszurotten, denn die Wuth der Befehdungen und Räubereien loderte um diese Zeit in ihrer größten Flamme. Der Geist der Unabhängigkeit verbreitete Anarchie und Zügellosigkeit, der Adel wollte sich unter das sanfte Joch einer gefeßlichen

Regierung nicht beugen und ein falsches Ehrgefühl verachtete die Handhabung der Gefeße.

Zu diesem Wiederaufleben des nie ausgerotteten nur unterdrückten kriegerischen Geistes der schlesischen Nation gab die schwache Regierung des Königs neue Nahrung. Wladislaw war unentschlossen und nachlässig und zeigte nur geringe politische Einsicht und Kraft bei wichtigen Vorfällen. Er selbst giebt das Beispiel, daß ein gutes Herz und viele Frömmigkeit noch nicht hinlänglich sind, einen weisen und guten Regenten zu machen. Auf jeden Vorschlag, Bitte oder Beschwerde hatte er nur eine Antwort: bene oder dobre. Daher hieß er bei den Ungarn der König Bene und bei den Schlesiern der König Dobre. So wenig Wladislaw die großen Eigenschaften seines Vorfahren Matthias, besaß, so frei war er auch dagegen von dessen schlechtern. Alle Ungerechtigkeiten, welche dieser begangen, machte jener wieder gut. Den Herzögen Heinrich von Münsterberg und Konrad VIII. von Dels räumte er die verlornen Fürstenthümer wieder ein, auch die Herzogin Catharina, Gemahlin des Herzogs Johann II., erhielt die Herrschaft Steinau wieder. Konrad überlebte seine Wiedereinsetzung nicht lange, mit ihm starb am 21. September 1492 der piastische Stamm in Dels aus. Das Fürstenthum fiel an den König, welcher den größten Theil desselben nebst Wohlau dem Herzoge von Münsterberg gegen die Herrschaft Podiebrad in Böhmen vertauschte. Das Gebiet Wartenberg kam (1490) an die von Haugwitzsche Familie, Trachenberg und Militsch verkaufte der Kö-

nig (1494) an Siegismond v. Kurzbach. Diese von dem Fürstenthume abgesonderten Gebiete erhielten den Namen freie Landesherrschaften,*) und nahmen so den Rang nach den Fürstenthümern ein.

Die Fürstenthümer Glogau und Tropaupau, welche Johann Korvin an den König Wladislaw gegen Güter in Ungarn abgetreten, standen nun unmittelbar unter dem Könige und wurde am 2. October 1490 des dem Korvin geleisteten Eides entbunden. In dem Vergleich von 1491 übergab sie der König seinem dritten Bruder Johann Albert, welcher ihm anfänglich den ungarischen Thron streitig zu machen gesucht. In den Vergleich wurde bestimmt, daß beide Für-

stenthümer in der Lehnsv Verbindung mit Böhmen blieben, die Landesabgaben entrichten und an Wladislaw zurückfallen sollten, wenn Johann Albert nach dem Tode seines Vaters, Kasimir III., König von Polen werden würde. Johann Albert erbte 1492 den polnischen Thron, die Zurückgabe der genannten Fürstenthümer unterblieb aber.

König Johann Albert setzte über Glogau einen Landeshauptmann Namens Johann Polak von Karmikow, zwar einen bewährten Kriegermann, aber grausenhaften Wütherich, dessen Barbarei das tyrannische Verfahren des Herzogs Johann II. von Sagan weit zurück ließ.

Tyrannie des Hauptmanns Johann Polak zu Glogau.

Als unumschränkter Machthaber herrschte 1493 über Glogau der polnische Hauptmann Johann Polak; kein abscheulicheres Ungeheuer hätte der König von Polen zu seinem Statthalter wählen können, als diesen. Seine feindselige Gesinnung gegen die Unterthanen zeigte er gleich beim Antritt der Hauptmannschaft durch eine den Städten aufgedrungene neue Biersteuer. Damit nicht zufrieden, griff er allmählig auf die empfindsamste Weise in die Rechte der Bürger, er hob (1493) die von der Stadt bisher unbeschränkt geübte Rathswahl auf, entließ alle Mitglieder des Rathes und besetzte die Aemter eigenmächtig mit Personen seines Schlages.

Dieser Eigenmacht widersetzte sich der gewesene Bürgermeister Martin Arnold, aber Polak ließ ihn (den 9. März) hinterlistig gefangen nehmen und nebst einem gewissen Nikolaus Link in dem Thurmgefängniß auf dem Schlosse verwahren.

Dieser Gewaltstreich weckte den schlaffen Muth der Bürger. Bald am andern Tage (10. März) stürmte der Pöbel durch die Straßen und läutete mit allen Glocken zum Sturm. Die Bürgerschaft erschien gerüstet vor dem Rathhause und forderte die Gefangenen heraus. Auf die Eröffnung des Rathes, daß sich die Gefangenen auf dem Schlosse befänden, fertigte man eine Deputation an den Hauptmann ab, welche die Gefangenen im Namen der Stadt abfordern sollten.

*) Die Herrschaft Wartenberg kam 1559 durch Kauf an die Burggräfl. Dohna'sche Familie. Wiltisch erhielt Joachim Freiherr v. Mal-

zahn 1590 durch Heirath und Testament; Trautenberg kaufte von dem v. Kurzbach (1592) Adam v. Schafgotsch.

Polak gab den Deputirten zur Antwort: er habe die Gefangenen auf Befehl des Königs in Gewahrsam genommen, an diesen möchten sie sich wenden, und seinen Bescheid einholen, bis dahin würde er das Leben der Eingekerkerten schonen. Der Aufruhr und Tumult konnte an diesem Tage gleichwohl vor einbrechender Nacht nicht gestillt werden.

Es wurden hierauf 16 Deputirte an den König Albert, welcher sich zu Posen aufhielt, abgeschickt, fanden aber kein Gehör, da ihnen Polak bereits vorgekommen war und die Gefangenen als gefährliche Volksaufwiegler geschildert hatte. Eben so wenig richtete eine zweite, nach Ostern abgefertigte Deputation aus.

Das Unglück der Stadt zu häufen, und sich die Gunst des Hauptmanns zu erheucheln, ließ der dem Tyrann knechtisch ergebene Rath noch zehn Bürger, welche man als die Anstifter des Aufruhrs angab, gefänglich einziehen, und lieferte sie aus. Man war allgemein darüber aufgebracht, dennoch wagte Niemand, aus Furcht vor ähnlichem Schicksal, gewaltsam sich dagegen aufzulehnen.

Indessen hatte auch die Geistlichkeit wegen Eigenmächtigkeit des Statthalters beim Könige Beschwerde geführt, worauf am Tage Petri und Paul die königlichen Abgesandten, Ambrosius Pampovius, ein hoher Staatsmann, der Hofmeister Raphael Piscinius, der Doctor Johannes Lubrantius, und Johannes Sapientius, zu Glogau erschienen.

In den ersten Tagen wurden die Beschwerden der Geistlichkeit beigelegt. Am 5. Juli, nachdem Polak noch den Adel gegen die Stadt verhetzt, diese des Ungehorsams und anderer erdichteter Verbrechen beschuldigt, wurden die Gefangenen, welche sich selbst überlassen blieben, da die Gemeinde, durch Polak abgeschreckt, sich ihrer nicht weiter annahm, den Gesandten vorgestellt, und nachdem sie sie sich in wenigen Worten vertheidigt, in das Gefängniß zurückgeschickt.

Am 8. Juli wurde Martin Arnold allein vorgeführt. Gestützt auf das Versprechen der Gemeinde, welche ihn nicht zu verlassen versprach, er möchte nur männlich die Rechte der Stadt vertheidigen, hatte er sich in jenen mißlichen Handel eingelassen; jetzt stand er allein, sich selbst überlassen, Niemand wagte, sich seiner anzunehmen. Dennoch vertheidigte er sich nach Kräften. Er bewies deutlich seine Unschuld an dem Aufruhr: er sei damals gegen die Eingriffe des Hauptmanns in die Stadtgerechtsame vertheidigend aufgetreten, die Sache selbst aber habe er der hohen Obrigkeit zur Entscheidung anheim gestellt. Daß er aber vor gehörter Sache ins Gefängniß geworfen, und daß der gemeine Haufe mit gewaffneter Hand seine Loslassung gefordert, dafür könne er nicht. Und obwohl es natürlichen Rechts sei, Gewalt mit Gewalt zu steuern, so sei dennoch dem Polak keine Gewalt widerfahren.

Die Abgesandten, welche dem Hauptmann geneigt waren, entschieden nichts in der Sache, und so wurde Arnold bis auf weitere Resolution des Königs ins Gefängniß zurückgeschickt. Nur einer aus den zehn übrigen Gefangenen, Melchior Dreißigmark, wurde auf Verwendung der Gesandten los und ihm ein schriftliches Zeugniß seiner Unschuld gegeben.

Nach der Abreise der Kommissarien befreite Polak auch den Nikolaus Link.

Auf Anhalten der Bürgerschaft schickte der Rath eine abermalige Gesandtschaft an den König, sie fand aber eben so wenig Gehör, als die frühern. Im October legte Polak der



Martin Arnold, Bürgermeister zu Glogau.
im Gefängnisse 1493.

Stadt ein Schreiben vor, worin der König zum unbedingten Gehorsam gegen seinen Hauptmann ermahnnte. Und zum Beweise, daß er unumschränkte Gewalt habe, ließ Polak am 9. October einen aus den Zehn, Nikolaus Agrikola, der beschuldigt war, daß er zum Sturm geläutet und das Volk also in Rüstung gebracht hatte, hinrichten. Der Rath muckte nicht.

Ein blutiger Anfang zu dem schrecklichen Schauspiel, was folgen sollte! Am Morgen des Montag St. Galli forderte Polak den Rath auf das Schloß und machte ihm den Befehl des Königs kund, zufolge dessen sämmtliche Gefangenen öffentlich hingerichtet werden sollten. Bald nach der Publikation des Befehls verließ er die Stadt und begab sich nach Polkwitz, damit die Sache nicht hintertrieben oder verzogen werden könnte.

Erschütternd war die Trauerbotschaft für die Bürger und namentlich für die Angehörigen der Verurtheilten; ein erbarmendes Schreien und Wehklagen erscholl durch die ganze Stadt. Dennoch wagte Niemand, von Furcht eingeschüchtern, die Opfer dem Tode durch Gewalt zu entziehen, vielmehr schickte der Rath die Geistlichen zu den Gefangenen, sie zum Tode vorzubereiten und die Sakramente zu reichen.

Nur ein Mann war in der Stadt, von dem man Rettung aus der Todesnoth zu erfliehen und zu erwarten hoffte. Es war Ernst von Tschammer, ehemaliger Rath des Herzogs Johann II. von Sagan, ein Freund des Hauptmanns. Ungeachtet er der Bürgerschaft nicht günstig war, so nahmen dennoch die Verwandten der Gefangenen in dieser Noth die ganze Zuflucht zu ihm, als dem letzten Heil und Helfer und baten um der Barmherzigkeit Gottes willen, er möchte sich erbitten lassen und den Unglücklichen helfen. Anfänglich war er unerbittlich, schlug die Bitten rund ab; jedoch nach einiger Ueberlegung und selbst von Abscheu ergriffen über Polaks äußerste Grausamkeit, erhörte er die flehentliche Bitten der Geängstigten und tröstete sie mit dem Versprechen, die unschuldigen Opfer zu retten. Er ging aufs Rathhaus und ersuchte den Rath, die Hinrichtung einstweilen zu verschieben. Der furchtsame Rath gab ihm zur Antwort, daß er den Befehl des Hauptmanns nicht hintenan setzen könnte. Tschammer entgegnete: Beruhigt Euch, ich will den Hauptmann schon zufrieden stellen. Ich nehme die Sache auf mich! Die Vollziehung des Todes-Urtheils wurde also verschoben.

Als der Hauptmann am Abend nach Hause kam, und erfuhr, daß die Gefangenen noch am Leben wären, wüthete und tobte er, und drohete, den ganzen Rath umzubringen. Unterdessen kam Ernst von Tschammer zu ihm und sagte: Wohlan, Herr Hauptmann, bedenkt euch doch und wüthet nicht so heftig! Dabei führte er ihm manches zu Gemüthe, daß er sich besänftigen ließ, und die Gefangenen zu schonen versprach.

Am andern Morgen bat der Rath um die Befreiung der Gefangenen, welche Polak unter der Bedingung loszulassen versprach, daß die Stadt fußfällig Abbitte leiste.

Des Nachmittags berief man die Aeltesten und Geschworenen sammt der ganzen Bürgerschaft auf das Rathhaus, und machte ihr den Befehl des Hauptmanns bekannt. Hierauf wurden die Gefangenen auf das Rathhaus geführt. Baarsfuß, mit entblößten Häuptern und angethan mit einem schlechten Gewande, gingen sie mit den übrigen Bürgern, welche diesen gleich gekleidet waren, im Prozeßion auf das Schloß.

Der grausame Polak, welcher an dem Schauspiel der Buße sich weidlich legte, stand mit Ernst von Tschammer und dem Hofgesinde auf der Schloßbrücke. Angekommen entblößten vor ihm auch die Rathsherrn ihre Häupter und thaten einen Fußfall, Polak hieß sie aber das Haupt bedecken, da sie nicht gesündigt hätten. Sechs Gefangene fielen vor des Hauptmanns Füßen nieder mit ausgebreiteten Armen. Hierauf hielt Ernst v. Tschammer eine lange Rede an das Volk, „daß der König wider die Bürgerschaft, wegen ihres Ungehorsams gegen den Hauptmann billig erzürnt und zur Ungnade bewogen worden. Ferner machte er bekannt, daß man nunmehr aller vorigen geschehenen Dinge nicht mehr gedenken und von beiden Theilen ein ewiges Stillschweigen darüber bewahren würde. Den Gefangenen sei das Leben geschenkt; ein jeder solle nach wie vor seine Wohnung und Ruhe haben und sich forthin mehreres Gehorsams befleißigen.“

Hierauf ließ der Redner die Gefangenen aufstehn; einer von ihnen, Peter von Glogau, wurde auf Polaks Befehl, wieder hart und fest genommen, als welcher einer Verzeihung nicht würdig wäre.

Nachdem Polak solchergestalt an diesem Schauspiel tyrannischen Uebermuths sein Auge sattfam geweidet, begab er sich ins Schloß, und die Gemeinde ging auseinander. Die Gefangenen begleitete man bis in die Pfarrkirche und auf den Kirchhof zu St. Johannes, um Gott und dem h. Nikolaus für die überstandene Gefahr zu danken. Endlich mußten sich die Gefangenen auf dem Rathhause verpflichten, sich zu stellen, so oft es der Rath begehren würde, und sich fernerhin des Gehorsams zu befleißigen.

Peter von Glogau wurde später (am letzten October) noch begnadigt; seine Buße war aber noch strenger als die frühere. Die entmenschte Grausamkeit des Wüthrichs verlangte, daß er begleitet vom Rath und der Bürgerschaft, aus dem Gefängnisse bis aufs Rathhaus und von da bis aufs Schloß, mitten durch den tiefsten Koth auf den Knien rutsche, auf der Schloßbrücke sich entblöße und vor Polak nieder werfe.

Der einzige Gefangene, welcher aber auf keine Begnadigung zu hoffen hatte, war Martin Arnold. Er war für Polak ein Stein des Anstoßes, welcher beseitigt werden mußte, denn sein Ansehn unter dem Volke durste ja wohl leicht bei seiner Befreiung wieder steigen, und ihm, den Tyrannen, den Untergang bereiten, darum beschloß Polak seinen Tod.

Arnold ahnte jetzt sein nahes Ende; seine Hoffnung auf Befreiung war entschwinden, gottergeben harrete er des Ausganges, den ihm das herbe Schicksal führen würde.

Am 7. December wurde der Unglückliche aus den Tiefen des Thurmkerkers in ein oberes Gewölbe gebracht, welches durch keinen Lichtstrahl des Tages erhellt wurde. Hier auf einem Bund Stroh, festgeschlossen mit ehernen Banden an die Mauern, lag der Verfolgte, sein und seiner Familie Unglück beweinend. Endlich schloß der erquickende Schlaf seine Augenlider und ein sanfter wohlthätiger Traum schien sich in seine Seele zu senken. Aber ach, auch diese Seelenerquickung sollte er nicht vollkommen genießen, denn mitten im Auftauchen der lieblichen Bilder des Jenseits rüttelte ihn eine raue Hand, begleitet von einer teuflischen Stimme in das kalte Leben zurück. Arnold erhob sich mit dem Oberkörper; die vom Gewölbe

des Gefängnisses niederhängende Laterne warf den Schein auf eine finstere Männergestalt, aus deren kleinen blinzeln den Augen die Lücke der Hölle lachte. Das struppige Haar des schmalen langen Kopfes stand zu Berge und unter dem rothen Mantel blühte das Henkerschwert hervor. Arnold wußte nicht, ob er wache oder träume; er fuhr sinnend mit der Hand an die Stirn. Es schien ihm, nicht möglich, daß sein Ziel so nahe, daß er heimlicher Weise sollte hingerichtet werden. „Wer bist Du? Was willst Du?“ fragte er entmuthigt den finstern Mann.

„Das wirst Du bald sehen!“ entgegnete dieser, mit der Hand auf die offene Gefängnißthüre weisend. Er löste ihm hierauf die Eisensesseln, band ihm die Hände und führte ihn zur Hinterthüre des Schlosses hinaus auf den Platz, wo das ehemalige Bernhardinerkloster gestanden. Angelangt, herrschte der raube Henker: „Kniee nieder!“ „Was willst Du mit mir machen?“ stammelte Arnold erschrocken, denn es schien ihm noch immer unglaublich, hinterlistig bluten zu sollen. — „Das sollst Du bald erfahren!“ entgegnete der Henker und ehe es sich Arnold versah, hieb ihm der Henker mit einem Streiche den Kopf ab, zog ihm die Kleider vom Rumpfe und ging davon.

Nach einigen Stunden geheimnißvollen Schweigens der Stadt, deren Thore bisher geschlossen waren, was ein ungewöhnliches Ereigniß voraussetzte, wurden die Thore wieder geöffnet. Die Stadtdiener trugen Arnolds Leichnam auf den Kirchhof vor die Stadt, wo er unter Geläut der Glocken und Absingung der gewöhnlichen Leichengesänge bei versammeltem Volke beerdigt wurde.

„Es“ entsetzte sich aber die Stadt so merklich hierüber, und man war so männiglich kleines Lauts, daß sich's ansehen ließ, als hätte Niemand an Polaks Grausamkeit einige Beschwern.“ —

Dem Könige Wladislaw mußte daran gelegen sein, die verzögerte Huldigung der Schlesier endlich zu bewirken. Da er wegen der Reichsgeschäfte und der Türken halber Ungarn nicht verlassen konnte, so schrieb er einen Tag nach Ulmütz aus, auf welchen er die schlesischen Stände lud, um die Erbhuldigung ihm zu leisten. Bevor dieses geschah, sollte von Seiten der Schlesier zu gemeinsamer Berathung ein Fürstentag zu Meisse abgehalten werden; derselbe fand den 26. Juni 1497 statt, und hatte einen höchst traurigen Ausgang.

Ueber Oypeln regierten damals zwei Brüder, Johann und Nikolaus II.

Der letztere wohnte dem Fürstentage bei, und fing an zu fürchten, man habe die Absicht ihn gefangen zu nehmen. Zähzornig von Natur, wollte er sich zur Stelle rächen oder wenigstens vertheidigen, und verwundete mit einem Dolche den anwesenden Bischof und den Herzog Kasimir von Teschen. Er wurde aber ergriffen und gleich den folgenden Tag, einem tumultuarischen Spruch der dasigen Schöppen zufolge, enthauptet. Die wahren Ursachen des Argwohns des Herzogs Nikolaus gegen seine Mitstände sind unbekannt geblieben, müssen aber wichtig gewesen sein, wenn man den Herzog nicht ganz für wahnsinnig halten will. Man

muthmaßet, daß die Anhänglichkeit der Oppelschen Herzöge an Hussens Grundsätze dazu Gelegenheit gegeben, und findet auch eine Wahrscheinlichkeit darin, da die Kommunikation unter beiderlei Gestalten (das Schiboleth der Hussiten) damals im Oppelschen häufig vorkam.

Das Ansehn des Königs und seine Rechte waren durch diese übereilte und ei-

genmächtige Rache auf das äußerste beleidigt, allein Wladislaw ließ sich durch den Herzog Kasimir auf der Versammlung zu Olmütz gar bald beruhigen, und brachte zwischen letzterem und dem Bruder des Enthaupteten, Herzog Johann, einen Vergleich zu Stande, wodurch die Partheien Bergesenheit des Geschehenen sich angelobten.

Störung des Fürstentages zu Weisse.

König Wladislaw hatte die schlesischen Stände zur Huldigung nach Olmütz geladen. Um sich nun vorher über die Anzahl des Gefolges, welches ein jeder Herzog, Lehnsman und jede Stadt bei sich haben sollte, zu berathen, und auch darüber, welche Privilegien man vom Könige besättigen und welche neue Freiheiten man erbitten sollte, wurde den 26. Juni 1497 ein Fürstentag nach Weisse ausgeschrieben. Auf demselben erschienen: der Oberlandeshauptmann, Herzog Kasimir von Teschen, der Bischof Johannes von Breslau, der Herzog Heinrich von Münsterberg und der Herzog Nikolaus II. von Oppeln. Bereits vier Stunden hatten sie berathschlagt, als dem Herzog Heinrich von Münsterberg von seinen Leuten zwei Briefe gebracht werden. Um diese zu lesen, stand er auf und verließ den Saal; auch die übrigen Fürsten standen auf, da sie müde waren des Sitzens, und gingen im Saale auf und ab. Herzog Kasimir unterredete sich indeß mit dem Herzoge Nikolaus, in Angelegenheiten eines gewissen Herrn von Polka und bediente sich dabei des Ausdrucks: „Gebt Euch gutwillig darein, damit die Sache nicht erst an den König gebracht werde.“ Bei den letzten Worten trat der Schreiber des Herzogs Nikolaus an diesen heran und flüsterte ihm etwas leise ins Ohr. Man hat nie erfahren, was er ihm eigentlich zugeflüstert haben mag; es ist aber die Vermuthung, es müsse eine Warnung gewesen sein, daß man ihn gefangen nehmen wolle. Nikolaus konnte dies sehr wahrscheinlich dünken; denn er hielt den Herzog Kasimir nicht für seinen Freund, andererseits mochte eine frühere bittere Erfahrung ihm vor der Seele schweben. Denn zehn Jahre vorher war er nebst seinem Bruder Johann von dem Landeshauptman in Oberschlesien, Johann Bielik von Cornicz, auf Befehl des Königs Matthias in Kosel gefangen genommen und nicht eher losgelassen worden, als bis sie Beide dem Herzoge 80,000 Dukaten gezahlt hatten. Bei den Worten; gebt euch gutwillig darein! schwebte ihm das Bild der Gefangenschaft ganz in seiner Phantasie vor: er sprang mit einemmal auf, zückte den Dolch, welchen er am Gürtel hängen hatte und stürzte mit dem Ausruf: Verräther! auf den Herzog Kasimir los. Er führte den Dolch gegen ihn, traf aber nur seinen Rock. Kasimir stieß den Wüthenden zurück, aber Nie-

Nikolaus drang wiederholt gegen ihn ein, richtete den Dolch gegen den Hals des Landhauptmanns streifte aber bloß die Stirn. Hierauf lief er wüthend gegen den Bischoff Johannes, der mit den Seinigen am andern Ende des Saales stand, und verwundete ihn durch den Gürtel. Die Entschlossenheit rettete dem Bischoff das Leben, er packte den Unbändigen und drückte ihn auf die Bank nieder, wo man ihm den Arm hielt und Hanns Bischoffsheim ihn umschlang. Doch that er noch vier Stiche gegen den Bischoff, wovon aber nur der eine ihn am Arme verwundete. Nikolaus rang sich hierauf los und stürzte wiederholt auf Kasimir los, welcher, da er wehrlos war, die Flucht ergriff. Der Unbändige folgte dem Flüchtigen, stieß unablässig nach ihm, ohne ihn zu treffen, bis endlich Beide vor der Rathsstube, nachdem sie die Treppe hinabgesprungen, zu Boden stürzten.

Nikolaus raffte sich zuerst auf und war im Begriff, dem Herzog Kasimir den Dolch durch den Leib zu stoßen, als ihm der Hauptmann von Glas, Hanns Pannwitz, der grade mit seinem Herrn dem Herzoge von Münsterberg dastand, denselben aus der Hand riß. Hier faßten ihn seine zu Hülfe herbeieilenden Diener, zogen ihn fort, und riefen ihm zu, sich in die Kirche zu retten. In der äufzerten Verwirrung und Wuth stürzte er die Treppe hinab und fiel vor sich hin; aber seine Diener rafften ihn auf und schleppten ihn in die St. Jakobskirche. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr; eine Menge fürstlicher Diener und Stadteinwohner lief und schrie ihm nach; es wurde Sturm geläutet und die ganze Stadt kam in Waffen. Mit Spießen und Schwertern drang das Volk durch alle Thüren in die Kirche, doch wagte Niemand, den Herzog, welcher sich auf den Hochaltar gerettet hatte, anzugreifen. Als aber der Bischof die Erlaubniß erteilt, sich seiner ohne Rücksicht des Ortes zu bemächtigen, so fiel man mit stürmenden Geschrei über ihn her und würde ihn wahrlich im Tumult umgebracht haben, (welches in der That ein Glück gewesen wäre), wenn ihn nicht ein Adliger, Hanns Stosch, mit seinem Körper gedeckt hätte, wofür derselbe aber am Genick und an der Achsel stark verwundet wurde. Man riß dem Herzoge die Kleider vom Halse und führte ihn so im Triumphe auf das Rathhaus. Hier redete ihn der Herzog Heinrich von Münsterberg an: „Lieber Herzog, was haben der fromme Bischoff und Herzog Kasimir Dir gethan, daß Du sie erstechen wollen?“ Nikolaus erwiderte: „Auch Dich habe ich halt auch erstechen wollen! Zeig' die Briefe her, die man Dir gebracht, um mich zu fangen. Du bist ja eben hinunter gegangen, um Anstalten zu treffen, mich greiffen zu lassen!“ — Dieser legte hierauf die Briefe vor, darinnen man nicht ein Wort davon fand.]

Unter einer Bedeckung von Bewaffneten, und unter Begleitung einer Menge zusammen gelaufenen Volks, das ihn mit Schmähungen überhäufte, wurde Herzog Nikolaus um 3 Uhr Nachmittags in den Bräuderthurn geführt, wo man ihn so hart hielt, daß man ihm weder Essen noch Trinken zukommen ließ, auch keine Kleider reichte, um welche er doch auf das flehentlichste bat. Endlich erbarmte sich ein Adliger, Schellendorf, und gab ihn seinen mit Fuchs gefütterten Rock. Keiner von seinen Räthen konnte ihm beistehen, weil sie eben-

falls gefänglich eingezogen wurden. Herzog Kasimir hatte alle Kleider, Pferde, silberne und goldene Gefäße, und den ganzen Hausrath des Herzogs Nikolaus in Beschlag genommen.

Am andern Morgen, Dienstags nach Johannis (27. Juni) versammelten sich die Fürsten und Stände auf dem Rathhause, um dem Gefangenen den Prozeß zu machen, welcher nach damaligem Gebrauch sehr kurz war. Man beschloß einmüthig, daß er vor Gericht geführt und auf sein selbstgeignes Geständniß zum Schwerte verurtheilt werden sollte. Es wurde ihm der Breslauische Domherr, Heinrich Fulslein, beigegeben, welcher ihn zum Tode vorbereiten sollte. Nachdem er die Beichte abgelegt und das Testament gemacht hatte, wurde er baarfuß und mit entblößtem Haupte aus dem Gefängniß vor den Urteistisch geführt, um welchen die zwölf Stadt-Schöppen unter freiem Himmel saßen. Hier wurden ihm die Beschwerden und Anklagen der Fürsten und Stände gegen ihn vorgelesen, von denen er aber, da sie deutsch abgefaßt waren, kein Wort verstand. Daher sagte er zu den Umstehenden: „Was wollen die? Wie unterstehen sich diese Leute, einen Fürsten zu richten, oder wohl gar zu verurtheilen?“ Niemand antwortete das Mindeste darauf. Endlich wurde, wie gewöhnlich, das Todes-Urtheil über ihn gesprochen. Unter Bedeckung von fünfzig Gewaffneten, die vor und hinter ihm gingen, führte man ihn zur Richtstätte. Als er auf den Markt kam, ermahnte er fleißig das Volk, Gott für seine Seele zu bitten, richtete die Augen gegen Himmel und brach in die schmerzlichen Worte aus: „O Reisse, Reisse! haben Dich meine Vorfahren deswegen der Kirche geschenkt, daß Du mir heute das Leben nehmen sollst!“ —

Vor dem Rathhause war ein rothes Tuch ausgebreitet, auf welchem er hingerichtet werden sollte. Angelangt daselbst, blieb er mit entblößtem Haupte und baarfuß stehen und betete: „Mein Erlöser ist für mich Sünder geduldig zum Tode gegangen, o Gott! wenn ich doch würdig seinen Fußstapfen nachfolgen könnte!“ — Nach diesen Worten warf er sich auf die Erde, breitete die Arme in Gestalt eines Kreuzes aus, that ein kurzes Gebet, machte alsdann mit dem Finger ein Kreuz auf die Erde, küßte es andächtig, richtete sich auf, zog selbst das mit Fuchs gefütterte Kleid aus, machte sich das Hemde vom Halse los und kniete auf den Richtplatz nieder. Der Domherr Fulslein stand ihm zur Seite und reichte ihm in einem vergoldeten Becher den Johannestrunk. Er trank nur wenig daraus, gab ihn wieder zurück und wollte sich selbst seine lang herab wallenden Haare zusammen binden, konnte aber damit nicht zurecht kommen. Endlich setzte ihm der Scharfrichter seine Mütze auf, steckte die Haare darunter, und schlug ihm, da er Jesus schrie, mit einem Streiche das Haupt ab.

Die sämmtlichen Fürsten und Stände waren auf dem Rathhause Zuschauer dieses herzoglichen Trauerspiels.

Der entseelte Leichnam wurde in einen Sarg gelegt und in die Kirche getragen. Man sang ihm die Vigilien und las den Psalter. Den dritten Tag darauf wurde die Leiche nach Oppeln geführt und im dasigen Barfüßer Kloster in die Kapelle St. Anna beerdigt.

Ein Augenzeuge dieses blutigen Auftritts meldet: daß Herzog Kasimir sich über diese Hinrichtung als über einen großen Sieg gefreut, daß er sich die besten Pferde des Herzogs

Nikolaus ausgelesen, und Alles, was ihm nur gefallen und beliebt, an sich gezogen, ohne daß ihn Jemand daran hindert.

Herzog Nikolaus war übrigens ein grausamer Tyrann, der selbst die eigene Mutter nicht verschonte. Einer seiner Bedienten, ein junger Mann, hatte ihm einst eine Kleinigkeit entwendet, weshalb er ihn in das Gefängniß werfen ließ, wo er gehengt werden sollte. Des Herzogs Mutter, Magdalene, bat um das Leben dieses Unglücklichen. Der Herzog versprach es, aber kaum hatte ihn diese verlassen, als er den Henker in das Gefängniß schickte und dem Diener die Augen ausstechen ließ. Darüber grämte sich die Herzogin sehr, daß sie in die Worte ausbrach: Gott erfreue dich, wie du mich erfreut hast.

Aus dem Testamente des Herzogs, welches er kurz vor der Hinrichtung schrieb, läßt sich das Bild seines Charakters leicht entwerfen. Er bittet darin seinen Bruder, den Herzog Johann, daß er seiner lieben Mutter, die er oft erzürnt und ihr Gut und Habe genommen, weshalb sie in große Schulden gerathen, alles wieder zu erstatten. Ferner ersucht er denselben, daß er nicht allein die Bürger in Oppeln und anderer Städte, ingleichen alle andern Unterthanen zusammenfordern, und sie an seiner Statt um Gotteswillen bitten möchte, sie sollten ihm das, was er ihnen übel gethan, verzeihen; sondern es sollte ihnen auch alles, was er an Geldbuße oder Wucher unbillig genommen, oder ihnen mit Unrecht entzogen worden, wiedergegeben, wie auch die Privilegien und Begnadigungen unverletzt erhalten werden.

Das Unbegreifliche in der Veranlassung zu diesem blutigen Auftritte liegt sowohl in der Denkungsart und den Sitten der damaligen Zeit und in der Gemüthsart des Herzogs Nikolaus selbst, die zuweilen einen Anfall von unsinniger Wuth hatte.

Nicht auf der Versammlung zu Dölmütz, sondern ein Jahr später (1498) zu Ofen huldigten dem Könige Wladislaw die schlesischen Stände. Dabei wußten sie die gefälligen und oft sorglosen Gesinnungen des Königs zu ihrem Vortheile zu benutzen. So erhielten sie durch die Bemühungen des Oberlandeshauptmanns Herzog Kasimir von Teschen und des Freiherrn Siegmund von Kurzbach auf Trachenberg das wichtige Landes-Privilegium, worin festgesetzt wurde, „daß die Statthalterschaft über Schlessien Niemand andern als einheimischen schlesischen Fürsten anvertrauet werden sollte; daß der König ohne Einwilli-

gung der Fürsten und Stände keine neue Auflagen machen, daß alle Rechtsachen der Fürsten, sie mögen nun zwischen dem Könige und ihnen oder untereinander selbst obwalten, auf dem königlichen Hofe zu Breslau vor der allgemeinen Versammlung der Stände, die das Ober- und Fürstenrecht heißen solle, als einem Gerichte Gleicher (judicium parium) entschieden werden, und daß die Stände, mit Ausnahme von Schweidnitz und Jauer dem Könige von Böhmen nirgends als zu Breslau zu huldigen verpflichtet sein sollten. Ferner verspricht der König von den Ständen keine Beisteuer zu fordern, ausgenommen solche, dawider sie

billig Reichs halber nichts zu setzen haben, ihre Miliz nicht außer den Grenzen Schlesiens ohne Sold zu gebrauchen und keine neuen Zölle ohne Bewilligung der anzusetzen.“ Die Lösung dieses Privilegiums kostete 1460 Dukaten.

Schlesiens Verfassung wurde unter der Regierung des schwachen Königs Vladislaw immer fester gegründet; ein durch die Streitigkeiten des Domkapitels mit dem Bischof Johann IV. veranlaßter Vergleich trug viel dazu bei. Der treffliche Bischof Johann IV. Roth, der seit 1480 nach Rudolphs Tode den bischöflichen Stuhl inne hatte, bemühte sich, die in Verfall gerathene Kirchenzucht zu verbessern, gerieth aber dadurch mit dem Domkapitel in Streit. Er beabsichtigte einen Coadjutor zu bestellen und gewann die weltlichen Stände, welche längst über die angemessenen Freiheiten der Geistlichkeit aufgebracht waren und diesen Zeitpunkt zur Einschränkung deren Rechte benutzen wollten. Zum Coadjutor sollte nur ein eingeborner Schlesier gewählt werden, und man bestimmte zu dieser Würde einen Prinzen aus dem Hause Teschen, Friedrich. Dagegen setzte sich das Domkapitel, welches den Johann Thurzo, der aus einem reichen ungarischen Grafenhanse abstammte, wählte und dessen Wahl der in der Geschichte bereits bekannte Domherr Dpiß Kolo, des Bischofs eifrigster Gegner, durch seine Kunstgriffe durchsetzte. Der König mußte sich wider Willen in diese Händel mischen; und es kam 1504 den 3. Februar zwischen dem Domkapitel, Namens der sämtlichen Geistlichkeit mit den weltlichen Ständen ein Vergleich zu Stande, dessen wesentlichste Punkte sind:

Daß für diesmal zwar Johann Thurzo Coadjutor bleiben, aber niemehr ein Bischof vom Kapitel solle erwählt werden, er sei denn aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober- und Niederlausitz oder andern zugehörenden Ländern der Krone Böhmens, aus den Ständen der Fürsten, Herren, Ritterschaft und Städten herkommend. Die Lehen und Beneficien, welche der Bischof oder das Kapitel zu conferiren haben, sollen nicht anders als Einwohnern jener Lande verliehen werden. Der Bischof soll ungehindert die Jurisdiction über die Uebertreter des h. christlichen Glaubens haben. Den Zehenden sollen die Geistlichen vom Felde nehmen, wenn ihnen solches drei Tage vorher angesagt worden.

Wo die Geistlichen von dem Zehenden Geld genommen vor Alters, sollen sie hinfort auch also halten. Wo Getreide gegeben, Getreide nehmen nach Maaße, wie in demselben Weichbilde gang und gäbe ist. Geistliche sollen nach ihren Renten und Zinsen selber schicken, den Zinsleuten einen gewöhnlichen Tag ansetzen. Bischofs Bierung und Malter sollen, wie vor Alters gegeben werden.

Schenkhäuser oder Handwerker sollen weder Geistliche noch Weltliche aufs Neue anrichten, aufnehmen noch enthalten. Geistliche und die vom Adel sollen die zu ihrer Nothdurft und wie vor Alters gebrauchen. Wer darüber privilegirt, soll dabei erhalten, wer es unbefugte, davon gewiesen werden.

Der Geistlichen Unterthanen, so unter den Fürsten wohnen, wenn sie die Fürsten neben dem Lande um Hülfe anrufen, sollen sich wie vor Alters

Zins auf Wiederkauf oder Erbzinß sollen nicht mit dem Bann gemahnt werden, ungefehn acht Wochen dafür, welche bei der Pfändung verschrieben, sollen nach Landesgewohnheit pfänden.

Mit Leuten, die abgebrannt, sollen die Geistlichen ein Mitleiden haben und Freie geben. Verwüstete Güter sollen die Erbherrn besitzen, und Zins darauf schlagen, andern ohne Schaden. Wo sich Jemand dazu finden wollte, soll der Erbherr dieselben Güter in den nächsten Weichbilden und Städten dreimal lassen ausrufen. Wo sich darnach in Jahr und Tag Niemand dazu findet, mag der Erbherr dieselben, so bas er kann, besetzen.

Mit Registern, Widimus oder Instru-
menten soll Niemand ohne redlich gute Beweifung mahnen. Wer seine Briefe in drei Jahren und achtzehn Wochen verfehlt, soll ferner damit nicht mahnen. Wo ein Pfarrer ohne Geschäft stirbt, soll weder der Bischof noch weltliche Herrschaft in seinem Gute etwas haben, sondern all sein Gut soll zur Kirchen und Gottes Ehr angewendet werden. Geistliche sollen mit den Beneficiis geschickte Knaben zum Studiren fördern. —

Dieser Vertrag ward vom obersten Kanzler von Böhmen, Albrecht von Collowrath, unter königlicher Autorität aufgesetzt, und wurde seitdem der Collowratsche Vertrag genannt.

Der wichtigste, die Geislichkeit anlangende Punkt war, daß dieselbe von ihren unbeweglichen Gütern zu den allgemeinen Landesabgaben beitragen sollte. Ungeachtet dieses keine neue Verbindlichkeit war, so hatte sich doch die Klerisei bisher

derselben zu entziehen gewußt und der Pabst erklärte deshalb diesen Vertrag, ungeachtet er vom Könige bestätigt war, (vermuthlich auf Ansuchen des Domkapitels) für ungültig. Dennoch blieb er das Grundgesetz der politischen Verfassung Schlesiens; denn er enthält auch noch andere Artikel, welche die Rechte der Städte und des Landes in Ansehung der Handwerker betreffen.

Desgleichen wurde ein Vertrag zwischen der Stadt Breslau und dem Domkapitel durch Albrecht von Collowrath errichtet, der den neu erwachten Streit über den Bierauschank beseitigte und nach welchem auf dem Dom zwar Bier, aber nur Breslausches, ausgeschenkt werden durfte.

Zu derselben Zeit, 1504 den 22. September, starb im 70. Jahre des Alters der unruhige Herzog Johann II. von Glogau und Sagan. Nach den letzten Unfällen mit der Krone Ungarn aller seiner Besitzungen beraubt, irrte er unstat umher; jedoch finden wir ihn zuletzt im Besitze der Städte Wohlau und Winzig, die ihm wahrscheinlich nach dem Tode seines Lehnsvetters, Herzog Konrad VIII. zufolge Vergleichs auf Lebenszeit zugefallen waren. Hier scheint er ausgeruht zu haben von seinem stürmisch bewegten Leben. Mit den Wohlawern ging er um, wie mit seines Gleichen, ließ sich auch in ihre Schützengilde einschreiben. Seine frohe Laune verließ ihn auch hier nicht. Als eines Tages ein Bote mit einem Briefe zu ihm kam, fragte er denselben, ob er bereits etwas gefrühstückt habe? „Nur winzig!“ (wenig). „Nun, entgegnete der Herzog launig, „dann beiß Wole (Wohlau) zu, so hast Du mein ganzes Fürstenthum verzehrt!“

Johann's kriegerischer Geist hatte den kühnen Plan entworfen, Schlesien seine frühere Unabhängigkeit zu verschaffen, — ein Unternehmen, welches von der größten Wichtigkeit für die Folge hätte sein können. Nur an seinem rauhen Character, an dem Mangel geistiger Ausbildung und bewährter Umsicht scheiterte die Ausführung. Schlesien durfte dies nicht beklagen, denn es hatte unter diesem Fürsten eine drückendere Tyrannei zu erwarten, als es bisher unter den fremden Oberlehnsherren empfunden. Seine Rauheit ist Ursache, daß man ihm die beiden ungeheuren Greulthaten, den Tod seines Bruders Balthasar und den Untergang der Glogauschen Rathsherrn zur Last legte, deren unmittelbarer Mörder sein Vertrauter, Busch, war, welcher (1491) den Lohn seiner Thaten mit dem Schwert blühte.

Als ein fast 70jähriger Greis unternahm Johann eine Wallfahrt nach Rom, wahrscheinlich, um sich Ablass für seine Sünden zu holen, oder der Feier eines Jubelfestes beizuwohnen. Auch hier schimmerte sein roher Leichtsinns noch durch seine Handlungen hervor. Tages darauf, nachdem er gebeicht und Absolution empfangen, ließ er dem Priester sagen, er habe vergessen, ihm noch zu bekennen, daß er den Rath zu Glogau im Gefängniß hätte erhungern lassen, er möchte dies also mit in sein Sündenregister schreiben und ihm deshalb die Buße nicht höher anschlagen. Als man ihm bedeutete, daß er als Fürst die Ehre haben könnte, Sr. Heiligkeit dem Papste den Pantoffel zu küßen, antwortete er: „nach solchen Leckerbissen habe ich gar keinen Appetit.“ Ueberhaupt war

er gar kein Freund der Geistlichkeit, ungeachtet er die äußerlichen Religionsgebräuche beobachtete. Seine letzten Lebenstage waren geräuschlos; er trieb, wahrscheinlich um irgend eine Beschäftigung zu haben, die Alchymie und versuchte Gold zu machen, wobei er, wie ein Chronist bemerkt, einen Theil seines Vermögens verlor. Kurz vor seinem Ende soll er tiefe Reue über seine Sünden gezeigt haben, daß er als ein Missethater in der Art betrachtet und würdig gehalten worden, unter die Zahl der Heiligen gesetzt zu werden. In seinem Testament, welches er den achten Tag nach Himmelfahrt Christi 1501 unterzeichnet, vermachte er seinen beiden Schwiegersöhnen, den Herzögen Albrecht, Georg und Karl, Gebrüder zu Münsterberg-Dels, seine Ansprüche an den Herzog Hanns von Oepeln, wovon sie, nach rechtlicher Erhaltung derselben, seiner Tochter Barbara, Keßtiffin zu Strehlen, eine ziemliche Summe Geldes zahlen sollten. Ferner gab er denselben seine Besitzungen im Delsnischen und Wohllauschen, die ihm bei dem Tode des Herzog Konrad VIII. durch Erbschaft zugefallen, und vermachte ihnen endlich das Recht auf die Fürstenthümer Glogau und Freistadt mit andern ihnen einverleibten Städten und Schlössern, die ihm mit Gewalt vom Könige Matthias genommen worden.

Mit Herzog Johann II. erlosch eine der bedeutendsten Fürstenfamilien, die von Glogau.

Die Stadt Breslau hatte sich in den letzten kriegerischen Zeitereignissen ganz erschöpft und dabei die günstige Gelegenheit sich völlig unabhängig zu machen, ganz versäumt. Um daher einen Theil des Ver-

säumten nachzuholen, wendete es die wieder erwachenden Kräfte dazu an, den ins Stodcken gerathenen Handel neu zu beleben und in Flor zu bringen. Zu diesem Ende ertheilte der König den Breslauern auf ihr Ansuchen die Bestätigung zur Erweiterung der Stapelgerechtigkeit, welche darin bestand, daß die polnischen und deutschen Kaufleute bei Verlust ihrer Waaren nicht weiter als bis Breslau auf dieser Seite handeln durften, und gezwungen waren, an diesem Orte ihre Landungen abzusetzen; dagegen behielten die schlesischen Kaufleute das Recht, mit den ihrigen nach Frankfurt an der Oder, Stettin, Stralsund, Lübek, Brabant, Italien, Polen, Rußland, u. s. w. zu handeln. Er war jedoch mit weniger Vorsicht als Gefälligkeit bei Ertheilung dieses Privilegiums zu Werke gegangen, wie in der Folge sich zeigte. Schon unter Herzog Heinrich IV. hatte die Stadt das Recht der Niederlage erhalten und genoß wegen ihrer günstigen Lage und wegen Mangels anderer Stapelplätze diese Begünstigung mit ungeheuern Vortheilen. Als aber bei dem zunehmenden Handelsverkehr mehrere Handelsplätze entstanden, namentlich zu Leipzig, und Frankfurt an der Oder von dem Kaiser besonders privilegirte Messen angelegt wurden, wurde die Breslauer Niederlagsgerechtigkeit sehr eingeschränkt; denn die Frankfurter brachten es bald dahin, daß die Breslauer ihre Waaren auf der Oder nicht weiter als bis an das Brandenburgische bringen durften. Die Polen, welche sich bisher wenig um den Vortheil Anderer bekümmert, wurden endlich ganz anderer Ansicht und erweiterten mit Uebergang von Breslau und Frankfurt ihren Handel

bis in die westlichen Theile von Leutysland; in Polen selbst wurden zu Kalisch und Posen Stapelplätze angelegt, über welche die Frankfurter und Breslauer nicht hinaus, tiefer nach Polen reisen sollten. Die Einbringung des bisher gewinnreichen Artikels „Pfeffer“ nach Polen wurde den Ausländern besonders untersagt, da die Polen die Ostindischen und Levantischen Waaren direct von Konstantinopel zu Lande über Lemberg und zur See über Danzig billiger bezogen, denn in der Fuggerschen Monopolhandlung zu Augsburg kostete ein Pfund dieses Pfeffers ungefähr einen Dukaten. Eine Haupt-Handels- und Nahrungs-Quelle war den Breslauern durch diesen Entschluß des Polenkönigs verstopft. Um nicht den äußersten Nachtheilen zu unterliegen, so schlossen die beiden Städte unter Autorität ihrer Landesherren ein Abkommen und Breslau ließ sich besonders das Niederlagsrecht (1511) bestätigen. König Wladislaw schrieb deshalb auch an seinen Bruder, den König von Polen, allein dieser antwortete trocken: „er sei Herr in seinem Reiche, und kehre sich an die Gerechtsame fremder Städte nicht.“ Da die Polen fortfuhren, auf andern Wegen als über Breslau, ihre Waaren durch Schlessien zu schaffen, so ließ König Wladislaw ein Mandat an die schlesischen Fürsten ergehen, bei Strafe von 50 Mark Goldes keine fremde Kaufleute durch ihr Gebiet zu lassen, sondern sie im Betretungsfalle nach Breslau zu verweisen; es blieb aber erfolglos, denn die Glogauer waren die ersten, welche sich an dieses Verbot nicht hielten. Der König verwies zwar dem Magistrat von Glogau wiederholt bei Strafe von 50 Mark Goldes, die Polen

in ihrem Handel nicht zu begünstigen, aber umsonst. Eine Vorladung des Glogauschen Magistrats und der Ältesten (1512) nach Dfen zur Verantwortung fruchtete aber eben so wenig, worauf die Breslauer die Stadt Glogau anklagten: „daß sie sich mit Unrecht und Gewalt dawider gesetzt und über mannigfaltige Königlicher Majestät ernste Gebote und Verbote auch mit eigner königlicher Hand unterschrieben, mit Durchlassen der Kaufmannsgüter nicht stille gelassen, als ungehorsame, muthwillige und freventliche Leute, die auch am Schaden der Stadt Breslau nicht ein Genüge gehabt, sondern Königlicher Majestät ausgegangene Kommission, so öffentlich angeschlagen worden, mit Roth und Unflath geworfen, zu sonderlicher Unchre Königlicher Majestät, und also in das Crimen laesae majestis verfallen, das auch ein genügend Urfach ist, das dem Uebertreter davon zu Leib und Gut gegriffen werde. Denn hätten sie an der Niederlage Beschwer gehabt, so sollten sie mit Recht und nicht mit Unrecht und Gewalt gepflegt haben, welchen Gewalt, Unrecht, Versäumnis und Schaden der Stadt Breslau würdigt auf 20,000 Gulden.“

Auf diese Klage erfolgte kein Bescheid eine Wiederholung derselben im folgenden Jahre 1513 beantwortete der König: „Wir haben dem Herzog von Liegnitz mit Euch zu handeln und unser Gemüth ferner zu entdecken befohlen. Wollet auch selbst erwägen, was merklichen Schaden euch eine lange Zeit entsprossen und zur Verhütung weiter der ganzen Stadt und gemeinen Nutzens Verderb unter zweien Bösen das Beste zu erkiesen.“ Breslau mußte sich

nun seines Niederlagsrechts in Ansehung Polens ganz begeben, um nur einen Theil des beträchtlichen Handels zu retten, und es für ein Glück ansehen, daß sich der König von Polen nach großen Aufopferungen bewegen ließ, das Verbot des Handels mit Schlesien wieder aufzuheben. Wladislaw hob das Privilegium bei einer Zusammenkunft mit dem Polenkönige auf, was die Breslauer höchst ungern sahen, weil ihnen zuletzt auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg Vorwürfe machte, daß sie dem mit ihm geschlossenen Vertrage zuwider in die Aufhebung der Niederlage gewilligt hätten.

Eben so mißglückte den Breslauern der Plan zur Gründung einer Universität. Der König hatte bereits den Stiftungsbrief (Dfen den 20. Juni 1505) ertheilt, den Kanzler ernannt und die Einkünfte des Collegiatstifts dazu ernannt. Allein die Breslausche Geistlichkeit, welche dadurch einen Theil ihrer Einkünfte verlieren zu müssen glaubte, brachte den Papst dahin, daß er die Bestätigung dazu verweigerte. Die Nähe der Universitäten zu Krakau und Prag mochten auch das Ihrige dazu beigetragen haben.

König Wladislaw besaß durchaus keine Charakterfestigkeit, er war ganz das Gegentheil des vorigen Königs, Matthias. Er hatte allerdings immer die redlichsten Absichten und Neigung zu guten und gerechten Handlungen, aber es fehlte ihm die Klugheit und der feste ausdauernde Wille. Statt der Strenge des Matthias, die in Despotismus ausartete, zeigte er die verderblichste Nachlässigkeit, die bis zur Anarchie führte; denn seine Befehle, wo oft

einer den andern widerrief, wurden zuletzt gar nicht mehr respectirt. Die Befehdungen der Privatkriege, welche das eiserne Zepter des Matthias ziemlich gebändigt, nahmen nun wieder überhand und zeigten sich mit Mord, Raub und Brand, ohne daß die Landeshauptleute, welche zwar Verordnungen, aber keine wesentliche Unterstützung erhielten, im Stande waren, dem Unwesen Einhalt zu thun.

Die Landesbeschädiger, Räuber, Lotterer und Droher bestanden größtentheils aus den abgedankten Kriegern von dem „schwarzen Heere“ des Matthias, die zu keinem andern Handwerk gewöhnt waren, sich deshalb als Freibeuter im Lande umhertrieben, sich mehrerer fester Schlösser bemächtigten und unter Anführung einiger Edelleute das Plünderungswesen trieben, dabei selbst von einigen Fürsten unterstützt wurden, die neidisch auf den sich mehrenden Wohlstand der Städte blickten, und sich freuten, daß deren Macht, die ihnen furchtbar geworden, gedemüthigt wurde.

Daß Edelleute an den Räubereien Antheil nahmen, war nichts ungewöhnliches. Bei Gelegenheit eines Landtags 1502 wurden zu Breslau viele Pläcker von Adel mit ihren Knechten ohne langen Prozeß aufgehangen, mit dem Vorzuge der Ritter, daß man diese mit den Sporen aufhängen ließ, die Knechte aber ohne Sporen. Ein in der Gegend um Liegnitz hausender Edelmann machte sich besonders berüchtigt und fürchterlich; es war der Ritter Christoph von Reifewitz auf Alzenau, wegen seines schwarzen Haars schlechtweg: „der schwarze Christoph“ genannt.*) Endlich wurde

*) Siehe Denkwürdigkeiten

er eingefangen und zu Liegnitz aufgehangen. Hauptsächlich richteten diese Räuber ihr Augenmerk auf die geistlichen Güter und Stifter, worüber die Geistlichkeit unaufhörlich Klage bei dem Könige führte, der sich nicht genug darüber wundern konnte, wie dieses Unwesen, seinen vielen Verordnungen, Befehlen und Verträgen gemäß immer noch nicht beigelegt war. Er schrieb dieserhalb einen ernstlichen Brief an den Oberlandeshauptmann Kasimir von Teschen, worin es unter andern heißt: „daß dann von nichts andern kommt, denn von deiner und andern Fürsten Unachtsamkeit, daß ihr vielleicht mit Willen solche Quale und Ungeerechtigkeit auf sie (die Geistlichkeit) verhänget.“ Kasimir scheint auch dieserhalb seine Würde als Oberlandeshauptmann verloren zu haben, welche der König seinem Bruder Siegismond, damals Herzog von Glogau und Troppau unter dem Titel eines Statthalters beider Schlesiens und der Lausitz übertrug. Als derselbe aber König von Polen wurde, erhielt sie der Bischof Johann V. und bald darauf Herzog Kasimir von Teschen wieder.

Auf dem Fürstentage zu Troppau, den 15. Januar 1505, wurde auf Befehl des Königs Wladislaw der Landfriede des Königs Matthias, welcher das Ober- und Fürstenrecht, die Fehden etc. betraf, bestätigt und mit neuen Artikeln vermehrt. Es sollte besonders darauf hingewirkt werden, die Sicherheit auf den Landstraßen wieder herzustellen. Im folgenden Jahre, den 5. Januar 1506 hielt Herzog Siegismond zu Neustadt bei Riesa einen Fürstentag in Betreff der Ausrottung der Räuber und Droher, die so überhand genommen hatten, daß

kein Mensch mehr auf den Landstraßen sicher war. Sie nahmen die Reisenden nicht allein gefangen, beraubten und erdrosselten sie, sondern begingen auch die abscheulichsten Grausamkeiten, hieben z. B. den Leuten Hände und Füße ab. Die Breslauer nahmen 200 Reiter in Sold, welche die Landesbeschädiger ausspähen, die Straßen bereiten und rein halten sollten. Einst wurden einige Edelleute eingefangen und enthauptet, ihre Knechte aber mit glühenden Zangen gerissen und auf die Räder gelegt.

Am 21. Januar des letztgenannten Jahres starb der durch seine Gelehrsamkeit und vorzüglichen Tugenden allgemein geachtete Bischof Johann Roth zu Meisse. Er hat den Bischofshof, welcher früher sehr einfach aus Holzbindwerk gebaut war, von Grund auf mauern lassen. Als Bischof folgte der bisherige Coadjutor Johann Turzo.

Im Jahre 1508 schickte der König dem Landeshauptmann zu Gunsten den Breslauern hundert Husaren, mit denen er eine große Anzahl Friedensstörer einfing, und sie sofort mit Stiefel und Sporen aufhängen ließ. Dadurch daß die Breslauer sich der königlichen Truppen auch auf fremden Gebieten bedienten, geriethen sie mit den Besitzern derselben in Streit. Namentlich glaubte der Herzog Friedrich II. von Liegnitz, welcher von einer Reise aus dem gelobten Lande zurückkehrte, Ursache zu haben, dieserhalb über die Breslauer zu zürnen und schickte ihnen daher einen Absagebrief, welchem 21 seiner Vasallen beitraten. Die Fehde, deren Ursache verschiedenartig erzählt wird, endigte mit einem Gefecht bei Neumarkt (den 29. Mai 1509)

ohne daß ein Theil besondere Vorzüge erlangte.

Als Ursache zu dieser Fehde führen die Chronisten an, daß der Breslausche Hauptmann Konrad Saurmann, den der Herzog zur Zeit seiner Abwesenheit zum Vorsteher des Münzwesens in Liegnitz ernannt, säumig und übel mit demselben umgegangen, und daß die Breslauer einen Landesbeschädiger, einen Edelmann, aus dem Dorfe Rauschke im Liegnitzschen ohne Benachrichtigung des Fürsten haben aufgehoben und nach Breslau geführt. Die Hauptursache scheint aber die gewesen zu sein, daß der Herzog die Breslauer im Verdacht hatte, daß sie ihm in der Erlangung der Oberlandeshauptmannschaft hinderlich gewesen waren.

Die Breslauer verstärkten das Heer ihrer Söldner durch die damals im Lande herumerschweifenden Reiter, besonders Husaren, setzten sich aber umsonst in große Unkosten, da Herzog Friedrich zum Frieden geneigt war, der am Tage Maria Magdal. 1509 durch den Oberlandeshauptmann Herzog Kasimir von Teschen vermittelt und abgeschlossen wurde.

Im Jahre 1511 kam der König selbst nach Breslau. Um seinem Sohne Ludwig noch bei Lebenszeiten die Nachfolge zu sichern, verschaffte er ihm die ungarische und böhmische Krone. Der fünfjährige Ludwig wurde am 11. März 1509 zu Prag zum Könige von Böhmen gekrönt, nachdem er ein Jahr früher (den 4. Juni 1509) zu Stuhlweisenburg die Ungarische Krone empfangen hatte. Das Königskind weinte bei der Krönung, welches verständige Leute für ein böses Zeichen hielten; auch dessen

siebenjährige Schwester, die junge Prinzessin Anna, weinte deshalb, weil sie keine Krone hatte, worauf ihr der Vater die königliche Krone aufsetzte und so ihre Thränen stillte. Mit diesen beiden jugendlichen Königskindern hielt Wladislaw den 25. Januar 1511 um 21 Uhr seinen Einzug in Breslau. Die Breslauer hatten alle Anstalten getroffen, ihn auf das Prachtigste zu empfangen. Tags vorher (an einem Sonnabend) wurde der Rathsherr Nikolaus Uthmann mit Wein, Bier und Fischen an den König, welcher außerhalb Breslau weilte, abgefertigt. Derselbe hielt eine Empfangsrede, welche Wladislaw sehr gnädig aufnahm. Tags darauf, um 21 Uhr, zogen die Rathsherrn, Schöppen, Stadtschreiber und drei Aeltesten in ihren besten Kleidern, alle schwarz in Atlas, Damast, Tschammot, und guten Gewändern mit Sobel und Marder gefuttert, ein Theil zu Roß, die andern auf einem großen Schlitten, sammt dem reissigen Zeug, dem Könige entgegen, bis innerhalb des Borsons Garten und überantworteten Er. Majestät die Stadtschlüssel in dem besten grün angestrichenen Rohrer mit einem rothen Schilde, worauf ein doppeltes W in weißer Farbe geschrieben war, die der Aelteste Jakob Roth überreichte. Der König gab dieselben wieder zurück und befahl dem Rath sie zu halten mit fröhlichen Antlitz. Um 21 Uhr langte der festliche Zug durch das Schweidnitzer Thor in der Stadt an. Den König begleiteten viele Bischöfe, Fürsten und Herrn, an diese schlossen sich die Schaar der Bürger zu Pferde und uniformirt. Die königlichen Kinder fuhren auf einem Schlitten, auf welchen ein kleines Gemach mit einem

Ofen angebracht war, in welchen ein hinterwärts sich befindlicher Diener Holz anzlegte und das Feuer unterhielt.

Wladislaw's Hauptabsicht bei seinem Erscheinen in Breslau war, die seit zwanzig Jahren verschobene Huldigung der Fürsten, Stände und Städte Schlesiens endlich zu empfangen, aber wider Erwarten stellten sich abermals neue Bedenklichkeiten und Hinderungsgründe entgegen. Denn es blieb unentschieden und sollte erst erörtert werden, in welcher Eigenschaft dem Wladislaw, ob als Könige von Böhmen oder von Ungarn gehuldigt werden sollte. Kraft des zwischen Matthias und Wladislaw zu Olmütz getroffenen und bestätigten Friedensvertrages sollte Schlesien nicht eher an Böhmen zurückfallen, als bis an Ungarn die bedungene Summe von 400,000 Gulden gezahlt worden. Die Böhmen behaupteten, daß Schlesien seit langen Jahren eine ihrem Reiche einverleibte Provinz gewesen, was die Ungarn nicht bestritten, aber die Erlegung der genannten Geldsumme verlangten. Bei der Halsstarrigkeit beider Partheien unterblieb nun die Huldigung, und Wladislaw trat, nachdem ihm auch eine persönliche Zusammenkunft mit König Siegismond von Polen in Breslau vereitelt worden, am 15. April die Rückreise an.

Wladislaw's Aufenthalt in Breslau wurde durch eine für die Nachwelt äußerst wichtige politische Verhandlung merkwürdig. Er ertheilte nämlich unter dem 14. April 1511 dem Herzog Friedrich von Liegnitz den Willebrief, vermöge dessen Letzterer seine Lande und Leute auf dem Sterbebette übergeben möchte, wem er wollte, auf welchen sich später Branden-

burgs Ansprüche auf Schlesien gründeten. — Bei der Gleichgiltigkeit und unüberlegten Freigebigkeit, mit welcher Wladislaw Privilegien erteilte und eben so schnell widerrief, ist es kein Wunder, hatte er doch schon 1498 das Herzogthum Teschen als freies Erbgut erklärt und dem Besitzer die Freiheit gegeben, mit demselben nach Gefallen zu schalten.

Die Regierung des Königs schließt eine Fehde zwischen dem Herzog Bartholomäus von Münsterberg, Enkelsohn Georg Podiebrads, und den Breslauern, welche ihre Ursache in dem geringfügigen Begebniß eines Privatmannes suchte, die aber auch das letzte Ereigniß des heroischen Zeitalters unsers Vaterlandes ist.

Johann Rintfleisch, ein Breslauer Bürger, machte im Jahre 1478 eine Reise nach Polen. In der Stadt Plocz wurde ihm im Wirthshause eine beträchtliche Summe Geldes gestohlen. Es gelang ihm, in dem Wirthhe den Dieb auffindig zu machen und ihn vor Gericht zu bringen. Der Rath von Plocz fällte hierauf folgendes, fast unglaubliches Urtheil: „Es ist gewiß, daß, wenn Jemand einen andern wegen eines Diebstahls oder sonst eines Todverbrechens gerichtlich belangt, und der Angeklagte zum Tode verurtheilt wird, der Kläger selbst bei Ermangelung eines Henkers, die Exekution vollziehen muß, wenn er nicht Gefahr seines eigenen Lebens laufen und sich der Strafe der Wiedervergeltung aussetzen will.“ Weil kein Nachrichten am Orte war, wurde nun dem Johann Rintfleisch aufgegeben, den Dieb zu hängen. Voll Abscheu über eine solche Zumuthung wollte der Geängstigte vom ganzen Prozesse nichts

wissen, ja selbst durch den Verlust der Summe und dem Versprechen einer doppelten Zahlung desselben, sich des drohenden Uebels zu entledigen, aber umsonst. Man bedrohte ihn, daß er sich entweder vom Diebe, der sich höchst bereitwillig dazu fand, hängen lassen oder ihn selbst hängen müsse. Um dem eigenen Tode zu entgehen, mußte er die Henkerarbeit verrichten. Bald nach seiner Rückkehr in Breslau, wo man ihn als unehrlich und dem gemeinen Henker gleichachtete und von jeder Gesellschaft ausschloß, tödtete ihn der Gram.

Dieser Unglückliche hinterließ einen Sohn, welcher Beisitzer des Manngerichts am königlichen Hofe ward, aber von den Kollegen, wegen der von seinem Vater herrührenden Befleckung gleichfalls für unehrlich gehalten und verachtet wurde. Keiner der Mannen mochte mehr neben ihm sitzen noch Recht pflegen. Christoph Rintfleisch beschwerte sich hierüber beim Könige, welcher sich seiner annahm und durch einen Sentenzbrief (dd. Ofen 1501) ihn nicht allein wegen der von seinem Vater herrührenden Befleckung entschuldigte und zu einem frommen und tauglichen Rechtsbeisitzer erklärte, sondern auch die Mannen ernstlichst dazu ermahnte, den Christoph Rintfleisch als solchen zu erkennen, widrigenfalls er die Widerspenstigen des Amtes entlassen würde. Dieser Brief wurde so wenig respectirt, als alle früheren und späteren (1502) Erinnerungsschreiben. Die herrschenden Sitten und besonders der gewaltige Abscheu vor dem, was für unehrlich galt, konnte niemals durch königliche Befehle ausgerottet werden. Hierzu kam noch, daß man die schwache Seite des Königs kannte, der Befehle auf Befehle er-

gehen ließ, und dabei die Unterthanen doch thun konnten, was ihnen beliebte. Durch diesen Troß bewogen, legte Wladislaw der Stadt wegen ihres Ungehorsams eine Geldbuße von 100 Mark Silbers auf, welche er dem Herzog Bartholomäus von Münsterberg, als Gnadengeschenk für treu geleistete Dienste, mit dem Bedeuten überwies, sie von der Stadt einzuziehen. Die halsstarrigen Breslauer mochten sich auch hierzu nicht verstehen, und da Wladislaw einsah, dadurch zu einer Fehde Gelegenheit gegeben zu haben, so zog er die Sache vor seinen Richterstuhl und untersagte dem Herzoge, Gewalt zu brauchen und den übrigen Fürsten jede Einmischung. Der Herzog kümmerte sich wenig darum; er lud vielmehr die Rathmannen und Gemeine der Stadt Breslau auf einen Fürsrentag, um vor den versammelten Ständen sein Recht durchzusetzen. Aber die Breslauer beachteten die Citation nicht, stellten sich vielmehr dem Herzoge feindlich gegenüber, indem sie die unter seinem Schutze stehenden Landesbeschädiger ohne Rücksicht häufig gefangen nahmen und hinrichteten. Darüber wurde Bartholomäus erbittert und noch mehr, als sie einen seiner Hofleute, Balthasar Bischofheim, auf offener Landstraße getödtet. Er beschloß, sich auf das Schrecklichste an ihnen zu rächen.

Als die Breslauer 1512 bei ihrem Streite mit den Glogauern wegen des Niederlagsrechts eine Gesandtschaft an den König nach Ofen schickten, hatte sich Bartholomäus vorgenommen, dieselbe aufzuheben, und es würde ihm auch geglückt sein, wenn jene nicht eine gar zu starke Bedeckung gehabt hätten; denn der schwarze Christoph

und sein Knecht Kornblume bekannten später bei ihrer Hinrichtung, daß Herzog Bartholomäus und Siegismond Kauffung beschloffen gehabt, einen oder zwei von ihnen zu fangen und wegzuführen, die andern aber in Stücke zu hauen, dadurch den Tod des Balthasar Bischofheim zu rächen. Er griff zu den Waffen und zog ein Heer von Landesbeschädigern und Freibeutern, Böhmen und Schlesier, zusammen.

Die Fehde des Herzogs war den Breslauern nicht unerwartet. Da König Wladislaw theils zu ohnmächtig, theils zu sorglos war, kräftige Gegenmittel wider die umherstreifenden Ritter und Räuber, welche die versandten Kaufmannswaaren auffingen und in Beschlag nahmen, vorzukehren, und der Oberlandeshauptmann, Herzog Kasimir von Teschen, sich wenig darum bekümmerte, indem er in Oberschlesien blieb, und Niederschlesien diesem Unwesen überließ, so mußten sich die zur Verzeßlung gebrachten Städte nicht anders zu helfen, als daß sie in einen Bund zusammentraten, um sich vor der Räuberwie auch überhand genommenen Münznoth zu schützen, da sie den König vergeblich um Abstellung derselben wiederholt angegangen waren. Diese Städte waren namentlich Breslau, Zauer, Striegau, Löwenberg, Bunzlau und Hirschberg. Zum Hauptmann des Bundes war gegen ein Jahrgehalt der Herzog Friedrich von Liegnitz gewählt worden. Dieser Bund erklärte dem Könige frei heraus: „da sie mit den Reitern (Räubern) und der schweren Münze höchlich belästigt wurden, daß sie Handtücher, Tischtücher, Kannen, Teller ic. hätten verkaufen und versehen müssen, und daß

noch geduldig ausgehalten: wo aber hierin noch keine Abänderung gemacht, und endlich der Tisch ungedeckt und keine Speise und Trank darauf sein würde; so würde sie die Noth zwingen, dasjenige vorzunehmen, was jetzt die Kreuziger (welche rebellirten) in Ungarn thaten. Doch verhofften sie, die Fürsten und Stände würden es dazu nicht kommen lassen, sondern gnädig helfen versorgen.“ Man sieht hieraus, daß es mit diesem Bunde ernstlich und bedenklich war, obwohl er durch den Oberlandeshauptmann, Herzog Kasimir, 1515 den 29. April wieder aufgehoben wurde.

Durch diesen Bund der königlichen Städte erhielten die Breslauer Nachricht von den Unternehmungen des Herzogs Bartholomäus. Das einzige ungewisse war, auf welche Gegend er seinen Angriff richten würde. Sie schickten deshalb ihre Kundschafter aus und ersuchten auch die Schweidnitzer, von welchen sie besonders waren gewarnt worden, wenn sie durch ihre Auspäher etwas erfahren würden, es ihnen unverzüglich bekannt zu machen. Dienstags nach Hedwig 1512 schickten die Breslauer auf Befehl des Bundeshauptmanns Herzog Friedrich von Liegnitz 400 Fußknechte und 60 Reifige mit Wagen, Schlangenbüchsen und Haubitzen nach Kanth, die des Abends daselbst anlangten. Als hierauf die Nachricht kund ward, daß die Feinde ins Land herabgezogen und Mittwoch um Freiburg sein sollten, schrieben die Breslauer an den Rath zu Neumarkt, daß er die Stadt wohl in Acht nehmen und im Falle der Noth mit seinen Leuten auf sein sollte. Gleiche Befehle erhielten die Namslauer. Nachdem Herzog Bartholomäus und mehrere seiner

Verbündeten den Breslauern förmliche Absagebriefe geschickt, meldeten es Letztere dem Herzog Friedrich und den Schweidnitzern, und ersuchten Erstern, ein Aufgebot im Lande ergehen zu lassen, um mit voller Heermacht gegen die Landesbeschädiger zu ziehen, entweder den Angriff ganz zu verhüten, oder die Friedensstörer völlig zu schlagen, wodurch die übrigen abgeschreckt würden, sich ins Künftige an Jemanden der königlichen Städte zu vergreifen. Herzog Friedrich hatte jedoch einen andern Plan, der diesem weise überlebten Entwurf entgegen war. Er glaubte vielleicht, daß die königlichen Städte dem Feinde nicht gleich eine hinlängliche Macht würden entgegenstellen können, der nach den verbreiteten Gerüchten 350 Reiter und 600 Fußknechte stark war. Das Fußvolk und die Reiter der Breslauer blieben in Kanth, obgleich ihnen der Rath den Befehl ertheilt, gegen Schweidnitz zu marschiren und sich mit den Schweidnitzern zu vereinigen, um dem Feinde den Einmarsch in das platte Land zu wehren.

Da Bartholomäus auf seinem Zuge keinem Feinde begegnete, rückte er mit seinen 800 — 1000 Mann vor Kanth und versuchte einen Sturm auf das Schloß, fand aber tapfern Widerstand. Nun rückten die Breslauer heran, griffen ihn muthig an und schlugen ihn nach einem dreistündigen hitzigen Gefecht in die Flucht. Sechzig seiner Leute blieben auf dem Schlachtfelde; von den Breslauern soll nicht ein Mann durch die Hand der Feinde gefallen sein. Ein Kretschmer, Rott Vize, verlor zwar sein Leben, jedoch durch eigne Schuld, indem er dem Breslauschen Büchsenmeister

in den Schuß lief. Das Gefecht fiel den 14. October 1512 vor. Zwei erbeutete Fahnen wurden mit Frohlocken und Gepränge in die Stadt gebracht, und die eine in die St. Elisabeth-, die andere in die St. Magdalenenkirche als Siegeszeichen zum Andenken aufgehangen, wo sie 1587 wieder abgenommen wurden.

Die schimpfliche Niederlage zu rächen, brannte Herzog Bartholomäus den 23. October Groß-Wagern, Bogenau und Groß- und Klein-Brisitz aus, desgleichen den 13. November Wietschau und Tackschenu, worauf ihm die Breslauer 200 Mann mit Büchsen und Wagen bis Schweidnitz entgegen schickten.

König Wladislaw hatte von diesem Gefecht noch keine Nachricht erhalten, hoffte vielmehr die Feindseligkeiten gütlich beizulegen und einem Blutvergießen vorzubeugen. Er schickte eine Commission an alle Fürsten und Stände Schlesiens, wünschte den Breslauern auf die Nachricht von ihrem Siege Glück und befahl, die strengsten Maßregeln gegen den Herzog und seine Helfer; auch wurde dem Herzog Georg von Brieg verboten, dem Bartholomäus 8000 Gulden, die er ihm schuldig war, auszuzahlen, der Herzog Kasimir von Teschen sollte auf diese Summe als Oberlandeshauptmann für den König und die Stadt Breslau Arrest legen, desgleichen auf das Recht, welches Bartholomäus auf das Städtchen Lobin besaß, und ihn gleichzeitig zur Verantwortung auf den Fürstentag nach Breslau ziehen, zur Vermeidung des Verlustes der Ansprüche auf die erstgenannte Summe und auf Lobin.

Als einziges Opfer des königlichen Befehls blutete der schwarze Christoph,

der treueste Anhänger des Herzogs Bartholomäus. Die Goldberger, denen er bedeutenden Schaden zugefügt, überfielen ihn auf seinem Rittersitz und lieferten ihn an den Herzog Friedrich von Liegnitz aus, der ihn erst nach langwierigem Prozeß auf eifriges Anhalten der Stadt hinrichten ließ. Herzog Bartholomäus dagegen erhielt sammt seinen Helfern von dem schwachen Könige sicheres Geleit, rüstete sich dabei ununterbrochen und neckte die Städte, wo er nur immer konnte. Seine Streitigkeiten mit den Breslauern wurden in einen langwierigen Prozeß vor die schlesischen Stände gezogen. Herzog Karl sollte endlich den Bartholomäus zur Sühne mit den Breslauern bewegen, da ihm aber die von den Letztern geforderten 10 Gulden Beirgelder versagt wurden, unterblieb es. Nach mehrfach gepflogenen Unterhandlungen sollte die Sache auf dem Fürstentage zu Meisse, zu welchem sechs Fürsten aus Schlesien und sechs Barone aus Böhmen als Beisitzer geladen waren, rechtlich erörtert und erkannt werden. Es wurde aber aus diesem Fürstentage so wenig, wie aus andern. Bartholomäus erschien nicht, Herzog Friedrich entschuldigte sich, daß er nicht kommen, noch einen seiner Räthe schicken könnte, weil daselbst Herzog Nikolaus, sein Freund, enthauptet und er selbst beschadet würde. Die Breslauer zeigten ebenfalls keine Lust dazu, sondern wandten sich direct an den König. Dieser versprach ihnen, Alles gegen Bartholomäus zu thun. Allein statt eine Entschädigung zu erhalten, verpflichtete sie der König, die ihnen längst auferlegte Pön von 100 Mark Silbers dennoch an Herzog Bartholomäus zu zahlen.

Ungeachtet des vom Könige anbefohlenen Landfriedens fuhren dennoch beide Partheien fort, sich zu rüsten und einander zu befehdn. Herzog Bartholomäus sammelte auf dem Schlosse Skali oder Stein im Königgrätzer Kreise in Böhmen, welches er zum Schein einem gewissen Siegismond Kauffung gegeben, mehrere Landesbeschädiger, und schickte den königlichen Städten Abgabebriefe. Diese sammelten ein Heer von 2000 Fußknechten und 300 Reissigen, welches der Herzog Friedrich von Liegnitz als Bundeshauptmann befehligte. Unter diesem befanden sich 400 Breslauer Fußknechte, wohl gerüstet, halb Landsknechte mit langen Spießen, Hellebarden und Handbüchsen, die andern mit Pafößen nach alter Gewohnheit, angeführt vom Hauptmann Nikolaus Lewbel.

Am 25. August 1513 zog die Schaar über die Grenze vor die Feste Stein, deren Eroberung man sich als eine der leichtesten Arbeiten vorgestellt. Die umständliche Beschreibung, welche Lewbel von dieser Expedition dem Breslauer Rathe machte, giebt eine treffende Darstellung von den damaligen Kriegszügen, Angriffen und Vertheidigungen der Schlösser. Als das Heer in der Nähe der Feste anlangte, rückten die Büchsenjäger mit ihren Büchsen (kleine Kanonen) vor und beschossen dieselbe; am folgenden Tage wurden abermals ungefähr 40 bis 50 Schüsse gethan, von denen etwa drei das Dach oder Bollwerk getroffen haben mochten. Die Schweidnitzer Schlangenbüchse zersprang, alle übrigen Büchsen waren höchst wandelbar. Die Feinde trieben ihren Spott mit den Belagerern; denn während diese schossen, ließen jene die höch-

sten Bollwerke mit Schindeln decken. Um die Schützen näher an das Schloß heranzurücken zu lassen, wurden des Nachts bei vieler Mühe und Arbeit Sandkörbe und Schirmdächer aufgeführt. In derselben Nacht aber erhielt der Herzog Friedrich die Nachricht, daß sich vieles Volk in Böhmen sammle, um das Schloß zu entsetzen. Von allen Seiten gewarnt, hielt der Herzog am nächsten Morgen einen Kriegsrath, in welchem der Rückzug beschlossen wurde, um nicht mit Schaden, Schmach und Schande zurückgeschlagen zu werden. Es war am dritten Tage der Belagerung, den 27. August, als der Herzog die Büchsen in das Heer schaffen ließ und sich mit den Schaaren zurückzog. Die Büchsen waren alle höchst schadhast, so wie die Räder und Wagen, auf welchen sie lagen, und konnten nur mit großer Noth anderthalb Meilen in das Gebirge geschleppt werden; es fehlte an hinlänglichem Zeug, an Ketten, Seilen und Pferden, so daß an ein Fortkommen nicht zu denken war, wollte man nicht den Zug zurücklassen. Die größte Unordnung entstand unter dem Heere, als der Herzog dasselbe verließ und voraus nach Grüssau ritt, und wegen ungleich vertheilter Beute die Einzelnen mißvergnügt waren. — Lewbel meldet ferner: die Feinde verhielten sich während des Schießens ganz ruhig, ließen die Belagerer frei und ungehindert um das Schloß gehen und thaten nicht zehn Schüsse. Erst beim Abzuge brannten sie vierzig bis fünfzig Schüsse auf die Abziehenden los. Zuletzt kamen noch die Belagerten aus dem Schlosse und bewirtheten einige aus dem Heere mit Wein. Die Breslauer kamen (den 29. August) mit ihren Büchsen nicht

weiter, als bis in die Gegend von Landes-
hut, auf die Heide bei Hermannsdorf, denn
sämmliche Räder an den Büchsen waren
zerbrochen und die Fuhrleute geriethen mit
dem Büchsenmeister in thätlichen Streit.

Die Landesbeschädiger bekamen durch
das verunglückte Unternehmen ihrer Gegner
neuen Muth und trieben ihr Wesen wie
zuvor. Der König hob nun ihr Geleit
auf und befahl: „Wo aber einer oder mehr
sich Placerei und Räuberei aufs Neue un-
terstünde, das sollten sie ihnen nicht gestat-
ten, sondern nach höchstem Vermögen weh-
ren.“ Dessen ungeachtet ließ sich der wan-
felmüthige König bewegen, im folgenden
Jahre 1514 den Landesbeschädigern aber-
mals freies Geleit zu geben, um die Sache
auf den Fürstentagen gütlich beizulegen.
Letzteres war vergeblich, die Verwirrung
drohte immer ärger und die Unbändigkeit
der Landesbeschädiger immer hartnäckiger zu
werden. Die Breslauer schoben zuletzt alle
Schuld auf den Landeshauptmann, Herzog
Kasimir von Teschen, und reichten eine
Klageschrift gegen denselben beim Könige
ein, worüber jener so erbittert wurde, daß
er das über das Land eingebrochene Unglück
dem Herzog Friedrich von Liegnitz und über-
haupt dem ohne königliche Erlaubniß errich-
teten Städtebunde zuschrieb.

Der Tod des Oberhauptes und Be-
schützers der Landesbeschädiger löste endlich
die ganze Verwirrung, in welcher sich
Schlesien damals befand. Der kriegerische
Herzog Bartholomäus wurde zum Gene-
ral der kaiserlichen Armee gegen die Bene-
tianer ernannt und verlor, als er in einer
Legation vom Könige zum Kaiser Maximi-

lian verreiset, auf der Donau durch Schiff-
bruch (den 3. April 1515) sein Leben. Erst
jetzt war eine Vereinigung der mißvergnüg-
ten Stände und die Wiederherstellung der
allgemeinen Ruhe zu erwarten möglich. Es
wurde (den 29. April 1515) ein Fürstentag
nach Breslau ausgeschrieben, auf welchem
der allgemeine Landfriede erneuert, und der
zwischen den königlichen Städten und dem
Herzoge Friedrich von Liegnitz geschlossene
Bund aufgelöst wurde.

Indessen nahte das Ende des Königs
Wladislaw heran. Bei einer Zusammen-
kunft zwischen ihm und dem Kaiser Maxi-
milian im Juli 1515 zu Wien wurde eine
Wechselheirath zwischen dem jungen Könige
Ludwig mit Maria, der Tochter des
Kaisers und einem Enkel des Kaisers, Karl
oder Ferdinand, worüber noch nähere Be-
stimmungen vorbehalten wurden, mit Anna,
Tochter des Königs Wladislaw, abgeschlos-
sen. Die schon bestehende Erbverbrüderung
wurde nun erneut, daß wenn Wladislaw
oder seine Nachkommen ohne Erben abgin-
gen, die Krone von Böhmen und Ungarn
an Oesterreich fallen sollte.

Wladislaw starb im folgenden Jah-
re, den 13. März 1516, sechzig Jahr
alt. Er war sanft und gutmüthig gegen
alle und jeden, weil er keine Klagen hören
konnte; dabei führte er ein frommes Leben,
und war beständig mit Beten beschäftigt.
Man sieht daraus, daß er weniger für den
Thron als für die Zelle geboren oder we-
nigstens erzogen wor. Sein Tod wurde
von den Angehörigen mit größter Betrüb-
niß, von den Unterthanen aber mit Gleich-
gültigkeit aufgenommen, da sie meist nur

von habgierigen Umgebungen regiert worden waren; und die Anzahl dieser, welche

sich seine Schwachheiten zu Nutze machten, war gering gegen jene, welche darunter litten.

Ludwig,

König von Ungarn und Böhmen, oberster Herzog von Schlesien.

1516 — 1526.

Ludwig, der einzige Sohn des Königs Wladislaw zählte beim Antritt seiner Regierung erst zehn Jahr. Der Kaiser Maximilian und der König Siegismond von Polen waren ihm zu Vormündern bestellt, seine Erziehung aber dem Erzbischof Thomas von Gran, einem ungarischen Edelmann Johann Bornemissa und dem Markgrafen Georg von Brandenburg übertragen worden. Da sich die Vormünder um die Staatsangelegenheiten, am wenigsten aber um Schlesien bekümmern konnten, so gerieth das Staatsruder ganz in die Hände der Erzieher, und namentlich wußte sich der Markgraf, ein junger, lebhafter und gefälliger Fürst, ganz in die Gunst des Königs einzuschmeicheln und über sein Gemüth ein entschiedenes Uebergewicht zu erlangen, das er zu Gunsten Schlesiens benutzte, in dessen Geschichte er eine merkwürdige Rolle spielt.

Georg war ein Prinz aus dem Fränkisch-Brandenburgischen Hause, versuchte in der Jugend bei seiner Mutter Bruder, dem Könige Wladislaw in Ungarn sein Glück und fand es auch durch die Gunst dieses Fürsten und durch eine reiche Heirath mit der verwittweten Beatrice Frangipani, einer Schwester des Königs Matthias. Die Ungarn schildern ihn als einen verschwenderischen und wollüstigen Fürsten, der dem Kö-

nige diese Leidenschaften beibrachte — ein gewöhnlicher Kunstgriff der Lieblinge junger Fürsten — dagegen werden die Eigenschaften seines Geistes von den Schlesiern erhoben, deren Gunst er zu erhalten und zu begründen sich bemühte. Seine unverkennbare Absicht ging dahin aus, sich in Schlesien einen Staat zu gründen, wozu ihm das nachlässige Regiment des Königs, den die Regierungsgeschäfte anfehlten, die beste Gelegenheit bot. Wohl überlegt, wußte er sich den Beitritt zu der Erbverbrüderung zu verschaffen, welche der letzte Herzog von Ratibor, Valentin, der seine beiden ältern Brüder, Johann und Nikolaus, überlebte, und unbeerbt war, mit dem Herzog Johann von Oppeln, der gleichfalls kinderlos war, geschlossen. Dieser Vertrag wurde sowohl von König Wladislaw genehmigt, als auch von König Ludwig bestätigt, und als nach dem Tode des Herzogs Valentin Ratibor an Oppeln fiel, erlangte er gegründete Anwartschaft auf beide Fürstenthümer. Mit Bewilligung des Königs kaufte er 1523 das Fürstenthum Jägerndorf für 58900 Dukaten von der v. Schellenbergischen Familie, und 1526 löste er die von Oppeln getrennten und an Teschen gekommenen Herrschaften Reuthen und Oderberg ein; unter seiner Regierung wurde der Bergbau zu Tarnowitz begonnen.

Das Unwesen der Landesbeschädiger dauerte in Schlessien noch fort, und es konnte demselben, ungeachtet auf den einzelnen Fürstentagen viel darüber verhandelt wurde, nicht gesteuert werden. Nach dem Tode des Herzogs Bartholomäus von Münsterberg war Siegismond Kauffung auf der Beste Skali (Stein) das Oberhaupt derselben, und brandschatzte die schlessischen Kaufleute auf alle mögliche Weise, indem seine Macht von Tage zu Tage zunahm, so daß er es sogar wagte, dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, welcher zum Oberlandeshauptmann in Niederschlessien ernannt worden, (in Oberschlessien bekleidete Herzog Kasimir von Teschen die Oberlandeshauptmanns-Würde) Absagebriefe zu schicken. Gefährlicher jedoch als die Fehden mit den Landesbeschädigern drohte die in Schlessien eingegriffene Münzverwirrung zu werden. Nach der von König Matthias 1471 für Breslau gegebenen Münzordnung sollten 40 Groschen einen ungarischen Gulden oder Dukaten gelten, 120 Stück eine rauhe Wiener Mark und fünf Loth fein enthalten. Nach Preussisch Courant gilt ein solcher Groschen $1\frac{1}{2}$ Silbergroschen und sollte doch gegen Gold einen Werth von 2 $\frac{1}{2}$ Sgr. haben. Der erhöhte Werth kam daher, daß der König von jeder Wiener Mark sich einen Schlagsatz von 50 Groschen ausbedungen hatte. Ein solcher Münzfuß konnte also nicht lange bestehen, es entstanden häufige Klagen darüber, besonders beschwerten sich die Handwerker und vorzüglich die Tuchmacher in den schlessischen Städten, daß sie nicht mehr so wohlfeil arbeiten könnten, und daß die wiederkäuflichen Zinsen dadurch verrückt würden. Das Hauptübel lag in

dem geringen Silbergehalte; der Tuchmacher erhielt seine Tücher nach Dukaten bezahlt, und wenn er einkaufte oder auslohnnte, so hatte er zu wenig Silbergeld. Auf den vielfach gehaltenen Fürstentagen kamen verschiedene Verordnungen zum Vorschein, man stritt herüber und hinüber, von Seiten des Königs wollte man den Cours förmlich erzwingen, doch umsonst, und durch die einzelnen Streitigkeiten wurde das Uebel immer größer. Breslau, mehr Handels- als Manufactur-Stadt wußte sich mit dem Auslande zu helfen; aber die kleinern Städte verloren offenbar; es machten diese daher von ihren alten von den Herzögen ertheilten Privilegien Gebrauch, schlugen leichte Heller oder ließen die Groschen mehr Heller gelten. Da aber durch den ungleichartigen Gehalt der verschiedenen Münzen lauter Verwirrung im Handel und Verkehr mit den Nachbarstädten entstanden war, hatten die Könige von Böhmen jene Vorrechte längst aufgehoben, um die Landes-Münze auf allgemeinen Fuß zu bringen. Die Bürger von Schweidnitz mochten sich jetzt zur Entsagung jenes Rechts durchaus nicht bequemen. Der Magistrat wollte sich in die Landesverordnungen fügen, zog sich aber dadurch die größte Erbitterung der Gemeinde zu. Man beschuldigte ihn der Partheilichkeit, der Verrätherei, und zuletzt noch der gewissenlosen und unrechtmäßigen Verwaltung und Verwendung der städtischen Einkünfte. Schon im Jahre 1514 zeigte sich die Erbitterung der Gemeinde auf eine eigenthümliche Weise: bei den gewöhnlichen Trinkgelagen um Weihnachten lagerten sich die Bechen vor dem Stadtkeller an der steinernen Tafel, setzten auf dieselbe

während des Trinkens ihre Hüte, legten diesen die Namen der einzelnen Rathsherrn bei und hieben sie dann mit ihren bloßen Schwertern herunter. Am 7. Januar 1522 entstand ein förmlicher Tumult; der Bürgermeister Kaspar Freund, die Rathsherrn Stenzel, Selhorn, Nickel, Kommendorf und noch gegen 40 ihrer Anhänger ergriffen die Flucht und überließen ihre Häuser der Plünderung des Pöbels. Die Flüchtigen suchten beim Oberlandeshauptmann Herzog Friedrich zu Liegnitz Schutz, der im Namen des Königs ernstliche Maaßregeln gegen die widerspenstige Gemeinde traf, sogar mit gewaffneter Hand ihren freien Handelsverkehr hemmte, während gleichzeitig der Rath von Breslau die nachdrücklichsten Vorstellungen machte. Alles vergeblich. — Die Schweidnitzer blieben bei ihrem Starrsinn, die besessene Münze durchaus nicht anzunehmen.

Der hartnäckigen Widerseßlichkeit müde, fertigte der König den Markgrafen Georg von Brandenburg als besondern Bevollmächtigten nach Breslau ab, die Sache der Schweidnitzer endlich zu vermitteln oder bei dauernder Halsstarrigkeit die strengsten Maaßregeln zu gebrauchen. Bei seiner Ankunft citirte der Markgraf eine Anzahl Schweidnitzer Bürger, als Deputirte der Stadt, nach Breslau. Angelangt ließ er sie sogleich verhaften und ihnen den Prozeß machen. Zwar verwendete sich der Rath von Breslau auf das nachdrücklichste für die Gefangenen, und die angesehensten Breslauer Kaufleute und Zechältesten, die vornehmsten Frauen und Mädchen, selbst der Bischof und mehrere Geistliche legten Fürbitte bei dem Markgrafen ein, erhielten aber weiter nichts, als einen zweitägigen Auf-

schub der Bestrafung. Da die Verhafteten fest bei ihrer Weigerung zur Annahme der schweren Münze verharreten, so ward Georg des Zögerns müde, und ließ am 12. Juli zum Schrecken der andern, dreien von diesen Widerspenstigen, dem Kunze Günther, Jakob Frühauf und dem Thomas Leckner (Schön Thomas genannt) die Köpfe abschlagen.

Durch dieses peinliche Verfahren wurden die Schweidnitzer nur noch widerseßlicher, und Georg beschloß, ihre Stadt zu belagern, wozu Breslau, freilich höchst ungern, ihren Contingent stellen mußte. Mit diesen und mehrern rückte der Markgraf bis Weigenrode, von wo aus die Breslauer Abgeordneten mit den Schweidnizern Unterhandlungen zur gütlichen Beilegung des Streites pflogen.

Während der Belagerung, welche ohne besonderen Nachdruck geführt wurde, langte plötzlich ein königlicher Befehl an, daß die Exekutions-Armee auseinander gehen sollte. Den Breslauern wurde aufgegeben, die in ihrer Stadt noch verhafteten Schweidnitzer sofort auf freien Fuß zu stellen.

Diese widersprechenden Befehle waren eine Folge der Ohnmächtigkeit des jungen Königs. Die Gegenparthei des Markgrafen Georg hatte dessen Abwesenheit benutzt und dem furchtsamen Könige jenen Befehl entlockt, den er um so eher unterschrieb, als er sich die böhmischen Stände, die den Schweidnizern geneigt waren, und jetzt, ohne Rücksicht auf ihren König, dessen Armee von den Thoren der Stadt Schweidnitz vertreiben wollten. Ja sie waren so dreist, dem Könige noch ein Mandat zur Unterschrift vorzulegen, in welchem die

Breslauer sogar wegen des Zugs nach Schweidnitz nach Prag zur Verantwortung beordert wurden, wo sie der König deswegen zugleich mit den Klagen im Namen der Stadt Schweidnitz verhören wollte.

Se nachsichtiger indeß König Ludwig wurde, um desto weniger kehrten sich die Schweidnitzer an seine Befehle und Verordnungen. Sie schimpften nicht nur auf ihren, sondern auch auf den Breslauer Rath. Ein hinkender Schuster, Namens Kroll, spielte dabei die Hauptrolle, und prahlte: „Die Bbsewichter, die Herrn von Breslau, sein ihrer Gemeine viel zu klug und zu bescheiden gewesen, daß sie sie in die schwere Kriege geführt haben. Der Teufel wird ihnen mit der Zeit das Lohn geben. Wo sie allein ihrer Gemeine nicht zu stark waren. Aber wir sind den unsern wieder viel zu klug und stark gewesen.“

Der Rath von Breslau fühlte sich über die Aeußerung des Meisters Kroll auf das bitterste gekränkt und führte deshalb Beschwerde bei den königl. Commissarien, konnte aber keine Genugthuung erhalten. Der aufrührerische Haufe von Schweidnitz stieß zuletzt noch die Drohung aus, daß, sobald der König Böhmen verlassen und sie das Spiel wieder in die Hände bekämen, sie schon wissen würden, was sie mit dem Rath und seinen Anhängern vornehmen sollten.

Der vertriebene Rath war unter dem Schutz der königlichen Commissarien nach Schweidnitz zurückgekehrt, welche Jedermann mit Leib- und Lebensstrafe drohten, die sich an jenen vergreifen würden. Wie wenig der ausgerufene Befehl respectirt wurde, beweiset der Tag des Einzuges, an

welchem der gemeine Haufe die Rathsherrn nicht allein durch Worte beschimpfte, Meineidige, Abtrünnige und Schelme nannte, sondern sie auch mit Roth und Steinen warf, daß sie in einem Bürgerhause Schutz zu suchen sich genöthigt sahen. Unter solchen Umständen waren die Commissarien außer Stande, die Verhandlungen mit der erbitterten Bürgerschaft einzuleiten und fortzusetzen, und traten daher, nachdem sie sich über den Zustand der Sachen genaue Kenntniß verschafft, ihren Rückweg nach Prag an, nachdem sie das Versprechen gegeben, daß binnen wenigen Wochen ein neuer Rath würde eingesetzt werden.

Der alte Rath, welcher sich nun nicht mehr sicher sah, fertigte eine Deputation nach Prag ab, machte aber dadurch das Uebel noch ärger, als es war; denn als die Rathshsdeputirten zurückkehrten, ging der Lärm von Neuem los. Sie durften nicht mehr wagen, öffentlich auszugehen, ihr Gewerbe und Nahrung nicht mehr betreiben, mit einem Worte, sie waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Der aufrührerische Haufe schloß unter sich ein Bündniß und erklärte die Anhänger des Rathshs für treulose und ehrvergessene Leute: kamen ihre Frauen in die Kirche, so verließen die andern Weiber dieselbe, klapperten und trommelten sie aus, und fügten ihnen sonst alle nur erdenkliche Schmach und Schande zu.

Man ging noch weiter. Die Bürgerschaft rief die Rathshs-Altesten auf das Rathshaus und zwang sie, den Rädelshführern ein gerichtlich beglaubigtes Attest zu geben, daß diese die Gemeinde stets vor Gewalt und Unrecht geschützt, und daß, wenn sie solches nicht gethan hätten, sie längst in Leibes-

und Lebensgefahr gekommen sein würden. Als sich der Rath zur Ertheilung solcher widerrechtlichen Zeugnisse nicht verstehen wollte, wurde er durch Androhung von Gefängniß dazu gezwungen. Sobald nur die Bürgerschaft diese Zeugnisse in Händen hatte, fertigte sie einen ihrer ärgsten Aufwiegler, Namens Glückhanns, damit nach Prag ab.

Der Breslauer Rath, welcher fürchtete, der revolutionaire Geist der Schweidnitzer möchte sich auch in andere Städte verbreiten, und die leicht empfänglichen Gemüther der Breslauer Bürgerschaft einnehmen, suchte durch Gegenvorstellungen jene abgedruckten Ehrenversorgungen bei dem Könige zu entkräften, was ihm auch gelang, worauf am 15. April 1523 an die Oberlandeshauptleute, Kasimir von Teschen und Friedrich von Liegnitz und an sämtliche Fürsten und Stände der Befehl erging: „die ungetreue Gemeinde zu Schweidnitz nirgend zu fördern, mit ihnen weder zu handeln noch zu wandeln, nichts ab- noch zugehen zu lassen, auch von allen Zechen und Handwerkern nach löblicher Gewohnheit nicht meistern zu lassen, sondern sie mit ihrem Gesinde allenthalben aufzutreiben und untüchtig zu halten, so lange bis sie ihre Untreu bereuten, sich demüthig in königlicher Strafe untergeben und dem gehorsamen Theil ihren Schaden und Verderben erstatteten.“

Schweidnitz war nunmehr förmlich in die Acht erklärt. Sämmtliche Fürsten, Stände und Städte trugen jedoch Bedenken, dieses an sie ergangene königliche Mandat öffentlich anschlagen und publiciren zu lassen; sie wünschten nicht, daß es mit Schweidnitz zum Aeußersten kommen möchte

und versuchten daher Alles, die Gemeinde mit den Rathsherrn wieder auszugleichen. Man zögerte allenthalben mit der Veröffentlichung der königlichen Patente. Der Rath von Breslau erließ an die Schweidnitzer ein bewegliches Schreiben, in welchem er denselben nachdrücklich zu überlegen gab: sie möchten ihre, ihrer Kinder und Nachkommen Ehre bedenken und zu Gemüthe ziehen, und sich nicht ferner in Ungehorsam freventlich wider des Königs Sentenz setzen; sondern Wege und Mittel suchen, sich zu vertragen: „Denn, so das nicht geschieht, fährt er fort, und ihr des Königs Befehl eigenmächtig übertreten würdet, hättet ihr zu bedenken, wenn wir zu der Publikation und Anschlagen der königlichen Befehle gedrungen würden, was euch, euren Kinder und Nachkommen für Nachtheil, Schaden und Schmach davon entstehen, und in was für Noth durch die Acht und Bann des Königs ihr kommen müßt; und würde viel ärger bei euch denn vor achtzig Jahren zugehn, von welcher Zeit die Stadt Schweidnitz und ihre Einwohner bis anhero sich von dem empfungenen Schaden nicht erholet noch zu Kräften kommen sind. Und so nun auch diese ihgige Handlung wider euch vorgehen sollte, ist zu fürchten, daß die löbliche Stadt und ihr alle untergehen müßt. Trösten wir uns aber, ihr werdet diese eure äußerste Noth, eure, eurer Kinder und Nachkommen Ehre bedenken, und es dahin nicht kommen lassen.“ — Die Schweidnitzer blieben dessen ungeachtet bei ihrem Starrsinn, als sie aber auf ihr Gesuch, den Elisabeth-Markt zu Breslau mit ihren Gütern beziehen zu dürfen, abschläglich beschieden

wurden, so söhnten sie sich endlich durch Vermittelung einiger Abgeordneten aus den Weichbildern der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer den 1. März 1524 mit dem Rathe aus, aber in die neue Münzordnung willigten sie immer noch nicht, woraus ferner noch viel Unheil entstand.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Bürger der einzelnen Städte Schlesiens, z. B. Breslau, Schweidnitz u. welche nach einer gewissen Unabhängigkeit strebten, in geistlicher Beziehung schnellere Fortschritte machten, als jene, die unmittelbar unter der Botmäßigkeit einzelner Herzöge standen, aber der schwindelnde Freiheitsgeist riß nicht selten das Gebäude blühender Kultur zusammen und artete aus. Die stürmischen Unruhen in jenen Städten, wo die Befehle schwacher Könige nicht nur nicht respektirt, sondern geradezu verhöhnt wurden, geben einen sichern Belag dafür. Im Triumphe des Freiheitschwindels beachtete man die angenehmen Seiten des Lebens, und suchte sich von jedem lästigen Zwange zu befreien. Schlesiens reiche und mächtige Geistlichkeit, im Gegensatz zu der ärmeren, welche nicht selten von der Unterstützung der Bürger lebte, war diesen durch ihre Macht furchtbar geworden; man hatte versucht, diese Gewalt durch Widerseßlichkeit zu brechen — es gelang theilweise; aber es litt das Ansehen des Heiligsten, welches durch den habgierigen, unbändigen Pöbel wider Willen der Obern noch mehr herabgewürdigt wurde, daß man endlich das hoffte und wünschen mußte, was man sonst mit allen Kräften zu verhindern suchte — nämlich eine Aenderung der kirchlichen Verfassung, ganz in dem Sinne der freien Bürger. Mit span-

nender Aufmerksamkeit sah man daher auf Martin Luther, als derselbe 1517 zu Wittenberg seinen Kampf über den Ablass mit dem Ablassprediger Tetzl eröffnete, der in der Folge die Spaltung der Christenheit und mit ihr einen Hauptmoment der neuern Geschichte hervorbrachte.

Auf dem bischöflichen Stuhle saß damals Thurzo, ein gelehrter Mann von vortreflichem Charakter, der die Gebrechen seiner Zeit kannte, und bewährte Ansichten in Glaubenssachen bekundete. Er stand mit Luther und Melancthon, bevor Ersterer an die Reformation dachte, in Briefwechsel, und ließ auch, laut eines Protokolls des Domkapitels von 1518 nicht zu, daß die Indulgenz = Prediger in Breslau auftraten, weil in den vorhergehenden Jahren dergleichen Ablass schon so oft in der Stadt wiederholt worden, daß das Volk desselben sehr überdrüssig sei und darüber spotte. — Ungeachtet man aber auch dem Bischof selbst die gebührende Achtung erwies, war das Ansehen des Kapitels immermehr gesunken, wozu der unentschiedene Streit über die beiderseitigen sich widersprechenden Privilegien zwischen demselben und dem Rathe von Breslau große Veranlassung gab. Fürsten selbst, wie König Johann und Wenzel von Böhmen, trugen zu dieser Nichtachtung bei, welche in dem Volke tiefe verderbliche Wurzel schlug. Das Feuer der Reformation glommt unter der Asche fort, bis mehrere neue Umstände hinzutraten, die deren völliges Erwachen bewirkten. Der Rath von Breslau hatte (1520) einige Geistliche vom Dome, die sich bis gegen Morgen in der Stadt verspätet, und hernach die Stadtpforte nach dem Sande zu, eigenmächtig geöffnet,

verhaften lassen. Das Domkapitel verlangte die Auslieferung derselben, wozu sich der Rath nicht verstehen mochte und deshalb mit dem Kirchenbanne belegt wurde, der aber bei den damaligen Gefinnungen nichts fruchtete und auf Befehl König Ludwig, welcher der Hülfe der Breslauer grade bedürftig war, wieder aufgehoben wurde. Die Vikarien zu St. Maria Magdalena nahmen die Parthei des Domes und wurden vom Rathe aus ihren Stellen vertrieben. Der Posten blieb jahrelang unbesezt, weil der Rath die ihm vom Bischof zugeschiedten Geistlichen nicht annehmen mochte. In der Zeit dieser traurigen Vacanz ließ sich der rohe Pöbel grobe Vergehungen gegen die Gebräuche der katholischen Kirche zu Schulden kommen und namentlich trieben die Fastnachtsnarren ihr Spiel als verummumte Ordensgeistliche.

Die Aufmerksamkeit des königlichen Hofes auf Schlesien wurde durch die Einfälle der Türken in Ungarn abgelenkt, und so verschaffte sich die Reformation mit sicheren Schritten Eingang in den Herzen der Hohen und Niedern.

Der Nachfolger des am 2. August 1520 verstorbenen Bischofs Thurzo war Jakob von Salza. Noch herrschte Einheit der Kirche und des Glaubens, aber bald begann die große Kirchentrennung die er in Schlesien mit möglichster Schonung zu verhindern suchte, um nicht eine gänzliche Trennung zu veranlassen. Schon fing man an, lutherische Pfarrer einzusetzen, Neukirch, ein Dorf im Zauersehen, war der erste Ort, der um das Jahr 1520 einen Zuhörer Luthers zum Pfarrer bekam. Mehrere Stände verlangten die Zulassung solcher

Prediger, widrigenfalls sie den katholischen Pfarrern ihre Jurisdiction, den Decem und andre Einnahmen entziehen würden. Der Rath von Breslau hatte indeffen eigenmächtig zwei lutherische Pfarrer, Heß und Molban, an der Magdalenen- und Elisabethkirche angestellt und verlangte vom Bischof die Investitur derselben, wobei das Kapitel auf das Ernstlichste widerrieth. Der nachgiebige Bischof wählte den Mittelweg, ertheilte dem Heß nicht förmlich die Investitur, schrieb ihm aber, als er ihm durch den Magistrate präsentirt wurde: „Heß, tritt dein Amt in Breslau an, wozu du durch Gottes Gnade berufen bist.“ — Heß hatte dem Bischof versprochen, in äußerlichen Gebräuchen der Kirche so wenig als möglich zu ändern; als er dies aber dennoch that, wurde er darüber zur Rede gestellt. Er verantwortete sich und wurde in Frieden entlassen. Das Domkapitel eiferte heftig gegen die Nachsicht des Bischofs; dieser entschuldigte sein Verfahren dadurch, „es möchte der Rath zu Breslau ihn eigenmächtig einsetzen, andere diesem Beispiel folgen, ihre katholischen Pfarrer vertreiben und selbst beliebige an ihre Stelle setzen.“ Es ist hieraus ersichtlich, daß der Bischof wünschte und hoffte, daß die lutherischen Prediger von ihm abhängig und ihm subordinirt bleiben sollte.

Die Domgeistlichkeit fürchtete, daß solche mächtige Veränderungen nicht so ruhig ablaufen möchten, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, man wolle den Dom stürmen und den Geistlichen ihre Kleinodien und Kirchengeschätze rauben; diese wurden dadurch bewogen, sie zu verbergen und gar nicht mehr auszustellen. Der Rath fand

sich durch ein solches Mißtrauen beleidigt und verlangte die öffentliche Ausstellung derselben nach wie vor, weil er solche Maaßregeln seiner Ehre und seinem Regiment für nachtheilig hielt, worüber bittere Streitigkeiten zwischen ihm und dem Kapitel entstanden. Der Bischof billigte diese Vorstellungen und meldete dem Kapitel: „sie hätten wohl daran gethan, und sollten den Rath berichten, die Verachtung unter dem Pöbel sei notorisch, und wie leicht könnte nicht einmal ein Auflauf entstehen, weil er erfahren hätte, daß bei letzter Fastnachtzeit am hellen Tage auf den Gassen und auf dem Ringe, im Angesicht der daselbst wohnenden Rathsherrn allerlei schimpfliche Mummereien von verkleideten Mönchen und Nonnen von dem Pöbel vorgestellt worden, die auf Pferden geritten, aus dem Sattel gehoben und auf der Erde garstige Positionen in ihrem Herumwälzen zum Schimpf der Ordensbrüder gemacht, welches die Rathsherrn zum Theil mit angesehen, alles aber ohne Strafe geschehen lassen, daß also dem unbändigen Volke nicht zu trauen sei.“

Der Rath schickte hierauf die gepflo- genen Unterhandlungen an den König Ludwig nach Prag, welcher bald nachher den Befehl an das Kapitel erließ, den Kirchenschmuck wieder aufzustellen.

Noch war von einer wirklichen Trennung nicht die Rede; aber deutlicher sprachen sich die Gesinnungen des Rathes gegen die kathol. Geistlichkeit aus, als derselbe bei der Uneinigkeit der beiden Franziskanerklöster zu St. Jakob und St. Bernhardin darauf drang, sie in ein einziges zu verwandeln, und die Bernhardiner, welche da-

gegen protestirten, (1522) mit Gewalt aus ihrem Kloster vertreiben ließ.

Das Domkapitel beschwerte sich hierüber beim König Ludwig zu Prag sowohl über dieses Ereigniß als über die unablässigen Kirchenreformen des Magistrats. Der erbitterte König erließ sogleich einen scharfen Befehl an die Oberlandeshauptleute, die Herzöge von Liegnitz und Teschen, sich sogleich in Bereitschaft zu setzen, damit sie auf seinen nächstfolgenden Befehl zur Bück- tigung des Rathes von Breslau schreiten könnten. Der Rath von Breslau, welcher die Macht der schlesischen Fürsten keineswegs fürchtete, schickte den Syndicus Heinrich Kiebisich nach Prag zum Könige, demselben den wahren Verlauf der Sache zu schildern. Ludwig, von des Abgeordneten Ankunft unterrichtet, und gegen ihn, als einen Haupturheber dieses Vorfalles äußerst erbittert, hatte schon Befehl gegeben, ihn ohne Umstände bei seiner Anlangung von der Prager Brücke in die Moldau zu werfen. Kiebisich entging seinem Verderben durch eine Warnung des Markgrafen Georg von Brandenburg, der ein heimlicher Anhänger Luthers war und den König durch Vorstellungen besänftigte. Der fernere Strafbefehl an die schlesischen Herzöge unterblieb. Die Wiederaufnahme der Mönche verzögerte sich und wurde endlich zu Gunsten der Stadt entschieden, wobei letztere sich erbot, 1000 Pferde ein volles Jahr lang gegen die Türken zu stellen. Der König war damit zufrieden, aber nicht das Domkapitel, welches in jeder Hinsicht auf heftigen und gewaltsamen Maaßregeln bestand, und sich ohne Zuziehung des Bischofs an den Erzbischof von Gnesen wandte, daß er sich bei

dem päpstlichen Stuhle sowohl, als bei dem Könige von Polen und Böhmen, zur Unterdrückung des einreißenden Lutherthums verwenden möchte.

Den schnellen Fortschritten der Reformation mußten wirklich jene wichtigen Ereignisse zum Grunde liegen, sonst ließe sich die plötzliche Veränderung der Gemüther der Gemeinde, welche vor 70 Jahren ganz anders dachte und handelte, nicht erklären. Als sie einst fürchtete, daß durch ihre Unterwerfung unter den König Podiebrad der reine katholische Glaube bei ihnen in Abnahme gerathen möchte, schrieb sie an den damaligen Pabst: „sie bäten ihn mit gebeugten Knien und gegen Himmel gerichteten Händen, daß er sie in der Reinigkeit des Glaubens und in dem Gehorsam der heiligen Kirche schützen, und nicht dem Podiebrad überlassen, sondern ihn als einen Heiden und Böllner halten, und dafür erklären möchte. Denn seine ganze Absicht ginge dahin, die katholische Geistlichkeit zu vertilgen und den Weinberg des Herrn andern zu geben. Er sei der wüthendste Narr und der andere Decius, der große Drache, der die Kirche vergiftet, der reißende Wolf, Dieb und Mörder, welcher in den Schaafstall Christi gebrochen, der schreckliche Löwe, welcher mit seinen Klauen, weit mehr als die Türken, den ungenähten Rock Christi zu zerreißen trachte u.“

Stärker kann man sich wohl nicht gegen einen vermeintlichen Keger erklären und diese Verwirrung wirkt theils auf den Inhalt des folgenden päpstlichen Sendschreibens ein helleres Licht, theils ist sie ein Beweis, wie sehr sich nach 70 Jahren der Geist der Zeit in Breslau geändert hatte.

Auf dem päpstlichen Stuhle saß Adrian VI., ehemaliger Lehrer Kaiser Karl V., ein Greis, der sich von der Nothwendigkeit einer Kirchenverfassung überzeugt hielt, sie selbst aber auszuführen theils zu schwach war, theils durch den Tod daran gehindert wurde. Als er die Nachricht erhielt, daß die Hauptstadt Schlesiens ihre Neigung gegen die lutherische Reformation nur allzu sichtbar äußerte, erließ er, vielleicht in der Hoffnung, daß die oben erwähnte Denkart hier noch nicht ganz erloschen sein dürfte, eine äußerst nachdrückliche Abmahnung an den Rath zu Breslau. Der Geist jener Zeit, wo beide Partheien sich berechtigt hielten, sich ohne die mindeste Schonung zu behandeln und die gegenseitige Achtung aus den Augen zu setzen, leuchtet unverkennbar aus jener Bulle des Pabstes. Unter andern heißt es darin: „daß er aus mündlichen und schriftlichen Nachrichten glaubwürdig vernommen, wie das Gift der lutherischen Ketzerei auch die berühmte Stadt Breslau jämmerlich angesteckt und sie unter dem Schein kirchlicher Freiheit in teuflische Knechtschaft gestürzt habe. Er sei dadurch um so mehr bekümmert worden, jemehr sich diese Stadt von jeher durch Reinheit des Glaubens unerschütterlich ausgezeichnet habe. Ihre Vorfahren hätten die hussitische Ketzerei doch dermaßen verabscheut, daß sie lieber den Königen von Böhmen als ihrem Glauben hätten untreu werden wollen. Und Luthers Lehren wären ja noch gefährlicher als Hussens. Er könne sich also nicht genug wundern, wie solche ausgezeichnete und herzliche Bekenner des wahren Glaubens jetzt so sehr mit Blindheit geschlagen sein könnten. Seine Hirtenpflicht er-

sordere es, ihnen das alles ins Gedächtniß zu rufen, und sie ernstlich zu ermahnen, die lutherische Ketzerei gänzlich auszurotten. Sie sollten auf alle diejenigen schwere Strafen setzen, die Luthers Lehrsätze nur einigermaßen anhängen, sie loben, vertheidigen und anpreisen würden. Eben so sollten sie gegen alle die verfahren, welche lutherische Bücher verkaufen, drucken, lesen, hören, haben und halten würden.“ —

Wie wenig Eindruck dieses päpstliche Ermahnungsschreiben, welches das letzte war, das der Rath aus Rom erhielt, auf die Gemüther der Breslauer machte, beweiset das ununterbrochene, schnelle Fortschreiten der Reformation. Mehrere Mönche, zuerst von den Franziskanern zu St. Jakob, verließen die Klöster, ihrem Beispiele folgten die Nonnen, und Heirathen zwischen beiden waren nicht selten. Die noch zurückgebliebenen Mönche predigten heftig gegen die bisherigen Gebräuche und verkündeten laut die neuen Lehrsätze.

Als eifrige Beförderer der Reformation in den Fürstenthümern werden Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Markgraf Georg von Brandenburg genannt. Erstere war ehemals ein eifriger Vertheidiger der römischen Kirche, und hatte sogar in eigener Person eine Wallfahrt zum heil. Grabe gemacht; jetzt war er einer der ersten, welcher der Reformation huldigte, lutherische Prediger nach Liegnitz berief und sie auf jede Weise unterstützte. Kraft eines Vertrags (1522) mit den Kapitularen zog er die Kanonikate des St. Johannesstiftes ein und nöthigte die Domherren, ihre Stellen aufzugeben, und mit einer lebenslänglichen Pension sich zufrieden zu stellen. Die ersten

Prediger in Liegnitz waren: Fabian Eckel an der Marienkirche, und Valerius Rosenhain an der Petri und Paulkirche. Dem Beispiele des Fürsten folgten die meisten Stände des Fürstenthums, die Weichbildstädte und das Landvolk. „Letzteres, heißt es, nahm die evangelische Religion absonderlich an, weil man immer das Fegfeuer so heiß gemacht, und ihnen eingebläuet, daß die Reichen, weil sie viel Messen könnten lesen lassen, viel eher herauskämen, als ein armer Bauer.“ — Schwieriger gelang dem Herzoge Friedrich sein Unternehmen zu Brieg, welches er 1521 von seinem Bruder Georg erbt, wo die Kanoniker des fürstl. Stifts ungemein einträgliche Präbenden besaßen und sich zu deren Abtretung nicht leicht bewegen ließen. Ueberhaupt erstreckte sich des Herzogs Einfluß über ganz Niederschlesien. Im Glogauischen wird der Besitzer von Freistadt und Wartenberg, der nach dem Tode des Herzogs Bartholomäus diese Länder erworben, als eifriger Beförderer der neuen Lehre genannt, im Saganschen war der Abt des Augustinerklosters, Paul Lemberg, ihr eifriger Verbreiter; eben so schnelle Fortschritte machte sie in den Erbfürstenthümern Jauer und Schweidnitz, eben so wenig hinderten deren Einführung die Herzöge von Dels und Teschen, ungeachtet sie selbst persönlich nicht beitraten. Der Erstere ließ jedoch seine Kinder in den Grundsätzen der neuen Lehre erziehen.

In Oberschlesien vor Markgraf Georg von Brandenburg, der gewissen Einfluß besaß und mit dem Herzoge von Ratibor in Oppeln in Verbindung stand, breitete sich die Reformation gleichfalls allgemein aus,

— selbst im Reissischen, den Hauptsitz der katholischen Religion, nahm sie ein großer Theil der Bürger und Landleute an.

Eine umständliche Erzählung dieser einzelnen Vorfälle gehört nicht hierher, sie sind übrigens alle einander sehr ähnlich. Man besetzte nämlich die offenen Pfarrstellen mit Predigern, die in Wittenberg studirt hatten, oder die alten änderten selbst ihre Lehre. Alles ging friedlich und ohne Blutvergießen, fast ohne Streit zu. Die Ursache davon lag hauptsächlich darin, daß die neue Lehre noch keinen besondern Namen hatte, ein Umstand, der bei Menschen, auf die doch Worte immer den meisten Eindruck machen, wichtig ist — man glaubte die alte Religion nicht verlassen, sondern nur gewisse Mißbräuche abzustellen. Die neuen Bekenner stuzten weniger über die Veränderung, und die Gegner hielten anfänglich ihre Unterdrückung weniger für nothwendig. Man behielt auch von den alten Gebräuchen und liturgischen Verfassungen so viel bei, als man glaubte, thun zu können, ohne dem Wesentlichen zu schaden.

Der Bischof Jakob von Salza fürchtete, die Aussicht auf Vernichtung des Eölibats möchte den allmählichen Abfall der sämmtlichen Geistlichkeit nach sich ziehen und berief deshalb den vornehmsten Klerus seiner Diöces am 4. April 1524 zu einer Versammlung, in welcher über die Frage berathschlagt werden sollte: „ob und wie man, um der Kirche Ruhe zu verschaffen, mit den neuen Lutheranern einen Vergleich oder Einigkeit treffen könne?“ Dabei ermahnte er die Geistlichkeit, fest an den wohlhergebrachten Gebräuchen und Observan-

zen zu halten, und gab die Versicherung, daß er in diesem Glende, worin er sich befände, Hab und Gut, auch sein Leben für sie und ihren Schutz aufsetzen wolle.

Als die Stände dem Bischof auf einem Fürsientage erklärten „daß sie das h. Evangelium frei und ungehindert predigen ließen, nach den Deutungen der Schrift, und demselben frei nachlebten, unangesehn aller Menschen,“ forderte er eine bestimmte Erklärung darüber, indem er zugleich die Vermuthung äußerte, „daß sie, (die Stände) auch künftig das hochwürdige Sakrament unter beiden Gestalten würden genießen wollen.“ Die Stände bejahten dies, worauf der Bischof nach längerer Unterredung erklärte: „es sei ihm nie in den Sinn gekommen, daß man das Evangelium nach seinem rechten Verstande und der Väter Auslegung nicht frei und öffentlich predigen solle. Allein das könne man mit gutem Gewissen nicht leiden, daß ein jeder, so nicht dazu berufen worden, sich untersteht, einen Prediger abzugeben, und das Evangelium nach seiner eignen Meinung auszulegen, wohin ihn mehr auch sein Eigennutz als die Ehre Christi bewege.“ Da indeß die weltlichen Stände darauf beruheten, die Predigt des Evangeliums ohne fernere Weitläufigkeit ihnen zu gestatten, und nicht eher als bis dies geschehen, die geistlichen Renten abzuliefern, sich geneigt fühlten, wurde die Sache unausgemacht abgebrochen.

Heß ward in Breslau der Liebling der Bürger; am 20. April 1524 hielt er in der Doretheenkirche eine Disputation, die vier Tage dauerte und deren Sätze mit der römischen Dogmatik im vollkommensten

Widersprüche stehen. Nach der Meinung des Volkes und des Rathes trug er den Sieg über die katholischen Theologen davon. Die Trennung der kirchlichen Partheien wurde immer merklicher und trat völlig hervor, als er am 23. April 1525 alle jene Ceremonien abschaffte, die sich mit dem protestantischen Lehrbegriff nicht vertrugen, und als Heß und der Prediger an der Elisabethskirche, Moiban, die Erlaubniß zu heirathen benutzten.

Das Domkapitel hatte in dieser Zeit zwar mehreremal beim Könige Siegismond von Polen und Ludwig von Böhmen und Ungarn über die Breslauer Beschwerden geführt, aber wenig Erfolg wahrgenommen. Siegismond schrieb einige Drohbriefe an den Rath zu Breslau, worin er meldete, daß er wegen der angrenzenden Nachbarschaft seines Königreichs und des Verkehrs mit Breslau, gegen die Neuerungen in Religionsfachen nicht gleichgültig sein könnte und endlich mit der göttlichen Rache drohte, welche er und der König von Ungarn nach allen Kräften fördern würden. Der Rath rechtfertigte sich durch eine öffentliche Schutzschrift, und ließ übrigens der Sache freien Lauf. König Ludwig selbst, ungeachtet er eifrig in seiner Religion war, war zu jung, und hing zu sehr dem Vergnügen nach, um sich diesen Veränderungen mit Nachdruck entgegenzusetzen, zuletzt nahm der ausgebrochene Türkenkrieg seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ueber die Osmanen regierte damals Solymann der Prachtige, einer der würdigsten Monarchen aller Zeiten. Unüberlegt reizten die Ungarn seinen Zorn, ohne Macht genug zu haben, ihn ungestraft beleidigen

zu können. Er that deshalb einen Einfall in Ungarn. Die Böhmen und Schlesier hatten einen weiten Weg zur Hülfe; der Feind machte indessen mächtige Fortschritte, und die Ungarn wollten, vermöge ihrer Privilegien, nur unter Anführung des Königs sechten. Ludwig entschloß sich dazu. Zum Oberfeldherrn wurde der Erzbischof Paul Tomory erwählt, unter welchem noch mehrere andre Bischöfe als Generale kommandirten. Bei der Stadt Mochacz, am Ufer der Donau, wurde in der Eile ein Lager bezogen und hier der Angriff des Feindes erwartet. Die Ungarn konnten den 70 Tausend Feinden nur einige 20 tausend Reiter entgegenstellen, und dennoch rieth man zur Schlacht. Sie wurde am 29. August 1526 geschlagen. In Zeit von anderthalb Stunden hatten die Osmanen einen vollkommenen Sieg über die Ungarn, von denen nur 5000 Mann sich durch die Flucht retteten, errungen. Der König wurde gleich im Anfange der Schlacht vom Gewimmel der Fliehenden fortgerissen, und gerieth, in Begleitung eines schlesischen Ritters, von Czetriz, bei dem Dorfe Czelle, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, in einen Sumpf, in welchem sich sein Pferd mit ihm überschlug und ihn in dem Schlamm begrub. Czetriz rettete sich.

Erst sieben Wochen nach der Schlacht wurde der Leichnam des Königs durch den Ritter Czetriz und seine Gefährten, neben dem Sumpfe, nur wenig mit Erde bedeckt, aufgefunden.

Das Schicksal spielte auf eigene Weise mit diesem jungen Könige — alles kam bei ihm zu früh. Einige Monate zu früh wurde er geboren, im dritten Jahre seines

Lebens ward er gekrönt, wobei er bitterlich weinte, im funfzehnten heirathete er, bekam früh einen Bart und bald darauf graue Haare, und mit zwanzig Jahren verlor er sein Leben.

Mit dem Tode des Königs Wladislaw schließt ein wichtiger Zeitraum; die Zeit des Mitterlichen und Romantischen tritt immermehr in den Hintergrund, es schwindet die Feudal-Aristokratie der Fürsten des Adels und der Städte, und eine geregelte Monarchie tritt an ihre Stelle, welche das lockere Band um die Einzelnen fester schließt und sie zu einem gemeinsamen Zwecke vereint.

Kein Zeitraum war so reich an den verschiedenartigsten großen Begebenheiten als dieser, es mußte sich daher nothwendig das innere Wesen des Landes vielseitig gestalten und ein Rückblick auf diese Zustände darf deshalb hier seinen Platz finden.

Mit dem Auftreten der böhmischen Könige in Schlessien wurde die Macht der schlessischen Pfaffen eingeschränkt, diese selbst halb freiwillig, halb gezwungen, der böhmischen Oberherrschaft unterworfen. Für die Thätigkeit und den Wohlstand des Volkes war dies ein merklicher, höchst wichtiger Umstand. Die Einwohner der Städte, besonders derer, welche sich unmittelbar unter den böhmischen Schutz begaben, waren durch die von Königen ihnen ertheilten Privilegien die Bevorzugten, es entstanden aus diesen Vorrechten die Quellen des Handels und der Gewerbe, welche zu Reichthümern führten und die Städte in den unmittelbaren Erbfürstenthümern in den Rang der Stände erhoben, wo sie Theil nahmen an den Landesangelegenheiten und durch Ab-

geordnete mit Sitz und Stimme in den Versammlungen der Landstände erscheinen durften. Die Fürsten durften ihrerseits die Vasallenschaft nicht bereuen, sie erhielten Schutz bei ihrer Schwäche, und wurden bei ihrem unruhigen Geiste abgehalten, die Freiheit zu mißbrauchen. Die Regierungen der einzelnen Oberlehnsherrn rechtfertigten die Grundsätze Kaiser Karl IV., als er sich Schlessien unterwarf; jene zeugen, wie tief ein Volk sinken kann, welches von Außen keinem Zwange unterworfen ist und im Innern keinen Trieb fühlt, die gesellschaftlichen Bande heilig zu halten. Zu keiner Zeit herrschte die Anarchie ärger in Schlessien als in diesem Zeitabschnitt, Kaiser Karl IV. Regierung allein ausgenommen; im Jahre 1443 lagen allein im Breslauer Fürstenthum 15 Dörfer ganz öde, und von 4200 Hufen in den übrigen Dörfern waren 800 unangebaut. Wie groß mußte erst in den übrigen Fürstenthümern die Verwüstung sein, wo am meisten der Schauplatz des Krieges war. König Matthias suchte zwar jene ununterbrochen fortdauernden Unruhen zu dämpfen, er hatte die Fähigkeiten dazu, allein es fehlten ihm die Tugenden als Mensch — er war ehrgeizig, stolz und ungerecht, und herrschte, dem Zeitalter angemessen, mit auffallender Willkühr. Um stets Glück zu haben in seinen Unternehmungen, mußte er mehr Abgaben fordern, als die Vorfahren; denn die landesherrlichen Einkünfte, die bisher aus Domainen-Gütern, Zöllen und Zinsen bestanden, waren theils verpfändet, theils verkauft. Unter König Wladislaw wurden die Vorrechte der Stände durch Gesetze bestimmt.

Für die Regierungsverfassung waren

die Fürstentage wichtig, König Johann hielt den ersten 1337 zu Breslau. Ihr Ansehn schwand aber. Auf ihnen hatten in drei Abtheilungen

1. die Fürsten Viril-, die vier freien Ständesherrn eine Curialstimme; 2. der Adel der Erb-Fürstenthümer zusammen 4 Stimmen, nämlich die Stadt, das Fürstenthum Breslau, das Fürstenthum Glogau eine besondere, und die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer eine gemeinschaftliche; 3. die Abgeordneten der größern, unmittelbaren Städte gleichfalls 4, nämlich: Schweidnitz, Jauer, Glogau und Neumarkt, abwechselnd mit Ramlau.

Unter der ersten Abtheilung stimmte der Bischof als Fürst von Neisse, und zugleich als Repräsentant der Geistlichkeit, da dieselbe nach dem Kollowrathschen Verträge zu den allgemeinen Landesabgaben mit verpflichtet war, ungeachtet der Klerus sich auf Synoden, wie die Stände einzelner Fürstenthümer auf besondern Landtagen, versammelten.

Die Fürstentage verloren indeß allmählig das Ansehn, welches sie früher hatten. Man berathschlagte zwar noch auf denselben über Königswahlen, aber die Regenten erkannten dies Recht nicht mehr als vollständig an, und so sanken sie zu bloßen Förmlichkeiten herab. Der Ort, wo sich die Fürsten und Stände versammelten, war willkürlich. Die Zusammenberufung geschah durch den Oberlandeshauptmann mit königlicher Genehmigung, nur bei schleunigen Fällen ohne Wissen des Königs, mußte diesem aber alsdann gleich bekannt gemacht werden. Von Seiten des Königs von Böhmen erschienen Commissarien, welche

die Anträge machten und an ihre Verwaltungsinstruktionen gebunden waren.

Was die Gesetzgebung und Gerichtsverfassung anlangt, so ist König Johann von Böhmen der Begründer derselben in Schlesien. Er erläuterte verschiedene Punkte des Sachsenrechts, schränkte die Gerichtsbarkeit der Klerisei ein und soll auch Willens gewesen sein, ein besonderes Gesetzbuch für Schlesien zu entwerfen, welches aber zur Ausführung oder Ausübung nicht gekommen zu sein scheint. Die Städte hatten das Magdeburgsche Recht, nach welchem sie sich eigene Statuten entwarfen oder sie von ihren Fürsten erhielten; dagegen war der Bauernstand, welcher unter dem Drucke des Adels seufzte, schlecht bedacht; was in besonderen Fällen Rechtens war, wußte man hier nicht. Man richtete sich zwar in manchen Fällen nach den Rechten der nächsten Stadt; da die Verhältnisse aber immer verwickelter zu werden anfingen, so blieben viele Fragen unentschieden. Im Jahre 1416 gab Wenzel, Bischof zu Breslau, aus dem Fürstlich-Liegnitzschen Hause, das sogenannte Wenzeslawische Kirchenrecht heraus. Es ging zwar nur die Dörfer und Städte des Bisthums und des Kapitels an; allein, da der Gesetzgeber ein Geistlicher und es das erste in seiner Art war, so gelangte es bald zu einem großen Ansehn in ganz Schlesien. Später, 1568, änderte Bischof Caspar einige Punkte daran, wiederum nur für die Städte und Dörfer des Bisthums, aber auch diese Abänderungen wurden an einigen andern Orten angenommen. Diese Rechte handeln vorzüglich von der Erbfolge: zwischen Eheleuten findet Gemeinschaft der Güter

statt — nur in Absicht der Theilung des gemeinschaftlichen Vermögens sind beide Verordnungen von einander unterschieden.

Das polnische Recht war in Schlesien völlig abgeschafft, nur im Gubrauschen Weichbilde hatten sich einige Ueberreste unter dem Namen des Baudenrechts erhalten, wornach man bei den Allodialgütern, im Gegensatz zu den Lehngütern richtete. Dagegen entstanden im funfzehnten Jahrhundert mehrere andere Gerichte, die bis gegen die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fortgedauert haben; ihre innere Verfassung war nicht in allen Fürstenthümern gleich.

Das Hofgericht, war ungefähr das, was wir jetzt Regierung nennen. Bei demselben präsidirte der Hofrichter, meist ein Adliger, dem fünf Hofschöppen beigegeben waren. Man appellirte an dasselbe selbst da, wo ein Stadtvogt das Obergericht hatte, und von welchem wiederum an den König appellirt werden durfte. Beim Landgericht, wurden die gemeinen Landesachen des Adels oder der Landleute, wie man sie nannte, abgemacht. Es war an die Stelle des Baudengerichts getreten, und wurde als ein Theil der Landvogtei angesehen; der Landvogt hatte den Vorsitz, die Beisitzer oder Landschöffen waren im Fürstenthume begüterte Adlige oder Mannen, woher auch der Name Manngericht, als wie es sonst genannt wurde. Das Zwölfer-Recht führte König Vladislaw in dem Schweidnitz-Fauerschen Fürstenthume ein. Bei demselben präsidirte der Fürstenthumshauptmann an des Königs Statt. Es waren demselben vier Oberrichter und zwölf adlige Beisitzer zugeordnet. Es gelangte zu großem Ansehn; denn

es mußte das Mannrecht, was diesem an Rechten gebrach, sich bei jenen das Recht einholen und erfahren. Die Sitzungen wurden vierteljährlich gehalten. Das Ritterrecht, dessen schon früher gedacht worden, gehört zum Theil dieser Periode an. In den Städten waren die Vogteigerichte, bei welchen die Schöppen unter dem Vorstehe des Vogtes die Urteilsfinder waren. Es erkannte dieses Gericht auch auf Todesstrafe und bewährte sich in den unruhigen Zeiten; ihm verdanken die Fehngerichte ihren Ursprung. Außerdem kommen noch die Namen Bürgergericht, Burding, Burgending vor: in den Städten machte nämlich die Gemeinde der Bürger außer den Fürsten und Vögten den dritten Hauptbestandtheil der städtischen Verfassung aus, und hieß darum Burding oder Bürgergericht, weil in demselben die Schöffen unbescholtene vom Vogte oder dem Schultheißen gewählte Bürger das Urtheil sprachen.

Die Verhandlungen bei den Gerichten geschahen sämmtlich in deutscher Sprache, und zwar mündlich; außer schriftlichen Beweisen aus Urkunden wurden keine schriftlichen Eingaben angenommen, auch keine Abschrift des Rechtsbescheides verabreicht. Diese mündlichen Verhandlungen erhielten sich so lange, bis allmählig das größtentheils umgeschriebene deutsche Recht gegen das auf den Universitäten gelehrte, Römische und Kanonische, aus dem öffentlichen Leben verdrängt und schriftliche Verhandlungen und gelehrte Richter nothwendig wurden. Die Rechtsgelehrten oder Schöffen mancher Städte kamen zu solchem Ansehen, daß sich auch Fremde bei ihnen Rechts erholten.

Das Städtewesen gelangte in dieser Periode zur höchsten Blüthe der Vollkommenheit, ungeachtet der ununterbrochenen Streitigkeiten, in welche die Städte mit dem Adel verwickelt wurden, und wobei erstere gewöhnlich den Kürzeren zogen. Die Ursache zu diesen Mißthelligkeiten lag in dem zunehmenden Reichthum, zu welchem die städtischen Gemeinden durch die Privilegien und Freiheiten gebiehen, welche letztere sie theils durch die Gnade ihrer Fürsten erlangten, theils erkaufte. Die vorzüglichsten derselben sind: 1) Das Recht, ihre Stadtoberkeiten selbst zu wählen und selbst zu bestellen. 2) Die ehemals durch die Erbvögte der Fürsten und Könige ausgeübte Gerichtsbarkeit, sogar der peinlichen, in der Stadt und dem städtischen Gebiet. 3) Die Einführung des deutschen Rechts, wodurch die Gerichtspflege auf einen festen Fuß gesetzt wurde. Sie war wegen der vielen Geldstrafen und Gerichtsgebühren einträglich. 4) Die Freiheit, Municipal- und Polizeigesetze selbst zu entwerfen und Zünfte zu errichten, welche von den Königen bestätigt wurden. 5) Das Meilenrecht, wodurch innerhalb einer Meile von ihren Ringmauern kein bürgerliches Gewerbe auf dem Lande getrieben werden durfte. Um dieses Meilenrecht bewarben sich hauptsächlich die Städte in Niederschlesien, worin das deutsche oder sächsische Recht angenommen wurde. Andere wurden zu Weichbildstädten erklärt, wornach sie einen gewissen größern oder kleinern Bezirk erhielten, innerhalb welchem kein Adliger auf dem Lande, wenn er nicht ausnahmsweise dazu privilegiert war, städtische Nahrung treiben lassen durfte. (Das Meilenrecht

gab bestimmtere mehr ausschließende Gerichtsbarkeit: das Weichbildrecht erstreckte sich über einen größern Umfang, war aber nicht in eben dem Grade mit einem Zwangsrechte verbunden. Fast alle niederschlesischen Städte, wenigstens die beträchtlichsten, hatten das Meilenrecht; aber nicht alle waren Weichbildstädte.) Als die Ritter gegen das Ende des funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schon friedliebender wurden und ihr ehemaliges Erwerbsmittel, das Schwert weniger einbrachte, dachten sie ebenfalls, nach dem Beispiele der Städte, auf ökonomischen Wegen, ihre Einkünfte zu vermehren — sie ließen auf ihren Dörfern städtische Gewerbe treiben, Bier brauen und Schenkhäuser anlegen. Diejenigen, welche durch lange Observanz ein solches Recht erworben zu haben glaubten, die umliegenden Gegenden mit Bier zu versorgen, widersetzten sich, woraus mancherlei Streitigkeiten entstanden. In dem v. Collowrathschen Vergleiche sind schon Bestimmungen vorhanden, daß kein Schenkhaus dem Nachbar zum Schaden angelegt werden durfte.

Durch solche und andere Vorrechte wurde natürlich auch der Handel, welcher überdies noch besonders begünstigt wurde, ausgebreitet und blühend. Nach den großen Plänen Karl IV. sollten Breslau und Prag sich aus Venedig, dem Magazin der indischen Waaren, mit den reichen Produkten des Morgenlands versehen und sie in den Norden verschiften, wobei auch die inländische Schifffahrt befördert werden sollte. Das Letztere kam nicht zur Ausführung, dem Ersteren setzten die Wiener Kaufleute manche Schwierigkeiten entgegen. Im Jahre 1388 schlossen Breslau und Prag gegen

Wien ein Handelsbündniß. Unmittelbar aus Venedig wurden feine Gewürze, Seide, italienische Weine und Früchte bezogen; ausgeführt wurden Tücher und metallene Waaren. Kupfer, Pfeffer und auch Weine kamen aus Ungarn; zu Meisse war eine große Niederlage von Kupfer. Nach Ungarn wurden schlesische Tücher und Pelzwaaren und in das nördliche Deutschland theils ungarische, theils polnische Waaren geführt. Den Handel mit Polen hatte Schlesien fast ganz allein. Gegen das Ende dieser Periode minderte sich der Handel mit Venedig.

Die wichtigste Manufaktur in Schlesiens war von Anfang die Wollenweberei; im Jahre 1403 gab es 164 Tuchmacher zu Breslau; 1470 waren zu Löwenberg 82 Tuchknappen. Man hatte auch schon Schauanstalten. Besonders berühmt war das Striegauer Tuch, das Stück kostete $4\frac{1}{2}$ Dukaten. Auch Leinwand wurde längst schon in Schlesien gewebt; diese Manufaktur scheint aber erst im sechzehnten Jahrhundert in Aufschwung gekommen zu sein, denn man trug im funfzehnten Jahrhundert selten leinene Kleider, und bei der Anwesenheit des Kaiser Wenzel in Breslau (1404) steht unter den Ausgaben, welche diese Stadt gemacht, Brüsselsche, kölnische Bittausche aber keine schlesische Leinwand.

König Wenzel ließ böhmische Groschen schlagen, von denen 60 auf die kölnische Mark gingen (nach dem preuß. Münzfuß, 14 Thaler die feine Mark, war einer ungefähr $5\frac{1}{2}$ gGr. werth). Der Dukaten oder ungarische Gulden (66 — 67 Stück auf die raube Mark) galt (1378) 16 Groschen 4 Heller in damaliger Silbermünze.

Die Benennung Mark veränderte nun ihre ursprüngliche Bedeutung; um das Jahr 1300 zeigte sie sowohl das Gewicht des Geldes, als eine gewisse Anzahl Groschen, nämlich 60 Stück, an, als so viel auf die Mark an Gewicht gingen. In der Folge verstand man unter Mark eine gewisse Zahl. In Böhmen waren 60 Groschen eine Zählmark, in Schlesien nur 48 Stück (nach jetzigem Geldwerth etwas über 3 Dukaten). Unter der Regierung Wenzels und Siegismonds versiel das böhmische Münzwesen. König Matthias bestimmte endlich in einer Münzordnung von 1471 gesetzmäßig den Dukaten auf 40 Groschen (der Groschen nach preuß. Gelde $2\frac{1}{2}$ Sgr., in Bezug auf das Goldverhältniß 3 Sgr.) Dieser Münzfuß bestand aber nicht lange — es kam im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eine neue Münze in Vorschein — die Thaler, vielleicht von Joachimsthal in Böhmen, wo sie häufig geschlagen wurden, so benannt) sie wogen zwei Loth, und waren ganz fein, dann 15löthig und endlich 14 Loth 1 Quentchen fein.

In Betracht dieser Bestimmungen kann man sich ungefähr einen Begriff von dem Preise der Sachen in jenen Zeiten machen. Im Jahre 1377 galt der Breslauer Schesfel Weizen $4\frac{1}{2}$ Groschen (nach preuß. Gelde 23 — 24 Sgr.); Roggen $3\frac{1}{2}$ (18 Sgr.); Gerste $2\frac{1}{2}$ (13 Sgr.); Hafer $1\frac{1}{2}$ Groschen (8 Sgr.) Ein Ochse kostete eine Mark (9 Thlr.); ein Kalb 5 Groschen (26 — 27 Sgr.); ein Schwein 8 Gr. (40 — 42 Sgr. — Ein Stück Striegauer Tuch $4\frac{1}{2}$ Dukaten (13 — 14 Thlr.); ein Paar Schuhe 5 — 6 Groschen (30 — 36 Sgr.); ein Paar Stiefeln 18 Gr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Ein Bote erhielt $\frac{1}{2}$ Groschen ($2\frac{1}{2}$ — 3 Sgr.) Botenlohn für die Meile. — Der Kriegssold war hoch. König Ladislaus, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, gab jedem geharnischten Reiter wöchentlich 1 Dukaten, den Fußknechten 13 Groschen. Dafür mußten aber diese Söldner sich Kleider und Waffen selbst anschaffen. — Im Jahre 1513 kostete das Quart Bier schlesisch Maaß 2 Heller. Ein Reh nach preuß. Gelde 26 — 27 Sgr.; ein Haase 6 — 7 Sgr.; ein Rebhuhn 2 Sgr.; eine Mandel Lerchen 4 — 5 Sgr. Ein Bote erhielt $1\frac{1}{2}$ Sgr. Botenlohn für die Meile.

Der sittliche Zustand der Schlesier war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf einer noch sehr niedrigen Stufe, und wurde erst nach und nach durch das Einwirken der Könige von Böhmen gemildert und verfeinert, dessen ungeachtet aber blieben die Oberschlesier vor den Niederschlesiern weit zurück. Ueberhaupt wurde unsern Vorfahren zur Ausbildung ihrer Körperstärke mehr Gelegenheit gegeben, als zur Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten. Man bediente sich der Schwerter, Dolche und Messer zur Unterstützung bei rohen Zornausbrüchen, weshalb Verwundung und Todtschlag nicht zu den Seltenheiten gehörten. Uebrigens sah man in der stürmischen und rohen Vorzeit auch manche Bürgertugend im öffentlichen Leben emporblühen.

Wie bereits erwähnt worden, trug der böhmische Hof, welcher stets höchst glänzend gehalten wurde, sehr viel zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der Schlesier bei. Fürsten und Edelleute bemühten sich, nach dem Beispiele des Hofes, durch Pracht in Kleidung und im

Gefolge zu glänzen. Diese Sucht nach äußerlichen Auszierungen, als Zeichen des Wohlstandes, verbreitete sich in einem kurzen Zeitraume und verhältnißmäßig durch alle Klassen, so daß sich die Fürsten genöthigt sahen, durch Gesetze dem Luxus zu steuern. In einer Bauernordnung wird den Weibern verboten: „Mützen und Halskoller von Sammt, Atlas, Damast oder andern Seidenzeugen, desgleichen ausgenähte und gelbcherte Hemden zu tragen und ihre Kleider mit langen Nachschweifen und Schleppen zu zieren, die nicht von Landtuch oder Leinwand gemacht waren. Es soll ihnen doch erlaubt sein, die Röcke und Koller mit Sammtborten ohne Gold und Silber zu verbrämen.“ Besonders beeiferten sich die Stände bei den Land- und Fürstentagen, einander in Pracht und Glanz zu überbieten.

Geldmangel und Rohheit machte indeß den Edelmann zum Erbfeinde der städtischen und in der Kultur vorgeschrittenen Einwohner. Er verlegte sich auf das Rauben und Wegelagern. Selbst Herzöge entblüdeten sich nicht, Theil zu nehmen an Ausplünderungen reisender Kaufleute. Andere Fürsten und Ritter, welche von dieser Freibeuterei keinen Gebrauch machten, ließen sich dagegen für das Geleit oder den Schutz der reisenden Kaufleute und deren Waaren in ihren Gebieten desto stärkere Zölle entrichten. Die unmittelbaren königl. Städte fühlten diesen Druck weniger, als die Städte der Fürsten, und zeichneten sich auch bald durch Aufnahme der Kultur vor diesen aus. Außer den schon bestehenden Klosterschulen entstanden andere öffentliche, und manche gelehrte Männer gingen

aus ihnen hervor; sie hielten sich zwar meistentheils im Auslande auf, hatten aber doch den Anfang ihrer Studien auf schlesischen Schulen gemacht. Otto Weigel und Hoffmann, zwei Schlesier, waren die ersten Lehrer auf der neuen Universität zu Leipzig. Sie waren mit 2000 deutschen Studenten wegen der hussitischen Handel auf einmal von Prag nach Leipzig gezogen und legten 1409 den Grund zu dieser Hochschule. Man schrieb damals noch größtentheils lateinisch. Die Neigung der Schlesier zur Dichtkunst war zu allen Zeiten bemerkbar, wie der Vorrath an lateinischen und deutschen Versen beweist. Die Breslauer insbesondere scheinen damals einen großen Hang zu satyrischen Volksliedern gehabt zu haben, wozu namentlich eine Münzveränderung im Jahre 1422, und die Regierung des Königs Georg Podiebrad Gelegenheit gaben. Auf letztern wurden in allen Schenken Spottlieder gesungen.

Gelehrte standen in einem besonders hohen Ansehen und genossen die allgemeine

Achtung, welches aus den Vorzügen, die man ihnen einräumte, hervorgeht; die Kunst zu lesen und zu schreiben war immer noch nicht gemein genug. Unkundige bedienten sich bei Unterschriften eines Kreuzzeichens, woher auch der Ausdruck „unterzeichnen“ beibehalten worden. Diese Art von Unterscheidung wird zwar bei Urkunden aus dieser Periode schon selten gefunden, häufig aber heißt es noch: „und dieser Brief von denjenigen Rittern, welche des Schreibens kundig, eigenhändig unterschrieben worden.“ In den größern Städten mußte mindestens ein Theil der Rathsherrn in Wissenschaften bewandert sein. Sie machten die gelehrte Bank aus. In den alten Stadtbüchern von Schweidnitz befindet sich ein Statut, „daß Niemand das Bürgerrecht daselbst erhalten soll, der nicht studirt ist.“ Es leuchtet wohl von selbst ein, daß darunter bloß die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden wird. Das große Ereigniß der Reformation brach der Wissenschaft eine neue Bahn, auf welcher ausgezeichnete Talente zum Vorschein kamen.

Denkwürdigkeiten.

Christoph von Reisewitz auf Alzenau, genannt der schwarze Christoph.

Eine merkwürdige Erscheinung in den letzten romantischen Zeiten des schlesischen Ritterthums ist Christoph von Reisewitz auf Alzenau. Er war unstreitig einer der kühnsten Ritter seines Vaterlandes, ausgerüstet mit körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Man stelle sich in ihm eine hohe, kräftige Männergestalt vor, vom Kopf bis zur Zehe gepanzert, und bewaffnet mit einem langen breiten Schwerte und einer schweren Streitart. Seine Rüstung deckte ein Wärenfell, das Rauchwerk nach außen gewendet, und vom Helme wogten

drei rothe Hahnenfedern nieder. Wegen seines schwarzen Bartes und Haupthaars, welches bis auf die Schultern niederwallte, nannte man ihn allgemein den „schwarzen Christoph.“

Reisewitz gehörte zu jenen schlesischen Edelleuten, welche während der traurigen Regierung des gutmüthigen und frommen so wie schwachen Königs Wladiſlaw in dem zerrütteten Vaterlande das Räuberhandwerk trieben, oder wie man es ehrenvoller nannte, vom Stegreif lebten. Man hielt ein solches Treiben der Ritter, das mehr einem kleinen Kriege des armen Adels mit den reichen Städten, als einem Räuberwesen zu vergleichen ist, damals für keine Schande. Nicht leicht aber hat in Schlessien jemand darin so viele Thaten gethan, als Reisewitz.

Eben so listig als persönlich tapfer, eben so rachsüchtig als großmüthig enthält das Leben dieses Mannes Züge des widersprechendsten Charakters und ist ein Gemisch ungeheurer Verirrungen und hoher Mannstugend. Durch die rohe Sitte seiner Zeit, welche den größten Werth des Ritters in die Stärke seines Armes und die Macht seiner Vasallen legte, gewöhnt in Raub und Plünderung, ungestraft das Recht des Stärkeren zu üben, ward er zur Geißel der menschlichen Gesellschaft. Stets zu Pferde und immer mit Gefolge schien er es vorzüglich auf Reisende und Fuhrleute abgesehen zu haben. Statt daß sein Ansehn vor Aller Augen sinken sollte, stieg vielmehr dasselbe. Auf seinen Streifzügen wurde er von den angesehensten Familien aufgenommen, ja selbst mit schlesischen Herzögen saß er zu Tische. Man kann ihn daher keinesweges zu den gemeinen Spießbuben zählen, er stellte einen mächtigen Fehder vor, der eine Art von Freibeuterei im Lande trieb, die er auf die Gefangennehmung vornehmer und reicher Männer ausdehnte, welche er gegen Angelobung eines Lösegeldes wieder auf freien Fuß stellte, und stand deshalb oft mit den bedeutendsten Ständen in Unterhandlung.

Einst nahm Reisewitz den Breslauer Stadtschreiber Heinrich Merenberg nebst einigen Edelleuten gefangen und ließ sie gegen ein versprochenes Lösegeld frei. Dieselben wurden in der Folge, wahrscheinlich als sie das Lösegeld, dem Versprechen gemäß, in der Liegnitzer Stadthaide an Reisewitz abtragen wollten, vom Herzog Karl von Münsterberg gefangen, und nun verhindert, ihr Wort zu halten. Der Herzog hatte ihm versprochen, das Lösegeld auf Palmsonntag und dann auf Jubilate zu zahlen. Bei seiner Anwesenheit zu Glas, wo sich die Breslauer Gesandten befanden, wandte sich Reisewitz an diese und sagte, daß er bisher immer Geduld gehabt hätte, aber nun — dabei schwur er einen fürchterlichen Eid — wenn er das Geld nicht auf den Sonntag Jubilate ausgezahlt erhielt, wollte er es den Breslauern abmahnen. Die Rathsherrn geriethen in Furcht; sie schrieben an den Herzog: er möchte zum Besten des Landes den möglichsten Fleiß anwenden, daß der schwarze Christoph sich noch eine zeitlang gebulden möchte, sie würden ihn gewiß befriedigen. Der Herzog suchte auch wirklich den Ritter mit den Breslauern zu versöhnen.

Hieraus, so wie auch daraus, daß der Oberlandeshauptmann von Schlessien, Herzog Kasmir von Teschen, keinen Anstand nahm, zwischen diesen feindlichen Partheien den Vermittler zu machen, erhellt, daß Reisewitz ein Mann von Bedeutung war. Lestterer wandte sich nämlich an den Landeshauptmann, mit der Klage, daß die Breslauer eines schriftlichen Vertrages ungeachtet, ihm nach Leib und Gute stünden. Auf die von Seiten des Herzogs den Breslauern

gemachten Vorhaltungen, antworteten dieselben, daß der schwarze Christoph ihnen Unrecht gethan, und baten den Herzog, er möchte ihm schreiben, er solle dieser ungegründeten Nachricht keinen Glauben geben und sich der Verrichtung gemäß halten. Wo dies geschähe, würde an ihnen auch deshalb kein Abbruch befunden werden.

Dem gefährlichen Treiben dieses Freibeuters setzten die Löwenberger, die er auf ihren Reisen mehrfach beraubt hatte, ein Ziel. Mit gesammter Macht zogen sie gegen sein festes Schloß *Alzenau*, eroberten es und nahmen so den tapfern Reifewitz gefangen. Er wurde nach Liegnitz gebracht, wo ihm der peinliche Prozeß gemacht werden sollte. Es hielt indessen schwer, diesen einzuleiten, da der Anhang des Ritters groß und viele Vornehme des Reiches sich seiner annahmen. Auch der Herzog von Liegnitz, der damals mit den Breslauern in Mißverständnissen lebte, scheint ihm Hoffnung auf Befreiung gemacht zu haben. Doch Alles dieses half nichts, Reifewitz hatte sich zu großer Vergehungen gegen die Städter schuldig gemacht, als daß er Begnadigung erwarten konnte. Bei den Verhören suchte er sich zwar dadurch von der Schuld frei zu machen, daß er betheuerte, Niemanden etwas mit Gewalt genommen zu haben, daß ihm Jedermann das Seinige freiwillig gegeben, und nur bei den frommen Löwenbergern hätte er Gewalt anwenden müssen, weil sie sich bis auf den Tod gewährt hätten. Die Ausrede half nichts, er wurde zum Galgen verurtheilt. Bei seiner Hinausführung zur Richtstätte sprach er über seine getäuschten Hoffnungen: ich habe zuviel getraut; hätte ich daran gedacht, was David im Psalter sagt, „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen und können euch nicht helfen,“ — so stünden meine Sachen besser, ich hätte mich eines andern versehen. — Er wurde in einem weißen Kleide und in Gesellschaft eines mit ihm gefangenen Knechtes gehängt.

Possierlich klingt die Sprache dieses Dieners, als er sich dem Schicksale seines Herrn zu entziehen suchte: „Liebe Herrn von Städten und sonderlich von Löwenberg, ihr wollet meiner Jugend schonen. Was ich gethan, habe ich als treuer Diener meines Herrn thun müssen. Ich will von nun an euer treuer Diener sein, fleißig arbeiten und euch treulich dienen, und wo mir dieses nichts helfen sollte, will ich auch endlich — ein Weib nehmen.“

Chronologische Ergänzungen.

Von 1312 bis 1526 nach Ch. G.

- | | |
|--|---|
| <p>1314 wurden die Brieger vom Herzog Boleslaw für freie Leute erklärt und ihnen Geschloß und Hofedienste erlassen.</p> <p>—19 erhielt Habelschwert eigene Gerichtsbarkeit.</p> <p>—20 verfolgte Herzog Boleslaw III. die Städte Gaiuau und Goldberg an einen Juden.</p> <p>—26 erhielt Jauer Meilenrecht und 1329 eigene Gerichtsbarkeit.</p> <p>—30 Erbauung der Pfarrkirche Michael zu Strehlen.</p> <p>= = Erbauung der Pfarrkirche zu Schweidnitz.</p> <p>—33 erhielt Grünau Liegnitzer Stadtrecht.</p> | <p>1334 erhielt Landeshut durch Herzog Bolko II. Meilenrecht und freie Rathswahl.</p> <p>—35 Stiftung des Minoritenklosters zu Brieg.</p> <p>= = Bau des Dominikanerklosters zu Schweidnitz.</p> <p>—36 Befestigung von Schweidnitz.</p> <p>—37 erhielt Reichenbach die Erbvogtei.</p> <p>—39 Zweiter massiver Bau des Vincenzklosters zu Breslau.</p> <p>= = errichtete König Johann das Vormundschafstgericht.</p> <p>—41 den 10. April starb zu Meisse der Bischof Ranter.</p> |
|--|---|

1341 erweiterte König Wenzel die St. Johannis-
kirche zu Liegnitz.

—43 begab sich der Abt Johann zu Heinrichau un-
ter die Krone Böhmen.

—44 erhielt Münsterberg die Obergerichte.

—46 Erbauung des Kreuzstiftes zu Reisse.

—47 erhielt Striegau Erbgerichtsbarkeit.

—48 erhielt Hirschberg das Weichbildrecht.

—49 Erweiterung der Pfarrkirche zu Lüben.

= Erweiterung des Schlosses zu Brieg.

—50 Ummauerung von Namslau.

= erbaute der Erzbischof Ernst von Prag die
Kirche u. L. Frauen zu Glas.

= erhielt Strehlen das Meilenrecht.

= Bau des Minoritenklosters zu Breslau.

—52 zeitiger Sommer; im Mai erhielt das Ge-
treide schon Mehren.

—53 Erweiterung der Stadt Breslau bis über die
Oslau.

—54 erhielt Gressenberg die freie Rathswahl, Ober-
und Untergerichte, das Meilenrecht und Land-
recht im Weichbilde.

—55 erhielt Liegnitz das peinliche Halsgericht.

= erhielt Schweidnitz die freie Rathswahl.

—56 erstes Straßenpflaster zu Breslau.

—57 fing man an in Schlessen statt der lateini-
schen die deutsche Sprache in Briefen anzu-
wenden.

= erhielt Lähn das Meilenrecht und die Frei-
heit ohne Galgen richten zu dürfen.

—59 erbaute Herzog Volko I. das Niederkloster
zu Glogau.

= massiver Bau des Schlosses zu Namslau.

—60 erhielt Breslau das Recht zur Goldmünze.

—61 erhielt Frankenstein die ersten Zunftartikel.

—65 standen die Güter in geringem Werthe, ganze
Herrschaften wurden für die niedrigsten Preise
verkauft.

—69 stiftete Herzog Ludwig den Dom zu Liegnitz.

= erhielt Landeshut von der Herzogin Agnes die
ersten Zunftartikel.

= erhielt Ottmachau deutsches Recht.

—70 Befestigung von Grottkau.

—72 den 1. Juni war zu Breslau großes Erdbeben.

—76 Gründung der St. Annenkirche zu Breslau
auf dem Sande.

1376 den 6. April starb zu Ottmachau Bischof Pzecz-
tislaw.

—80 Erbauung der Propsteikirche zu Dels.

—81 Bau der Pfarrkirche zu Schönau.

—82 Bau des ersten Karmeliterklosters zu Striegau.

= baute Herzog Wladislaw von Oppeln das
Kloster Gzenaschau in Polen.

—84 verließ König Wenzel der Stadt Jauer das
Halsgericht im Weichbilde.

= zu Weihnach'en war in Breslau ein großes
Erdbeben.

—87 den 13. October große Ueberschwemmung.

—83 erhielt Liegnitz die Ober- und Nieder-Ge-
richtsbarkeit.

= steinerner Aufbau der St. Annenkirche zu
Neumarkt.

= Bau des Klosters für die Pauliner Eremiten
zu Ober-Glogau.

—91 wurde Krappitz von der alten Burgherrschaft los-
gesprochen.

—97 soll das Rathhaus zu Glogau erbaut worden sein.

—99 erhielt Zobten das Stadtrecht.

1400 Bau der Laurentiuskirche zu Freistadt.

—01 Bau der Pfarrkirche zu Namslau.

—03 Gründung der Kirche zu Wartha.

—04 erhielt Witzig die Gerichtsbarkeit über die
Bürger in Halsachen.

—05 erhielt Bannwitz Stadtrecht.

—07 erhielt Lüben die Zollgerechtigkeit.

—10 wurde Dels erweitert.

—12 erhielt Oppeln einen deutschen Schöppensstuhl.

—13 Erbauung der Pfarrkirche zu Frankenstein.

—18 erhielt Wünschelburg Stadtrecht.

—22 Ummauerung der Neustadt zu Breslau.

—22 erhielt Bunzlau die Handwerksgerechtigkeit.

—24 steinerner Bau der Andreaskirche zu Parchwitz.

= Erbauung des Karthäuserklosters zu Liegnitz.

—26 Erbauung des Schlosses zu Oppeln.

—28 Beginn des Baues der Pfarrkirche zu Waldenburg.

—33 erhielt Breslau das Recht mit rothem Wachs
zu siegeln.

= wurde die Burg auf dem Hansberge zu Hirsch-
berg (der Pechwinkel genannt) geschleift.

—38 Bau der St. Adalbertkirche zu Jauer.

—43 Bau des Franziskanerklosters zu Leobschütz.

—48 Beginn der Judenverfolgung zu Schweidnitz.

- 1432 den 16. April begann der Bau des Elisabethsthrumes zu Breslau.
- 54 ward die Juden-Synagoge zu Striegau in eine St. Barbarakirche umgewandelt.
- = ward die Juden-Synagoge zu Schweidnitz in die St. Frohnleichnamskirche umgestaltet.
- 55 erhielt Nimpsch das Meilen- und Weichselrecht nebst Gerichtsbarkeit.
- = Grundbau des Dominikanerklosters zu Frankenstein.
- = war ein trockner Sommer.
- 56 den 6. Februar starb zu Ottmachau der Bischof Peter.
- = fiel der Rathsturm zu Brieg ein.
- 57 den 14. Dezember wurde die Peterskirche zu Görlitz ausgebaut.
- 58 große Kälte vom Thomastag bis 4. März.
- 59 Grundsteinlegung zum Bau u. L. Frauenkirche zu Görlitz.
- 60 Bau der St. Hedwigskirche zu Striegau.
- = den 27. Mai großes Ungewitter über ganz Schlessien; es dauerte einen ganzen Tag.
- 63 Umbau der Bernhardskirche zu Breslau.
- 66 Bau des Schlosses Auris durch Christ. Skoppe.
- 67 den 12. Dez. starb zu Meisse Bischof Jobodus.
- 68 war ein sehr trocknes Jahr.
- = Vertreibung der Juden aus Meisse.
- 70 — 78 Einführung der Innungen zu Münsterberg.
- 71 Schleifung der Burg auf dem Zobtenberge.
- 74 erhielt Meisse von Bischof Rudolph das Meilenrecht, und Handwerkszünfte wurden errichtet.*
- 76 Großer Schnee und große Kälte.
- 79 Einweihung der St. Georgenkirche zu Olsh.
- 80 wurde Goldberg besetzt.
- 84 Stiftung des Bogelschießens zu Wohlau.
- = Befestigung der Stadt und des Schlosses zu Ottmachau.
- 85 Gründung des Frauiskanerklosters zu Jauer.
- 91 erhielten die Breslauer die Erlaubniß, Lehngüter zu kaufen.
- 93 betrug der Umfang von Olsh 1224 Ellen.
- 94 Erweiterung der Stadt Sagan.
- = wurde Trachenberg und ebenso Militsch zur freien Standesherrschaft erhoben.
- 1495 — 96 große Pest in Schlessien.
- 98 erhielt Wohlau das Bierauschrotungsrecht.
- 1503 ward die erste Buchdruckerei in Breslau errichtet.
- 03 Errichtung der Innungen zu Jütz.
- 05 ließ der bischöfl. Coadjutor an die Stelle des alten Burg Kallenstein das Schloß Johannsberg erbauen.
- 06 den 21. Januar starb zu Meisse der Bischof Johann.
- = erhielt Striegau die freie Rathswahl.
- 07 Guß der großen Glocke des Elisabethsthrumes zu Breslau.
- = warmer Herbst; am 28. Octbr. blühten die Rosen; am 9. Novembr. wuchsen Erdbeeren.
- 08 erhielt Jauer die freie Rathswahl.
- 10 erhielt Freistadt die Ober- und Untergerichte.
- 16 Tumult zu Meisse, als Bischof Thurso ein neues Thor durch die Stadtmauer brechen und das Schloß von der Stadt trennen wollte.
- 12 massiver Bau der Pfarrkirche zu Greiffenberg.
- 13 wurde Schmiedeberg zur Stadt erhoben.
- 14 Befestigung der Stadt Patschkau.
- = Bau der St. Annenkirche zu Hirschberg.
- 17 Aufruhr zu Bunzlau wegen der Rathswahl.
- 18 wurde zu Reichenstein der erste Dukaten mit dem Bildniß des h. Christoph geschlagen.
- = zählte Reichenbach 240 Häuser.
- 20 den 2. August starb zu Meisse der Bischof Joh. Thurso.
- = erste Pflasterung zu Frankenstein und Abschaffung der Lauben daselbst.
- 21 die ersten Innungen zu Landeshut.
- 23 große Theuerung in Schlessien.
- 22 Einführung des evangelischen Gottesdienstes zu Freistadt.
- = , desgleichen zu Steinau.
- = desgleichen zu Liegnitz.
- 24 desgleichen zu Lüben und Hirschberg.
- 25 desgleichen zu Brieg, Trebnitz und Auras.
- 26 desgleichen zu Liegnitz und Greiffenberg.
- = Vertreibung der Wiedertäufer aus Frankenstein.

Dritte Periode.

Schlesien unter der Herrschaft des Habsburg-Oesterreichischen Hauses,
1526 — 1740.

Erster Abschnitt.

Begebenheiten Schlesiens seit dem Beginn der Reformation bis zum
Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 1526 — 1618.

Ferdinand I., 1526 — 1564.

König von Böhmen und Ungarn, oberster Herzog in Schlesien und
seit 1556 römisch-deutscher Kaiser.

Mit dem Auftreten der Könige aus dem Hause Habsburg-Oesterreich entsteht in Schlesien eine neue Ordnung der Dinge; die schwankende Macht der früheren Könige baut sich eine feste Grundlage, und dringt mit seiner Absicht gewaltig durch, wo frühere Nachgiebigkeit und Schwäche scheiterte. Die Kraft der schlesischen Fürsten ist gebrochen, sie sind es selbst nur noch dem Namen nach und beugen sich unter das eiserne Joch, welches die Regierungsjahre dieser fremden Herrscher mit blutigen Buchstaben in die Denktafeln der Geschichte Schlesiens schreibt. Jener Helengeist, welcher ehemals die Schlesier beseelte, das Ritterthum, welches durch die Gauen herrschte, war in sich selbst zusammengefallen, und mit dem thatkräftigen Herzog Johann II. gänzlich verschwunden; Alles beugte sich unter einen Gehorsam, der von einem Theile gern gelitten, vom andern ungern, aller Widerseßlichkeit ungeachtet, getragen werden mußte; und so gelang es den neuen Herrschern, ihr System durchzusetzen.

Ludwig hatte keine Nachkommen hinterlassen. Seine einzige Schwester Anna

war mit Ferdinand I., dem zweiten Sohne König Philipp I. von Kastilien und Enkel Maximilian I. vermählt. Als Besitzer der österreichischen Erblande, machte er als Gemal der Prinzessin Anna, noch mehr aber zufolge der Verträge aus den Jahren 1491 und 1515 seine Ansprüche auf die beiden erledigten Throne von Ungarn und Böhmen geltend.

Ein Theil der ungarischen Nation hatte den Boywoden von Siebenbürgen, Johann von Zapolia (1426 — 1540) gewählt, auch fand dieser in dem Sultan Solyman thätige Unterstützung, welches eine Reihe von Kriegen zur Folge hatte; einmüthiger aber wurde Ferdinand von den Böhmen am 27. October 1526 als König angenommen, nachdem er erklärt, daß er seinen Anspruch auf Böhmen nicht aus einem Erbrecht mache. Diese Bedingung konnte dem jungen Könige gleichgültig sein, da er jetzt die Mittel in die Hände bekam, seine Macht zu gründen, und sich das Ansehen zu verschaffen, welches zur Erreichung der politischen Zwecke für das Haus Oesterreich unerläßlich war.

Da die Schlesier, welche auf einem

Fürstentage zu Leobschütz versammelt waren, von den Böhmen zu dieser Wahl nicht zugezogen worden, so beschwerten sie sich darüber, genehmigten aber die Wahl, als Ferdinand dieselbe ihnen anzeigte und die gewöhnliche Versicherung gab, daß dies ihren Rechten und Freiheiten nicht nachtheilig sein sollte. Gewisse Punkte bedungen sie sich aber aus, die sie den zur Krönung nach Prag abgehenden Gesandten, dem Markgrafen Georg, dem Bischof Jakob von Salza und dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz mitgaben. Die wichtigsten Artikel dieser Art von Wahlkapitulation waren: Wegen der Irrungen zwischen Geistlichen und Weltlichen der Religion halber, soll dem heil. Evangelium gemäß eine christliche Ordnung aufgerichtet werden; doch soll man auch dem Bischof und der Geistlichkeit ihre Zehnten und Gebühr entrichten; der König soll sich wegen des Handels mit Polen, und mit Wien wegen des Handels der Schlesier nach Venedig vereinigen; die Hindernisse der Oderschiffahrt sollen weggeräumt werden; (ein Beweis, daß nun das ganze Land schon anfang die Wichtigkeit des Handels einzusehen) die Landstände der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer sollen den Landfrieden halten und sich von den Ständen nicht absondern (in diesen Provinzen hatte von jeher der Geist der Unabhängigkeit geherrscht); der König soll zu schlesischen Sachen schlesische Räte wählen.

Es war nicht des Königs Meinung, sich gewisse Verbindlichkeiten aufzubürden und beantwortete daher diese Punkte in ganz allgemeinen Ausdrücken; bei einigen versprach er Erkundigungen einzuziehen; er verschob fast alles bis auf seine Ankunft in

Breslau und fügte hinzu, er hoffe, daß sie daselbst unterdeß ein christliches Leben führen würden.

Die Breslauer Geistlichkeit erwartete mit Sehnsucht die Ankunft des Königs. Der Rath der Stadt hatte aus mehreren Kirchen eine große Menge kostbarer Kleinodien herausgenommen und an die Thür der Kathedrale selbst ein Mandat anschlagen lassen, welches die Ueberantwortung des Kircheneigenthums in fremde Hände gebot. Der König war davon in Kenntniß gesetzt worden und versprach, die Sache persönlich zu untersuchen, sobald er nach Breslau käme. Dies geschah am 1. Mai 1527, wo Ferdinand mit seiner schwangern Gemalin seinen Einzug hielt.

Der Landeshauptmann Achatius Haulnold ritt ihm mit 300 blau und weiß gekleideten Bürgern anderthalb Meilen Weges entgegen. Der Hauptmann in Damast gekleidet und von sechs wohlgeputzten Trabanten begleitet, sprach die Anrede an den König und die Königin. Eine Viertelmeile Weges vor der Stadt, auf freiem Felde bei Ezenisch, hielten zwei vornehme Bürger, Hanns Bockwitz und Sebastian Uthmann ein ritterliches Stechen, welches dem Könige so gut gefiel, daß er jedem einen goldenen Ring und Sammt zum Wamms verehrte und beide nachmals in den Adelsstand erhob.

Am 18. Mai geschah die Huldbigung.

Das Hauptgeschäft des Königs während seiner Anwesenheit war neben der Bestätigung des Landfriedens die Religionsangelegenheit. Bestürmt von der katholischen Geistlichkeit, welche einen Sturm auf das Herz des Königs zur Unterdrückung

der Protestanten wagte, erließ derselbe am 17. Mai folgende Erklärung:

1. Sollten die Irrthümer der lutherischen Ketzer ausgerottet, und die Religion in den alten Stand gesetzt werden.

2. Sollte alles aus den Kirchen Herausgenommene denselben zurückgegeben werden.

3. Zur Verhütung der fernern Ausbreitung des lutherischen Giftes sollten alle abtrünnigen Priester, welche Weiber genommen hätten, des Landes verwiesen werden.

4. Sollten alle, welche eine Milderung der an die Geistlichen zu zahlenden Einkünfte verlangten, ihre Beschwerden schriftlich eingeben.

Wenn dem König fehlte es an Macht, diese Drohungen ins Werk zu setzen; der Rath von Breslau verhielt sich ganz ruhig und der Herzog Friedrich von Liegnitz erließ eine kräftige Protestation dagegen, die freilich sehr ungnädig aufgenommen wurde. Ferdinand wurde durch den König in Ungarn abgehalten, diese Sache in der That zu verfolgen, er wurde zur Nachsicht bestimmt, um so mehr, als ihm die Stände zum Türkenkriege eine Summe von 100,000 Dukaten bewilligten. Zu diesem Behufe schätzten sich die Fürsten und Stände freiwillig und zwar wurden vom Hundert 42 Weißgroschen gesteuert.

Es schätzten sich also:

Der Bischof zu Breslau sammt der Geistlichkeit auf Fünfhundert sechsundzwanzigtausend hundertfünfundachtzig Gulden dreiundzwanzig Groschen.

Herzog Georg von Sachsen, als Herzog von Sagan, Priebus, Raumburg am Bober auf Einhundert sechsundzwanzigtausend dreihundertzweiundvierzig Gulden.

Herzog Johann von Oypeln auf eine Million Gulden.

Markgraf Georg von Jägerndorf, Leobschütz, auf Hundert achtzehntausend und drei Gulden.

Herzog Friedrich von Liegnitz und Brieg eine Million siebenzigtausend hundertneunundfünfzig Gulden.

Hanns Kurzbach auf Militsch auf Vierunddreißigtausend Gulden.

Die Landschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer auf Achtthundert neunzigtausend vierhundertunddreißig Gulden einundzwanzig Groschen.

Das Fürstenthum Troppau auf Vierhundert sechzehntausend neunundvierzig Gulden, sechzehn Groschen eilf Denar.

Die Landschaft des großen Glogauschen Fürstenthums auf Fünfhundert achtundvierzigtausend achthundertneunundsechzig Gulden.

Die Herrschaft Wartenberg auf Zweihundertvierzigtausend fünfhunderteinundsiebzig Gulden.

Die Herrschaft Falkenstein auf sechs- tausend Gulden.

Die Glogauschen Städte auf Zweihundert neunundsechzigtausend achthundert- undsechß Gulden.

Das Fürstenthum Breslau auf eine Million zweihunderttausend Gulden.

Die königl. Städte des Fürstenthums Schweidnitz-Jauer auf vierhundert achtund- neunzigtausend sechshundertzweiunddreißig und einen halben Gulden.

Hanns Thurso von der Herrschaft Pleß auf siebenundneunzigtausend vierhundert- dreizehn Gulden zwölf Groschen.

Herzog Karl von den Fürstenthümern

Münsterberg, Dels, Frankenstein und Reichenstein auf Fünfhundert achtundsiebzigtausend und fünf Gldn., fünfundzwanzig Groschen.

Im Ganzen wurde der Werth der liegenden Grundstücke in Schlesien auf 11½ Million angeschlagen und es wurde dies nachher als das erste Steuerkataster betrachtet, welches mit einigen Abänderungen über 200 Jahre zur Richtschnur diente. Allein die erste Schätzung war sehr übereilt, manche hatten sich zu niedrig, andere aus Eigennutz, weil sie den Nachtheil für die Zukunft noch nicht einsahen, zu hoch taxirt. Zu Letzteren gehört namentlich die Stadt Löwenberg, die sich allein auf siebenundsiebzigtausend neunhundert und fünf Thaler geschätzt hatte, und im ganzen Herzogthum nur von Breslau und Glogau übertroffen wurde, während andere weit ansehnlichere Städte, ja ganze Standesherrschaften sich weit niedriger geschätzt hatten; einzelne Häuser waren höher als ganze Dorfschaften, und ihre Vorstädte höher als zwei Städte, Vollenhain und Schönau, taxirt. In der Folge mußten sie für diese Eitelkeit und Unvorsichtigkeit schwer büßen. Man war der Meinung gewesen, daß diese Steuer nur momentan sein und im Frieden aufhören würde, und überdies wurden nur ein bis zwei Thaler vom Tausend gegeben. Aber man irrte sich sehr; nicht allein, daß diese Steuer in der Folge fast jährlich bewilligt wurde, sondern sie mußte sogar bis auf 7 und 8, ja bis auf 12 und 20 Thaler vom Tausend erhöht werden.

Gleiches Schicksal traf auch andere Städte, die sich nach den Erwerbsquellen geschätzt hatten, welche versiegten: aber alle Klagen über Ungleichheit in der Ver-

theilung fruchteten nichts, sie wurden erst unter preussischer Regierung gehoben. Außer dieser Steuer mußte noch Scheffelgeld, Biergeld u. s. w. gegeben werden.

Den 20. Mai zog König Ferdinand aus Breslau und nahm seinen Weg über Schweidnitz nach Prag, ohne daß in Religionsachen die kleinste Veränderung geschehen. Erst im nächstfolgenden Jahre 1528, als der bisherige Oberlandeshauptmann, Herzog Kasimir von Teschen, gestorben, und diese Würde dem Herzog Karl I. von Münsterberg-Dels übertragen wurde, erließ der König an die schlesischen Stände ein scharfes Mandat, datirt Prag den 1. August, worin mit der größten Strenge und unter Androhung der härtesten Strafen ein Ablassen von den bisherigen Ketzereien begriffen war, die Wiedereinführung aller zur katholischen Religion gehörenden Gebräuche, die Zurückstattung der eingezogenen Benefizien und die Bezahlung der Zinsen anbefohlen wurde.

Der Oberlandeshauptmann Herzog Karl erhielt von diesem 6 Bogen starken Mandate 300 Exemplare zur Vertheilung und sollte dasselbe gegen die damals besonders ungehorsame Stadt Breslau zuerst zur Exekution bringen, aber entschlossen und kühner als je, benahm sich dieselbe. In ihrer Protestation schrieben die Breslauer: wir können durch den Herrn Bischof mit unsern Predigern keinen Wechsel treffen lassen, weil er unter seinen Kapitularen keinen einzigen hat, der das ewige Wort Gottes, das heil. Evangelium, dem Volke predigen könnte. Unsere Prediger haben uns in Betreff der Glaubenslehren berichtet, daß man den Befehlen Gottes vor

allem Menschengebot gehorsam sein müsse und zu seinem Wort nichts hinzuthun oder von demselben abnehmen könne. Es ist ein ewig selbstständiges Wort, das in seiner Erhabenheit und Kraft unverändert durch Menschenfakungen erhalten werden muß. Wir werden nicht gestatten, daß unter allerlei falschen Drohungen den Wittwen, Waisen und armen Bauern das letzte abgedrungen werde, uns auch an keine Zeremonien, aus weltlichem Bahn geflossen, binden, denn sie stimmen nicht zum ewigen Worte Gottes. Auf ein Konzilium können wir nicht harren, da wir sterblich sind, und uns auch auf dasselbe nicht verlassen, weil eins dem andern widerspricht. Ew. Majestät wollen sich genügen lassen, daß wir gehorsam sind, so weit Leib, Gut und Leben reicht, da aber Niemand auf Erden die Macht hat, uns zu verdammen, so wollen Ew. Majestät uns nicht so hart bedrängen, sondern uns gönnen, was Sie als ein christliches Staatsoberhaupt uns vor Gott schuldig sind, damit wir dem Könige geben können, was des Königs und Gott, was Gottes ist."

Im Gegensatz zu dieser fecken Rede, in welcher man die Sprache des Unterthanen vermißt, stand die demüthige Entschuldigung des Herzogs von Liegnitz; er glaubte dadurch dem Könige Genüge zu thun, daß er auf sein Andringen, so wie auf die Vorstellungen der lutherischen Kirchenhäupter den mißverstandenen Schwenkfeld wegen seiner mißgedeuteten Lehre, die in Schlessien großes Aufsehen erregte, aus Schlessien vertreiben ließ. Kaspar v. Schwenkfeld, Herr auf Ossig, unweit Lüben, glaubte die christliche Lehre noch reiner als Luther erfaßt zu haben, und war deshalb in religiöse

Schwärmerei verfallen. Seine Anhänger erhielten den Namen Schwenkfelder. Nach seiner Vertreibung aus Schlessien fand er Schutz in Schwaben.

Die bedrängte Lage, in welcher sich König Ferdinand befand, hielt ihn ab, die Protestation der Breslauer nach Wunsch zu beantworten, er sah sich vielmehr bewogen, die harten Aeußerungen in den Mandaten durch die Erklärung zurück zu nehmen, daß sie bloß gegen die Sekte der Schwenkfelder gerichtet gewesen. Bei den Katholiken erregte dies Verfahren neue Besorgniß, denn sie fürchteten die Rache der Protestanten, die sie durch die offenen Feindseligkeiten gereizt.

Sultan Solyman war unaufhaltsam in Ungarn vorgeedrungen, er erschien am 26. Septbr. 1528 mit einem 300,000 Mann starkem Heere vor Wien. Groß war der Schrecken über diese Nachricht, welche sich pfeilschnell durch ganz Deutschland verbreitete, und thatkräftig zeigten sich bei dieser Gelegenheit die Schlessier. Die Städte waren so lebhaft von der drohenden Gefahr überzeugt, daß sie dem Könige 100,000 Dukaten und ein Hülfsheer von 700 Reitern, 3,000 Fußknechten, 200 Wagen und 800 Wagenrossen überschickten, und zur Vertheidigung des eignen Landes im Fall eines feindlichen Einfalls eine eigene Landwehr zu errichten gedachten, zu welchem Zwecke man Schlessien in vier Quartiere oder Distrikte theilte, und über jeden einzelnen einen Obersten setzte.

Ueber das erste, das Glogausche, in sich fassend die Fürstenthümer Sagan, Glogau, Liegnitz, Lüben und Jauer ward der Herzog Friedrich von Liegnitz gesetzt.

Ueber das zweite, das Breslausche, enthaltend das Fürstenthum Breslau, Wohlau, Steinau, Raudten, Winzig, Herrnsstadt, Trachenberg, Prausnitz, Militsch, Dels, Wartenberg, Bernstadt, Brieg und Dhlau wurde vorläufig der Ritter Achatius von Haunold aus Breslau gesetzt.

Ueber das dritte, das Schweidnitzsche, umfassend die Fürstenthümer Schweidnitz, Frankenstein, Münsterberg, Neisse, Nimptsch und Strehlen sollte der Bischof den Oberbefehl erhalten.

Ueber das vierte, das Oberschlesische, mit den Fürstenthümern Oppeln, Ratibor, Troppau, Teschen, Jägerndorf, den Herrschaften Obergberg, Pless, Wladislaw, Leobschütz, Neustädte, Züllich und Beuthen wurde der Herzog von Oppeln zum Hauptmann bestimmt.

Diese vier Obersten sollten, sobald der Feind das Land an irgend einem Orte angreifen würde, auf des Königl. Hauptmanns Gebot mit den Ihrigen auf sein, wie derselbe die Anzahl setzen würde, es sei mit 5, 10, 15 oder 20 Mann. Die Landschaft aber sollte von jedem Gute, das 3000 Gulden im Werthe stände, ein gerüstetes Pferd ausrichten, und auf zehn Pferde einen Heerwagen stellen. Die Grenzhäuser wurden verproviantirt und besetzt, ein jedes Quartier gemustert, und das Kriegsvolk zu Ross und zu Fuß mit Wehr und Waffen versehen.

Die Besorgniß, die Furcht und der Schrecken war so groß, daß man nicht anders glaubte, der Feind sei schon an der Landesgrenze. Die Städte Liegnitz und Breslau wurden besetzt. Der Rath von Breslau hatte wohl überlegt, daß von der

Einnahme der Hauptstadt der Verlust von ganz Schlessien abhängen dürfte. Eine zur Befestigung und Vertheidigung nöthig gewordene Maaßregel war die Abtragung des von Peter Wlast gegründeten Vinzenzklosters auf dem Elbing, wodurch die Katholiken in neue Besorgniß geriethen; denn man hatte gleichzeitig die fernere Absicht verlauten lassen, auch den Dom nieder zu reißen, weshalb das Kapitel die Dominsel auf eigene Kosten besetzte. Diese Furcht war unnütz, denn schon am 15. October hob Solyman die Belagerung Wiens auf.

Um die einmal angenommene Stellung dem Könige gegenüber behaupten zu können, mußte dem Rathe der Stadt Breslau daran gelegen sein, seine Macht zu vergrößern, und unverkennbar leuchteten seine Absichten heraus, Breslau zu einer freien Reichsstadt zu erheben. Alle Umstände zeigten von günstigem Erfolge. Die Hauptbedingung war, eine ausgedehnte Territorialherrschaft zu erwerben. Mehrere bedeutende Güter waren bereits erworben worden, als der Herzog Karl I. von Münsterberg, welcher in tiefe Schulden gerathen war, der Stadt Breslau einen großen Theil seiner Besitzungen, als: Hundsfeld, Weigelsdorf, Wildschütz, Kochowa, Klein-Elgut nebst Krannz, Krommendorf und Schmolle, Stadt und Schloß Bernstadt nebst Heiden, Wäldern und Zöllen, Kunzendorf und den fürstlichen Rechten auf mehrere Dorfschaften für 18,000 Dukaten verpfändete. Den Plan wohl durchdacht, stellte der Rath dem Herzoge die Bedingung, daß der Pfandbesitz sich in vollkommenes Recht verwandeln solle, wenn die verpfändeten Güter binnen sechs Jahren nicht wieder eingelöst und der Pfand-

schilling nicht auf einmal in Breslau gezahlt würde. Man hegte die gewisse Hoffnung, daß der geldbedürftige Herzog diese Bedingung nicht würde erfüllen können, und beeilte sich daher, die Bestätigung des Kaufs einzuholen, weil im Fall des Aussterbens der männlichen Linie das Fürstenthum Dels sonst an den König fallen würde. Der Rath hatte dem Herzoge selbst schon 300 Dukaten geboten, diese Einwilligung zu verschaffen; dieser aber betrieb die Sache, wie sich erwarten läßt, äußerst langsam, und der Rath versuchte daher auf andern erlaubten Wegen zu seinem Ziele zu gelangen. Es wurde ein Privilegium aufgesetzt, worin der Stadt das neue gegenwärtige Wappen verliehen ward, und in dieses Privilegium eine anscheinend unwichtige Stelle eingerückt, die im allgemeinen Ausdrücken der Stadt Breslau, die sich wegen ihrer Lage an der Grenze des Reichs in starker Wahrung, Rüstung und Beschirmung halten und deshalb umliegende Gebiete an sich bringen müsse, das Recht ertheilt, solche Besitzungen durch Käufe, Wechsel etc. an sich zu bringen. Das Privilegium wurde concipirt und mit einigen Veränderungen auch für Kaiser Karl V. zur Bestätigung vorgelegt. Der Doctor Bipertus Schwab, Vicekanzler von Böhmen concipirte beide Privilegien und wurde mit 200 Gulden bestochen, die wörtliche Ausfertigung derselben zu bewerkstelligen. Die Ausfertigungskosten, und zwar für das königliche dd. Prag den 12. März 1530, für das kaiserliche Privilegium, dd. Augsburg den 10. Juli 1530, wurde mit 11,00 Thälern den Fuggern in Augsburg übertragen, jedoch mit der Bedeutung, diese Summe nicht eher auszuführen, als bis die Concepte

mit dem Originalbriefe verglichen, in Wort für Wort gleichlautend gefunden worden wären. Der fein angelegte Plan gelang, der Kaiser, in der Meinung, es sei ein Wappenprivilegium, unterschrieb diesen untergeschobenen Brief; aber in dem Herzoge von Münsterberg hatten sich die Breslauer getäuscht; denn als dieser die Absichten des Raths erfuhr, erlegte er schon nach vier Jahren die Pfandsomme.

Auf dem am 25. Juni 1530 zu Augsburg abgehaltenen Reichstage, wo die protestantischen Stände Deutschlands ihr Glaubensbekenntniß überreichten, erschien von Seiten der Schlesier als Abgesandter der Markgraf Georg von Jägerndorf in Begleitung mehrerer schlesischer Edelleute. Die Breslauer schickten zwei Abgeordnete, Johann Mezler und Nikolaus von Jenkowitz.

Der Markgraf, welcher hier vor den versammelten Reichständen öffentlich für die lutherische Kirche sprach,*) verlor von dieser Zeit an die Gunst des Königs und wurde hart gedrückt. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Oppeln, Johann, sollten, kraft der mit dem Markgrafen geschlossenen Erbverbrüderung die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor an Letzteren fallen; aber Ferdinand, welcher 1531 zum römischen Kaiser erwählt worden, vernichtete jene Erbverbrüderung. Er verweigerte die Bestätigung jenes Vertrages und berief sich dabei auf ein Privilegium, welches König Ludwig im Jahre 1512 den Böhmen gegeben, worin er versprach, namentlich von den Vätern des Herzogs Johann von Oppeln bei seinem Tode nichts zu veräußern, ungeachtet er selbst schon die Erbverbrüderung des

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

Markgrafen bestätigt hatte. Der König schützte die Rechte und Ansprüche der Böhmen vor, welche ehedem besonders verlangten, daß Oppeln und Ratibor nach dem Aussterben des piastischen Stammes mit Böhmen vereinigt würden, und fügte hinzu, daß die Bestätigung seiner Vorfahren mit deren Tode erloschen sei. Da die Unterthanen dem Markgrafen bereits gehuldigt hatten, so ließ sie Ferdinand von ihrem Eide entbinden, und Georg mußte es sich gefallen lassen, beim Tode des Herzogs Johann sein Eigenthumsrecht an Oppeln und Ratibor in einen Pfandbesitz zu verwandeln, welcher aufhören sollte, wenn ihm die Anforderung von 183,333 Goldgulden bezahlt würde. So suchte man den Markgrafen, weil er die Ausübung der protestantischen Religion in Oberschlesien sehr begünstigte, aus Schlesien gänzlich zu verdrängen. Da aber König Ferdinand nicht selbst genug Geld besaß, die Einlösung von Oppeln und Ratibor zu bewirken, so sollte der Kommissar von Passau den Pfandschilling bezahlen; allein auch dieser konnte ihn nicht schaffen und so unterblieb die Einlösung zur Zeit noch.

Dasselbe Verfahren, dessen sich Ferdinand gegen den Markgrafen bedient, wendete er auch gegen den Herzog von Liegnitz an; denn der Grundsatz stand bei ihm fest, die protestantischen Fürsten in Schlesien zu schwächen und zu unterdrücken.

Herzog Friedrich II. von Liegnitz, dessen Geschichte in vieler Beziehung merkwürdig ist, hatte als Jüngling eine Wallfahrt nach Palästina unternommen, und durch Umgang mit Deutschen seine Sitten gemildert und verfeinert. Er war einer

der ersten, welcher Luthers Lehre, sobald sie in Schlesien bekannt wurde, annahm und für deren Verbreitung sorgte. Die berühmte Schule zu Goldberg kam unter ihm in Aufnahme, und gewiß würde er sein Projekt, eine Universität zu Liegnitz zu errichten, durchgesetzt haben, wenn nicht die theologischen Streitigkeiten Schwenkfelds dasselbe rückgängig gemacht hätten. Acht Jahre lang hatte er die Oberlandeshauptmannschaft in Niederschlesien verwaltet, und seine geregelte Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, seine Besitzungen zu vergrößern. Das von dem Johann Thurzo um 44,000 Gulden erkaufte Fürstenthum Wohlau vereinigte er wieder mit Liegnitz; außerdem besaß er Glogau und Münsterberg pfandweise, ersteres vom Könige seit 1544 für 62,574 Gulden, letzteres von seinem eigenen Fürsten.

Die gegründete Besorgniß, welche der Herzog bei den Gesinnungen des Königs in Ansehung der protestantischen Religion hegte, veranlaßten ihn, sich nach auswärtiger Hülfe und Unterstützung, umzusehen. Zu diesem Ende schloß er 1537 bei Gelegenheit der gegenseitigen Verlobung seines Sohnes George mit der Tochter des Kurfürsten, und des Kurprinzen Johann George mit seiner Tochter Barbara, mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg den Erbvertrag, zufolge dessen die Liegnitzschen Länder nach dem Aussterben des Mannstammes an Brandenburg fallen sollten. Dagegen sollten die Herzöge von Liegnitz, nach dem Aussterben des kurfürstlichen Hauses zu Brandenburg, Krossen, Züllichau, Sommersfeld, Bobersberg nebst den Besitzungen in der Niederlausitz: Kottbus, Peitz, Blossen, Zeuple und Beerwalde er-

halten. Es herrschte übrigens schon seit länger als einem Jahrhundert eine freundschaftliche Verbindung dieser beiden Häuser; denn schon Herzog Ludwig II. hatte sich mit einer brandenburgischen Prinzessin, Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Friedrich I. vermählt, die zweite Gemalin des Herzogs Friedrich II. selbst, war eine brandenburgische Prinzessin.

Am 19. October 1537 leisteten die sämtlichen Städte und Stände dem Hause Brandenburg die vorläufige Huldigung.

Zu diesem Vertrage, auf welchen sich später die Ansprüche des Königl. Preuß. Hauses auf Liegnitz, Brieg und Wohlau gründeten, fühlte sich der Herzog durch die Privilegien berechtigt, welche er von den Königen Wladislaw und Ludwig 1511, 1522 erhalten, und wonach ihm die Befugniß zustand, über seine Länder nach Gefallen zu testiren.

Diese wichtige Akte schien zur Kenntniß des Königs nicht gekommen zu sein, erst acht Jahre später, als 1545 die Weichselheirath wirklich zu Stande kam, wurde der König Ferdinand aufmerksam darauf; eine künftige Vergrößerung des Hauses Brandenburg in seinen Staaten konnte ihm nicht gleichgültig sein, deßhalb protestirte er gegen diese Erbverbrüderung und leitete einen förmlichen Rechtsstreit ein, in welchem er selbst Richter war. Es wurde demnach die Erbverbrüderung der genannten Häuser für null und nichtig erklärt, als ein Vertrag, zu welchem die Herzöge von Liegnitz als Lehnsräger der Krone Böhmens nicht befugt wären. Die Stände und Städte wurden deßhalb ihres vorläufig geleisteten Eides entbunden. Die Bethei-

ligten waren zu schwach, sich dieser offenen Ungerechtigkeit zu widersetzen. Der Churfürst behielt sich indessen die Rechte vor und konnte zur Herausgabe der Originalurkunde nicht gezwungen werden. Herzog Friedrich überlebte diese Kränkung nicht lange. In seinem Testament bestätigte er die Erbverbrüderung. Von seinen beiden Söhnen erhielt (1547) Friedrich III. Liegnitz und Münsterberg, Georg II. Brieg und Wohlau.

Friedrich III. mußte, so wie alle seine Nachfolger, in einem besondern Revers der Erbverbrüderung entsagen, während die versammelten Stände auf einer Versammlung den an Brandenburg geleisteten Eid in die Hände der königlichen Kommissarien zurück gaben.

Die mildern Gesinnungen des Königs Ferdinand gegen den Protestantismus lassen sich leicht aus seiner Ohnmacht herleiten, übrigens schien er aber die protestantischen Stände mehr als Gegner der Monarchengewalt zu hassen. Als er im Jahre 1538 zum zweitenmale nach Breslau kam, wo ihm auf einem in seiner Gegenwart abgehaltenen Fürstentage 2000 Mann leichte Reiter zur Führung des Türkenkrieges auf fünf Monate zugesagt wurden, ging ihm das Gerücht voraus, er selbst sei zum Protestantismus übergetreten. Es war dies jedoch keinesweges erwiesen, wenn auch sonst seine Gesinnungen milder zu sein schienen, er baute auf das lang besprochene Concilium die Hoffnung einer allgemeinen Wiedervereinigung. Darauf bezüglich sind die Worte bei seinem Abschied von der Stadt: „Seid nur gute Christen, das übrige wird sich schon finden!“ Ein neuer Krieg mit

dem Sultan Solyman erheischte eine neue Hülfe und Unterstützung, und machte ihn natürlich friedlicher gestimmt. Zapolia, welcher sich 1538 mit Ferdinand dahin verglichen hatte, daß er den Königstitel nebst der Hälfte von Ungarn bis zu seinem Tode, wo die Herrschaft dann an Oesterreich übergehen sollte, behielt, war 1540 gestorben, und hatte seinen Sohn Johann Siegmund seiner Faction zum Könige empfohlen, die das Kind in den Schutz des Solyman gab, der sich auch seiner sofort annahm, und Dfen besetzte, als Ferdinand von ganz Ungarn Besitz ergreifen wollte. Die Schlesier stellten 4,000 Mann, unter Anführung des Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen, als Besitzer schlesischer Fürstenthümer. Den Truppen, die nach Ungarn rückten, schickte der Herzog Friedrich III. von Liegnitz seinen Sohn Friedrich als Anführer der von ihm und den übrigen Städten gestellten Truppen nach. Auf diese thätige Hülfsleistung gab Ferdinand im Jahre 1542 die schon bei Antritt seiner Regierung versprochene Kirchenordnung, in welcher festgesetzt wurde, daß weder katholische noch protestantische Grundherren den Andersgesinnten die Pfarreien oder deren Einkünfte entziehen sollten, — eine gesetzliche Bestimmung, welche unter dem Namen „Nexus“ bekannt, und durch die Ultransstädter Convention von neuem bestätigt, erst unter der preussischen Herrschaft aufgehoben wurde, und welche für die Zeit der zahllosen Eingriffe des Patronats-Rechtes, wo das strenge Recht grade nicht immer auf einer Seite war, doch mindestens ein bestimmtes Ziel setzte. Als abnehmender Eifer des Königs für die Katholische Kirche mag auch ange-

sehen werden, daß er 1540 die Maltheser Kommende Corpus Christi zu Breslau mit der Kirche und den dazu gehörigen Gütern für 30,000 Dukaten an den Magistrat verpfändete. Ueberhaupt schienen ihm diese bequemen Mittel, Geld zu erwerben, sehr zu behagen; denn zwei Jahre später verpfändete er, ohne Wissen des Abtes auf dem Sande, die diesem Stifte gehörenden Güter am Zobtenberge für 6,000 Dukaten. Die königliche Kammer meldete hierauf dem Abt, daß die Güter seines Klosters verpfändet und er sie nun abtreten oder einzulösen sollte. Diese Summen reichten jedoch noch nicht aus, die bedeutenden Kreiskosten zu bestreiten, weshalb König Ferdinand die Kirchen-Kleinodien, welche die Breslauer sich angeeignet hatten und auch die noch in den Kirchen und Klöstern vorhandenen, an ihn einzusenden befahl. Er erhielt jedoch nichts, indem der Magistrat versicherte, daß dieselben bereits zur Befestigung verwandt, oder von den ausgetretenen Mönchen mitgenommen worden wären.

Ein wichtiger Schritt, den der König in Bezug auf die Unterdrückung der Macht der schlesischen Fürsten unternahm, ist dieser, daß er ihnen die Oberlandeshauptmannswürde entzog und dieselbe dem Bischof von Breslau übergab; sie schien ihm gefährlich in den Händen protestantischer Fürsten, er fürchtete mit Recht, daß ihr steigendes Ansehen seiner unumschränkten Macht Einhalt thun dürfte. Der Bischof Jakob von Salza, unter welchem die Reformation ihre ersten Wurzeln in Schlessen schlug, war der erste, welcher diese Würde bekleidete. Die Reformation wurde nicht der emporstrebende Baum im Lande geworden

sein, wenn nicht Salza, so wie sein Nachfolger Promnitz ihren ersten Fortschritten ruhig zusehen hätte. Ein Mann von Rudolphs Geist, hätte sie im Keime erstickt, aber das lag weder in dem friedliebenden Charakter Salza's noch Promnitz's. Balthasar von Promnitz gelangte 1539, nach Salza's Tode, als Bischof zur Oberlandeshauptmannswürde; er schien die Ueberzeugung zu haben, daß die katholische Religion in Schlessien ihre Endschafft erreicht habe, er wendete deshalb alles an, das Ansehen seiner Familie zu erhöhen, indem er sie zu einer der reichsten in Schlessien machte. Mit seinen Einkünften ging er äußerst haushälterisch um, wodurch es ihm möglich wurde, dem Kaiser nicht nur die Herrschaft Sorau abzukaufen, sondern ihm noch 68,000 Thlr. auf zwanzig Jahre leihen zu können, wofür ihm das Herzogthum Sagan verpfändet wurde; außerdem erwarb er zum Besten seiner Verwandten die Herrschaft Pleß. Es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß er das Ansehen und den steigenden Wohlstand seiner Familie mehr im Auge behielt, als die Aufrechthaltung des bischöflichen Stuhls. Sorglos ließ er daher die Reformation vorwärtsschreiten, erklärte sich gegen allen Gewissenszwang und trat nur etwa da als Gegenkraft auf, wenn er es, ohne sich verächtlich zu machen, auf dringende Vorstellungen des Klerus und des Kaisers nicht unterlassen konnte. Die schlessischen Fürsten, Stände und Städte säumten auch nicht, von diesen toleranten Gesinnungen des Bischofs den erspriesslichsten Gebrauch zu machen. Wenn jene nur versprochen, keine Wiedertäufer, welche damals als Wasserreifer der Reformationsbaumes sehr häufig hervortrie-

ben, aufkommen zu lassen, so ließ ihnen der Bischof im übrigen ziemlich freie Hand. Als Oberlandeshauptmann war er auch in weltlichen Sachen die erste Person im Lande und an des Kaisers Stelle, mithin fand die Reformation durchaus kein Hinderniß. Die katholischen Pfarrer ließ man austreiben und besetzte die erledigten Stellen mit lutherischen, und die Klöster wurden in Armenhäuser verwandelt. Der Bischof ließ es sogar geschehen, daß Gemeinden und Ortschaften, welche unter seiner unmittelbaren Jurisdiction standen, zur Augsburgischen Confession übertraten und sich lutherische Consistorien entwarfen. Ja, er gebot, daß kein Theil den andern der Religion halber hindern solle, sondern ermahnte sie, friedlich mit einander zu leben und sich in Liebe zu vertragen. Auch bei der Gerechtigkeitspflege und bei Prozessen durfte schlechterdings nicht auf das Glaubensbekenntniß Rücksicht genommen werden. Ueberdies stand er mit Luther und Melancthon in Briefwechsel und ließ selbst seine Schwester zu Sagan in der evangelischen Religion erziehen. Im Dezember 1545 nahm die Kirchenversammlung zu Trident ihren Anfang. Daß eine Ausöhnung der Partheien nicht zu Stande gebracht werden würde, zeigte sich bald bei Eröffnung derselben. In Breslau hielt sich dagegen der berühmte Gegner Luthers, Johann Cochläus auf.

Als Ferdinand 1546 zum drittenmal in Breslau anwesend war, kam der zwischen Böhmen und Schlessien schon seit dem Hussitenkriege genährte Haß zum Ausbruch; aus der Sprache der Böhmen ging hervor, daß man Schlessien als eine dem Königreich Böhmen untergeordnete Provinz be-

trachtete, während aus dem Landes-Privilegium des Königs Wladislaw das Gegentheil hervorging, die schlesischen Fürsten und Stände sogar noch größere Rechte als die böhmischen genossen; denn während kein Böhme in Schlessien zum Oberlandeshauptmann bestellt werden durfte, so konnte doch ein Schlesier leicht Statthalter in Böhmen werden. Die Schlesier beschwerten sich daher wiederholt über die Zurücksetzung bei den Königswahlen und über die Vernichtung der Liegnitz-brandenburgischen Erbverbrüderung. Von beiden Partheien wurde wegen des Vorzugrechtes der Schlesier viel geschrieben, die Schlesier aber, und zwar ein gewisser Wolf und Bock, drangen mit ihren Behauptungen, auf feste Grundlagen gestützt, durch, daß Ferdinand die Sache lieber unentschieden bleiben lassen wollte, als seinen Böhmen Unrecht zu geben, deren Stolz er nicht zu beleidigen getraute, um so mehr, als gerade in Deutschland das Feuer innerlicher Unruhen, welches lange unter der Asche fortgeglommen hatte, ausbrechen wollte, und für Oesterreich von Interesse sein mußte.

Die monarchische Gewalt, welche sich der damalige Kaiser Karl V. in seinen übrigen Staaten verschafft, wollte er sich auch in Deutschland begründen; der Protestantismus gab ihm jetzt die Veranlassung zur Ausführung seines Planes. Die politische Freiheit faßte durch die Religionsfreiheit festen Fuß, es mußten daher beide gestürzt und auf ihren Trümmern eine neue Macht gegründet werden. Der Kaiser befaß Schätze genug, dieses Projekt auszuführen, auch wurde er durch auswärtige Kriege daran nicht mehr gehindert; es kam darauf an,

daß sein Bruder, Ferdinand von Böhmen, die nöthige Hülfe brächte. Es war vorauszu sehen, daß dieses für den König von Böhmen nicht so leicht sein würde, denn grade hier, wo besonders wegen der Menge von Hussiten Luthers Lehren tiefe Wurzeln gefaßt, verweigerte man zuerst den Gehorsam; es entstand ein Aufstand, als das böhmische Heer in die Länder des geächteten Kurfürsten von Sachsen fallen sollte, wodurch die Kriegsexpeditionen von Seiten des Königreichs Böhmen gehemmt wurden. Aber was geschah in Schlessien? Auf das allgemeine Aufgebot, durch Ferdinand 1546 zu Prag gegen die Türken oder andere Feinde des Reiches veranlaßt, hielt zwar der Herzog Friedrich II. von Liegnitz einen Landtag, auf welchem er eine allgemeine Kriegsrüstung anbefahl, aber dabei blieb es auch; andere schickten leichtes Geld. Indessen hatte der Kaiser die Waffen mit Glück geführt, und regierte nun despotisch in seinen Landen, welchem Beispiele Ferdinand auch in seinen Staaten folgte. Die Widerseßlichkeit der Böhmen bestrafte er durch Einziehung der Güter, Verlust der Privilegien &c. Zugleich machte er den Böhmen die prätendirte Wahlfreiheit streitig, kassirte alle von ihm selbst dafür ausgestellten Urkunden, und ernannte seinen Sohn Maximilian zum Nachfolger mit königlichem Titel. Die Schlesier kamen für ihre durch Verzögerung bekundete Abneigung mit Geldstrafen davon. Der Herzog von Liegnitz entschuldigte sich damit, daß er die im Lande versammelten Truppen für den Fall eines feindlichen Angriffs zur eignen Vertheidigung für nöthig gehalten. Der Bischof Balthasar unterstützte diese Aussage,

und fand so ihre Geltung. Breslau dagegen bezahlte 80,000 Reichsthaler und mußte für immer das Biergeld entrichten; Schweidnitz und Jauer zahlten 58,950, Neumarkt und Namslau jede 1000 Thlr.; ob auch andere Städte und Fürstenthümer geschätzt wurden, darüber mangelt es an Nachrichten. In Betreff der Ernennung des neuen Königs fühlten sich die Schlesier zwar wiederholt beleidigt, daß man sie zu den Beratungen nicht zugezogen, konnten aber nichts weiter thun, als den erwählten König als solchen anzuerkennen.

Eine wichtige Folge der Unruhen in Deutschland war, daß das Fürstenthum Sagan, welches seit dem Jahre 1472 dem sächsischen Hause gehörte, wieder mit dem übrigen Schlesiens vereinigt wurde. Herzog Georg hinterließ bei seinem Tode (1539) das Fürstenthum Sagan seinem Bruder Heinrich, welcher die lutherische Lehre in Sagan einführte. Nach seinem Tode (1541) fiel das Land an dessen Sohn Moriz. Als sein Vetter Johann Friedrich vom Kaiser in die Reichsacht und seiner Würde und Staaten für verlustig erklärt wurde, erhielt Moriz für die dem Kaiser geleisteten Dienste (1548) die Kur nebst den dazu gehörenden Ländern. Darunter befanden sich einige böhmische Lehne, welche König Ferdinand einziehen wollte, unter dem Vorwande, daß der Vasall eine Felonie begangen habe. Es kam endlich (1549) zu einem Vergleich, in welchem Moriz dem Könige Ferdinand gegen Entfugung der Lehns-Ansprüche an die Besitzungen in Sachsen als Äquivalent abtrat. Ferdinand betrachtete nun Sagan als ein Erbfürstenthum, ließ sich am 20. Juli 1549 durch einen königlichen

Commissarius huldigen, und gab den Ständen das Privilegium, daß das Fürstenthum künftig nicht mehr durch Verpfändung, Verkauf oder Verschenkung von der Krone geschieden werden sollte, aber schon 1553 überließ er es an den Markgrafen Georg von Brandenburg als Pfandstück für die auf den Fürstenthümern Ratibor und Dypeln haftende Schuld von 183333 Ungarischen Gulden. Da der Markgraf nach abgelaufener Frist von vier Jahren den Pfandschilling nicht erhielt, so verfügte er sich mit einigen Truppen persönlich nach Sagan, nahm förmlich Besitz von der Stadt und dem Schlosse, ließ sich von den Ständen huldigen und nahm den Titel eines Herzog von Sagan an, so sehr sich auch der König diesem Unternehmen widersetzte. Um ihn zu befriedigen, verkaufte der König die Herrschaften Sohrau, Namslau und Trebnitz, und verpfändete das Fürstenthum (1558) an den Bischof Balthasar Promnitz für 18,000 Thaler auf 20 Jahre. Diese Verpfändung geschah hauptsächlich auf Veranlassung des Abtes des Augustiner-Stiftes zu Sagan, welcher unter der Regierung des Markgrafen gedrückt, nun seinen Religionseifer ausbrechen ließ und die Protestanten verfolgte, wo er nur konnte. Nach dem Tode des Bischofs (1562 d. 2. Januar) gelangte die Herrschaft Sohrau erblich, das Fürstenthum aber als Unterpand an seinen Vetter Seisfried Freiherrn von Promnitz. Eine Ursache zu jener Verpfändung lag darin, daß Ferdinand auf einen mit der Königin Isabella von Siebenbürgen, Wittve des Gegenkönigs Johann von Zapolia, abgeschlossenen Vergleich, deiser Fürstin die Fürstenthümer Münsterberg,

Dypeln und Ratibor gegen Siebenbürgen abtrat. Das erstere hatte Herzog Heinrich II. an den Herzog von Liegnitz verpfändet, von welchem es der König einlöste, die andern beiden tauschte er von dem jungen Markgrafen gegen Sagan ein. Isabella wurde aber bald des Aufenthalts in Schlesiens überdrüssig und begab sich mit ihrem minderjährigen Sohne nach Siebenbürgen zurück, dessen sie sich wieder bemächtigte.

Das Fürstenthum Münsterberg gab der König hierauf dem Herzoge Johann von Dels, Bruder des Verpfänders, gegen Erlegung des Pfandschillings zurück, Dypeln und Ratibor aber wurden als Erbfürstenthümer betrachtet und durch Landeshauptleute regiert. Nach dem Tode des letzten Pfaffen hatten diese Länder sonderbare, aber immer gemeinschaftliche Schicksale; gleich Schweidnitz und Jauer bildeten sie einen einzigen politischen Körper und hatten dieselbe Sprache und Gesetze. Der kaiserliche Hof achtete sie fast gar nicht; dreimal wurden sie an Fürsten von Siebenbürgen überlassen; zweimal erhielten sie Bischöfe von Breslau, und einmal wurden sie einige zwanzig Jahre an Polen verpfändet; die Dominalgüter und kleinen Städte verkaufte und versetzte er nach Gutdünken; der Adel, welcher schon vom letzten Herzoge Johann Privilegien erhalten hatte, die der Nahrung der Bürger höchst nachtheilig waren, dehnte diese Befugniß jetzt, da er sich ganz überlassen war, nach Möglichkeit aus. Den Verfall der Städte, die Unterdrückung des Landes, mit ihr der auffallende Rückschritt in der Kultur im Vergleich zu dem übrigen Schlesiens war die unerläßliche Folge.

Die Unruhen in Deutschland hatten auch auf die Gerichts-Versaffung in Schlesiens großen Einfluß, und brachten hierin eine merkliche Veränderung vor. Böhmen und Schlesiens, überhaupt alle zu Böhmen gehörigen Länder, hatten in Appellationsfachen bisher vom Schöppenstuhl zu Magdeburg das Urtheil eingeholt; als sich aber diese Stadt das von Kaiser Karl V. gegebene Religions-Gesetz, Interim genannt, anzunehmen standhaft weigerte, verfiel sie in die Reichsacht.

Ferdinand verbot allen seinen Unterthanen, sich künftig hin mehr in rechtlichen Fällen nach Magdeburg zu wenden, zu berufen, oder Urtheil von da einzuholen, er richtete für die böhmischen Provinzen zu Prag ein Oberappellations-Tribunal auf, und verwies dahin die Entscheidung ihrer Streitigkeiten in zweiter Instanz. Da dieses Gericht in der Folge höchst saumselig wurde, bemühten sich die schlesischen Stände, ein eigenes Justiz-Collegium für Schlesiens zu erhalten, es wurden aber ihre Anträge so wenig als ihre Beschwerden gehört.

Das Fürstenhaus zu Liegnitz begann unter der Regierung seiner letzten Pfaffen seinem Verfall sich immer mehr zuneigen. Wie oben bereits erwähnt worden, hatte Herzog Friedrich II. noch bei Lebzeiten das Fürstenthum unter seine beiden Söhne Friedrich III. und Georg dergestalt getheilt, daß der eine Liegnitz, Goldberg, Gainsau, Gräbitzberg und Lüben, der andere hingegen, Brieg, Dhlau, Strehlen, Nimptsch, Kreuzberg, Pitschen, Wohlau, Steinau, Raudten, Winzig, Herrnsstadt und Rixen erhalten sollte. Das Loos ent-

schied, Biegnitz fiel dem ältern Friedrich zu. Die Originale der Urkunden und Privilegien beider bisher vereinigten Fürstenthümer sollten nach dem väterlichen Willen auf dem Schlosse zu Biegnitz bleiben und dem Herzog Georg zu Brieg eine beglaubigte Abschrift derselben gegeben werden. Im Fall einer oder der andere von seinen Söhnen unbeerbt sterben würde, so sollte derselbe nicht die Befugniß gehabt haben, sein Land und Leute an einen Fremden zu verschenken oder zu verkaufen, sondern es müßten solche unbedingt seinem Bruder oder dessen Leibes-Erben überlassen werden; sollte demnach dagegen gehandelt werden, so sollten die Unterthanen weder berechtigt noch befugt sein, einem Fremden zu huldigen. In vorkommenden Fällen, wo ein oder der andere genöthigt wäre, ein Stück Land zu verpfänden, wofür er sie väterlich warnte, so sollte es immer zuerst dem Bruder angetragen werden. Es beruht ferner dieses Testament, wie oben bereits dessen gedacht worden, auch dem in der Geschichte so wichtigen Punkt der Erbverbrüderung mit dem Markgrafen Joachim von Brandenburg, wonach Friedrich II. seinen Söhnen und den Leibes- und Lehn-Erben die unverbrüchliche Geltung dieser Verbrüderung von Wort zu Wort und zu ewigen Zeiten anbefahl.

Dieses Testament ist wegen seiner Folgen das wichtigste in der schlesischen Geschichte und es sind deswegen auch selbst die Namen deren zum Theil heut noch lebenden Familien merkwürdig, deren Ahnen es unterzeichneten, nämlich: Friedrich III., Herzog von Biegnitz, Georg II., Herzog von Brieg, von Dohna, Bartholomäus Rührs-

dorf, Otto von Jedlitz, Franz Grund, Albrecht von Bock, Johann von Leining, Daniel Stange, Johann Nischholz, Wenzel von Rothkirch, Kaspar von Tunge, Balzer von Mutschelwitz, Hanns Gzettritz.

Friedrich II. hatte seinen beiden Söhnen Georg und Friedrich eine für damalige Zeit möglichst beste Erziehung geben lassen. Friedrich III., als der ältere, schien die Erwartungen seiner Lehrer zu übertreffen, durch mühsamen Fleiß bildete er seine Talente aus und verfeinerte die Sitten durch eine Reise nach Frankreich, Italien und den Niederlanden. Der jüngere Bruder besaß zwar nicht diese Tugenden, sein Geist war weniger ausgebildet, dagegen zierte ihn ein biederer fester Charakter, der ihn in der Folge weit über seinen Bruder hob. Die Charaktere der Brüder waren daher einander entgegengesetzt, welches der Vater ungern wahrnahm, deshalb er auch die Theilung seines Landes noch bei seinen Lebzeiten bewerkstelligte, und einem jeden derselben in dem ihm zufallenden Theile die Huldigung leisten ließ. Friedrich glaubte nun uneingeschränkt mit seinen künftigen Unterthanen schalten und walten zu können; da aber der Vater, so lange er lebte, seine Rechte behauptete, so verließ Heinrich seine Vaterstadt und nahm Dienste im kaiserlichen Heere. Als er über den 1547 den 17. September erfolgten Tod seines Vaters Nachricht erhielt, befand er sich grade im Lager zu Torgau, von wo er ungesäumt nach Biegnitz reiste und die Huldigung empfing. Den ersten Unwillen zeigte Friedrich darüber, daß der Rath zu Biegnitz das Testament des Vaters mit unterschrieben hatte, und bestrebte sich nun, denselben auf alle

mögliche Weise zu kränken. Seine erste Forderung an die Stadt waren 63,000 Gulden, zur Tilgung seiner Schulden; man bewilligte ihm aber nur die Hälfte, unter der Bedingung, daß er in der Stadt Liegnitz seine Residenz aufschlage und die Privilegien bestätige. Er nahm das Geld, erfüllte weder die eine, noch die andere Bedingung und ging wieder zur kaiserlichen Armee. Nach seiner baldigen Rückkehr bestätigte er zwar diese Privilegien, ließ sie sich aber bald darauf ausliefern, gab sie zurück, forderte sie abermals und zerzte die Liegnitzer damit hin und her, dabei nahm er der Stadt die peinliche Gerichtsbarkeit und andere Vorrechte. Er hatte eine unerträgliche Laune, scherzte bald, bald war er freundlich, bald zornig, daß Jedermann vor ihm erzitterte. Seine Neigung zum Trunke verhinderte zuletzt das Aufkeimen der bessern Tugenden, daß er wahrhaft zu einem kleinen Tyrannen herabsank. „Tag und Nacht trank er, sagt eine gleichzeitige Chronik von ihm, und wenn er voll war, schlug er um sich, ließ alle Gefängnisse, Thürme und Stöße vollsetzen und beschickte ohne Unterlaß Bürger und Rathsherren.“ Bei seiner bösen Laune ließ er einzelne Rathsherrn ohne Ursache verhaften und mit dem Tode bedrohen, ließ dieselben aber eben so unvermuthet wieder frei. Er wußte selbst kaum mehr, was er that; es erhellt dies aus einer Antwort, die er einst, als er im Begriff zu verreisen war, den vorbittenden Kollegen der Verhafteten gab: „Lieben Getreuen, Uns ist selbst nicht lieb, daß wir strafen müssen, da ihr die Ursache wüßtet, würdet Ihr uns selbst nicht verdenken: aber, wie dem, umb euer Vorbitte willen, wenn ich wieder zu Hause kom-

men, welches in wenig Tagen geschehen soll, will ich den Sachen Vinderung geben.“ Der Stadtschreiber Nitsche, den auch das Schicksal seiner Verhaftung traf, sagt: „Gott und dem Herzoge ist allein die Ursache davon bewußt.“

Herzog Friedrich ging in seinem Wahne so weit, daß er, wenn er übler Laune war, Todesurtheile sofort, ohne nähere gerichtliche Untersuchung ausfertigte. Ein Inculpat, Namens Wottke, war des Mordes beschuldigt, ohne jedoch der That vollständig überwiesen werden zu können; es leuchtete dem Richter vielmehr deutlich seine Unschuld ein. Dessenungeachtet erließ der Herzog an den Rath den schriftlichen Befehl: „Man solle dem Gefangenen ohne alle Disputation auf den Freitag den Kopf abschlagen lassen; da es nicht geschähe, sollte es dem Bürgermeister widersfahren.“ In solchen Fällen war die Verlegenheit des Rathes immer groß, so sehr er auch dergleichen Nachtsprüche zu umgehen wußte. Ein andermal fiel ihm ein, Land und Stadt zu einem Heerzuge aufzubieten und zwar in solcher Eil, als ob der Feind schon vor den Thoren wäre, und weit und breit an keinen zu denken war. Unter anderm ließ er am Christtage 1550 unvermuthet die Trommel rühren und ausrufen, daß jeder, wenn zum zweitenmale getrommelt würde, bei Verlust des Lebens und des Gutes, bei seinem Fähnlein in Wehr und Harnisch erscheinen sollte. Die Bürger griffen zu den Waffen, aber vergebens harrten sie auf den zweiten Trommelschlag, denn es war nur blinder Lärm. So machte er es öfters, und Niemand wußte warum.

Auch liebte Friedrich Pracht und Verschwendung, wovon die prächtigen Turniere

und kostbaren Bogelschießen zeugen, die er aber immer auf Kosten der Stadt veranstaltete. Als ihn einst der Syndikus Mitsche wegen des Kleinods fragte, das auf jeden Vogel ausgesetzt werden sollte, so antwortete er zornig: „Man wollte sich des Schaffens und Befehlens eher unterstehen, als sich gebühren, sie würden mehr Häupter in der Tasche haben müssen; sollten wissen, Er wäre Fürst und die von Liegnitz Unterthanen; sie möchten zusehen, daß sie nicht unflug wären, sie wären meineidige treulose u.“ Hieraus geht hervor, daß er fast keine Liebe zu seinen Unterthanen hegte, sondern eine beständige Reiselust ihn vom heimischen Heerde trieb. Bei der jedesmaligen Rückkehr brachte er häufig fürstliche Gäste mit, die er auf das Prachtigste bewirthete, ihnen zu Ehren Bankette, Turniere u. anstellte, daß er zuletzt in eine drückende Schuldenlast versiel. Um sich daraus zu retten, trat er dem Könige das Fürstenthum Frankenstein, dessen Pfandhaber er war, für 34,000 Dukaten ab, und als auch diese Summe verzehrt war, bot er ihm sein ganzes Fürstenthum zum Kaufe an. Ferdinand scheint aus gleichen Beweggründen den Kauf nicht eingegangen zu sein; zufolge den Nachrichten anderer, hintertrieb der Herzog Georg diesen Kauf. Jedoch beschwerten sich die Stände über die Bedrückungen und die zugellose Verschwendung des Herzogs bei Hofe, wo sie gehört wurden, worauf der Herzog, um das Maas seiner Thorheiten voll zu machen, die Flucht ergriff, und in französische Dienste trat, ungeachtet grade Frankreich mit dem deutschen Reiche im Kriege begriffen war. Ferdinand erklärte den Flüchtigen sofort seines Fürsten-

thums für verlustig, und nur durch Georgs Verwendung kam es dahin, daß nicht der Hof, wie er beabsichtigte, das ganze Fürstenthum Liegnitz für verfallen annahm. Die Regierung wurde Friedrichs ältestem Sohne, Heinrich, unter Georgs Vormundschaft übertragen, wogegen Friedrich freilich protestirte, an die Stadt und die Stände schrieb, ihres Eides eingedenk zu sein, sie aber zu einer Aenderung des dem Könige gegebenen Willens nicht bewegen konnte.

Liegnitz hätte sich keine bessere Zeit, als diese während der vormundschaftlichen Regierung unter dem Herzoge Georg wünschen können. Bei Hofe führte er eine weise Deconomie ein, beschränkte den Haushalt, entließ alle überflüssigen Hofleute und Diener und machte so den Anfang zur Tilgung der vielen Schulden. Prinz Heinrich hielt sich am Hofe seines Oheims zu Brieg, die Mutter aber, Friedrichs Gemalin, blieb zu Liegnitz, wo sie 1522 einen zweiten Sohn, nachmals Friedrich IV., gebar.

Herzog Friedrich hatte Frankreich verlassen, und hielt sich bald zu Polen, bald zu Glogau auf, von wo aus er die Unterthanen gegen seinen Sohn und den Bruder aufzuwiegeln suchte. Manche Edelleute und Bürger, welche in den Tagen des Glücks besondere Vortheile aus der Verschwendung des Herzogs gezogen haben mochten, schickten dem Flüchtigen Geldunterstützung und hielten geheime Versammlungen, in denen sie berathschlagten, auf welche Weise man dem Vertriebenen wieder zur Regierung helfen könnte. Georg welcher davon Kunde erhielt, ließ die Aufwiegler und Empörer auffuchen und des Landes verweisen, worauf er am 23. Januar 1553 die Land-

stände um ihre Gesinnung befragte; aber einmüthig erklärte man sich gegen Friedrich.

Friedrich, welcher Besserung versprach, und dem Aeußern nach es wohl scheinen mochte, bewegte endlich seinen Bruder Georg und den König von Polen, den König um die Wiedereinsetzung in sein Fürstenthum zu bitten. Die Bitte dieser fürstlichen Häupter wirkte bei Hofe weniger als der kaiserliche Reichshofrath, Freiherr Hanns von Oppersdorf. Dieser Oppersdorf hatte von seinem Schwiegervater Otto von Zedlitz die Herrschaft Parchwitz, welche ein Liegnitzsches Lehn war, gekauft; den Kauf aber erklärte der herzogliche Vormund für ungültig, da das Lehn nach dem Tode des v. Zedlitz an das Fürstenhaus zu Liegnitz fallen sollte. Um in dem Besitz dieser Herrschaft zu bleiben, versprach Oppersdorf dem Herzoge, ihm friedlich zu seinem Fürstenthume zu verhelfen, wenn er den Kauf genehmige und außerdem noch verstaten wolle, daß Parchwitz von Schlesien getrennt, mit fürstlicher Hoheit unter Böhmen gelegt werde. Friedrich verpflichtete sich zur Erfüllung dieser Bedingungen durch Brief und Siegel, und bald darauf wurde er, wenn auch mit besondern Einschränkungen, in die Regierung seines Fürstenthums wieder eingesetzt. Diese Einschränkungen, so wohlthätig sie für die Stadt und das Land auch sein mußten, waren für den Herzog doch höchst lästig. Friedrich durfte zwar die sämmtlichen Einkünfte des Landes beziehen, Ferdinand aber behielt sich alle Justiz-Sachen vor, und stellte zu deren Verwaltung einen Hauptmann, dem das Schloß und die Stadt übergeben wurde. Dies kränkte den Herzog bitter und er befahl

den Bürgern, dem neuen Hauptmann auf keine Weise zu gehorchen, wodurch dieselben in ein unaufhörliches Gedränge kamen, und nicht wußten, wer eigentlich Herr wäre. Des Hauptmanns Gebote wurden von dem Herzoge verboten, und die Bürger mochten sich wenden wie sie wollten, so stießen sie doch bei dem einen oder dem andern an.

Einst kam der Herzog berauscht vor das Stadthor und verlangte eingelassen zu werden; als man ihm, wahrscheinlich auf Befehl des Hauptmanns dessen Oeffnung verweigerte, schrie er zum Hauptmann aufs Schloß die ärgsten Schimpfworte, daß sich dieser, an seiner Ehre tief gekränkt, mit einer Beschwerde an den Hof wendete, und es dahin brachte, daß Heinrich gefangen gesetzt und seinem Sohne, der die Regierung erhielt, zur Bewahrung auf dem Schloß übergeben wurde. Hier wurde er den 8. Februar 1560 in das sogenannte Rosengemach eingesperrt, nachdem Defen, Thüren und Fenster mit eisernen Gittern versehen worden waren. Doch wurde er seinem Stande gemäß erhalten. Sein Sohn besuchte ihn öfters auf seinem Zimmer, sie zechten sogar tapfer mit einander, und der Vater sagte ihm mehr als einmal: „Sohn, wie du mich jetzt gefangen hältst, also wird man dich wieder gefangen halten,“ welches auch buchstäblich eintraf. Hanns von Schweinichen, der ihm als Page zur Aufwartung gegeben war, hat uns ein anschauliches Bild von dieser Gefangenschaft des Herzogs hinterlassen. Er sagt: „Ich und der von Bogau mußten auch dem alten Herrn im Zimmer aufwarten, Essen und Trinken holen und dies leisten, was Jungen zusieht; auch mehrentheils, wenn Ihre

Fürstliche Gnaden einen Kausch hatten, im Zimmer liegen; denn da Ihre Fürstl. Gn. nicht gern zu Bett gingen, wenn sie berauscht waren. Ihre F. G. gaben mir bald ein Amt, daß ich Kellerherr sein mußte, dergestalt demnach F. F. G. eine Anzahl Weines aus Herzog Heinrichs Keller zum Deputat hatten, mußte ich solchen Wein in ein Fäßlein in F. F. G. Kammer sammeln, darein ungefähr ein Eimer ging. Sobald solches voll ward, baten F. F. G. Gäste, ließen auch nicht abe, bis ausgetrunken war. Darnach hatte ich auch im Befehl F. F. G. Rappir, welches sie allezeit meine Jungfer Rathe geheißen, und wenn F. F. G. sagten: Puff, daß ich dich baß matter, gib mir deine Jungfer Rathe her, ich will ein Tänzelein thun; so hatte ich anfänglich davon eine fürstliche Maulschelle, mit Vermeldung von F. F. G. Bruder, wie gefällt dir das? war es nicht eine gute fürstliche Maulschelle? Wenn ich solches lobte, so gab F. F. G. mir einen Silbergroschen zu Semmeln. F. F. G. waren damals in der Cusadia gottesfürchtig, Abends und Morgens, sie waren voll oder nüchtern, so beteten sie fleißig und Alles in Latein.“ — So beschloß er im Gefängniß sein Leben den 15. Dezember 1570. Thebesius macht über die Regierung dieses Herzogs folgende Bemerkung: Hier sieht der Leser, daß diejenigen Beamten und Patrioten nicht wenig irren, welche vermeinen, es wäre vor hundert Jahren eine goldene Zeit gewesen, und unsere einfältig vermeinte Vorfahren gute Tage gehabt. Da doch bei dieses Herzogs Dominat sie ihres Lebens kaum sicher waren, auch bei gewissen Verlust des Kopfes bei Königl. Majest. nicht klagen

durften, hingegen schmähten die Bürger den Rath, daß sie sich nicht widersetzten und sobald, auch in Extradirung der Privilegien und Register gefochten. Ja sie waren vor einem gefährlichen Aufruhr nicht sicher.

So tief war die Macht und das Ansehen der schlesischen Fürsten, namentlich des berühmten Fürstenhauses gesunken, daß man sie kaum den niedrigsten Unterthanen gleich achtete, dem das Einzige, die Freiheit nicht genommen wird. Bei diesem ehemals so mächtigen angesehenen Hause sehen wir die Freiheiten und Privilegien untergehen, die vormaligen Besitzer derselben werden fast einer Puppe gleich gestellt, mit welcher die Untergebenen fremder Beherrscher nach Gefallen spielen. So sehr auch Friedrich III. durch seinen Hang zu Ausschweifungen seinen Unterthanen manches Unrecht zufügen mochte, so war es doch immer nur gering, geringer als dasjenige, dessen man ihn selbst durch seinen Hang zum Reisen, durch die Annahme fremder Kriegsdienste beschuldigte. Für das Gemeinwohl des Landes konnte allerdings eine energische Maaßregel, wie sie Ferdinand gebrauchte, nur erspriesslich sein, aber wer möchte nicht von wehmüthiger Theilnahme durchdrungen werden, wenn man sieht, wie eine fremde Gewalt die einheimischen Fürsten, einen nach dem andern unter ihren Zepter beugt, wie das ehemals auf dem Gipfel der Selbstständigkeit sich schwingende Land nun mehr zu nichts und weniger als zu einer bloßen Provinz herabsinkt.

Unter den übrigen schlesischen Fürsten scheint damals Georg II. zu Brieg am glücklichsten gelebt zu haben, ungeachtet sich unter ihm nur wenig politisch merkwürdiges ereignet; er war unermüdetlich in der

Fortpflanzung seiner Religion, stiftete Kirchen und Schulen und zeigte einen großen Eifer und Liebe zu den Wissenschaften. Am 21. März 1464 legte er in eigner Person den Grund zu dem Gymnasium zu Brieg. Die neun Giebel des palastähnlichen Gebäudes sollten eine bildliche Beziehung auf die gleichgroße Anzahl der neun Musen sein. Die Schule wurde am 10. August 1569 eingeweiht und nach dem Muster der Schule zu St. Elisabeth in Breslau eingerichtet; dabei stattete es dieser Herzog fürstlich aus, schenkte demselben neun Dörfer, welche beim Aussterben des letzten Piasten durch Kaiser Leopold, der sich ein Gewissen daraus machte, eine so reiche Stiftung in den Händen der Protestanten zu lassen, eingezogen wurden.

Im Herzogthum Teschen herrschte Wenzel Adam (Posthumus). Nach dem Tode seines Vaters, im Jahre 1524 geboren, wurde ihm nach dem letzten Willen seines Großvaters ein gewisser Johann von Bernstein zu Helfenstein mit der Bedingung zum Vormunde bestellt, daß er dessen Tochter Marie mit einem baaren Vermögen von 10,000 Gulden rhein. heirathen sollte; stirbe er ohne Erben, so sollte das ganze Herzogthum Teschen, kraft des Wladislawschen Privilegiums, dem Johann von Bernstadt zufallen.

Wenzel Adam wurde bis zu seinem 16. Jahre am kaiserlichen Hofe zu Wien, wo er in großem Ansehn stand, und viele Gnaden empfing, erzogen. Unter ihm wurde die Reformation im Fürstenthume eingeführt.

Die Befenner der neuen Lehre bemächtigten sich zu Teschen sämtlicher Klöster und vertrieben ihre Bewohner daraus.

Das härteste Loos traf das auf dem Bosack, vom Herzoge Przemislaw (1475) gestiftete Frauenkloster, welches der Pöbel unter Anführung des Stadtprimators von Grund aus zerstörte.*)

Während der Türkengefahr (1541) wurden, außer Teschen noch die festen Plätze an der ungarischen Grenze, Jablunka, Wielicz und Oderberg theils ausgebessert, theils neu befestigt. Die engen Pässe der Gebirgswege sollten verhauen, und das Zeichen zum allgemeinen Aufstand, wie in den übrigen schlesischen Fürstenthümern auch hier durch die auf den Bergen anzuzündenden Sturmsfeuer, durch den Donner des Geschüßes, oder durch das Läuten der Glocken der ganzen Gegend bekannt gemacht werden. Am 4. September 1551 schrieb Ferdinand I. an den Herzog Wenzel Adam: „Aus Un-

*) Der damalige Bürgermeister war mit der bloßen Zerstörung des Klosters nicht zufrieden. Es wurde beschlossen, auf den Klostermauern einen Galgen zu errichten. Dieser Galgen führte mit Recht den Namen eines hohen Gerichts; denn er war ein sehr geräumiges, bis 4 Klaftern hohes und in zwei Geschosse abgetheiltes Gebäude. Das untere mit starkem Einzusboden überdeckte, bildete ein mit dicken Mauern eingeschlossenes, und mit einer Thüre wohlverwahrtes Behältniß, die Kistkammer für den Büttel. Ebenda war auch die Stiege in das obere lustige Geschoss angebracht, das aus sechs starken, hoch emporragenden, oberhalb durch dicke Querbalken verbundenen, freistehenden Pfeilern bestand. An diesem Galgen hatte der Bürgermeister, auf dessen Rath er gebaut wurde, das traurige Schicksal, seinen Sohn zuerst hängen zu sehen! — Unter der Regierung des Kaisers Joseph II. wurde aus diesem Galgen ein Theater und Redoutensaal gebaut.

(Albin Heinrich.)

ferm offenen General-Mandat wirst Du vernommen haben, wie Wir alle unsere Königlich, Fürstenthümer und Landen vermahnen, zu Verhütung des Türken unversehenen Einfall in Bereitschaft zu sein. Ist demnach unser Befehl, Du wollest solch Mandat bei Deinen Unterthanen auch also bald publiciren und desselben Inhalt nach gehorsamlich geleben.“

Wenzel Adam wurde unter der Regierung Ferdinand I. und seines Nachfolgers seiner besondern diplomatischen Kenntnisse wegen öfters als außerordentlicher Gesandter nach Polen geschickt, wo er jedesmal mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Er war übrigens ein frommer, für das Wohl seiner Unterthanen besorgter Fürst. Er scheute sich nicht, zu einer Zeit, als in seinem Lande die Pest ausgebrochen war, die Aermsten seiner Unterthanen persönlich zu besuchen, ihnen Arzeneien zu geben und ihre Wunden zu verbinden; ja er heilte sogar manchen, derr schon an seinem Aufkommen gezweifelt. Wenzel war der erste, welcher seinem Wolfe Kirchen und Schulen in den Städten und auf dem Lande aufschloß und zur Unterweisung der unwissenden Bewohner mit Lehrern besetzte. Er gab eine neue Landesordnung (1573) die er aber, weil die Landesstände einige Artikel als nachtheilig ihren Rechten anzunehmen sich hernach weigerten, wieder aufhob.

Wenzel Adam hatte sich 1567 zum zweitenmal mit der Prinzessin Sidonia Katharina von Sachsen Lauenburg verhehelicht, mit welcher er drei Söhne, Christian August, Adam Wenzel und Johann Adalbert zeugte. Der erste und dritte starben in der Kindheit.

Besondere Sorgfalt verwendete der Herzog auf das Wohl der Bürger seiner Residenzstadt Teschen, zeigte sich auch gegen diese stets als ein liebevoller Fürst. Er starb (1579) im 55. Jahre seines Alters in der Vorstadt Brandeis bei Teschen an einem Schlagfluß, und hinterließ einen fünfjährigen Sohn, Adam Wenzel.

König Ferdinand hatte nach der Abdankung seines Bruders Karl V. auch die Kaiserwürde erlangt. Der Eifer seiner Jugend hatte sich im Alter gelegt, die Gluth war verrauchet, er wurde ganz zur Mäßigkeit herabgestimmt. Luthers Lehre, welche er mehr aus politischen Gründen als aus Religionseifer verfolgt und zu unterdrücken bemüht gewesen, beschäftigte ihn in den letzten Lebenstagen, und man vermuthet sogar, daß er als evangelischer Christ gestorben, denn einige seiner Glaubensgenossen ziehen die Rechtgläubigkeit seiner Gesinnungen bei seinem Tode in Zweifel. Ihm wird auch von den schlesischen Zeitgenossen ein besonderes Lob ertheilt, welches von dem Werthe zeigt, den die Menschen mit Religionsfreiheit verbinden.

Zu den besonderen Einrichtungen, welche Ferdinand in Schlesien getroffen, gehört die Veränderung im Finanz-Departement. Bisher waren die landesherrlichen Einkünfte von einem einzigen königlichen Bedienten, der den Titel Vizthum führte, verwaltet worden; als sie aber durch Einführung der Steuern und allerlei Abgaben unter verschiedenen Namen so ansehnlich wurden, war die alte Verfassung nicht mehr hinreichend. Es wurde daher zu Breslau die königliche Kammer (was die heutige Regierung ist) eingerichtet; sie bildete ein förm-

liches Collegium, bestand aus einem Präsi-
denten, den Kammerräthen und den dazu
erforderlichen Unterbedienten. Die Landes-
hauptmannschaften der Erbfürstenthümer,
die Domainengüter, Einkünfte und Rega-
lien aller Art, welche nicht von der Ver-
willigung der Stände abhingen, waren dem
Stiftungsbrieфе zufolge, dessen besonderer
Aufsicht übergeben; überhaupt war Ferdi-
nand der erste, welcher die landesherrlichen
Rechte und die Finanzverwaltung feststellte
und erweiterte.

Die wissenschaftliche Bildung der Schle-
sier in damaliger Zeit anlangend, so sagte
Philipp Melancthon im Jahre 1558: daß
in keiner der deutschen Provinzen so viele,
in den verschiedenen Zweigen der philosophi-
schen Wissenschaften trefflich gebildete Män-

ner anzutreffen seien, als in -- Schlesien.
Die 1504 in Goldberg gestiftete lateinische
Schule, besonders unter ihrem Rektor Va-
lentin Friedland, von seinem Geburts-
orte Trogendorf genannt, brachte dem
Vaterlande jenen großen Ruhm; denn nicht
nur von Schlesiern, sondern auch von zahl-
reichen Schülern der Nachbarländer wurde
sie besucht, daß sich Trogendorf (wie er
allgemein genannt wurde) rühmen konnte,
aus seinen ehemaligen Schülern ein ansehn-
liches Heer gegen die Türken stellen zu
können. Nach seinem Tode (1556 den 26.
April) sank die Bedeutsamkeit dieser Schule
allmählig, und seit dem Jahre 1611 der-
gestalt, daß sie 1626 geschlossen werden
mußte.

Kaiser Maximilian II., 1564 — 1576.

Auf Ferdinand II. folgte sein Sohn
Maximilian II. als Kaiser und König
in Ungarn und Böhmen. Schon bei Leb-
zeiten seines Vaters (1562) war er zum
Könige in den letztgenannten Reichen ge-
krönt worden und hatte (1562 den 6. De-
zember) persönlich die Huldigung der Schle-
sier zu Breslau empfangen. Er war we-
niger ein großer als ein guter Regent und
beschützte die evangelische Religion öffentlich.
Den Protestanten in Schlesien versprach er
bei der Huldigung freie Religionsausübung,
nur erinnerte er sie, die Sekte der Schwenk-
felder, von welcher man ihm wahrscheinlich
einen Begriff wie von unruhigen Schwär-
mern gemacht, nicht unter sich zu dulden.
Es ist dies um so auffallender, als die To-

leranz des Kaisers aus der Vernunft und
Staatsklugheit entsprungen zu sein scheint,
und das tyrannische Verfahren anderer
Mächte gegen diese Sekte höchst mißbilligte.

So wie sich in Schlesien der Pro-
testantismus immer fester siedelte, so wurde
derselbe in Böhmen vom Kaiser vollkom-
men sanktionirt. Die Protestanten in Böh-
men, welche bisher als Anhänger Hussens
unter dem Namen Utraquisten noch immer
eine scheinbare Verbindung mit den Katho-
liken gepflogen, sonderten sich auf dem
Reichstage zu Prag (1567) von diesen
gänzlich ab und machten seitdem einen ei-
genen Verband aus. Diese für die Folge
unheilbare Trennung, deren daraus ent-
springende Uebel der Kaiser nicht voraus-

sehen konnte, legten den Grund zu den nachherigen böhmischen Unruhen.

Die häufigen Kriege des Kaisers mit den Ungarn erheischten auch in Schlessien verhältnißmäßig große Ausgaben; durch die langen Friedensjahre hatte sich des Landes Wohlstand bedeutend vermehrt, und man gab daher mit um so bereitwilligeren Händen, als man keine Bedrückungen anderer Art, besonders in Religionsfachen zu dulden hatte. Eine dieser Steuern, welche auf einem allgemeinen zu Prag stattgefundenen Landtage bewilligt wurde, betrug siebenzigtausend Thaler. In dieser drohenden Zeit der Türkenkriege, bei welchen die Herzöge Georg II. von Brieg und Heinrich XI. die in Schlessien und in der Lausitz geworbenen Truppen mit Ruhm anführten, wurde (1566) die sogenannte Türkenglocke eingeführt, bei deren Geläute, welches jeden Morgen ertönte, man den Schutz Gottes gegen die Türken ansehen sollte. Der Eifer ging so weit, daß Jedermann angehalten wurde, bei diesem Glockenton entweder auf der Straße niederknieend zu beten, oder in die offenen Kirchen zu gehen; alle Geschäfte, aller Verkehr wurde unterbrochen, so lange dieß Geläute ertönte. Eine andere Folge der Türkengefahr war ein Befehl des Kaisers, vom Jahre 1566, wonach die festlichen Scheiben- und Vogelschießen der Bürger in den Städten als nöthige Waffenübungen anbefohlen wurden.

Indessen begann die lutherische Kirche in Schlessien gar bald an denselben Mängeln zu leiden, deren man die römische beschuldigte. Die, welche von der augsburgi- schen Confession in einzelnen Lehrmeinungen abwichen, wurden von den echten Pro-

testanten gehaßt und verfolgt, und namentlich warnte Luther den Breslauer Prediger Johann Hefß vor den Grundsätzen Zwingli's; und später ward sogar der friedliebende Melancthon der Anhänglichkeit an die Lehren der Schweizer-Reformatoren (Krypto-Kalvinisten) beschuldigt; die Prediger in Schlessien wurden bei ihren Reden ängstlich behorcht und dabei oft aus den entfernten Andeutungen einer Meinungsverschiedenheit, Gift und Galle zu Anfeindungen gezogen. Darunter zeichnete sich der Oberpfarrer Martin Eccelius zu Breslau aus. Die Magisträte schickten einzelne Theologen unter vielem Kostenaufwande in fremde Städte, um daselbst den, in der aufgeregten Zeit so allgemein beliebten Disputationen beizuwohnen, aber nicht selten wurden, grade durch diese, kalvinische Grundsätze zurückgebracht, wie unter andern der Kandidat des Predigt-Amtes, Zacharias Ursinus aus Breslau, welcher auf einer Reise nach Worms, der Schweiz und Paris (1534) Kalvins persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. So fanden sich oft unter den strengsten Orthodoxen Männer, die man für Sektirer hielt.

Unter andern hatte der Rektor Heidenreich am Gymnasium zu Brieg ein wenig zu viel über die Vereinigung der beiden Naturen Christi nachgedacht, und war darüber so ins Speculieren hineingerathen, daß er sich mit seiner Vernunft gar nicht mehr herausfinden konnte. Seine Syllogismen hatte er einigen Pfarrern mitgetheilt, welchen es, als sie darüber nachdachten, nicht viel besser erging. Nach geschehener gegenseitiger Mittheilung ihrer Gewissensscrupel äußerte sich ein förmlicher Zwiespalt in den Lehrensätzen der protestantischen Geistlichkeit

des Brieger Fürstenthums. Um nun allem fernern Unheil vorzubeugen, so berief der Herzog Georg II. von Brieg den Ausschuß der Priesterschaft zu einer Synode nach Strehlen, wo am 15. Januar 1573 unter herzoglicher Autorität über die streitigen dogmatischen Punkte in Betreff des Abendmahls und der Person Christi entschieden wurde. Die Prediger wurden hienach ermahnt, „daß sie sich in den aufgesetzten Artikeln gleichmäßig erhalten und darauf sehen sollten, daß kein heimliches Gift, was diesen Punkten zuwider wäre, einschleichen möge. Wem das aber zu glauben zu schwer falle, der möchte lieber, um nicht Verwirrung in den Kirchen und Schulen zu machen, sein Amt niederlegen. Uebrigens aber möchten sie, wenn ja noch ein Mißverständniß bei einem darüber obwalte, einander deshalb nicht mit Worten verfolgen und abkanzeln, sondern mit Liebe und Sanftmuth dabei verfahren.“

Deffenugeachtet wollte unsern Predigern dieser Synodal-Abschluß nicht einleuchten und es ergaben sich manche Widersprüche gegen denselben, namentlich in Ansehung der mündlichen Genießung des Leibes und Blutes Christi, so daß sich der Herzog genöthigt sah, seine gesammte Priesterschaft noch einmal und zwar den 10. Dezember 1574 nach Brieg zu berufen. Hier wurden bei Strafe der Weidung des Amtes die Strehleener Lehr- und Glaubenssätze noch einmal festgesetzt und besonders die mündliche Genießung des Leibes und Blutes Christi zu glauben und zu lehren beschlossen. Hierbei ist besonders bemerkenswerth der Grund, den das herzogliche Mandat in Ansehung des mündlichen Ge-

nusses angiebt, nämlich, weil er, der Herzog, von seinen Lehrern und Seelsorgern so gelehrt und unterwiesen worden sei. Es wurden also mittelst herzoglicher Autorität allen freimüthigen Untersuchungen der damaligen Prediger Schranken gesetzt, damit wie es hieß, keine Sakramentirischen Notizen entstehen möchten.

Eine andere außer der Strehleener Synode ist die zu Lehnhaus und Langenau unter dem Vorsitze des damals durch ganz Deutschland berühmten Mathias Flacius Illyricus, berüchtigt durch den von andern Theologen bestrittenen Satz: „daß die Erbsünde im Menschen nicht bloß ein zufälliges Ding, wie sonst Tugend und Laster, sondern mit seiner ganzen Natur auf das Innigste als Substanz verwebt sei.“ Dieser Flacius kam (1574) in der Absicht nach Schlesien auf dem Schlosse Lehnhaus unter dem Schutze des Besitzers Sebastian von Zedlitz ein allgemeines Concilium der schlesischen Theologen über streitige Dinge der Dogmatik zu halten. Eine Menge Prediger und Gelehrte hatten sich aus der Nachbarschaft eingefunden, und es wurde viel über Erbsünde und freien Willen disputirt. Die anwesenden Schlesier waren aber dem Flacius nicht gewachsen und beriefen daher in ihrer Noth den gelehrten Rektor der Goldbergischen Schule, Martin Thaburnus herbei, ohne daß er jedoch erscheinen mochte, „weil er nach seiner Eregese den Grundsatz des Flacius bejahen, und nach seiner Vernunft, vermöge dessen Gott als Ursache des Guten die Erbsünde nicht erschaffen haben könne, verneinen zu müssen glaubte.“ Während dieser Disputation auf Lehnhaus kam ein Eilbote vom

Brandenburgischen Hauptmann Barthold von Mandelsloh zu Kotbus mit einigen Einwürfen wider die Substanz der Sünde an, deren Auflösung der Hauptmann auf das schleunigste begehrte. Es zeugt dies von der Wichtigkeit, mit welcher man damals Gegenstände dieser Art betrieb. Glacius, welcher die Disputationen auf Lehnsaus unterbrach, setzte dieselben einige Wochen später auf dem Rittersitze Langenau fort, dessen Besitzerin, eine Freiin von Rittlig, von dem Gelehrten so begeistert war, daß sie, ungeachtet sehr krank, nicht bloß die Pfarrer ihrer Ortschaften, sondern auch der entfernten Städte zu dieser Disputation einlud. Nachdem sich die streitenden Parteien gegenseitig Ueberzeugung verschafft, verließ Glacius seine Beschützerin, welche ihm außer einem ansehnlichen Geschenk eine jährliche Pension von 50 Gulden zusicherte.

Im Liegnischen zeigten die höheren protestantischen Geistlichen häufig Annahmen, die dem Geiste einer freien Prüfung zuwider waren. Gegen Ungehorsame bediente man sich fast ähnlicher Strafen, wie ehemals unter den Katholiken. An die Stelle des früher üblichen Kirchenbannes trat die Ausschließung vom Abendmale, vom Pathenstehen u. Nur einzelne erkannten den großen Sinn jenes Ausspruches, daß der wahre Protestant bei Luthers Geiste und nicht bei Luthers Buchstaben geschätzt sein wollte. Die Wortführer waren feind der echten Duldung und freien Prüfung, und so wurden oft Kleinigkeiten mit dem größten Eifer betrieben. So hatte z. B. der Kaiser Ferdinand ausdrücklich verlangt, die beiden bekannten Verse des Kirchenliedes:

Erhalt' uns, Herr! bei deinem Wort
des Papstes und der Türken Mord!
in „des Teufels und der Türken Mord!“
abzuändern; jedoch der Breslauer Oberpfarrer, Simon Musäus, nahm lieber seinen Abschied, als daß er darein gewilligt hätte.

Kaiser Maximilian kam im Jahre 1567 noch einmal nach Schlesien, jedoch nicht weiter als bis Troppau, wo er einem Fürstentage bewohnte und unter andern Geschäften die Beschwerden der gesammten Stände des Troppauschen Fürstenthums, welche sich von Schlesien losreißen und zu Mähren schlagen wollten, untersuchte und zum Vortheil der ersteren entschied. Einige Chronisten sind der Meinung, daß Troppau und Jägerndorf in den alten Zeiten, als ein Theil zu Mähren gehörig, betrachtet worden. Die Vermuthung stützt sich darauf, daß schon im dreizehnten Jahrhundert als Böhmen sonst nichts von Schlesien besaß, an dieses Reich kam, und von König Wenzel an seinen Bruder Przemislaw, Markgrafen von Mähren, abgetreten wurde.

Das Fürstenthum Münsterberg, dessen letzte Regenten sich durch ihre schlechte Wirthschaft auszeichneten, kam unter diesem Kaiser auf eine werkwürdige Weise unter seine unmittelbare Regierung. Herzog Karl I. (1511 — 36), welcher nach dem Aussterben seiner nächsten Anverwandten über das vereinigte Delz-Münsterberg-Bohlau regierte, hatte vier Söhne: Joachim und George waren kinderlos gestorben; Heinrich II. (1536 — 48) hatte zwei Söhne, Heinrich III. (1548 — 87) und Karl II. (1548 — 1617); Johann von Delz (1536 — 55) nur einen, Karl Christoph (1565 — 69) hin-

terlassen. Die ersten beiden wohnten zu Bernstadt in großer Dürftigkeit; der letzte besaß den Delsnischen Antheil und das Fürstenthum Münsterberg. Dieses letztere Fürstenthum hatte, wie bereits erwähnt worden, Heinrich II. an den Herzog Friedrich II. zu Liegnitz verpfändet, von welchem es Kaiser Ferdinand I. einlöste und nebst Oppeln und Ratibor der Königin Isabella von Ungarn und Siebenbürgen einräumte, später aber, als diese Königin Schlessien verlassen, von seinen Herzögen wieder eingelöst wurde. Gedrückt durch die schwere Schuldenlast, von welcher sich Karl Christoph nicht mehr befreien konnte, verkaufte er den Antheil an Dels seinen beiden Vettern zu Bernstadt, und die Stadt Frankenstein nebst ihrem Gebiete den Gebrüdern von Logau. Es mußte jedoch erst die kaiserliche Bestätigung zu diesem Kaufe eingeholt werden, welche aber durch die Stände des Fürstenthums hintertrieben wurde. Diese, zu stolz einer Familie zu gehorchen, welche ihnen an Stande gleich war, nachdem sie sonst nur Fürsten zu Regenten gehabt, wendeten sich an den Kaiser, und baten ihn, das Land selbst zu kaufen. Maximilian aber, dem zwar zufolge der schlessischen Verfassung das Verkaufsrecht zustand, war selbst in Geldverlegenheit und konnte daher hiervon

keinen Gebrauch machen. Der Ehrgeiz der Stände war aber zu groß, um nicht die äußersten Mittel zur Erlangung ihres Zweckes zu gebrauchen. Die Stände übernahmen die Bezahlung eines Theiles der Kaufsumme, der Ueberrest wurde durch den Verkauf der Kammergüter gedeckt, und so wurde dem Kaiser die Oberherrschaft übertragen. Diesem Beispiele folgten später die Stände des Münsterbergischen Weichbildes, welches nach dem unbeerbten Tode des Herzogs Karl Christoph an seine ebenso geldbedürftigen Vettern geblieben war. Für 89,000 Thaler kauften 1570 die Stände von jenen die Landes- und Lehnsherrlichen Rechte nebst den Kammergütern ab, übertrugen jene dem Kaiser, vertheilten oder verkauften diese unter sich selbst — und so gelangte denn auch dieses Fürstenthum an den Kaiser. Er zog übrigens wenig Nutzen hieraus, da durch den Verkauf der Kammergüter sämtliche Quellen der Einkünfte erschöpft waren.

Das Liegnitzer Fürstenhaus, welches bereits unter Friedrich III. an Bedeutsamkeit und Ansehn viel verloren hatte, drohte unter dessen Nachfolger Heinrich XI., welcher in die Fußstapfen seines Vaters trat, gänzlich zu sinken.

Denkwürdigkeiten.

Leben, Regierung und Tod Herzog Heinrich XI. von Liegnitz (1559 — 89).

Als Prinz berechnete Heinrich XI. zu den schönsten Hoffnungen; den härtesten Prüfungen war er in der Jugendzeit unterworfen, und des Schicksals Schläge schienen die feste Richtung in seinem Herzen hervorzubringen. Gemüthselbst von seinem der Trunksucht ergebenen

Vater, und festgehalten wie ein Gefangener zu Hainau, woselbst sich jener aus Unwillen gegen die Liegnitzer aufhielt, wandte er sich damals in einem rührenden Schreiben an die Landstände, worin er ihnen seine traurige Lage bei seinem Vater schilderte und sie um guten Rath ersuchte. Die gleichfalls unzufriedenen Stände ermahnten ihn zum kindlichen Gehorsam und fleißig zu beten, welches auch sie zu thun versprachen, in der tröstlichen Erwartung, daß Gott das Herz des alten Herrn noch auf bessere Wege bringen würde. Heinrich ersah hieraus, daß er bei den Ständen Gehör finde, und wagte daher aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen, um nicht länger den groben Mißhandlungen des Vaters ausgesetzt zu bleiben. Als einst letzterer auf einige Zeit aus Hainau entfernt war, floh er als neunzehnjähriger Jüngling nach Liegnitz, wo der kaiserliche Hauptmann, welcher hierher gesetzt war, um die unbesonnene Regierung des alten Herzogs zu beaufsichtigen, ihn mit offenen Armen empfing und seines Schutzes versicherte. Selbst der Rath von Liegnitz stimmte dieser Versicherung bei, daß Heinrich von Seiten der Stadt auf keinen Fall etwas Nachtheiliges zu besorgen hätte und verehrte ihm sogar 60 Thaler als geheimes Reisegeld. Da der alte Herzog bei seiner Nachhausekunft den jungen Vogel ausgeflogen fand, wurde er wüthend, tobte furchtbar mit seiner Umgebung und sandte wiederholt seine Rätthe an den Prinzen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber Heinrich entließ sie alle mit dem kühlen Bescheide: „der Vater wolle sich seinetwegen nicht kümmern; er habe lange genug inne gegessen, und müsse sich nun eine Weile in der Welt umsehen.“ Aus Furcht er möchte vom Vater heimlich und mit Gewalt nach Hainau zurückgebracht werden, entfloh, er schon in der zweiten Nacht zu seinem Onkel nach Brieg, der ihn bereitwillig aufnahm. Aber auch dieser Zufluchtsort schien ihm nicht sicher genug zu sein und er ging daher graden Weges an den Hof Kaiser Ferdinand I. nach Wien.

Heinrich besaß ein einnehmendes Aeußere, ein heiteres Temperament, und war höchst gewandt in Sprache und in Handlung und erlangte dadurch recht bald die Gunst des Kaisers in einem hohen Grade und würde es gewiß darin noch weiter gebracht und sich länger erhalten haben, wenn er nicht so fest an dem lutherischen Glauben geangen hätte. Es herrschte damals die Sitte, daß die christlichen Religionspartheien auf alle nur mögliche Weise um Proselyten und Anhänger warben. Reiche, vornehme und gewiß auch reizvolle Prinzessinnen wurden dem jungen feurigen Prinzen als Preis seiner Bekehrung in der Ferne gezeigt, aber er drückte die Augen zu und — blieb lutherisch. Es waren dies die letzten Mittel gewesen, die der kaiserliche Hof zur Bekehrung des jungen Herzogs angewendet, und bei ihrer fruchtlosen Wirksamkeit kühlte sich natürlich die kaiserliche Gnade um ein Merkliches ab; ja sie erkaltete fast ganz, als der Prinz durch seinen Religionseifer bei folgender Gelegenheit auffallend anstieß. Ferdinand veranstaltete zum Andenken seines verstorbenen Bruders Karl V. eine prächtige Prozession und feierliche Requien, Heinrich trug bei dem Zuge dem Kaiser das Schwert vor. Als es aber zur Messe kam, legte er es hin, entschuldigte sich herzhaft mit seinem Glauben und ging davon. Dieses Betragen erregte allgemein großes Aufsehn und konnte daher nicht ungestraft bleiben. Noch an demselben Tage wollte Heinrich als Mundschenk dem Kaiser bei der Tafel das Handtuch reichen, aber der Kaiser riß es ihm zornig aus der Hand und sprach die

bittern Worte: „Herzog von Liegnitz, wollt ihr Gott nicht dienen, so sollt ihr uns auch nicht dienen.“

Heinrich, welcher merkte, daß auf dieses Betragen sein Glückstern am kaiserlichen Hofe sich mit Macht verdunkelte, verbeugte sich ehrerbietig und entfernte sich. Am folgenden Tage beurlaubte er sich bei des Kaisers Majestät, welche ihn aber doch mit ihrem Bildniß an einer goldenen Kette hängend und mit einem stattlichen und wohlgezierten Rosse beschenkte und ihn unter Versicherung aller kaiserlichen Gnade entließ.

Während dessen war die Staatswirthschaft seines Vaters auf das tiefste gesunken, so daß sich der Kaiser bewogen fand, diesem nicht nur den geringen Antheil an der Regierung zu nehmen, sondern ihn auch gänzlich absetzen und sogar in gefängliche Haft bringen ließ.

Heinrich erhielt als ältester Prinz die Regierung unter den Bedingungen, daß er seine Mutter, Bruder, Schwester unterhalten, des Vaters Schulden so viel als möglich bezahlen, alle Pracht vermeiden, in der Religion und dem Gottesdienste keine Aenderung vornehmen und wenn er am kaiserlichen Hofe gegenwärtig wäre, sich Ihrer Kaiserlichen Majestät Kirchen nicht ent schlagen sollte. Eine Hälfte dieser Bedingungen, nämlich seine Familie zu erhalten und die väterlichen Schulden abzutragen, war bei Zerrüttung der fürstlichen Finanzen schwer zu erfüllen, und die andere Hälfte, als protestantischer Fürst die katholischen Kirchen in Wien zu besuchen, so demüthigend für ihn, daß er sich schämte, dem Rathe zu Liegnitz solch eine Bedingung mitzutheilen. Dazu kam noch, daß ihm zur Pflicht gemacht war, in wichtigen Angelegenheiten ohne Zuziehung des Bischofs zu Breslau und Herzogs Georg zu Brieg, nichts zu unternehmen. Außerdem mußte er gewissermaßen der Gefangenwärter seines eingekerkerten Vaters sein, der sogar in seinem Gefängniß den regierenden Sohn auf mancherlei Weise kränkte, so daß er ihm sogar ein Pasquil auf ihn und seinen Hofprediger auf die Kanzel legen ließ.

Alles vereinigte sich, ihm die Verhältnisse zu verleiden. Dazu kam noch eine unglückliche Ehe, die er mit Sophie, des Markgrafen Georg von Anspach Tochter, im Jahre 1560 schloß. Doch zeigte Heinrich durch Thatfachen, daß er fest entschlossen wäre, seinem Hause und seinem Lande wieder aufzuhelfen. Er schränkte den Hofstaat ein, besetzte die Ämter mit Einheimischen und würdigen Landeskindern, hörte Jedermann geduldig an, gab liebevollen Bescheid, und saß selbst in der Kanzlei bei Justizsachen. Er las die Bitten selbst, resolvirte schleunig, liebte Recht und Gerechtigkeit, schätzte, bestätigte und vermehrte die Privilegien des Landes und der Städte, besuchte fleißig die Predigten an Sonn- und Wochentagen, duldete keinen Flucher und Gotteslästerer und nahm seine Landwirthschaft so wahr, daß er die Anzahl seines Viehes, Ausaat und Erndte auf seinen Vorwerken genau wußte. Dabei besuchte er öfters seinen Vater, dem er Wein aus seinem Keller schickte bei welcher Gelegenheit aber Vater und Sohn sich nicht selten bezechten.

Heinrichs kühner, hochstrebender Geist fühlte sich auf die Länge der Zeit viel zu beschränkt in seinem Wirkungskreise, wozu noch kam, daß ihm seine häusliche Lage durch seine Gemalin ganz zuwider wurde. Es trieb ihn in die Ferne, er suchte Zerstreuung; und so machte er mit einem großen Hofstaat weite Reisen, zog mit großem Pomp im römischen

Reiches umher und trat endlich ganz in die Fußtapfen seines Vaters. Die nächste Folge war, daß er mit seinem Einkünften nicht mehr ausreichte und daher in Schulden gerieth. Das Murren über sein kostspieliges Umherschweifen wurde um so lauter und allgemeiner, als seine Mutter und sein jüngerer Bruder Friedrich IV. den ihnen angewiesenen Unterhalt nicht mehr erhielten.

Wozu treibt Geldnoth den Menschen nicht! Heinrich suchte nun von seinen Unterthanen mit Gewalt zu erpressen, was sie mit Güte nicht geben wollten und erregte dadurch gegen sich großen Unwillen bei dem Kaiser.

Unterdessen war auch sein jüngerer Bruder, Friedrich IV., mündig geworden und sollte nach kaiserlicher Anordnung Mitregent seines ältern Bruders im Fürstenthum Liegnitz sein. Dies war aber ganz gegen Heinrichs Plan. Er wollte unabhängig und alleiniger Herrscher sein. Sein Stolz erwachte, wenn er seinen Blick nach Polen, dem ehemaligen Reiche seiner Väter richtete. Hier regierte der König Siegismond, alt und kinderlos. Heinrich kam auf den Gedanken, daß es wohl nicht unmöglich wäre, sein Nachfolger werden zu können und die Herrschaft seiner Väter wieder zu erlangen.

Die Sache wurde von fernher unterbaut, und Heinrich fand bald Anhänger unter den polnischen Magnaten. Der alte König Siegismond von Polen war es zufrieden, daß ein Reichstag nach Lublin ausgeschrieben wurde, um daselbst über seinen Nachfolger zu berathschlagen. Was der Mensch wünscht, das hofft er leicht. Um desto mehr, weil dem Herzoge in's Ohr geraunt war, daß, wenn er auf diesem Reichstage in Person als Gast erschiene, er seinen Zweck um desto sicherer erreichen würde. —

Er machte sich darauf mit aller ersinnlichen Pracht und großem Gefolge auf den Weg nach Lublin, und unterließ nichts, um den Polen einen hohen Begriff von seiner Macht beizubringen. Sein Einzug in Lublin war wahrhaft königlich. Ohne die Menge Zugpferde hatte er achtzig berittene Kasse mit sich, welche dergestalt mit gelben Federn und großen Federbüschen geschmückt waren, daß man die Vagen, welche sie ritten, von vornher nicht wohl sehen konnte. und jeder derselben hatte eine Panzerkette von tausend Dukaten Werth am Halse, nebst silbernem Dolch und Schwert. Der ganze Zug blitzte von Sammt und Seide, von Gold und Silber. Seine Aufnahme war nicht weniger königlich, denn der alte Siegismond schickte ihm zur Bewillkommnung eine Gesandtschaft von 300 Pferden entgegen.

Heinrich glaubte, die Gelegenheit bei den Haaren ergreifen und nichts schonen zu müssen, um ein für allemal seiner Lage eine glänzende Wendung zu geben. Er warf das geborgte Geld mit vollen Händen weg, überreichte dem Könige kostbare Geschenke, zwei Löwen, ein krystallenes mit Diamanten und Smaragden besetztes Trinkgeschirr, köstliche Säbel, vergoldete Röhre u. s. w. Der König nahm das mit Dank an und zog den Herzog dafür nur einmal zu Tische, bewirthete ihn aber so kärglich, daß auch der Herzog in seinem Quartier täglich köstlicher speiste, als damals der König. Die königlichen Gegenpräsenste waren eben so ärmlich und bestanden nur in zwei Zimmern Zobel-Marder und weiter nichts.

Heinrich hätte schon hieraus abnehmen können, daß er wohl einen Fehlgrieff an der polnischen Krone thun würde, doch ließ er sich das nicht irren und hoffte durch verschwenderische Gastmähle und köstliche Saufgelage sich der Gemüther der polnischen Großen zu versichern. — Für diesmal wurde indessen nichts entschieden und er kehrte auf Hoffnung besserer Aussichten nach einem vergeblichen Kostenaufwande von 24,000 Thalern zurück.

Nach dem Tode seines gefänglich gehaltenen Vaters mußte Heinrich seinen Bruder Friedrich zum gemeinschaftlichen Mitregenten des Fürstenthums annehmen. Die Mißverständnisse zwischen ihm und seiner Gemalin, welche gerechte Ursache hatte, auf eine gewisse Frau von Kittlgin eifersüchtig zu sein, wurden so groß, daß er einst der Herzogin mit den Worten: „Du sollst wissen, die Frau von Kittlgin ist keine H——“ eine solche Maulschelle gab, daß sie zurückaumelte. Diese Thätlichkeit kam ihm aber in der Folge theuer zu stehen, daß sie ihn „in groß Jammer und Noth und um Land und Leute brachte,“ weil sein Schwiegervater, der Markgraf von Anspach, als der einzige, der ihn hätte retten können, ihn seinem Schicksal überließ. Obenein erwachten seine Gläubiger und mahnten und drängten ihn von allen Seiten, so daß sein Zustand wahrlich nicht beneidenswerth war.

Er suchte ihn durch ein wüßtes Leben, worein er immer tiefer sank, zu vergessen. Die Verzweiflung und der Hausfrieden trieb ihn zu sonderbaren Lustigkeiten. Fast ein ganzes Jahr hindurch besuchte er alle Abende vermunnt mit einem Bürger nach dem andern in Liegnitz. Einer sah ihn gern, der andere nicht. Gemeiniglich waren vier Mönche und vier Nonnen; und der Herzog war allezeit als eine Nonne verkleidet und fuhr auch öfters in solcher Mumerei auf einem großen Wagen nach Goldberg und Hainau. Herren und Damen spielten verkehrte Welt, bei welcher Gelegenheit es mit Zucht und Ehrbarkeit so genau nicht genommen wurde. So vergaß sich Heinrich, so tief sank er!

Daß ihn diese schaaalen Vergnügungen bald anekelten, konnte nicht fehlen. Nun blieben ihm keine andern übrig, als — Reisen. Auch nöthigten ihn die unablässigen Mahnungen seiner Gläubiger und die sichtbare Unzufriedenheit der Landstände dazu. Der edle Fürst bequeme sich zur Rolle eines Krippenreiters im heiligen römischen Reich; wollte bei allen Reichsfürsten und allen Reichsstädten Geld borgen, und suchte sich auf die thörichteste Weise Geld zu verschaffen, daß er allenthalben mit einem Duzend Paukenschläger und Trompeter, die ihn begleiteten, eingezogen kam. Auch sprach er die Reichsfürsten um Beistand gegen seine Unterthanen an, die ihn bei dem Kaiser hart verklagt hätten. Sie entließen ihn mehrentheils mit einem dürftigen Geschenk und leidigen Vertröstungen ihrer Fürsprache in Wien.

Indessen blieb er immer lustig und guter Dinge und ließ den Muth nicht sinken. „Es war Ihrer Fürstl. Gnaden und unser Thun nur dieses, schreibt sein Hofmarschall von Schweinichen, daß wir spazieren gingen, in die Kirchen, Zeug- und Proviandhäuser, uns nach schönen Jungfern umfahen, sofften, spielten und guter Dinge waren.“

Man kann noch heute nicht ohne Wermuth und innige Theilnahme die bitteren und kränkenden Erfahrungen lesen, die er in diesem jämmerlich lustigen Leben zu machen Gelegenheit hatte. In Nürnberg wollte er 4000 Gulden vom Stadtrath borgen, die ihm aber

abgeschlagen wurden, und zur Abreise verehrte man ihm, als Pflaster auf die Wunde, einen schönen Gaul und hundert Floren Reisegeld. Der Herzog von Baiern war weichherziger, borgte ihm tausend Thaler und seine Gemalin schenkte ihm ein Kleinod von 500 Thaler an Werth. Höhnend und fast empörend war dagegen das Betragen des reichen Kaufmann Fugger zu Augsburg gegen ihn. Er lud den Herzog ein, zeigte dem geldarmen Fürsten aus grausamer Eitelkeit seine gewaltigen Reichthümer, einen Schatz von Kleinodien und Edelsteinen, den er selbst auf eine Million schätzte, schloß einen Kasten auf, worin 200,000 Gulden lagen und führte ihn auf ein Thürmchen, welches von der Spitze bis auf die Hälfte herunter mit lauter guten, harten Thalern gedeckt war. Der gelddürstige Heinrich war darüber bis in den dritten Himmel entzückt und meinte nun an den rechten Mann gerathen zu sein, der seiner großen Geldnoth abhelfen würde. Er ließ ihn um 4000 Thaler Vorschuß ansprechen, wurde aber höflich abgewiesen, mit der Entschuldigung, Fugger müsse sein vorhandenes Geld an den König von Spanien zahlen. Doch verehrte er ihm Tages darauf 200 Kronen, einen schönen Becher und ein Roß mit schwarzer Sammtdecke. Nun ward der Magistrat zu Augsburg um eben diese Summe ersucht, auch hier bekam er abschlägliche Antwort, doch schoß ihm der Rath der Stadt gegen Revers Tausend Gulden auf ein Jahr ohne Interessen vor und verehrte ihm zum Trost einen stattlichen Gaul. Da das aber zur Bezahlung der in Augsburg gemachten Schulden nicht hinreichte, so versetzte der Herzog seinen silbernen Tischservis für 800 Thaler und — welcher Leichtsinn! — gab dafür den Vornehmsten der Stadt einen kostbaren Abschiedsschmaus. So gerieth er immer tiefer in Dürftigkeit. In Köln war es soweit mit ihm gekommen, daß der Gastwirth Beschlagnahme auf seine Habseligkeiten legte und solche nicht verabsorgen ließ. Als er sich zuletzt gar nicht mehr zu helfen wußte, so kam er auf den tollen Gedanken, die Königin von England zu heirathen und trug seinem Hofmarschall von Schweinichen auf, als sein Freiwerber nach London zu gehen und die Königin nebenbei um 50,000 Kronen anzusprechen.

Die Noth trieb ihn endlich wieder ins Vaterland zurück und er erschien unvermuthet in Liegnitz. Aber wie sehr war nun erst seine Lage verschlimmert. Während seiner Abwesenheit war ihm vom Kaiser, weil er auf wiederholte Citation zur Huldbildung nicht erschienen und wider des Kaisers Willen im Auslande umhergeschweift war, das Fürstenthum genommen und die Regierung desselben seinem jüngern Bruder Friedrich ausschließlich aufgetragen worden. Friedrich hatte zwar Befehl gegeben, ihn nicht zum Thore einzulassen, aber Heinrich kehrte sich nicht daran, und trat in der Stadt ab, in der er wegen seiner Popularität so viele Freunde und Anhänger hatte. Der Rath war seines dem Herzoge geleisteten Eides nicht förmlich entbunden worden, hielt es also für seine Pflicht, ihn aufzunehmen, bewillkommte und beschenkte ihn mit Wein und Fischen. Heinrich lud ihn dafür zur Tafel, wobei sich, weil er ohne Musik nicht leben konnte, sechs Trompeter hören ließen, und schickte seine sämtlichen Gäste bewirthet nach Hause.

Der Zustand des Fürstenthums war äußerst traurig, weil Niemand wußte, an welchen von beiden Brüdern er sich halten sollte. Dies bewog endlich den Kaiser, Heinrich ganz der

Regierung zu entsetzen und den eigenen Bruder desselben, Friedrich IV., mit der Verhaftung des leichtsinnigen Fürsten zu beauftragen. Da aber dieser dies Geschäft nicht übernehmen konnte oder mochte, so stießen unter der Leitung des Bischofs Gerstmann mehrere schlesische Contingente zusammen, um den Herzog in seiner Residenz unvermuthet zu überfallen. Aber Heinrich bekam noch Tages zuvor Nachricht, daß sich in Neumarkt mehrere hundert Mann Reiter und Fußvolk versammelt hätten. Ein an den Bischof abgefertigter Bote, der nach der Absicht dieser Truppenversammlung fragen sollte, und von demselben zurückbehalten wurde, bestätigte den Herzog noch mehr in dem Verdachte, daß es keinem andern als ihm gelten könnte. Er rüstete sich also in größter Eile zur Gegenwehr. Von Goldberg und Lüben wurden eiligst 50 Hackenschützen nach Liegnitz beordert, das Schloß von den Vorwerken reichlich verproviantirt und dem Rathe zu Liegnitz, dem der Herzog nicht traute, wurden die Thorschlüssel abgefordert. Nachts um 10 Uhr endlich kam der an den Bischof abgesendete Bote zurück, mit der Nachricht, daß es allerdings auf die Gefangennehmung des Herzogs abgesehen sei.

Darauf wurde die Trommel gerührt, durch die ganze Stadt Laternen ausgehängt, die Stücke aufs Schloß und auf den Wall geführt, und in einer Stunde standen tausend wohlgerüstete Bürger auf dem Schloßplatze. Der Herzog ritt darauf vors Rathhaus, wo der Rath, die Schöppen und Geschworenen versammelt waren. Er erzählte ihnen das Vorhaben der Fürsten und Stände gegen ihn und fragte sie, ob sie bei ihm halten und haften wollten? Aus einem Munde ertönte die Versicherung, daß sie es für Pflicht hielten, Leib, Gut, Ehre und Blut bei ihm aufzusetzen. Zu mehrerer Bekräftigung erhoben sie die Finger an Eides statt.

Die Bürgerschaft wurde darauf auf den Wällen vertheilt und außerdem eine Menge von Picken und Hellebarden in die Erde gepflanzt, damit es von Ferne das Aussehn hatte, als ob Alles von Kriegsvölkern wimmelte. Auf den Schloßthurm wurden zwei Feldstücke gezogen, und auf den Kranz desselben sechs Trompeter und ein Pauker gestellt, die den Anzug des Feindes kund thun sollten. So gerüstet erwartete der Herzog den Anfall der Feinde.

Früh um 4 Uhr verkündete der Wächter vom Thurme den Anmarsch des Feindes. Augenblicks wurden alle Stücke vom Thurme und von den Wällen gelöst und Trompeten- und Paukenschall mischte sich in den Donner der Kanonen. Einen solchen Empfang hatten die zusammengezogenen Schaaren, die größtentheils aus ungeübten Landleuten bestanden, nicht erwartet, und ein allgemeines Schrecken bemächtigte sich ihrer. Es wurde Halt gemacht und Kriegsrath in der Rathause gehalten. Der Bischof war der Meinung, daß man nur Spott einlegen und Püffe davon tragen würde, weil das gesammte Corps nur aus 500 Reitern und 2400 Mann Fußvolk bestand; auch wäre der Plan nur auf eine Ueberrumpelung, nicht aber auf einen förmlichen Sturm oder eine Belagerung berechnet gewesen.

Während des Kriegsraths ereignete sich ein possierlicher Vorfall, wodurch das panische Schrecken sich noch mehr unter die Feinde verbreitete. Ein Reitknecht kam mit zwei Pferden in die Vorstadt, um sie vom Schmiede beschlagen zu lassen. Das eine Pferd riß sich los und lief davon, mit dem andern jagte der Reitknecht ihm nach. Auf die Frage was giebt's? ant-

wortete der Schelm „der Prüker (so nannte man Herzog Heinrich) ist ausgefallen und hat meinen Kameraden herabgeschossen.

Dieser Spaß brachte das ganze Heer ins Laufen und zum Wegwerfen des Gewehrs. Die Anführer selbst machten sich Vorwürfe und der Bischof sagte zum Herzog Friedrich, Heinrichs Bruder: „Eure Liebden haben das Spiel ausgegeben; Sie sehen zu, daß sie nicht Matsch werden.

Endlich kamen die Flüchtlinge zu Athem, machten Halt, sammelten sich und beschloßen mit Herzog Heinrich gütlich zu unterhandeln.

Herzog Friedrich schickte drei Junker mit einem Trompeter vor den Wall, die mit dem Bürgermeister unterhandeln sollten. Heinrich antwortete ihnen: „Jetzt bin ich selbst Bürgermeister, Ihr aber seid Rebellen, die meine treuen Unterthanen zur Rebellion bringen wollen. Herzog Friedrich bricht seinen Eid an den Unterthanen, weil er als ein Feind und nicht als ein Landesfürst ankömmt. Pakt Euch, oder ich werde Euch die Wege zeigen.“

Mit diesem Bescheide zogen sie ab. Ihnen folgte eine andere Gesandtschaft, die aus Hanns von Nehder, Heinrich von Walbau, Bernhard von Walbau, Hanns von Zeltz bestand. Sie wurde durch das Thurmöfflein eingelassen und erklärte: daß auf kaiserlichen Befehl die Kommissarien angekommen wären, um den langwierigen Irrungen des fürstlichen Hauses abzu-
zuhelfen, weswegen sie bäten, der Herzog möchte der Kommission einen freien und ruhigen Eingang gestatten.“ Heinrich erwiderte, daß es seine Schuldigkeit sei, sie zu hören, äußerte aber sein Befremden über die Art und Weise, wie diese Kommission erschienen sei, und begehrte zuvor eine Erklärung, ob er sich friedlicher oder feindlicher Gesinnungen zu versehen habe, nebst einer Abschrift der kaiserlichen Vollmacht, sonst könnte er sie nicht einlassen.

Nachdem von beiden Theilen friedliche Maßregeln in Betreff der Unterhandlungen genommen waren, während dessen die zusammengezogenen Truppen die Stadt umgaben, so erschienen Siegfried von Promnik, George von Braun, von Saurmann, Siemon Hanewald und Hanns von Nehder als bevollmächtigte Kommissarien vor der Schloßpforte. Sie wurden eingelassen und von Heinrich, der von seinen Rittern in kriegerischer Rüstung umgeben war, mit den männlichen Worten bewillkommt:

„Ich gebe Euch nicht die Faust, daß ich mich vor Euch, als meinen Feinden, demüthigen wollte, sondern dem Kaiser, dessen Abgesandte Ihr sein sollt, als meinem Herrn zu Ehren und Gehorsam. Außer diesem sollte es Euch keinem geschehen, weil Ihr nicht, die Ihr zuvor meine guten Freunde gewesen, kommet, sondern als Feinde, denen ich wohl zu begegnen wüßte.“

Die Beschwerden, welche die Bevollmächtigten im Namen des Kaisers gegen den Herzog führten, ließen summarisch dahin aus: daß Heinrich bei der allgemeinen Erb-Landes-huldigung, welche der Kaiser bei seiner Anwesenheit von den Fürsten und Ständen angenommen hatte, außer Landes gewesen wäre, und nachher weder in Prag hätte erscheinen, noch dem Bischofe im Namen des Kaisers huldigen wollen; auch sei er dem kaiserlichen Dekret zuwider,

vermöge dessen ihm und seinem Bruder Friedrich IV. die Landesregierung gemeinschaftlich übertragen war, nicht gehorsam gewesen.

Heinrich antwortete auf den ersten Punkt, daß er von Krankheit wäre verhindert worden, und auf den andern, daß es wider die Landesprivilegien wäre, wenn ein Fürst dem andern hulbigen sollte. Gemeinschaftlich aber mit seinem jüngern Bruder zu regieren, dünkte ihm als einem Manne von 42 Jahren verkleinerlich zu sein. Er verlangte ein Verhör vor Fürsten und Ständen des Landes, vor welchen er sich verantworten wolle und setzte dann im Gefühl seiner Würde hinzu:

„Wird mir ein rechtliches Verhör und Erkenntniß versagt, so soll dieser Ort eher mein Kirchhof sein, als daß ich den Namen haben will, die wohlhergebrachten Privilegien meiner Vorfahren gebrochen zu haben. Bevor ich mich ohne Ursache gefangen gebe, will ich eher Leib und Gut, Ehre und Fürstenthum daran setzen und diese Stelle, worauf ich stehe, soll meine Grabstätte sein.“

Während dieser Verhandlungen war aber auch mit dem Rathe und der Gemeinde zu Liegnitz Rücksprache gehalten und sie durch Vorstellung der zu befürchtenden kaiserlichen Ungnade eingeschüchtert worden, wofern sie sich länger widersetzen würden. Dadurch wurden Heinrichs Hauptstützen wankend, er zog gelindere Saiten auf, und das Ende der Kommission lief endlich darauf hinaus, daß sich Heinrich in Prag vor dem Kaiser stellen sollte und wollte, welches er auch that. Kaum war er aber im August 1581 daselbst erschienen, so wurde er verhaftet, und auf dem kaiserlichen Schlosse gefänglich verwahrt. Doch wurde er seinem Stande gemäß behandelt, erhielt ein mit Tapeten beschlagenes Zimmer, ein fürstliches Bette und wurde Mittags mit 14 und Abends mit 12 Gerichten, auch jeden Tag mit 10 Kannen Wein, und Bier, so viel er verlangte, gespeiset. Zu seiner Bedienung wurden ihm sechs Trabanten und acht Diener gelassen. Die Verwaltung des Fürstenthums wurde seinem Bruder Friedrich aufgetragen.

Den 21. Januar 1582 langte Heinrich als Gefangener unter Bedeckung in Breslau an, wo ihm einige Zimmer auf des Kaisers Hof angewiesen wurden. Sein Unterhalt und seine Bedienung wurden ihm sehr geschmälert und er mußte sich an drei Personen zur Aufwartung und mit einem monatlichen Ausfag von 30 Thälern begnügen. Drei Jahre brachte er in dieser kümmerlichen Lage zu. Die Pest fing indessen an zu wüthen, und Heinrich überredete seine Wächter, daß es kein besseres Gegenmittel gäbe, als recht viel Scheps (Breslauer Bier) zu trinken. Er sorgte dafür, daß es ihnen daran nicht fehlte, womit sie sich auch trefflich berauschten.

Nachdem er sich von seinem Diener eine Kutsche hatte bestellen lassen, so machte er sich während des Rausches seiner Wächter davon. Dem Thorsteher, der ihn aufhalten und schreien wollte, wurde von seinem Diener das Maul zugehalten, bis der Herzog über die Oberbrücke war. Den Nachfolgern entging er dadurch, daß er von der rechten Straße abwich und zwei Tage in einem Walde liegen blieb. So langte er glücklich in Polen an.



Herzog Friedrich III. v. Liegnitz vor der Kaiserlichen Commission.

(Dieser Ort soll eher mein Kirchhof sein, als dass ich die Privilegien meiner Vorfahren breche.)

(1581.)

Von Grobno aus entschuldigte er sich bei dem Kaiser, daß ihm, um der wüthenden Pest zu entgehen, kein anderes Rettungsmittel übrig geblieben sei, als bei seinen polnischen Freunden Schutz zu suchen.

Da er auf wiederholte Vorladung nicht erschien, wurde er seines Landes für verlustig erklärt und seine Unterthanen wurden von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden.

Nach drei Jahren, in welchen er mit Mangel und Armuth kämpfte, und ein herumirrendes Leben führte, starb er im äußersten Elende in einem gemiethten Hause zu Krakau an einem bössartigen Fieber, den 3. März 1588.

Von Land und Leuten vertrieben, fand Heinrich selbst nach dem Tode kaum eine Ruhestätte. Sein Bruder Friedrich wollte die Leiche abholen und in die fürstliche Gruft zu Liegnitz beisetzen lassen, wozu er aber die nachgesuchte Erlaubniß des Kaisers nicht erhielt. Er sollte da begraben werden, hieß es, wo er gestorben wäre; aber auch das hatte große Schwierigkeiten, weil die polnische Geistlichkeit ihm, als einem Keger, ein ehrliches Begräbniß versagte. Endlich erbarmte sich die Weißgerberzunft zu Krakau, unter der einige Liegnitzer waren, und schoss 70 Thaler zusammen, wodurch sie die Bettelmönche bewegten, daß sie die Leiche in eine besondere Kapelle beisetzen. Diese Kapelle wurde aber erst nach drei Jahren vermauert, nachdem der Herzog Friedrich von Liegnitz 50 Dukaten und Herzog Joachim Friedrich von Brieg 59 Thaler dafür entrichtet hatten. — So traurig war das Ende eines Fürsten, der in vieler Hinsicht ein besseres Loos verdient hatte.

Unter Kaiser Maximilian äußerte sich noch häufig die wechselseitige Erbitterung zwischen den Städten und dem Adel, und förderte Beispiele zu Tage, vor denen der fühlende Mensch erschrickt. Die Städte, welche bei dem deutschen Rechte zu Ansehn und Reichthum gelangt waren, trockten dem alten auf slavische Vorrechte sich stützen-Adel, und begegneten dem Uebermuthe desselben mit gleichem Troke, daß an ein Ende dieser ununterbrochenen Reibungen kaum zu denken war. Freilich war die Zeit vorbei, wo der Edelmann mit dem Schwert in der Faust sich am Städter rächte; denn mit Festigkeit und Nachdruck bewachte der Kaiser den Landfrieden, dagegen gab es andere und gefährlichere Mittel, die gehegte Rache auszuüben. Man nahm zur Justiz

die Zuflucht. Bei Morden oder sonstigen größern Kriminalfällen verlangte der Adel, auf die alten slavischen Vorrechte fußend, daß er die Strafe mit einer Geldbuße ablösen könne, und wirklich finden sich auch zahlreiche Beispiele, wo Edelleute wegen vorsätzlichen Mordes an bürgerlichen Personen mit einer Geldstrafe davon kamen; wo es aber galt, einer längst gehegten Erbitterung oder Rache Befriedigung zu verschaffen, da scheute man sich oft nicht, wahrhaft strafbar gegen die dem Gericht anheimgefallenen Opfer zu verfahren. Löwenberg und Schweidnitz geben traurige Beweise hiervon.*) Verbrecher wurden häufig ohne weiteres Verhör und Appellation, oft am

*) Siehe unten Denkwürdigkeiten.

Tage, wo sie ergriffen worden, hingerichtet. Ein solcher Fall, wo die Schweidnitzer einen böhmischen Edelmann, Namens Tausdorf, welcher einen Duellmord begangen, mit wahrhaft blutiger Eile schon am zweiten Tage nach geschehener That hinrichten ließen, zog der Stadt die größten Nachtheile zu. Der gesammte Adel war über diese ungerechte Handlung der Stadt Schweidnitz auf das äußerste aufgebracht, und rächte sich bitter an ihr. Er lud den Rath der Stadt vor das Manngericht, aber dieser erschien nicht, sondern erhob Gegenklage am Hofe zu Wien; eine kaiserliche Kommission untersuchte den Rechtshandel zu Tauer, worauf der Kaiser das Urtheil, ausgefertigt zu Prag den 7. Juni 1575, dahin ergehen ließ, daß der Stadt Schweidnitz das Recht der freien Rathswahl, so wie das Obergericht genommen und das Mannrecht nebst dem Fürstenthums-Archiv nach Tauer verlegt wurde.

Aber schon fünf Jahre später (1580) wurde Schweidnitz durch Vermittelung des Bischofs Gerstmann nach großem Kostenaufwande mit dem Adel ausgesöhnt, und erhielt auf inständige Bitten einen Theil ihrer Vorrechte zurück.

Bischof Martin Gerstmann (1574 — 1585) war von ansehnlichen bürgerlichen Eltern zu Bunzlau geboren, studierte zu Padua, wurde Doktor und trat hierauf in den geistlichen Stand. Seiner gebiegenen Kenntnisse wegen, ward ihm vom Kaiser Maximilian die Erziehung seiner beiden Prinzen anvertraut, worauf er nach dem Tode des Bischof Logau zum Bischof von Breslau ernannt wurde. Als kaiserlicher Gesandter war er 1575 auf dem zur pol-

nischen Königswahl versammelten Reichstage, wo aber weder der Kaiser, noch Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der sich darum beworben, sondern der französische Prinz Heinrich von Anjou, zum Könige von Polen gewählt wurde, der jedoch schon vier Monate nach der Krönung nach Frankreich wieder zurückkehrte. Maximilian warb hierauf um die polnische Krone für einen seiner Söhne, aber die siegende Gegenparthei wählte den Großfürsten von Siebenbürgen.

Der Protestantismus wurde um diese Zeit besonders begünstigt. Der Bischof Gerstmann, welcher sich übrigens mit musterhafter Staatsklugheit in diesem Punkte betrug, gestand den Protestanten mehr zu, als er vielleicht gegen seine Parthei verantworten konnte. Mit dem lutherischen Herzoge von Brieg, Georg II., lebte er in innigster Freundschaft, besuchte ihn öfters unvermuthet, und verweilte oft mehrere Tage bei ihm. Bei einer solchen Einigkeit der religiösen Oberhäupter des Landes konnte die zurückgehaltene Zwiethracht zu keinem verderblichen Ausbruche gelangen. Wie sehr Gerstmann den Protestanten geneigt war, beweiset der Fall, wo er einige katholische Geistliche mit Gefängniß bestrafte, weil sie in seinem eigenen Fürstenthum Reisse den lutherischen Gottesdienst hatten hindern wollen. Seine Macht die er als Oberlandeshauptmann besaß, und die große kaiserliche Gnade, die er genoß, waren daher Ursache, daß seine Parthei beim Schweigen erhalten wurde, nachdem er sich vielfach bei derselben verdächtigt hatte.

Kaiser Maximilian starb zu Regensburg am 12. Oktober 1576. Ihm folgte sein Sohn:

Kaiser Rudolph II., 1576 -- 1611.

Maximilian hatte zwar sechs Söhne hinterlassen, aber nur Rudolph als der älteste erbte seine Staaten, die übrigen wurden mit geringen Appanagen abgefunden. Nur ein einziges Mal erschien Rudolph II. in Schlessien, und zwar, als er am 29. Mai 1577 in Begleitung seiner Brüder Mathias und Maximilian nach Breslau zur Huldbigung kam. Bald nach dem Empfange derselben forderte er von den Ständen einen Steuerrückstand von 200,000 Thalern, welche ihm die Stände zu zahlen versprochen, sobald er ihre Privilegien würde bestätiget haben.

Auf einem gleichzeitig zu Breslau abgehaltenen Fürstentage, welchem Rudolph bewohnte, wurde eine allgemeine Landes-Polizei-Ordnung bekannt gemacht, und ein Jahr später dem Bucher durch Feststellung der Zinsen auf sechs vom Hundert sehr gesteuert.

Der Hauptinhalt der Polizei-Ordnung war folgender:

„Wer Reisen, Püchelhauben und Handwaffen trägt, um mit andern Handel anzufangen und sie zu verwunden, soll 50 Dukaten Strafe erlegen und einen Monat im Gefängniß sitzen. Man nannte solche Leute Schnarcher und sie scheinen damals häufig gewesen zu sein.

Wer einen andern herausfordert und ihn, doch nicht tödlich, verwundet, büßt mit 50 Dukaten. Erfolgt keine Thätlichkeit auf die geschiedene Ausforderung, 25 Dukaten. Ausforderungen auf Röhre und Büchsen sind bei Leibesstrafe und Verlust der Ehre verboten..

Desgleichen weil bei ehrlichen Zusammenkünften das junge Volk dem Frauenzimmer und andern Leuten, so sich in ihre Ruhe gelegt, die Kammerthüren, dem Wirth auch die Kellerthüren aufzulaufen und allerlei Muthwillen und unlautere Worte zu treiben unterstehet, so sollen die Verbrecher von dem Wirth und Herrn des Hauses der Obrigkeit angezeigt und ein jeder der Obrigkeit 25 Dukaten zur Strafe geben. Verschweigt es aber der Wirth, so soll er für den muthwilligen Gast die Strafe erlegen.

Jungfrauen und Wittwen auf dem Lande und in Städten, die ihren Ehrenstand überschreiten, sollen desselben nicht nur entsetzt und gefänglich eingezogen werden, sondern auch ihres väterlichen und mütterlichen Erbtheils zum Besten der nächsten Verwandten verlustig sein. Junggesellen und Wittwer, welche Unzucht begangen haben, sollen mit Leibesstrafen und Landesverweisung belegt werden.

Das Gesinde soll sich nicht auf kürzere Zeit, denn auf ein ganzes Jahr vermietthen, und soll das Dorfgesinde sich mit folgendem Lohn begnügen:

Der Großknecht: für Alles und Fe-des — 6 Thlr. 12 Gr. Ein Paar Stiefeln oder dafür 1 Thlr. Zwei Paar Schuhe.

Der Mittelnknecht und Wagenknecht 5 Thlr. Ein Paar Stiefeln, ein Paar Schuhe.

Der Pflugtreiber 1 Thlr. und 2 Paar Schuhe.

Der Pferdehirt 1 Thlr. 12 Gr., 2 Paar Schuhe.

Die Schließerin, Kindermagd oder Köchin 2 Thlr., 5 Ellen Leinwand, 2 Paar Schuhe, ein Schleier.

Die Viehmagd 1 Thlr., 27 Weiß, grobchen, 15 Ellen Leinwand, 2 Paar Schuhe, 1 Schleier.

Alle Nacht Tänze, weil sie zur Unzucht und Muthwillen Anlaß geben, sind verboten."

In dasselbe Jahr (1577) fällt auch die neue Bergwerks-Ordnung, denn der Bergbau war häufig aus Eigennutz der Gutsbesitzer unterdrückt worden. In dieser Ordnung wurde den Bergleuten unter kaiserlichem Schutze erlaubt, überall, wo sie Adern vermuthen, einzuschlagen oder zu schaufeln.

Einige Zeit später erfolgte die Abschaffung des alten Julianischen und Einführung des vom Papst Gregor XIII. verbesserten Kalenders. Wenige Jahre früher (1580) wurde schon die italienische Uhr verbannt.

Diese große oder italienische Uhr, welche bisher in Schlesien allgemein war, fing Abends mit Untergang der Sonne an und zählte bis auf vierundzwanzig. Da aber bei den verschiedenen Jahreszeiten die Sonne bald früher, bald später untergeht, und man doch immer mit Anbruch der Nacht die erste Stunde zählte, so waren im Winter und Sommer die Stunden verschieben, und die Uhrenwärter genöthigt, die Zeiger nach- und vorzurücken. Dies gab zu vielen Irrungen Anlaß, und man entschloß sich zuerst in Breslau zur Einführung der gegenwärtigen halben, welche nur bis auf zwölf zählt. Durch ein Rathsdeict wurde die allgemeine Einführung der halben Uhr festgesetzt, die

neue Einrichtung von den Kanzeln bekannt gemacht, worauf die übrigen schlesischen Städte dem Beispiele der Hauptstadt folgten.

Ueber die Einführung des verbesserten Kalenders besagt das kaiserliche Mandat Rudolph II. vom 10. Dezember 1583 folgendes: „daß aus sonderbaren, gewissen, nützlichen, beweglichen und billigen Ursachen, nach genugsamer, statthlicher Erwägung und Berathschlagung, der allgemeine alte Kalender, so bisher in der ganzen Christenheit gegolten, um zehn Tage corrigiret und verändert worden ist. Als nemlichen dergestalt, daß das schier vierundachtzigste Jahr seinen Anfang vom neuen Jahrstag, wie vor Alters haben, aber nach der heil. Dreikönig Tage, welches ein unbeweglich Fest und der sechste des Monat Januar ist, alsbald darauf der siebzehnte, als St. Antonii geschrieben werden soll."

Das kaiserliche Oberamt wies hierauf die Geistlichen an, sie sollten, „damit jedermannlich, sonderlich der einfältige Bauersmann, aller Gelegenheit gründlichen berichtet, von den Kanzeln auf den nächsten Feiertag oder Sonntag, solches dem Volke verkündigen und ausführlichen Bericht thun, daß, so viel möglichen, Unordnungen vermieden blieben." Diese Einrichtung gab zu manchem Widerspruch und großer Unzufriedenheit Anlaß; weil sie vom Papst herührte, weigerten sich die protestantischen Fürsten Deutschlands sämmtlich, dieselbe anzunehmen, jedoch die Schlesiener entschlossen sich dazu, aber unter der Erklärung, „daß sie es nur aus Rücksicht auf den Willen des Kaisers, nicht auf Befehl des Papstes thäten." Dieselbe handschriftliche Chronik, welche das kaiserliche Mandat mittheilt

äußert sich darüber, daß besonders auf dem Lande viele Unordnung und Verwirrung entstand, daß von dieser Zeit ab in Schlesien beständige Theurung gewesen, indem die Bauern den Acker niemals recht beschicken konnten, sondern entweder zu früh, oder zu spät ausäten, und demnach das Getreide nie zu rechter Zeit, wie ehemals, eingebracht wurde.

Dem Kaiser Rudolph fehlten ganz die Eigenschaften eines wahren Regenten: die Stille seiner Studirstube und den Umgang mit Gelehrten zog er dem Throne und den Geschäften der Regierung vor. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Sternkunde und Naturwissenschaft; die Regierungsgeschäfte ekelten ihn an, und nur auf die Sterndeuterei und Alchemie, in die er bei dem ungebildeten Geiste seines Zeitalters versiel, verschwendete er seine Zeit. Den Ministern wurde die Regierung allein überlassen, die eine Maxime durchzuführen strebten, welche der Anlaß zu dem späteren verderblichen Kriegen war. Man hielt dafür, daß die Befestigung des Erzhauses Oesterreich auf der Vertilgung des Protestantismus beruhe, die protestantischen Fürsten sollten unterdrückt und den katholischen ein überwichtiges Ansehn dadurch gegeben werden. Es eröffnete sich daher den Protestanten, welche von Rudolphs Vater, Maximilian, begünstigt und von Kaiser Ferdinand I. aus politischen Rücksichten geduldet wurden, eine trübe Aussicht, der man aber kräftig entgegen zu wirken beschloß. Die Religionsbeschwerden erbitterten beide Partheien und bewirkten die Religionsbündnisse in Deutschland, die Union und die Ligue. In dem durch die Türkenkriege erschöpften Ungarn

entstand bei der Verfolgungssucht der kaiserlichen Feldherren ein Aufstand, welcher den Kaiser bald um seine Krone gebracht hätte. In Böhmen ging es nicht viel besser zu, wenigstens kam aber hier der Geist des Aufruhrs unter seiner Regierung noch nicht zum Ausbruch. Schlesien anlangend, so hatte bisher noch immer ein gewisses auf wechselseitiges Zutrauen sich stützendes Band Frieden und Eintracht erhalten. Aber mit Gewalt wurde jetzt dieses Band zerrissen, als die Bischöfe, den Maßregeln der Regierung folgend, den Verfolgungsgeist nicht hemmen mochten oder konnten. Zahllos und groß sind die Drangsale, welche Schlesien seitdem zu erdulden hatte, Katholiken und Protestanten hatten gleichviel zu ertragen — der Ruin des Landes wurde vorbereitet und in der That herbeigeführt.

Nach dem Tode des Königs von Polen, Stephan Bathori, bildeten sich in diesem Reiche zwei Partheien, die Zamojskische und Zborowfische, von denen jene den schwedischen Prinzen Siegmund, diese den Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian zum Polenkönige wählte. Maximilian suchte sich mit einigen geworbenen Truppen der Hauptstadt Krakau zu bemächtigen, wurde aber von dem Feldherrn Zamojski, welcher die Kronarmee befehligte, und bei welcher sich Herzog Heinrich XI. von Liegnitz befand, zurückgebrängt und bis nach Schlesien verfolgt, wo die schlesischen Fürsten und Stände unter Anführung des Herzogs Joachim Friedrich mit einem Heere von 2000 Mann Fußvolf und 1600 Mann Reitern, die sie in aller Eile zusammengebracht, in Bereitschaft standen, es aber doch nicht wagten, sich den Polen zu widersetzen, vielmehr die

alten Traktaten mit diesem Reiche vorschützten. Bei Pietschen im Briegschen kam es zur Schlacht, in welcher Maximilians Truppen geschlagen, und er selbst gefangen wurde. Hiermit war der Krieg beendet, welcher, so wenig Antheil auch Schlessien an ihm genommen, doch die Verwüstung der Grenzörter zur Folge hatte. Maximilian erhielt seine Freiheit auf einer im folgenden Jahre zu Beuthen in Oberschlessien gepflogenen Unterhandlung, durch gänzliche Entsagung auf die polnische Krone.

Der unruhige und verschwenderische Herzog Heinrich XI. von Liegnitz war 1588 als ein Landflüchtiger zu Krakau in großer Dürftigkeit ohne Hinterlassung von leiblichen Erben gestorben. Sein jüngerer Bruder, Friedrich IV., ließ es sich sorgfältig angelegen sein, sich von den von seinen Vorfahren gemachten drückenden Schulden zu befreien. Es wurde ihm aber nur theilweise dadurch möglich, daß er sich weigerte jene Schulden zu übernehmen, worauf mit den Gläubigern, unter denen des Herzogs Schwager, Heinrich von Kurzbach, der hauptsächlichste war, eine Einigung dahin getroffen wurde, daß ein Theil der Forderungen niedergeschlagen, ein Theil durch den Verkauf der Kammergüter bezahlt, ein andrer vom Herzoge, der größte Theil aber von den Ständen übernommen wurde, denen Friedrich mehrere Privilegien und Freiheiten bewilligte. Um die Ruhe, die er seinen Landen verschafft, zu erhalten, sah er sich genöthigt, den beliebten Superintendenten K r e u z h e i m, welcher des verhassten heimlichen Calvinismus beschuldigt wurde, aus seinem Amte zu entsetzen. Friedrich IV. starb

(1596) kinderlos; Liegnitz fiel an die Herzöge von Brieg.

In Brieg war Georg II. 1586 gestorben und von seinen beiden Söhnen, Joachim Friedrich und Johann Georg, welche gemeinschaftlich regierten, vereinigte ersterer, als Georg bereits 1592 ohne Erben gestorben war, bei dem Tode seines Veters des Herzog Friedrich IV. das Liegnitzsche und Briegsche Fürstenthum. Er war ein sorgsamer und haushälterischer Fürst, vollendete die Festungswerke seiner Residenz Brieg, erkaufte von den Herren von Rosenberg die seit alten Zeiten wegen ihres Bergbaues berühmten Städte Reichenstein und Silberberg und vereinigte sie mit dem Briegschen Fürstenthume. Im Liegnitzschen brachte er die Herrschaft Parchwitz von den Herren von Schöneich an sein Haus. In kirchlicher Hinsicht erließ er 1601, um den zu Irrungen führenden Zänkereien der lutherischen Theologen Schranken zu setzen, ein Edikt, in welchem er den Geistlichen alles Disputiren und Schmälen auf Kanzeln und Kathedern verbot und zu brüderlicher Eintracht ermahnte — aber vergebens; das Geschrei wurde nur desto heftiger.

Joachim Friedrich, welcher die Würde eines Dompropstes von Magdeburg und das Generalat der schlesischen ständischen Truppen bekleidete, starb 1602 mit Hinterlassung von zwei unmündigen Prinzen, Johann Christian und Georg Rudolph, über welche Herzog Karl II. von Münsterberg die Obervormundschaft führte. Im Jahre 1609 theilten beide Prinzen ihr Erbe: der erste erhielt Brieg, der zweite Liegnitz und Wohlau.

Die zweite piastische Linie in Schlesien waren die Fürsten von Teschen. Hier herrschte Adam Wenzel, welcher bei dem Tode seines Vaters Wenzel Adam erst 5 Jahre zählte, weshalb seine Mutter Sidonia, die den Namen die schwarze Fürstin von Teschen erhielt, die vormundschaftliche Regierung führte. Adam Wenzel genoß am Hofe Christian I., Kurfürsten von Sachsen, wohin ihn Sidonia geschickt, eine fürstliche Erziehung. Seine Lieblingsbeschäftigung waren militärische Uebungen, in denen er es zu einem ziemlich hohen Grade von Vollkommenheit brachte, und sich später in Siebenbürgen als ein kluger Feldherr berühmt machte. Im Jahre 1597 übernahm er die Regierung.

Als im Jahre 1601 das Christenheer gegen die Türken in Ungarn und Siebenbürgen siegreiche Fortschritte machte, fühlten sich die schlesischen Fürsten bewogen, ihre 3000 Mann Hülksruppen, welche der General Freiherr von Rheder befehligte, und die zum Entsatz der von den Türken gefährdeten Stadt Großwardein viel beizutragen, noch um 2000 Mann Reiterei zu verstärken. Das Kommando über dieses neugeworbene Heer, gab der Kaiser dem Herzoge Adam Wenzel, welcher es sofort nach Siebenbürgen führte, mit den übrigen schlesischen Truppen vereinigte und über den übermüthigen Bathori einen glänzenden Sieg errang.

Zufolge seiner am sächsischen Hofe genossenen Erziehung zeigte sich Adam Wenzel den Augsburgischen Confessionsverwandten ausnehmend günstig und ertheilte ihnen (1598) ein Privilegium, „daß künftighin keine andern Kirchen- und Schuldiener ge-

halten werden sollten, als die der Augsburgischen Confession verwandt und zugethan wären.“ Allein schon im Jahre 1610 veränderte der Herzog auf einmal seine gegen die Protestanten so eifrig bewiesene Gesinnung und räumte im folgenden Jahre den Katholiken wieder ihre Pfarrkirchen, sammt der von der Herzogin Sidonia (1594) neuerbauten Dreifaltigkeitskirche ganz ein. Vergeblich machte der protestantische Magistrat Vorstellungen dagegen und bezog sich auf das von ihm selbst zu Gunsten der Protestanten ertheilte Privilegium. Adam Wenzel ließ sich dieses Privilegium im Original vorlegen und schickte dasselbe, nachdem er es zerschnitten und das Siegel ausgefragt hatte, auf einer kupfernen, vergoldeten Schüssel, mit einem schwarzen Flor umwunden, durch einen Pagen (1611) wieder zurück. Indessen blieb der Herzog bis 1613 noch Protestant, wo er seinen Glauben abswor und die katholische Religion annahm. Als Motiv zu diesem Wechsel führt die evangelische Religionsgeschichte an: „Herzog Adam Wenzel wäre durch die Tochter einer Schustersfrau aus Ulmütz, die er sich als Maitresse genommen haben soll, bekehrt und ein heftiger Verfolger der Protestanten geworden.“ Mehr Wahrscheinlichkeit aber führt die Nachricht: „daß sich ein verkleideter Jesuit bei dem Herzoge aufhielt, sich seine Gunst und Gnade erwarb, daß er sein steter Begleiter war.“ Hier benutzte jener die günstige Gelegenheit, den Herzog zum Uebertritt der katholischen Religion zu bewegen. Aus den Städten Skotschau und Schwarzwasser vertrieb dieser hierauf die evangelischen Lehrer und war eifrig bemüht, bei seinen Unterthanen die katholische

Religion wieder einzuführen. Seine Bekehrungsmethode war indeß nicht immer von sanfter liebevoller Art. Kurz vor seinem Tode wurde er zum Oberlandeshauptmann in Schlesien ernannt.

Herzog Adam Wenzel liebte Pracht und Aufwand, und bei jeder Gelegenheit suchte er sich mit seinem kleinen Hofstaate recht glänzend zu zeigen. Auffallend war der Prachtaufwand der Teschner Ritterschaft, den er (1611) bei dem Einzuge des Königs Matthias in Breslau machte, und welcher die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zog. Allein dieser seine Einkünfte übersteigende Prachtaufwand stand mit dem Wohlstand seiner Unterthanen in keinem Verhältniß. Bei seinem Tode hinterließ Adam Wenzel einen zwölfjährigen Sohn, Friedrich Wilhelm.

Die Erbfürstenthümer Dypeln und Ratibor erhielten unter Kaiser Rudolph abermals auf kurze Zeit einen fremden Regenten. Der Fürst Siegismond Bathori hatte mit dem Kaiser, um den verderblichen Kriegen ein Ende zu machen, ein Bündniß geschlossen, und zu dessen Befestigung die Erzherzogin Maria Christina, Schwester des Kaisers, zur Gemalin erhalten. Da diese aber von nicht besonderer Schönheit war, hatte sie der veränderliche Bathori bald überdrüssig, daß er, um entfernt von ihr leben zu können, Siebenbürgen an den Kaiser abtrat und dagegen die Fürstenthümer Dypeln und Ratibor nebst der Zusicherung einer jährlichen Pension von 50,000 Thalern erhielt. Aber bald gereute den Fürsten Bathori, der sich diese Fürstenthümer umfangreicher vorgestellt haben mochte, dieser

Tausch und floh nach einem Aufenthalt von ein paar Monaten nach Siebenbürgen zurück.

Jägerndorf war nach dem kinderlosen Tode Georg Friedrichs von Brandenburg Anspach zufolge Testaments an dessen Better, an den Kurfürsten von Brandenburg, Joachim Friedrich gefallen, welcher es einige Jahre nach der Besitznahme seinem zweiten Sohne, Johann George abtrat. Der Kaiser erhob zwar Einwendungen gegen Georg Friedrich, der Kurfürst aber berief sich auf das von König Ludwig II. dem Markgrafen Georg ertheilte Privilegium, und so genehmigte er endlich stillschweigend diese lehtwillige Disposition.

In Dels regierte der friedliche Herzog Karl II. nach dem 1587 erfolgten Tode seines Bruders Heinrich III. allein. Mit seiner Gemalin, einer geborenen von Berka aus Mähren, hatte er die dasigen Herrschaften Sternberg und Taischwitz erheirathet, und Medzibor von einem gewissen von Leszinski zu seinem Fürstenthum gekauft.

Sagan gelangte 1601 an die Krone zurück. Der zeitliche Besitzer Seisfried von Promnitz, welcher das Fürstenthum nach Bischof Balthasars Tode erhielt, hinterließ dasselbe seinem Sohn Arnshelm Heinrich von Promnitz. In dem genannten Jahre erstattete der Kaiser diesem den Pfandschilling, welcher auf dem Fürstenthume lastete, und welcher dadurch gebracht wurde, daß der Freiherr von Promnitz die Herrschaften Naumburg und Prießnitz erblich für 80,000 Thaler erhielt und der Stadt Sagan die sämmtlichen im Saganischen Kreise gelegenen herzoglichen Kammergüter für 95,000 Thaler verkauft wurden.

Daß die protestantischen Glaubensge-

nossen in Schlesien noch keine so harte Bedrückungen zu erdulden hatten, als wie in dem übrigen Deutschland, dazu trug die gemäßigte Regierung des Bischofs Martin Gerstmann sehr viel bei. Als die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung auf einer Metropolitansynode unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Gnesen zu Petrikau (1577) publicirt werden sollten, entschuldigte er sein Erscheinen daselbst mit einem in Schlesien abzuhaltenden Fürstentage. Dessenungeachtet ersah man ihn, die Beschlüsse der Synode in seiner Diöcese in Ausübung zu bringen. Aber Gerstmann lehnte diesen Auftrag ab und hielt 1580 zu Breslau selbst eine Synode, auf welcher er zwar gegen die Beschlüsse des Conciliums im Allgemeinen nichts einzuwenden hatte, in Bezug auf Schlesien aber sie ihm nicht passend schienen, und erklärte: „man wolle sie indessen näher überlegen und auf der nächsten Synode vortragen, auch deshalb Jemanden nach Rom schicken.“ Diese Synode scheint aber nicht gehalten, deshalb auch das Tridentinische Concilium nicht ausdrücklich nach allen Punkten angenommen worden zu sein scheint.

Die protestantischen Unterthanen der Fürstenthümer und Städte, welche unmittelbar unter der Regierung des Kaisers standen, waren den Bedrückungen freilich zu allererst ausgesetzt, kein Wunder also, wenn sie sich eigenmächtig den kaiserlichen Mandaten widersetzten, und öfters Gewalt brauchten, die, so wenig gut sie auch geheissen werden kann, dennoch entschuldigt wird. Ein solcher Fall ereignete sich zu Glogau, wo das Verhältniß der protestantischen Bürger zu den Katholiken wie zehn zu eins

war, in deren letztern Händen sich auch damals die Stadtpfarrkirche befand. Diese Kirche verlangten die Protestanten, und bemächtigten sich derselben mit Gewalt, als man sie ihnen gutwillig nicht abtrat. Bei diesem Ereigniß zeigte der Bischof Gerstmann abermals seine gemäßigte Gesinnung. Der Chronist Eberhardt erzählt: Am 18. Januar 1581 beschloffen einige Hundert Glogauer, sich die Stadt-Pfarrkirche zu St. Nikolai zuzueignen, es koste auch was es wolle. Der Rath und Landeshauptmann von Bieberstein erfuhr dieses Unternehmen und suchte es, aber vergeblich, zu hemmen. Die Verbundenen gingen auf den Pfarrhof, verlangten die Kirchschlüssel, und als der Glöckner dieselben dem katholischen Pfarrer eingehändigt hatte, nöthigten sie diesen, daß er in Person die Kirche aufschließen mußte. Als dies geschehen war, übergab er ihnen die Kirchschlüssel und sprach: er verlange nicht länger ihr Pfarrer zu sein, weil sie ihn nicht haben wollten. Nun ging die Bürgerschaft mit ihm ins Pfarrhaus zurück, um ihn ferner ruhig daselbst zu lassen. Kaum aber waren die Bürger nach Hause, als der Pöbel und unter diesen die Handwerksburschen, den Pfarrer nöthigten, das Pfarrhaus zu verlassen. Sie wollten ihn auf den Dom hinaus begleiten. Als sie bis ans Rathhaus kamen, ergriff ihn ein katholischer Bürger und führte ihn bei der Hand dahin. In der Nacht ließ ihn der Magistrat sicher auf den Dom führen und ein starkes Blech über das Schloßloch der Kirchthüre schlagen, damit der Pöbel, ohne Erlaubniß, sich der Kirche nicht eigenmächtig bediene, und so blieb diese 4 Wochen und 3 Tage verschlossen.

Am 19. Januar wurden die Zechen auf das Rathhaus geladen, und ausgeforscht, wer die Kirchenschlüssel bekommen, und wo sie wären? Der Magistrat konnte aber nichts erfahren.

Am 24. Januar stellte der Landeshauptmann weitere Untersuchungen über die Sache an. Er befragte jede Zechen einzeln, ob es ihr gesammter Wille gewesen, den katholischen Pfarrer zu überfallen und ihm die Kirchenschlüssel abzunehmen? Hier zeigten sich die Fleischer, Bäcker, Reichskrämer, Rothgerber und Mälzer furchtsam und erbieten sich, die Schlüssel dem Geistlichen wieder auszuliefern. Die andern Zünfte, Tuchmacher, Kürschner, Schneider, Schuster, Leinweber, Weißgerber, Schlosser und Tischler hingegen erwiederten: wofern man ihnen keine andere Kirche oder einen andern Ort zum Gottesdienst einräumen, so würden sie die Kirchenschlüssel nicht zurück geben, und blieben aller Vorstellungen ungeachtet bei ihrem Sinn.

Am 31. Januar gab der Rath den vorgeladenen Schöppen und Geschworenen zur Ueberlegung: ob man nicht lieber die Kirche selbst aufschließen und den katholischen Pfarrer wieder einführen wolle? Weil aber die Schöppen meinten, es könnte hierauf leicht ein Bürgeraufruhr entstehen, so mußte der Rath sein Vorhaben, dies zu thun, aufgeben.

Am 1. Februar kam der Weihbischof aufs Schloß mit dem Vorsatz, die Kirche mit Gewalt öffnen zu lassen und Messe darin zu halten; aber friedliebende katholische Bürger stellten ihm die dabei zu befürchtende Gefahr vor, und er ließ sich da-

durch zurückhalten. Mittlerzeit bat die Gemeinde beim Magistrat öfters um feierliche Eröffnung der Pfarrkirche. Sonderlich geschah solches Sonnabends vor Reminiscere und am gedachten Sonntage. Weil man einen Tumult besorgte, so gab der Rath dem Stadtvogt Befehl, daß er die Kirche öffnen, selbst hineingehen und alles darin befindliche inventiren sollte. Dies geschah in Gegenwart von 70 Personen und bei angezündeten Wachskerzen auf den Altären. Als alles inventirt und versiegelt war, wurden alle Thüren geöffnet, die Glocken geläutet und die ganze Kirche ward mit Menschen angefüllt. Als bald wurden einige deutsche Psalmen gesungen und von zwei Knaben der deutsche Katechismus der Gemeinde vorgelesen. Dasselbe geschah hierauf alle Morgen und zur Besperzeit, bis ein eigener Prediger berufen war.

Unterdessen langten wiederholte Befehle Kaiser Rudolph II. an, daß man den Katholiken die Nikolaikirche, unter Drohung harter Strafe, wieder abtreten solle. Weil aber die Gemeinde davon nichts wissen und die Kirche nicht zurückgeben wollte, so erschien nun eine kaiserliche Kommission nach der andern in Glogau. Es wurde der zusammenberufenen Gemeinde vorgetragen: „man solle die Kirche abtreten, die Schlüssel derselben den kaiserlichen Kommissarien einhändigen, den Prediger Augsburgerischer Confession abschaffen und sich rund darüber erklären: ob man dem Kaiser gehorchen wolle oder nicht?“ — Die Gemeinde antwortete: „Sie wäre dem Kaiser mit Gut und Blut treu gehorsam, aber ihre Pfarrkirche trete sie nicht ab und lasse dafür Leib und Leben: sie wäre der Bürgerschaft

und alle Zünfte hätten ihre Altäre darinnen und ihre gestifteten Kapellen.“

Die kaiserliche Kommission richtete nichts aus und zog ab.

Den 29. August wurde eine andre Kommission, die aus dem Bischof Gerstmann, Herzog Georg II. von Liegnitz und Brieg, dem Freiherrn von Promnitz und aus dem Landeshauptmann Fürst von Sichtenstein bestand. Auf den Befehl, die Kirche abzutreten, erbot sich die Gemeinde zu einem Simultaneum, so daß den einen Tag lutherischer, den andern katholischer Gottesdienst darin gehalten werden möchte, weil doch beide Partheien gleiches Recht an diese Kirche hätten.

Nachdem sich beide Theile nach Unterschied der Religion in zwei besondere Haufen gestellt, so fand es sich, daß sich die Zahl der lutherischen auf 1000, die der katholischen aber kaum auf 100 erstreckte. Die Kommissarien resolvirten endlich: daß auf demüthiges Bitten die lutherischen die Kirche zu St. Nikolai mit den Katholiken einen Tag um den andern haben, die Schule aber und Pfarrhof, auch Einkünfte und Dezimen, den Katholiken überlassen sollten, und mußten sich die Evangelischen um eine andere Pfarrwohnung in der Stadt selbst bekümmern. Bei diesem Beschluß der Kommissarien blieb es, ungeachtet die Domherren dagegen protestirten. Die lutherische Gemeinde that hierauf einen Fußfall, gegen die Kommissarien, weil sie ihren Irrthum bei Annäherung der Kirche erkannt und deswegen den Kaiser Fußfälligt um Gnade gebeten haben wollte. Beim Abschiede sagte der Bischof: die Gemeinde sollte sich in Liebe und Einigkeit mit einander vertragen und

wünschte darauf den Lutherischen Glück und Segen zum Vertrag wegen der Kirche.

Diese wiederhergestellte Ruhe und Ordnung wurde aber in der Folge durch neue tumultarische Auftritte unterbrochen.

Der Bischof Martin Gerstmann starb am 23. März 1585, viel betrauert von den Protestanten. Seine für den Herzog Georg von Brieg gehegte Freundschaft zeigte er noch in seinem Testament, in welchem er ihm seinen kostbaren Ring und einen rothsammetenen Zobelpelz vermachte.

Seine patriotische Gesinnung bekundete Gerstmann ferner dadurch, daß er in demselben Testamente seinem Sekretair, Wenzeslaus Grommer, tausend Thaler vermachte, um die schlesische Geschichte zu schreiben. Grommer vollendete dieses Werk, es wurde aber dasselbe, 1632, als die Schweden den Dom plünderten, sammt der Dombibliothek, wo es lag, ein Raub der Flammen.

Die Bischöfe Andreas Jerin und Paul Albert, welche auf Gerstmann folgten, waren beide Schwaben, auf Veranlassung des Kaisers gewählt, und weniger nachsüchtig und tolerant gegen die evangelische Parthei als ihre Vorgänger. Unter ihnen faßten die Jesuiten immer festern Fuß in Schlesien, denen man auch die zunehmenden Bedrückungen zuschreibt.

Im Jahre 1600 ward abermals ein Schlesier, Johann von Sitsch, zum Bischof gewählt, der aber seinen beiden letzten Vorgängern nachahmend, dem Lande wenig Hoffnung auf eine endliche Ruhe versprach. Man suchte, soviel man konnte, die Protestanten zu unterdrücken, und ließ ihre Beschwerden bei Hofe unbeachtet. Es wurde

auch deshalb von den protestantischen Fürsten in Folge eines Fürstentagsbeschlusses (1599) förmlich auf Verbannung der Jesuiten, die man als arge Urheber der Bedrückungen beschuldigte, angetragen. Zwei einander schroff gegenüberstehende Partheien bildeten sich: die protestantische, welche nach Freiheit in politischen und Religions-Angelegenheiten rang, und die katholische, welche ihr Augenmerk auf den Hof, als die Schutzwehr ihrer Religion, richtete.

Bei der steigenden Unduldsamkeit des bigotten Hofes gegen die zu unterdrückende Parthei stieg auch die Erbitterung dieser letztern in gleichem Maaße, und brauchte Gewalt gegen Gewalt.

In Troppau war die Pfarrkirche, wo hundert Jahre vorher Johann Korvin, damals Herzog von Troppau, alle Altäre dem Rathe eingeräumt hatte, bei der Einführung der protestantischen Lehre ungestört in den Besitz der Evangelischen gelangt. Als jetzt der Bischof von Olmütz, Kardinal von Dietrichstein, unter dessen Diöcese Troppau sich befand, alle Kirchen zurückverlangte, widersetzte sich die Bürgerschaft und bemächtigte sich der bereits geschlossenen Kirche zu U. L. Frauen mit Gewalt, wofür sie auf Anklage des Bischofs (1603) in die Acht erklärt wurde. Die Bitten und Verbindungen der schlesischen Stände bei Hofe fruchteten nichts und 1607 rückte das Weisbergische Regiment vor die Stadt. Die Bürger hielten eine kurze Belagerung aus, mußten aber dennoch den Truppen die Thore öffnen, als die Vorstädte bereits ein Raub der Flammen geworden waren. Außer einer drückenden Einquartirung und Verlust

des Gottesdienstes mußte die Stadt schwere Kontribution entrichten.

Glücklicher waren die Glogauer, welche auf einen ähnlichen Versuch des Hofes, die Kirche den Protestanten zu nehmen, sich standhaft widersetzten*) und den von Bischof Gerstmann mit der Stadt (1587) geschlossenen Vertrag mit Erfolg unverletzt erhielten.

Eine Empörung der Einwohner von Quaritz, eines Fleckens im Glogauschen Gebiete, war gleichfalls eine Folge des großen Partheihasses. Der Gutsherr Wenzel von Zedlitz hatte auf der Quaritzer Viehhütung ein Vorwerk erbauen lassen, welches die Bauern nicht dulden wollten; und, als sie wahrscheinlich nach erhobener Beschwerde abgewiesen worden, deshalb ihrem Herrn den Gehorsam aufkündigten. Der kleine Anhang, den Zedlitz im Dorfe hatte, wurde von der mächtigeren Gegenparthei gemißhandelt und geplündert. So stand denn der ganze heutige Marktflecken für einen Mann. Die Landeshauptmannschaft bot ein Exekutionscorps auf, welches aus 100 Glogauschen, 50 Guhrauschen und ebensoviel Freistädtschen, Sprottauschen und Grünbergischen Bürgern bestand, und vor Quaritz rückte. Die Quaritzer waren nicht unvorbereitet, sie hatten sich auf dem Kirchhofe verschanzt und mehrere Geschütze aufgepflanzt, welche den gleich einer Reichsarmee heranrückenden Truppen solche Furcht einjagten, daß diese, als es zum Angriff kommen sollte, Reißaus nahmen. Dies geschah den 25. August 1604. Am 4. Dezember versuchte der Grundherr selbst, einen

*) Siehe unter Denkwürdigkeiten.

Uebersall auf Quaritz, wurde aber, nachdem nur ein Bauer getödtet worden, zurückgeschlagen. Nun wartete er sich an den Grafen von Hohen-Zollern, der eben tausend Reiter durch Schlesien führte und mit einer Compagnie in Sprottau stand. Diesen bat nun Zedlitz, daß er seine Unterthanen zur Ruhe und Ordnung bringen möchte; der Graf aber antwortete: er habe hierzu keinen Auftrag, doch wolle er das Dorf mit seinem Kriegsvolke überziehen, wenn ihm Zedlitz 700 Dukaten erlegen und für alle möglichen Folgen stehen würde. Die Sache ruhte nun zwei Jahre. Endlich am 19. Juli 1606 versuchten die Stände, welche anfangs der Meinung gewesen, Zedlitz allein müsse mit seinen Bauern fertig werden, eine bewaffnete Vermittelung. Aus Glogau waren die Schützen und aus jeder Stadt der Bürgermeister dabei; auch der Adel war stark zugegen, und Georg Freiherr von Schönau auf Beuthen hatte allein 100 Reiter bei sich. Die Anrückenden bezogen das neue Borwerk, den Bankapfel des Krieges, wohin die Bauern zur Sühne geladen wurden, aber daselbst nicht erschienen, vielmehr verlangten, daß die Vermittler zu ihnen in das Dorf kommen sollten, wozu sich letztere auch verstanden.

Man unterhandelte hin und her, aber es kam zu keinem Schluß und die Friedensvermittler verließen unverrichteter Sache das Dorf.

Am 13. September wurden die Rechen in Glogau zusammenberufen und ihnen ein Befehl des Bischofs und Landeshauptmannes vorgelesen, daß die Städte des Fürstenthums die Quaritzer gefangen nehmen und zur Haft bringen sollten, im Weige-

rungsfall fremde Truppen ins Land würden gezogen werden. Alle weigerten sich aber und schlugen es ab, unter dem Vorwande, daß den Quaritzern Unrecht geschähe. Darauf wurden diese den 30. October durch ein öffentliches Patent in die Acht erklärt, worauf sie, zum Zeichen, wie wenig sie sich darum bekümmerten, das neuerbaute Borwerk niederrissen.

Endlich nahm doch dieser kleine Krieg für die Quaritzer ein trauriges Ende. Gegen Ausgang des Januars 1607 kamen Kriegsvölker aus Ungarn in Schlesien an. Zwei Fahnen derselben erschienen am 1. Februar, welche Quaritz überziehen sollten. In der Nacht vor Lichtmess griffen sie den Ort mit Sturm an, die Infanterie von einer Seite, die Cavallerie von der andern. Ein grauses Gemetzel entstand. Dreizehn Personen, nämlich 2 Bauern, 2 Gärtner und 9 Dienstknechte blieben im Gefecht. Die Soldaten übten an Frauen und Kindern schreckliche Unzucht und raubten alles. Am folgenden Morgen zog Wenzel von Zedlitz in das Dorf ein, den Schaden zu besichtigen und empfang, als die Erschlagenen durch den Kretschmer sämmtlich in ein Loch waren verscharrt worden, die Huldigung.

Die allgemeinen Besorgnisse der protestantischen schlesischen Stände vermehrten sich, als am 25. April 1608 der Bischof starb und zu seinem Nachfolger der Erzherzog Carl von der Steyermärkischen Linie gewählt wurde, der stolz und intolerant war, und dem zur Ausführung seiner Pläne die ganze Macht Oesterreichs zu Gebote stand.

Jedoch die Streitigkeiten zwischen den österreichischen Prinzen selbst, milderten

diese Besorgnisse. Es bildete sich die regierende Kaiser-Linie und die Steyermärkische oder Gräzer. Rudolph II., welcher unvermählt und seinen Bruder nicht liebte, dagegen die Steyermärkische Linie begünstigte, wünschte den Bischof Leopold von Passau aus dieser Linie zum Nachfolger. Matthias hingegen, des Kaisers ältester Bruder, suchte Mittel und Wege, die nach seinem Dafürhalten ihm gebührende Erbfolge durchzusetzen und befreundete sich daher mit den Ständen des Reichs, denen er, nachdem er ihnen seine Absichten mitgetheilt, mit der politischen und Religions-Freiheit schmeichelte. Matthias, bei der Gemüths-schwachheit des Kaisers zum Haupt des österreichischen Hauses erklärt, bekam Ungarn und Desterreich auf seine Seite, nachdem mit dem mißvergnügten Ersteren der Wiener Friede geschlossen worden, den die sämtlichen kaiserlichen Erblände garantirten, und rückte hierauf mit einer Armee vor Prag, wo sich der geängstigte Kaiser nicht anders zu helfen wußte, als seinem Bruder Ungarn und Desterreich abzutreten und ihm die Nachfolge in Böhmen zu sichern.

Die Böhmen und Schlesier hielten zwar noch an Rudolph, benutzten aber bei dieser Gelegenheit die Schwäche des Kaisers zu einem Bündniß zur Abstellung der Religionsbeschwerden. Zur Beseitigung derselben hatten die Schlesier mehrfach Gesandte an den kaiserlichen Hof geschickt, waren aber stets abschläglich beschieden worden; endlich verweigerten sie die gewöhnlichen Biergelde und erklärten: „sie wären freie Fürsten, keine böhmischen Unterthanen.“ Sie schlossen nun mit den böhmischen evangelischen Ständen auf dem Schlosse zu

Prag mit Bewilligung des Kaisers Rudolph unterm 23. Juni 1609 folgendes Bündniß, die Union genannt. Zuerst erklärten sie, daß ihr gegenseitiges Bündniß keinesweges gegen den Kaiser gerichtet sein sollte. Aber wer sie sonst, es möchte sein, wer es wolle, im Namen des Kaisers oder aus eignen Macht, in ihrer freien Religionsübung und was derselben anhängig ist, stören würde, gegen den wollten sie vor einen Mann stehen, standhaft und fest beisammen halten und alles, das äußerste, als Leib, Gut und Blut bis auf den letzten Blutstropfen zur Beschützung der evangelischen Lehre, Kirchen, Schulen und Consistorien bei einander zu setzen. Beide Theile wollten einander auf die erste Mahnung binnen Monatsfrist mit 3000 Mann auf eigne Unkosten, auf die andere Mahnung wieder mit 3000 Mann, und im Nothfall mit ihrer höchsten Macht zu Hülfe zu kommen. Jedoch sollte diese Defensiv bloß und allein auf die Religion gemeinet sein. Von Seiten der schlesischen Stände unterzeichneten als Deputirte des Landes dieses Religionsbündniß Weighard von Promnitz, Freiherr zu Pleß; Hans George von Jedlik auf Stroppau, Siegmund Burghaus auf Stolz, Andreas Geißler, Fürstlich Liegnitzscher und Briegscher Rath, und Wenzel Otter, Rathmann zu Schweidnitz.

Als der schwache Kaiser Rudolph sah, daß sein Thron immer mehr zu wanken begann, hielt er es für nothwendig, die Forderung der Böhmen und Schlesier zu bestätigen, um nicht noch größere Demüthigungen zu erleiden. So bestätigte er nicht allein die Union der Böhmen und Schlesier, sondern unterzeichnete auch am 20. August

für die schlesischen protestantischen Stände den in der Geschichte Schlesiens höchst merkwürdigen Majestätsbrief, wofür ihm ein Geschenk von 300,000 Gulden bewilliget worden. Die Hauptpunkte dieses Briefes sind:

„Erstlichen, demnach die Katholischen im Lande Schlesien ihr freies und ungehindertes Religions-Exercitium haben, in welchen ihnen die Augsburgischen Confessions-Verwandten keinen Eintrag thun oder Aenderung geben, vielmehr sie bei ihren Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Klöstern u. wie solches alles bis anhero und zu dato sie in Besiz gehabt, in demselben ruhig und ohne Verhinderung verbleiben sollen. Diesemnach, und damit hierinnen eine Gleichheit gehalten werde, bewilligen wir und geben Macht und Recht dazu, daß die gehorsamen Fürsten und Stände und also alle und jede Einwohner des Landes Schlesien, sie seien unter geistlichen oder weltlichen Fürsten, auch in unsern Erbfürstenthümern geseßen aufm Lande Städten und Dörfern, welche der Augsburgischen Confession verwandt seien, und sich zu derselben bekennen, keinen ausgenommen, ihre Religion zulezt erwähnter Confession, frei und ungehindert, überall, an allen Orten, üben, verrichten, bei solcher ihrer Religion, auch Priesterschaft und Kirchenordnung, welche igo bei ihnen ist, oder dieser Confession gemäß, möchte aufgerichtet werden, friedlich und geruhiglich verbleiben, keinen aus derselben zu einer andern Religion, als sie bisher gehabt, ungeachtet unter welcher geistlichen oder weltlichen Obrigkeit einer geseßen oder sich aufhalten thut, gedrungen, oder derowegen verjagt,

vielmehr bloß und allein der Religion halben von Aemtern entfernt, und also auf keinerlei Weise und Wege in ihrem Gewissen bedrängt oder betreibt; sondern vielmehr alle und jede der Augsburgischen Confessions-Verwandte, bei denselben, auch bei allen igo inhabenden Kirchen, Gottesdienst, Ceremonien, Schulen, Pfarren, Stiftungen, Klöster, Zehenden, Zinsen, Accredentien, Einkommen, allermassen wie sie solche bisher in Besiz und Gebrauch gehalten, richtig und unangefochten gelassen werden sollen.

Zum andern ordnen und wollen wir, daß alles dasjenige, was ein Theil zu dem andern, Katholischer sowohl als der Augsburgischen Confession Verwandte, vor alles, auch vor und nach Antretung unserer löbl. Regierung, zu Stiftern, Klöstern, Kirchen, Consistoriis, Renten, Zehenden, Einkommen und alle andern Zugehörungen, berechtigt gewesen, oder zu sein vermeinet, ganz ruhen, und ein jeder bei dem, was er besizet, insonderheit Kirchen und Schulen, unangesehn, wem solche vor Alters zugehöret und deswegen noch ihre Jura Patronatus darauf prätentiren möchten, verbleiben, und deswegen kein Theil den andern mit oder außer Recht anfassn, turbiren oder in dem wenigsten bedrängen soll.

Zum dritten verwilligen wir auch dieses, da Jemand aus den Fürsten und Ständen, außer den Kirchen und Gotteshäusern, welche sie igo inne haben, halten, oder ihnen sonst zuständig sein, bei welchen sie auch friedlich geschüzt und erhalten werden sollen) etwan in den Städten, Städtlein, Dörfern oder anderswo, wollte oder wollten mehr Kirchen, Gotteshäuser oder

Schulen zu Unterweisung und Auferziehung der Jugend aufrichten und bauen lassen, daß solches, gleichwie dem Fürsten- und Herrnstande, und dero allerseits Unterthanen, also auch den Erbfürstenthümern, sowohl in Städten als auf dem Lande in Gemein, und einen jeden, insonderheit an- iko und inskünftig zu thun, frei und offen stehen solle; vor männiglich ungehindert.

Zum Vierten wollen wir auch den Augsbürgischen Confessionverwandten, Fürsten und Ständen diese sondere Gnade thun, daß diejenigen Fürsten, so zu Zeiten unsers hochgeehrten Anherrn und Vaters, auch bei Antretung unserer Regierung, ihre Consistoria gehabt, und bis dato erhalten, dabei nun und hinführo allezeit für männiglich unbeirret sein und bleiben, auch daß den andern Augsbürgischen Confessions-Verwandten Fürsten und Ständen, so hinführo keine gehabt, neue aufrichten mögen.

Zum Fünften sollen die Begräbnisse in den Kirchen und auf den Kirchhöfen, wie auch das Ausleuten derjenigen, so dazu eingepfarrt, nicht abgeschlagen, gleichwohl aber bei den katholischen Kirchen und Pfarrern den Augsb. Confess. Verm., anders nicht, denn vermöge derer daselbst gebräuchlichen Ceremonieen, hinwiederum auch den Katholischen bei des andern Theils Pfarrer ebner Gestalt zugelassen und ertheilt werden. Und da es je geschehen, von den Eingepfarrten die zur Zeit zugestalteten Verwegerunge gebührende und sonst zur Kirche oder Pfarre schuldige Rente und Dezem zu entrichten, entnommen und ihre Obrigkeit dieselben zu einer andern Pfarre, da es ihr gefällig, zu verwenden und daselbst sie begraben zu lassen, befugt sein. In welchen

Orten aber und Städten, diejenigen, so der Augsb. Confession sein, ihre eigene Kirchen und Begräbnisse, oder gesammt mit den Katholischen nicht hätten, dieselben sollen, vermöge dieser unserer Concession, wie Kirchen- und Gotteshäuser, also Begräbnisse und Kirchhöfe aufzubauen, auch Stellen dazu auszusehen, Macht haben.

Auf daß hierinne zum Sechsten, die vielgedachten unsern gehorsamen Fürsten und Ständen, auch allen andern unsern im Herzogthume Schlesien und unserer darinhabenden Erbfürstenthümern getreue Unterthanen und Einwohnern nicht etwas verbindliches sein mögen; so thun wir hiemit alle Befehle oder Mandata, welche von diesen wider die Augsb. Conf. Verwandte ausgegangen sind, in Gegenwärtigem gänzlich aufheben und cassiren.

Leztlich wollen wir auch dieses, daß zur Erhaltung Liebe und Einigkeit eine Part der andern, Katholische sowohl, als der Augsbürgischen Confession Verwandte, in so, wie vorhergesezt, verwilligter Uebung und Gebrauch ihrer Religion, Kirchenordnung und ertheilten Gerechtigkeit nicht eingreifen oder fürsreiben, die Geistlichen in weltliche und hinwieder die Weltlichen in geistliche Aemter sich nicht einmischen, vielweniger einander schmähen oder verfolgen; sondern nunmehr als Glieder, zu einem Corpore gehörig, einander lieben, ehren und fördern, auch beiderseits vor einen Mann, in allen unsern und des Vaterlandes Nothdürften u. beisammen als treue Freunde stehen: Und in Summa, von heutiges Tages dato an, keiner von den andern, wie aus den Fürsten, Herren und Ständen also auch von Städten, Städtlein und

Bauersvolke, weder von ihren Obrigkeiten, noch von keinem einzigen andern geistlichen oder weltlichen Standespersonen, wegen der Religion bedrängt, und zu einer andern, es sei durch Gewalt oder andere unziemliche Weise gezwungen und abgeführt werden.“

Der Bischof Carl von Oesterreich protestirte mit aller Macht gegen diesen Majestätsbrief. Dadurch, daß er die Jesuiten in das Land zog und ihnen die Ansiedelung erleichterte, glaubte er dieser wichtigen Akte einen Damm entgegen zu setzen. Seine Unduldsamkeit legte er deutlich an den Tag, als die Bürger zu Reisse im Jahre 1610 eine lutherische Kirche bauen wollten, indem er die Urheber dieser Unternehmung aus der Stadt verwies. Die evangelischen Fürsten und Stände nahmen sich zwar der Sache thätig an, und brachten es auch so weit, daß ein Prediger, Namens Böhmen den Gottesdienst zu Reisse in einem Privathause halten dürfte; aber bald hierauf wurde er auf Befehl des Bischofs wieder verwiesen. Auf einem Dorfe bei der Stadt hielten die Reisser Protestanten hierauf den Gottesdienst, und machten einen Garten zum Kirchplatz. Dem Prediger Böhmen wurde mit der Todesstrafe gedroht, wosern er sich noch einmal würde blicken lassen, und die lutherischen Bürger verloren sämmtlich ihr Bürgerrecht und ihre Privilegien. Die Gemeinde schickte zwei Deputirte mit einer Beschwerde nach Breslau an das Oberamt, dieselben wurden aber heimlich gefangen genommen, gemartert und einem derselben der Kopf abgeschlagen. In den übrigen Fürstenthümern herrschte völlige Religionsfreiheit.

Außer den Majestätsbriefen ertheilte Rudolph den Schlesiern ferner das Ver-

sprechen, nach dem Ableben des Erzherzogs Karl die Wahl eines ausländischen Bischofs nicht mehr zu gestatten und die Oberlandeshauptmannwürde fernerhin nur weltlichen Personen zu übertragen. Diese Würde kam auch bald darauf an den Herzog Karl von Münsterberg.

Indessen mochte sich der Bischof Leopold von Passau keinesweges beruhigen, daß ihm Matthias alle Hoffnung auf des Kaisers wichtige Verlassenschaft entzissen hatte. Als Sequester der streitigen Tülschen Erbländer, wozu ihn der Kaiser ernannt, zog er in der Nähe von Böhmen Truppen zusammen, unter dem Vorwande, dieselben in seiner Angelegenheit zu gebrauchen, fiel aber unvermuthet mit denselben (1611) in Böhmen ein. Durch diesen Vorfall wurde des Kaisers Sturz herbeigeführt. Die Truppen machten sich der Raub- und Plünderungssucht, besonders an den katholischen Einwohnern schuldig, und in der Meinung, es sei auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen, so riefen die Böhmen den König Matthias zu Hülfe, der alsbald mit einer Armee erschien, die Passauer verjagte und einen feierlichen Einzug in Prag hielt. Hier ward Rudolph gezwungen, eine Entsagungs-Acte zu unterschreiben, in welcher er dem Bruder Böhmen nebst den dazu gehörigen Provinzen gegen eine Pension von 300,000 Gulden abtrat. Rudolph war über diese Dehmüthigung im höchsten Grade erbittert. Als er unterzeichnet hatte, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Unter vergeblichen Entwürfen, seine Krone wieder zu erlangen, starb er im nächstfolgenden Jahre (1612).

Kaiser Matthias II.

1611 — 1619.

Matthias berechtigte als Prinz zu den schönsten Hoffnungen: er war klug, thätig und im Kriege erfahren, und hatte sich durch seine Umsicht den verbreiteten Ruhm erworben, der, verbunden mit seiner Staatsflugheit ihn auf den Thron des Bruders hob. Ganz andere Gesinnungen hegte er jedoch als Regent, er zeigte bei seiner Bittgotttheit eine Nachlässigkeit und Unentschlossenheit, welche den kaum beförderten Religionsfrieden störte und neue Gährung unter den Gemüthern erweckte. Die Protestanten wurden unterdrückt wie ehemals, dabei ließ er jede Beschwerde unbeachtet und so sank sein Ansehen, wie es sonst gestiegen war, und es fehlte wenig, daß in den

letzten Jahren seiner Regierung ihn durch seinen Vetter Ferdinand nicht fast ein gleiches Loos getroffen hätte, als er seinem Bruder bereitet.

Bald nach der Krönung zu Prag erschien Matthias zur Huldigung in Breslau. Da die Schlesier es für einen wesentlichen Theil ihrer Vorrechte hielten, daß die Regenten persönlich die Huldigung in Breslau empfangen mußten, so suchten sie diese Handlung so viel als möglich feierlich und glänzend zu machen. Es folget hier nach die ausführliche Beschreibung dieser Feierlichkeiten buchstäblich, wie sie die ältern Schriftsteller uns aufbewahrt haben.

Nachdem König Matthias Anno 1611 den 23. April, in der Haupt-Kirchen zu St. Veit in Prag die Krönung in Gegenwart derer Schlesienschen Gesandten, empfangen, ist er den 28. Aug. von Prag aufgebrochen, und hat seinen Weg durch Ober- und Nieder-Lausitz auf Schlesien zu genommen, und den 15. Sept. vor der Stadt Liegnitz, von dessen Herzog Johann Christian, und Derselben wohlstaffirten Ritterschaft herrlich empfangen und in die Stadt begleitet worden, allda Derselbe über Nacht verblieben. Den 16. Dito ist er auf Neumarkt verrückt, und daselbst außerhalb des Neumarkts auf der Gränze von eines Erbaren und Hochweisen Raths der Stadt Breslau Abgesandten, denen Edlen, Gestrungen Herren, Daniel Hefler, Herrn Hannß Haunold, beyde Raths-Ältesten, und Hrn. D. Christoph Hentschern, der Stadt Breslau Syndico, empfangen und angenommen worden, allda Ihro Majest. das Frühmahl gehalten und folgendes selbigen Tages bis auf Markt-Lissa verrückt, und allda auf dem neu-erbaueten Schlosse 2 Nacht-Läger gehalten. Allhier haben Ihro Durchl. Erb-Herzog Carolus von Oesterreich, und Bischoff zu Breslau, wie auch Ihro Fürstl. Durchl. Carolus Herzog zu Münsterberg und Delß, Ihro Königl. Majest. bewillkommet, und gleich darauf sich noch selbigen Tages nach Breslau begeben.

Den 18. Dito haben sich Ihro Majest. nach eingenommenen Frühmahl zum Einzuge in die Stadt geschickt gemacht. Als solches in der Stadt kundbar worden, sind die Herren Fürsten und Stände mit ihrer Reuterey früh um 8 Uhr aus der Stadt ins freye Feld gerückt. Und die Fürsten, als Herzog Karl zu Münsterberg und Delß, als Königl. Ober-Hauptmann in

der Mitten, Marggraf Hannß George zu Brandenburg, Herzog zu Jägerndorff, zur Rechten, Herzog Johann Christian zu Liegnitz und Brieg zur Linken, Herzog Adam Wenzel zu Teschen seitwärts zur Rechten, und die andern von dem Stand und den Erb-Fürstenthümern, mit aller ihrer Reuterey, Ihro Majestät entgegen gezogen, und selbige hernwärts der Peltz-Brücken mit schuldigster Ehrerbietung empfangen und aufgenommen, worauf sich der König aus seinem Wagen erhoben, und zu Rosse gesessen, um welche sich die 4 Fürstl. Personen gestellt, und sämmtlich zugesehauet, wie der Einzug vorüber passiret.

Als nun der Fortzug angegangen, haben hinter den 3 Creuzen des Raths zu Breslau Abgesandten Tit. Pl. Herr Daniel Hessler, Herr Hannß Haunold, Herr Joseph Fürst, und Herr D. Christoph Hentscher, der Stadt Breslau Ober-Syndicii, mit 300 Pferden von der Bürgerschaft, darunter Herr Hans Pucher, Herr Leonhard Dhasen, und Herr Adam Säbisch, alle drei Raths-Verwandten, nach den Gesandten das erste Glied gehalten. Ihro Majestät durch D. Christoph Hentschern mit einer Lateinischen Oration empfangen und Ihro Majestät die Stadt-Schlüssel in einer roth Saffianen Reut-Taschen, darauf der Stadt-Wappen demüthigt praesentiret, und Ihro Majestät durch den Obristen-Cangler antworten, auch die Schlüssel wieder zustehen lassen. Nach diesem ist der Zug auf die Stadt gegangen, und nachdem bey den vorigen Einzügen die Stadt Breslau allemahl den Vorzug gehabt, also ist es zu diesem mahl dahin gerichtet worden, daß von wegen der Stadt nur 3 Personen in einem Glied voran geritten, als Herr Nicolaus Eben in der Mitten, Herr Joachim Luck zur Rechten, und Herr Hans Modrach zur Linken, welche der Reuterey den Weg gezeigt, von wegen der ganzen Bürgerschaft aber ist von Ihro Königl. Majestät dem Rath zu Breslau ein Revers gegeben worden; Hierauff sind gefolget, Ihro Fürstl. Durchl. Herzog Carls zu Münsterberg und Peltz Ritterschafft. Als Obristen Hauptmann. 1 Leib-Rosß köstlich gezieret, von 5 reißigen Knechten geführt. 1 Spießknabe. 1 Kesselpauker. 10 Trompeter, in schwarz und gelber Lieberey. 144 Edelleute zu 3 im Glied in schwarz Sammetnen Hosen und Kollern und gelben Atlasse- nen Wämfern, um den Hals güldene Ketten, ohne Mäntel, mit schwarz und gelben Federn, 6 Edelknaben, Federspieße und lange Röhr führend, 21 von Adel zu 3 im Glied. 85 Glieder reißige Knechte. Summa 448 Rosß. Herren Johann Georgen Marggrafen zu Brandenburg und Herzogen in Schlesien zu Jägerndorff Ritterschafft.

3 Von Adel im Vorzug, 10 Leibrosse, mit blau-gelb-roth-weiß-schwarz und grünen Decken. 7 Glieder von Adel in schwarz und gelber Lieberey.

1 Kesselpauker, 8 Trompeter, 6 Edelknaben, Federspieß und lange Röhr führend, in blau und gelber Lieberey, 100 Pferde, welche der Herr Graf v. Hohenzollern führte. Summa 149 Rosse.

Herzogs Johann Christian zu Liegnitz und Brieg Ritterschafft.

3 Von Adel im Vorzug, 4 Leib-Rosse, blau-roth, schwarz und gelbe Decken.

1 Kesselpauker, 6 Trompeter, 12 vom Adel zu 3 im Glied, in schwarzer Kleidung mit rothen Feld-Binden.

267 Vom Adel zu 3 im Glied, 387 Reuter zu 3 im Glied, in rother und weisser Lieberey. Summa 690 Rosse.

Herzog Adam Wenzels zu Teschen und Groß-Blogau Ritterschafft.

1 Rossackischer Reuter, das Roß mit Leoparden, und der Mann mit einer Liegerhaut bedeckt.

3 Kasacken auf Türkischen Rossen mit Liegerhäuten bedeckt.

1 Einzeln gefattelt Tartarisch Roß, 1 Tartarischer Kesselpauker, 1 heyduckischer Schalmeyer, 7 Türkische Hand-Rosse, herrlich geschmückt. 4 Türkische Reuter mit Türkischen Binden, grossen Bärten und 3 Fahnen roth und weiß. 1 Kesselpauker, 5 Trompeter. 1 Compagnie Deutsche Reuter, von 150 Mann stark mit ihrem Fahn, 1 Trompeter, 1 Obrister 3 Edelknaben mit Fähulein die Häupter bloß mit gelben Binden.

1 Cornet mit 100 Wahlenen in rother Lieberey. Summa 285 Rosse.

Gräfl. Dohnau-Wartenbergische Ritterschafft.

2 Leib-Roß, 1 Kessel-Pauker, 5 Trompeter, 2 Edel-Knaben, 21 von Adel zu 3 im Glied, 54 Reuter zu 3 im Glied, welche Herr Carl Hannibal, Burg-Graf zu Dohnau geführt, 1 Wagen mit 6 Rossen, darauf der alte Graf Dohnau. Summa 108 Rosse.

Der Herrschafft Militisch Ritterschafft.

2 Vom Adel im Vorzuge, 1 Trompeter, 2 Leib-Rosse, 3 Edelknaben, mit Federbüschen.

21 Vom Adel zu 3 im Glied, 56 Reuter 7 im Glied. Summa 87 Rosse.

Trachenbergische Ritterschafft.

3 Vom Adel im Vorzug, 4 Trompeter, 4 Leib-Roß, 15 von der Ritterschafft zu 3 im Glied, 24 Reuter zu drei im Glied. Summa 54 Rosse.

Der Herrschafft Pleß Ritterschafft.

4 Leib-Rosse, 1 Kessel-Pauker, 5 Trompeter, 1 Schallmeyer, 3 Edel-Knaben, 12 vom Adel zu 3 im Glied, 24 Reuter zu 3 im Glied, Summa 54 Rosse.

Der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer Ritterschafft.

3 Personen im Vorzug, 4 Hand-Roß, 1 Kessel-Pauker, 5 Trompeter, 2 vornehme Herren in roth und weiß Atlas, 2 Lackayen, 1 Schallmeyer, 136 Reuter zu 3, 5 und 7 im Glied. Summa 367 Roß.

Fürstenthums Slogau Ritterschafft in roth und schwarzer Lieberey.

3 Personen im Vorzuge, 2 Leib-Roß, 4 Trompeter, einer vom Adel.

2 Glieder in schwarz Sammt und weiß Atlas gekleidet, 78 von Adel zu 3 im Glied in unterschiedlichen Farben, 33 vom Adel zu 3 im Glied in schwarz und rother Lieberey.

25 Reuter, Herr Schönaich von Carolath, und Herrn Unruh gehörig. Summa 276 Roß.

Fürstenthum Oppeln und Ratibor, Ritterschafft, blau, gelb, roth und weiß, diese führte Herr Hans Christoph Proskowsky als Lands-Hauptmann, 3 vom Adel im Vorzuge, 1 Trompeter, 7 Leibroß, 2 Glieder in roth und weiß Atlas, 7 Glieder von der Ritterschafft, 2 Herren, als Herr George von Nedern, und Herr Hans Kochtisky, 2 Lackayen, 2 Trompeter, 7 Glieder roth und weiß, 97 Reuter, zu 3, 4 und 5 im Glied. Summa 188.

Sagnische, Münsterberg- und Frankensteinsche Ritterschafft in roth, weiß und gelber Lieberey.

1 Trompeter, 4 paar Herren von der Ritterschaft.

21 Mann in roth Sammet und gelb Atlas, zu 3 im Glied.

43 Reuter. Summa 69 Ros.

Breslauisch Fürstenthum führete Herr Adam Dobschütz, als Landeshauptmann reitende, 3 Vorreuter, roth und weiß, 4 Leibross, 1 Kessel-Pauker, 7 Trompeter, 2 Spießjungen. Hierauf folgte der Landeshauptmann von Dobschütz, in der rechten einen vergoldeten Pusikan führende, zu beyden Seiten 2 Trabanten und 2 Lackayen, 39 Glieder von der Ritterschaft 177 Reuter zu 3 im Glied. Summa 317 Ros.

Die Stadt Breslau mit ihrer Bürgerschaft. 1 Kesselpauker, 6 Trompeter. 3 Herren des Rathes, als Herr Hans Pucher in der Mitten, Herr Leonhard Delhasen zur Rechten, Herr Adam Säbisch zur Linken. 3 Glieder gemischte Reuterey. 48 Glieder aus der Bürgerschaft. 49 Glieder Reuter zu 3 im Glied. 3 Glieder gemeiner Stadt-Reuter. Summa 319 Ros.

Derer Erb-Fürstenthümer Städte Abgesandten.

3 Personen im Vorzug. 3 Trompeter. 23 Glieder der Herren und Gesandten zu 3 im Glied. 6 Glieder Reuter. Summa 105 Ros.

Der Königl. Cammer Reuterey. 2 Vorreuter. 1 Reuter allein. 4 Trompeter 9 Glieder zu 3 im Glied. 10 Leibrosse. 2 Edelknaben. 4 Glieder Gesinde. Summa 69 Ros.

Nun folget Ihre Majestät Reuterey. 33 Glieder zu 3 im Glied. Herrschaftliche Diener.

6 Glieder Ungarn zu 3 im Glied, und einer mit einem gespißten Fähnlein roth, weiß und grün.

3 Königl. Vorreuter, 11 Leibross mit rothen Decken grün und weiß gestickt. 8 Edel-Knaben, einer nach dem andern reitende, in roth sammetnen Leibern mit fliegenden Ermeln, darunter weiß Atlasene Wämser, roth Sammetne Welsche Schnitthosen, rothe Strümpfe und Spanische Bauret, mit weiß roth und grünen Federn, weiß und gülden Hutschnüren. 1 Edel-Knabe mit einer Copie.

Der Edel-Knaben Hofmeister und Königl. Rosbereiter, 9 Trompeter auf weißen Rossen, in deren Fahnen das Königl. Wappen.

Darauf folgten die Königl. Räte, Cammerer, Mundschenden, Silber-Cammerer, Pannathier und Truchsäße, 40 Personen in Troupen.

Hierauf folgten die Abgesandten des Rathes der Stadt Breslau, die Ihre Königl. Majestät wegen der Stadt empfangen.

Darauf folgte der Herr Cammer-Präsident in Ober- und Niederschlesien, vor ihm ritten 2 Lackayen, um und neben ihm ritten die andern Cammer-Räte, und vornehme Ritter-Standes-Personen 25 Troupen-weiß.

Nachmahls die freyen Standes-Herren in Schlesien sammt ihren Lackayen.

Dann folgten die 4 Fürstl. Personen neben einander, neben, vor und hinter jedem 12 Trabanten und 4 Lackayen.

Ein Edel-Knabe in einem blanken Harnisch mit einem Rennspieß, und von gülden Posamenten gebräunten Sturmhauben, 1 Reuter in einem ganzen blanken Küris und ver-

schlossenem Helm. Darauf der Röm. Kaiserl. auch zu Hungarn und Böhmeim Königl. Majest. Ober Hof-Marschall, in der rechten Hand ein blosses Schwert aufrecht führende. Dann folgte Ihro Königl. Majest. Matthias, der Andere dieses Namens, in einem ungarischen Habit, langen, rothsammetnem mit glühnem Stük gefüttertem Dohly, darunter ein von Silberstük grünlich gemachtes Röcklein, auf dem Haupte ein ungarisch schwarzseidenes Hüttlein, mit schönen schwarzen Focken-Federn, und köstlich hellflammenden Edelsteinen versehen habende, reitend auf einem fahlgelbem Fuchs mit verglütetem Sattel, Gold und Edelsteinen versehener Rüstung; vor, neben und hinten sind gegangen die Königl. Leib-Trabanten und Musquetirer, 50 von jeder Sorte; die Trabanten mit schönen Hellebarten, auf deren einen Seite das Königl. Wapen mit der Umschrift: Victoria curam amat (der Sieg liebt die Sorge), auf der andern Seite einen Storch, der eine Schlange fraß, daherum die vorigen Worte, nebst Ihro Majest. vorgezogenen Buchstaben geähet. Als nun der Zug zu der Stadt genahet, hat man eine besondere Losung gegeben. Darauf die großen Stükgeschüze zum erstenmal auf der Scheere gegen der Ober losgebrannt. Ferner hinter der Burg, beim Sand-Thore hinum zu Biegel-Dhlausischen Schweidnischischen bis wieder zum Nicolaus-Thore herum, wie denn auch die Haken-Schüzen und Musquetier auf den Rundelen und Thor-Thürmen fein ordentlich Feuer gegeben; als dies geendiget hat man zum erstenmal einen starken Puls auf allen Thürmen in und vor der Stadt geläutet. Als Ihro Maj. zum Nicolaus-Thore genahet, hat der Fährndrich auf dem Nicolaus-Thore, welcher in weiß Atlas gekleidet gewesen, die Fahne freudig geschwungen, der Trommelschläger, Pfeiffer, auch sechs Trompeter und ein Kessel-Pauker sich freudig hören lassen. In der Stadt waren die Häuser auf der Nicolaus-Neuschen-Albrechts-Gasse und am Ringe renoviret, die Bilder am Thore und Häusern gemahlet, die Bauden weggeschafft, der Crucis-Markt vorm Schweidnischischen Thor gehalten und eine Noth-Wage auf dem Roß Markte aufgerichtet. Auf dem Ringe am Ecke der Schmiedebrücke und Albrechts-Gasse war eine Ehren-Pforte aufgerichtet, 49 Ellen hoch, 21 Ellen breit, und in 4 Gaden eingetheilt, der erste und der unterste war 20 Ellen hoch, 21 Ellen breit, ruhete auf 6 grünen Marmor-Säulen, mit erhabenem Laubwerk, jede Säule war 15 Ellen hoch, 4 gegen dem Ringe und zwei gegen der Albrechts-Gasse, zwischen diesen Säulen war die Pforte 14 Ellen hoch, 8 Ellen weit. Zur Seiten 2 geschwiebögte Pfortlein, 6 Ellen hoch, 2 Ellen breit. Auf der vordersten Seiten gegen dem Markte zur Rechten zwischen 2 Säulen über dem Pfortlein stund Majestas gemahlet im guldnen Stük, weissen Purpur-Unterrock, und blauen Oberrock, welcher ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln aus den Wolken eine Königliche Krone aufsetzte, in der Rechten einen Scepter haltend, die Linke streckte sie flach von sich.

Ueber der Majestas saß Prudentia, aufhabend eine Krone von 7 Sternen, in der Rechten einen Meßstab, in der Linken einen Globum vor Augen haltend, darauf ein Kreuz, auf dem Kleide lauter Sterne, an der Brust Sonn und Mond, über ihr den hebräischen Namen Jehova, hinter ihr 6 Himmelszeichen, die in der Krönung des Königes im Zodiaco gestanden, über der Potestas ruhete und schlieffe mit geschleiertem Haupte Requies, für ihr stund Vigilantia mit einem Kraniche. Ueber dem mittlern Thor stund ein ausge schnittener

vergoldeter Charakter, so den Namen Matthias begriff, darüber eine Königl. Krone, auf jeder Seite einen Palmzweig, auf der hinter Seiten gegen der Gassen, auf der ersten Säulen stund Pax geschürzt, auf dem Haupte einen Lorberkranz, und in der Rechten ein klein Lorber-Kränzel, in der Linken einen Delfzweig, und zu ihren Füßen die Kriege-*Armatur*

Auf der linken Seiten gemahlet *Libertas*, mit geflochtenen goldgelben Haaren, offenem rothem Munde, fröhlichem Angesichte fortschreitende, und einen gebundenen Türken führende, auf ihrem Haupte ein Storchnest, in der Linken einen Scepter, an dessen Spitze ein freier Vogel.

Ueber dem Pax stund der *Schlesische Adler* mit dem Mondschein, gegenüber das *Breslauische Wappen*, neben den Säulen stund des Königs Namen, inwendig der Pforten rechter Hand die *Justitia* mit den *Insignibus*, linker Hand die *Fortitudo*, mitten hing ein kleines Kind mit einer schönen Krone, oben auf dem Haupt-Gesims an den 4 Ecken stunden 4 *Pyramyden*, mit dem Postament 11 Ellen hoch, mitten inne hingen 4 Runderle, darinnen das *Hungarisch-Böheimisch-Öesterreich-* und *Habsburgische Wappen* gemahlet, daherum das goldene Fließ, der *Mittel-Gaden* war 11 Ellen hoch, die Bühne 10 Ellen, und 12 Ellen breit, darauf die *Musikanten* standen, in der Vertiefung schwebte ein Engel, in der Hand einen Zettel haltend, darauf stund: *Vivat Matthias.*

Im Fließ standen diese Worte: *Matthiae II. Regi Pannoniae XXXIIX. Bohemiae XX. Archi-duci Austriae, Duci Silesiae subjecti, Obser. Ergo, S. P. Q. Wratislaviae F. F. A. 1611.*

Das dritte Theil war 7 und eine halbe Elle hoch. 7 Ellen breit, auf den Ecken saßen 4 *Famcn*, dieselben bliesen: *Vivat Matthias et tu Respublica Salve.* (Es lebe Matthias, und du Stadt sei gegrüßt.)

Die Decke war *perspectivisch* gemahlet, im Fries gegen dem Ringe stund: *Gloria summo Deo Regi quoque Gloria nostra.* (Ehre sei dem höchsten Gott, und dem Könige unser Ruhm.) Gegen der *Albrechts-Gassen* stund: *Crescit honor Regis, quando Respublica crescit.* (Mit dem Wachsen der Stadt, wächst die Ehre des Königs.)

Ehe der Königl. Einzug in die Stadt geschah, wurde die Bürgerschaft in 74 Fähnlein stark auf die Wälle und Plätze in folgender Ordnung aufgeführt.

Neusche Viertel.

Das erste Fahn mit dem weissen Löwen hatte seinen Stand von der Ehren-Pforte an über den *Naschmarkt*, bis an die Ecke des Ringes an der *Niklaus Gassen*, das andere Fahn mit dem Haupte *Johannis des Täufers* hatte seinen Stand bis zu dem *Kinder-Hospital*, das dritte Fahn hatte seinen Stand bey dem gedachten *Kinder-Hospital* auf der *Niklaus-Gasse*, das vierte Fahn stund bey dem *Niklaus-Thor* gegen der *Neuschen-Gassen*, das fünfte Fahn campirte auf dem *Schweidnigischen Wall* hinter dem *Creuz-Hofe*, das sechste Fahn campirte auf dem Runderle gegen dem *Niklaus-Thor*, das siebente aber auf dem *Niklaus-Thor*.

Oder Viertel.

Das erste Fahn mit dem schwarzen Adler stund von der Ehrenpforten an auf der an-

bern Seiten über den Naschmarkt bis bey St. Elisabeth. Das andere Fahn mit dem Buchstaben W stieß an dieses an. Das dritte hatte seinen Stand auf der äussersten Nicolaus Gasse bey'm grünen Buchsbaum. Das vierdte hatte seinen Stand bey St. Barbara-Kirchhof. Das fünffte campirte hinter der Burg. Das sechste auf der Scheer.

Dhlauische Viertel.

Das erste Fahn stund von der Ehren=Pforte an die Albrechts=Gasse hinauf bis bey St. Maria Magdalena Kirchhof. Das andere Fahn stund vom Kirchhose an bis an die Ecke bey St. Albrecht. Das dritte erstreckte sich bis zur Ganß=Ecken gegenüber. Das vierdte Fahn erstreckt sich bis auf den Sand, Das fünffte campirte auf der grossen Pastey unterhalb des Dhlauischen Thores. Das sechste auf der Pastey hinter St. Jacob.

Neumärkisch Viertel.

Das erste Fahn, wie auch das Andere besetzten die andere Seiten der Albrechts=Gassen von der Ehren=Pforte an bis zum Closter. Das dritte besetzte den Neumarkt bis an die Ganßecke. Das vierdte Fahn erstreckte sich von der Ganß=Ecken bis auf den Sand bey die Badstuben. Das fünffte campirte auf dem Sand=Thore und das sechste auf'n Ziegel=Thore, sind also derer Fahnen in gehaltner Stand Ordnung 16 und auf den Wällen und Pasteyen, um die Stadt herum 9 gewesen, darunter die Bürgerschaft 1375 Mann stark gewesen, die andern, die das Rathhaus, Pfarrhöfe, Zeughäuser, Pulverthürme besetzt gehabt, sind 600 gewesen. Als bald Ihro Majest. Ihren Weg in die Stadt genommen und in das innerste St. Nicolaus=Thor angelanget, hat man auf dem Grange zu St. Elisabeth ein Positiv aufgeschlagen und vortreflich zu musiceiren angefangen, ingleichen ist es auch auf dem Rath=Thurme geschehen. Hinter Ihro Maj. sind dero vornehme Rätthe, Kämmerer und Officier geritten. Hinter diesen die andern Böheimische, Mährische und Oesterreichische Rätthe, Freyherren, Cämmerer, Kammerdiener und Appellationsrätthe 45 Mann; dann folgten andere Offizier und Herren=Diener 180 Mann zu 3 im Glied.

3 Trompeter, 1 Kürassier, 2 Herren, ein Kornet Wahlen, 5 im Glied, 500 Mann, 6 Glieder Deutsche Königl. Reuter, 1 Königl. Leibwagen mit schwarzen Sammet beschlagen und 6 Rossen bespannet, 48 andere Rutsch=Wagen, 34 mit 6 und 14 mit 4 Rossen bespannet.

Als nun Ihro Majest. über den Ring geritten, und zu der Ehren=Pforte genahet, hat sich das Jungfräuliche Bild Gloria, welches zu oberst der Pforten gestanden, als Ihro Majest. hindurch kommen umgewandt, und Ihro Majest. nachgesehen, ingleichen ist der Engel welcher den Zettel gehalten darauf vivat Matthias geschrieben gewesen, auf- und abgeflogen, und hat sich mit dem ganzen Leibe bewegt. Als nun Ihro Majest. durch die Stadt und auf die Dohm=Brücke kommen, sind Selbte von dem Ross abgeessen und nebst denen 4 Fürstl. Personen, Freyherren, Königl. Rätthen, Cämmerern, sowohl denen mitreitenden Raths=Personen zu Breslau zu Fuß über die Dohm=Brücke gegangen, am Ende derselben war auf dem Pflaster ein schöner Türkischer Teppicht ausgebreitet, darauf ein rothsammtnes Küssen gelegt, und war der Weg bis zur Kirchthür dicke mit Grase bestreut, sobald die Geistlichkeit Ihro Majestät Gegenwart vernommen, sind sie Derselben in einer ansehnlichen Prozeßion entgegen gangen.

Als Ihro Majest. über die Dohm-Brücken kommen, sind Sie auf dem Polster niedergekniet, hierauf ist Ihnen von Ihro Hochwürden und Gnaden den Herrn Weih-Bischoff ein silbernes Crucifix fůrgereicht worden, welches Ihro Majest. andächtig geküsst, und nachmahls von etlichen Herren aufgehbt worden, nach diesen hat der hochwürdige Herr Franciscus Ursinus SS. Theol. D. bey St. Johannis und S. Crucis Dohm-Herr und Cantor mit einer zierlichen Lateinischen Oration Ihro Majest. empfangen, und nomine des ganzen Hochwürdigen Dohm-Capituls und der gesammten Geistlichkeit zu Dero Einzuge Glück gewünscht, welchem der Herr Obriste Cansler gleichfalls in Lateinischer Sprache nomine Regis Majestis beantwortet. Darauf Ihro Majestät ihren Marsch auf die Dohm-Kirche zu genommen, in welcher man alsbald vortreflich zu musciren angefangen, in der Kirch-Thůre haben Ihro Majest. der Herr Bischoff sehr freundlich empfangen und in den im Chor zubereiteten Majestät-Stuhl begleitet, auch nach abgesungenem Hymno Tedeum Laudamus vor dem Altar etliche Collecten und Versicul gelesen, und dann über Ihro Majest. die Benediction gesprochen, worauf der Zug wieder zurücke in die Stadt durch die Stadt durch die Ehren-Pforte und in Dero Logiament bey der Waage über gegangen; währendem wieder herein Zuge wurde das grobe Geschůtze abermahl rund um die Stadt los gebrennet, und zum andern mahl ein starker Puls mit allen Glocken geläutet, die Zimmer in dem Königl. Logiament waren mit schönem rothem Tuche ausspalliert, über der Eingangs-Thůre in damahls Herrn Friedrich Uthmanns Behausung seiend nachfolgende Verse geschrieben gewesen: Tritt ein o glücklicher Matthias, unter deinen Flügeln wird Breslau wachsen und sich vermehren.

Als Ihro Majest. in Dero Logiament eingeführt worden, sind die Stücke zum drittenmal um die Stadt losgebrennet, und die Glocken geläutet worden, worauf sich der Einzug glücklich geendiget, deren große Stücke um die Stadt sind 52 gewesen, so los gebrennet worden, die Königliche Reuterei ist bestanden in 944 Rossen, und 266 Wagen-Rossen. Der Herren Fürsten und Stände Abgesandten hat bestanden in 3638 Rossen. Summa der Königl. der Herren Fürsten und Stände sammt der Königl. Stadt Breslau Reuterei und den Kutschen-Rossen 4582 Ros. Folgenden Tages haben auf Begehren Ihro Majest. nach abgewartetem Amt der heil. Meß bei St. Albrecht die Herren Fürsten und Stände die Hufbigung abgelegt auf der Königl. Burg, darauf die Stücke um die Stadt losgebrennet, und ist mit allen Glocken geläutet worden. Nach vollendetem Act sind Ihro Majest. von der Burg wieder in Dero Logiament begleitet worden, alda haben, ehe man zur Taffel kommen, die Abgesandten eines hohen Dom Capituls kniende Ihro Majest. den Eid der Treue geleistet. Darauf das Panquet seinen Anfang genommen. Als man die ersten Trachten der Speisen aufgetragen gehabt, sind die Stücke rundum die Stadt losgebrennet, und gleichfalls ein starker Puls geläutet worden. Nach geendigter Taffel haben sich die Fürsten und Königlichen Ráthe auf dem Schweidnigischen Anger mit Ringel-Rennen und Spießbrechen zum Quintan erlustiget folgender Gestalt: nach Mittag 1 Uhr begaben sich Ihro Königl. Majest. in hoher Person unter Begleitung dreier Fürstl. Personen als Herzog Carl zu Münsterberg und Dels, Ihro Fürstl. Gn. Markgraf Johann Georgen zu Brandenburg und Herzogs zu Jägerndorf und Herzog Adam Wenzel zu

Leschen, auf den vorm Schweidnitzischen Thor verplankten Rennplatz, voran ritten die Edelknaben mit ihrem Hofmeister, darauf die Trompeter und Pauker dann Ihro Majest. nebst denen drei Herzogen hinter denselben die Königl. Rätthe, Cämmerer Offizier und andere Herren. Der Rennplatz war mit den Trabanten und Musketier besetzt, damit das Volk sich nicht in die Schranken drängen konnte, gegen den Gärten waren zwei Bühnen aufgerichtet, und mit schönen Teppichten behängt, auf der ersten waren die guldene Geschirre, Kleinodter, oder Danke nach einander aufgesetzt, welche Ihro Fürstl. Gn. der Herr Markgraf zu Brandenburg auf seine eigene Unkosten Ihro Königl. Majest. zu Ehren aufgesetzt, dabei waren auf einer Taffel geschrieben die Artikel, wie es mit dem Rennen zum Ringel besgleichen zu der Quintan, und mit dem Spießbrechen sollte gehalten werden, ingleichen waren auf dieser Bühne zu Richtern verordnet: Ihro Fürstl. Gn. Herzog Carl zu Münsterberg und Dels, der obriste Kanzler, und andere fürnehme Herren; des Hr. Markgrafen Sekretair hat die Königl. und Fürstl. Personen, Königl. Rätthe, Cämmerer, und Offizirer, so darmit rennen wollen, beschrieben, deren 40 gewesen. Auf der andern Bühne, welche wie die vorige zugerichtet gewesen, hatte sich das Fürstl. Freiherrl. und Adliche Frauenzimmer nach der Reihe gestellt, und dieser Ritterl. Uebung zugehört, bei welchem sich Ihro Königl. Maj. gleichfalls Ritterlich erwiesen und bis auf das dritte Roß gekommen, weil es Ihro Majest. zu lang worden, haben sie vor Ihre hohe Person dem Rennen ein Ende gemacht und aufgehört und dem übrigen Rennen zugeschaut. Als nun das Spiel seine Endschafft genommen, hat Ihro Fürstl. Gn. der Hr. Markgraf die Dank-Kleinodter selbst ausgetheilet, nachmals haben sich Ihro Königl. Majest. wieder in voriger Ordnung in die Stadt begeben.

Den 10. October ist die ganze Bürgerschaft auf Befehl eines Edlen und Hochweisen Raths zur Hulbigung gehorsamlich compariret, wie auch die Gesandten der Städte, Neumarkt und Namslau, welche sich dann frühe Morgens um 6 Uhr auf das Rathhaus verfügt. Unterdessen haben die Herren Aebte bei den Gestiften in Schlesien und zu Breslau nebst den Statibus minoribus, und denen Abgesandten der Städte Sagan, Münsterberg und Frankenstein bei Königlich Majest. in Dero Zimmer die Eidespflicht knieend verrichtet, um 8 Uhr ist der Herr Hauptmann zu Breslau mit etlichen Rathmannen dem Ausschuss von der Bürgerschaft vom Rathhaus zu der Königlichen Hofstatt gegangen, denen die ganze Bürgerschaft gefolget, an dem Königl. Zimmer der Waage gegenüber ist am Fenster über der Hausthüre ein güldenes Stück ausgehenket, ein rothsammetner Polster darauf gelegt gewesen, an welches Ihro Königl. Majest. mit entdecktem Haupt gestanden im Hungarischen Habit angethan, und herausgesehen, so lange die Hulbigung gewähret, am nächst daran gelegnem Fenster ist der Königl. Hofmarschall mit entblößtem Haupt gestanden, und mit der rechten Hand ein bloßes Schwert zum Fenster heraus haltend; in den andern Fenstern sind die Fürstl. Personen nebst den Königlichen Rätthen gestanden und solchem Actu Publico zugeschaut, zur linken Seite des Fensters neben dem Könige stand der Obriste Cansler, welcher eine zierliche Rede in Teutscher Sprache zu der ganzen Bürgerschaft hielt, nebst denen Gesandten der Städte Neumarkt und Namslau zu schuldiger Kristung ihrer Eidespflicht und Hulbigung gebührllich ermahnet.

Nach diesem ist er aus dem Fenster zurück, und der Obriste Sekretär Blatcis an seine Stelle getreten und zum Fenster hinaus die beschriebene Formula des Eides mit deutlichen Worten abgelesen:

Wir Burgermeister und Rathmanne, und die ganze Gemein der Stadt Breslau, schwören und geloben vor Uns, und vor all unsere Nachkommen, daß wir von diesem heutigen Tage allzeit getreu und gehorsam wollen sein. Euch Alldurchlächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Matthiaschen Könige zu Böhmen, wider alle Menschen, und daß wir Euer Ehr und Nutz nach unserm Vermögen allzeit getreulich schaffen und thun wollen, als getreue Unterthanen, als uns Gott helfe, und alle Heiligen, Amen.

Wie Siegmund Rosiz denselben in seiner Chronik aufgezeichnet hat, welche Plen. Tit. der Herr von Sommersberg in dem ersten Theil seiner Schlesiſchen Geschichte herausgegeben.

Nach solcher Verrichtung hat ein jeder seine gebührende Referenz gegen Ihro Königl. Majest. gethan, und wieder anheim gekehret. Den 17. October ist Ihro Königl. Majest. nach einggenommenen Frühstück wieder von Breslau aufgebrochen und ihren Weg auf Orlau, Meiß, Altmühl und Wien zu genommen, denen die ganze Hofstatt den andern Tag nachgefolget."

Die schlesiſchen Religionswirren vermehrten sich beim Uebertritt der letzten lutherischen Fürsten zur reformirten Kirche immer mehr und zeigten den Altlutheranern eine trübe Aussicht. Die Sache wurde bedenklicher, als der Herzog Adam Wenzel und der von Matthias in den Fürstenstand erhobene und mit dem Fürstenthum Tropaupau belehnte Freiherr Karl von Lichtenstein, zur katholischen Kirche übertraten. In Niederschlesien hatte die reformirte Kirche in dem Freiherrn von Schönaich einen eifrigen Verbreiter.

Der Freiherr Georg von Schönaich wurde von seinem Onkel in zweckmäßiger Strenge und Sparsamkeit erzogen, was in der Folge von wichtigem Einfluß auf den geistigen und weltlichen Zustand seines kleinen Ländchens war, für welches er mit unermüdeter Sorgfalt und Thätigkeit sorgte. Nachdem er nämlich von seinem Vetter die

Herrschaft geerbt hatte, erbaute er in Carolath zwei Kirchen, zum deutschen und polnischen Gottesdienst, steuerte reichlich bei zum Bau der Kirche in Beuthen, baute das Schloß Carolath größer und schöner und errichtete für 70 alte oder elende Leute und verlassene Kinder ein Armenhaus auf. Außerdem standen Kranken seine Küche, Keller und Schloßapotheke offen. Aus eigenen Mitteln erbaute er ein ansehnliches, drei Stockwerke hohes massives Schulhaus mit zwei Eingangsportalen, Kellern, Küchen, Vorrathskellern 2c. und sowohl geräumigen Hörsälen, als auch vielen Zimmern im Oberstock versehen, in welchem Lehrer und Schüler bequem wohnen konnten. Der Ruf dieser Anstalt welche am 18. August 1616 eröffnet wurde, war bald so groß, daß junge Adlige nicht allein aus Schlesien, sondern auch aus allen benachbarten Ländern dieselbe besuchten. Für dürftige Schü-

ler hatte der Stifter Freitische eingerichtet, an welchen ununterbrochen Mittags und Abends 72 Personen auf seine Kosten gespeist wurden. Um der Anstalt einen noch größern Glanz zu geben, legte er eine Buchdruckerei an. Den Unterricht besorgten zwölf Professoren, meist reformirter Religion; damit jedoch die übrigen lutherischen mit ihnen in Eintracht leben und die Religionszänkereien vermieden würden, so wählte er zu den lutherischen Professoren Anhänger des Philipp Melancthon, Philippisten. Es waren überhaupt angestellt: zwei Professoren der Theologie, einer für die Reformirten, der andere für die Lutherischen, ein Professor der Moral, ferner einer für jedes einzelne Fach der Wissenschaften, als: für die Rechtsgelehrsamkeit, Medizin und Physik, Geschichte, Mathematik, Ethik und Politik, Logik und für die Dichtkunst. Der Direktor der Anstalt war der eben so fein gebildete und weit gereiste Weltmann, Caspar Dornau, welcher nachher in den Adelsstand erhoben wurde. Es ist zu bedauern, daß diese herrliche Bildungsanstalt wenige Jahre nach dem Tode ihres Stifters (1629) bei dem unglücklichen Verfolgungsgeiste jener Zeit zerstört wurde.

Einen erbitterten Feind schuf sich der kaiserliche Hof in dem Markgrafen Johann Georg zu Jägerndorf, dessen Besitzthum vom Kaiser streitig gemacht wurde. Nach den Lehnsgesetzen war der Besitz des Fürstenthums allerdings zweifelhaft jedoch von den beiden Kaisern Rudolph und Matthias anerkannt worden. In dem Prager Vergleich vom Jahre 1531 hatte der Vorfahr, Markgraf Georg, die bereits erlangten Fürstenthümer Oppeln und Ratibor gegen die

beiden Herrschaften Oderberg und Beuthen wieder abtreten müssen, unter der Bedingung, daß er Oderberg auf seine drei ehelichen männlichen Erben nutzen und genießen könne, nach deren Aussterben sie an die Krone fallen sollten. Die Herrschaft Beuthen verließ demselben 1526 der König Ludwig auf zwei Leiber. Als dessen Nachfolger Georg Friedrich unbeerbt starb, nahm der Kurfürst von Brandenburg, als sein nächster Erbe Besitz und gab es seinem Sohne, dem Markgrafen Johann Georg. Nun machte sie der kaiserliche Hof dem zeitigen Besitzer streitig. Der Prozeß wurde 1617 bei dem Oberfürstenrecht dahin entschieden, daß der König Oderberg ohne Entgelt, Beuthen aber nach Erlegung der Pfandsomme, und beide nur nach Ersatz der in beiden Herrschaften angegebenen Verbesserungen zurückfordern könne. Der Markgraf suchte indessen die Uebergabe so lange als möglich zu verzögern. Die Kränkung aber, die er hiermit erlitten, rächte er durch Theilnahme an den in Böhmen allmählig ausbrechenden Unruhen.

Matthias war nicht mehr der Erzherzog, der mit dem Ansehn der ganzen Nation einen Kaiser ehemals entthronte, als Kaiser selbst den jesuitischen Grundsätzen folgend, verlor er sein ganzes Ansehn. Die Religionsbedrückungen dauerten fort, den zahllosen Beschwerden konnte nicht abgeholfen werden. Die Böhmen erneuerten 1615 die sechs Jahre früher mit den einverleibten Provinzen geschlossene Union, ohne daß der persönlich anwesende Kaiser die ausschweifenden Beschlüsse dieses Landtages zu verhindern vermochte. Dazu gesellte sich die Demüthigung, die der Kaiser durch die

Steyermärkische Linie, welche er von der Nachfolge seines Vorgängers ausgeschlossen, erfuhr; denn er mußte nicht nur nachgeben, daß Ferdinand von Grätz, welcher nachmals als Kaiser Ferdinand II. auftritt, zu seinem Nachfolger proklamirt wurde, sondern sich auch noch andere Demüthigungen, als die gefängliche Wegführung seines vertrauten Ministers, des Kardinals Klesel, welcher Ferdinands Plänen zuwider war, gefallen lassen.

Ferdinand, welcher mit Klugheit sein Streben nach der Kaiserkrone zu verfolgen wußte, fand, als Nachfolger in Böhmen durch Matthias vorgeschlagen, nur äußerst geringen Widerstand. Man hatte keinen Beweis von der sich später zeigenden unversöhnlichen Abneigung gegen den Protestantismus: er ließ sich daher zum Könige von Böhmen am 19. Juni 1617 zu Prag krönen, und beschwor alle Forderungen der protestantischen Stände.

Die Schlesier beschwerten sich wiederholt, daß sie zu dieser Wahl nicht zugezogen worden, leisteten aber dem Könige, als er am 21. September nach Breslau kam, die Huldigung, nachdem sie ihm dieselben Bedingungen, als die Böhmen, vorgelegt und er den Majestätsbrief geschworen hatte. Ferdinand verweilte nur kurze Zeit in Breslau und verfügte sich eilends nach Steyermärk zurück.

Die einheimischen Fürsten anlangend, war Herzog Karl II. von Dels im Jahre 1617 gestorben. In das Erbe theilten sich seine beiden Söhne: Heinrich Wenzel (1617 — 39) erhielt Bernstadt, Karl Friedrich (bis 1647) Dels. Die Oberlandeshauptmannschaft, welche Karl II. bekleidete, ging

an den katholischen Herzog Adam Wenzel von Teschen über, und nach dessen in einigen Monaten erfolgten Tode an den Herzog Johann Christian von Brieg.

Die Opposition der einander schroff gegenüberstehenden Religionspartheien nahm nun immermehr einen politischen Charakter an. Die böhmischen protestantischen Stände hatten sich in dem Vergleiche über den Majestätsbrief zwar das Recht erhalten, in den königlichen Städten protestantische Kirchen zu bauen, aber nicht wie die Schlesier in den bischöflichen und abtheilichen Dtschaften, wie die letzteren es sich ausdrücklich ausbedungen. Darauf fußend ließ der Erzbischof von Prag die neuerbaute Kirche zu Klostergrab bei Töplitz niederreißen und die zu Braunau sperren.

Im März 1618 versammelten sich die Stände in Prag und klagten die Regierungs-Commission beim Kaiser an, welcher statt die Sache zu schlichten, gebot, auseinander zu gehen, und sich nicht in fremde Sachen zu mischen. Dessenungeachtet versammelten sich die Stände im Mai dieses Jahres unter dem Vorſiße des Grafen Matthias von Thurn. Da sämtliche Beschwerden unbeachtet blieben und einige der protestantischen Vertheidiger auf ihre persönliche Freiheit bedacht haben, so begab sich am 23. Mai eine große Anzahl der Deputirten auf die königliche Burg, wo vier von den königlichen Stadthaltern eben versammelt waren, und unter diesen die Verhaftesten, Wilhelm Slavata und Jaroslaw von Martiniz. Bald entstand ein heftiger Wortwechsel und Streit, in dessen Mitte Wenzeslaw von Raupowa rief: „Werſet ſie zum Fenster hinaus.“ Augenblicklich

ward der Graf Martiniz ergriffen und hinabgestürzt. Diesem wurde bald der Slavata und als Dritter der Geheimschreiber Fabrizius Platter nachgesendet. Ungeachtet des 60 Fuß hohen Sturzes war keiner lebensgefährlich gestürzt, ein dichter Schutt und Auskehrichthaufen hatte sie geschützt.

An eine gütliche Ausgleichung nach dieser unversöhnlichen That war nicht mehr zu denken; es versammelten sich drei Tage darauf die Stände, und wählten dreißig Direktoren von neuem, und zwar mit der höchsten Regierungs-Gewalt bekleidet. Vor dem Kaiser suchte man jenes gewaltsame Verfahren dadurch zu beschönigen, daß ihm geschrieben ward: nach altem Gebrauch und Exempel, so in dieser Krone Böhmen nicht mehr zu finden, seien jene Urheber alles Unheils und ihres Amtes unwürdige Männer bestraft worden.

Man beabsichtigte, sämtliche Protestanten gegen den Kaiser zu verbinden, welcher den Weg der Unterhandlung einschlug und Auslieferung der Räubelführer, des Thurn und Kolonna v. Fels, forderte. Man weigerte sich, und der Kaiser ließ deshalb ein Heer von ungefähr 5,000 Mann unter Anführung des Grafen Dampierre in Böhmen einrücken, wurde aber von den Böhmen geschlagen; denn der zum Protestantismus übergetretene Graf Ernst von Mansfeld, zog letzteren mit 4,000 Mann zu Hülfe.

Die Schlesier befanden sich in einer Verlegenheit, aus der sie sich nur mit Mühe zu ziehen im Stande waren. Einestheils fürchteten sie einen für Böhmen und deren Bundesgenossen schlimmen Ausgang, an-

dererseits verlangten die Böhmen die laut Vertrag versprochene Hülfe. Um sich daher vor dem Zorn des Hofes zu schützen, aber auch den Böhmen zu willfahren, be setzten sie unter Anführung des Markgrafen Johann Georg mit zweitausend Mann Reiterei und eben so viel Fußvolk die böhmische Grenze; gleichzeitig aber berichteten sie ihr Vorhaben dem Wiener Hofe, vorgehend, daß dies nur deshalb geschehe, um einen Einfall oder Plünderung der herum schweifenden böhmischen Truppen zu verhüten. Der Oberlandeshauptmann Herzog Johann Christian von Brieg hatte bereits früher persönlich die Sache beim Kaiser in Güte beizulegen versucht, war aber abgewiesen worden. Als Grund, der Frieden möchte den Ländern erhalten werden, führte der Herzog an: „Der Türke könnte diese Gelegenheit zum Schaden der Christenheit benutzen. Es sei gefährlich, ein ganzes Königreich auf Glück und Unglück durch den Krieg zu setzen, da der Ausgang zweifelhaft sei, und die Länder durch Einquartirungen und Geldausgaben zu Grunde gerichtet würden. Die Geschichte beweise, wie übel es oft abgelaufen, wenn die Potentaten bald mit Schärfe hinter ihren Unterthanen hergewesen, Der Kaiser könne durch diesen Krieg gar nichts gewinnen, weil er Länder beträfe, die ihm schon gehörten. Die Verantwortung unter Christen wegen einem solchen Kriege sei zu schwer, und endlich, wenn man auch lange Zeit Krieg geführt habe, müsse es doch zu Vergleich und Tractaten kommen.“ Diese goldenen Worte fruchteten nichts, da Ferdinand, die Triebfeder des Unheils, jede Sinnesänderung des Kaisers zu beherrschen

wußte — und so begann der verderbliche dreißig Jahre lang dauernde Krieg, welcher Schlessien gleich hart bedrückte und entvölkerte, als wie die andern deutschen Länder.

Unterdessen starb Kaiser Matthias zu Wien am 20. Mai 1619 und hinterließ das Reich in einer immer steigenden Verwirrung.

Denkwürdigkeiten.

Ueberfall des Grafen Janusch Weida auf den Ritter Jakob von Salza.

(Zur Erklärung der Abbildung.)

Als König Wladislaw von Ungarn im Jahre 1510 zur Huldigung in Breslau mit großem Gefolge erschien, wurden die Tage seiner Anwesenheit durch eine Reihe ritterlicher und bürgerlicher Feste verherrlicht. Am 5. April, Sonnabend nach Lätare, wurde auch ein Turnier veranstaltet, auf welchem Ungarn und Schlessier erschienen, und welches ein tragisches Ende nahm. Die Schlessier konnten sich überhaupt mit den Ungarn nicht recht befreunden, und so gab ein solches Turnier die beste Gelegenheit, den verhaltenen Ingrimm auf die leichteste Weise am Gegentheil auszulassen. Der Ritter Jakob von Salza (nachmals Bischof von Breslau) rannte auf der Stechahn mit einem Ungarn zusammen; das Gefecht nahm einen ernstern Charakter an, und es scheint, daß Salza von dem Ungarn heftiger, als die Regeln vorschrieben, angegriffen wurde, so daß er selbst in Hitze gerieth und dem Gegner durch einen unglücklichen Schwertschlag den Arm abhieb. Diese That erregte Aufsehn, die Ungarn entblößten ihre Schwerter und stürzten auf den Ritter Salza los, der sich nicht anders zu retten wußte, als vom Plage in die Sakristei der nahen St. Elisabeth-Kirche zu flüchten, wo man eben das *Solwe Regina* absang. An geweihter Stätte waren in den ältesten Zeiten die Flüchtlinge geschützt; aber ein ungarischer Graf Janusch Weida, nicht achtend auf die Heiligkeit des Ortes, drang mit seinen Knappen in die Kirche ein. Weida griff den Flüchtling an, welcher, sich vertheidigend, der Uebermacht unterlag und mit Gewalt aus der Kirche geschleppt wurde. Man brachte ihn durch die Hinterpforte in das nahe Haus eines gewissen Ludwig Thamme und mißhandelte ihn auf eine schreckliche Weise. Noch zur rechten Zeit eilte der Schlessier Hans von Rechenberg herbei und rettete seinen Freund Salza von dem Tode aus der Gewalt der Ungarn.

Markgraf Georg von Brandenburg auf dem Reichstage zu Augsburg.

Der Markgraf Georg von Brandenburg spielte als Herzog von Jägerndorf, Troppau, Oppeln und Ratibor in der schlessischen Geschichte eine wichtige Rolle, abgesehen davon, daß auf den Besitz dieser Fürstenthümer, aus denen später sein Enkel verdrängt wurde, in der

Folge das preussische Haus seine Ansprüche begründete. Als Erzieher des jungen Königs Ludwig gewann er überwiegenden Einfluß in die schlesischen Landes-Angelegenheiten und war der erste Sprößling des Brandenburgischen Hauses, welcher in Schlesien festen Fuß faßte.

Georg führte in Oberschlesien die Reformation ein. Die Reise, welche er im Jahre 1525 nach Wittenberg zu Luthern unternahm, vollendete seine Ueberzeugungen, die er schon früher gefaßt und bildete aus ihm den eifrigsten Verfechter der evangelischen Lehre. Nachdem er sich mit Luthern unterredet hatte, schrieb er an seinen Bruder Kasimir in Anspach: „Ich will Gott mehr ansehen als die Welt, und bieweil mir Gott den Verstand giebt, will ich wider Gott und sein göttlich Wort nichts thun, sondern allein Gott vertrauen. Das wollest Du nicht anders verstehen, denn meiner Seelen Nothdurft nach die ich nicht williglich verdämmen lassen will; denn wie geschrieben steht: wer glaubt, wird selig; wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“

Sein außerordentlicher Eifer in diesen Religions-Angelegenheiten, welcher keine Grenzen kannte, zeigte sich in voller Größe auf dem Reichstage zu Augsburg. Hier unterschrieb er (1530) als Markgraf von Anspach und als unmittelbarer Reichsstand die berühmte Augsburger Confession. Dem Kaiser Karl V. sowohl, als auch dem Könige Ferdinand war besonders daran gelegen, diesen mächtigen Fürsten in ihr Interesse zu ziehen; denn von seinen überwiegenden geistigen Eigenschaften konnte das Reich in Religions-Angelegenheiten nur gewinnen oder verlieren. Die mächtigen Oberhäupter drangen daher unaufhörlich in ihn, die Prediger abzuschaffen, dem römisch-katholischen Gottesdienste, namentlich aber der Prozession am Frohnleichnamstage beizuwohnen. Georg lehnte es entschieden ab und gab dadurch den übrigen Fürsten das Beispiel zur Nachahmung. Zugleich wendete er alle Beredsamkeit an, das Oberhaupt des deutschen Reiches durch Gegenvorstellungen von der Echtheit und Reinheit seiner Gesinnungen zu überzeugen, fand aber kein Gehör. Der Kaiser beharrte fest auf seinem Willen, und glaubte, Alles anwenden zu müssen, das Ansehen der alten Kirche zu erhalten.

Entschlossen trat Georg in Gegenwart der versammelten Reichsstände, Bischöfe und Prälaten vor den Thron des Kaisers, legte die Hand aufs Haupt und rief:

„Ehe ich meinen Gott und sein Evangelium verläugne, so will ich lieber da vor Euer Kaiserlichen Majestät niederknien und mir den Kopf abhauen lassen!“

Alle staunten und tief ergriffen rief ihm der Kaiser zu: „Lieber Fürst, nicht Kopf ab, nicht Kopf ab!“

Der Kaiser wurde von Stund' an andern Sinnes; er erlaubte dem evangelischen Fürsten nicht allein, die Sache bis zum folgenden Morgen in Ueberlegung zu nehmen, sondern milderte auch in Betreff der Frohnleichnam-Prozession seine Anforderungen.

König Ferdinand I. wagte nicht mehr, ihn zu einer Aenderung seiner Gesinnungen zu überreden, ließ ihn aber dagegen seine Ungnade empfinden, daß Georg, um aus seinem Reich zu kommen, Schlesien verließ und seine letzten Tage zu Anspach verlebte.



Ich. J. v. C. Krone, Brsl.

**Markgraf Georg v. Brandenburg, Herzog v. Jägerndorf, Troppau, Oppeln u. Ratibor
Auf dem Reichstage zu Augsburg vor Kaiser Carl V.**

Tausdorf.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte zu Schweidnitz eine bürgerliche Familie, Namens Freundt, welche zu bedeutenden Reichthümern gelangt war; besonders wenn man überlegt, welch ungleich höheren Werth das baare Geld in damaliger als in gegenwärtiger Zeit, hatte. Gregor Freundt, welcher 1572 starb, hinterließ seinen sieben Kindern, „ohne fahrende Habe und Kleinodien,“ ein Vermögen von 66000 Thalern. Bei diesem Reichthum erstieg diese Familie die höchsten Ehrenstellen und erwarb sich die größten Würden in der Stadt. Uebermuth und Despotie waren im Gefolge, und nachstehender Vorfall zeigt, wie sehr die nun habende Macht von einem Gliede aus dieser Patrizierfamilie gemißbraucht wurde.

Im Jahre 1572 war der reiche Erasmus Freundt Bürgermeister der Stadt Schweidnitz. Es geschah am 27. Juli des genannten Jahres, als ein böhmischer Edelmann Caspar Sparrenberger, Tausdorf genannt, welcher früher Fähndrich im Heere des Kaisers Maximilian II. gewesen, von dem Bürger und Miethkretschmer Wollach in dem Hause des Christoph Freundt, zum Mittagmal geladen wurde, was Tausdorf um so weniger abschlug, als er wußte, daß er hier einen Trunk echten und guten Weines finden würde. Als das zweite Gericht aufgetragen wurde, kam Franz Freundt, Sohn des Bürgermeisters herzu, nahm Theil an dem Mahle, aß und trank mit Tausdorf, und beide waren fröhlich und guter Dinge. Bei dem Mahle war eine junge Wittve, Althea, geborene von Schindel, hinterlassene Gattin eines gewissen Heinrich von Netz auf Bögendorf, welche Tausdorf zu seiner künftigen Gattin sich auserkoren. Vier volle Stunden waren sie beisammen, scherzten und tanzten, worauf Franz Freundt, welcher sich in trunkenem Zustande befand, den jungen Edelmann aufforderte, mit ihm auf die Regelsbahn bei der Zielstadt zu gehen und sich ferner zu erlustigen. Tausdorf schlug es ihm anfangs ab, vorgebend, er wäre kein Spieler, Freundt aber ließ nicht eher nach, ihn mit Bitten zu bestürmen, bis er einwilligte. Unterweges unterhielten sich Beide über den Ausgang eines Duells, welches Franz Freundt mit einem Herrn von Rasselwitz gehabt, und wobei ein junger Edelmann, Namens Biller, aus Reichenbach, sein Leben verloren hatte. Jeder dieser beiden jungen Männer mochte seine Parthei vertheigt haben, genug, noch ehe sie zur Zielstatt kamen, geriethen sie in einen Wortwechsel, bei welchem der übermüthige reiche Bürgermeistersohn sich nicht entblödete, zu sagen: „Ich höre, Ihr sollet Euch, wie man sagt, verhalten haben, daß Ihr nicht werth seid, daß ein redlicher Mann mit Euch aus einer Kanne trinken sollte!“ Tausdorfs Ehre war beleidigt: „Warum,“ entgegnete er in gerechtem Zorn, „warum habt Ihr, wenn Ihr solches von mir glaubet, heute mit mir gegessen und getrunken, und seid fröhlich gewesen mit mir? Ihr nur allein seid der Unredliche, wenn Ihr solche Dinge von andern nachreden wollet!“ Der übermüthige Freundt, aufs tiefste erbittert, trat einen Schritt zurück, entblößte seinen Degen und stürzte auf Tausdorf los. Tausdorf, zur Nothwehr gezwungen, zog gleichfalls seinen Degen, und es entstand ein kurzes aber hitziges Gefecht; denn schon nach dem sechsten Hiebe stürzte Franz Freundt, in die linke

Brust getroffen, tobt zu Boden. Rettet Euch, rettet Euch, sonst seid Ihr verloren! tief man dem Unglücklichen zu, und Tausdorf ergriff eilends die Flucht.

Die auslobernde Rache des Bürgermeisters Erasmus Freundt bei dem Verluste seines Sohnes war größer, als seine Trauer. Er ließ den Flüchtigen, welcher in der Eile nur einen geringen und schwachen Klepper zur Flucht erwischen konnte, durch zwei Ausreiter und drei Diener auf schnellen Rossen nachsetzen, welche ihn zu Salzbrunn einholten. Man griff ihn an, Tausdorf wehrte sich ritterlich, und würde sich vielleicht dennoch durchgeschlagen haben, wenn nicht die Bauern noch zur Hülfe von den Schweidnitzern wären aufgeboden worden, die mit Spießen und Stangen ihm hart zusetzten und ihn endlich ohnmächtig zu Boden schlugen. Um fünf Uhr des Nachts brachte man ihn gefangen in die Stadt.

Am Morgen dieses Tages (Montags) wurde dem Verbrecher ein peinliches Gericht bestellt, bei welchem der Rath der Stadt und die Schöppen sofort ohne lange Untersuchung das Urtheil fällten; wie dieses, wo der Vorsitzende selbst der Beleidigte war, ausfiel, läßt sich vermuthen. Zum Verhör wurde der entlebte Franz Freundt in einem Backtroge und in seiner Kleidung unter das Kaufhaus, wo Gericht gehalten ward, gebracht. Tausdorf vertheidigte sich, so gut er konnte, daß er vom Gegner selbst wäre aufgefordert worden, den Weg nach der Zielskätte zu gehen, daß Freundt ihn beleidigt, daß dieser zuerst das Schwert gezogen und auf ihn räuberisch losgestürzt sei, wobei er (Tausdorf) sich als Kriegermann und gewesener kaiserlicher Fähndrich, nicht anders zu vertheidigen gewußt. — Nachdem er den ganzen Verlauf der Sache umständlich erzählt, bat er ferner die Richter: er verstünde sich nicht aufs Recht, man wolle ihn nicht übereilen und einen Vertheidiger ihm zur Seite geben, der seine Sache befördern und den er treulich lohnen würde.

Die Richter bestellten ihm den Prokurator Hanns Reimann, welcher seine Sache fördern sollte; doch dieser lehnte es ab, sich damit entschuldigend, daß der Gemordete sein Freund gewesen, überhaupt wäre er nicht gesonnen einem öffentlichen Mörder sein Wort zu reden.

Der versammelte Rath forderte hierauf den Prokurator in die Rathsstube und befahl ihm, die Vertheidigung zu übernehmen, worauf er unter die Geschworenen mit den Worten trat: was einer thun muß, dazu ist er gezwungen. Hier redete ihn Tausdorf an: „Mein Herr, ich bitte euch, wollet mir meine Sache treulich fördern, will euch euer Müß' lohnen, denn ich mich auf solche Sachen nicht verstehe. Wann's eine Schlachtordnung anlangt, würde ich die Sachen wohl zu führen wissen.“ Reimann sagte hierauf zu ihm: er möchte ihm alles mittheilen, was er befördern sollte.

Tausdorf erzählte in Kürze noch einmal den ganzen Vorfall und setzte hinzu: „er wolle sich und seine Sache den Herrn vertraut haben, die würden ihn nicht übereilen.“ Der Prokurator sprach hierauf zu den Richtern: „Ihr habt aus Tausdorfs Munde selbst gehört, wie sich der Fall zugetragen, und stelle es Euch zur rechtlichen Erkenntniß.“

Das Endurtheil war: „daß Tausdorf durch das Schwert vom Leben zum Tode solle gebracht werden.“ Die Sentenz sollte auch sofort bei Verschließung der Thore vollzogen werden.

Tausdorfs Verlobte, Althea, gerieth fast in Verzweiflung, als sie das Unglück des Geliebten vernahm und man ihr jede Hoffnung raubte, daß er je mit dem Leben davon kommen würde. Unter jämmerlichem Wehklagen und Angstgeschrei lief sie in der Stadt umher. Dem stolzen alten Bürgermeister Erasmus Freundt warf sie sich zweimal zu Füßen, bat auf das inständigste, den Theuern frei zu lassen; aber eher wäre gewiß der härteste Stein vor Rührung geschmolzen, als daß das kalte Marmorherz des Nachsüchtigen wäre bewegt worden; er stieß die Unglückliche in die tiefste Verzweiflung, daß sie wie ein Kind jeden auf der Straße ansehe, ihr zu helfen, den Geliebten zu retten. Unter dem Kaufhause, wo Gericht gehalten wurde, rief sie laut nach ihm: „o mein Herz, wenn ich euch doch nur noch einmal sehen sollte!“

Tausdorf, welcher eben vor Gericht stand, hörte diese Schmerzensworte und er mußte alle Kräfte zusammen nehmen, um die Fassung zu erhalten; das Klagegetöse nagte tödtend an seinem Herzen. „O meine liebe Althea, rief er schmerz erfüllt aus, es kann nun auf dieser Welt nicht sein, sondern im ewigen Leben wollen wir einander wiedersehen!“

Altheas Klagen hörten nicht auf; schon versammelte sich das Volk in dichten Haufen, geführt durch die Bitten der Braut, schon ließ sich die Mißbilligung über ein zu vorschnelles Verfahren des Rathes hören, als der Rath noch zur rechten Zeit die Unglückliche erbarmungs- und schonungslos durch zwei Stadtföldner mit Gewalt hinwegführen ließ.

Bald nach Vortlesung des Todesurtheils bat Tausdorf um Darreichung der heiligen Sakramente. Der Priester wartete unter dem Kaufhause in des Vogtes Stube, wohin er sich bald begeben, als es ihm der Stadtvogt Klemens Körnich angezeigt hatte. Mit reumüthigem Herzen empfing er das Abendmahl und ging dann im Namen Gottes aus dem Stübchen.

Noch war Tausdorf gefesselt; die Wächter führten ihn bis zum Rathskeller, wo ihn ein Kreis geharnischter Männer mit ihren Hellebarden, Spießen und Barten aufnahm. Hier nahm man ihm die Fesseln ab. Freimüthig stand das unglückliche Opfer da, in einem rothsammetnen Kleide mit rothem Karmoisin-Atlas durchzogen, auf seinem Haupte trug er einen Nelkenkranz und blickte im Kreise umher, jedermann um Verzeihung bittend. Hierauf knöpfte er sich den rothsammetnen Wamms auf, warf ihn unter das Volk, öffnete das Hemd am Hals, kniete nieder, und nachdem er dreimal unter Seufzen gegen Himmel gesehen und Jesum Christum angerufen, da fiel sein Haupt unter dem Henkerschwerte. Die Todtengräber legten ihn sofort in seinen Kleidern in einen Sarg, worauf er mit dem entleibten Franz Freundt bald mit der Schule feierlich begraben wurde. Den Enthaupteten trugen die Todtengräber, begleitet von den Schülern und Prädikanten, diesen zunächst wurde Freundts Sarg von den Luchknappen getragen. Beide wurden auf dem Pfarrkirchhofe bei der Büttner Thür, wo sich die Freundtsche Gruft befindet, in ein Grab gelegt.

Viele vornehme und angesehene Familien hatten sich für Tausdorf verwendet, hatten aber kein Gehör gefunden, dafür mußte aber auch die Stadt in der Folge harte Demüthigungen erleiden.

Der sämmtliche Adel war über diese empörende That gegen die Stadt und ihre Ein-

wohner erbittert, er schalt und verfluchte den Rath, und kein Bürger durfte es wagen sich auf dem Lande blicken zu lassen, wenn sie sich nicht der Lebensgefahr aussetzen wollten; auch den Bauern wurde es verboten, in die Stadt auf den Markt zu fahren. Besonders war der Adel darüber aufgebracht, daß man den Tausdorf auf dem Fürstensteinschen Gerichtsbanne gefangen genommen hatte. Die Bauern, welche bei der Gefangenehmung behülflich gewesen, wurden an Leib und Geist gestraft; der Rath von Schweidnitz wurde vor das Manngericht, und umgekehrt lud der Schweidnitzer Rath einige Edelleute vor. Der Prozeß schien sich in die Länge zu ziehen. Der Kaiser schickte hierauf eine Commission nach Striegau, um die Sache zu verhandeln; der Bischof nebst seinen Räten nahm die Verhöre beider Theile ab. Die verhandelten Akten wurden dem Kaiser zum Spruch vorgelegt, welcher folgendes Urtheil fällte.

„Derowegen erkennen und sprechen Ihre Majestät, als regierender König und oberster Herzog in Schlesiens zu Recht: daß die Stadt Schweidnitz sich der Obergerichte durch ihren gewaltigen Mißbrauch und unrechtmäßigen Eingriff in Unsere Regalien des Hauses Fürstenstein durchaus verlustig gemacht, und wollen derowegen in Kraft Königs Wladislai Spruch, und des vierzigjährigen Vertrags durch unsern Hauptmann der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, und dem Hofgericht zu Schweidnitz jetzt und künftig vorsehen und verwalten lassen, wie sich gebühret. Nicht weniger haben sie, die Stadt Schweidnitz, die Rathskur, so auf Ihre Majestät Wohlgefallen bestanden, durch nachgiebiges und geschwindes Uebereilen des enthaupteten Tausdorf, den sie nicht, wie sich zu Recht gebühret, zur Verantwortung kommen lassen, verwickelt, und soll von wegen solcher Amtswahl der Rathspersonen allein ins Künftige die Denomination jährlich und Kaiserl. Majestät auf überschicktes Verzeichniß der tauglichsten Personen die Election, Erkießung und Wahl bevorstehen; und wollen Ihre Majestät sich auch die Strafe gegen den Rath und andern Personen, so zu der Enthauptung des gemeldeten Caspar Tausdorf Ursache gegeben, vorbehalten; wollen auch aus wohl gegündeten Ursachen von der Stadt Schweidnitz das Land- und Mannrecht auf die Kanzlei der beiden Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer hiermit nehmen, und in selbige Stadt Jauer transferirt haben. Aktum Prag den 7. Junii 1575.“

Der falsche Herzog von Siegnitz.

Der schlesische Ritter Rostig, welcher seit dem Jahre 1580 am spanischen Hofe lebte, war einer der beliebtesten Kammerherren des König Philipp II. Er hatte mit einer vornehmen und reichen Spanierin ein Liebesverhältniß angeknüpft, und dünkte sich seinem glücklichen Ziele schon nahe zu sein, als er plötzlich in den Mienen und in dem Betragen des Königs eine merkliche Veränderung bemerkte, welcher er mit Fleiß nachspürte. Er konnte nichts entdecken; der König blieb kalt, stumm und finster, Isabella, seine Braut, zurückhaltend, wie sie unter solchen Umständen nur immer sein konnte.

Endlich hinterbrachte dem braven Ritter grade einer seiner Feinde die Nachricht, daß sich ein fremder Herzog in die Gunst des Königs und in das Herz Isabellens eingeschlichen

hatte. Nostitz war außer sich; er sann hin und her, fragte jeden Hofbedienten, wer wohl der fremde Herzog sein könnte, aber Niemand wußte seinen Namen noch das Land, aus welchem er gekommen.

Da Nostitz auf diese Weise zu seinem Ziele nicht gelangen konnte, gebrauchte er List. Um zu wissen was der Fremde für ein Landsmann wäre, goß er dem Nebenbuhler einen Tropfen heißer Brühе auf die Hand und trieb dadurch diesem einen deutschen Nothruf aus. Der König fragte, wie denn das Deutsche zusammenklänge, und Nostitz erbot sich, mit dem Fremden zu reden. Mit vielem Vergnügen hörte der König diesen Pferdetönen, wie er sie zu nennen beliebte, zu. Nostitz aber erfuhr alles, was er wissen wollte, auch daß der Fremde sich einen Herzog von Liegnitz nenne.

Ungeachtet Nostitz vom Vaterlande bereits mehrere Jahre entfernt war, so waren ihm doch die einzelnen Familienglieder der schlesischen Herzöge noch zu bekannt, als daß er nicht hätte Verdacht schöpfen sollen; laut denselben zu äußern wollte er auch nicht, indem er zu vor Erkundigungen aus dem Vaterlande einzuziehen gesonnen war. Einstmals kam das Gespräch auf Todesstrafen, wobei der Fremde bemerkte, daß gewisse Verbrecher nämlich in einen eisernen Ofen gesteckt, der mit glühenden Kohlen angefüllt und durch mancherlei Zuglöcher in volle Gluth gesetzt würde. In diesem Staats-Gefängnisse würde der Verbrecher in der Stadt herumgeführt.

„Das ist erlogen!“ rief Nostitz, ohne auf die Tafelgesetze zu achten. „Ihr seid ein Lügner, Herr, hier ist mein Degen, man führe mich ins Gefängniß, bis ichs beweisen kann!“

Der entschlossene Muth des Ritters machte den König stutzen; die lange ausbleibenden Geisler des vorgelieblichen Herzogs vermehrten seine Bedenklichkeit, kurz, er begehrte, Nostitz solle mit seinem Leben dafür bürgen, daß der Fremde als Betrüger überwiesen werden könne.

Des Ritters bestimmtes Ja war hinlänglich, den unstillen Philipp zu bewegen, daß er in wenig Stunden den fremden Herzog auf die Folter legen ließ. Der arme Herr bekannte hier geradezu, er sei eigentlich seines Gewerbes ein Kürschner, habe es aber längst aufgegeben und sich auf andere Lebenskünste gelegt, sein Name sei Moriz Eusler.

Wer uns zum Narren hat, sprach Philipp, den kann man wieder dazu machen, und ließ dem Pseudo-Herzog ein rothsammetnes Barett mit Rauchwerk aufsetzen und einen rothen, kurzen gefütterten Mantel umgeben, und ihn dann, was freilich Ritter Nostitz nicht geahnt hatte, und gegenwärtig durch alles Fürbitten nicht mehr hindern konnte — öffentlich verbrennen. Nachdem solches geschehen, mußte Nostitz den ganzen Vorfall im Namen des Königs dem Herzoge zu Brieg, Georg II., auf eine artige und verbindliche Weise berichten.

Die Kirchen-Kommission zu Glogau 1603.

Die evangelische Kirchengemeinde zu Glogau hatte sich unterm 18. Januar 1581 der katholischen Pfarrkirche gewaltsam bemächtigt und sich zur Herausgabe derselben, mehrerer Auf-

forderungen anwesender kaiserlicher Kommissarien ungeachtet, nicht verstehen mögen. In Folge dessen erschien den 17. März 1603 eine kaiserliche Kommission, an deren Spitze der Bischof und Popel von Lobkowitz stand. Ersterer, einen Aufstand befürchtend, brachte hundert Mann zur Bedeckung mit.

Am 19. März erschien die lutherische Gemeinde vor dem Schloße und erbot sich zum Gehorsam in allen Stücken. Dieser Gehorsam war aber nur bedingt und stellte die Kommission nicht zufrieden, welche eine völlige Unterwerfung verlangte. Die Gemeinde überreichte hierauf ein Bittschreiben, in welchem sie erklärte: „sie gelobe Ihrer Majestät zu gehorsamen mit Leib, Ehre und Gut, was aber Gottes Wort, Kirchen und Schulen betreffe, in denselben Gehorsam kann sie nicht willigen, es ginge ihnen dabei, wie Gott wolle, und sollten sie darüber leiden und sterben, so wollten sie es erdulden.“

Der bischöfliche Kanzler, Doktor Kramer, eröffnete der Gemeinde, daß unter dem verlangten Gehorsam nichts weiter verstanden würde, als die Wiederabtretung und Einräumung der Kirche und Schulen an die Katholiken.

Hierzu konnten sich die Evangelischen nicht verstehen; des Morgens am 21. März erschienen sie abermals in zahlreicher Versammlung vor dem Schloße und baten um mündliches Gehör. Es wurden hierauf Teppiche auf der Schloßbühne ausgebreitet. Als der Bischof nebst dem Kanzler und den kaiserlichen Kommissarien erschien, that die ganze Gemeinde einen Fußfall. „Steh'ts auf! thut Gott die Ehre und Ihr kaiserl. Majestät, steh'ts auf, steh'ts auf!“ rief ein Kommissarius unter das Volk. Die Gemeinde erhob sich, und einer aus ihrer Mitte, Namens Franke, führte in ihrem Namen das Wort: „Ihro bischöfliche Gnaden und die andern Herrn Kommissarien wollten die armen Bögauer bei kaiserl. Majestät vertreten, und die Evangelischen bei Kirche und Schulen erhalten; sie wollten Ihro kaiserl. Majestät mit Leib, Ehre, Gut und Blut gehorsamen, sich auch wider den Erbfeind, so es die Noth erfordere, gebrauchen lassen.“

Nachdem Franke die Rede geschlossen, fiel die Gemeinde abermals auf die Knie und bat weinend und mit emporgehobenen Händen um Gewährung ihrer Bitte. Der Bischof war über diese Scene tief gerührt, die Thränen traten in seine Augen und Popel von Lobkowitz rief: „Steh'ts auf, steh'ts auf!“ Aber Franke bat noch immer knieend: „Die Herren Kommissarien wollen uns bei Kirchen und Schulen erhalten, um des jüngsten Gerichts und der h. Dreifaltigkeit willen!“ Nun rebete der Bischof selbst zur Gemeinde, daß sie doch aufstehen möchte, worauf sie es endlich that.

Da die Kommission ihre bestimmte Ordre hatte, so konnte sie auch nicht anders als auf Gehorsam und Unterwerfung fest stehen bleiben, und die Gemeinde wiederholte eben so oft ihre nämliche Bitte: daß man sie bei Kirche und Schule erhalten möchte, sonst wolle sie in Allem gehorsam sein. Einige hundert Frauen und Jungfrauen erschienen hierauf in Prozession vor dem Schloße und vereinigten ihre Bitten mit denen der Gemeinde. Der Kommission blieb unter solchen Umständen weiter nichts übrig, als der Bescheid: „Die ehrbare Gemeinde solle still nach Hause gehen und friedlich leben.“ Die Frauen erhoben zwar ein klägliches



Lith. Des n. d. Krons, Brsl.

**Die kaiserliche Kirchen-Commission zu Glogau 1603,
den 21. März.**

Weinen und Wehklagen, zogen jedoch in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, wieder zurück, warteten aber vor dem Schloßhofe, bis der Bischof dort vorbeifahren würde. Als er bei ihnen vorüberkam, fielen sie sämmtlich nieder auf die Knie und wiederholten ihre Bitte. „Steh's auf, rief er ihnen zu, es wird ja Alles gut werden.“ Aber diese hörten nicht darauf, sondern blieben liegen und wiederholten die Bitte. „Liebe Frauen, sprach er hierauf, steh's auf, es wird alles gut werden; gebt euch zufrieden.“ Und so verließ er sie.

Am 23. März entfernte sich die Kommission aus Glogau, ohne den Streit entschieden zu haben.

Die Bauern-Prediger 1590.

Bei der allgemeinen Religions-Verwirrung, welche gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Schlessen manches Unheil anstiftete, entstand die Folge, daß selbst gemeine Leute diesen Zustand benutzten und ihre eigenen Ansichten mit der Miene hoher Begeisterung der leichtgläubigen Welt begreiflich zu machen suchten und die traurige geistige Verwirrung noch vermehrten. Solche Fälle ereigneten sich häufig unter den Landleuten im Liegnitzschen Fürstenthum.

Ein Schäferknecht zu Löwenberg, Namens Anton, und sein Weib, gaben vor, von göttlicher Eingebung zu Predigern bestimmt worden zu sein. Sie predigten sonderbare Dinge, bis die Regierung endlich aufmerksam wurde und ihrem unsinnigen Treiben durch Gefangnahme ein Ziel setzte. Jetzt aber trat ein Bauer aus Harpersdorf im Goldbergischen auf, dem bald das ganze Dorf nachfolgte. Diese epidemische geistliche Narrheit wurde so weit getrieben, daß fast in allen Häusern jenes Dorfes Junge und Alte, Weiber und Kinder auftraten und alle verdamnten, die nicht ihres Glaubens waren. Sie behaupteten unter andern: in der Hölle stände ein Baum, der täglich tiefer sänke. An demselben hänge allerlei Puz und Modestück, als: große Kragen, seidene Hauben, damastne Schauben-Mäntel, sammtne Halskoller, grüne Schürzen, weiße Schuhe u. s. w. Nur ein einziger Ast des Baumes sei noch nicht hehangezogen. Sobald aber auch dieser voll wäre, so würde der Baum versinken und dann sogleich der jüngste Tag eintreten. Das würde höchstens noch bis zur Erndte dauern. Der liebe Gott hätte schon lange die Posaunen zum Weltgericht blasen wollen, aber ein Engel sei vor ihm niedergekniet mit der Bitte, es noch so lange anstehen zu lassen, bis die Bauernprediger das Häuflein der Auserwählten bekehrt hätten. Wer sich also noch retten wolle, habe keine Zeit zu verlieren.

Dieser Bethuerung wußten sie ein solches Ansehn zu verschaffen, daß viele vor dem jüngsten Tage in Furcht und Angst geriethen.

Sie gaben ferner an: im ganzen Himmel sei kein einziger Engel mehr anzutreffen, sondern der liebe Gott habe sie alle auf die Erde weit und breit mit dem Auftrage gesendet, die Menschen zu bekehren. Sie versicherten, in den Himmel und in die Hölle sehen zu können und alle jene gerwahr zu werden, welche dereinst selig oder verdammt würden, von denen

sie eine vollständige Liste hätten. Mancher von ihnen hätte vorläufig nur eine halbe Krone auf dem Haupte, aber bis zum jüngsten Tage hin würde sie voll ausgewachsen sein. Die Verdammten in der Hölle ständen einer auf dem Kopfe, der andere bis ans Knie, andere bis an den Hals und noch andere bis über den Kopf im Feuer. (Von diesen führten sie mehrere Edelleute namentlich an). Priester, Herrschaften, Schreiber, Spielleute lagen in der Hölle zusammengekoppelt, wie des Teufels Leithunde. Etlichen stände noch zu helfen, andere wären ohne Rettung verloren. Die Hölle wäre mit lauter Pfaffen gebielt und ausgepflastert, und jeder hätte einen schwarzen Hund bei sich. Kurz vor der Erndte würde ein Erdbeben kommen, alle Gefängnisse eröffnen und die Gefangenen ihres Glaubens, den Schäferknecht Anton, ihren Prediger, und Andere erlösen. Sie trieben darüber den seltsamsten Unfug in Gebehrden, heulten, schlugen mit der Faust auf den Tisch, rangen die Hände und schrien ununterbrochen: Jesus! Jesus! — Sie warnten, die Kirchen und ihre Diener wie den bösen Feind zu fliehen. Sie behaupteten, gesehen zu haben, wie der Satan unter sie gefahren wäre, und unterließen nicht, ihm sein Recht anzuthun, schlugen auf ihn los und traten ihn mit Füßen. Sahen sie einen Huhn, oder hörten sie einen Hahn krähen, so hielten sie solche für Teufel. Sie verboten beim Schlafengehn und Aufstehn das Kreuz zu schlagen; auch sollte Niemand sprechen: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — sondern nur: im Namen Jesu! Des Abends zeigten sie auf einen Stern und sagten: durch diesen müssen wir eingehen ins ewige Leben. Sie gaben ferner an: des Nachts leuchteten in ihrer Versammlung zwei Lichter unter der Bank, wo auch ein Brunnen entspränge, aus welchem sie tranken. Zwei Nächte hinter einander sei der liebe Gott selbst zu ihnen gekommen und habe gelehrt. Weil nur ein einziger Vater im Himmel wäre, so müsse kein Kind seinen Erzeuger Vater nennen. Allen Schmuck und Puz, dessen sie habhaft wurden, zerschnitten sie, fielen vor einander auf die Knie und Angesicht, bekannten einer dem andern seine Sünden, stießen mit den Köpfen gegen die Erde, aßen, tranken und schliefen wenig. Manche wollten gar nicht essen, sondern seufzten Tag und Nacht, senkten die Köpfe zur Erde, warfen sich nieder, zitterten am ganzen Leibe, sprangen dann plötzlich auf und dankten Gott, daß er sie während des Paroxismus erleuchtet hätte.

Der Anhang den sich diese Unsinnsigen verschafften, mehrte sich von Tage zu Tage; als aber die Erndte herankam und vorüberging, ohne daß der von ihnen verkündete jüngste Tag einbrechen mochte, da verloren sie ihren Glauben; die Irreführten kamen zu besserer Erkenntniß und verlachten den geistigen Unfinn.

Das Gespenst zu Dendschin 1592.

Wie weit die geistige Aufklärung der Schlesier gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gediehen war, davon giebt nachstehende romantische Gespenstergeschichte deutliche Beweise. Wenn der Aberglaube den gemeinen Haufen fesselt, so fällt es den Gebildeten wenig

auf, wenn aber auch Personen höherer Stände davon befangen werden, so ist es ein Zeichen von dem allgemein niedrigen Kultur-Stande.

Der Bürgermeister Johann Kunze zu Bendschin, einem Städtchen in Fürstenthum Jägerndorf, wurde am 6. Februar 1592 von seinem Pferde in den Unterleib geschlagen, daß er nach einigen Stunden seinen Geist aufgab. Auf dem Sterbebette zeigte er große Unruhe, welche weniger ob seiner Sünden als von der gräßlichen Schmerzen entstand, und er starb daher, bevor der herbeigerufene Geistliche ihn beruhigen und ihm das letzte Abendmahl reichen konnte. Dieses waren schlimme Vorbedeutungen, wozu noch kam, daß Kunze ein beträchtliches Vermögen besaß, wovon Niemand wußte, auf welche Weise er dazu gekommen. Wunderliche und bedenkliche Zeichen äußerten sich bei seinem Tode. Kaum hatte er das Auge für immer geschlossen, so wibelte ein großer schwarzer Kater mit der Pfote das zugemachte Fenster auf, sprang der Leiche wüthend aufs Gesicht und — verschwand. Draußen entstand ein furchtbarer Sturm mit Schneegestöber, welcher so lange anhielt, bis der Verunglückte stanzdesmäßig in der Kirche beim Altar beigesetzt war, worauf sich das Wetter aufklärte. Vergebens bemühten sich verläumberische Zungen, ihm Böses nachzureden; er hatte im Leben kein Kind betrübt und der Pfarrer des Orts wußte an ihm weiter nichts zu tadeln, als daß er öfters während der Predigt im Rathsstuhl eingeschlafen wäre. Um desto mehr rumorte er nach seinem Tode, wofür er aber exemplarisch bestraft wurde. Das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte ist eben diese Strafe.

Wenige Tage nach der feierlichen Beerdigung verbreitete sich das Gerücht: Kunz komme wieder. — Die Nachtwächter redeten aus: man höre alle Nächte ein schreckliches Poltern, Werfen und Fallen in des Bürgermeisters Hause, die Hausthüre stehe alle Morgen offen, ob sie schon Abends verschlossen und verriegelt werde; die Pferde im Stalle trampelten und schlügen fürchterlich und alle Hunde in der Stadt machten ein erbärmliches Geheule. Der wohlweise Rath nahm indessen von diesem Gerüchte zu Ehren ihres Vorgesetzten noch keine Notiz, bis endlich die Sache immer bedenklicher wurde. Eine Magd erzählte, sie wäre des Nachts dadurch aus dem Schlafe geschreckt worden, daß Jemand um das Haus geritten wäre und fürchterlich angeschlagen hätte, worauf ein heller Glanz durch das Fenster geleuchtet hätte. Vor Angst sei sie unter das Bett gekrochen. Am Morgen habe man in dem frischgefallenen Schnee Fußstapfen, die weder Menschen- noch Thierfüßen ähnlich gewesen, gesehen.

In der Nacht vom 23ten zum 24. Februar um 11 Uhr erhielt der kranke Stadtschreiber einen Besuch von dem gespenstigen Kunz; nach seiner Aussage habe Kunz zu ihm gesagt: „Fürchtet euch nicht vor mir, lieber Gvatter, ich werde euch nichts böses thun, sondern komme nur, mit euch etwas abzureden. Ich habe nach meinem Tode meinen jüngsten Sohn Jakob hinterlassen, den ihr mir aus der Taufe gehoben. Nun hat mein ältester Sohn Stephan eine Kiste von mir bei sich mit 450 Floren; das zeige ich euch hiermit an, damit mein jüngster Sohn nicht um sein Antheil betrogen werde. Ich trage euch auf, vor denselben zu sorgen; unterlasset ihr solches, so möget ihr sehen, was euch begegnen wird. — Das Gespenst verschwand hierauf und fing im obern Stockwerk ein furchtbares Gelärm an, von

wo es sich in den Kuhstall begab und einen Tanz mit den Kühen machte, welche aber am Morgen in ruhiger Ordnung angebunden standen.

In des Bürgermeisters eignen Hause ging es am tollsten zu. Besonders schlimm hatten es die Pferde, deren Kunz fünf hinterließ, und namentlich dasjenige, welches ihn geschlagen hatte, es schwitzte kalten Schweiß, zitterte unablässig und mußte endlich vom Henker erstochen werden. Auch die Wittve hatte keine Ruhe, sie hielt Wächter im Hause, ließ eine Magd neben sich im Bette schlafen, alles umsonst, das Toben dauerte fort und die Magd ward vom Gespenst aus dem Bett getrieben. Aus den Milchtöpfen soff es die Milch und reinigte aus schuldigem Danke die Gefäße. — Noch nicht genug; es blieb zuletzt fast kein Ort in der Stadt und kein Mensch mehr übrig, wo und mit welchem es nicht Unfug getrieben hatte. Am Altartuche in der Kirche machte es große Blutsflecke, der Leichenstein war sonderbar bespuckt und der Taufstein nicht minder. Mit einem durchreisenden Juden trieb es lächerliche Poffen im Wirthshause; einem Fuhrmann im Stalle spie es Feuerflammen auf die Füße; einen Schäfer in der Kirche weckte es gräßlich aus dem Schlafe und den Pfarrer und sein Hausgesinde neckte es allenthalben. Bald machte es in seinem Hause einen abscheulichen Dampf, wovon ihm das Gesicht anschwell; die Hunde warf es auf die Erde, den Kühen saugte es die Milch aus und drehte ihnen die Schwänze zusammen; es fraß die Kuchlein und legte die Ziegen mit gebundenen Füßen in die Krippen.

Durch dieses Unwesen wurde Bendschin dergestalt berüchtigt, daß kein Durchreisender mehr in diesem Städtchen übernachten wollte, und die Einwohner zu befürchten hatten, naheloz zu werden.

Man ging zu Rathe und wurde dahin einig, mehrere Gräber zu öffnen und die Leichen zu besichtigen, ob man irgend eine verdächtige Spur finden würde, daß sie als ehrliche Christen gestorben oder ob sie mit dem Satan im Bunde gewesen, und in einer Todtsünde dahin gestorben wären. Der einsichtsvolle Pfarrer protestirte dagegen, verweigerte die Kirchschlüssel und stellte gründliche physische und theologische Bedenken über ihr gefährliches Unternehmen an; aber die Bendschiner kehrten sich nicht daran, und wollten ein für allemal mit der Spuckgeschichte ins Reine kommen.

Die Kirche mußte eröffnet, und Kunzens Leichnam zu desto sicherer Erkenntniß mit mehreren ausgegrabenen Leichen zugleich besichtigt und verglichen werden. Da kam man nun denn der Sache auf den Grund. Alle übrigen Leichen waren schon theils ganz verweset, oder standen in völliger Fäulniß; nur Kunzens Körper war unverseht, frisch und ganz; alle Gelenke waren biegsam und alle Glieder beweglich. Man gab ihm zur Probe einen Stab in die rechte Hand, welchen er ergriff und mit den Fingern festhielt. Die Augen schlug er auf und wieder zu, und drehte das Gesicht bald hierhin, bald dorthin. Von einem Messerschnitte in die Wade lief das schönste rothe Blut heraus, wie bei einem lebendigen Menschen, die Nase war ganz unbeschädigt und nicht eingeschrumpft. Im Leben war Kunz klein und hager von Person gewesen, jetzt aber war die Leiche viel stärker, das Gesicht aufgelassen, so daß der Körper kaum mehr Raum im Sarge hatte, in welchem er vom 8. Fe-



Lith. von v. d. Krone, Bresl.

Herzog Carl von Münsterberg

wird vom Könige Matthias zur Leistung unbedingter Huldigung gezwungen.

(1611.)

bruar bis 20. Juli gelegen hatte. Für die damalige Zeit war dies Beweis genug; und es blieb nur noch die Frage: wie man den Bürgermeister nun bestrafen sollte? Auf geschehene Anfrage kam von höherer Instanz die Antwort: sich in der Sache nicht zu übereilen, sondern erst weiten Rath und Kundschaft einzuziehen. Allein die Bendschiner waren zu sehr erbittert und hatten der nächtlichen Spuckereien satt, um die Exekution des todtten Bürgermeisters, der seines Verbrechens nach ihrer Ueberzeugung hinlänglich überwiesen war, noch länger zu verschieben. Er wurde allgemein zum Feuer verdammt. Um ihn nicht wie ehrliche Christenmenschen zur Kirchthüre aussperrten zu lassen, machten sie beim Altar ein Loch in die Mauer und zogen ihn mit einem Stricke zu demselben hinaus. Der Körper war so schwer, daß die Stränge darüber zerrissen und man ihn kaum von der Stelle bringen konnte. Nun ward er auf den Schinderkarren, für welchen Kunzens Leibpferd gespannt war, gezogen. Das Pferd konnte ihn kaum von der Stelle schleppen und mußte unablässig mit Schlägen dazu angetrieben werden. Ein Scheiterhaufen von 216 großen Backseiten mit Stroh und Reissig vermischt, war kaum im Stande, den Leichnam zu verzehren. Es brannten anfangs, so stark auch die Flamme war, nur der Kopf, Hände und Füße weg, und der Rumpf blieb unversehrt. Als ihn aber die Henker mit Feuerhaken hackten, so ward er doch, obwohl schon unablässig entsetzlich viel Blut aussprüßte, endlich von den Flammen verzehrt. Die Bendschiner streuten die Asche in den nächstfließenden Strom, und so gelang es ihnen, sich Ruhe zu verschaffen, denn von Stund' an hatten alle Spuckereien ein Ende.

Herzog Karl von Münsterberg wird vom Könige Matthias zur Leistung unbedingter Huldigung gezwungen.

Als Matthias, welcher sich durch seine Kühnheit den Weg zum böhmischen Königsthron gebahnt hatte, im September 1611 nach Breslau kam, von den schlesischen Fürsten und Ständen die Huldigung einzunehmen, und diese vorher versichert sein wollten, ob ihnen auch ihre Privilegien und Religionsfreiheit würde gelassen und sie dabei geschützt würden, sich auch nicht eher pflichtbar machen wollten, als bis ihnen solches zugesagt wäre, wurde der neue König berebet, Fürsten und Stände in Schlessien ohne diese Zusage und Versprechungen mit Gewalt zur Leistung des Huldigungseides anzustrengen, ihm auch, solches durchzuführen, eine List vorgeschlagen. Der König sollte nämlich den alten Herzog von Münsterberg, der eben damals die Oberlandeshauptmannschaft in Schlessien verwaltete, sofort zu ihm zu kommen, ersuchen lassen, unter dem Vorwande, daß etwas vorgefallen wäre, woran sehr viel gelegen und sich deswegen der Fürst nicht wollte abhalten lassen, sondern eiligst erscheinen.

Der gute alte Fürst, welcher nichts weniger, als einen Betrug ahnte, ließ sich durch solche glatte höfische Worte bereben und kam eilends zum Hofe des Königs. Angekommen daselbst wurde er durch verschiedene Gemächer geführt, und zwar so, daß, sobald er eines passirt war, die Thüre hinter ihm fest zugeschlossen wurde. Der Herzog schöpfte hieraus Ver-

dacht, aber ging gleichwohl seinen Weg fort. Als er jetzt in dem Zimmer des Königs anlangte, wurde er zwar freundlich empfangen, jedoch auch dabei auf das behaglichste ersucht, er wolle doch Ihro Majestät die große Freundschaft erweisen, sich in Sachen, betreffend die Huldigung der Schlesier, nicht widersetzen, weil er die vornehmste Person wäre und die Oberlandeshauptmannschaft in Händen hätte, es auch süglich wohl thun könnte, wenn er nur wollte, und sollte auch, daß er es gern und willig thäte, Ihro Majestät mit einem Handschlag angeloben. Der gute Fürst entschuldigte sich höflich, indem er wegen der ihm obliegenden Pflichten es einzugehen nicht verantworten könnte; Ihro Majestät würden ihm solches nicht zumuthen, doch erbot er sich, es den Fürsten und Ständen zur Berathung vorzustellen, und soviel an ihm wäre, zur Befriedigung der Sache nichts unterlassen. Der König nahm keine Entschuldigung an, drang ferner in ihn, daß er solches mit einem Handschlage oder auch wohl gar mit einem körperlichen Eide zu versprechen beethuern sollte, vorgebend, er sei der Oberlandeshauptmann, an dem es allein nur und lediglich liege und müsse den Anfang machen, den vorgeschriebenen Eid dem Könige persönlich zu leisten. Der fromme Fürst entschuldigte sich nochmals höflich damit, daß es nicht in seiner Macht stände, dürfte und könnte es nicht thun, stände ihm überhaupt nicht zu, andern Fürsten und Ständen vorzugreifen. Es half das eine so wenig als das andere, man stellte ihm dagegen die Drohung: „wofern es das Ansuchen Sr. Majestät nicht einging, man ihn wohl ganz und gar das fürstliche Haupt abnehmen wollte und könnte.“ Hierauf bat der Herzog um kurze Bedenkzeit, welche er auch erhielt. Man führte ihn in ein Nebenzimmer, in welchem alle Fenster, die nach den Straßen oder dem Marktplatz zungen, dicht verschlossen und versperrt waren, und drohte ihm, wofern er sich unterstände, nur im geringsten der Bürgerschaft zuzurufen oder seinen Dienern einen Merk zu geben, daß er sofort würde niedergehauen werden. Man ließ ihm indessen nicht eine volle Viertelstunde Bedenkzeit. Matthias schickte ihm auf dem Fuße nach, zurückzukommen und sich zu erklären, was er zu thun willens wäre. Da er sich aber noch immer nicht dazu verstehen konnte, bedeutete man ihm, daß alle Anordnungen getroffen wären, die bereits ausgesprochene Drohung an ihm wirklich zu vollziehen. Dies überwältigte endlich den guten Fürsten, denn da er als ein alter, abgelebter und schon am Rande des Grabes stehender Fürst nicht wußte, was er thun sollte, auch kein anderes Mittel oder einen Ausweg sah, sein Leben zu retten, so mußte er denn wider seinen Willen aus Furcht und Schrecken in einen solchen Eid willigen. Mit der Einwilligung wars noch nicht abgemacht, sondern zu großem Schimpf und Spott gürtete man ihm seine Seitenwehre und die Sporen ab, worauf er den vorgeschriebenen Eid folgenden Inhalts leisten mußte: Daß sich der Herzog hinführo und ins Künftige niemals im allergeringsten wider Ihro Königl. Majestät noch das Haus Oesterreich auslehnen, sondern allem, was Ihro Majestät begehren würden, sattsam Genüge thun. Ferner mußte er schwören, über alles das, was mit ihm vorgegangen und ihm vorgehalten worden, ein ewiges Stillschweigen zu beobachten, worauf er wieder entlassen wurde.

Den Fürsten überfiel von diesem Augenblick an ein solcher Trübsinn, daß es ihm seine Diener bald anmerkten und vermutheten, es müsse ihm etwas ungewöhnliches zugemuthet wor-

den sein. Indessen wurde dieser Vorfall doch entdeckt, ungeachtet der Herzog kein Wort offenbarte. Karl wurde von einer solchen Unruhe befangen, daß er in der folgenden Nacht nicht schlafen konnte. Die schrecklichsten Bilder ängstigten seine Seele; die Diener, welche bei ihm wachten und ihm aufwarten mußten, konnten ihn kaum halten noch trösten, und sahen sich genöthigt, von diesem Zustande ihres Herrn die andern anwesenden evangelischen Fürsten zu benachrichtigen. Der Herzog von Brieg und der Markgraf von Jägerndorf verfügten sich noch in derselben Nacht zu ihm, um zu erfahren, was ihm wohl begegnet sei, oder was er für ein Anliegen haben möchte. Als sie aber nichts von ihm erfahren konnten, redeten sie ihm etwas scharf zu, mit dem Befragen: ob ihr nicht etwa eins oder das andere von König Matthias zugemuthet worden wäre? Und darauf gab der bekümmerte Herzog nicht mehr als ein Zeichen von sich, daß solche und dergleichen Sachen vorgefallen sein möchten. Beide Fürsten hatten genug erfahren; am folgenden Morgen begaben sie sich zum Könige und begehrten schleunige und geheime Audienz, welche sie auch erhielten. Als sie vorgelassen wurden, redeten sie dem Könige heftig zu Gemüth, was das für ein Verfahren wäre, welchergestalt es in Deutschland nicht Herkommens und nie erhört wäre, und derowegen inständig bäten, denselben Eid, so der Herzog von Münsterberg geleistet, alsofort zu kassiren und wieder aufzuheben und zu wirklicher Vollziehung desselben, ehe ein weiterer Tumult und Aufruhr erfolgte, zu schreiten, weil die Bürgerschaft überdies bereits in Wehr und Waffe Ihro Majestät Hof umringt hätten. Hierauf gereute es den König, umsonst, als er vermerkte, daß das große Mißtraun, welches hierdurch bei den Ständen erregt wäre, anders nicht könnte aufgehoben werden. Der Herzog Karl wurde ohne Säumniß wieder an den Hof gerufen, der gethane Eid und die Pflicht kassirt und aufgehoben, und dagegen nochmals die Huldigung von Fürsten und Ständen auf gewisse Weise und Vergleich Ihro Majestät wieder geleistet.

Zweiter Abschnitt.

Schlesien während des dreißigjährigen Krieges, von 1619 bis 1648.

Kaiser Ferdinand II., von 1619 bis 1637.

Ferdinand II. war bereits zum Könige von Böhmen gekrönt worden, allein die böhmischen Stände, welche sich unter seiner Regierung von seinen intoleranten Gefinnungen eine traurige Zukunft versprochen, verweigerten ihm Gehorsam und Treue, auch waren sie in ihrer Empörung gegen

das Haus Oesterreich schon zu weit gegangen, als daß sie bei Abschließung des von Ferdinand angebotenen Friedens allgemeine Verzeihung hätten erwarten können.

Ferdinand II. wird von den Geschichtschreibern als herrschsüchtig, stolz, grausam und bigott geschildert; am Altar der heil.

Maria zu Mariazell soll er das Gelübde gethan haben, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens alle Religionssekten und deren Lehrer aus Böhmen und den einverleibten Provinzen auszurotten. Den Jesuiten besonders günstig, überschüttete er dieselben mit Gnadenbezeugungen; und es ist anzunehmen, daß seiner Zeit der überwiegende Einfluß beizumessen ist, den dieser Orden in der Folge über die österreichische Staatsverfassung behielt. Bei allen seinen Fehlern war Ferdinand ein staatskluger Regent, ein muthiger und ausdauernder Kriegsheld und Fürst, den kein Mißgeschick beugen konnte.

Um wenigstens die zu Böhmen gehörigen Provinzen zu retten, schickte Ferdinand von Frankfurth aus, wohin er sich zur Kaiserwahl begeben, einen Gesandten, Namens Otto Melander, an die auf einem Fürstentage zu Breslau versammelten Schlesier. Man bot diesen die Bestätigung des Majestätsbriefes und aller Privilegien an, wenn sie sich von den Böhmen trennen und die bereits geleistete Eventualhuldigung wiederholen wollten; allein bauend auf die Fortschritte der Böhmen, gaben die Schlesier dem Gesandten abschlägliche Antwort.

Während dessen die schlesischen Truppen unter dem Grafen Thurn in Mähren rühmlich fochten, bereitete man in Schlesien Alles vor, um einem möglichen Einfall der Feinde mit Kraft zu begegnen und alles für die Religion zu wagen. Durch ein Edict vom 14. Juni verbot der Oberlandhauptmann Herzog Johann Christian von Brieg den Vätern der Gesellschaft Jesu bei Leibes und Lebensstrafe sich in seinen Landen betreten zu lassen.

Unter solchen Aussichten in die Zukunft fühlte sich der Bischof, Erzherzog Karl von Oesterreich, in Breslau nicht mehr sicher genug, sondern flüchtete nach Polen und übergab die Breslausche Kirche dem Schutze des Erzbischofs von Gnesen.

Die Protestanten glaubten ihrerseits den von Oesterreich her ihnen drohenden Gefahren nicht besser begegnen zu können, als wenn sie Ferdinand II., ungeachtet er rechtmäßiger Thronerbe war, von der Regierung ausschloßen. Böhmen, Schlesien, Mähren und die Lausitz schickten daher ihre Deputirten zu dem am 13. Juli angesetzten allgemeinen Reichstage; an der Spitze der Schlesier stand der Herzog Heinrich Wenzeslaus von Dels-Bernstadt. Es kam eine Conföderation von 100 Punkten zu Stande, die am 17. August den Erzherzog Ferdinand, nachdem er kurz vorher zum römischen Kaiser erwählt worden, der böhmischen Krone für verlustig erklärte.

Es wurde hierauf zu einer neuen Königswahl geschritten; ein Theil stimmte für republikanische Verfassung, die Mehrzahl aber glaubte in monarchischer Regierung ihr Heil zu finden, und so wurde am 26. August 1619 der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V. zum Könige von Böhmen gewählt.

Man setzte die ganze Hoffnung auf diesen jungen, talentvollen Fürsten und rechnete dabei auf nachdrückliche Unterstützung seines Schwiegervaters, Königs Jakob von England, worin sich aber die Verbündeten irrten, da Krieg führen seine Sache war. Friedrich selbst war nicht der Held, der einem so kritischen Zeitpunkte gewachsen war; jung, leichtsinnig, dem Schwelgen

und Prassen ergeben, drang man ihm eine Krone auf, ohne die mindeste Eigenschaft an sich zu haben, wodurch er sie verdient hätte. Am 4. November wurde er zu Prag mit großer Pracht gekrönt.

Die Schlesier, welche erst auf einem Fürstentage zu Breslau die Schritte der Prager Conföderatin billigten und die Wahl Friedrichs genehmigten, publicirten eine Schrift, worin es unter andern hieß: „Die Regierungsveränderung könne freilich nicht ohne Krieg, Blutvergießen und andere unerschwingliche Unkosten abgehen, jedoch hätten die Stände dabei mehr auf Gott, als auf das Zeitliche ihr Absehn gerichtet, und hoffen daher, daß durch dies Mittel den Beschwerden abgeholfen und der Friede, wo nicht ihnen selbst, doch der Nachkommenschaft, erhalten würde.“

Dem Volke wurde die Thronbesteigung Friedrichs von der Kanzel verkündigt, und die Stände führten den Plan zur allgemeinen Landesvertheidigungs-Ordnung aus und formirten ein Kollegium der Defensores oder Vertheidiger. Die Mitglieder bestanden aus den protestantischen Fürsten, den Standesherrn Joachim von Malzahn und Johann Ulrich von Schafgotsch, den Landeshauptleuten der Erbfürstenthümer, denen von jedem Erbfürstenthum noch ein ablicher Landsasse beigelegt war, und den Abgeordneten der angesehensten Städte. Sämmtliche Offiziere der schlesischen Truppen, so wie alle weltlichen und geistlichen Stände, mit Ausnahme derer des Fürstenthums Teschen, wurden von diesem Tribunal vereidigt; auch die Vorsteher der Klöster, Stifte und Kommenden mußten die Conföderation beschwören, auch daß sie die Evangelischen

in ihrer freien Religionsausübung nicht stören wollten. Ferner wurde ihnen bei Strafe von tausend Thaler verboten, die üblichen Steuern und Abgaben an den Bischof fernerhin zu verabreichen, denn man bezweckte hiermit eine Verringerung der bischöflichen Macht. Alle öffentliche Aemter wurden an Protestanten vergeben und in Städten, wie zu Dypeln und Ratibor, wo die oberste Gewalt in den Händen der Geistlichkeit sich befand, die Magistratsmitglieder zur Hälfte mit evangelischen Confessionsverwandten besetzt. In Neisse, welches der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf nach der Rückkehr aus Böhmen, wo er der Krönung Friedrichs beigewohnt, besetzte, entließ dieser die katholische Geistlichkeit ganz, besetzte den Rath mit Evangelischen und ließ die Pfarrkirche St. Jakob für protestantischen Gottesdienst einrichten.

Der Bischof Karl, welcher sich zu Warschau aufhielt, sandte an den Oberlandeshauptmann ein Schreiben, worin er sich über seine gewaltsame Maaßregeln beschwerte: auch darüber, daß man ohne sein Wissen dem Kapitel den Eid der Treue abgefordert, und ohne Zuziehung seines Fürstenthums Neisse einen Fürstentagsbeschluß abgefaßt habe. Bald darauf erschien auch ein polnischer Gesandter, welcher im Namen seines Herrn dem Oberlandeshauptmann vorstellte, daß das Breslauer Domstift unter Gnesen und folglich unter dem Schutze des Königs von Polen stünde und daher sich Fürsten und Stände unverantwortlich an ihm vergriffen hätten; seine angebotenen Friedensvorschläge wurden verworfen. Die Drohungen von Seiten Polens blieben unerfüllt und nur in der Folge

vermochte der Bischof die Kosaken, daß sie in Schlessien einfielen und die Grenzen verwüsteten. Unter andern zündeten sie das Städtchen Medzibor an, wurden aber vertrieben, einige von ihnen sogar gefangen und als Räuber hingerichtet. Die Schlessier rächten sich für diese Verwüstungen durch Brandschätzung an den bischöflichen Ländern.

Am 23. Februar 1620 kam König Friedrich nach Schlessien, um die Huldigung zu empfangen; er wurde mit ersinnlicher Pracht und enthusiastischer Verehrung empfangen. Als eine unglückliche Vorbedeutung wurde später angesehen, daß am Tage seines Einzuges in Breslau in der Elisabeth-Kirche das 21. Kap. Hesekiels war erklärt worden, in welchem die prophetischen Worte stehen: „So spricht der Herr, thue weg den Hut und heb an die Krone, denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben, sondern der sich erhöht hat, soll geniedrigt werden, und der sich erniedriget, soll erhöht werden. Ich will die Krone zu nicht machen, bis der komme, der sie haben soll, dem will ich sie geben.“ Man bezog diese Worte auf Ferdinand und die letztere Hälfte auf Friedrich von der Pfalz; allein sie erlitten und erfuhren bald die entgegengesetzte Anwendung. Nachdem sich Friedrich die Huldigungs-Predigt in der Elisabethkirche angehört hatte, so empfing er auf der kaiserlichen Burg von sämtlichen Ständen den Eid der Treue. Die katholische Geistlichkeit wurde unter Androhung des Verlustes ihrer Güter zur Huldigung genöthigt; es fehlte jedoch der Bischof, der Meister des Matthiastiftes zu Breslau, Elias Bachstein, der Augustiner-Abt Weiner zu Sagan, der Fürst Karl von Lichtenstein zu

Troppau und der Herzog Friedrich Wilhelm von Teschen. Lichtenstein wurde seines Fürstenthums für verlustig erklärt. Als der König die Domkirche besuchte, wurde er daselbst vom Kanonikus und Doktor Gebauer mit einer lateinischen Rede bewillkommet und um freie Religionsausübung und Bestätigung der Privilegien gebeten. Der König antwortete: „Nach altem Königlichem Gebrauch will ich Eure Kirche sehen, Eure Privilegien bestätigen, und die Ihr schon habt, mögt Ihr behalten, nur seid getreu.“ Als man ihm die Reliquien vorzeigte, äußerte er seine Zweifel über den Werth und die Echtheit derselben. Einige Tage später unterhielt er sich dagegen lange mit dem Sprottauschen Propheten, Christoph Kötter, welcher sich himmlischer Erscheinungen rühmte. *)

Die schlessischen Stände bewilligten ihm auf dem bei seiner Anwesenheit in Breslau gehaltenen Fürstentage wegen der drohenden Kriegsgefahren eine Steuer von 400,000 Thlr. schles. und machten außerdem ihm noch ein Bewillkommungs-geschenk von 60,000 und der Königin ein anderes von 40,000 Thalern.

Friedrich hielt es nun für seine Pflicht, seinen Glaubensverwandten, den Reformirten, einen Beweis seiner Gnade zu geben, und ertheilte ihnen unterm 5. März 1620 einen Majestätsbrief, vermöge dessen sie freie Religionsausübung in Schlessien erhielten. Er gab ihnen darin Vollmacht, Kirchen und Schulen nach ihrer Nothdurft zu erbauen und sie mit Lehrern zu bestellen. Auch räumte er ihnen unterdessen, bis sie eine

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

eigene Kirche in Breslau erbaut haben würden, den großen Saal auf der Königl. Burg daselbst zur Abwartung des Gottesdienstes bis auf weitere Verfügung ein und gebot bei Leibesstrafe, daß niemand sie auf irgend eine Weise stören oder ihnen hinderlich sein sollte.

Friedrich verließ am 6. März die Stadt Breslau. Das Ungewitter, welches ihm von Seiten des Kaisers drohte, war noch nicht gefährlich; des Kaisers Thätigkeit wurde besonders von Ungarn und einem Theile Oesterreichs, welches auf Friedrichs Seite war, in Anspruch genommen, allein der junge König verscherzte sich die Liebe durch seine Begünstigung der Reformirten, welches die Katholiken und Lutheraner für ärgerliche Ketzerei ansahen und das Mißfallen steigerte, als Friedrich auf Anrathen seiner Gemalin und der reformirten Geistlichkeit alle Bilder aus der Metropolitankirche zu Prag herauswerfen ließ und befahl, die Glocken von den Thürmen, alle goldene und silberne Kelche nach Hofe zu liefern, und sich statt derselben hölzerner zu bedienen.

Die verscherzte Volksgunst erlangte er nicht wieder, so sehr er sich auch bemühte, populär zu werden: er gab Bälle auf denen er ausschließlich mit Frauenzimmern aus dem Bürgerstande tanzte; zur Taufe seines in Prag gebornen Prinzen lud er die schlesischen Stände zu Gevattern, welche den Markgrafen Georg mit einem Pathengeschenk von 18,000 Thalern zu dieser Handlung beorderten.

Unterdessen hatte sich Kaiser Ferdinand II. durch seine Erklärung, daß es sich nicht um Unterdrückung der Religion, son-

dern um Wiedererlangung der böhmischen Krone handle, mächtige Verbündete erworben; dazu kam, daß der Churfürst von Sachsen, welcher für das Haupt der deutschen Protestanten angesehen sein wollte, die Erhebung des jungen Königs mit neidischen Blicken ansah und sich zu einer Verbindung mit dem Kaiser überreden ließ.

Durch mächtige Bundesgenossen verstärkt, baute Ferdinand mit Zuversicht auf die kommenden Siege seines Heeres, in welchem ein großer Theil alte erfahrene spanische Krieger waren. Der Herzog Maximilian von Baiern, dem der Kaiser die Oberpfalz und die Kammerwürde versprochen, vereinigte seine Armee in Böhmen mit der des Kaisers. Die Böhmen, Schlesier und Mähren wurden durch kaiserliche Ausschreiben aufgefordert, die zum letztenmal angebotene kaiserliche Gnade nicht auszuslagen, auch Friedrich wurde aufgefordert, das Reich dem rechtmäßigen Herrn abzutreten; aber die Stände sandten alle Papiere zurück und Friedrich erklärte, daß der Kaiser in seiner eigenen Sache nicht richten könne.

Das kaiserliche Heer hatte Männer von Erfahrung zu Anführern, die gleichzeitig durch religiöse Beweggründe den Muth der ihrigen zu inflammiren wußten. Man verließ sich auf den höhern Schutz Gottes und die Macht der h. Jungfrau Maria, welche vermöge eines kaiserlichen Patents zur Oberbefehlshaberin der Armee erklärt worden war. Herzog Maximilian von Baiern trug einen geweihten Hut und ein geweihtes Schwert und hatte einen päpstlichen Nuntius, den Karmeliter-Mönch Dominikus de Aragon bei sich, der durch päpst-

liche Einsegnung die Sicherheit seiner Person zu vergrößern versprach. Auch befahl dieser, daß man das Feldgeschrei *Santa Maria!* brauchen sollte. Alles dieses versetzte die Kaiserlichen in eine Stimmung, daß sie bereit waren, sich wüthend in die Haufen der Feinde zu stürzen.

Ganz anders verhielt es sich mit der Armee des Königs Friedrich. Kaum halb so stark als die kaiserliche, bestand sie aus größtentheils zusammengelaufenem Gesindel, aus ungeübten Söldnern, und nur wenigen tausend Kerntruppen aus Böhmen und Schlesien. Der Mangel an Bedürfnissen, der Unmuth über nicht bezahlten Sold, brachte Mißtrauen und Furcht zu wege, dabei fehlte es den Anführern an den nöthigen Kenntnissen. Es bestand im Ganzen aus 21,500 Mann und verschanzte sich am weißen Berge; das kaiserliche hingegen war 40,000 Mann stark, mit welchen der Herzog von Baiern die Böhmen, bevor sie die Verschanzungen vollendeten, angreifen wollte.

Der merkwürdige Tag der Schlacht war der 8. November 1620. Der Kriegsrath widerrieth den Angriff, allein der Herzog führte seinen Entschluß aus, denn der Karmeliterbruder billigte ihn nicht allein, sondern versprach auch dem Heere den Sieg und segnete dasselbe feierlich ein. Der Angriff geschah. Die Böhmen empfingen die Feinde mit schwerem Geschütz, schossen aber so ungeschickt, daß die Kugeln über die Köpfe derselben hinwegflogen. Bei dem Uebergange über eine schmale Brücke blieben die muthlosen und unbezahlten böhmischen Söldner unthätig, gehorchten weder den Befehlen, Ermahnungen noch Bitten

der Offiziere, und gaben sich den erhitzen Feinden preis. Das Regiment des Grafen Thurn schoß in die Luft und lief aus einander; seinem Beispielen folgten zwei andere Regimenter. Die ersten beiden kaiserl. Regimenter, welche den Berg erstiegen, griff der junge Fürst Christian von Anhalt an und warf sie mit Verlust zurück. Nun aber wendete sich fast die ganze Macht gegen ihn und umringte ihn, während 6,000 Ungarn, welche ihn befreien sollten, entflohen. Die Schlacht ward entschieden für die Böhmen verloren — Alles lief aus einander, viele stürzten sich blindlings in die Moldau und ertranken. Die Mährer allein unter Anführung der Grafen von Schlick und Thurn hielten Stand auf dem Schlachtfelde, bis sie niedergehauen oder gefangen waren. Der Verlust der Böhmen betrug 5000 und der der Kaiserlichen 4000. Die erbeuteten Fahnen schenkte der Kaiser, nebst einer kostbaren Krone, der Jungfrau Maria, und ließ sie durch eine besondere glänzende Gesandtschaft nach Rom bringen und in der Kirche Madonna della Scala aufhängen. Der Zufall, daß grade am Tage der Schlacht das Evangelium: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, vorgelesen wurde, machte selbst auf die Gemüther der Protestanten einen besondern Eindruck, so daß sie sich zur Unterwerfung geneigter hielten.

Des Königs Friedrich Verhalten während der Schlacht, deren Donner er in Prag hörte, war unverzeihlich: er saß mit dem englischen Gesandten und seiner Gemalin ruhig bei Tafel, und aß und trank. Als ein Adjutant des Fürsten von Anhalt in das Zimmer stürzte, ihn bat und beschwor, auf das Schlachtfeld zu kommen, und die Entmu-

thigten und Widerspenstigen durch seine Gegenwart wieder anzufeuern und die Flüchtigen aufzuhalten. „Ich werde kommen,“ sprach er, blieb aber sitzen und aß und trank. Bald darauf erhielt er die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Böhmen, und nun wußte er nicht, was er zuerst anfangen sollte. Die Sieger drangen bis vor die Thore der Stadt, welche man sperrte und so die Geschlagenen der Gefangenschaft preisgab, weil man fürchtete, die Feinde möchten mit den Freunden zugleich in die Stadt dringen. Friedrich ließ hierauf den Herzog von Baiern um Waffenruhe bitten und erhielt zur Antwort: er wolle auf einen Waffenstillstand von 8 Stunden eingehen, wenn Friedrich der böhmischen Krone sofort entsage. Dieses Opfer war für den jungen König zu groß, seine Muthlosigkeit mehrte sich. Die Prager Bürger drangen in ihn, Widerstand zu leisten, versprachen, die Stadtwälle sogleich zu besetzen und mit einer Armee von 80,000 Mann sie zu vertheidigen. Der junge Thurn selbst versicherte, die Flüchtlinge wären so zahlreich in der Nähe, daß sie nur des Trommelschlags gewärtig wären, um sich zu den Fahnen zu stellen, daß ferner 12,000 Ungarn schon bis Brandis gekommen wären und die kaiserliche Armee durch die in derselben herrschende Pest mit jedem Tage sich verringere. Dieses war zu wenig, den schwachen von Todesfurcht erfüllten König zurückzuhalten, er zog es vor — zu fliehen. Es begleiteten ihn: Anhalt, Hohenlohe, der ältere Thurn und mehrere seiner Anhänger, nebst dreihundert englische Reiter.

Die Schlesier waren in der größten Bestürzung, als der königliche Flüchtling

in ihrer Mitte erschien; schon waren sie von Kursachsen aufgefordert worden, sich mit dem Kaiser auszuöhnen, unschlüssig begehrtten sie von dem Könige Bescheid. Friedrich der noch weniger Muth besaß als sonst, und keine Lust zeigte, sich dem Kaiser mit dem bewaffneten Schlesien entgegen zu stellen, hielt es für nothwendig, seiner schwangern Gemalin, ohne die er nicht leben zu können vermeinte und die er bereits nach Küstrin geschickt hatte, nachzureisen. Auf dem Fürstentage, welcher in der Eile gehalten wurde, gab er den schlesischen Ständen die Erlaubniß, mit Sachsen zu unterhandeln, und verlangte nur die Mittheilung der Traktaten; an den Kurfürsten sandte er den Grafen Hohenlohe, empfahl ihm die Erhaltung der evangelischen Religion in Schlesien, und setzte hierauf mit einem Reisegelde von 60,000 Gulden, welches ihm die Schlesier geschenkt, seine Reise nach Brandenburg fort. Am 25. Dezember war er in Glogau und blieb diese Nacht bei dem Freiherrn Johann von Schönau in Beuthen, der eine große Anhänglichkeit zu ihm bewies, wofür er in der Folge zu einer Geldbuße von 54,444 Reichsthalern verurtheilt wurde.

Verlassen von seinem Könige öffnete Prag dem siegenden Kurfürsten Maximilian von Baiern die Thore, welcher die Begnadigung beim Kaiser auszuwirken versprach. Die anwesenden Stände lieferten die Waffen aus, entsagten dem Bündnisse der Mährrer, Schlesier, Lausitzer, Oesterreicher und Ungarn, und schwuren, den Kaiser Ferdinand allein als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen. Der Fürst Karl von Liechtenstein wurde zum Statthalter von Böh-

men und der Graf Tilly zum Gouverneur von Prag ernannt. Noch schwieg die Rache des Kaisers, um bald darauf desto furchtbarer und schrecklicher auszubrechen.

Der herumirrende König Friedrich, welcher den Spottnamen der Winterkönig erhielt, forderte die Häuser Brandenburg, Braunschweig, Mecklenburg, Pommern und die Hansestädte zur Hülfe auf; König Jakob von England unterstützte die Union, Holland waffnete sich und Dänemark schien ein Gleiches beginnen zu wollen. Noch hatte der Markgraf Johann die Waffen nicht niedergelegt, Bethlen Gabor, der Siebenbürgenfürst war noch unverföhnt und Mannsfeld trockte dem vereinigten Heere in Pilsen, — es war daher die Lage des Kaisers unter solchen Umständen noch immer nicht die günstigste.

Der Kurfürst von Sachsen, welcher das Geschäft der Ausföhnung zwischen Schlesien und dem Kaiser übernahm, verlangte vorläufig die Einwilligung in folgende Punkte.

Die schlesischen Fürsten und Stände sollten 1) erklären, daß sie zuviel gethan, indem sie sich wider die Römisch Kaiserl. Majestät, als den obersten Herrn in Schlesien aufgelehnt; 3) um Verzeihung bitten; 2) Anerbietung machen, daß Fürsten und Stände Ihro Kaiserl. Maj. vor Dero rechten, erwählten, gekrönten, gesalbten König und Herrn erkennen, ehren und in allem schuldigen Gehorsam leisten würden; 4) solches mit Erneuerung voriger Pflicht bestätigen; 5) die Römisch-Katholischen bei dem ihrigen ruhig bleiben lassen; 6) fünf Tonnen Goldes zur Bezahlung der Kriegskosten verwilligen.

Der Kurfürst machte sich anheischig, bei Annahme vorstehender Punkte beim Kaiser Pardon auszuwirken, die Konfirmation des Majestätsbriefes und aller Privilegien zu sichern, und wenn sie der lutherischen Religion halber dennoch bekriegt würden, sich ihrer anzunehmen.

Nach reiflicher Ueberlegung ging man in diese Vorschläge ein, und schickte eine Gesandtschaft nach Dresden, welche aus dem Herzoge Karl Friedrich von Dels-Münsterberg, dem Freiherrn von Malzahn und dem Breslauschen Syndikus Reinhard Rosen bestand. Man vereinigte sich über nachstehenden Vergleich, welcher in der Geschichte den Namen des Sächsischen Accordes führt.

1) Die Fürsten und Stände erhalten wegen ihres begangenen Irthums Verzeihung, und erkennen den Kaiser Ferdinand von Neuem für ihren Oberherrn.

2) Sie bezahlen zum Ersatz der Kriegskosten binnen Jahresfrist an denselben drei Tonnen Goldes.

3) Sie entsagen ihren Konföderationen mit Böhmen, Mähren, Siebenbürgen und Ungarn, liefern die Dokumente aus und entlassen ihre Truppen bis auf 1000 Pferde und 3000 Fußknechte.

4) Dagegen räumen die Sachsen das Land, und der Kurfürst verspricht seine Vermittelung, daß ihnen der Majestätsbrief nebst den übrigen Privilegien erhalten werde.

5) Die katholische Religion verbleibet überall im ruhigen Besitze des ihrigen, sollten aber die Schlesier wegen der lutherischen unversälfchten Religion bedrängt werden, so macht der Kurfürst sich anheischig, sie in Schutz zu nehmen.

Der Herzog Christian von Brieg hatte sich eine sechswochentliche Bedenkzeit ausbedungen, nach deren Verlauf er dem Bunde beitrug.

Der Markgraf Johann Georg, Herzog von Jägerndorf, welcher am 22. Januar 1621 zugleich mit dem unglücklichen Pfalzgrafen in die Reichsacht erklärt worden war, wurde von diesem Vertrage ausgeschlossen. Ungeachtet nach den Lehnrechten seine begangenen Lehnsfehler seinen Agnaten nicht schaden konnten, so zog dennoch der Kaiser das Fürstenthum ein und gab es dem Fürsten Karl von Sickingen, als Belohnung für seine treuen Dienste. Das Kurhaus Brandenburg wurde mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen. Georg blieb unter solchen Umständen weiter nichts übrig, als den Krieg fortzusetzen. Er suchte sich, vom Erbkönig Friedrich mit Vollmacht versehen, in Schlessien zu behaupten, bemächtigte sich am Ofterabend der Stadt Neisse, verlangte von ihr 100,000 und von den Domherrn 60,000 Thaler und führte die bischöflichen Administratoren gefangen hinweg; hierauf eroberte er Glatz, welches er mit 3000 Mann besetzte, und trat dann mit dem unruhigen Fürsten von Siebenbürgen Bethlen Gabor in Verbindung.

Unterdessen begann Ferdinand das Strafgericht in Böhmen. Er behandelte die Böhmen als Rebellen und ließ an einem Tage sieben und zwanzig aus dem Herren- und Ritterstande hinrichten. Die Güter derselben, so wie derer, welche flüchtig geworden, zog er ein und belegte die übrigen Bundesglieder mit den härtesten Geldstrafen, die zu erschwingen selten möglich waren, weshalb die Güter derselben ganz

oder theilweise eingezogen wurden. Durch den Verkauf der confiscirten floßen allein über 24 Millionen Schock Prager Groschen in die königliche Kammer. Die protestantische Religion sollte von Grund aus vertilgt werden; die Prediger wurden sämmtlich des Landes verwiesen und gegen 30,000 Familien wanderten aus. Den Majestätsbrief zerschnitt der Kaiser mit eigener Hand.

Dieses schreckliche Ungewitter, welches sich über Böhmen in aller Furchtbarkeit entlud, erschreckte auch die Schlessier, man sah schon im Geiste zu Breslau ähnliche Blutgerüste wie in Prag erbauen und auf ihnen die edelsten Häupter der Schlessier bluten. Markgraf Georg sprach ihnen Muth zu, auf der Hut zu sein und den mit dem Kaiser eingegangenen Traktaten nicht zu trauen. In dieser allgemeinen Bedrängniß wurden Abgesandte nach Dresden an den Kurfürst, dem die Unterwerfung Schlessiens aufgetragen war, mit der Bitte geschickt, sich des bedrängten Landes anzunehmen. Derselbe kam am 22. Oktober 1621 persönlich nach Breslau, wo er vom Herzoge Georg Rudolph von Liegnitz, welchem das von seinem Bruder, Herzog Johann Christian von Brieg, niedergelegte Amt der Oberlandeshauptmannschaft war übertragen worden, nebst dem Herzoge Heinrich Wenzel von Dels, im Namen des Landes feierlich empfangen ward. Als kaiserlicher Kommissarius verlangte er von den Ständen zur endlichen Vermittelung der Sache 500,000 Thlr. zu freier Disposition, 100,000 für den ungarischen Krieg und die Bewilligung des Biergroschens auf zehn Jahre als Strafe. Man mußte indeß 130,000 Thaler noch zu rechter Zeit abzuhandeln, worauf durch

einen dem Kurfürsten gegebenen Handschlag dem Kaiser von neuem gehuldigt wurde.

So zog das drohende Ungewitter an Schlesiens politischem Horizonte vorüber, aber der Donner verhallte nie ganz, nur wenig und matt leuchtete die Sonne des Friedens, denn Ferdinands endloser Eifer für die katholische Religion brachte dennoch unserm Ländchen tiefe Wunden bei, deren Schmerz fast ein Jahrhundert lang an dem festen ausdauernden Körper nagte.

Als sich Ferdinand der Treue der Schlesier versichert hielt, schloß er mit dem unruhigen Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, Frieden. Derselbe verzichtete auf den Titel eines Königs von Ungarn und erhielt dagegen sieben Gespannschaften, nebst einigen Festungen an der Theisa und die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor. Der Markgraf, welcher sich durch diesen Frieden verlassen und von den mit den Sachsen vereinigten ständischen Truppen unter Anführung des Obersten Karl Hannibal Burggrafen zu Dohna hart bedrängt sah, verlor nicht seinen Muth, selbst dann noch nicht, als seine Feldobersten Spee, Pothausen und Ortenburg nach einem fünftägigen Angriff in der Gegend von Teschen erlagen und das ganze aus 40 Compagnien bestehende Corps zersprengt wurde. Er floh mit dem Ueberrest des Heeres und großen Reichthümern nach Ungarn, wo ihn aber nach 2 Jahren, grade als ihm in der Eroberung des Passes Jablunka und in der neuen Feindschaft Gabor's mit dem Kaiser, die jenem auch die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor raubte, der Stern seiner Hoffnungen wieder freundlich blinkte.

Der Kaiser wendete nach der Besiegung des Markgrafen seine ganze Macht gegen Glaz, dessen festes Schloß Thurn, Anhänger des Pfalzgrafen Friedrich, mit markgräflichen Truppen besetzt hielt und dem Kaiser Trost bot. Er konnte sich zum Theil auch auf die ganze lutherische Bürgerschaft verlassen, welche ihn in diesem Unternehmen auf jede Weise zu unterstützen versprach. Ehe noch der Feind die Stadt enger einschloß, machte Thurn unaufhörlich Streifzüge in die umliegenden Gegenden, trieb Lieferungen an Vieh und Lebensmitteln zusammen und versorgte die Stadt auf lange Zeit mit vielem Vorrathe. In einigen Kirchen der Stadt wurden Magazine angelegt und die Bastei in den besten Vertheidigungszustand gesetzt. Schon im April des Jahres 1622 rückte ein großes Belagerungscorps von 20,000 Mann schlesischer, böhmischer und kaiserlicher Truppen unter Anführung des Generals Torquato, in die Grafschaft, besetzte erst die übrigen Städte und schlug dann in vier Abtheilungen um die Festung ein Lager auf. Ein Theil desselben stand auf dem sogenannten Schäferberge, ein anderer auf dem Kuhberge, ein dritter vor dem Schulthore und ein vierter vor dem böhmischen Thore. Die eigentliche Belagerung nahm erst im Monat September ihren Anfang. Zur verzweifelten Gegenwehr entschlossen, ließ Thurn bei Annäherung der Feinde, den 13. September, die Vorstädte in Brand stecken. Die Häuser, die er übrig ließ, und den Kaiserlichen im Wege standen, zündeten diese an und verursachten dadurch eine Feuersbrunst, die selbst der Stadt den Untergang drohte; denn 930 Häuser wurden

ein Raub der Flammen. Die Gluth war so groß, daß sie die Domkirche und das Schloß ergriff, in welchem letzteren sich ein großer Vorrath von Getreide, Heu und Stroh entzündete, wodurch den Belagerten ein beträchtlicher Schaden zugefügt wurde. Nur beinahe durch ein Wunder wurde ein großes Pulvermagazin innerhalb des Schlosses gerettet, indem große Haufen von glühenden Kohlen durch die Oeffnungen des Gewölbes auf die daselbst befindlichen Pulverfässer fielen, und diese dennoch nicht in Brand geriethen. Die Gefahr wurde dadurch größer, daß die Belagerer, während das Feuer am heftigsten wüthete, einen Sturm wagten und die mit Löschern und Ketten beschäftigten Bürger und Soldaten an mehreren Stellen angriffen. Allein Bürger und Soldaten vertheidigten sich auf das hartnäckigste; sie drangen oft mitten durchs Feuer und hielten die eindringenden Feinde ab. Eine Schanze war bereits von einer Abtheilung Schlesier erobert, Thurn eilte mit frischer Mannschaft herbei, hieb mehr als 500 Mann nieder und behauptete den Platz. Die Krieger waren so verwegen, daß sie oft offene Pulverfässer, bloß mit ihrem Mantel bedeckt, mitten durch die brennenden Höfe und Gassen trugen und unter dem größten Kugelregen das Feuer zu löschen suchten. Die Bürgerhäuser der Stadt wurden auch in der That nur wenig von den Flammen ergriffen und beschädigt. Als es endlich an Kugeln und Blei gebrach, trugen die Bürger alles Zinn auf dem Markte zusammen und gossen selbst Kugeln daraus. Bürgerschaft und Garnison vertheidigten die gemeinschaftliche Sache ihres Glaubens und

es wird erzählt, daß öfters mit einbrechender Nacht die Leute, jung und alt, auf den Dächern auf Kugeln gewartet, und die halbe Nacht schön gesungen, daß es die Belagerer gehört.

Das Bombardement begann den 8. Oktober und wurde Tag und Nacht fortgesetzt. Mehr als 2000 Kugeln kamen in die Stadt. Das Elend der Belagerten wuchs mit Riesenschritten, ihre Lage ward bedenklich. Gleich anfänglich hatte der Fürst Lichtenstein den Grafen Thurn dadurch zur Uebergabe zu bewegen gesucht, daß er einen Trommelschläger mit einem Schreiben an ihn schickte, worin er ihm meldete, daß der General Tilly Heidelberg erobert hätte. Thurn ließ ihm mündlich zurücksagen: was geht mich Heidelberg und die Zeitung an, ich bin jetzt in Glas. Aber gegen das Ende des Oktobers, als die Besatzung beinahe ganz aufgerieben und auch nicht die geringste Hoffnung eines Entsatzes vorhanden war, sah sich Thurn endlich genöthigt, mit seinen Feinden zu unterhandeln. Er begab sich selbst in das kaiserliche Lager zum General Torquato und schloß eine Kapitulation, nach welcher die Besatzung unter der Bedingung freien Abzug erhielt, daß sie auseinandergehen und nie mehr gegen den Kaiser dienen, die Bürgerschaft aber völlige Religionsfreiheit erhalten sollte. Die Schlesier waren darüber so erbittert, daß sie auf den Grafen, als dieser mit seinem Gefolge in die Festung zurückkehrte, feuerten, ohne jedoch Jemanden zu beschädigen. Die Belagerung dauerte noch einige Tage fort; erst am 28. Oktober wurde Stadt und Festung vermöge des Accordes vom 26. Oktober übergeben. Graf

Thurn erhielt freien Abzug, und entließ laut des Vertrages zu Jauernik bei Schweidnitz seine Mannschaft; er selbst sollte sodann die Staaten des Kaisers meiden. Den Bürgern wurde zwar völlige Amnestie zu Theil, aber die bis auf weiteres versprochene Religionsfreiheit verwandelte sich in den härtesten Druck. Der erbitterte Kaiser nahm der Stadt ihre Privilegien, Kirche und Schule, und es sah sich der größte Theil der Bürger genöthigt, um nicht Alles zu verlieren, zur katholischen Religion überzutreten; sie erhielten dieserhalb 1629 einen Theil der Privilegien zurück, wurden aber, wie es in dem Edikt heißt, „theils zu geziemender Erkenntniß dieses ihnen und ihren Nachkommen verliehenen Privilegii, theils zum ewigen Andenken des abscheulichen sich theilhaftig gemachten Lasters beleidigter Majestät,“ mit einer Abgabe von jedem Gebräu Bier belegt, welche die schimpfliche Benennung *Rebellions-Groschen* führte und in der neuesten Zeit unter dem Namen *Tranksteuer* vorkommt.

Die Grafschaft Glatz schenkte der Kaiser hierauf dem Breslauer Bischof, Erzherzog Karl von Oesterreich, welcher sich bisher in Posen aufgehalten hatte, und jetzt, nachdem sich Ferdinand der Treue der Schlesiener versichert hatte, nach Meisse zurückkehrte. Karl erhielt ferner die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, die dem Fürsten von Siebenbürgen wegen seines Frie-
densbruches waren abgenommen worden. Den geheimen Plänen des Hofes folgend, begann der Erzherzog gleich mit der Ausrottung der evangelischen Religion in seinen Landen und wurde dabei von dem Oppelischen Landeshauptmann von Oppersdorf

unterstützt. Bevor sich aber der verderbliche Religionsdruck in seiner Vollendung zeigte, wurde der Erzherzog von König Philipp IV. von Spanien als Statthalter nach Madrid berufen, wo er einige Tage nach seiner Ankunft starb. Aus besonderer Liebe zu Schlesien verordnete er in seinem Testamente, sein Herz in Meisse zu begraben.

Schon während seines Aufenthaltes in Warschau hatte der Bischof den Sohn des Polenkönigs Siegismond zum Koadjutor bestimmt. Derselbe sollte nun auch zum Bischof von Breslau erwählt werden, wegen sich das Domkapitel auslehnte, weil es unter die längst aufgehobene Metropolitane Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Gnesen gezogen zu werden fürchtete, und wählte, um den Kaiser geneigt zu machen, dessen Bruder, Leopold von Nassau, und zuletzt seinen eigenen Sohn Leopold Wilhelm. Allein dieser wollte die Freundschaft des Polenkönigs nicht verscherzen, bewirkte die Ernennung Karl Ferdinands zum Bischof von Breslau, worauf derselbe 1625 von dem Bisthum auf kurze Zeit Besitz nahm, aber, aus Liebe zu seinem Vaterlande, Schlesien wieder verließ, nachdem er zu Meisse die Administration des Bisthums eingeleitet hatte.

Schlesien genoß scheinbar einige Jahre Ruhe; denn obgleich das Land durch keinen Krieg verwüstet wurde, so trafen dennoch dasselbe Unfälle mannigfacher Art. Der König von Polen hatte dem Kaiser eine Heeresabtheilung von Kosaken, ungefähr 9,000 an der Zahl, unter Anführung des Boiwoden Radzivil zur Unterstützung geschickt, die nunmehr Ferdinand, als er

ihrer nicht mehr bedurfte, entließ. Ohne Gold und Unterstützung waren diese Krieger sich selbst überlassen, und sicherten ihre Existenz auf dem Heimzuge durch Rauben und Plündern. Schreckliche Bosheit verübten sie auf diese Weise; als sie über Röniggrätz in die Gegend um Schmiedeberg kamen, flüchtete sich das Landvolk mit allen Habseligkeiten vor diesen Barbaren in die nächsten Städte, welche so überfüllt waren, daß oft funfzig bis sechzig Personen in einem Hause wohnten und ganze Heerden Vieh auf den Plätzen durch lautes Gebrüll ihren Hunger verkündigten. Die Bürger von Hirschberg, im Verein mit den in Hirschberg garnisonirenden schlesischen Truppen unter dem Obristen von Dohna, wollten diese Wüthriche angreifen, wurden aber unversehens überfallen und eils Bürger getödtet, worauf die übrigen den Muth verloren. Erst bei Bunzlau wurden sie von den schlesischen Truppen geschlagen und zerstreut, und nur sehr wenige sahen ihr Vaterland wieder.

Ein gleich schlimmes Uebel als Theuerung und Pest, welche in Schlesiens Gauen zu wüthen begann, war eine Ueberschwemmung des Landes durch schlechte Geldsorten. In der Rudolphinischen Bergordnung für Schlesien vom Jahre 1577 wurde das Silber wie 12 zu 1 angenommen; es fiel aber in der Folge noch mehr, und dennoch wollten die Fürsten den alten Werth des Geldes beibehalten. Die alten groben Münzen wurden eingewechselt und eingeschmolzen und leichtere daraus geschlagen, wodurch der Werth des alten Thalers und Dukatens sehr gegen die kleineren neuen Münzsorten erhöht wurde. Es

kam die in der Münzgeschichte so berühmte Ripper- und Wipperzeit. Anfangs beschäftigten sich Privat-Personen mit dem Einwechseln und Einschmelzen. Im Anfange des dreißigjährigen Krieges, als in ganz Deutschland eine allgemeine Verwirrung entstand und das Geld zur Bezahlung der Kriegsbedürfnisse nicht ausreichte, wurde die Umschmelzung der alten Silbermünzen eine wichtige Operation für Kaiser Ferdinand II. und andere Fürsten; jener bediente sich hierzu eines gewissen Paul Michna und ließ kupferne mit Silberschaum gefärbte Münzen schlagen. Dieses Beispiel ahmten einige schlesische Herzöge nach. Der Herzog Johann Christian von Brieg errichtete 1621 eine eigene Münze zu Dhlau für die Ripper und Wipper, und die alten Geldsorten stiegen zu ungeheuerem Werthe. Der alte Speziesthaler galt in den neuen Münzsorten 30, der Dukaten 32 Thaler. Ebenso vervielfachten sich die Preise der Lebensmittel, an denen im Grunde kein Mangel war. Der Scheffel Weizen wurde 1623 mit 50 Thalern bezahlt, der Scheffel Korn galt 40 Thaler; die Gerste 32, der Hafer 20, Hirse 64, Erbsen 32, ein Dohse 500 Thlr., ein Schwein ebensoviel, ein Schöps 50 Thlr. Ein Pferd, welches 1610 für 18 Thaler gekauft wurde, galt 1622 nicht weniger als 992 Thaler. — Den allgemeinen Nachtheil einsehend, wurden 1624 von Ferdinand II. durch ein kaiserliches Edikt die schlechten Münzsorten verurtheilt und der Speziesthaler auf 90 Kreuzer, 20 Kreuzer höher als sonst, gesetzt. Ein zweites Edikt bestimmte, wie es mit Bezahlung der während des Krieges kontrahirten Schulden gehalten werden sollte. Eine handschriftliche

Chronik meldet, daß die Namen von sieben- und zwanzig Kippern und Wippern, unter denen sich auch ein Rathmann von Breslau befand, an den Galgen geschlagen wurden.

Während Schlessien noch von äußern Kriegsäubeln verschont blieb, war der Kaiser desto mehr mit Deutschland selbst beschäftigt, wo man seit der böhmischen Empörung die Waffen noch nicht aus den Händen gelegt hatte. Unter dem Vorwande, die Aechtserklärung gegen den unglücklichen König Friedrich und seine Anhänger zu vollziehen, breiteten sich die Kaiserlichen in Verbindung mit den spanischen Truppen über ganz Deutschland aus. Der einzige, welcher sich ihnen entgegensetzte, war der Graf von Mansfeld, ein Abenteuerer, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte. Er hielt sich in den Rheingegenden auf und brandschakte die dasigen Bisthümer. Der Herzog Christian von Braunschweig und der Markgraf von Baden-Durlach folgten Mansfelds Beispiele, wurden aber, wie dieser, meistens geschlagen, weil sie nur zusammengegrafftes Volk hatten, aber unermüdet brachten sie neue Armeen auf die Beine. König Friedrich suchte indessen des Kaisers Born durch einen Fußfall zu versöhnen und entließ jene scheinbar nur noch für sein Interesse kämpfenden Feldherrn ihres Dienstes, worauf dieselben durch die Truppen der Ligue von deutschem Boden vertrieben wurden. Letztere hatte sich noch nicht entwaffnet, als schon durch ganz Deutschland völlige Ruhe herrschte. Bald aber begann ein neuer Krieg. Bei der allmählichen Ruhe stand zu befürchten, daß der Kaiser

nunmehr seine Reformatiöns-Pläne ausführen und sämmtliche protestantischen Fürsten unterdrücken würde. Der Geist für Freiheit begann zuerst in Niedersachsen sich wieder zu regen; die dasigen Stände schlossen ein Bündniß unter einander und wählten den König Christian IV. von Dänemark, den die Nähe der Gefahr aufmerksam machte, zum Oberhaupte desselben. Alle zerstreuten Anhänger Friedrichs versammelten sich bei seinen Fahnen und unter ihnen entwarf der Graf von Mansfeld den Plan, den Kaiser in seinen Erblanden zu bekriegen. Der Kaiser war unvorbereitet, zum erstenmal stellte er unter dem Befehl des General Grafen von Wallenstein eine selbstständige Armee. Wallenstein hatte von Jugend auf in der kaiserlichen Armee gedient und sich in verschiedenen Kriegen ausgezeichnet. Im Besitze eines unermesslichen Vermögens, zu welchem er bei der Konfiscation der adeligen Güter nach dem böhmischen Aufruhr gelangt war, stolz und ehrgeizig, machte er dem Kaiser den Vorschlag, er wolle auf eigene und seiner Freunde Kosten eine Armee von 50,000 Mann völlig ausrüsten. Der Kaiser, welcher das kaum für möglich hielt, gestattete ihm, in einigen Kreisen Werbeplätze anzulegen und so brachte er in wenigen Monaten 30,000 Mann zusammen. Bei diesem wichtigen Auftreten des Generals Wallenstein ergriff der König von Dänemark die Parthei des Grafen von Mansfeld, welcher sich der Wallensteinschen Armee entgegenstellte und dieselbe abhielt sich mit Tilly zu vereinigen. Mansfelds Hauptabsicht war, den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen, ein

Plan, dessen Vortheile der Graf Thurn Oesterreichs Feinden im hellsten Lichte darzustellen mußte. Wallenstein fügte ihm an der Dessauer Brücke bedeutende Verluste zu, dessenungeachtet zog er in die Mark Brandenburg, verstärkte sein Heer durch 5000 Mann dänischer Truppen unterm Herzog Johann Ernst von Weimar und einer Anzahl Schotten, und drang von hieraus 1626 in Schlesien ein. Schlesien war wehrlos, denn wahrscheinlich aus Mißtrauen hatte der Kaiser die ständischen Truppen in Schlesien abgedankt. Nur der Herzog Heinrich Wenzel von Bernstadt-Dels versuchte vergeblich Widerstand zu leisten, und Mannsfeld zog daher unaufhaltsam nach Oberschlesien, bemächtigte sich der festen Plätze Jägerndorf, Eischwitz, Kosel, Jablunka u. und setzte, nachdem der Herzog Johann Ernst von Weimar das Kommando über die zurückgebliebenen Truppen übernommen hatte, seinen Marsch nach Ungarn zum Fürsten von Siebenbürgen fort.

Von kaiserlicher Seite fürchtete man, daß sich ein Theil der österreichischen Unterthanen zu Mannsfeld schlagen würde, und es erhielt daher der General Wallenstein Befehl, den König von Dänemark außer Acht zu lassen.

Schon der Zug der Mannsfelder war mit Plünderung und Räuberei verbunden, allein die Wallensteiner, welche diesen jetzt folgten, wütheten noch furchtbarer und schrecklicher. Nicht nur daß die Stände Truppen stellen mußten, sondern Wallenstein schlug auch selbst Werbepätze auf und erhob, gleich einem Feinde, Kontributionen. Die Weimarsche Armee spielte in Oberschlesien überall den Meister, allein der

Tod des Herzogs brachte sie in Verwirrung, worauf sie von Wallenstein in seinem gewohnten Glücke zerstreut wurde. Der Ueberrest floh nach Polen.

Während dessen hatte die kaiserliche Hauptarmee unter Tilly über den König von Dänemark bei Königslutter einen vollständigen Sieg erröchten, wodurch dieser König außer Stand gesetzt wurde, sich Deutschlands ferner anzunehmen. Der Fürst Gabor von Siebenbürgen, welcher den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, war über Mannsfelds Erscheinen gleichfalls nicht erfreut, da er sich von der wenigen Uebereinstimmung der protestantischen Fürsten und Stände immermehr überzeugt, und sich dem Untergange durch die überlegene Macht des Kaisers, die ihm Mannsfeld auf den Hals brachte, nur durch einen schnellen Frieden entziehen konnte, worauf er den Grafen Mannsfeld an die Republik von Venedig verwies.

Mannsfeld, durch dieses Benehmen des Fürsten Gabor von Schlesien ganz abgeschnitten, und außer Stande, sein Heer länger zu erhalten, ließ dasselbe auseinander gehen, verkaufte sämtliche Kriegsgeräthe und sein Geschütz, und unternahm mit geringem Volke die Reise nach Venedig. Unweit Zora überrückte ihn aber der Tod.

Am längsten hatte sich die dänische Armee in Schlesien gehalten; im Frühjahr 1627 wurde sie von den heranrückenden Wallensteinern in der Festung Kosel eingeschlossen. Aber da die Stadt diese Masse Truppen nicht fassen konnte, so zogen des Nachts die Obersten Eubna und Baudis mit der Hälfte des Heeres weiter und überließen ihre Vertheidigung dem Obersten Karpezan, welcher nach wenigen Tagen gegen freien Ab-

zug und Auslieferung der Fahnen und Obergewehre kapitulirte. Die ersteren verfolgte auf ihrer Flucht der Graf Schlick bis nach Polen, wo sie sich von selbst zerstreuten. Die Güter derjenigen Edelleute, welche die Dänen unterstützt hatten, wurden ein Jahr später confiscirt.

Mitten unter diesen Unruhen war der letzte Teschener Herzog aus Piastischem Stamme, Friedrich Wilhelm, in der Blüthe seiner Jahre (9. November 1625) gestorben. Seine Schwester, Elisabeth Lucretia, schmeichelte sich zwar mit der Erbfolge, weil König Ladislaw das ganze Herzogthum (1498) als ein Erbgut für das männliche und weibliche Geschlecht bis in das vierte Glied erklärt hatte, allein sie mußte mit dem Hoffiskal, dem als schlesischen Chronisten bekannten Schickfuß, einen Rechtsstreit führen, dessen Entscheidung dahin ausfiel, daß das Herzogthum Teschen der Elisabeth Lucretia auf Lebenszeit verliehen ward; nach ihrem Absterben aber sollte es als ein kaduktes Lehn an die Krone Böhmen zurückfallen, weil es im Lehnkataster stand. Jene bezog die Revenuen bis an ihr Ende (1653). Auch die Herzöge von Brieg und Liegnitz machten sowohl wegen ihrer Verwandtschaft, als wegen eines mit dem Herzog Adam Wenzel errichteten Erbvertrages Ansprüche auf das ganze Fürstenthum, jedoch vergeblich; der Kaiser zog es ein.

Nachdem der Kaiser durch die Zerstreuung der Mansfeldschen Armee zur unbeschränkten Herrschaft gelangt war, ließ er (1627) seinen Sohn Ferdinand III. zum Könige von Böhmen krönen.

Die schlesischen Stände wurden zur Ableistung des Huldigungs-Eides theils

nach Prag, theils nach Wien berufen, da die persönliche Reise des jungen Königs nach Breslau unterlassen wurde. Diese Zurücksetzung lag unfehlbar in der unwiderstehlichen Abneigung, in der aus dem Innersten des Gemüths hervorgehenden Verachtung gegen den Protestantismus, welche der Kaiser gegen die protestantische Hauptstadt fühlte und zu erkennen gab.

Wenn der neue König bloß zum Nachfolger bestimmt war und an den Regierungsgeschäften keinen Theil hatte, so diente er doch dem Kaiser als Werkzeug, die politischen Vorrechte Schlesiens nur für das Haus Oesterreich noch gelten zu lassen und er räumte daher dem Könige Ferdinand III. die Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer, Oppeln und Ratibor ein, wodurch er den Vortheil hatte, im schlesischen Fürstencollegium die meisten Stimmen zu erhalten; denn Ferdinand nahm förmlich seinen Platz darin, und zwar mit dem überwiegenden Vorrecht von zwei Stimmen.

Einen andern Sitz in diesem Collegium erhielt der General Wallenstein, welchen der Herzog für seine Verdienste mit dem Fürstentrange und der Herrschaft Friedland begnadigt hatte. Dieser Reichsfürst und Herzog von Friedland erhielt nun noch in Schlesien gegen das Ende des Jahres 1627 das Fürstenthum Sagan. Die Stände protestirten fruchtlos dagegen, obschon das dem Lande gegebene Privilegium der Unveräußerlichkeit von der Krone verletzt war; der Kaiser war zu schwach, dem mächtigen General seine Forderungen abzuschlagen.

Wallenstein war der Schrecken für ganz Deutschland, schon bei Nennung seines Namens erzitterten die Völker. Sein

Vater, Wilhelm von Wallenstein, und seine Mutter, Margaretha von Schmirkshy, beide protestantischer Religion, erzeugten ihn zu Prag den 14. September 1583 und bestimmten ihn für den Gelehrtenstand; er studirte deshalb auf der hohen Schule zu Goldberg und später auf der Universität Altdorf. Das Sprichwort: was eine Nessel werden soll, brennt bei Zeiten' bewährte sich zeitig an ihm durch seinen Uebermuth und Renomisserei. Seinen Ehrgeiz verrieth er zu Altdorf durch die Aeußerung, daß er entweder König werden müsse oder Nichts. Da das ruhige Gelehrtenleben ihm nicht zusagte, gaben ihn seine Eltern dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck zum Pagen, wo ein Sturz aus einem drei Stockwerke hohen Fenster, in welchem er eingeschlafen war, und der ihn nicht im mindesten verletzte, die Veranlassung gewesen sein soll, daß er zur katholischen Religion übertrat. Gleichzeitig weissagte er sich selbst etwas Großes. Auf den Reisen durch Italien, Spanien, Frankreich und England erwarb er sich bedeutende Kenntnisse, nahm alsdann Kriegsdienste und wohnte einem Feldzuge in Ungarn bei. Bei dieser Gelegenheit heirathete er eine reiche kinderlose Wittve, von Wiczow, die bald starb und ihm sämtliche Reichthümer vermachte.

Der Ehrgeiz, eine eigene Schaar in das Feld zu führen, fand nun volle Nahrung; Wallenstein stellte 300 Reiter, die er dem Erzherzoge Ferdinand von Innsbruck zu dem Feldzuge gegen die Venetianer zuführte — es war dies der erste Schritt zu der großen seltenen Laufbahn dieses mächtigsten Feldherrn, vor dem selbst sein eigener Kaiser zitterte. Durch eine zweite

Heirath mit Isabella Katharina Gräfin von Harrach kam er mit den mächtigen böhmischen Ständen in nähere Verbindung; vom Kaiser wurde er in den Grafenstand erhoben und erhielt zugleich bei der mährischen Miliz die Oberstenstelle.

Indessen brachen die böhmischen Unruhen aus, welche sich über Deutschland verbreiteten, und die durch Wallenstein allein unterdrückt wurden. Sein Name blieb der Schrecken für das halbe Europa, Brand, Schatzung, Plünderung, Verwüstung bezeichneten seine Züge. Kein Monarch hatte bisher einen solchen General gehabt, als der Kaiser, welcher sich deshalb auch in der größten Verlegenheit befand, wie er ihn belohnen möchte. Diese Belohnungen bestanden nun größtentheils in fremdem Gute, welches den rechtmäßigen Besitzern entrisSEN wurde. Wenn sich seine Soldaten aus Uebermuth in Wein und Bier badeten und ein Befehlshaber nicht unter 70 Schüsseln sein Mittagsmahl halten zu können glaubte, da würgten Tausende Brod aus Eichen, Hanfkörnern, Graswurzeln und BaumknoSpfen hinab. Träber und Aeser wurden von den ausgesogenen Unterthanen verzehrt; ein großer Theil starb vor Hunger. Wallensteins Name war zum Fluch geworden; der Kühne blieb sich in Feindes wie in Freundes Land mit seinen Forderungen gleich. Brandenburg berechnete seine getragenen Unkosten auf 7 Millionen; Würtemberg mußte monatlich 120 Tausend Thaler zahlen. Die Erpressungen in dem Fürstenthum Stettin betrugen 10 Millionen; man nahm den armen Leuten das Hemde vom Leibe, andere überreichten statt des Geldes alle fahrende Habe mit weinenden Augen.

Die Brandschäfer schätzten einen Zug Ochsen nicht höher als 2 Thaler, und die Bauern mußten ihn dafür hingeben. Weiber und Jungfrauen wurden bis auf den Tod genothzuchtiget, die viehische Lust fiel selbst noch über die Leichen her und warf sie dann den Hunden zur Speise vor. Sieben pommerische Städte wurden in Asche gelegt.

Ein solcher Räuber-General, als Balenstein war, konnte also sehr leicht nicht nur eine Armee, sondern auch sich noch nebenher einen kaiserlichen Schatz erwerben; sein Troß und Uebermuth kannte keine Schranken mehr. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlich kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer Ernst lagerte sich auf seinem Gesicht, auf welchem sich nie die Spuren eines Lächelns zeigten. Gehorsam gegen seine Befehle galt ihm bei seinen Untergebenen für die größte Tugend, deshalb war er ausschweifend in Belohnungen und Strafen. Die Uebertreter wurden mit dem gewöhnlichen Donnerworte: „Laßt die Bestie hängen!“ zum Galgen geführt. Fünfzig sechs-spännige Wagen führten das zu seiner Tafel gehörige Gepäck, und eben so viel vier-spännige den Kriegsvorrath. In sechs andern Kutschen fuhren seine Hausbedienten. Fünfzig kostbar geschmückte Handpferde wurden von 50 gleichfalls auf schönen Handpferden reitenden Knechten geführt. Dieses ungeheuren Aufwandes ungeachtet hatte er sich von dem Schweiß und Blut des ausgefogenen und ausgemergelten Deutschlands einen fluchschweren Schatz von fünfzig Millionen zurückgelegt, von deren fünf Millionen Interessen und den Einkünften aus seinen Gütern er seinen unerhörten Luxus

leicht befriedigen konnte. Im Privatstande lebte er wie ein König, sein Palast zu Prag war königlich. Dreihundert auserlesene Rosse fand man in seinen Ställen, wo die Trinktröge und Krippen von Marmor und die Rausen von Kupfer waren. Sein gewöhnliches Mittagmahl bestand aus hundert Schüsseln. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern in hellblauem Sammt mit Gold und rother Seide gestickt, gekleidet, bedienten ihn. Eine Leibwache von 50 Mann, die schönsten aus der Armee, gleich den Pagen, nur etwas weniger köstlicher gekleidet, war in den Vorzimmern. Er hatte seinen Oberhofmeister und vier Kammerherrn. Jeder Kammerherr hatte wieder seine Pagen; sechs Freiherrn und eben so viele Ritter warteten auf seine Befehle.

Einen solchen furchtbaren Fürsten hatte Schlesien noch nie gehabt. Das Fürstenthum Sagan, dessen Herr er wurde, hatte er kurz zuvor bei seinem Durchzuge gegen die Mannsfelder auf das härteste mitgenommen, und es läßt sich daher erwarten, mit welchen gedrückten Empfindungen die neuen Unterthanen ihren Gebieter aufnahmen — alles beugte sich unter sein Joch. Er beabsichtigte, Sagan zu seiner Residenz zu erheben, und ließ deshalb hier ein fürstliches Schloß errichten, zu welchem die Stände die Fuhren hergeben sollten. Als sich dieselben weigerten, drohte er ihnen mit ein paar Regimentern Tiefenbach. Um eine gute Aussicht vom Schloße zu gewinnen, ließ er 75 Bürgerhäuser niederreißen, deren Besitzer wahrscheinlich nicht entschädigt worden sind.

Zu Gitschin in Böhmen hatte der furchtbare Feldherr eine Kriegsschule errichtet, auf

welcher Jünglinge zu tüchtigen Kriegern herangebildet werden sollten. Alle adlichen Söhne des Fürstenthums, und eben so die bürgerlichen aus der Stadt Sagan, welche elternlos und unter zwanzig Jahren waren, wurden dorthin geschickt, wobei keine Ausrede galt; mit Gewalt wurden sie fortgeschleppt. Manche befanden sich im Auslande, auf Universitäten oder als Handwerker auf der Wanderschaft. Für deren Rückkehr mußten ihre Angehörigen bei Verlust des Vermögens oder bei Vermeidung von Gefängnißstrafe sorgen; dabei mußten die Eltern oder Verwandten für den Unterhalt der Söhne auf jener Schule Sorge tragen.

Von seinem Aufenthalt in Sagan erzählt man sich schauerhafte Dinge, jedes Geräusch war ihm zuwider: einen Apothekerjungen ließ er aufhängen, weil ihn dessen lautes Stampfen in der Offizin gestört, ebenso ein kleines Kind, welches auf dem Arme der Mutter geweint. Er war ein schrecklicher, wüthender, tyrannischer Herr; die Sperlinge auf dem Dache konnte er nicht leiden; wenn ihm ein Mensch etwas geringes zuwider that, ließ er ihn sogleich henken.

Die durch Pest und Krieg halb verwüstete armselige Stadt Sagan wollte er mit einemmale in den vorigen Wohlstand versetzen. Für Besetzung von 150 Häusern, welche öde standen, mußte der Rath binnen drei Monaten, zur Vermeidung einer Strafe von 50 Dukaten für jedes Rathsmitglied, sorgen; die schlechten, unansehnlichen Häuser mußten abgeputzt und ausgebessert, alles Vieh aus der Stadt geschafft werden. Durch letztere Maaßregel blieben die Felder ohne Dünger, denn da man außerhalb der

Stadt keine Ställe besaß, mußte sämtliches Vieh abgeschafft werden, und der Stadt gingen dadurch die Hauptquellen ihrer Nahrung verloren. Man sieht hieraus, daß es dem Herzoge allein nur um den äußern Glanz der Stadt zu thun war, daß es sich mit seinem unbändigen Stolz nicht vereinbaren konnte, eine unansehnliche Stadt die Residenz seines Fürstenthums zu nennen. Außerdem mußte ihm die Stadt sämtliche herzogliche Kammergüter, die Dörfer Zeigau und Hausdorf, die Jagdgerechtigkeit und den Brauurban, für den Preis, um welchen sie dieselben an sich gebracht, wieder verkaufen. Alle diese Käufe waren nichts besseres als Erpressungen, denn die Kauffummen wurden entweder nur zum Theil oder gar nicht entrichtet; es wurde gar nicht erst gefragt, ob diese Dinge verkäuflich wären oder nicht, sondern der eingesetzte Landeshauptmann, Grabus von Nechern, schrieb bloß: „Der Herzog will u. s. w.“ — Die Abschreibung der Steuerreste bis zum Jahre 1627 war das einzige Gute, welches das Fürstenthum durch ihn erfuhr.

Die schlesischen piastischen und podiebradschen Herzöge mußten von Wallenstein die größte Geringschätzung und Erniedrigung erfahren. Persönlich erschien er niemals auf den Fürstentagen, sondern schickte seine Räthe, durch welche er seine Würde als Reichsfürst geltend zu machen mußte. Die Fürsten durften es kaum mehr wagen, einen Verbrecher ungehindert zu bestrafen, so weit war es mit den Gerechtsamen unter diesem gewaltigen, Alles beherrschenden Despoten gekommen. Auch ertheilte er den Abgeordneten, Fürsten, nie eine Audienz, sondern verwies Alles an seine Räthe.

Als der Herzog Georg Rudolph von Liegnitz einst einen seiner Unterthanen wegen vorsätzlichem Morde hatte hinrichten lassen, ohne zu berücksichtigen, daß der Verbrecher in Wallensteins Kriegsdienste zu treten sich bereitwillig erklärte, drohte ihm der erzürnte Feldherr: „er solle ihm statt des Hingerichteten zweihundert Soldaten von seiner Besatzung zuschicken, oder er würde ein Duzend vom Liegnitzschen Adel beim Kopfe nehmen und niederhauen lassen.“

Nicht viel besser erging es dem Herzog Wenzeslaw von Delz-Bernstadt, welcher einem Ausschreiben Wallensteins nachkommend, die Straßen rein zu halten, Verbrecher und Räuber an Leib und Leben zu bestrafen, einige auf frischer That Ergreifene, die zum Derzkytschen Regiment gehörten, aufhängen ließ. Der erbitterte General schrieb ihm, daß eben so viel von seinen fürstlichen Räthen aufgehängt werden sollten und bereits Preise auf ihre Köpfe gesetzt wären. Der Herzog Wenzeslaw führte beim Kaiser Beschwerde über diese Drohung, erhielt aber zur Antwort: er solle die Sache geheim halten, um den fürstlichen Stand nicht zu beschimpfen. Wallenstein selbst wiederholte seine Drohung und fügte noch hinzu, daß an den schlesischen Fürsten noch große Exempel statuirt werden sollten. — So tief sank das Ansehn der Pfaffen, daß sie selbst die ihnen zustehende Gerichtsbarkeit nicht ausüben durften. Jeder gemeine Schurke, selbst wenn er Galgen und Rad verdient hatte, mußte freigelassen werden, sobald er unter Wallensteins Regiment zu treten beachtete.

Zur Erhaltung und Verstärkung der Armee waren gewisse Freiberber bestellt, welche auf jede mögliche tyrannische Weise

Ersatzmannschaften zu den Fahnen warben. „Einigen, heißt es in den Nachrichten jener Zeit, trank man des Kaisers Gesundheit zu; wenn einer Bescheid that, ward es für eine völlige Zusage gehalten, that er nicht Bescheid, so war er ein Rebelle, man schlug ihn in Eisen und plagte ihn so lange, bis er sich unterhalten ließ. Andern ward Geld ins Bier gelegt, ins Brot gegeben, in die Taschen gesteckt. Sobald er vom Biere trank, oder vom Brodte aß, mußte er mit und sich in diesem verteuflten Raub, weil es ja kein Krieg war, gebrauchen lassen: denn mit dem Jahre 1627 war die ganze Wallensteinsche Armee dem Lande auf den Hals gelegt worden, die auch in Friedenszeit und in Freundes Land plünderte, rüttelte, schraubte, brannte, Haus und Hof anzündete, die Kirchen öffnete und beraubte, die Leichen aus den Gräbern warf, und sogar pestkranke Weiber, Mädchen von 8 Jahren und Matronen von 80 Jahren nothzüchtigte.“

Das gedrückte Schlesien mußte nicht nur allein die Wallensteinschen Krieger erhalten und dem Feldherrn und dessen Offizieren öfters den Sold vorschießen, sondern es wurde auch vom Kaiser mit fast unerschwinglichen Abgaben belegt. Die ordentliche Steuer von 7,763,045 Thl. schles. stieg auf das Doppelte und Dreifache, und manches Fürstenthum mußte in einem Jahre 5 bis 12 Tonnen Goldes erlegen: da gab es Kühe, Schaaf, Mähle, Fleisch, Molken, Käse und Brodgeld. Als dieses noch nicht zureichte, mußten die Reichen mit ihrem Vermögen herhalten; man borgte bei Kaufleuten, Juden und Judengenossen, wies dieselben auf gewisse neuerichtete Kredit-

fassen an, allein kaum waren diese gefüllt, so wurden sie vom Fiskus in Beschlag genommen, — ja selbst das Vermögen der Waisen und Hospitäler wurde nicht verschont, jeder Steuerrest durch militärische Execution eingetrieben und für das Militär verwendet. Die Tyrannei war grenzenlos; dabei nannte der Kaiser die gewaltsamen Erpressungen freiwillige Geschenke. Es kam so weit, als die Fürsten und Stände vergeblich Beschwerde führten, daß man ihnen sogar verbot, Zusammenkünfte zu halten.

Der Thätigste bei diesen Bedrückungen war der Burggraf Karl Hanibal von Dohna. Er diente anfangs als Oberster in dem schlesischen, hierauf in dem kaiserlichen Heere, wobei er gegen den Markgrafen Johann Georg ein sehr verdächtiges Zeugniß seiner Tapferkeit ablegte, als er sich vor Jägerndorf in einen Heuschöber verkroch. Dadurch, daß er zur katholischen Religion übertrat, bedeutende Kenntniße im Finanzfache besaß und stets neue Steuern und Auflagen zu ersinnen wußte, erhielt er den Posten eines Kammer-Präsidenten und soll sogar nach der Würde eines Fürsten von Breslau gestrebt haben.

Die Absichten Kaiser Ferdinand II. die katholische Religion allgemein wiederherzustellen und zu verbreiten, traten nun immer deutlicher hervor: der Anfang sollte in Schlesien gemacht werden. Die bei seiner ersten Hulldigung in Schlesien geleistete eidliche Versicherung den schlesischen Majestätsbrief aufrecht zu erhalten, hinderte ihn so wenig, als die Bestätigung des sächsischen Accordes, diese Eide für nichts gelten zu lassen und das geistige, ewige Wohl seiner Untertha-

nen dem zeitlichen vorzuziehen. Man bediente sich hierzu des Lichtensteinschen Dragoner-Regiments, dessen Soldaten man in Schlesien die Seligmacher nannte, die zwar noch keinen Feind gesehen, desto tapferer sich aber bei der Unterdrückung der wehrlosen Bürger in Mähren gezeigt hatten. Der Oberbefehlshaber war der Burggraf von Dohna, welcher sich rühmte, mehr zu vermögen, als der Apostel Petrus, der zwar an einem Tage 3000 Seelen durch eine Predigt bekehrt hätte, er aber hätte ohne Predigt auf manchen Tag noch mehrere in den Schooß der Kirche zurückgeführt.

Die nachfolgenden Gräuel, welche von den militärischen Barbaren verübt, und die selbst von den Katholiken öffentlich gemißbilligt wurden, werden den beiden Wiener Jesuiten Weingärtner und Lamormaine zugeschrieben, und bleiben für Beide ein Denkmal der Schande. Drei Jahre früher hatte der päpstliche Nuntius Caraffa das Land auf einer sogenannten Visitation dazu vorbereitet. Man richtete das Augenmerk zuerst auf die Fürstenthümer Glogau, Sauer und Schweidnitz, weil sie direkt unter dem Kaiser standen, und die übrigen noch ihre unmittelbaren Herzöge hatten. Der Anfang wurde mit Glogau gemacht.

Am 26. October 1628 nahm der Oberstlieutenant von Goes mit seinen Lichtensteinern nicht weit von Glogau Quartier, unter dem Vorwande, über Crossen in die Mark Brandenburg zu marschiren. Ihm folgte auf dem Fuße der Burggraf Hanibal von Dohna, um bei der Execution gegenwärtig zu sein.

Glogau besaß keine Garnison und zählte nur 967 evangelische und 140 ka-

tholische Bürger, welche gleichzeitig die Thormachen versahen. Es war verabredet worden, daß in der Nacht, bald nach der Ankunft der Krieger, lauter katholische Bürger die Wache bekämen. Um Mitternacht öffneten diese den Lichtensteinern die Thore und wiesen ihnen die Häuser der evangelischen Bürger an. Mit Anbruch des Tages fielen sie in die protestantischen Häuser ein und ängstigten die Wirthschaft auf die empörendste Art. Die katholischen Geistlichen waren schon zuvor angewiesen worden, Beichtzettel anzufertigen, in welchen nur der Name des Inhabers ausgefüllt werden durfte. Die Lichtensteiner hatten dagegen die Instruktion, auf Vorzeigung eines solchenzettels das Haus sofort zu verlassen und sich bei einem andern Wirthschaft einzunquartiren. Die allgemeine Losung war: willst Du uns los und der Plage überhoben werden, so gehe hin und hole Dir einen Beichtzettel, in welchem du für katholisch erklärst wirst. Von dieser endlosen Angst gefoltert, blieb den Protestanten nichts weiter übrig, wollten sie nicht noch größere Qualen und den Tod selbst erleiden, als sich einen Beichtzettel zu holen, deren auch so viele verlangt wurden, als kaum ausgestellt werden konnten. Hierdurch geschah nun, daß diejenigen, welche beharrlich blieben zuletzt die Einquartirungen allein und oft halbe und ganze Compagnien in die Häuser bekamen. Der Zeitgenosse Caspar Titschard giebt nachfolgende Schilderung von jenem traurigen Ueberfalle.

„Es galt hier nicht, daß man hätte wollen alles das Seine, Haus und Hof, Gut und Nahrung im Stich lassen und davonziehen. — Haus und Thüre, Stadt

und Thor ward bewacht, und weder Jung noch Alt, weder Mann noch Weib herausgelassen. Reiche und wohlhabende Kaufleute, Gelehrte und vermögende Bürger stellten sich im bloßen Hemde dar, und baten, sie ziehen zu lassen; sie wollten nimmermehr noch dem Thrigen fragen. Aber nein! — So ging es auch nicht an Leib und Leben, denn viele boten ihr Blut dar. Aber darauf war es nicht abgesehen. Du mußt, hieß es, katholisch werden. Viele wurden in mehreren Tagen und Nächten nicht zum Schlafe gelassen. Eine Parthei Soldaten nach der andern jagte sie auf und nieder, bis die Leute in halben Wahnsinn geriethen und nicht wußten, was sie thaten. In der Wuth liefen sie dann hin, beichteten und communicirten. Den Sechswöchnerinnen wurden die Kinder genommen und in einen Winkel gelegt. Die Mutter durfte in etlichen Tagen das Kind nicht stillen, so sehr es auch schrie und winselte, auch wohl darüber verschmachtete. Inzwischen waren die tolln, vollen Soldaten um das Wochenbett, ließen die Mutter auch nicht aus dem Bette und drohten ihr mit empörender Gewalt, wo nicht der Mann, der in einem andern Zimmer eingesperrt war, und nicht wußte, wie es Mutter und Kind gehen möchte, einen Beichtzettel holen würde. Braut und Bräutigam wurden nicht eher getraut, bevor sie sich nicht zur römischen Communion verstanden hätten. Den Kranken steckte man die Hostie mit Gewalt in den Mund. — Glogau brannte ab, weil die Bürger ihre Häuser nicht selbst löschen mochten, manche freuten sich sogar darüber, daß sie nun ungestört in die ferne Welt würden hineinwandern können. Und ich

kann mit Wahrheit sagen, daß ich diejenigen, deren Häuser auf dem Ringe stehen geblieben, mit Thränen habe klagen hören, daß man ihnen gratulire."

Zwei aus den Bürgern, welche sich früher der Auslieferung ihrer Kirche gegen den Landeshauptmann am heftigsten widersetzt hatten, wurden enthauptet und der Geistliche Valentin Preibisch in das Gefängniß geworfen. Hier legte man ihm ein Schwert und ein Kruzifix vor, mit dem Bedeuten, eines von Beiden zu wählen — den Tod oder den Abfall. Auf Kurathen seiner heldenmüthigen Gattin wählte er das Schwert, wurde aber entlassen und aus der Stadt verwiesen. Der Rath wurde mit Katholiken besetzt, den Jesuiten ein Platz zur Erbauung eines Collegiums geschenkt, und der Schluß der Befehrung war, daß man allen Zünften und Zechen einen Revers zur Unterschrift vorlegte, worin sie bekannten, daß sie freiwillig, ungedrungen und ungedrungen zur katholischen Religion übergetreten wären, die kaiserliche Majestät baten, sie dabei zu schützen auch künftig Niemand andern, als nur Katholiken das Bürgerrecht zu erteilen.

Diese Lichtensteinsche Befehrungsmethode wurde auf gleiche Weise wie in Glogau auch in allen Städten der drei Fürstenthümer eingeführt. In Beuthen wurde das Gymnasium zerstört, die Lehrer vertrieben und das Gebäude den Jesuiten übergeben. Auf den Dörfern war man lässiger im Begnehen der Kirchen, der Kaiser glaubte die Landstände schonen zu müssen, dadurch aber eröffnete sich für die Profolyten in den Städten, welche Magistratsstellen bekleideten, eine ergiebige Geldquelle,

denn die beharrellichen Bürger der Stadt besuchten die Dorfkirchen, weshalb sie aber nach Belieben von ihren Vorgesetzten gebrandschaft wurden, worüber diese dem Kaiser keine Rechnung legen durften. Der hermitzte Mann mußte vier bis fünf, der Diensthote einen Gulden Strafe zahlen; den Glogauschen Bürgermeister Johann Richter kostete eine solche Kirchfahrt 4000 Reichsthaler, und seinen Garten, welchen die Jesuiten erhielten.

Die Angeber und Spione bekamen auch ihren Theil, wodurch begreiflich ist, wie sehr die Moralität des Landes sinken, und die Erbitterung der Gemüther steigen mußte.

Der Umstand, daß oft die katholischen Bürger zur Besetzung von Beamtenstellen nicht ausreichten, gab Veranlassung, daß häufig die schlechtesten Subjekte aus Ruher gelangten, und dadurch gleichfür Protestanten und Katholiken große Nachteile erwuchsen.

Wie sehr diese Lichtensteinsche Dragonade auch von den Katholiken gemißbilligt wurde, beweiset das „Ungefährliche Gutachten“ des Jesuiten Nerlich zu Glogau, welches darthut, wie durch ein solches Verfahren „die katholische Religion selbst ziemlich verdächtigt und verhaßt gemacht worden,“ wie hierdurch die Stellung der Partheien bössartiger wurde, diese selbst von jezt an einander haßten und verfolgten.

Die Städte Liegnitz, Wohlau, Dels und Brieg blieben verschont, ebenso Breslau aus Rücksicht für ihr Ansehn als große Handelsstadt.

In den königl. Erbfürstenthümern blieb keine Stadt übrig; von Glogau aus

vertheilten sich die einzelnen Kompagnien in dieselben und gingen an ihr grausames Geschäft. Der oben erwähnte Revers, welcher nach Wien geschickt wurde, machte den gewöhnlichen Beschluß. Nach dem Abzuge der Peiniger aber legten die meisten Städte eine förmliche Protestation gegen diesen abgedrungenen Revers ein, worin sie denselben als durch Gewalt ausgepreßt widerriefen. Solches geschah auch zu Sauer. Der Kommissar Heinrich von Vibran auf Modlau ließ die Bürger, nachdem sie den Revers unterschrieben und wie gewöhnlich mit allen Zunftsiegeln besiegelt hatten, aus dem Rathhaus kommen und verlangte obendrein von ihnen einen Eid darüber, daß sie das wirklich ungewollt gethan hätten. Ein lautes Murren entstand unter den Anwesenden. Ein Reichskrämer, welcher sich unter den Versammelten erhob, erklärte endlich, daß die Bürger dazu bereit wären, jedoch nur unter der Bedingung, wenn der Kommissar zuvor würde geschworen haben, daß er sie nicht gezwungen habe. Vibran lehnte diese Zumuthung ab und gab den Bürgern den Revers zurück, um ihn zu ändern. Diese thaten es jedoch nicht, sondern schickten ein Bittschreiben nach Wien, welches aber nichts fruchtete. Die Bürger von Sauer blieben überhaupt beharrlich; außer den Rathspersonen und Beamten besuchte Niemand die Messe, wie auch an andern Orten geschah; am eifrigsten aber bezeugten sich hier die Frauen für den protestantischen Gottesdienst, sie gingen jeden Morgen in die Pfarrkirche, hielten das Frühgebet und verlasen Kollekten. Die Stadt Schweidnitz, welche sich zur Aufnahme der Lichtensteiner nicht ge-

neigt zeigte, fiel durch List in deren Hände. Am 17. Januar 1629 kam der Oberst Goes mit einem kleinen Gefolge zu Schweidnitz an und bestellte sich ein Frühstück, weil er diesen Tag vorgeblich noch bis Frankenstein reisen mußte. Einige Stunden später kamen die Lichtensteiner nach. Man wollte sie nicht durch die Stadt lassen, aber der Oberst gab die freundlichsten Worte, schwur auf seine Seele, daß er der Stadt nichts zu Leide thun wolle, sie möchte nur den halberfrorenen Leuten ein Nachtquartier geben, er würde gute Ordnung halten. Ein offener Widerstand gegen des Landesherrn Truppen war bedenklich; man ließ sie ein, sie marschirten auf den Markt und fielen dann plötzlich über die Thormachen her und zu fünfzig und mehr in die Bürgerhäuser. Das Trüerspiel wurde hier ebenso wie zu Glogau und aller Orten gespielt. Nur die Beichtzettel und der gedachte Revers waren die einzigen Erlösungsmittel aus den Händen dieser gestiefelten und gespornten Apostel. Am härtesten und in seinen Folgen fühlbarer wurde das blühende Städtchen Löwenberg mitgenommen. Gewarnt durch die traurigen Ausritte in den Nachbarstädten und bewogen durch die Vorstellungen und Versprechungen des Landeshauptmanns, war die Bürgerschaft übereingekommen, am 28. Januar 1629 ihre drei evangelischen Prediger zu entlassen und mit Ausnahme Weniger, welche die Stadt sogleich verließen, das Abendmahl nach katholischem Gebrauch zu genießen. Aber nur kurze Zeit dauerte diese Ruhe; die Vorliebe für den protestantischen Kultus kehrte bald wieder, besonders als auf den umliegenden Dörfern die Prediger



Edw. Anst. C. Krenn, Bresl.

Die Lichtensteiner in Schweidnitz,
(1629.)

noch nicht verabschiedet waren, und mit verdoppelter Stärke hing man nun an dem Verbotenen.

Als der Landeshauptmann, Freiherr von Vibran auf Modlau, von diesem Rückfall Kunde erhielt, schickte er am 11. März einen katholischen Geistlichen, Namens Balthasar Güttler, nach Löwenberg und übergab ihm die Pfarrkirche. Als aber derselbe bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses am 16. April vom Volke verspottet wurde, und bloß durch kluge Anordnungen des Magistrats größern Mißhandlungen entging, entwich er, die Kirche blieb verschlossen und die Bürger ließen ihre Kinder auf den Dörfern taufen, wo sie auch lutherisch communisirten und sogar durch einen Abgeordneten in Wien um Religionsfreiheit bitten ließen. Aber umsonst. Der Bürgermeister Christostomus Schubert wurde am 7. Juni nach Jauer beschieden und dort eingekerkert. An seine Stelle kam der Advokat Elias Seiler; er führte den Titel Königsrichter, und mußte bei allen Versammlungen zugezogen werden — ohne seine Zustimmung durfte nichts beschlossen noch ausgeführt werden. Am 16. Juni schickte Vibran einen Jesuiten und einen Franziskaner, worauf der neue Bürgermeister Seiler den 30. Juni der Bürgerschaft andeutete, entweder katholisch zu werden, oder die Stadt zu räumen. Sie erklärte gradehin, evangelisch zu bleiben, und setzte auch den aus dem Gefängniß am 2. August zurückkehrenden Bürgermeister Schubert wieder in sein Amt ein. Nun kam den 3. August der Landeshauptmann Vibran persönlich nach Löwenberg, ließ den Rath versammeln und vernahm von diesem den Entschluß der sämmtlichen

Bürger, bei der evangelischen Lehre zu verharren, er möchte solches dem Hofe berichten. Vibran logirte bei dem Königsrichter Elias Seiler, und als er von da ins Kloster zur Messe fahren wollte, konnte der Wagen vor der Menschenmenge nicht fort; ein Diener des Hauptmannes rief: Schelme bei Seite! Dieses bewirkte ein großes Getümmel, und bloß die Entschlossenheit des Kutschers brachte den Wagen durch das Gedränge. Als Bitten und Zureden das aufgebrachte Volk nicht besänftigen konnte, begab sich der Rath zum Landeshauptmann ins Kloster und begleitete ihn von da in seine Wohnung zurück. Das Volk verlief sich.

Am 9. August entstand ein neuer Tumult. Die Bürgerschaft bat den Landeshauptmann, er möchte ihren Predigern die Rückkehr erlauben; dieser erklärte, was er bereits Tages vorher gethan hatte, er wolle sich dieserhalb für sie beim Kaiser verwenden, — allein dadurch wurde die Ruhe nicht hergestellt. Noch mehr, die aus dem Frühgebet zurückkehrenden Weiber versammelten sich vor des Landeshauptmanns Quartier und verlangten Gehör. Vibran wollte Anfangs bloß vier vor sich lassen, da er aber den immer mehr anwachsenden Volkszulauf erblickte, wies er sie alle ab. Ein Platzregen verscheuchte hierauf die Menge, und der Landeshauptmann machte sich eiligst zu Pferde aus der Stadt auf sein Gut, ihm folgte der Jesuit. Als übrigens der Rath den Tumultanten versicherte, daß letzterer nicht wiederkommen sollte, so wurde vorläufig wieder Ruhe, worauf den 27. August eine Deputation an das Breslauer

Oberamt und an den Kurfürsten von Sachsen abging.

Bald darauf, Anfangs September, erscholl die schreckliche Nachricht, daß die Lichtensteinschen Dragoner, welche sich bereits in Bunzlau befanden, die Stadt Löwenberg besuchen würden. Den geängstigten Bürgern blieb nichts als die eiligste Flucht übrig. Die Thore waren zu enge für die Flüchtigen und ihre Kinder, welche durch Weinen und Wehklagen das Herz der bangen Eltern noch mehr beugten. Zum Glück hielt der von Regengüssen ausgetretene Bober die berüchtigten Seligmacher ab, die Stadt beschloßenermaßen zu überfallen, daher gewannen die Einwohner noch Zeit, von ihrer Habe, was möglich war, zu retten, und dieses geschah die ganze Nacht hindurch so schnell, daß die Thore offen bleiben mußten.

Es brach der folgenreiche traurige Tag, der 15. September, herein, an welchem Löwenbergs Wohlstand sich in Nichts verwandelte, und welchen diese Stadt nach einer Reihe von mehr als hundert Jahren nie wieder erreichte. Funfzehnhundert Lichtensteinsche Dragoner unter dem Obersten Dohna rückten ein, fanden aber eine leere Stadt, und darinnen bloß zwei Rathsherrn und zwei und zwanzig Bürger, indem auch die Bürgermeister Schubert und Hoppe den Ihrigen nachgereist waren. Der kaiserl. Kommissarius, Graf Oppersdorf, ließ sich durch Bitten bewegen, seine Mannschaft bis auf eine Schwadron, unter dem Rittmeister Paul Montebrun, in andere Städte zu schicken; allein auch die Bleibenden raubten das, was die Flüchtlinge nicht hatten retten können. Alle Nachbardörfer waren mit diesen städtischen Exulanten angefüllt;

dahin nun machte der Königsrichter Elias Seiler mit den Dragonern und den Jüngsten Ausfälle, schleppten, wen sie etwa erwischen konnten, in die Stadt und sperrten ihn so lange ein, bis er einen Beichtzettel vorzeigte. Am 10. Oktober setzte der Landeshauptmann einen neuen Rath ein, dessen erste Sorge war, die evangelischen Dorfprediger in Zobten, Vangenborn, Lauterseifen und Sirgwitz abzusuchen. Allein die dorthin eingepfarrten Edelleute gaben dieses nicht zu und nahmen jene daher in Schutz. Am 24. Oktober schlug der Rath ein Proklama an die Stadthore, daß die Ausgewanderten bei Verlust ihres Bürgerrechts zurückkehren sollten. Die Soldaten wurden in die leeren Häuser gelegt, welche die Defen und Fenster zerschlugen und die Geräthschaften verkauften oder verbrannten. Ganze Fuder Betten, Küchengeschirr und Kleidungsstücke wurden nach Liebenenthal gefahren, und dort um ein Spottgeld veräußert. Endlich zwang der Hunger die herumirrenden Flüchtlinge meist zur Rückkehr in ihre verwüsteten und ausgeplünderten Wohnungen. Als die Befehlungskommissarien davon Kunde erhielten, forderten sie am 22. November den Rath und die ganze Bürgerschaft auf das Rathhaus. Alle, welche keinen Beichtzettel aufzuweisen hatten, bekamen 4 bis 8 Dragoner ins Quartier, von denen sie unbarbarisch gequält wurden. Ein Theil bequemt sich nun, ein anderer entwich zum zweitenmale nach Sachsen, weil in Schlesien für sie kein sicherer Aufenthalt mehr übrig blieb, indem Seiler überall Nachsuchungen hielt.

Am Neujahr 1630 genossen 36 Rathsmitglieder das Abendmahl nach katholischen

Gebräuchen und ebenso Sonntags darauf etwa 50 Bürger. Endlich am 23. März marschirten die Lichtensteiner ab und statt ihrer kam eine Dohnsche Kompagnie von 80 Mann, welche zwar den Glauben der Bürger unangefochten ließen, aber desto angelegentlicher um deren Speisekammern sich bekümmerten, so daß die armen Leute hätten verzweifeln mögen. Ueberhaupt ging es in Absicht der Obrigkeit bunt durcheinander. Weder ein Rathherr noch ein Schöppe konnte lesen, daher manche Lächerlichkeit vorfiel. Eine wird hier darum angeführt, weil sie dem Löwenberger Bürgergefängniß den Namen Reiter gegeben. Georg Grabisch, ein Zauerscher Bürger, wurde vom dasigen Magistrat zu Pferde nach Löwenberg geschickt, mußte hier etwas länger auf seine Abfertigung warten, und konnte also den Gastwirth nicht bezahlen. Dieser klagte und der Löwenberger Rath, an dessen Spitze damals Daniel Seiler, ein Tischler, stand, (weil er des Königsrichters Bruder war) schickte den Grabisch zu Fuße heim und verhaftete dessen Roß in obgedachtem Gefängniß so lange, bis Futtergeld und Kosten von Zauer aus dessen Auslösung bewirkten. Am 2. Mai übergaben 250 des Religionsdruckes wegen entwichene Bürger den in Zauer versammelten Landständen eine Bittschrift; dies nahm der Löwenberger Rath so übel auf, daß er den Schuhmacher Reichardt, der dieselbe überreicht hatte, einerkerte, aber, weil er nicht katholisch werden wollte, nach 17 Tagen wieder laufen ließ. An der Abendseite des Marktes, wo alle Häuser leer standen, weidete das Vieh im aufgeschossenen Grase.

Am 10. September zogen endlich alle

Soldaten ab, dagegen stand es um die städtischen Magistratsbehörden aus obgedachten Ursachen so schlecht, daß mehrere, weil sie beträchtliche Unterschleife gemacht hatten, abgesetzt werden mußten. Am 7. Oktober wurde von dem Königsrichter eine neue allgemeine Haussuchung veranlaßt, wobei siebenzehn der heimlich zurückgekehrten Evangelischen verhaftet und nach sechswochentlichem Gefängniß verwiesen wurden.

Löwenbergs Wohlstand ist seitdem nicht mehr wiedergekehrt, die meisten Begüterten waren längst über die Grenze entflohen, und die spätern Unglücksfälle, welche diese Stadt betrafen, hinderten fortwährend ihr Aufkommen.

Oberschlesien blieb eben so wenig von der Lichtensteinschen Dragonade verschont, als Niederschlesien; überall waren kaiserliche Patente angeschlagen, welche von gänzlicher Wiederherstellung der katholischen Religion sprachen.

Bei weitem der größte Theil der Schlesier war protestantisch; durch die gewaltsamen Maasregeln des Kaisers nur wurde der Geist dieser sonst feurigen Nation unterdrückt und im fernern Aufschwunge gehindert; Muthlosigkeit und Bangigkeit fesselte die Gemüther der Unterthanen sowohl als der Fürsten, man wußte weder zu rathen noch zu helfen; in die Zukunft setzte jeder seine Hoffnung. Man hielt diese Plage für eine Strafe des Himmels, weshalb, um diesen göttlichen Zorn vom Lande wieder abzuwenden, der edle Herzog Johann Christian zu Brieg und Liegnitz ein Religionsedict erließ, in welchem der Geist der Schwermuth waltet, und welches die da-

malige Zeit genau charakterisirt. In diesem Edict heißt es unter andern: Wir stellen in keinen Zweifel, es werde bis anhero männiglich aus dem Verlauf dieser Zeiten für sich selbst genügend wahrgenommen haben, mit was für schweren hartdrückenden Landstrafen und Plagen, deren auch annoch kein Ende, der gerechte und eifrige Gott unser Vaterland etliche Jahre hero nach einander heimgesucht, also, daß nachdem davon einige weitere Ausführung, indem Alles jedermänniglich vor Augen schwebet, und niemand zu finden, dem es nicht fast selbst zu Hause und Hofe gekommen, zu thun ganz unvonnöthen, und dabei nichts mehr übrig gelassen, dann nur in uns selbst zu kehren, und erst die Ursachen bei uns selbst zu untersuchen, und sonach alle unsere Sinne und Gedanken zu reiflicher Betrachtung, mit was für Augen und Herzen wir solche schwere Bestrafung anzusehen und aufzunehmen, und wie wir unserm Gott dagegen zu begegnen haben, anzuwenden. Da sich denn handgreiflich finden wird, daß wir und alle mit unsern übermachten Sünden Holz zum Feuer getragen, und sich keiner davon auszuschließen etc. Wir wollen und verordnen daher, daß forthin gewisse Buß- und Bettage in Städten und Dörfern auf die Tage, wann sonst die gewöhnlichen Wochenpredigten verrichtet werden durchs ganze Jahr hindurch, wöchentlich angestellt, und in den Bußpredigten, wie wir uns in Gottes Vaters Ruthe recht schicken, dem Volke gewiesen, und darauf ein eifriges Bußgebet deutlich, verständlich und mit sonderer herzlichster Andacht nachzusprechen, fürgelesen, und hiervon in unserm ganzen Fürstenthum auf die

Woche nach dem 14. Sonntag nach Trinitatis der Anfang gemacht und solches zuvor von den Kanzeln abgekündigt werden sollte. Ferner: daß in Städten das Umhulaufen und muthwillige Wesen, so von der Jugend mehr als zuviel auf denen Gassen ohne Scheu getrieben wird, mit ernster Bestrafung abgestellt: die Schenk-, Bier- und Brandweinhäuser unter der Predigt und Wochengebeten geschlossen gehalten, auf öffentliche und heimliche Laster und Aergerniß gute Obacht geben, vorsätzliche Verächter Gottes und seines Worts, Gotteslästerer, Säuffer, Spieler, Bucherer, Finanzen und Partirer, nicht geduldet oder ungestraft hinpässiret werden: gestalt dann jedes Orts verordnete Pfarrer sonderlich darob sein werden, daß alle dergleichen Aergerniß der Obrigkeit nachkundig gemacht und unverhalten bleiben; — ob Gott sich wolle erweichen lassen, sich wieder mit Gnaden zu uns zu wenden, die wohl verdiente Strafe nach seinem besten Willen und unserm Heil wieder aufzuheben oder zu mildern.“

Gleichzeitig (1629) mit diesem Religionsedikte erließ Kaiser Ferdinand II. das berühmte, fürchterliche Restitutionsedikt, in welchem er den Ständen des deutschen Reichs erklärte: er sei gesonnen, nächstens einige Bevollmächtigte ins Reich zu schicken und die eingezogenen Erz- und Bisthümer, Prälaturen und Klöster, wie auch andere geistliche Güter, welche die Katholiken zur Zeit des Passauer Vertrags und hernach im Besiz gehabt, den unrechtmäßigen Inhabern wieder abzufordern und mit tauglichen den Stiftungen angemessenen Personen zu besetzen. Zugleich gebot er allen Ständen und Beamten, bei Strafe

des Land- und Religions-Friedensbrüches, sich dieser Verordnung nicht zu widersetzen sondern vielmehr den zu diesem Geschäft Bevollmächtigten auf ihre Ansuchen hülfsreiche Hand zu bieten; denen aber, welche solche Bisthümer und Prälaturen inne hatten, befahl er, sich zur Abtretung derselben gefaßt zu machen, und sie den kaiserlichen Kommissarien auf ihre Anforderung sogleich einzuräumen, wenn sie nicht ohne alle weitere Umstände die Strafe der Acht und Oberacht, und den Verlust aller ihrer Vorrechte sich zuziehen wollten.

In Schlessien war dieses drohende Ungewitter durch die Hinwegnahme sämtlicher Stadtpfarrkirchen in den Erbfürstenthümern längst ausgebrochen, aber nun bedrohte es auch die übrigen Fürstenthümer und die Stadt Breslau, von welcher das seit langer Zeit pfandweise besessene Weichbild Namslau eingelöst und welcher anbefohlen wurde, die Stadtgarnison nicht über die gegenwärtige Truppenzahl zu erhöhen; ferner sollte dieselbe den als Seligmacher berühmten Burggrafen zu Dohna als Kommandanten annehmen, welcher schon versucht hatte, die Stadt zur Annahme der von Bischof Johann Roth aufgehobenen Frohnleichnamss-Profession zu nöthigen. Ungeachtet sich der Rath standhaft dawider setzte so erschloß sich doch den Protestanten die traurigste Zukunft, das Ende des Protestantismus schien gewiß zu sein.

Georg Rudolph, Herzog von Liegnitz, legte unter diesen fürchterlichen Anruhen die Oberlandeshauptmannschaft nieder, wozu des Kaisers Ungnade, die er sich durch die Berufung auf den sächsischen Accord gezogen hatte, sehr viel beitrug. Das Amt

blieb hierauf einige Zeit unbesetzt, bis der Herzog Heinrich Wenzeslaw von Bernstadt Dels ein treuer Anhänger des Kaisers, mit dieser Würde bekleidet wurde. Seine Glaubensgenossen, die Protestanten beschuldigten ihn nicht ohne Grund allzugroßer Gleichgültigkeit in Religionsachen. In dessen wurde seine Gewalt sehr eingeschränkt. Der Burggraf von Dohna äußerte sich über ihn vor dem Kaiser mit folgenden Worten: der Kaiser wolle im ganzen römischen Reich, also auch in Schlessien ein absolutum dominium haben, und könnte diesem Lande nicht mehr zustehen, daß Fürsten und Stände sich in allem auf ihre Privilegien beriefen, und wenn er was von ihnen forderte, es auf die Fürstentage verschöben. Deswegen wurde dem Herzog auch jetzt nur die Verwaltung des Oberamts aufgetragen, mit welcher Ehre er zufrieden sein würde. Denn es wollten Seine Majestät nimmermehr einen Oberhauptmann dem Lande vergönnen, sondern wäre gemeint, das Oberamt gelegentlich ganz abzuschaffen, und das Land durch einen Gouverneur regieren zu lassen.

Zur Bearbeitung der Geschäfte bedienten sich die Oberlandeshauptleute ihrer eigenen Rätthe und Subalternen, in wichtigen Sachen, welche keinen Verzug hatten, holten sie das Gutachten der nächsten Stände ein. Jetzt aber setzte ihnen der Kaiser ein Kollegium, dessen Glieder er selbst bestellte, besoldete und welches also von ihm allein abhängig war, zur Seite, und der Oberlandeshauptmann wurde aus einem Vizekönig der erste Präsident dieser Versammlung. Die Mitglieder dieses Kollegiums waren Katholiken und dem Kaiser treu ergeben, ohne berei-

Bestimmung der Oberlandeshauptmann nichts unternehmen konnte, wodurch dem Kaiser der Vortheil erwuchs, daß er sein Ansehn in Schlessien fester begründete und sich vor den ihm oft beschwerlichen oberlandeshauptmannschaftlichen Vorstellungen gegen die Bedrückungen befreite. Auf diese Weise entstand (1630) das Oberamt in seiner neuen Gestalt.

Als dieses in Schlessien vor sich ging, ereignete sich in Deutschland eine Begebenheit, welche dem ganzen Kriege eine andere Gestalt gab. Gustav Adolph, König von Schweden, ein eifriger Verehrer der protestantischen Kirche, tritt auf den deutschen Kriegsschauplatz mit dem günstigsten Erfolge. Den Krieg mit Polen hatte er durch einen Waffenstillstand beendet, als ihn das protestantische Deutschland um Hülfe anrief, die er zu bringen sich um so eher entschloß, als er gleichzeitig des Kaisers Macht fürchtete, die sich an den baltischen Küsten festsetzen wollte.

Am 30. Juni, am hundertjährigen Gedächtnistage der Augsburgerischen Confession, landete er in Pommern; den Kurfürsten von Sachsen zog er auf seine Seite, denn der Kaiser, der ihn jetzt nicht mehr nöthig hatte, behandelte ihn auf gleichen Fuß mit den andern Fürsten, und die erste glückliche Schlacht bei Leipzig, den 7. September 1631, erschütterte den Ruhm und das Uebergewicht der kaiserlichen Armee.

Die beiden glücklichen Feldherren, der König von Schweden und der Kurfürst von Sachsen theilten sich hierauf, letzterer ging an den Rhein, Gustav Adolph hingegen fiel in die kaiserlichen Erbländer, er eroberte Prag und unterwarf sich den größten Theil

von Böhmen. Während solchergestalt sein Heer mit Sieg und Triumph die deutschen Länder durchzog, befand sich der Kaiser in einer höchst kritischen Lage. Sein glücklicher Feldherr Wallenstein, der ihn und sein Reich früher gerettet, den er aber wegen seines Stolzes und seiner Grausamkeit aufbringende Vorstellungen des Königs von Spanien und des Kurfürsten von Baiern einige Zeit vorher hatte entlassen müssen, wäre der einzige gewesen, welcher ihn aus diesem Kummer hätte befreien können. Schon dieserhalb und damit sich nicht Wallenstein, dessen Ehrgeiz gekränkt war, mit dem Könige von Schweden verbinden möchte, sah sich der Kaiser gezwungen, einen Schritt zu thun, der eben so erniedrigend als schimpflich ausfiel. Da Wallenstein durch eine dritte Person sich zur Ergreifung des Kommandostabes nicht bewegen ließ, so viel ihm auch daran gelegen sein mochte, so schrieb endlich der Kaiser eigenhändig an ihn, bat ihn, sich seiner in der Noth anzunehmen und versprach ihm vorläufig eine jährliche Besoldung von hunderttausend Thälern. Wallenstein entschließt sich endlich, dem Kaiser auf drei Monate zu dienen und bis dahin eine schlagfertige Armee aufzubringen. Er hielt sein Versprechen, und nachdem er das Heer zusammengebracht, begehrte er seinen Abschied. Nach vielen gepflogenen Unterhandlungen gab der stolze Friedländer endlich sein letztes Wort, welches in einer Kapitulation mit dem Kaiser bestand, die seinem Uebermuth angemessen war. Durch diese Bedingungen wurde er unumschränkter Herr der Armee, befähigt, Krieg und Frieden nach seiner Willkühr zu schließen; der Kaiser

solle sich nicht bei der Armee befinden, noch das Kommando führen und seinen Sitz in Prag nehmen, sobald Böhmen wieder erobert wäre; zur Sicherheit einer außerordentlichen Belohnung, müsse ihm ein österreichisches Erbland verpfändet werden, zur Belohnung selbst ihm die Ober-Lehnsherrschaft über alle Länder im deutschen Reiche verschrieben werden, die er erobern würde; in Gnaden- und Confiscationsfachen bestimme nur er allein, des Kaisers Pardon gelte nichts; der künftige Friede verbürge ihm den Besitz von Mecklenburg; die zum Kriege benötigten Gelder müssen ausbezahlt werden und alle Erbländer ihm und der Armee offen stehen.

Das Wiener Kabinet sah den Abgrund vor seinen Augen, man sah, daß sich der Kaiser seinem Diener auf Gnade und Ungnade ergäbe. Man rieth nun dafür und dagegen, ob der Friedländer zur Annahme des Kommandostabes ferner ersucht werden sollte. Aber dem Kaiser blieb keine andere Wahl, als bei der wachsenden Gefahr entweder die Länder seinem offenbaren Feinde oder seinem Diener zu überlassen — er unterschrieb Wallensteins Forderungen, und dieser übernahm zum zweitenmal das Kommando. Seine erste Bewegung war, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben und in Deutschland vorzudringen, wo er in der Nähe von Nürnberg Gustavs Siegeslaubbahn hemmte. Am Schlusse desselben Jahres (5. November 1632) kam es bei Lützen zur Schlacht, welche Wallenstein zwar verlor, die aber auch dem Könige von Schweden das Leben raubte, und wodurch Oesterreich mehr gewann als durch einen vollkommenen Sieg, denn die Treue der schwe-

dischen Bundesgenossen fing nun an, zu wanken. Die Uebermacht der Schweden sank, und der Krieg, den der Kaiser vielleicht sonst nicht mehr lange hätte führen können, zog sich in die Länge.

Schon vor der Schlacht bei Lützen, im Juli 1632, nachdem nun die Sachsen aus Böhmen verdrängt worden, waren schwedische und sächsische Truppen nach Schlesien eingefallen; jene führte Arnheim und der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg an, diese kommandirte Düval und der Graf von Thurn, mit denen sich noch einige Brandenburgische Truppen unter Kötteritz und Burgsdorf vereinigten. Man empfing diese fremden Truppen, ungeachtet sie in Erhebung von Kontributionen nicht glimpflicher verfahren, als die kaiserlichen, dennoch als Erretter, da sie überall den evangelischen Gottesdienst wiederherstellten.

Am 6. August Nachts um 10 Uhr unternahmen die Sachsen einen heftigen Sturm auf Glogau, worauf sich die kaiserliche Besatzung auf den Dom zurückzog und die Stadt den Verblindeten überließ. Das Schloß, in welches sich ein Fähndrich mit weniger Mannschaft geworfen hatte, kapitulirte, worauf der Dom von der Festung aus beschossen wurde, während der Oberst Kalkstein über die Oder setzte und den Kaiserlichen den Rückzug abschnitt. Am andern Tage ergab sich der Dom; die Besatzung streckte die Gewehre, doch ihr Kommandant, Oberst Götz, entkam durch die Flucht.

Düval rückte nun gegen Steinau vor, wo die kaiserliche Armee unter dem Spanier Don Balthasar von Maradas ein ver-

schanztes Lager bezogen hatte, die Sachsen aber rückten gen Liegnitz, um den Herzog Georg Rudolph in ihr Interesse zu ziehen. Hier rastete bereits der kaiserliche General Mo, welcher vergeblich den Herzog zur Aufnahme kaiserlicher Besatzung aufforderte. Er zog unverrichteter Sache ab, mit Zurücklassung von zwölf Kompagnien Reiter in den Vorstädten, welche von dem nahenden Obersten Kalkstein theils niedergehauen, theils zerstreut wurden. Kalkstein forderte eine Unterredung mit dem Herzoge, die ihm dieser anfänglich versagte, auf Andringen der Ritterschaft aber endlich gestattete.

In einem Saale wo Jedermann Zutritt hatte; empfing der Herzog den Obersten, welcher sich seines Auftrages dahin entledigte, „daß der Kurfürst durch des h. römischen Reiches Drangsale bewogen, die Waffen ergriffen und nun zur Aufrechterhaltung des vom Kaiser schwer verletzten Dresdener Accordes seinen Feldmarschall Arnheim mit einer Armee nach Schlesien gesendet habe, um den Bedrängten seiner eingegangenen Verbindlichkeit gemäß beizustehen, daß er daher jetzt, als erste Probe der Dankbarkeit, die Auslieferung aller in die Stadt geflüchteten kaiserlichen Officiere und Soldaten verlange.“ Der Herzog, welcher dem fernern Waffenglücke der Sachsen nicht traute und die Rache des Kaisers fürchtete, erklärte, daß er in des Kaisers Pflicht stehe, dessen Truppen also auch nicht ausliefern könne. An den Herzog von Altenburg, der in einem Bauernhause hinter dem Töpferberge sein Quartier genommen hatte, schickte er hierauf noch an demselben Tage Abgeordnete, welche nach langer Unterredung mit dem Auftrage zurückkamen, sächsische

Truppen in der Stadt Liegnitz aufzunehmen. Georg Rudolph hatte seine Besatzung verstärkt und schlug daher diesen Antrag aus, ungeachtet er durch die Ankunft des Generals Arnheim, dessen Truppen die Dörfer rings um Liegnitz plünderten, in neue Verlegenheit gerieth. Auf seine standhafte Weigerung, selbst noch, als sich Arnheim des Passes am Schwarzwasser bemächtigte und die Stadt feindlich anzugreifen drohte, kam es zur Abschließung eines Vertrages, in welchem dem Herzoge völlige Neutralität zugesichert wurde.

Am 29. August kam es zwischen dem Bundesheere und den Kaiserlichen am Salzenberge (Kupferberge) bei Steinau zu einem blutigen Treffen, in welchem Don Balthasar von Maradas gänzlich geschlagen wurde. Derselbe nahm seinen Rückzug durch die Stadt, sie ausplündernd und in Brand steckend. Gegen 20 Jahre lang blieb Steinau wüste liegen, denn die meisten Einwohner waren nach Polen geflüchtet. Von da zogen die Kaiserlichen gen Breslau und lagerten sich auf Anrathen Dohnas zwischen der Oder und Ohlau, vom Ziegelthore an bis Morgenau in einem morastigen Orte; denn Dohna hatte ihnen versprochen, im unglücklichen Falle ihnen die Thore der Stadt, welche sich für neutral erklärt hatte, zu öffnen.

Man trat in fruchtlose Unterhandlungen und fragte von kaiserlicher Seite: Ob die Stadt mit dem Kaiser halten wolle oder Nicht? Antwort: Ja, sie wolle nach Pflicht und Schuldigkeit es mit dem Kaiser halten, mit ihm leben und sterben. — Frage: Ob Breslau die Armee mit Proviant und Munition versehen wolle? —

Antwort: Nein, man brauche es selbst, fühlten sich aber die Kaiserlichen stark genug zum Widerstande, so solle ihnen verabsolgt werden, was man entbehren könne. Frage: Ob die Kaiserlichen, wenn sie, wie wahrscheinlich ins Gedränge kämen, sich in die Stadt werfen dürften? Antwort: Nein, dieß sei den Bürgern nicht rathsam und nicht thunlich. — Frage: Ob ihr wenigstens ein Abzug durch die Stadt vergönnt sei? Antwort: Nein, dadurch würde die Bürgerschaft in Gefahr gerathen und den Feind erbittern. — Ob die Stadt nicht, wenn die Kaiserlichen von den Feinden angegriffen würden, von den Wällen auf ihn feuern würde, damit sie sich sicher zurückziehen könnten? Antwort: Nein; der Feind hätte ihnen bisher nichts gethan, sie wollten ihm deshalb auch nichts thun. Sollte die Stadt aber von den Schweden angegriffen werden, so erwarte sie Hülfe und Beistand von der kaiserlichen Armee.

Diese Antwortem stimmten nicht sehr mit den patriotischen Gefinnungen, mit dem Kaiser zu leben und zu sterben, überein. Indessen erschien schon am 21. August das schwedisch-sächsische Heer und stellte sich den Kaiserlichen gegenüber vor dem Dhlauer Thore auf. Da die Schweden den Breslauern nicht unbedingt trauen durften, so gestanden sie der Stadt eine gänzliche aber bewaffnete Neutralität zu.

Nach einigen kleinen Scharmügeln, wobei die Kaiserlichen stets den Kürzeren zogen, gingen diese über die lange, jetzt nicht mehr vorhandene Oderbrücke am Ziegelthor, steckten diese in Brand und ließen 300 Bagagewagen im Stich. Die verlassene

Stellung der Feinde nahmen die Schweden ein und stellten die Brücke wieder her.

Beim Vorbeimarsch der Schweden eignete sich ein Vorfall, welcher für die Stadt hätte gefährlich werden können. Der Burggraf von Dohna, der Oberlandeshauptmann Heinrich Benzeslaw von Bernstadt und einige von den Råthen befanden sich als Zuschauer auf den Wällen. Dohna gerieth auf den unklugen Einfall, auf das schwedische Heer eine Kanone abfeuern zu lassen. Umsonst suchten ihn die Anwesenden davon abzubringen; er richtete das Geschütz selbst und vermochte einen Büchsenmeister, durch das Geschenk eines Dukatens, dasselbe abzufeuern, wodurch das Pferd eines schwedischen Offiziers und drei Soldaten erschossen wurden. Nachdem Dohna den Erfolg seiner ärmlichen Heldenthat lächelnd betrachtet, begab er sich nach der Stadt, wo ihn aber bereits das aufgebrachte Volk mit Drohungen empfing. Die Handlungsweise wurde wegen zugesicherter Neutralität als offener Friedensbruch angesehen und die bewaffneten Bürger verfügten sich deshalb zum Stadthauptmann Sabisch, um Genugthuung zu fordern. Dieser erwiderte den Drängenden: Wenn sie durchaus Genugthuung haben wollten, so möchten sie hinziehen und sie selbst holen. Sofort strömte die Menge nach dem Oberamts-hause und forderte die Auslieferung des Thäters. Als die von dem Geschehenen noch nicht unterrichtete Stadtwache die Erhitzten zurücktreiben wollte, zog man die Sturmglocke und in allen Gassen ertönte das Geschrei: Bürger ins Gewehr! Wüthende Weiber fanden sich vor dem Oberamts-hause ein und riefen ohne Aufhören:

Gebt uns den Büchsen-schießer, den Seligmacher, den Rebellen heraus, der die Stadt ins Unglück stürzen will! — Die besseren Bürger suchten den Ausbruch des tollen Haufens zu unterdrücken, als aber noch während des Aufruhrs ein schwedischer Hauptmann mit drei Reiterabtheilungen vor dem Thore erschien, die Stadt wegen des Schusses zu befragen, erneute sich der Tumult, und Dohna entkam nur unter dem Schutze der Nacht; zwei Rathsherrn mit starker Reiterbedeckung begleiteten ihn bis vor die Thore. Die Schweden wurden indessen über die Veranlassung des Schusses belehrt und gaben sich zufrieden. Dohna wurde im folgenden Jahre von den Soldaten, die er für des Kaisers Dienst geworben, in Polen erschlagen.

Die Kaiserlichen nahmen bei Dhlau eine feste Stellung ein, wurden aber von den nachsekenden Schweden, welche die zu Dhlau bereits abgetragene Oderbrücke wiederherstellten, abermals geschlagen und bis Dypeln gedrängt. Weiter verfolgten die Schweden ihre Feinde nicht; am 10. September standen sie wieder vor Breslau an der schwach besetzten und besetzten Dominfel. Dieselbe wurde, ebenso die Elbinger Vorstadt, mit Sturm genommen und der Rest der Kaiserlichen niedergelauen.

Die Häuser der Geistlichen, welche nach Meisse geflüchtet, wurden geplündert, bei welcher Gelegenheit die berühmte Dominibibliothek zerstört wurde. Die Kirchen wurden zum protestantischen Gottesdienst der Feldprediger eingerichtet, wovon die katholischen Gotteshäuser auf dem Sande verschont blieben.

Als die Schweden auf diese Weise festen Fuß gefaßt hatten, sandte Düval an den Breslauer Rath ein Schreiben, worin er unter rühmlicher Erwähnung seines Königs folgende Forderungen machte: 1) Sollte sich die Stadt gut Schwedisch erklären; 2) bei dem Leipziger Schluß halten, nämlich dem sächsisch-schwedischen Bunde gegen Oesterreich beitreten; 3) dem kaiserlichen Heere jedes Vorbeiziehen verwehren; 4) die kaiserlichen Abgaben in der Stadt dem vereinten Heere überliefern; 5) sie in die Stadt aufnehmen und wieder frei herausgehen lassen; 6) bei vorkommenden Mangel ihre Heere mit Allem zu versorgen.

Diese Forderungen widersprachen der den Kaiserlichen gelobten Neutralität; dennoch aber wurde sie nachgegeben haben, wenn sie nicht in der Uneinigkeit der Generale Arnheim und Düval einen unglücklichen Ausgang für die Zukunft vorausgesehen hätte. Man trug die Beantwortung der Forderungen dem Oberlandeshauptmann Herzog Heinrich Wenzeslaw von Dels auf, der sich deshalb in das schwedische Lager begab, um wenigstens eine längere Frist, als die gestattete, auszuwirken. Aber dieser, wegen seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich verhaßt, kehrte unverrichteter Sache zurück. Nach Verlauf von einem Monate übersandte die Stadt die Beantwortung der Forderungen: 1) Schwedisch kann sich die Stadt wegen ihrer eidlichen Verpflichtung gegen den Kaiser nicht erklären. 2) Soweit der Leipziger Schluß die Augsburgische Confession betrafte, gedächte die Stadt dabei zu leben und zu sterben. 3) Der kaiserlichen Armee Vorbeiziehen bei der Stadt zu wehren, sei

sie außer Stande. 4) Die kaiserlichen Abgaben einzuziehen und in fremde Hände zu geben, stände nicht in ihrer Macht. 5) Den sächsischen und schwedischen Soldaten wolle sie zu zehn Mann, aber ohne Übergewehr den Eintritt in die Stadt erlauben. 6) Gebe sie frei, daß die Armee ungehindert Alles Nöthige gegen gebührende Bezahlung in der Stadt erhalte.

Die Schweden begnügten sich mit dieser Antwort, da sie größere Vortheile nicht erlangen konnten und entfernten die Hauptarmee von Breslau, mit Hinterlassung einer Besatzung auf dem Dom von 600 Mann Infanterie und 1000 Reitern.

Das Loos der Breslauer war dabei nicht beneidenswerth; mitten in einem vom Feinde verwüsteten und durch anhaltende Regengüsse überschwemmten Lande, stellte sich gar bald Noth und Mangel ein. Um das Unglück den höchsten Gipfel ersteigen zu lassen, so brach (1633) die Pest aus: alle Gewerbe beinahe wurden unterbrochen und alle öffentlichen Anstalten und Versammlungen mußten untersagt werden. Die Zahl der in diesem Jahr Verstorbenen belief sich von den Protestanten allein auf 13,231. Großen Nachtheil erlitt auch diese Stadt durch die ungeheuern Geldforderungen des Grafen Thurn; denn sie wurde dadurch genöthigt, die Juden wieder aufzunehmen, welche seit König Ladislaw aus der Stadt verbannt gewesen. Jedoch die Uneinigkeit des sächsischen und schwedischen Feldherrn, sicherte sie vor noch größerem Schaden.

Die persönliche Feindschaft Arnheims und Düvals rettete dem Kaiser das Herzogthum Schlesien. Schon in dem Gefecht

bei Steinau waren durch die Uneinigkeit dieser Generale, welche eifersüchtig einander beobachteten, die eigentlichen Vortheile der Schlacht, die gänzliche Aufhebung der kaiserlichen Armee, verloren gegangen. Die Sachsen und Brandenburger hielten fest zusammen, betrachteten, kurzfristig genug, die Schweden als überflüssige Fremdlinge, denen sie die unergiebigsten und uneinträglichen, durch die früheren feindlichen Durchmärsche verwüsteten Landstriche zu Einquartierungen überließen. Die kaiserlichen Generale Tilo und Gög hielten sich unter solchen Umständen in Oberschlesien, ohne besonders bedrängt zu werden. Die Schweden waren wie verrathen und verkauft; denn ihre Allirten gaben dadurch noch das größte Aergerniß, daß die Offiziere derselben mit denen aus dem Heere des Kaisers auf ziemlich freundschaftlichem Fuße standen, einander Besuche abstatteten, und sogar Gastmähler gaben.

Die Städte Schweidnitz, Dels und Dypeln waren bereits in den Händen der verbündeten Armee, und man wandte sich jetzt gegen Brieg, um den Herzog Johann Christian zur Aufnahme einer Besatzung zu gewinnen. Auch die Kaiserlichen unter dem Obersten von Schafgotsch, welcher ein Schwager des Herzogs war, machten dieselben Versuche. Und letzterer hatte bereits diesen soweit umgestimmt, daß er sich zur Aufnahme von 1500 Mann geneigt zeigte, als plötzlich die Sachsen durch das Erscheinen des Herzogs von Sachsen-Lauenburg (7. Januar 1633) neue Verstärkung erhielten.

Der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, den Einige des an dem König Gustav

Adolph verübten Mordmordes beschuldigten, verlangte nun für sich die Uebergabe von Brieg. Durch Unterhandlungen suchte der Herzog die Zeit auszudehnen, hoffend, Schafgotsch werde indeß den versprochenen Entsatz bringen; da aber dieser nicht erschien, so kapitulirte er, nahm die Sachsen auf und begab sich nach dem ihm vom Kurfürsten von Brandenburg verpfändeten Osterode in Preußen, nachdem er für seine Abwesenheit eine Landesregierung bestellt hatte.

Die Pest verbreitete sich im Anfange des Jahres 1633 durch ganz Schlessien und verringerte dabei auch die Armee der Allirten. Arnheim, welcher einige Zeit abwesend war, erschien nun im Februar genannten Jahres mit neuer Verstärkung; gleichzeitig kam auch Wallenstein, der seine Armee nach der verlorenen Pügener Schlacht in Böhmen verstärkt hatte, mit aller seiner Macht selbst nach Schlessien. Die bereits hier hausenden kaiserlichen Generale wurden nun muthiger in ihren Unternehmungen und suchten die von den Verbündeten gemachten Eroberungen wieder zu gewinnen. Die Stadt Reichenbach, welche fast ganz protestantisch war, hatte wegen des von den Kaiserlichen erlittenen Druckes die Sachsen mit offenen Armen aufgenommen und mit Gewalt den katholischen Gottesdienst abgeschafft, wobei der Königsrichter erschlagen wurde.*) Am Abend des 2. Februar 1633 erschienen die kaiserlichen Generale Götz und Illo vor der Stadt und forderten die darin liegenden Sachsen zur Uebergabe auf. Ungeachtet diese zu länge-

rem Widerstande zu schwach waren, so weigerten sie sich dennoch und hofften auf Entsatz von Schweidnitz, wohin man Eilboten sendete, die aber wahrscheinlich aufgefangen wurden; anderseits rechnete die Garnison auf die nachdrückliche Unterstützung der Bürgerschaft, welche wegen des ihr zur Last gelegten Tumults und Mordes an dem Königsrichter keine Gnade zu erwarten hatte, und mit den Sachsen für einen Mann zu stehen sich bereit erklärte. Mit dem Muth der Verzweiflung beschworen sie die Sachsen treu bei ihnen auszuhalten, und schlugen mit gemeinschaftlichen Kräften den ersten Sturm, den die Kaiserlichen Abends um 6 Uhr begannen, wiederholt ab, und wobei siebenhundert von den Stürmenden auf dem Platze blieben. Die erbitterten Feinde setzten den Sturm von Neuem fort. — Weinen und Wehklagen der Weiber und Kinder erfüllte die Stadt. Eine beim Breslauer Thore geschossene Bresche öffnete endlich den Belagerern den Eingang, die jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt hinstürzten. Die Sachsen hatten sich auf dem Ringe versammelt, wurden aber sämmtlich bis auf 20 Mann niedergehauen, welche mit dem Rittmeister Strack auf die Burg am Schweidnitzer Thore flüchteten und sich daselbst versammelten. Sie konnten sich aber nicht lange halten, sie kapitulirten und ergaben sich auf Discretion. Bei ihrem Ausmarsch von der Burg mußten sie das Gewehr strecken und wurden auf der Schweidnitzer Straße, gleich ihren Brüdern, wehrlos niedergemetzelt. Die Bürger, welche sich zeitig in ihre Häuser gerettet hatten, zählten 19 Tödtete und 150 Verwundete. Die Plünderung, welche jetzt unter den größten Aus-

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

schweifungen geschah, dauerte den ganzen 3. Februar hindurch. Am folgenden Tage berief der General Götz die Bürger auf das Meißnerhaus und redete sie mit folgender Strafreden an: Auf ausdrücklichen Kaiserl. und Königl. Befehl habe ich mich eurer Stadt bemächtigen müssen, um euch zu züchtigen und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Seid ihr nicht von Gott und Rechtswegen Unterthanen Römisch Kaiserl. und Königl. Majestät? Und wie habt ihr Landesverräther euch betragen. Von eurer Untreue gegen den Kaiser habt ihr offenbare Beweise gegeben, die vor aller Welt am Tage liegen. Eure vorgesetzte Obrigkeit, den Königsrichter Reiprich, habt ihr ums Leben gebracht, und sein Blut wird noch über eure Kindeskinde um Rache schreien. Den unerhörten Mißhandlungen des Pfarrers Richter habt ihr höhnisch und freventlich mit großem Wohlgefallen beige- wohnt, ja sie, so viel ihr gekonnt habt, noch vermehren helfen, so daß er seinen Geist hat darüber aufgeben müssen. So habt ihr euch an der geistlichen und weltlichen Obrigkeit vergriffen. Das Maas eurer Verbrechen habt ihr in der gestrigen Nacht vollends angehäuft, indem ihr euch mit den Feinden der kaiserlichen Majestät verbunden habt; ihr seid offenbare Landesverräther. Wie mancher ehrliche Kerl hat durch euch das Leben verloren! Der Verlust, den man erlitten, ist demnach ganz auf eure Rechnung zu schreiben. Als erklärte Rebellen gegen Kaiserl. Majestät könnt ihr euch leicht selbst das Urtheil sprechen, was ihr nach Recht und Gerechtigkeit verdient habt. — Ob ich nun wohl Macht hätte und Befugniß genug, euch

sämmtlichen Mann für Mann, nebst Weib und Kind niederhauen zu lassen, ja das Kind in Mutterleibe nicht zu verschonen, so will ich dennoch, obwohl ihr es nicht werth seid, meiner Menschenliebe Gehör geben. Zwar sollte ich billig zu einem Exempel und Beispiel und zu einer schrecklichen Warnung eure Stadt ganz wegbrennen und schleifen, ich will aber Gnade für Recht ergehen lassen. Es mag genug sein, daß ihr noch heute anfanget, mit euren eigenen verruchten Händen die Stadtmauern niederzureißen und die Thore abzubrennen, so daß die Stadt zu ewigen Zeiten offen bleiben soll. Ueberdies sollt ihr noch vor Glocken und Seiger zwölftausend Thaler Strafgeld erlegen. Seid ihr solches zu geben nicht im Stande, so soll alsbald Anstalt gemacht werden, die Stadt wegzubrennen und bis auf den Grund zu schleifen, daß auch kein Stein auf dem andern bleiben soll, wozu ihr mit eigenen Händen behilflich sein sollt.

Die ohnehin durch Krieg und Pest längst ausgefogene Stadt, der man früher schon den Namen Armenbach beilegte, war außer Stande die verlangte Summe von 12,000 Rthlrn. aufzubringen und bat auf das Dringlichste, deß- und wehmüthig um Erlaß. Da aber Götz unerbittlich blieb und ernstliche Anstalt machte, die angedrohte Strafe der Abbrennung zu vollziehen, so wurde an Geschmeide und baarem Gelde noch so viel aufgebracht, daß es für den Werth von sieben tausend Thalern angenommen wurde. Darauf fing man an, die Stadtthore abzubrennen und die Stadtmauern an der Klosterkirche niederzureißen. Indessen rückten die Sachsen heran, und

nöthigten die Kaiserlichen zum Abzuge, welche für die rückständigen 5000 Thaler Strafgeld zwölf der angesehensten Bürger als Geißeln mitnahmen. Nun zogen 23 Kompagnien Sachsen in die Stadt und brachten dreizehnundert Schanzearbeiter mit, welche gemeinschaftlich mit den Bürgern an der Befestigung des Ortes arbeiteten. Die niedergerissene Mauer an der Klosterkirche wurde mit Palisaden ausgebessert und statt der eingerissenen und weggebrannten Thore wurden jetzt dreifache aufgeführt. Ebenso wurden dreifache Wälle und Graben um die Stadt geführt.

Als Wallenstein in Schlesien einrückte, befehligte er eine Armee von 40,000 Mann, denen die Verbündeten nur 24,000 Mann entgegenstellen konnten. Doch besaßen diese Muth genug, mit dem ruhmgekrönten Feldherrn, der bei Münsterberg ein verschanztes Lager bezogen hatte, eine Schlacht zu wagen. Sie lagerten sich dem Feinde gegenüber, aber Wallenstein rührte sich nicht, sondern zog stolz an ihrem Lager vorüber. Die muthigen Feinde folgten ihm auf dem Fuße, und waren der Meinung, Wallenstein wäre mit einemmal feigherzig geworden, indem er sich durchaus zu keiner Schlacht verstehen mochte. Wallenstein hatte andere Absichten, die den Allirten offenkundig wurden, als beide Heere neun Tage lang, eine Schußweite, unthätig einander gegenüber gestanden hatten, und der Graf Terzky aus dem Wallensteinschen Heere mit einem Trompeter vor dem schwedisch-sächsischen Lager erschien, den General Arnheim zu einer Unterredung einzuladen. Das Ergebnis war ein Vorschlag Wallenstein's zu einem sechswochentlichen Waffenstillstande; denn er

wäre gekommen mit Schweden und dem Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles dieses steh in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle er sich mit den Allirten vereinigen, und (heimlich in Arnheims Ohr flüsternd) den Kaiser zum Teufel jagen."

Bei einer zweiten Unterredung mit dem Grafen Thurn, erklärte sich Terzky noch deutlicher: — alle Privilegien sollen aufs Neue bestätigt, alle böhmischen Erulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der erste sein, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Seiten gegen die Türken geführt werden. — Wenn er die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Gleichheit der Religionen sollte dann im Königreiche herrschen, das Pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgraffschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die allirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzuwingen."

Wallensteins Charakter war zu bekannt, als daß man diesen Vorschlägen hätte Glauben und den ausschweifenden Plänen Vertrauen beimessen sollen. Der schwedische Reichskanzler Drenstierna, dem Arnheim des

Friedländers Pläne mittheilte, erklärte sich geradezu dagegen, und es kam vorläufig nur zu einem Waffenstillstande, der am 8. Juni proklamirt wurde. Man hegte den Verdacht, daß Wallenstein es bloß dahin bringen wolle, die vereinigte Armee dem Kaiser in die Hände zu spielen, was man aus dem beabsichtigten Türkenzuge schloß. Das Mißtrauen gegen den Gefürchteten wurde immer gegründeter, als derselbe sich sogar gegen Arnheim offenbarte, mit Sachsen ein Separatbündniß zu schließen und die Schweden aus dem Laude zu vertreiben.

Die Sachsen wurden hierbei sorglos, aber Wallensteins Hinterlist trat vollends an den Tag, als er den Versuch machte, die sächsischen Offiziere, die sich zu Konferenzen in Menge bei ihm einfanden, gefangen zu nehmen, was ihm aber mißglückte. Man hatte sich überzeugt, daß er nur darauf ausging, seine Armee zu verstärken und die seiner Gegner durch seine Zögerung zu schwächen, was ihm vollkommen gelang, indem die Allirten die Hälfte ihrer Truppen durch Desertion wegen schlechten Unterhalts verloren, und sich genöthigt sahen, das Schweidnitzsche, wo sie sich verschanzt hatten, zu verlassen und gegen Liegnitz zu ziehen. Die Noth in der Gegend um Schweidnitz schildert ein Zeitgenosse mit folgenden Worten: Inzwischen war allhier Feuer, Raub Plünderung und Verjagung auch Schläge und Nothzucht unsere tägliche Speise mit großem Maße.“ Die Dörfer waren verheert; das Landvolk, Adlige, Geistliche und Bauern flüchteten in die Stadt, wo die Häuser so überfüllt waren, daß die Fremdlinge selbst in den äußersten Winkeln zufrieden wohnten.

Da man dem Friedländer nicht traute, so traf man in der Stadt alle Anstalten zur Vertheidigung: die Dächer an den Pforten wurden abgeräumt und die Thore verschüttet und mit Kanonen besetzt.

Wallenstein brach den Waffenstillstand; er zog auf den Gogler und Niederriegersdorfer Feldern die ganze Armee zusammen und postirte sich in der Nacht hinter Jakobsdorf, Grunau, Weizenrode, Wilkau und Nitschendorf, verhielt sich aber noch ruhig; jedoch am Morgen des 4. Juli berannte er die Stadt Schweidnitz und steckte ihre Vorstädte in Brand. Die schwedisch-sächsische Garnison vertheidigte sich tapfer, zündete die noch übrigen Vorstädte an und verhinderte die Belagerer, ihr Geschütz aufzupflanzen. Die armen Vorstädter flohen nun vollends in die Stadt und vermehrten das Elend derselben. Indes ward die Stadt dennoch schon den 5. aus Mörsern und großen Kanonen beschossen, die man unterhalb der Breslauer Gasse aufgezogen hatte. Die Dächer wurden auf Befehl des Kommandanten sämmtlich abgeräumt, und die Sperrwerke standen nun da wie ein dürrer Wald. Viele Menschen wurden durch die einschlagenden Kugeln und Granaten getödtet, auch mehrere Häuser geriethen in Brand, das Feuer ward aber durch einen heftigen Regen gelöscht. Zwei Ausfälle die man wagte, mißlangen. Am Abend desselben Tages erschien aus der Gegend von Liegnitz über Würben ein Ersatz, dessen Vortruppen die Kaiserlichen in den abgebrannten Vorstädten überrumpelten. Bald darauf folgte die ganze schwedisch-sächsisch-brandenburgische Armee nach, die sich oberhalb der Stadt herumzog. Wallenstein

sah sich hierdurch genöthigt, in sein Lager nach Weizenrode, Grunau und Wilkau zurückzuziehen, brannte am folgenden Morgen, Donnerstags, die Salgen-, Pulver-, Wald-, und Fehrmühle sammt dem Borwerk, und was daselbst drunter noch zu sehen war, vollends rein ab und verschanzte sich auf dem Kuhberge. Die vereinigte Armee aber lagerte sich auf den Felbern von Säbersdorf, Bunzelwitz, Jauernik und Holzendorf und verschanzte den Würbenberg. Während sich beide Armeen gegenseitig beobachteten und zum neuen Kampfe sich rüsteten, nahm die Noth in der Stadt mit jedem Tage überhand; 850 Häuser lagen in Asche, die Mühlen waren vernichtet, das vorrätthige Getreide hatten größtentheils die Schweden in Beschlag genommen, für die Einwohner blieb weiter nichts übrig, als Hungers zu sterben. Dieser Mangel an Lebensmitteln und der schreckliche Gestank, den das todte Vieh, das auf den Straßen und vor den Thoren unverscharrt lag, verursachte, führte endlich eine wüthende Pest herbei, welche Schweidnitz in ein Todtenhaus verwandelte. Im kaiserlichen Lager wüthete die Ruhr; im schwedischen Hunger, weil Wallensteins Truppen alle Zufuhr abschnitten. Durch dieses Elend bewogen, traten die Einwohner mit Wallenstein in Unterhandlungen. Die schwedischen Truppen zogen ab und die kaiserlichen nahmen von der Stadt Besitz, ließen aber nur eine Anzahl Reiter als Besatzung zurück.

Bei diesen schrecklichen Verwüstungen, Plünderungen und Greueln, welche die Heere beider Partheien durch ganz Schle-

sien verursachten, befanden sich die Protestantischen Stände in ihrer gewöhnlichen Verlegenheit; denn sie erkannten, daß sie bei ihrer gemachten Erfahrung sich als die Schwächeren nicht mehr neutral zwischen diesen mächtigen Partheien halten konnten. Der General Arnheim suchte sie hiervon eindringlich zu überzeugen. Allgemein neigte man sich auf die Seite der Allirten, nur die Furcht, des Kaisers Zorn zu reizen, hielt sie ab, sich öffentlich zu erklären. Das gemeine Volk war den Schweden, die Hohen den Sachsen günstig. Um also bei ihrer Neutralität nicht länger als Feinde betrachtet zu werden, und da sie überhaupt wußten, daß sie am Hofe des Kaisers als Verräther und Rebellen angesehen würden, ihre Fürstenthümer und Herrschaften bereits an kaiserliche Generale ausgetheilt wären, und das Schreckliche der unausbleiblichen Rache des Kaisers durch das bereits erlittene Ungemach in seinem Umfange nicht mehr so groß erschien, so erklärten sich die am 1. August auf dem Dom zu Breslau versammelten Fürsten und Stände Schlesiens zur Allianz mit der evangelischen Armee bereit und offen. Zur Beschönigung ihres Vorhabens versicherten sie dessenungeachtet ihre tiefe Unterthänigkeit gegen den Kaiser, daß auch ihr Gewissen unverletzt bleibe, indem Kursachsen als Garantie des sächsischen Accordes vom Jahre 1621 gesetzmäßiger Vertheidiger ihrer verletzten Gerechtsame sei und der Kaiser selbst diesen Vertrag bestätigt habe. Die evangelische Generalität versicherte dagegen, Ehre, Gut und Leben bei dieser Allianz aufzusetzen.

Die Herzöge von Biegitz, Brieg und Dels und die Stadt Breslau traten diesem

*) Siehe Denkwürdigkeiten.

Blindnisse bei, nur der zu Bernstadt residirende Oberlandeshauptmann, Heinrich Wenzeslaw, hielt standhaft beim Kaiser und legte sein Amt vorläufig nieder. Nun warben die Herzöge eigene Truppen, welche sie zur sächsischen Armee stoßen ließen; Breslau lieferte Proviant und Kriegsbedürfnisse, behielt sich aber immer noch eine Neutralität in soweit vor, daß kein Theil der kriegführenden Mächte in ihre Ringmauern kommen durfte. Diesen Plan stützte sie auf die Stärke ihrer Festungsmauern, welche für so kleine und schlecht versehene Armeen, als in Schlesien gegen einander zu Felde zogen, unüberwindlich waren; aber auch die Eifersucht zwischen den Schweden und Sachsen, manchmal auch ihr Geld, trug zur glücklichen Ausführung dieses Planes das ihrige bei. Indessen war die Unterstützung, welche die Schlesier vermöge ihrer Erklärung den Allirten leisteten, zu gering, als daß sie besonderen Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten hätte ausüben sollen; die einzige Folge für Schlesien war, daß Sachsen dadurch genöthigt war, sich des Landes im Frieden einigermaßen anzunehmen.

Wallenstein hatte während der Zeit mit den Allirten neue Verhandlungen angeknüpft, einen zweiten Waffenstillstand geschlossen und wieder gebrochen, man setzte aber durchaus kein Vertrauen in seinen wandelbaren Charakter, weshalb derselbe, über dieses Mißtrauen erbittert, und gedrängt vom kaiserlichen Hofe, die Sachsen seine ganze Macht empfinden lassen wollte. Er ließ die Nachricht verbreiten, daß Piccolomini bereits in Sachsen eingefallen sei und er selbst machte eine solche Bewegung, als wollte er Schlesien verlassen. Arnheim

brach sofort auf; Wallenstein ließ ihn vorausmarschiren, und trat dann plötzlich den Rückweg nach Schlesien an.

Wallenstein berührte bei diesem Rückzuge die Stadt Goldberg; die Krieger verwüsteten die ganze Gegend umher, raubten den Bürgern nicht nur das Vieh von der Weide, sondern trieben auch sonst noch allerhand Unfug, so daß die Stadt vom General Isolani eine Sicherheitswache sich erbat, die ihr auch versprochen wurde. Der schreckliche Wallenstein hatte es jedoch anders beschlossen, aus unbekannten Ursachen nahm er sich vor, die Stadt zu verderben, in der er seine erste Jugendbildung erhielt, und führte seinen Vorsatz auf eine Art aus, die fast allen Glauben übersteigt. Am 4. Oktob. (1633) früh um 6 Uhr erschien am Oberthore ein Reitertrupp, dessen Befehlshaber mit dem Bürgermeister zu sprechen verlangte. Dieser begab sich mit dem Hofrichter und einigen Rathsherrn nebst einigen in die Stadt geflüchteten Edelleuten vors Thor und vernahm, daß der General in der Stadt frühstücken wolle und man ihm dieserhalb sofort etwas zurichten solle. Der Bürgermeister begehrte eine schriftliche Ordre vom Herzog von Friedland, welche der Offizier aber nicht aufweisen konnte. Es entspann sich dieserhalb ein Streit, der gegen eine Stunde dauerte, in welcher Zeit still heranrückende Soldatenschaaren die Stadt umringten und die Thore von außen besetzten. Nun ließ der Offizier die Rathsherrn, als sie in die Stadt zurückkehren wollten, ergreifen und binden, bis aufs Hemde entkleiden und sonst wörtlich und thätlich mißhandeln. Als die Bürger ein solches barbarisches Betragen der fremden Soldaten

erblickten, geriethen sie in Furcht, sperrten die Thore und zogen die Brücken auf. Diese Vorsichtsmaßregeln fruchteten aber nichts, denn die Mauern wurden überall überstiegen und von innen die Thore geöffnet, worauf 6000 Wallensteiner einströmten und mit den Einwohnern unbarmherzig und unmenschlich verfuhrten. Nun leuchtete es Jedermann ein, warum man die Rathsherrn hinausgelockt und verhaftet hatte. Durch Schläge wurden sie gezwungen, den Offizieren die Häuser der reichsten und vornehmsten Einwohner zu zeigen, welche diese Unholde dann persönlich plünderten. Die ärmeren Bürger gab man den gemeinen Soldaten preis. Wüthend drangen letztere hinein und verübten Greuelthaten, die noch heute jeden Leser mit Schauer erfüllen. Nicht genug, daß die Wüthriche den bebenden Einwohnern alle Habseligkeit raubten, was ihnen nicht gefiel oder was sie nicht fortbringen konnten, zertrümmerten und selbst die Stadt anzünden wollten, welches Vorhaben die flehentlichen Bitten des Hofrichters Kaspar Fabricius kaum abwendeten, — nein, sie schlugen und verwundeten Alt und Jung, ohne Unterschied des Ranges und Geschlechts, schleppten die Hausbesitzer an Stricken auf den Gassen umher, schraubten ihre Daumen in Pistolenhähne, rieben ihre Stirn mit Sandsteinen, schnitten ihnen Riemen aus dem Rücken und dem weiblichen Geschlechte die Brüste ab. Andern stachen sie brennende Riensplitter unter die Nägel, begossen ihre nackten Leiber mit brennendem Schwefel, schnitten ihnen Nasen und Ohren ab, verbrannten einige in Backöfen, zertraten andern die Rippen und schändeten endlich Frauen und Jungfrauen.

Dieses Unwesen dauerte vierundzwanzig Stunden fort, bis endlich am andern Tage, den 5. Oktober von Pilgramsdorf die verlangte Sicherheitswache anlangte, welche, obgleich sie jetzt nutzlos war, von der Stadt dennoch eine Belohnung von 800 Thalern erpreßte, worauf die Plünderer wieder abzogen. Ueber hundert Ermordete lagen in den Häusern und auf den Gassen, dreihundert waren verwundet und gegen dreihundert Frauenzimmer wurden vermißt, von denen sich wahrscheinlich ein Theil geflüchtet oder versteckt haben mochte.

Fast ein ähnliches trauriges Loos traf auch die Stadt Hirschberg. Schon im Frühjahr 1633 wurden die Hirschberger von den Sachsen gebrandschaft. Im Juli erschien der kaiserliche Oberst Sparr mit einer starken Schaar, um die Stadt wegen Aufnahme der Sachsen zu züchtigen. Unbarmherzig wurden die Vorstädte geplündert. Der kaiserliche Kommissarius Pest begehrete Einlaß und überschüttete die Rathsherrn, welche um Schonung baten, mit harten Vorwürfen und Drohungen. Der Oberst Sparr verlangte hierauf durch den Hauptmann Tjerniko von der Stadt 40,000 Thl. oder die Auslieferung des Rathmann Preuß, welcher sich bei den Sachsen beliebt zu machen gewußt hatte und deshalb bei den Kaiserlichen in Verdacht der Verrätherei gerathen war, die nun seiner habhaft zu werden trachteten. Nach langen Unterhandlungen wurde die Hälfte der Forderung erlassen, allein mehr al. 10,000 Thaler vermochte die Stadt dennoch nicht aufzutreiben. — Am 4. Oktober wurde die Stadt von einer neuen Schaar Plünderer überfallen, welche Kerke bei sich führten, Thüren

und Schränke erbrachen, alles raubten, dessen sie habhaft werden konnten, nicht zu gedenken der Mißhandlungen, welche die Einwohner von ihnen noch zu erdulden hatten. Als Tags darauf dem Hauptmann Dzerisiko, welcher nebst dem Kommissarius Pest im Riemervorwerk lag, diese Greuelthaten seiner Leute geklagt wurden, erwiderte derselbe trotzig: ist nicht meine Schuld, warum habt ihr die Thore nicht besser bewacht.“ Zugleich forderte er für Kranke in den Stadtdörfern Straupitz und Runersdorf Herberge, oder wöchentlich 50 Thaler. In der Stadt war die Pest noch nicht völlig beseitigt; aus Furcht vor neuer Ansteckung bewilligte man daher das Geld, so schwer solches auch aufzutreiben war und bei Unsicherheit der Straßen nach Landeshut ins Hauptquartier geschafft werden mußte. Ein paar Tage später meldeten sich abermals 6 Soldaten als Sicherheitswache der Stadt. Man hatte keine begehrt, sie mußten dennoch beköstigt werden und trieben ein tolles Unwesen. — Wallenstein, welcher damals in Böhmisches Friedland sein Hauptquartier hatte, schickte um dieselbe Zeit ein Kommando ab, mit dem Befehl, alle metallenen Stücke, Glocken und Mörser auszuliefern. Die Hirschberger widersetzten sich zwar, man nahm ihnen aber dennoch 3 Stück metallenes Geschütz.

Am 5. October bald nach den Greuelthaten zu Goldberg bemächtigte sich Wallenstein durch Verrätherei des festen Schlosses Gröbzig, wo die meisten Bewohner der Umgegend ihre besten Habseligkeiten verborgen hatten.

Dadurch, daß sich Arnheim unworfiger Weise nach Sachsen zurückgezogen

hatte, war die schwedische Armee, welche ungefähr drittehalbtausend Mann stark unter dem Kommando Düvals und Thurns bei Steinau lagerte, den Kaiserlichen bloßgestellt. Unerwartet überfiel sie daher Wallenstein am 11. October und nöthigte sie, da sie einer mehr als zwanzigtausend Mann starken Armee sich füglich nicht widersetzen konnten, auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Reiterei des vorangeschickten Schafgotsch hatte dabei den Ausschlag gegeben. Die feindlichen Offiziere wurden gefangen genommen und die Gemeinen in das Heer gesteckt. In Wien war man bei der Nachricht von diesem Siege, der ohne Blutvergießen errungen war, höchst erfreut; die größte, wahrhaft ausschweifende Freude bezeugte man über die Gefangennehmung des berühmten Grafen Thurn, des Anstifters des böhmischen Aufstands — des Urhebers des ganzen verheerenden Krieges. Man wartete mit Ungeduld, dieses Ungeheuer zu sehen, um es bald auf der Schlachtbank verbluten zu lassen — das schrecklichste Loos war ihm zugebracht. Aber die Freude wurde den Wienern durch Wallenstein selbst verborben, der den Grafen Thurn unvermuthet in Freiheit setzte, aus Gründen, die dem Wiener Hofe später einleuchteten. Als der Kaiser den Feldherrn über seine Handlungsweise zur Rede stellte, ließ er sagen: was er denn mit diesem unsinnigen Menschen hätte anfangen sollen? Er wünschte nur, daß die Schweden keinen bessern General hätten, er wolle sie sodann bald bezwingen; Thurn würde dem Kaiser an der Spitze der schwedischen Truppen weit bessere Dienste leisten als im Kerker.

Die Städte Glogau und Piegritz ge-

riethen kurze Zeit nach dem Siege bei Steinau in die Gewalt des Herzogs Wallenstein, welcher den Råthen des Herzogs von Liegnitz mit äußerster Geringschätzung begegnete und die schimpflichste Behandlung dieselben widerfahren ließ; der Herzog selbst hielt sich mit geringem Hofstaate während dieser Zeit in Breslau auf.

Nach diesen letzten Unternehmungen schickte Wallenstein einen Theil seiner Armee in die Mark Brandenburg, der andere fiel in die Lausitz ein. Gleichzeitig schenkte ihm der Kaiser das Fürstenthum Glogau, jedoch scheint diese Schenkung in der That nicht erfolgt zu sein, da Wallenstein bald darauf mit dem Wiener Hofe gånzlich brach; es ist auch aus seinen Verhältnissen zu dieser Stadt weiter nichts bekannt, als daß er den Evangelischen versprach, eine Kirche auf seine Kosten bauen zu lassen.

Der einzige kaiserliche Feldherr, welcher in Schlesien zurückblieb, war der Freiherr Ulrich von Schafgotsch, welcher zufolge Auftrags von Wallenstein an die Kommandanten des Doms und Sandes zu Breslau und an die Kommandanten zu Brieg Duppeln und Namslau Befehle schickte, welche von den gefangenen Generalen Thurn und Dival unterschrieben waren, die festen Plätze zu übergeben. Allein keiner dieser Kommandanten respectirte diese Befehle.

Die Stadt Ohlau kapitulirte; aber der Kapitulation zuwider, nahm er die Defiziere gefangen und stellte die Gemeinen in sein Heer ein. Die Besatzung in Brieg schlug seine wiederholten Eroberungsversuche ab, worauf er Dels, die Residenz des Herzogs Karl Friedrich, besetzte und mit den Breslauern Unterhandlungen anknüpfte, um

sich des von den Sachsen und Schweden besetzten Domes zu bemächtigen. Da er sich aber in Betreff der Religionsfreiheit und Einquartirung nicht bestimmt erklären mochte, so wurde die Fortsetzung der Unterhandlungen unterbrochen. Als aber die Schweden und Sachsen vom Glücke immer weniger begünstigt wurden, änderten die Breslauer ihr Betragen gegen dieselben, entzogen ihnen den Unterhalt, und gaben ihnen zu verstehen: „sie möchten doch sehen, wie sie ohne Schaden davon kämen.“ Schafgotsch, welcher die Dominsel förmlich belagerte, glaubte diesen Augenblick benutzen zu müssen und wollte am 25. November einen Sturm wagen. Die Belagerten waren aber schneller, machten einen Ausfall in das kaiserliche Lager, trieben die Feinde aus allen bereits eroberten Posten und zogen, von der Reiterei gedrängt, mit großer Beute zurück. Schafgotsch verlor den Muth und begab sich nach Ohlau; den Schweden machte der Reichskanzler Drenstierna Hoffnung auf Verstärkung der Armee, während er den Breslauern das Gefährliche einer Vereinigung mit den Kaiserlichen deutlich vor Augen zu stellen wußte, indem man von Wien aus die Absicht hege, dieser Stadt nicht nur ihre Religion und Privilegien zu nehmen, sondern ihre Blüthe durch eine Plünderung österreichischer Truppen zu vernichten. Diese Vorstellung fand Gehör bei den Breslauern, welche mit dem Kommandanten auf dem Dom einen neuen Vertrag zur Verproviantirung und zu gegenseitiger Hülfe schlossen. Gegen Drenstierna entsandte der Rath in einem freundlichen Schreiben sein früheres Benehmen

mit den durch die Pest nöthig gewordenen Vorsichtsmaßregeln. Um dieselbe Zeit war auch Düval aus seiner Gefangenschaft entsprungen und hatte in Schlesien neue Truppen geworben, welche er gegen Oblau führte, wo er die Vorstädte abbrannte, 200 Reiter niederhieb und die Oberbrücke zerstörte.

Mit dem Beginn des Jahres 1634 erschienen die kaiserlichen Feldherren Heinrich von Dohna, Wartenberg und der Oberst Lautersohn, der Namslau erobert hatte, vor Breslau, schlossen es ein und schnitten ihm die Zufuhr ab. Die Breslauer hatten sich gut verproviantirt und konnten daher eine Belagerung aushalten; mit Hülfe der Schweden und Sachsen vernichteten sie sogar bei einem Ausfall am 28. Januar das Regiment des Obersten Hasenburg.

Die bei Steinau gefangenen Offiziere lagen sämmtlich auf dem Schlosse zu Dels; sie zu befreien, stellte sich der kühne Düval zur Aufgabe, um sich darn mit ihnen vor das Kriegsgericht zu stellen, das er über sich und seine Mit-Generale von Drensterna erbeten hatte. Von den Breslauern borgte er sich einige Kompagnien Soldaten und rückte mit einer Macht von 1500 Mann am 7. März des Morgens vor die Stadt Dels, die Kaiserlichen auffordernd, sich zu ergeben. Letztere leisteten tapfere Gegenwehr, aber Düval ließ die Schloßpforte aufsprengen, befreite die Gefangenen und plünderte die Stadt.

Als Düval seine Pläne in Betreff der Werbungen weiter verfolgen wollte und zu diesem Behufe von den Breslauern Geld forderte, aber abgewiesen und ihm sogar mit einer Klage beim Reichskanzler gedroht wurde, fiel er vor Gram in eine Krank-

heit, die seinem vielbewegten Leben (den 9. August 1634) ein Ende machte. Seine geworbenen Truppen liefen auseinander.

Ehe noch die vorerwähnte Begebenheit sich ereignete, trat Wallenstein vom Schauplatz des Lebens und des Krieges ab. Schon wider den Willen des Hofes zu Wien, der seit der verlorenen Lützen Schlacht ihn mit Mißtrauen verfolgte, hatte er gegen das Ende des Jahres 1633 in Böhmen die Winterquartiere aufgeschlagen, um wahrscheinlich alle bereits erwähnten Anschläge gegen den Kaiser besser ausführen zu können. Um nun die Gegenmaßregeln des Hofes zu entkräften, berief Wallenstein die vornehmsten seiner Offiziere nach Pilsen und suchte sie auf seinen Namen zu verpflichten. Über einer derselben, Piccolomini, hinterbrachte dem Kaiser diese drohende Gefahr, dem nichts übrig blieb, als Wallensteins Absetzung zu erklären und sich seiner mit List oder Gewalt, todt oder lebendig zu bemächtigen. In der Armee wurden bald die Gegenvorkehrungen des Kaisers bekannt, so daß ein großer Theil den Gewaltigen verließ, der sich nach Eger begab, wo er sich am sichersten hielt und mit Schweden und Sachsen sich verbinden wollte. — Drei Obersten, Lesle, Buttler und Gordon, verbanden sich feierlich, Wallenstein zu morden. Sie wurden einig, daß Gordon die Grafen Illo, Terzky und Kinzky, ingleichen den Rittmeister Neumann, Wallensteins Anhänger, auf das Schloß zum Wendessen laden sollte. Abends entdeckten sie ihren Entschluß dem Oberstwachtheimer Buttlers, Geraldino, der sich zur Theilnahme an der Ausführung durch einen Eid verband, und sich erbot, sechs entschlossene Soldaten aus-

zusuchen, welche die Mordrolle übernehmen sollten. Eine Stunde später wählten sie noch drei Hauptleute, welche in dieser Nacht die Wache auf der Burg hatten, zu Gehülften. Nachdem Alles so vorbereitet war, kamen die vier Geladenen beim Oberst zur Abendtafel. Bald als man sich gesetzt, erschienen 30 Buttlersche Dragoner in der Burg. Fünf sechs, welche das Henkeramt besorgen sollten, begaben sich nebst dem Major Geraldinno in ein an das Speisezimmer anstoßendes Zimmer, die übrigen stellten sich vor die Thüren, damit keine Hülfe herbei könne. Als der Nachtschiff aufgehoben wurde, traten die sechs bestimmten Mörder mit blanken Gewehren in das Speisezimmer und riefen: es lebe Ferdinand! Zugleich traten 24 andere Dragoner zur Thüre herein vor die Tafel und riefen: wer ist gut kaiserlich? Gordon, Buttler und Lesley antworteten: es lebe Ferdinand! — Jeder nahm ein Licht in die Hand und hielt es in die Höhe. Dies war das verabredete Zeichen, die Tafel ward umgestoßen und die Mörder gingen an ihr Geschäft. Kinsky wurde sogleich erschossen; Terzky und Neumann nach vielen Wunden hingschlachtet. Dies geschah Abends zwischen 7 und 8 Uhr. — Wallenstein, welcher neben den Ermordeten wohnte, ahnte nichts. Soeben hatte er mit seinem Astrologen Seni über die ihm drohende Gefahr gesprochen und die Konstellation der Gestirne in Ansehung seines Schicksals erwogen und sich dann ruhig zu Bette gelegt. Der Rittmeister Devorour von Buttlers Regiment trat mit 6 Hellebardieren ins Haus. Wallensteins Wache ließ ihn ruhig vorbei, in der Meinung, er bringe einen Rapport.

Ein Page der ihnen auf der Stiege mit einem goldenen Becher voll Bier begegnete, wollte Lärm machen, wurde aber sofort erstochen. Kurz darauf geht einem Soldaten eine Muskete los. Wallenstein erwacht, tritt ans Fenster und fragt die Wache, was es gäbe? Da vernimmt er das Wehklagen von den Gemahlinnen der Ermordeten. Er verrammelte seine Thüre. Die Mörder sprengen sie auf. Der Herzog stand an den Tisch gelehnt im bloßen Hemde, so wie er aus dem Bett gesprungen war. Devorour rief ihn an: Bist du der Verräther, der das kaiserliche Kriegsvolk dem Feinde zuführen und dem Kaiser die Krone rauben will? Du mußt sterben! Unererschrocken stand Wallenstein da und sagte kein Wort. — Du mußt sterben! brüllte Devorour noch einmal. Wallenstein schwieg, entblößte seine Brust, breitete die Arme aus und empfing so von Devorour mit der Pike den Todesstoß. Ohne Nachzucken gab er den Geist auf. — Jeder der Mörder, und alle die, welche dabei behülfslich gewesen, wurden kaiserlich belohnt.

Wallensteins Fall bereitete auch mehreren seiner Generale, unter andern dem schlesischen Freiherrn Ulrich von Schafgotsch den Untergang. Die Schafgotsche Familie übte zeither einen mächtigen Einfluß auf die Landesangelegenheiten in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer. Von Schafgotsche Schof an, dem Kaiser Karl IV. im Jahre 1377 zur Belohnung seiner Treue bei der Belagerung von Erfurth die Bergfeste Kynast schenkte, hatte sie den Landesregenten bedeutende Dienste erwiesen. Dies that auch Graf Ulrich von Schafgotsch, der in diesem langwierigen Religionskriege

ein auf seine eigenen Kosten errichtetes Regiment gegen die Schweden führte. Die Anhänglichkeit des Oberlieutenants seines Regiments von Freiberg scheint vorzüglich sein Unglück beschleunigt zu haben. Derselbe lag mit dem Schafgotsch'schen Regiment gerade zu Troppau, als er die Verhaftung seines Generals erfuhr, worauf er seine Soldaten sofort Wallensteinisch schwören ließ und die Bürger zu der Erklärung vermochte, bei dem evangelischen Bunde mit Leib und Gut zu halten. Dasselbe that er auch zu Leobschütz und Jägerndorf. Ja er ging noch weiter in seinem Eifer, verhaftete den Landeshauptmann der Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, Grafen von Müttich, die Herren von Oppersdorf, von Dietrichstein, von Dohna, von Böß, den Grafen von Schlick, von Eberstein und den kaiserlichen Rath von Seger von Breslau, mit der Drohung, daß er mit diesen grade so verfahren würde, als man kaiserlicher Seits mit seinem General Grafen Ulrich von Schafgotsch, verfahren möchte. Doch mißlang ihm sein Vorhaben, denn der General Gög belagerte ihn mit großer Uebermacht zu Jägerndorf. Da er keine Rettung sah, ihm jedoch gänzliche Amnestie versprochen wurde, und Graf Schafgotsch selbst ihm die Vertheidigung seiner Angelegenheiten untersagte, so capitulirte er, wurde aber dennoch gefangen genommen und so wie sein Heer und mehrere andere nach Wien gebracht. Im Juli 1635 führte man den Grafen Schafgotsch nebst den übrigen Anhängern nach Regensburg und stellte sie vor ein Kriegsgericht. Der Graf wurde über folgende Punkte befragt: 1) ob er nicht mit den Feinden

Er. Majestät des Kaisers, mit den Schweden, Correspondenz geführt? 2) Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detachement zu zahlenden Gelder unterschlagen, um dadurch die Soldaten zum Aufruhr zu reizen? 3) Ob er nicht seinen lutherischen Unterthanen in Schlesien heimlich angegeben, sich zusammenzutreffen und die Katholischen zu vertilgen, sich auch sogar Meister von der böhmischen Grenze zu machen und ob er ihnen nicht bereits Gelder darauf gegeben? Schafgotsch antwortete: daß er das erstere nie im Sinne gehabt und an das andere keinesweges gedacht habe; das dritte wolle er nicht selber beantworten, weil es seine eigene katholische Dienerschaft wisse, daß dem also nicht sei. Was aber die Grenze anbelange, so wären ja seine Güter nahe genug, daß es nicht nöthig wäre, sich erst zu bemühen, die böhmische Grenze zu sperren. — Man zeigte ihm Briefe vor, die nachgemacht sein mochten. Er aber sagte: wer diese Briefe geschrieben, mag den Inhalt vor Gott verantworten, mir sind sie unbekannt.

Am folgenden Tage wurde er über diese Punkte wiederholt befragt, und als er nichts gestehen konnte, durch den Richter mit der Tortur aufs schärfste angegriffen; aber man konnte kein einziges verdächtiges Wort ihm erzwingen. Am 19. Juli erlaubte man ihm, an seine unwilligen Kinder zu schreiben. Am 21. kündigten ihm einige Offiziere das über ihn gefällte Todesurtheil an. Als diese entschuldigend sagten, daß sie gern eine andere Post Ihro Excellenz hätten bringen wollen, antwortete er: Liebe Herren, meine

Excellenz ist dahin und mir mit Gewalt genommen worden, wofür ich nicht kann, wiewohl ich zwar gekonnt hätte. Ich will aber lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun; Gott und dem Kaiser wie zuvor treu bleiben, auch jeho stille halten; Sie wollen ihre Post nur bald herausfagen; ich weiß wohl, daß mein Blut längst eingeschenkt war, soll aber nur noch ausgetrunken werden. — Hierauf fuhr er fort: Meine Herren, weil Sie so conditioniret sein, daß Sie mir dienen können, so bitte ich, Sie wollen mir in zwei Stücken förderlich sein: 1) ich will meiner Person nach freudig sterben. Es thut mir aber leid um meine Kinder; Sie werden so gütig sein, und meine Anordnung für sie treulich besorgen. 2) Wiewohl ich mich zum seligen Sterben längst vorbereitet habe, so bitte ich doch um einen Prediger, mich mit ihm noch etwas zu unterreden. — Als ihn die Abgeordneten ferner fragten, ob er in diesem Zimmer sterben wolle? antwortete er: Meine Herren, ich habe so gelebt, daß dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein Gewissen jedoch rein ist. Und wo ich dies für Gnade erkennen soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade. Ich will unter meines Gottes freiem Himmel vor aller Welt lieber sterben, als im Dunkeln hingerichtet zu werden. — Noch längere Zeit unterhielt er sich mit den Offizieren. Am 22. Juli genoß er das h. Abendmahl, worauf er seine bei sich habenden Sachen unter seine Diener vertheilte, sich einen Sarg und ein Grab fertigen ließ und noch einige Abschiedsbriefe an die Seinigen schrieb. Am 23. Juli, als er sich noch einmal mit der Geistlichkeit unterhalten, wurde er von einem Offi-

zier abgeholt. Er ging ohne Schrecken und sprach mit dem Offizier von gleichgültigen Sachen, als ob sein Herz nicht bekümmert wäre. Als man ihn bis auf den Ring begleitet, wurde über ihn kniend kurzes Standrecht gehalten und er in einer Karosse zum Blutgerüste geführt. Hier stieg er hurtig ab, ging mit großer Freudigkeit die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch, das er selbst hatte hin ausbreiten lassen, niederkniete und betete. Nachdem er wieder aufgestanden, segnete er öffentlich seine Kinder, Freunde, Diener und seine treuen Unterthanen, alles mit sehr beweglichen Worten. Nun kehrte er sein Angesicht zum Obristen, Auditeur und dessen Beisitzer und fragte mit heller Stimme, zum erstenmal: weil er ja sterben sollte und mußte, so wolle man ihm doch vor Gott und aller Welt sagen, was die Ursache seines Todes wäre, damit nicht Jemand vermeinen dürfe, er sterbe als ein Dieb oder Uebelthäter. — Der Richter antwortete: Wir thun was uns der römische Kaiser befiehlt. Wiederholt fragte er, und es wurde ihm dieselbe Antwort zu Theil. Als er zum drittenmal fragte, wurde die Trommel gerührt, daß man nichts mehr hören konnte. Hierauf setzte sich der Held, nachdem er sich seinen schwarzen Hut aufgesetzt, auf den Stuhl, und bald darauf fiel sein Haupt durch das Schwert des Nachrichters. Sein Körper wurde in den Sarg gelegt, auf sein Zimmer getragen und am 25. in ein gewölbtes Grab auf dem Kirchhof zur h. Dreifaltigkeit beigesetzt. Das Schwert, womit er hingerichtet ward, wurde zu Hermsdorf unter dem Kynast aufbewahrt. Die minorenen Kinder des Grafen erhielten katholische Lehrer und Vor-

minder, und der Kaiser nahm ihnen die Herrschaft Trachenberg.

Den Krieg in Schlessien setzte der General Götz im Jahre 1634 fort. Nachdem er Oppeln vergeblich belagert, marschirte er gegen die Lausitz los, traf aber unvermuthet bei Liegnitz den General Arnheim, welcher bei Zittau aufgebrochen war, um den Feind in Schlessien anzugreifen. Zwischen Lindenbusch und Goldhuben nahmen die Kaiserlichen eine feste Stellung. Als auch die sächsische Armee auf ihrem Sammelplatz angekommen war, ließ Arnheim zwei Karthäuserschüsse thun, worauf alle Regimenter das Spiel rührten und die sämtliche Kavallerie abfaß. Jedes Regiment schloß einen Kreis und verrichtete sein Gebet. Dann fiel die Armee auf die Knie und sang in dieser Stellung ein Lied, worauf Arnheim seinem Obersten den Schlachtplan mittheilte. Ungeachtet der Uebermacht und festen Stellung der Kaiserlichen, wurde dennoch der Angriff beschlossen. Die sächsische Kavallerie im Vorrabe griff die Kaiserlichen an, welche mit der ganzen Schlachordnung entgegenrückten. Während dessen formirte sich auch die sächsische Armee im Vorder- und Hintertreffen. Mit dem Feldgeschrei: Gott ist unsere Hülf! rückten sie vor. Die Kaiserlichen, 112 Schwadronen und 50 Kompagnien stark, deren Feldgeschrei: der heilige Franziskus war, standen unbeweglich. Das Feuer von beiden Seiten war allgemein, und die Sachsen wichen. Ihr Hintertreffen rückte nun an und trieb die Kaiserlichen zurück. Beide Theile faßten wieder festen Fuß und die Infanterie feuerte eine Stunde lang auf einander. Während dessen focht die Kaval-

lerie mit abwechselndem Glücke. Jedoch der sächsische Oberst Bose warf mit seinem Infanterie-Regiment ein kaiserliches, welches von der sächsischen Kavallerie vollends zersprengt wurde. Gleichzeitig schlug der sächsische General-Wachtmeister von Wisthum den rechten Flügel der Kaiserlichen zurück, der Oberst Pforde kam ihnen in die Flanke, und die Flucht auf diesem Flügel war allgemein. Die Kaiserlichen zogen nun auf dem linken Flügel ihre Kavallerie zusammen, aber auch Arnheim nahm vom linken Flügel eine Schwadron von 500 Pferden auf den rechten Flügel, welche so lange Stand hielt, bis die weichende sächsische Infanterie sich gesammelt hatte. Die Kaiserlichen geriethen in Unordnung, überließen nach dreistündigem Kampfe den Sachsen das Feld und flohen nach Liegnitz. Arnheim erbeutete 36 Fahnen, 27 Standarten und 9 Stück schweres Geschütz. Viertausend Kaiserliche blieben auf dem Kampfsplatze und 1400 Gefangene wurden unter das sächsische Heer zum Dienst gestellt. Die Sachsen wollten nur 400 Tödtte und 200 Verwundete gezählt haben. Die Stadt Liegnitz kam am übelsten weg; Graf Kollorodo, Anführer der Kaiserlichen, ließ, um seinen Rückzug zu decken, die Vorstädte abbrennen, so daß 354 Häuser zerstört wurden und ein Schade von 194,000 Gulden erwuchs.

Nach der Schlacht bei Liegnitz wurden aus den Städten Namslau, Wartenberg, Delz und Bernstadt die kaiserlichen Besatzungen vertrieben, Glogau ergab sich an den sächsischen Obersten Poser; auf dem Dome zu Breslau verstärkte Arnheim die Sachsen, damit sie das Uebergewicht über die Schwe-

den erhielten, welche zuletzt nothgedrungen sächsische Kriegsdienste nahmen oder das Land verließen. Man war überhaupt darauf bedacht, diese Fremdlinge, welche den Deutschen Gesetze vorschrieben, aus dem Lande zu verbannen, was nach der für Schweden unglücklichen Schlacht bei Nordlingen, wo diese fast alle ihre Bundesgenossen verloren, nicht mehr schwer war. Schwedens Angelegenheiten in Deutschland waren gänzlich in Unordnung gebracht, und Sachsen, welches in dem Verheerungskriege am meisten gelitten hatte, fühlte sich nun geneigt, mit dem Kaiser einen Frieden zu schließen, der auch für letzteren von großem Vortheil sein mußte, weil dadurch eine Trennung seiner Feinde hervorgebracht wurde. Die Unterhandlungen wurde zu Pirna gepflogen.

Arnheim hatte zwar nach der Schlacht bei Liegnitz auf einem Fürstentage zu Breslau erklärt, daß der Kurfürst von Sachsen nach dem Dresdener Accorde von 1621 Schlessien in Schutz nähme, es fürchteten jedoch die Schlessier, sie möchten in diesem Frieden vergessen werden. Es wurden daher zwei Gesandte, Albrecht von Rohr und der Breslausche Syndikus Johann Pein nach Dresden abgefertigt, den Kurfürsten an sein auf dem Fürstentage zu Breslau gethanes Versprechen zu erinnern. Der Friede kam am 30. Mai 1635 zu Prag zu Stande. Sachsen erhielt die Lausitz eigenthümlich, und für Schlessien wurde in einem Nebenvertrage gesorgt, dessen wörtlicher Inhalt ist:

Die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Dels und die Stadt Breslau sollen für sich und die Ihrigen dem Kaiser wegen ihrer

Vergehungen schriftlich um Vergebung bitten, allen aufgerichteten Bündnissen auf ewig entsagen, die Dokumente ausliefern, und dem Hause Oesterreich den Eid der Treue schwören. Dagegen verspricht der Kaiser ihre Privilegien zu schützen und ihnen die Ausübung der Augsburgischen Confession zu gestatten. Doch müsse Breslau die ihr verpfändete Landeshauptmannschaft des Fürstenthums unentgeltlich abtreten, wiewohl sie selbst von der Gerichtsbarkeit des neuen Landeshauptmanns ausgenommen wird, der Herzog von Liegnitz bis zu Ende des Krieges kaiserl. Besatzung in seiner Residenz dulden. Die übrigen Fürstenthümer werden sowohl, was die Bestrafung der Empörung, als auch was den Religionszustand betrifft, der Gnade des Kaisers überlassen; will er aber in dem letzten Ueberlegungen treffen, so soll den Protestanten gestattet sein, auszuwandern.

Schlessien hatte durch diesen Frieden nichts gewonnen; Sachsen, welches sich so sehr für dasselbe jederzeit interessirte, hatte seine Versprechungen nicht erfüllt, weshalb auch der General Arnheim, aufgebracht über die Ungerechtigkeit seines Hofes, die sächsischen Dienste verließ. Die Schlessier, welche sich ganz auf den Kurfürsten verlassen, erfuhr nicht eher, was man ihretwegen beschloffen hatte, als bis es zu spät war; der größte Theil des Landes war seinem Schicksale und dem Verfolgungsgeiste des österr. Hofes überlassen. Ueberhaupt soll der sächsische Hofprediger Hoe die Sache der deutschen Protestanten den Bestrebungen des Kaisers aufgeopfert und die sächsischen Angelegenheiten geführt haben. In der Folge sah dieser Hof die Unbilligkeit und

schämte sich derselben, die Freiheiten eines Landes, welches das ganze Vertrauen auf ihn gesetzt hatte, vielleicht dem Geize der Minister oder einer unüberlegten Eile aufgeopfert zu haben; denn beim folgenden Westphälischen Frieden sagte Sachsen: der Nebenreiß sei damals von dem kurfürstlichen Gesandten nur ad referendum genommen und des Kurfürsten Meinung darüber reservirt worden. Es war nun einmal zu spät; man führte allgemein die bittersten Klagen und protestirte dagegen, aber der Friedenstraktat blieb unveränderlich; denn nach dem Abmarsch der sächsischen Truppen nahmen die Bedrückungen wieder ihren Anfang, der eingeführte evangelische Gottesdienst wurde in den occupirten Ortsschaften abgeschafft. Krieg und Siegnis erhielten kaiserliche Besatzungen; Breslau verlor die Landeshauptmannschaft und der erste des Rathes hieß von nun an Präses. Der letzte städtische Landeshauptmann Sabisch wurde zu einem königlichen Landeshauptmann ernannt, und so allgemach das Ansehen dieser Hauptstadt, ihre innere Macht verringert. Fast eben so viel, als in den Kriegen hatte das Land und die übrigen Städte zu erdulden; denn schon geschwächt wurden die letzteren von den tyrannischen Landeshauptleuten vollends niedergedrückt.

Der bisherige Oberlandeshauptmann, Herzog Benjeslaw von Bernstadt, erschien am 10. October 1635 in Begleitung des neuen Kammerpräsidenten Freiherrn von Schellendorf und des Vizekanzlers Freiherrn von Kollowrath in Breslau. Am folgenden Tage wurden die Landstände und der Rath der Stadt auf das Oberamt beschieden, ihnen des Kaisers Willen bekannt zu

machen und den neuen Schwur abzunehmen. Die Fürsten vollzogen dieses durch einen Handschlag persönlich, der Herzog von Brieg, welcher es vorzog, in seinem selbstgewählten Asyl zu Osterode in Preußen zu bleiben, durch seinen Sohn Georg. Die Bürgerschaft huldigte vor dem Hause des Herzogs auf der Albrechtsstraße.

Zufolge des Friedensschlusses sollte Breslau die bisher unterhaltene Garnison gänzlich entlassen. Es geschah dies, aber nur zum Theil; diejenigen Soldner, welche beibehalten wurden, sollten neben der Stadt auch dem Kaiser schwören. Es entstand dadurch (1636) ein großer Aufruhr, welcher zwei Monate dauerte und manche blutige Austritte zur Folge hatte. Die Bürgerschaft sah recht gut ein, daß durch diese politische Maafregel des Kaisers ein neuer Schritt zur Unterdrückung geschehe, und es war ihr daher nicht zu verdenken, wenn sie sich offenbar zu widersehen Muth hatte und diesen günstigen Augenblick benutzte. Die armen Soldner, denen es doch, nach der damaligen Sitte, ganz gleichgültig war, wem sie dienten, wurden vom Rathe als Missethäter und Rebellen behandelt und eils aus ihnen hingerichtet, um die Schuld der Widerseßlichkeit von den Bürgern auf sie zu wälzen.

Im folgenden Jahre, den 15. Februar 1637, starb Kaiser Ferdinand II., im 59. Jahre seines Alters. Wenn man diesem Regenten das namenlose Elend, welches ein achtzehnjähriger Krieg und zwölf nachfolgende blutige Jahre hervorbrachten, zur Last legt, so ist es weniger einer despotischen Herrschsucht, als der bewun-

derungswürdigen Standhaftigkeit seines Geistes zuzuschreiben, in welcher er für das

geistige, ewige Wohl seiner Unterthanen sorgen u. m. u. glaubte.

Kaiser Ferdinand III.

Von 1637 bis 1657.

Schon im Jahre 1627 war Ferdinand III. zum böhmischen Könige gekrönt worden, auch die ungarische und römische Königswürde hatte er noch vor dem Tode des Vaters erlangt, und es konnte ihm bei der Uebermacht seines Hauses nicht schwer fallen, zum deutschen Kaiser gekrönt zu werden. Erzogen in den Gefinnungen einer unumschränkten Gewalt fand er es nicht nöthig zur Huldigung nach Schlesien zu kommen, ungeachtet sich die Stände beschwerten und sich auf diesen Theil ihrer Privilegien beriefen, der ihnen als Beweis einer nicht unbedungenen Unterwerfung schätzbar war. Ihre Vorstellungen wurden mit Drohungen beantwortet, und sie mußten in Wien und Prag zu Huldigung erscheinen. Es ist seit dieser Zeit auch kein österreichischer Regent mehr nach Schlesien gekommen.

Schlesien blieb einige Jahre von fremden Truppen befreit. In dieser Zeit kommen einige Veränderungen in der Reihe der schlesischen Fürsten vor.

Herzog Christian von Brieg, welcher in seiner Residenz eine kaiserliche Besatzung aufnehmen mußte, konnte den Anblick seines verheerten Vaterlandes nicht ertragen, und ging während der heftigsten Kriegeunruhen nach Osterode in Preußen, sah auch sein Vaterland nicht mehr wieder; denn er starb daselbst im Jahre 1639. Nach

dem Tode seiner ersten Gemalin hatte er sich mit einem Fräulein von Sittsch, deren Reize ihn gefesselt hatten, verehelicht. Um aber sein ohnedies armes Land nicht mit der Last so vieler fürstlicher Kinder zu beschweren, erklärte er mit kaiserlicher Genehmigung die Nachkommen aus dieser zweiten Ehe für unfähig zur Nachfolge. Sie erhielten nur Apanagen und führten den Freiherrentitel von Liegnitz. Christian hatte nicht berechnet, daß sein Haus so früh aussterben könnte. Im Jahre 1677 starb der letzte Sohn aus dieser Verbindung, August, welcher in den Grafenstand erhoben worden, ohne Erben. In der Regierung folgten dem Herzoge Christian seine drei Söhne, Georg III., Ludwig IV. und Christian, von denen der älteste schon während der Abwesenheit des Vaters die Regierung führte. Alle drei Brüder regierten gemeinschaftlich zu Brieg und lebten von geringen, ihrem Stande keineswegs angemessenen Einkünften. Ihr Dheim, der Herzog Georg Rudolph von Liegnitz hatte mit ihnen gleiches Schicksal, er lebte die meiste Zeit in Breslau. Der Herzog Wenzeslaw von Bernstadt-Dels, welcher standhaft auf kaiserlicher Seite geblieben war und nach dem Prager Frieden sich auf seinen Gütern in Mähren aufhielt, starb im Oktober 1639 ohne leibliche Erben; sein Bruder Karl Friedrich

von Dels, welcher den Verbindungen der übrigen schlesischen Fürsten beigetreten war, vereinigte nun das ganze Fürstenthum.

Die Schweden, welche durch den Praeger Frieden von ihren Bundesgenossen verlassen dastanden, und dafür, daß sie ihr Blut für Deutschlands Freiheit verspritzt hatten, nun aus dem Lande gejagt werden sollten, wendeten sich an einen ihrer früheren Gegner — an Frankreich. Mit der größten Erbitterung gegen ihre ehemaligen Allirten und den Kaiser setzten sie den Krieg fort, und suchten ihn überhaupt in die kaiserlichen Erbländer hinüber zu spielen, wodurch sie dem Kaiser das Mittel erschwerten, seine Heere zu ergänzen. Im Jahre 1639 richteten sie ihr Augenmerk abermals auf Schlesien, um sich hierdurch den Rückzug nach Pommern, und dadurch die Communication mit Schweden offen zu halten.

Mit dem Jahre 1639 wurde der Feldzug in Schlesien fortgeführt, und war wo möglich von noch schlimmeren Folgen als vorhin, denn nun wurde den Einwohnern vollends das Wenige, was sie aus den letzten Kriegen gerettet hatten, geraubt oder vernichtet. Banner überschweemte in diesem Jahre Böhmen und machte fast das ganze Land zu einer Einöde; die Felder wurden vernichtet, die Aehren von den Halmen abgeschnitten, um sie fortschaffen zu können und alles übrige verdorben. Einige schwedische Truppen, unter dem Kommando des General Stahlhantusch, fielen bei dieser Gelegenheit von der Seite der Mark in die Lausitz und Niederschlesien. Der Anführer bemächtigte sich einiger Orte und besetzte Beuthen a. d. D. als den Mittelpunkt seiner Eroberungen, überbrückte die Oder und machte einige Versuche auf Glogau. Bei den gemachten Eroberungen wurden zwar jederzeit lutherische Prediger eingesetzt, aber die Armee kümmerte sich auch weiter nicht mehr um dieselben; denn in diesem Kriege, wo die Soldner größtentheils zu dem Abscham der Menschheit gehörten, suchten sich diese nur im Lande zu erhalten, gleich viel, ob Katholik oder Protestant die Opfer reichte. Die Stahlhantusch'schen Truppen wütheten daher auf eine furchtbare Weise, namentlich in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer, wo sie die Winterquartiere aufgeschlagen hatten.

Am 28. Dezember erschienen 7 Regimenter Stahlhantusch vor Jauer und forderten von der Stadt 100,000 Pfund Brodte und 120 Viertel Bier. Der General lag in Parchwitz, von wo aus sein noch vorhandener Brief unterzeichnet ist. Am 2. Januar 1640 wiederholte er die Forderung und befahl bei nicht erfolgender Befriedigung die Vorstädte zu plündern; die Stadt konnte nur gegen eine Summe von 2000 Rtl. gleiches Schicksal von sich abwenden.

Mit dem Beginn dieses Jahres (1640) schien der Glückstern der Schweden sich zu verdunkeln, indem des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold, das Kommando über die kaiserliche Armee in Schlesien übernahm. Jauer erstürmte am 5. April Abends 5 Uhr der General Mannsfeld, dessen kaiserliche Truppen unmenschlich hauseten, denn sogar in dem einzigen Zufluchtsorte, der Pfarrkirche, wurden die Wehrlosen niedergeschlachtet und mit den Leichen erschlagener Bürger zertritten sich die Säue auf den Gassen herum.

Ein noch traurigeres Loos traf die Stadt

Hirschberg, welche seit dem schrecklichen Brande von 1634, den eine herumziehende Nordbrenner-Bande von 2000 Mann, kais. Truppen, verursacht, noch nicht hergestellt war. Von Schweden besetzt, wurde die Stadt unterbrochen von Kaiserlichen belagert, wobei die Vornehmsten und Reichsten nach und nach die Stadt verließen und meist nach Breslau zogen.

Am 19. Juli erschien unvermuthet der kais. General Golz vor der Stadt und beschloß dieselbe, hob aber schon am 27sten desselben Monats die Belagerung wieder auf, weil ihn Stahlhantisch nach Löwenberg lockte, wohin dieser 1000 Mann geschickt. Allein mit verdoppelter Macht, 18,000 Mann stark, kehrte Golz am 5. September zurück und schlug auf den Straupitzer Feldern sein Lager auf. Mehrere Stürme wurden abgeschlagen und die Stadt durch Stahlhantisch mehrmal gerettet, der am 9. November mit 8000 Mann anlangte und sein Geschütz auf die benachbarten Berge pflanzte. Indes nahm die Hungersnoth überhand und Stahlhantisch überzeugte sich persönlich, daß sich die Stadt wegen schlechter Befestigung nicht lange mehr im Angesicht eines so starken Feindes halten können; er ermahnte daher die Bürger, entweder zu unterhandeln, oder mit ihm davon zu ziehen. Der Rath und die noch anwesenden wohlhabenden Bürger wählten das letztere. Dem gemeinen Haufen ließ der General durch Trommelschlag andeuten: wer entfliehen wolle, möchte sich binnen drei Stunden im schwedischen Lager einsinden. Nun rüsteten die meisten ihre besten Habseligkeiten zusammen und verließen die Stadt. Die Schweden wollten die fast leere Stadt gänzlich

schleifen und niederbrennen, unterließen es jedoch auf Bitten der Bürger. Am 12. November begaben sie sich nach Löwenberg und Greiffenberg. Als die Ärmern sahen, daß sich die vornehmen Bürger an die Schweden angeschlossen, thaten sie ein Gleiches, und es erfolgte nun eine der bejammernswürdigsten Scenen. Hier trug ein Vater seine Kinder auf dem Rücken fort, indeß die Mutter die nöthigste Habe auf der Radier nebenher fuhr; dort schlichen Greise und Kranke am Stabe dem Haufen nach. Hierzu kam noch die rauhe Jahreszeit und steigerte das Elend der unglücklichen Flüchtlinge. Blos acht Familien sollen zurückgeblieben sein. Am Ende des Jahres kehrten jedoch die meisten der Flüchtlinge zurück, mußten aber auch von dem kaiserlichen Kommandanten, Oberst Fitch vom Golz'schen Regiment, grausame Bedrückungen erdulden.

Im Anfange des Jahres 1642 erschien der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, welcher bei Wallenstein's Ermordung als Mitschuldiger und Theilnehmer an dem verrätherischen Vorhaben dieses Feldherrn war eingezogen worden und nur durch Abschwörung seines Glaubens sein Leben gerettet hatte, als kaiserlicher General in Schlessien und vertrieb die Schweden aus den meisten festen Punkten. Löwenberg, wo der Major Spiegel höchst ungastlich wirtschaftete, ergab sich den 16. Februar nach zehntägiger Belagerung, ebenso die Stadt Reuthen.

Beim Abzuge der Schweden aus Löwenberg, schreibt ein Chronist, sei der Major Spiegel auf einem schönen schwarzen Rappen vor seiner Besatzung zum Laubaner

Thore hinausgeritten, aber unter dem Thore sei ihm der kaiserliche General Monteverques begegnet, der ihm gesagt: Schere Dich herunter Du Hund, Du sollst wissen, daß Thro fürstliche Gnaden, der kaiserliche General und Feldmarschall selbst vorhanden! worauf er sehr demüthig abgestiegen und zu Fuß zum Thore hinausgegangen sei.

Indessen erschien Bernhard Torstensohn, welcher nach Banners Tode zum Generalissimus der Schweden ernannt worden, mit Geld und frischen Truppen, und obgleich leidend an der Gicht und am Podagra, so daß er in einer Sänfte getragen werden mußte, gewann er doch durch die Schnelligkeit seiner Unternehmungen bald das Uebergewicht über seine Gegner. Die Stadt Glogau griff er am 4. Mai mit voller Kraft an. Die Stürmenden überstiegen mit Fahnen und Trommeln die Mauern auf allen Punkten, hieben die Besatzung nieder und nur wenige, welche sich auf das Schloß gerettet hatten, kamen davon. Die Bürger wurden ohne Ausnahme geplündert, gehauen, geschossen, gefangen und theils im Lager, theils in der Stadt umhergeschleppt, bis das Lösegeld erlegt war.

Von Glogau wendete sich Torstensohn gegen Schweidnitz, welche Stadt am 30. Mai bestürmt wurde. Der Herzog von Lauenburg, welcher zum Entsatz anrückte, gerieth bei Stephanshain, tödtlich verwundet, in schwedische Gefangenschaft. Am 3. Juni überließen die Kaiserlichen die Stadt den Siegern, welche dieselbe wie gewöhnlich plünderten. Das Glück folgte dem General auf dem Fuße nach, und in Kurzem waren alle Städte, bis auf Breslau, Liegnitz und Brieg in den Händen der Schweden.

Torstensohn drang sogar bis in Mähren vor und bemächtigte sich der Stadt Olmütz, wurde aber von dem Erzherzog Leopold, welcher eine bedeutende Macht zusammengebracht hatte, zurückgebrängt, bei welchem Rückzuge er einen Eroberungsversuch auf Brieg machte. In dieser Stadt befanden sich die drei jungen Herzöge mit einer kaiserlichen Besatzung von 1200 Mann. Die Herzöge, dem Kaiser getreu, ließen die Bürgerschaft Schwören, Gut und Blut im Verein mit der Besatzung gegen den Feind aufzuopfern. Als aber die Belagerer bis an den Wall vorgerückt waren, verlor die Besatzung den Muth und einige Offiziere berebeten sogar ein paar schwangere Frauen, die Herzöge durch einen Fußfall zur Uebergabe zu bewegen, womit aber die Bürgerschaft nicht einverstanden war. Es kam zwischen der Besatzung und der Bürgerschaft zu einem Streit, in welchem Herzog Ludwig leicht verwundet wurde. Während dessen hatten sich die Schweden eines vor der Oberbrücke gelegenen Ravelins und des dadurch beherrschten Schlachthofes bemächtigt, von wo aus sie die Stadt beunruhigten. Um sie daraus zu verdrängen, nahm man Zuflucht zu einem Wagemuth. Zwei kühne Schiffer, von den Herzögen dazu bewogen, fuhren in einer finstern Nacht auf einem mit Pechkränzen versehenen Rahne die Ober hinunter und steckten den Schlachthof in Brand; die Schweden flüchteten aus diesem Punkte mit Zurücklassung ihres Geschützes.

Von Erzherzog Leopold gedrängt, gab Torstensohn am 25. Juli die Belagerung auf und zog sich am rechten Oderufer zurück, während ersterer ihm bis Glogau

folgte und diese Stadt, welche der General Wrangel besetzt hielt, am 19. August zu belagern anfang. Allein die Besatzung wehrte sich tapfer; drei Hauptstürme wurden abgeschlagen und mit einer durch Vorsicht in die Festung gelangten Verstärkung wagte der Kommandant einen Ausfall, bei welchem zwei kaiserliche Regimenter zu Grunde gerichtet wurden. Indessen kam Torstensohn selbst zum Entsatz herbei, schlug den General Piccolomini, den ihm der Erzherzog entgegengeschickt hatte, worauf dieser selbst, muthlos gemacht, am 12. September die Belagerung aufgab, bei welcher er 6000 Mann verloren hatte.

Wenn das Vertrauen der evangelischen Stände und Einwohner zu dem schwedischen Schutze erkaltete und abnahm, so war das eben kein Wunder; denn man konnte nicht glauben, daß die Religion mehr der Gegenstand des Krieges sei. Verließen die Schweden einen Ort, so bekümmerten sie sich nicht weiter um das fernere Schicksal der Bürger, sie überließen sie stets ohne Bedingung der kaiserlichen Gnade. Katholik und Protestant wurde von ihnen gleich gebrandschaft oder mußten ungeheure Summen für den Religionschutz zahlen. Diesen Druck im Uebermaaß fühlte Schweidnitz noch einmal gegen das Ende des Jahres 1642, wo von 1339 Häusern nur noch 118 übrig blieben, wo die Hungersnoth die Leute antrieb, Hunde, Raken, Mäuse, und Pferde zu schlachten, aus Spreu und Kleie Brot zu backen und Wurzeln und selbst Stroh und Spähne zu essen. Die Bürger hatten dieses schwedische Joch doch endlich überdrüssig, es bildete sich eine Verschwörung. Der Rath bat sich von dem

unmenschlichen Commandanten, dem Obersten Seestadt, die Erlaubniß aus, an Torstensohn ein Schreiben zu senden, in welchem er um Erleichterung der Quartiere angefleht wurde. Dieser Brief wurde von dem Kommandanten aufgefangen und zeigte unter dem Couvert die Aufschrift an den kaiserlichen General Böh, dem die Bürgerschaft dringend ihre Noth vorstellte, ihn um baldige Rettung bat, und, um dieses zu bewerkstelligen, ihn einlud, sich zu bestimmter Zeit an einem bezeichneten Orte einzufinden, wo man ihn alsdann mit seinen Truppen durch einen unterirdischen Gang in die Stadt einlassen würde. Der Oberst Seestadt ahndete dieses Vergehen schrecklich. Sieben Bürger, die Urheber dieser Unternehmung, wurden hingerichtet, der ganze Rath und einige Jesuiten, die von der Sache wußten, in Verhaft genommen.

Torstensohn, welcher mit seiner Armee bis nach Oesterreich vorgedrungen war, trat 1643 eiligst den Rückzug durch Schlesien an, um nach Holstein gegen die Dänen zu marschiren, mit denen die Schweden in einen Krieg verwickelt waren. Da in Schlesien nur geringe Besatzungen zurückblieben, so benutzten die Kaiserlichen die Abwesenheit ihrer Feinde und brachten mehre Städte an beiden Seiten der Oder wieder in ihre Gewalt.

Gegen das Ende des Jahres 1645 und Anfang 1646 kamen die Schweden unter General Wittenberg nach Schlesien zurück. Diesen stellte sich der kaiserliche General Montecucculi gegenüber. Dieser Krieg bestand nur noch in einem Hin- und Herziehen in dem ausgesogenen Lande. Die Schweden erhielten die meisten Vortheile,

sie waren aber nicht entscheidend; sie setzten sich in Dhlau fest, welches sie besetzten und die Communication zwischen Brieg und Breslau unterbrachen. Breslau versagte dem Wittenberg, wie früher schon dem Dorstensohn, das Geforderte; er ließ es beschießen, und die feindlichen Kugeln, die ersten, welche im Laufe des dreißigjährigen Krieges den Weg in die Stadt gefunden, wurden als eine Seltenheit gesammelt und aufbewahrt. Im folgenden Jahre (1647) erzwang Wittenberg, durch Einschließung der Stadt, daß ihm der Ankauf von Lebensmitteln in den Vorstädten zugestanden wurde, worauf endlich im Jahre 1648 der Frieden erfolgte.

Dreißig volle Jahre hatte der Krieg in Deutschland ununterbrochen gewüthet; und in Schlessien namentlich in den Jahren 1621 bis 1623, 1626 bis 1627, 1632 bis 1635 und 1639 bis 1648. Abwechselnd von kaiserlichen, schwedischen und andern Truppen fast immer gleich feindlich behandelt, war das Land beinahe zur Einöde geworden. Außer Breslau gab es keine Stadt in Schlessien, die nicht einmal wäre genommen worden. Herzergreifend, ja fürchterlich muß der Anblick gewesen sein, den das theure Vaterland beim Ende dieses Krieges darbot. An die Ruinen fast menschenleerer Städte reiheten sich eingäscherte Burgen und Dörfer in grauenvoller Zerstörung. Die Saatsfelder waren unbebaut, auf den ehemals wuchernden Fluren wuchs Unkraut und wildes Gestrüpp, getränkt von dem Blute erschlagener Landbewohner. War auch hier und da eine Hütte stehen geblieben, so war ihr Fußboden gewiß benetzt von den heißen Threnen der Familie, welche

mit dem bittersten Mangel kämpfend, sah, wie die erst kürzlich bebauten Fluren von der rohen Schaar der Wüthriche zertreten wurden. Fast zur Verzweiflung getrieben, blieb dem Unterdrückten nichts weiter übrig, wollte er sein Leben fristen, als die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren und, was sie selbst erlitten hatten, ihren wenigen verschonten Mitbürgern wieder schrecklich zu erstatten, und das Elend brach mit verdoppelter Stärke ein. Polen war das einzige Land, wo Schonung die Unterdrückten und Vertriebenen fanden; dorthin war alles geflüchtet. Noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts waren die Spuren der Verheerung und Entvölkerung nicht ganz getilgt, sie waren zu finden in den noch unbebauten Brandstellen und Schutthaufen vieler Städte, in den sogenannten wüsten Bauergütern und Hufen. Wegen dieses allumgreifenden Elends und Mangels konnten sich in der letzten Zeit selbst die Kriegsheere kaum mehr im Lande halten; die Ausführung der besten Pläne zwang oft den Sieger, die ersochtenen Vortheile unbenutzt zu lassen.

Welche Folgen der traurige Krieg für Kultur, Industrie und Bevölkerung haben mußte, läßt sich aus dem einzeln Angeführten herleiten. Handel und Gewerbe ruhten, die ehemals blühenden Schulen waren für immer unterbrochen, und was nicht unter der mörderischen Hand der frechen Soldner starb, wurde von einer während dieses Krieges grauenhaft verbreiteten Pest niedergewürgt.

In dem Pestjahre 1633 starben zu Strehlen 2390 Menschen; zu Dhlau die Hälfte der Einwohner, und nach erfolgter

Plünderung der Stadt durch die Kaiserlichen blieben nur noch 20 Bürger übrig. Nimptsch wurde dreimal geplündert, zweimal von den Kaiserlichen, einmal von den Schweden, und während der Pest blieben von 183 Bürgern nur 11 übrig. Zu Reichenstein starben in eben diesem Jahre 1100 Menschen, und bei einer Plünderung 1631 nahmen die kaiserlichen Soldaten sogar die zinnernen Orgelpfeifen weg. Kosel hatte vor dem Kriege 4000 Einwohner, nach demselben nur 12 bis 13 Hundert. Im Jahre 1626 wurde die Stadt von den Mannsfeldschen Truppen, und bald wieder vom kaiserlichen General Wallenstein genommen, 1642 von den Schweden geplündert und niedergebrannt. Noch lange Zeit nach dem Kriege lag die Stadt in Ruinen. Zu Reisse starben 1633 an der Pest 4372 Menschen; zu Münsterberg war 1643 die Zahl der Bürger durch Religionsverfolgung, ansteckende Krankheiten und Krieg auf einige zwanzig herunter gekommen. Dels wurde 1626 zweimal, 1634 viermal, 1640 und 1643 wieder eingenommen und geplündert; der schwedische General Wittenberg riß 1648 Mauern und Wälle nieder und 1633 raffte die Pest 2236 Menschen weg. Ein großer Theil der kleinern schlesischen Städte an der polnischen Grenze wurde in den Jahren 1618 bis 1634 von den Kosacken geplündert, die unter dem Vorwande, dem Kaiser zu helfen, von dem Bischof, Erzherzog Karl, aufgehetzt, in Schlesien einfielen. Bolkenshain verlor während der Pest 696 Menschen; in Landeshut blieben nach einer Plünderung 1639 nur noch zwei Menschen in der Stadt. In Schweidnitz, welches einigemal belagert und einge-

nommen wurde, sollen 1633 allein 14,000 begraben worden sein, ungerechnet diejenigen, welche nicht einmal verscharrt werden konnten. Die Einwohner von Friedland starben bis auf 17 aus. Freiburg mußte seit 1632 bis 1652 laut vorhandenen Quittungen 143,782 Gulden baares Geld, 5237 Scheffel Getreide, 377 Stück Vieh und 711½ Viertel Bier an Brandschadung erlegen. Steinau, welches 1632 ganz abbrannte, lag 1650 noch völlig wüste. Löwenberg, wo 1617 ungefähr 800 bis 900 Bürger waren, hatte nach dem Kriege nur noch 121, und ein Schriftsteller, Naso, nennt 1667, also 20 Jahre nach dem Frieden, die wunderschöne Stadt Löwenberg einen mit Steinen erfüllten Raum. In Hirschberg starben 2000 Menschen an der Pest, und ihr Schaden während des Krieges betrug 90,000 Thaler. In Grünberg wurden 7000 Einwohner von der Pest hinweggerafft; zu Liegnitz 4794; zu Kl. Glogau fast sämtliche Einwohner der Stadt; zu Poln. Wartenberg 2800 Personen u.

Der eintretende westphälische Friede ist für Schlesien, soweit er die Religion angeht, gleichwichtig als für ganz Deutschland. Zweimal wurde das unglückliche Land der Gegenstand der Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück. Die Ursache lag darin, daß die Schweden, die während ihres längeren Aufenthalts in dieser Provinz einige Kenntniß von der Verfassung derselben erlangt hatten, Schlesien zu den deutschen Erblanden rechneten, dasselbe also innerhalb der Grenzen der Forderungen der evangelischen Reichsstände lag und Kursachsen im Prager Frieden sich verpflichtet hatte,

Schlesiens Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten. Die Provinz selbst durfte keinen eigenen Gesandten zu den Unterhandlungen abfertigen, da die Fürsten nur mittelbare, aber keine Reichsstände waren. Die Erbfürstenthümer waren so erschöpft und eingeschüchtert, daß sie bei den größten Bedrückungen laut zu klagen nicht wagten.

Schon am 28. April 1646 verlangten die schwedischen und sächsischen Bevollmächtigten volle Religionsfreiheit in den kaiserlichen Landen. Aber der Kaiser ließ erwidern, daß er lieber alles zu Grunde gehen lassen wolle, als zugeben, daß ihm wegen seiner Unterthanen Gesetze vorgeschrieben würden, es wäre eine Schande, daß die Königin von Schweden und die Stände ihm solches zumutheten. Im Juni desselben Jahres erklärte der Graf Trautmannsdorf den evangelischen Ständen noch einmal: der Kaiser würde sich weder mit Gewalt noch mit Vorthail bewegen lassen, den Protestanten in seinem Lande vollkommene Religionsfreiheit zuzugestehen. — Die Schweden beharrten auf ihrem Verlangen, denn die Königin könne nicht zugeben, daß die Gewissen ihrer Glaubensgenossen so beschwert würden. Dem Kaiser wurden keine Gesetze vorgeschrieben; sondern sie begehrte nur, daß die Einwohner bei ihren erlangten Rechten und Privilegien des Rudolphschen Majestätsbriefes erhalten würden. — Die Kaiserlichen blieben dabei stehen, daß die Macht zu reformiren zum Recht der Oberherrschaft gehöre. Aus Ueberdruß des Krieges mäßigten die evangelischen Stände in der Folge ihre Forderungen, der Kaiser blieb aber hartnäckig. Doch in Bezug auf Schlessien milderten die kaiserlichen Gesand-

ten diese Grundsätze des Hofes und versprachen den Fürsten und der Stadt Breslau die Religionsfreiheit und erstreckten das Reformatiönsrecht ihres Fürsten nur auf die Erbfürstenthümer. Es scheint, daß Sachsen den Prager Frieden aufrecht zu erhalten sich bemühte, in welchem nur den mittelbaren nicht aber den unmittelbaren Fürstenthümern die Religionsfreiheit ausgemacht worden war; hierauf berief sich der Kaiser, und weigerte sich mehr zu bewilligen. Um noch mehr zu fordern, dazu war Sachsen mit dem kaiserlichen Hofe zu eng verbunden und glaubte genug gethan zu haben, wenn es wenigstens einen Theil Schlesiens von dem Religionszwange befreit hatte. Als sich hierauf Sachsen gänzlich absonderte, setzte Schweden die Unterhandlungen allein fort, und der Graf Drenstierna bestand hartnäckig auf dem Punkte der Religionsfreiheit. In Bezug auf Schlessien erweiterte der Kaiser noch gering seine Bewilligungen, indem er in den drei Erbfürstenthümern drei Gnadenkirchen bewilligte, zur unbedingten Religionsfreiheit war er aber nicht zu bewegen. Nach vielseitigen gepflogenen Conferenzen, wobei jedes Wort abgewogen und bezañkt wurde, ermüdeten endlich die Schweden und vereinigten sich im März 1648 über diesen Gegenstand, und es wurde im fünften Artikel des Friedens-Instrumentes festgesetzt:

Die schlesischen Fürsten Augsburgischer Konfession, nämlich die Herzöge zu Brieg, Biegnitz, Münsterberg*) und Dels, wie auch

*) Münsterberg war schon seit 70 Jahren ein Erbfürstenthum, aber drei Herzöge von Dels aus dem Bobiebradschen Hause führten noch den Titel ihres verlaufenen Herzogthums. Die

die Stadt Breslau, sollen bei ihren vor dem Kriege erhaltenen Rechten und Privilegien und der Ausübung der evangelischen Religion erhalten werden.

Was die Grafen, Freiherrn, Edelleute und ihre Unterthanen in den übrigen schlesischen Fürstenthümern, die unmittelbar zur königl. Kammer gehören, als auch die gegenwärtig in Niederösterreich lebenden Grafen, Freiherrn und Edelleute betrifft, so steht zwar dem Kaiser, so wie andern Königen und Fürsten das Recht zu reformiren zu; dessen ungeachtet sollen sie, nicht in Kraft gewisser Verträge, sondern auf Vorbiten der Königin von Schweden und der evangelischen Stände, nicht gezwungen wer-

den, der Religion halber ihre Güter zu verlassen und zu emigriren; sie sollen auch nicht abgehalten werden, in der Nachbarschaft außer Landes ihren Gottesdienst abzuwarten, wosern sie sich nur sonst ruhig verhielten. Wenn sie aber das Land freiwillig verlassen wollen, und sie ihre Güter etwa nicht verkaufen können oder wollen, so haben sie immer die Freiheit, dieselben zu besuchen und zu verwalten.

Außerdem was oben von den schlesischen Fürstenthümern, die unmittelbar zur kaiserlichen Kammer gehören, festgesetzt worden ist, verspricht der Kaiser den Evangelischen, in denselben zu Ausübung ihrer Religion zu erlauben, drei Kirchen auf ihre Kosten außerhalb der Mauern der Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau, an Orten, die derselbe wird anweisen lassen, zu erbauen, sobald sie sich dieserhalb bei ihm melden werden.

Und da man in gegenwärtigem Frieden viel Unterhandlungen wegen mehrerer Religionsfreiheit, theils in diesem theils in den andern kaiserlichen Staaten gepflogen, allein wegen des Widerspruchs der kaiserlichen Gesandten sich nicht auf mehr hat vereinigen können, so behält sich die Königin von Schweden und die evangelischen Stände vor, entweder auf dem nächsten Reichstage oder sonst, jedoch friedlich und ohne Gewalt und Feindseligkeit, deshalb bei dem Kaiser Vorbitte einzulegen.

Dieser Artikel war für die protestantischen Schlesier wenig begünstigend, dessen ungeachtet aber meinte der päpstliche Nuntius zu Münster, man hätte ihnen noch viel zu viel zugestanden, und befahl am Abende der Bekanntmachung des Friedens,

männliche Linie war während der Friedensverhandlungen zwar ausgestorben, man befiel aber diese Bestimmung, an die man schon gewöhnt war, bei, auch scheint der kaiserliche Gesandte aus Versehen keine Einwendungen gemacht zu haben. Vom Kaiser wurde hingegen dem Fürstenthum Münsterberg so wenig eine Religionsfreiheit zugestanden, daß er sogar dem Fürsten von Auerberg, der es zu Lehn erhielt, die Verfolgung der Protestanten anbefahl. In der Folge legten es die kaiserlichen Kommissarien eben so aus, welche mit dem schwedischen Gesandten die altrheinische Convention zur Execution brachten. Aber damals gab Karl XII. dem Kaiser Gesetze und Schweden fühlte seine Obermacht so sehr, daß ein Wort, welches im Westphälischen Frieden nur ein leerer Titel gewesen war, den evangelischen Münsterbergern die Wiedererstattung vieler weggenommener Kirchen zuzugebrachte. Das Fürstenthum Wohlau, ungeachtet es nicht im Frieden stand, gehörte zu den privilegierten; es wurde unter Liegnitz begriffen, weil es damals noch keinen besondern Herzog gehabt, und dadurch den unterscheidenden Namen eines Fürstenthums erhalten hatten. (Paschaly.)

instrumente; man sollte bei dieser unglücklichen Nacht die Tafel ungedeckt lassen, die Lichter auslöschten, und keiner von seinen Dienern solle zu ihm kommen, wenn er nicht riefte.

Die Herzen der Schlesier waren tief bekümmert; sie setzten ihre ganze Hoffnung auf den Umstand, daß sich Schweden und

andere protestantische Fürsten würden vorbehalten haben, Fürbitte einzulegen, und daß der Kaiser aus Gnade und Großmuth mehr thun würde, als aus Zwang. Allein auch hierin hatten sie sich verrechnet, denn der Kaiser wich keine Fingerbreite von seinem gefaßten Entschlusse ab.

Denkwürdigkeiten.

Der Sprottauer Prophet Christoph Kötter 1616 — 1624.

Christoph Kötter, ein Weißgerber und Lutheraner zu Sprottau, der fast keine Schulbildung genossen, wenig lesen und nicht schreiben konnte, machte sich in den Jahren 1616 bis 1624 durch seine angeblichen Erscheinungen berühmt. Er gab an, es sei den 11. Juni 1616 ihm auf dem Felde ein Mann in langer schwarzer Kleidung erschienen, der zu ihm gesagt habe: „Was ich die offenbare, sollst du der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verkünden. Der Zorn Gottes ist über die Menschen entbrannt und eilt, sie zu strafen, wo sie nicht umkehren in ihrem Stolge, ihre Uneinigkeit und Verachtung des Wortes Gottes lassen.“ Dieser Mann, welcher hierauf verschwand, soll ihm nachher noch zweimal und zwar bei Görlitz und bei Sagan, in Purpur gekleidet, erschienen sein.

Kötter theilte bald seine Erscheinung dem Prediger Meißner zu Sprottau mit, der ihm rieth, sich solcher Dinge zu entschlagen und dagegen fleißig zu beten. Er versprach es, erhielt aber seine innere Ruhe nicht mehr wieder. Im Jahre 1619 den 14. April wiederholte sich die frühere Erscheinung und drohte ihm. Im folgenden Jahre den 11. August erschien ihm jener Mann in Engelsgestalt und sprach viel über den Kurfürsten von der Pfalz und König von Böhmen Friedrich V., unter andern auch: „daß die Fürsten mit solcher Lust zum Kriege eilten, daß sie sich füglich von allem Blutvergießen enthalten sollten.“ Als Kötter hierauf fragte, ob denn dem König Friedrich die Waffen verboten wären? soll der Engel geantwortet haben: „Wen die Lust zum Kriege treibt, dem ist sie verboten.“ Kötter ließ sich durch seinen Prediger nicht abhalten, im Dezember desselben Jahres nach Breslau zu gehen, wo sich der König gerade aufhielt, um diesem seine bisher gehaltenen Erscheinungen und Offenbarungen mitzutheilen. Der König hielt sich von der Wahrheit derselben überzeugt, sprach lange Zeit mit Kötter darüber und befahl zuletzt dem Prediger Menzel, diese Dinge aufzuzeichnen.

Der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ließ unsern Propheten nach Berlin kommen und durch den General-Superintendenten Pelargus zu Frankfurth genau ausforschen. Letzterer äußerte sich in der Folge gegen den berühmten Schulmann Johann Amos Comenius,

als dieser ihn über Kotters Erscheinung um nähern Aufschluß bat: Ich kann nicht sicher davon reden, denn was ich auch von alten und neuen Büchern nachgeschlagen, um Belehrung zu suchen, was von neuen Offenbarungen zu halten? so sind meine Zweifel gar nicht gelöst. Ich habe endlich Gott angerufen, daß er seine Kirche nicht wolle betrügen lassen. Nun weiß ich, daß Gott seinen Engel gesandt hat, uns zu verkündigen, was in Kurzem geschehen soll.

Kotter war aber leider mit seinen Prophezeiungen sehr kurzichtig in die Zukunft, denn indem er dem Pfalzgrafen König Friedrich V. alles Glück, dem Hause Oesterreich aber nur Unglück verkündete, so wurden seine Weissagungen zu Schanden — es ereignete sich stets das Gegentheil. Als er 1627 von seinen Reisen zurückkam, wurde er vom kaiserlichen Fiscal Wachsmann gefänglich eingezogen und des Verbrechens beleidigter Majestät beschuldigt. Der kaiserliche Fiscal starb bald, Kotter schmachtete drei Monate in einem abscheulichen Gefängniß, und ward, als er nicht widerrufen mochte, für wahnsinnig erklärt und an den Pranger gestellt, mit einer Tafel auf der Brust: „Dies ist der falsche Prophet, der geweissagt hat, was doch nicht geschehen ist.“ Hierauf wurde der Unglückliche des Landes verwiesen; er wandte sich in die Lausitz, wo er bis an seinen Tod 1647 von einigen Edelreuten unterstützt wurde.

Der Prediger Menzel, welcher nicht so vorsichtig war, als sein Vorgänger Meisner, den Propheten Kotter zur Ruhe zu vernahmen, vielmehr seine Weissagungen verbreitete, wurde als Theilnehmer des Kotterschen Unfugs ebenfalls zur Untersuchung gezogen. Nachdem er schon durch die Lichtensteinschen Dragoner viel erduldet, dreimal aus Sprottau hatte flüchten müssen, wurde er 1636 des Landes verwiesen, und starb zu Görlitz, fünf Tage nach seiner Abreise von Sprottau.

Der Löwenberger Weiberkrieg 1631.

Durch die wiederholten, mit Grausamkeiten verbundenen Religionsbedrückungen war es in der Stadt Löwenberg (1631) so weit gekommen, daß sich der größte Theil der Bürger zur katholischen Religion bekannte. Nicht also die Löwenberger Frauen; denn von diesen war nur eine einzige katholisch geworden. Es scheint als hätten sich die Lichtensteinschen Dragoner auf ihrem Bekehrungsmarsche etwas artiger gegen die Frauen bewiesen, oder daß diese fester an dem alten Glauben hingen. Dem vom Landeshauptmann eingesetzten Pfarrer, Cornelius Erelmann, fiel es nun ein, mit Unterstützung der katholischen Rathsmitglieder auch die Frauen zur Annahme ihrer Religion, nöthigenfalls durch Zwangsmittel zu bewegen, wodurch aber ein Aufreubr entstand, der unter dem Namen „der Löwenberger Frauenkrieg“ in der Geschichte dieser Stadt Epoche macht.

Auf den 9. April waren die Frauen, eigentlich nur die Königsrichterin und die Bürgermeisterei, auf das Rathhaus beschieden, um sie zur Annahme der katholischen Religion zu zwingen. Bevor sich diese am genannten Tage einstellten, versammelten sich die Rathsherren und Cornelius Erelmann in der gewöhnlichen Rathsstube, um sich über den bezüglichen Gegenstand

nochmals zu berathen. Die meisten, namentlich aber der Königsrichter, der Geistliche und der Doktor Hübner beantragten, alle Strenge, im Fall einer Hartnäckigkeit, anzuwenden, wobei der Doktor in stotternder Sprache sich vernahmen ließ: man müsse alle sammt und sonders, wosfern sie sich weigerten, gut katholisch zu werden, in das Gefängniß sperren, wenn sie gleich darin verfaulen sollten, bis sie zusagten. Er für seinen Theil habe seine Alte gestern deshalb geschlagen und würde sie fortjagen, wenn sie hartnäckig bliebe.

Nicht gleicher Meinung war der Tuchmacher Schwoob Franze und der Stadtschreiber Peter Brer, denn dieser meinte: „er wisse gleichwohl nicht, wie man die Sache angreife, es habe noch hübsche Weiber und Wittiven unter ihnen, die man füglich nicht alle auf einmal einsperren könnte, es schwerlich auch übers Herz bringen würde.“

Der Meister setzte hinzu: „Ihr Herren ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll? Ich habe einen wahren Weisteufel, den ich mich nicht zu bändigen getraue; könnt Ihr's thun, so versucht's, ich wäre ihrer längst gern los geworden. Doch rathe ich Vorsicht an, auch möge man anfänglich liebevoll mit den Frauen umgehen.“

Diese gemäßigte Parthei wurde aber durch die Mehrzahl der Gegner bald zum Schweigen gebracht, und der Schluß fiel dahin aus: daß die Frauen zur Veränderung ihres Glaubens, selbst durch Gefängniß, gezwungen werden sollten, denn es hieße hier: freiß Vogel oder stirb!

Während dessen hatten sich die Löwenbergerinnen in großer Zahl vor dem Rathhause versammelt.

„Lasset die Frauen herein!“ sprach hierauf der Königsrichter zum Stadtknecht. „Herr, entgegnete der Diener, sie haben nicht alle Raum, ich halte dafür, daß ihrer ein halb Tausend beisammen sein mögen.“

Da sprach Ertmann: „Ei, halt still, das ist nicht gut; mein Wille war, nur die vornehmsten Frauen zu bestellen, die des Rath's und der Schöppen. Was habt Ihr da gethan?“ — „Geben Sie sich nur zufrieden, Ew. Wohlwürden, versetzte der Königsrichter, wir wollen also thun und nur die vornehmsten herein fordern. Wenn sie nun den Ernst sehen werden, daß man ihnen durch den Sinn fährt, sie auch wohl gar einsperren lassen will, so werden sich die andern bald verlieren.“

Es ward nun dem Diener aufgetragen, die genannten Frauen aufzufordern, daß sie allein hereinkommen sollten. Als er solches den Harrenden meldete, sprach die Königsrichterin: Mit nichts! wo ich bleibe, da bleibt auch mein Anhang; sagt den Herrn, wir lassen bitten, man wolle uns vorlassen.“ Der Königsrichter drohte ihnen mit ernstern Maßregeln, aber die Frauen beharrten auf ihrer Meinung, sie wollten alle vorgelassen sein und wissen, warum man sie erfordert hätte. Dabei entstand ein Getümmel und Gemümel, daß den Herren in der Rathsstube nicht wohl zu Muthe wurde. Sie erschrocken gewaltig über die Antwort und hätten lieber gesehen, die Weiber wären dort, wo der Pfeffer wächst. Nun ging der Stadtschreiber hinaus und suchte sie in freundlichen Worten zu belehren. Sie beharrten aber darauf, daß sie unzertrennlich wären, und die Königsrichterin setzte hinzu: „Meint Ihr denn, wir sind so einfältig und merken den Pöffen nicht, wie man mit uns armen Weibern umgehen und

wider unser Gewissen zwingen und bringen will, papistisch zu werden? — Es bleibt übrigens dabei, wir trennen uns nicht.“ Alle Frauen stimmten dieser Rede bei, worüber der Rath in die größte Verlegenheit gerieth, besonders als der Stadtschreiber erzählte, es habe jede Frau ein großes Gebund Schlüssel an der Seite. Es fiel ihnen der Muth, die Angst war groß. Der Doktor wünschte sich nichts weiter, als ein paar hundert Musketiére, um alle niederhauen zu lassen, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Knie fielen und sich bekehrten.

In dieser Angst rieth der Stadtschreiber, heimlich das Rathhaus zu verlassen, die Hinter- und Vorderthüre zu schließen und so die Weiber zu versperrén. Der Anschlag gelang: durch eine Hinterthüre entwischten alle Rathsglieder, vor Angst Hut und Handschuh zurücklassend. Es wurden 263 Frauen auf diese listige Weise gefangen. Man hatte ihnen gesagt, sie möchten sich ein wenig gedulden; als es ihnen zu lange dauerte, ging die Königsrichterin an die Rathsstube und öffnete: „der Teufel hat die Kerls alle geholt, rief sie voll Verwunderung, kommt, laßt uns selbst zu Rathe sitzen und nach unsern Männern schicken, daß sie bei Strafe kommen sollen und unsern Bescheid anhören.“ Es entstand ein Gelächter, welches über den ganzen Ring gehört wurde.

Einige gute Frauen beklagten indessen die Männer und Kinder, die daheim nichts zu essen hätten, und schickten, da ihnen der Spass zu lange dauerte, andere, die nicht mit eingeschlossen waren, mit der Bitte an den Königsrichter, sie los zu lassen.

Indessen entstand ein großer Auflauf vor dem Rathhause, Männer, Kinder und Gesinde versammelten sich, den Gefangenen Lebensmittel zu bringen, während erstere zu wissen beehrten, was ihre Weiber verbrochen hätten, daß man sie einsperre. Der klüger gewordene Königsrichter versammelte eiligst den Rath in seinem Hause, und es wurde unter Zittern und Angst, nachdem man sich dies und jenes in den Bart geworfen hatte, die Freilassung der Weiber beschloffen. Zur Oeffnung der Rathsthüre wurde der Tuchmacher Mämer, der Tischler Daniel und der Stadtschreiber bestimmt. Es geschah. Die Frauen nahmen die Gefandtschaft in ihre Mitte, worauf der Notarius „den ehrbaren, viel ehr- und tugendsamen, insonders großgünstigen, lieben Frauen“ bekannt machte, daß sie deswegen wären vorgefordert worden, um in der bevorstehenden Marterwoche in der Kirche sich fleißig einzustellen, weil des Pfarrers Accidenzien sehr schlecht wären.

Der Meister Daniel wollte es noch besser machen und setzte unter andern hinzu: „Ein Hochweiser Rath habe nicht den Gebrauch, gleich Einen henken zu lassen, man habe ihn denn.“

Ueber diese unbesonnene Rede waren aber die Frauen höchst entrüstet und schrien: „Nun hören wir doch, daß man uns henkermäßigen Leuten vergleichen will; ihr seid selbst solche Gesellen. O ihr Schelmen! ihr Kornschälke! ihr Wolldiebe!“

Die Königsrichterin gebot endlich Ruhe und erklärte, daß einer jeden frei stände, zu geben, wer da wolle. — Hierauf gingen Alle auseinander.

Am folgenden Tage bestellte Erelmann die Königsrichterin und zwei Frauen zu sich, um sie durch die schmeichelhaftesten Vorstellungen zur Aenderung der Religion zu bewegen; allein diese erklärten standhaft, bei ihrem Glauben leben und sterben zu wollen. Bei dieser

Gelegenheit hatte sich gleichfalls eine Anzahl Frauen vor des Pfarrers Wohnung versammelt, welches Schwoob Franze in Acht nahm und eiligt zum Bürgermeister lief, zu helfen. „Ja, sagte er, helf mir Gott, sie erschlagen uns alle sammt und sonders, ich laufe davon.“

Der Bürgermeister, der ein sehr würdiger Greis war, aber, weil er sich noch zur evangelischen Religion bekannte, weshalb er auch mehrere Monate hatte im Gefängniß schmachten müssen, zu wenigen Einfluß besaß, um diesem Unwesen eher steuern zu können, ließ dem Herrn Erelmann sagen, er möchte von seinem Religionseifer absteigen, wenn er Ruhe haben wollte. Dieser versprach es, und die versammelten Frauen, als sie hörten, daß ein mehreres mit den drei Frauen nicht vorgegangen wäre, beruhigten sich, „gingen heim und legten ihre Schauben und Gewehre weg, jedoch nicht weit von sich, daß sie solche im Fall der Noth bald bei Tag und Nacht an der Hand hätten.“

Aufstand zu Reichenbach 1632.

Die Stadt Reichenbach zählte im zweiten Jahrzehend des siebenzehnten Jahrhunderts über 1300 Bürger. Alle Zweige der Industrie waren im Aufschwunge und der blühende Handel weckte den Freiheits-Sinn der Einwohner. Mit größter Erbitterung mußten sie daher erfüllt werden, als ihnen bei der Lichtensteinschen Dragonerbekehrung die Glaubensfreiheit genommen wurde, und sie ihren Nacken unter das Joch, was der vom Kaiser eingesetzte Königsrichter ihnen auferlegte, beugen mußten.

Schon bei dieser erzwungenen Bekehrung (1630) begann das Feuer der Empörung unter der Asche fortzuglimmen; und an einem sogenannten blauen Montage (den 29. April), wo sie Zeit und Muße hatten, einen Faden zu spinnen, da verschworen sich sämmtliche Schuhmacher, Meister und Gesellen, sich durchaus nicht mehr zur römisch-katholischen Communion zwingen zu lassen, und lieber sammt und sonders die Stadt zu meiden. Das letztere führten sie aus: sie versammelten sich in der Herberge, und gingen dann in einem solennen Aufzuge aus der Stadt in das nahe liegende Dorf Ernstsdorf, commendatorischen Antheils, und suchten, so gut als möglich, unterzukommen; die Frauen und Kinder blieben in der Stadt zurück. Der Königsrichter und der katholische Magistrat wollten oder konnten diesem Unfuge nicht steuern, um nicht zugleich auch die übrigen Bürger und Zünfte, die mit nicht weniger Murren das harte Joch ertrugen, zu einem solchen Aufruhr zu reizen; man hoffte vielmehr, der Raufch der Erhigten würde sich legen und die Ausgewanderten würden nach und nach von freien Stücken zurückkehren.

Die Auswanderer suchten nun auch die übrigen Bürger und Zünfte durch Ueberredungen und Drohungen zur Auswanderung zu bewegen, aber nur die Rothgärber und Töpfer schloßen sich an jene an, während übrigens der Gemeingeist in der Stadt immer furchtbarer wurde und in Thälichkeiten überging. Denn der Bruder des katholischen Geistlichen wurde

von einem Haufen Verbündeter schwer gemißhandelt, und seinem Bruder ein ähnliches Loos verkündet.

Diese Drohungen riefen endlich zu ernsteren Maaßregeln; und der Landeshauptmann von Schweidnitz zerstreute den zusammengewinkelten Haufen, der bis auf vierzehn, welche gefangen genommen wurden, entkam und sich im Lande umhertrieb. Den Schustern, Töpfern und Rothgerbern wurden die Läden versiegelt und ihre Gerechtsame und Privilegien in Beschlag genommen.

Zwei volle Jahre büßten die Verhafteten in dem Stockhause zu Schweidnitz, bis endlich die Sachsen und Schweden diese Stadt eroberten und die Gefangenen befreiten, welche dem Königsrichter Reiprich blutige Rache schwuren. Der Plan kam am 14. November 1632 zur Ausführung.

Des Abends zwischen neun und zehn Uhr entstand ein allgemeiner Auflauf in der Stadt und ein Geschrei, der Feind, so nannte man die Kaiserlichen, sei vor den Thoren. Ein Hauf Bewaffneter dringt sogleich in das Haus des Bürgermeisters Hirtle und fordert ihm mit Gewalt die Stadthorfschlüssel ab. Hirtle ahnte das Vorhaben der Wüthenden, welche auf das Breslauer Thor zustürmten und es öffneten.

Daß der Aufruhr dem Königsrichter gälte, welcher in der Gegend des Vorwerks vor dem Breslauer Thore wohnte, lag außer allem Zweifel; als dieser den Tumult von ferne hört, wirft er sich sofort auf seinen Schimmel und eilt, fand aber die Gasse auf der Vogelstange, mit einem Schlage verschlossen. Er springt ab und läßt sein Pferd zurück. Während dessen wurden alle Winkel seines Hauses durchsucht, und als ihn der erbitterte Haufe nicht findet, die Haussuchung auch in der Nachbarschaft fortgesetzt. Man entdeckt endlich sein Roß am Schlage und geräth dem Unglücklichen dadurch auf die Spur, der sich in einem Häuschen am Wege bei der Vogelstange oder dem Schützenplatze verborgen hatte. Mit Degen, Pistolen und Stangen, wie auf ein Ungeheuer, schlug der rohe Haufe auf den Unglücklichen ein, daß er unter diesen Mißhandlungen den Geist aufgab. — So wurde die Strenge gerächt, mit welcher er den Pflichten seines verhassten Amtes Genüge gethan. Freilich mochte er dabei öfters weniger schonend und menschlich zu Werke gegangen sein; denn er hatte oft einzelne Opfer im Schlafe überfallen und des Nachts aus dem Bette geholt und eingekerkert, ohne eines andern Verbrechens, als eine Dorfkirche besucht zu haben, sie beschuldigen zu können. — Es wurde in der Folge von den Kaiserlichen Untersuchungen angestellt; es stellte sich aber nichts heraus, denn die eigentlichen Rädelsführer, auf welche man alle Schuld schob, trieben sich im Lande umher.

Die große Pest zu Schweidnitz 1633.

Als die schwedisch-sächsisch-brandenburgische Armee und die Kaiserliche unter Wallenstein in den Monaten Juni und Anfang Juli 1633 in und vor Schweidnitz lagerten, so daß sich die Stadt im Mittelpunkt beider feindlichen Heere befand und in den Händen den Schweden

war, flüchtete eine zahllose Menge elenden Volkes herein, wodurch bald ein großer Mangel an den nöthigen Lebensmitteln verspürt wurde. Wenn nicht die Vorräthe in beiden Lagern ausgeholfen hätten, so würde die grausamste Hungersnoth eingetreten sein. Nichts desto weniger stellte sich die Pest mit furchtbarem Wüthen ein, wie sie in keiner Stadt Schlesiens haufete.

Aus dem großen Gedränge des Volks, welches auch die entlegensten Winkel einnahm und meist weder etwas zu beißen noch zu brechen hatte, konnte nichts anders erfolgen. Während der Monate Juni und Juli waren des Tages schon 50 bis 60 Leichen. In den Monaten August, September und Oktober war es am heftigsten und gräfirte die Ansteckung dermaßen, daß diese Pest zum Unterschiede der vorhergehenden und nachfolgenden die Große genannt wird. Die Leichen ordentlich zu begraben war unmöglich; die Vornehmsten und Vermögenden konnten hierzu kaum gelangen. Das arme Volk vom Lande lag unterm Kaufhause, Sämmelbänken, Schwiebbogen, vor den Häusern auf den Lauben, Gassen und Kirchhöfen haufenweise todt und im erbärmlichen Elend. Durch die ganze Stadt, bei Tag und Nacht, hörte man ein erbärmliches Heulen und Winseln: eines schrie nach Brod, das andere nach einem Trunk Wasser. Hier krappelte ein armes schreiendes Kind auf der Brust seiner todtten Mutter, dort winselten andere vor Hunger Schmachkende um ihre im Nasen und Wüthen mit dem Tode ringenden Eltern; da schrie das Weib um den Mann, dort der Mann um sein Weib. Ihrer viele, denen die Hitze den Kopf einnahm, liefen in den bloßen Hemden in der Stadt umher mit solchem Geschrei, daß einem die Haare zu Berge stehen und es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Allgemein aber bejammerten sie, wie sie grausam eines nach dem andern auf den Karren hingeschleppt wurden. Wenn der Morgen anbrach und man die Thüren öffnete, lag Leiche auf Leiche und konnte man häufig seinen Weg und Fuß anders nicht als über Leichen setzen. Viele, welche sich in die Keller und wüsten Häuser, wo schon alles ausgestorben war, namentlich in der Nonnen- und Herrn-Gasse, begaben, und ihr Leben daselbst elendiglich enden mußten, wurden von den Hunden zerrissen, daß man sie stückweise auf den Misthaufen fand. Die Leichen blieben oft länger als 8 Tage liegen.

Als diese Pest endlich gar zu sehr überhand nahm, indem manchen Tag 150 bis 200 und den 25. August über 300 Personen starben, marschirte die schwedisch-sächsische Besatzung aus.

In der Apotheke war kein Medikament zu bekommen, und was etwa noch vorhanden war, konnte dennoch nicht zubereitet werden, da die Pest auch diejenigen nicht verschont hatte, die mit den Arzneien umgingen und sie verfertigten. Es mangelte an Laboianten in der Apotheke und an Aerzten, ja fast an allem, was man bedurfte. Vom Morgen bis zum Abend war ein solches Gedränge um die Offizin, daß mancher wohl einen halben Tag und länger wartete, und doch ohne Arzneien oftmals zurückkehren mußte. Es war kaum eine Person in Apotheke, welche alles zureichten konnte; dabei häuften sich die Rezepte innerhalb zwei Tagen der auf 3 bis 400. Die meisten starben ohne Hilfe — im Jammer, der sich nicht leicht vergessen läßt, — es hatte das Ansehn, als ob es nunmehr um die ganze Stadt Schweidnitz geschehen wäre und die menschenwürgende Pest niemanden schonen wollte. Es verzog sich auch Jedermann seines Lebens und sah alle Stunden und Augenblicke dem Tode entgegen.

Als man in der Stadt nicht genug Todtengräber haben konnte, hat jedes die Seinigen, in sofern es dieselben beerdigt haben wollten, selbst begraben, und es haben die Eltern von den Kindern, die Kinder von den Eltern, ein Ehegatte und guter Freund von dem andern bestattet werden müssen. Manche hatten 20 bis 40 und mehr Dukaten als ihr letztes Bezahlgeld zu sich gesteckt, den Todtengräbern oder einem guten Freunde gezeigt und zum Todtengräberlohn verheißen, damit sie nach ihrem Tode nur in frische Erde kämen und ihre Leichname nicht von Hunden verschleppt oder aufgefressen würden. Uebrigens wurden die todten Körper täglich mit zwei Karren aus der Stadt geschleppt, vor dem Thore ausgeschüttet und in die Schanze oder in die Laufgräben geworfen, worunter sich auch die Leichname vieler Adeltiger befanden. Dabei starb an einem Tage wohl zehnmal mehr Volk, als die Todtengräber und andere begraben oder die Karren hinausführen konnten. Fast kein einziger Garten in der Stadt war zu finden, wo nicht Todte wären beerdigt worden.

Als weder Fische noch Bretter vorhanden waren, um Särge zu schaffen, wurden diese von den Soldaten im sächsischen Lager angefertigt und in der Stadt verkauft. Diese Krieger führten auch nöthigenfalls die Leichen dann mit aus der Stadt, wo sie alsdann aber die Leichen ausschütteten und die Särge aufs Neue verkauften. Als dieser Betrug entdeckt wurde, machten die Soldaten aus diesen Särgen Brennholz und verkauften es in die Stadt. „Was vor ein grausamen Gestank die vor und in der Stadt unbegraben liegenden, auch theils von den Hunden zerrissenen todten Körper gegeben, — schreibt ein Zeitgenosse — wissen die am besten, welche damals in der Noth gesteckt. Wenn man auf den Straßen ging, mußte man sich Mund und Nase zuhalten, und konnte doch des üblen Geruches nicht überhoben werden. Sonderlich hat man selbigen um den Pfarrkirchhof gegen die Fleischergasse zu und vom Niklaskirchhofe herein verspürt, und zwar dermaßen, daß den 3. September, eines Sonnabends, das gewöhnliche Morgengebeth nicht gehalten, auch um die Vesperzeit nicht Beichte gehört werden konnte. Die Orgel konnte wegen tödtlichen Hintritts aller Derer, welche diese Kunst verstanden, viele Wochen nicht gespielt werden. — Die Fliegen sind in unsäglicher Menge in der Stadt gesehen worden, daß man sich derselben fast in keinem Gemache erwehren konnte. Besonders abscheulich war es, daß, weil sie hin und wieder häufig auf Leichnamen geseßen, und von dem eingesogenen Gifte wider Gewohnheit braun und gelb ausgesehen, man sich stets in Essen und Trinken ein Grauen gemacht, und denken müssen, ob nicht eben diese Fliegen, so igo auf dem Brod und andern Speisen saßen, kurz zuvor auf einem todstinkenden Leichnam geseßen und das Gift in sich gesogen hätten; zu geschweigen, wieviel man derselben in sich geschluckt, daß kein Wunder gewesen, kein Mensch wäre am Leben geblieben.

Auch in beiden Lagern vor der Stadt wüthete die Pest. In dem schwedisch-sächsisch-brandenburgischen herrschte wegen der allenthalben gesperrten Pässe eine große Hungersnoth; der gemeine Troß sah oft mehrere Tage lang keinen Bissen Brod; sie aßen deshalb zu Hause das unreife Obst, und vermehrten dadurch die Pestseuche. Die hungrigen Soldaten baten in der Stadt oft um Gottes Willen um einen Bissen Brod; selbst diejenigen, denen kurz vorher die Bürgerschaft nicht genugsam Speisen vorsehen konnte.



Ich. Inst. v. C. Krons. Bresl.

Wallenstein u. der Kantor Fechner in Goldberg.

(1633.)

Als die Pest endlich nachgelassen hatte, wurden auf Anordnung des Rathes die Gassen und Häuser gereinigt und sonderlich am 6. September, noch vor dem Abzuge der Armeen gegen 550 Leichname, deren einige viele Wochen in den Häusern gelegen in die Schanzen geworfen. Sonst haben die Todtengräber auch viele Leichen in Stücken auf Karren geladen und fortgeführt. Auf dem Niklas Kirchhofe sollen während zwölf Wochen die zusammengetragenen Leichen sich also aufgehäuft haben, daß gegen Funfzehnhundert unbeerdigt daselbst gelegen haben.

Die ansehnliche Bürgerschaft, welche wenige Jahre vorher gegen 19 Hundert wohlhabende Bürger zählte, war bis auf 70 und darunter nicht mehr als 35 Sechshaste weggerafft, Von den Rathsherren blieben übrig: Herr Heinrich Müschel und Jakob Thamm, der Stadtschreiber; unter den Aerzten allein der Doktor Fuchs; von 60 Bäckern sieben, und in der Stadt von soviel hundert Ehepaaren nicht mehr als sieben. Die ganze Anzahl der an der Pest Gestorbenen belief sich, wie sie den 1. Januar 1634 in der Kirche abgekündigt wurden, auf sechzehn bis siebzehntausend, nicht gerechnet die vielen Landleute und Soldaten, mit welchen sich die ganze Summe nach gewissen Berichten und Versicherungen auf vierzigtausend Seelen belaufen haben soll. (?)

Wallenstein und der Kantor Fechner zu Goldberg 1633.

Wallenstein studierte als Knabe auf dem Gymnasium zu Goldberg; er war mürisch und in sich gekehrt, so daß er die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich zog. Einer derselben, Namens Fechner, glaubte, daß aus diesem finstern, mißlaunigen Knaben nicht viel werden würde, indem sich derselbe durch sein kaltes, abstoßendes Gemüth durchaus keine Freunde erwerben konnte. Fechner unterzog ihn daher einer strengen Disziplin, und ließ ihn, da er sich gleichzeitig stolz und widerspenstig zeigte, zuweilen die schwere Hand fühlen. Einst führte Fechner die Böglinge spazieren, die unter den Schulweiden den muntern Spielen sich hingaben. Wallenstein hingegen sonderte sich von ihnen ab, hing seinen Träumereien nach und schlief endlich unter einer der Weiden ein. Nach seinem Erwachen erzählte er der Gesellschaft: ihm habe geträumt, daß er mit seinen Mitschülern auf diesem Plage spiele, und daß diese Schulweiden sich vor ihm bis zur Erde gebeugt hätten. Die Mitschüler lachten ihn aus und Fechner nannte ihn einen Träumer, der es wohl gar dem Joseph nachmachen wollte, hinzusetzend: Wenn aus dir ein großer Mann wird, so will ich dein Hofnarr sein.

Als Wallenstein im Jahre 1633 als Feldmarschall nach Goldberg kam, erinnerte er sich jener Begebenheit, und ließ sofort Erkundigungen einziehen, ob der Kantor Fechner noch am Leben wäre? — Fechner war noch am Leben, und Wallenstein befahl, ihn herbeizuführen. Bitterad folgte der Greis den Söldnern, die ihn wie einen Gefangenen bewachten, und erschreckt sichlich, als er dem strengen General gegenüberstand. Dieser empfing ihn mit harten Ausdrücken, erinnerte ihn an seine Disziplin und besonders an jene Weissagung und sein Versprechen.

Fechner bat demüthig um Verzeihung und entschuldigte sich wegen seines Mangels an Vorhersehungsgabe. Wallenstein nahm jetzt eine freundlichere Sprache an und entgegnete:

Lieber Kantor, Ihr habt mir nicht zu viel gethan, meine damalige Natur war einer harten Erziehung benöthigt. Fürchtet daher nichts, Ihr habt es gut mit mir gemeint, und es ist auch gut gerathen. Euch soll daher zur Dankbarkeit kein Leid geschehen, deswegen ich Eure Wohnung mit Wache versehen will. Zugleich nehmt von mir dieses Geschenk zum Andenken. Sechner empfing 200 Rthle. und wurde gnädig entlassen.

Eroberung des Schlosses auf dem Gräditzberge 1633.

Die feste Burg Gräditzberg erbaute Herzog Friedrich I. von Liegnitz im Jahre 1473. Wallenstein, ein heimlicher Feind des Herzogs von Liegnitz, suchte, nachdem er am 4. Oktober 1633 Goldberg erobert hatte, auch in den Besitz dieser ihm wichtigen Burg zu gelangen. Er führte am 5. Oktober diesen Anschlag aus, ungeachtet die Herzoge von Liegnitz kaiserliche Vasallen waren und die strengste Neutralität im dreißigjährigen Kriege beobachteten; denn er wußte, daß in dieser Bergfesten große Schätze der umliegenden Landbewohner verborgen waren.

Der Kommandant der Burg, Hauptmann Schindler, war außer alle Sorge, da er von den Truppen des Kaisers nichts zu befürchten glaubte. Er hatte auf dem Schlosse eine Geliebte, die er irgend einmal beleidigt hatte, wahrscheinlich durch Zurücksetzung, die das weibliche Herz zum Schwur der empfindlichsten Rache bestimmen konnte. Wallenstein hatte hiervon Kunde erhalten und trat nun mit diesem Weibe in geheime Unterhandlungen. Sie sah den Augenblick der Befriedigung ihrer Rache nahe und versprach dem Feldherrn, ihm zur Eroberung der Bergfesten behülflich zu sein. Die Ausführung geschah auf folgende Weise:

Die Verrätherin bezeichnete dem General die schwächste Seite der Festung auf der Balbseite nach Hartmannsdorf. Unter Anführung des kaiserlichen Oberst Sparre versteckte sich eine hinlängliche Anzahl Soldaten in dem nahen Walde und gelangte Abends an den bestimmten Ort. Mit Hülfe des verrätherischen Weibes wurden die Soldaten einzeln durch den Abtritt ins Schloß heraufgezogen und, nachdem ihrer genug bei einander waren, von demselben weiter geführt. Alles lag in tiefem Schlummer und so wurde die Besatzung ohne sonderliche Schwierigkeit überwältigt und gefangen. Alle Kostbarkeiten, die man aus der Umgegend hier am besten aufbewahrt wähnte, wurde eine Beute der Plünderer.

Die Kaiserlichen besetzten nun das Schloß, bis sie im Jahre 1642 von den Schweden herausgetrieben wurden.

Als dasselbe später abermals in die Hände der Kaiserlichen gerieth, wurde es zersprengt und geschleift, damit der Feind nicht so leicht einen festen Fuß fassen könnte. Die jüngsten Bürger aus Goldberg und die Landleute aus den benachbarten Dörfern mußten sich 1646 dem Geschäfte der Zerstörung dieses Schlosses unterziehen.

So wurde dieses Denkmal ehemaliger Herrlichkeit bis in den Grund vernichtet. Das Wohngebäude blieb zwar noch stehen, sank aber beim Aussterben des herzoglichen Stammes zu Liegnitz in Trümmer.

Dritter Abschnitt.

Schlesien nach dem westphälischen Frieden, vom Jahre 1649 — 1740.

Schon vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges und bald nach dem Abschluß des westphälischen Friedens waren mehrere Veränderungen in der Regierung der einzelnen schlesischen Gebiete vorgekommen. Die Herrschaft Trachenberg, welche der Schafgotsch'schen Familie gehörte, schenkte Kaiser Ferdinand III. 1641 nach Ulrichs Hinrichtung dem General Melchior Grafen von Hagfeld. Die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor waren 1645 an das regierende Haus in Polen gegen eine alte Schuld von 500,000 Gulden und gegen ein neues Darlehn von 200,000 Dukaten verpfändet worden. Bei dieser Verpfändung gewannen beide Fürstenthümer in den letzten Kriegsjahren, weil sie für neutral angesehen, von den Schweden, aus Furcht, den Unwillen Polens zu reizen, nicht angetastet wurden. Da immer der nächste Agnat Pfandinhaber der Fürstenthümer war, so besaß dieselben eine Zeit lang der Bischof Karl Ferdinand von Breslau, nach dessen Tode die Gemalin des Königs Johann Kasimir von Polen, Maria Ludowika. Kaiser Leopold I. löste beide Fürstenthümer in dem Jahre 1664 wieder ein. Als der König von Schweden, Karl Gustav, Polen bekriegte, dienten sie dem von seinem Throne verjagten Johann Kasimir 1656 zur Zuflucht.

Das Herzogthum Sagan war nach Wallensteins Ermordung an die königliche Kammer zurückgefallen, worauf es der kaiserliche Präsident des Hofkriegsraths, Ge-

neral-Feldwachtmeister und Geheimrath, der Fürst Benzel Eusebius von Lobkowitz vom Kaiser um 80,000 Gulden erkaufte und zugleich die Belehnung darüber für sich und seine männlichen Erben in absteigender Linie erhielt. Er, aus einer vornehmen böhmischen Familie abstammend, war der erste gefürstete Zweig derselben und stand in großem Ansehn beim Kaiser. Seiner Gemalin, einer evangelischen Prinzessin von Sulzbach, dankten ihre Glaubensgenossen im Sagenschen einige Duldung.

Der Podiebradsche Mannsstamm zu Elb war bereits 1647 mit dem Herzog Karl Friedrich ausgestorben. Des Herzogs einzige Tochter, Elisabeth Maria, war mit einem Württembergischen Prinzen, Sylvius Nimrod, vermählt und trat das väterliche Erbe an; denn das Fürstenthum war unter der Pfaffen ausdrücklichen böhmischen Privilegien aus dem Jahre 1331 zufolge, ein Weiberlehn gewesen, und später an die Podiebradsche Familie mit allen seinen alten Rechten als ein Erblehn gekommen. Die Worte des Lehnbriefes „daß Herzog Heinrich, seine Söhne und ihre Leibes-Lehnserben es ewiglich haben, halten ic. sollten,“ schienen die weibliche Erbfolge auszuschließen, weshalb auch der Kaiser das Land als offenes Lehn einziehen wollte. Der erhobene Streit kam bei den westphälischen Friedensverhandlungen vor und wurde dahin vermittelt, daß der Kaiser die Delznische Herrschaft Täschwitz in Mähren behielt, dagegen aber

den Herzog Sylvius Nimrod, nebst seiner Gemalin für sich und ihre männlichen und weiblichen Nachkommen, doch diese nicht eher als nach dem Abgange der männlichen, mit dem Herzogthum Dels belehnte. Sylvius Nimrod starb 1664 und hinterließ die Herzogin als Vormünderin ihrer minderjährigen Prinzen.

Mit dem Herzogthum Münsterberg war der Graf Johann Weighard von Auersperg belehnt worden; derselbe wurde 1654 vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben.

Der Herzog Georg Rudolph zu Liegnitz und Wohlau, welcher seit dem Jahre 1641 zum zweitenmale die Oberlandeshauptmannswürde von Schlesien bekleidete, starb am 9. Januar 1653 zu Breslau. Anfänglich der reformirten Religion ergeben, bekannte er sich in der Folge zur evangelisch-lutherischen Lehre und zeigte zuletzt, wahrscheinlich aus Rücksicht für das Kaiserhaus vielen Hang zur katholischen Lehre. Seine theologischen Ansichten verursachten unter den Theologen seines Landes viele Religionsdispute, dabei hing er — merkwürdig genug — dem Aberglauben an; denn es heißt, daß er das Schloß zu Liegnitz wegen der darin hausenden Gespenster nicht bewohnen mochte. Merkwürdig ist ein Kriminalfall, welcher in des Herzogs frühere Geschichte fällt, wo derselbe die ihm nicht zustehende Kriminal-Justiz über den Adel ausübte. Aus unbekannt gebliebenen Ursachen ließ er einen seiner Vasallen, einen gewissen von Stange auf Kunitz, hinrichten. Eine handschriftliche Nachricht erzählt: der Herzog habe durch seinen Schwager, den Freiherr Ulrich von Schafgotsch, erfahren, daß

der Vasall dessen Hofzauberer mit dem Verlangen angegangen habe, einen gewissen George Rudolph, der ihm sehr beschwerlich wäre, mit Zauberkünsten aus dem Wege zu räumen. Stange wurde gefänglich eingezogen und am 12. Dezember 1624 aus dem Gefängniß auf den Marktplatz geschleift, ihm die beiden Eidesfinger mit glühenden Zangen abgewickt, der Kopf abgeschlagen und am Hainauer Thorthurme auf eine eiserne Spille gesteckt, der Körper aber geviertheilt und unterm Galgen begraben.

Im Jahre 1646 verwendete dieser Herzog die Güter des aufgehobenen Johannisstiftes zum Besten der bei der fürstlichen Stiftskirche angestellten Kirchen- und Schuliener und vermehrte die Foundation mit den Einkünften des zu Goldberg eingegangenen Gymnasiums. In der Folge entstand aus dieser Foundation die Ritterakademie zu Liegnitz.

Georg Rudolph war zugleich ein großer Freund der Musik und ließ sich kurz vor seinem Ende die Lieder, die man zu seiner Leichenfeier anwenden würde, vorsingen; überhaupt ordnete er zu seinem Begräbniß alles selbst an, und ließ sich selbst die geringste Kleinigkeit zeigen, womit man die Trauerfeierlichkeit begehen würde. Da er ohne Erben starb, so fiel Liegnitz und Wohlau an seine Nessen, die Söhne des Herzogs Johann Christian zu Brieg: Georg, Ludwig und Christian. Sie machten aus dem ganzen Erbe drei gleiche Theile, nachdem sie von dem Fürstenthume Brieg das Ohlauer Weichbild, mit dem Amte Prieborn, desgleichen einen Theil der Herrschaft Kehnendorf getrennt, und dem Wohlauer Fürstenthum untergeordnet. Das

Loos sollte entscheiden. Sie legten drei zusammengerollte Zettel in eine goldene Schaafe, worauf ein Knabe, Namens Georg Paschke, die Loose zog, und dadurch Georg III., welcher bereits zum Oberlandeshauptmann ernannt worden war, das Fürstenthum Brieg, Herzog Ludwig das Fürstenthum Liegnitz und Herzog Christian das Fürstenthum Wohlau erhielt. Die Theilung geschah den 11. November 1648.

Die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer räumte der Kaiser seinem schon zum römischen, böhmischen und ungarischen Könige gekrönten Sohne Ferdinand IV. ein, ganz in derselben Absicht, wie er sie von seinem Vater erhalten hatte. — Die neuen schlesischen Fürsten hielten sich ausschließlich am Hofe des Kaisers auf; sie genossen auch nicht die Rechte, welche die Pfaffen ausübten, denn der Kaiser behielt sich die vollkommene Landeshoheit, die fiskalischen Rechte, Gesetzgebung u. bei den Belehnungen vor. Nur die Herzöge von Liegnitz und Brieg übten völlige geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit aus.

Eine schlesische Miliz wurde schon seit dem Prager Frieden nicht mehr gehalten; Breslau und Liegnitz hielten nur kleine Garnisonen. Die Fürstentage wurden *Conventus publici* (Öffentliche Zusammenkünfte) genannt und verloren ganz ihre Bedeutung. Kein Fürst, nur ihre Abgeordneten, und die kaiserlichen Kommissarien erschienen auf denselben. Noch mehr beschränkt waren die Landtage. Der Adel wurde übrigens nach dem Kriege dem Bürgerstande gegenüber besonders begünstigt. Sämmtliche wüste stehende Bauergüter zog er ein, setzte Gärtner ein und schlug den größten Theil

dieser Grundstücke zu den Vorwerken und versuchte die auf diesen Ländereien haften den Abgaben seinen Unterthanen zuzuwälzen. Ein großer Theil des Adels war, gelockt durch gewisse Vortheile, zur katholischen Kirche übergetreten; andere ablige Familien aus Mähren siedelten sich hier an. Die gesunkenen Städte erreichten ihren früheren Glanz nicht mehr, ihre Selbstständigkeit war verschwunden und bei der fort dauernden Unterdrückung war an ein Aufblühen nicht mehr zu denken. Die wichtige Leinwandmanufactur in den Gebirgsstädten hatte sich während des Krieges in die äußersten Gebirgsdörfer zurückgezogen, wo sich die geflüchteten Städter ansiedelten. An die Stelle der Vertriebenen und derer, welche gänzlich aus Schlesien gewandert waren, traten nun die Juden, die hundert Jahre früher aus Schlesien verbannt worden waren. Manche Städte, z. B. das entvölkerte Glogau, suchte sie auf alle Weise zu begünstigen, daß sie bald die Christen überflügelten. Der Geschichtschreiber Henel erzählt, daß drei jüdische Schwestern seit dem Jahre 1639 eine Nachkommenschaft von 200 Seelen gehabt, die ungerechnet, welche durch Krieg und Pest umgekommen waren.

Die protestantischen Bewohner der Erbfürstenthümer, welche der Gnade des Kaisers überlassen waren, sahen mit Bangigkeit in die Zukunft. Denn so genau und sorgfältig man auch während der Friedensunterhandlungen alle Zweifel zu beheben geglaubt, so waren doch einzelne Punkte zu unbestimmt abgefaßt worden: der kaiserliche Hof legte sie nach seinem Gutdünken aus und fand Stoff zur Verfolgung der Pro-

testanten. Die gütlichen Vermittelungen und Intercessionen, welche sich auswärtige Mächte vorbehalten hatten, waren nutzlos. Die Fürstenthümer Breslau, Schweidnitz, Sauer, Glogau und einzelne Städte schickten daher im Anfange des Jahres 1649 eine Deputation nach Wien, an deren Spitze Wilhelm von Rhediger aus Breslau stand. Die Schweidnitzer Deputirten waren: Heinrich von Poser und Konrad von Sack; die Glogauer: Hanns Christian von Seherr und Adam von Kottwitz.

Rhediger gelangte nach vielen Schwierigkeiten und Demüthigungen am 5. März 1649 zur Audienz und hielt vor dem Kaiser eine klägliche Rede, die er zugleich abschriftlich in die Hände desselben übergab: „Wie sehr sich auch, sagte er, die getreuesten Erbfürstenthümer über den endlichen, erquickenden Frieden erfreuen, so seien sie doch über einzelne Punkte traurig und bestürzt, und besorgt um ihre Kirchen und Ausübung ihrer Religion. Dem Adel sei zwar Gewissensfreiheit vergönnt, aber wenn man dem Friedensschlusse so stricte nachginge und keine Milderung erlangen sollte, so würden doch große Nachtheile dem Lande entstehen. Unausbleiblich würden Streitigkeiten und Irrungen zwischen der katholischen Priesterschaft und den evangelischen Einwohnern in Betreff der Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Besuchung der Kirchen und Abtragung der nicht zustehenden Dezimen, sein. Eltern würden in die äußerste Betrübniß gerathen, über den Tod ungetaufter Kinder; schrecklich wäre es für Kranke, welche im Tode den Trost ihrer Religion entbehren müßten; die Jugend würde wegen Mangel evangelischer Schulen

gänzlich verwildern, ein himmelschreiendes Beßklagen aber würde den evangelischen Bürgern der Städte, deren im Friedensschlusse gar nicht einmal gedacht worden, erpreßt werden, weil ihnen nur die einzige Zuflucht, auszuwandern, unsehlbar zu gewärtigen stünde. Es sei unmöglich, selbst die Dorfbewohner von Verlassung des unglücklichen Vaterlandes zurückzuhalten; schon hätten Tausende das nahe Polen bevölkert; ganz neue Städte und Flecken daselbst erbaut, und Tausende würden ihnen folgen, oder nach Preußen und in das deutsche Reich unter den Schutz evangelischer Fürsten sich begeben, wodurch dem Lande im Allgemeinen ein unendlicher Nachtheil erwüchse und auch die Renten und Kammergefälle gänzlich entblößt würden. In dieser höchsten Noth wüßten die Stände kein anderes Mittel, als sich, ohne erst von der verstatteten Intercession der evangelischen Reichsfürsten Gebrauch zu machen, gradezu an des Kaisers Majestät, als der von Gott selbst zum Schutz der Bedrängten surgesetzten Obrigkeit, zu wenden, vertrauend, Gott, der aller Könige und Regenten Herz in Hände habe, würde auch sein Gemüth dergestalt mildern und sänftigen, daß er sich zu einer erträglichen Resolution, als vielmehr vermittelt fremder Intervention geschehen möchte, bewegen lassen. In so festen und festen Gottvertrauen, in so großer Angst und Noth, erköhnten sie sich, um Gottes Barmherzigkeit und um des theuern Verdienstes Jesu Christi willen inständigst zu bitten, des Kaisers Majestät wolle geruhen, als ein vortreflicher höchstlöblicher Potentat sich ihrer zwar übermäßig armen, ermergerten und verderbten doch

sonder Ruhm treu gebliebenen Unterthanen gnädigst zu erbarmen und sie, ihre Kinder und Nachkommen bei vollständiger Freiheit des Gewissens, dem bis jetzt unangefochtenen Gebrauch ihrer evangelischen Kirchen und Schulen, sammt den dazu gewidmeten Einkünften, vorzüglich aber bei der ungehinderten Ausübung der Augsburgerischen Confession zu belassen, und die durch militärische Gewalt entzogenen Kirchen zu restituiren. Des Kaisers Majestät wolle erwägen, was die Stände während des dreißigjährigen Krieges und einer neunjährigen Anwesenheit der Kriegsvölker erlitten, erwägen die neueren, ungestraft fortgesetzten Kränkungen, Verachtungen, Beschimpfungen und die gänzliche Verarmung.“

Der Kaiser unterbrach die lange Rede und entließ den Gesandten mit dem Bemerkem, daß er die Sache zuvörderst mit seinen Rätthen besprechen würde. Nach zwei Tagen, den 7. März, wurde Rhediger zum geheimen Rathspräsidenten Grafen von Trautmannsdorf geladen, welcher ihm den Bescheid erteilte, in welchem angeführt wurde, „die Gesandten des Kurfürsten von Sachsen und anderer evangelischer Reichsfürsten hätten bei der Verhandlung über diese Sache drei volle Jahre zugebracht, aber nichts ausrichten können. Jetzt aber, wo das Friedensinstrument besiegelt, unterschrieben und publicirt wäre, könne am allerwenigsten etwas daran geändert werden. Daß viele Kinder ohne Taufe hinsterven möchten, werde unstatthaft angezogen, und hätten die Leute keine lutherischen Prediger zur Hand, so könnten sie doch die katholischen erreichen, wenn sie nur die katholische Taufe, wie wir von der unkatholischen

urtheilen, für hinreichend und rechtmäßig passiren lassen möchten; daß Leute aus Mangel eines durchgehenden Exercitii entlaufen würden, sei nicht zu vermuthen, weniger zu befahren, da sie doch die Kirchen der Stadt Breslau und der regierenden Fürsten an der Hand hätten, die zu besuchen ihnen freie Macht und Erlaubniß zustände, und das Leben und Verbleiben in Polen sei so köstlich nicht, daß sich Jemand dahin zu sehnen, geschweige zu reißen habe. Der Kaiser thue übrigens nichts von ungefähr, vielweniger aus Haß gegen seine treuen Unterthanen, sondern alles geschehe mit Vorbedacht und aus lauter Pietät, landesväterlicher Treue und deshalb, weil Seine Majestät alle Ihre Unterthanen selig machen wolle.“

Mit diesem Bescheide mußte sich Rhediger begnügen und also unverrichteter Sache in die Heimath zurückkehren.

Zur Entschädigung der bereits eingezogenen Stadtkirchen und der Dorfkirchen, welchenächstens noch eingezogen werden sollten, bewilligte der Kaiser im westphälischen Frieden den Hauptstädten der drei Erbfürstenthümer Glogau, Schweidnitz und Jauer die Erbauung einer evangelischen Kirche außerhalb der Ringmauern, jedoch mit der Bedingung, daß sie nicht massiv, sondern nur von Holz und Leim sein sollten. Die Glogauer hatten unter dem Schutze der schwedischen Besatzung bisher in einem Privathause am Ringe den Gottesdienst abgehalten und diese Interimskirche das Schifflein Christi genannt. Als aber im Jahre 1650 den 3. August die Schweden abzogen, wurde dieses Bethaus versiegelt, mit Wachen besetzt und der Prediger nach Gramschütz

über eine Meile von der Stadt, verwiesen, bis dem Evangelischen eine Kirche angewiesen sein würde, und ihm der Eintritt in die Stadt sogar zu Krankenbesuchen verboten.

Bei hoher Strafe sollte die Gemeinde keine Kollekten zum Kirchenbau an fremden Orten sammeln und das Bürgerrecht keinem Fremden, er sei denn katholisch, ertheilt werden. Auf wiederholtes Bitten langte endlich die kaiserliche Erlaubniß zur Aussteckung des Platzes und zum Kirchenbau an, doch sollte der Landeshauptmann genau darauf Acht haben, daß keine Mauern aufgeführt würden und das Kleibwerck nicht etwa zu dick oder schußfrei gemacht würde. Am 2. Dezember 1651 wurde der Platz, 300 Schritt von der Stadt, vor dem Brustäer Thore, entfernt, angewiesen, wobei die Prediger, auf vieles Bitten und durch specielle Gnade und Nachsicht des Landeshauptmann v. Gersdorff die Erlaubniß erhielten, bis zum fertigen Bau ihrer Wohnungen, sich in der Stadt aufhalten zu können. Der Kirch-Platz war 90 Ellen lang und 50 Ellen breit. Wegen gänzlicher Verarmung der Stadt mußte man zu Kollekten selbst im Auslande, Zuflucht nehmen. Die fertige Kirche, welche den Namen: „zur Hütte Gottes“ erhalten hatte, fiel aber wegen ihrer kümmerlichen Bauart schon 1654 den 24. August durch einen Sturmwind wieder ein. Die Prediger wurden angewiesen, ihre neuen Häuser vor der Stadt zu beziehen, aber die Stadt selbst von nun an mit keinem Fuße mehr zu betreten. Auf wiederholtes Bitten erlangten sie aber endlich, die Kranken besuchen und die Leichen aus der Stadt still abholen zu dürfen.

Die Schweidnitzer erlebten am 23. Dezember 1652 den glücklichen Tag, wo der Platz zum Kirchenbau von dem Landeshauptmann von Nostiz und dem General v. Monteverques abgesteckt wurde. Der Oberst Fende hatte den Auftrag, den Platz zu bestimmen und auszuscheiden. Absichtlich aber suchte ihn derselbe zu verkürzen, worauf der General Monteverques, der eine evangelische Gemalin hatte, und dies bemerkte, seinen Krückenstock nahm und mit den Worten; „es ist ja nur Erde, man muß eher etwas zugeben, als abkürzen,“ weit von sich warf und so die Grenzen bestimmt. Auf dem Platze aber, wo der Altar zu stehen kam, schlug er einen Pfahl in die Erde und übergab den Ort der Bürgerschaft. Gänzlich ausgefogen vom dreißigjährigen Kriege, wären die Schweidnitzer nicht im Stande gewesen, den Bau auszuführen, wenn sie nicht auswärtige Hülfe erhalten hätten. Das meiste und Beste that Hanns Heinrich, Freiherr von Hochberg auf Fürstenstein, der aus seinen Wäldungen das benötigte Holz schenkte. Außerdem wurden sie von Schlessien und ganz Deutschland unterstützt. Reiche Beiträge gingen aus Leipzig, der Oberlausitz, Hamburg, Berlin, der Kurmark, Regensburg und aus Stockholm und mehreren schwedischen Städten ein. Dessenungeachtet verzog sich der Bau bis 1656, wo am 23. August der Grundstein gelegt und den 24. Juni 1657 der erste Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Kirche erhielt den Namen zur h. Dreifaltigkeit.

Zu Sauer wurde der Platz zum Kirchenbau von denselben Personen am 26. September 1652 bestimmt und abgesteckt.

Da sich aber der Bau der Kirche bei der Armuth der evangelischen Bürgerschaft in die Länge zog, und ebenfalls erst Kollekten ausgeschrieben werden mußte, so versuchte der Landeshauptmann Freiherr von Nostitz das kaiserliche Privilegium dahin auszulegen, daß darin die Religionsfreiheit nur Zauerschen Bürgerfamilien zugestanden sei, Handwerksburschen hingegen und Gesinde forthin dem katholischen Gottesdienste beiwohnen mußten, der Kaiser aber verwarf diesen Antrag und wollte nicht durch dergleichen Vorspiegelungen das noch beschränken, was er im westphälischen Friedensschlusse einmal versprochen hatte. Die Kirche erhielt den Namen „Friedenskirche zum heiligen Geist.“

Außer den oben erwähnten drei Friedenskirchen sollten nach dem westphälischen Friedensschlusse alle übrigen in den kleinern Städten und Dörfern der Erbfürstenthümer befindlichen Kirchen aufgehoben werden. Dieserhalb erging den 19. Dezember 1652 an die Oberamtsregierung zu Breslau, nicht an den lutherischen Präsidenten derselben, Oberlandeshauptmann Georg Rudolph zu Liegnitz, der kaiserliche Befehl, sämtliche evangelische Kirchen einzuziehen, und die Geistlichkeit derselben zu entlassen. Die Ausführung dieses Regulativs geschah im Dezember 1653 durch zwei vom Kaiser und vom Bischof autorisirte Kommissionen. Die Glogausche bestand aus dem Domprobst und dem Domdechant Machius, die Zauersche aus dem Obristleutnant Gurschwand, dem Erzpriester Steiner von Striegau und dem Breslauschen Kanonikus Rostok. Sie reisten unter militärischer Bedeckung, hatten auch eine Anzahl katho-

lischer Geistlichen bei sich, denen sie die weggenommenen Kirchen sofort übergaben. In den Fürstenthümern Schweidnitz und Zauer wurden im Ganzen 248 Kirchen genommen; im Fürstenthum Glogau 152; im Fürstenthum Breslau 94. Wieviel im Fürstenthum Münsterberg geschlossen wurden, darüber findet sich keine nähere Nachweisung. Sämmtliche Pfarrer in demselben mußten den 26. April 1653 zu Frankenstein erscheinen, wo ihnen die geistlichen Amtsverrichtungen untersagt und eine Zeit von vier Wochen zur Ausräumung ihrer Wohnungen gegeben wurde. Auf vieles Bitten erlaubte man ihnen noch während dieser kurzen Frist, die Kinder in den Pfarrwohnungen zu taufen und die Leichen bis auf den Kirchhof zu begleiten, aber keine Leichenrede dabei zu halten, auch wurde ihnen, da sie die Kirchen nicht mehr betreten durften, noch untersagt, den Zuhörern auf freiem Felde eine Abschiedsrede zu halten; sie mußten in der Stille abziehen. Es fiel bei der Wegnahme der Kirchen manche tragikomische Scene vor, wie aus den Protokollen hervorgeht, die über die einzelnen Kirchen geführt werden. An einzelnen Orten widersetzte man sich, und die Kommission hatte manche Berunglimpfungen, Spott und Neckerei von den Dorfbewohnern zu erdulden; die Gutsheerrschaften hatten sich bei Annäherung der Kommissarien meistens entfernt, auch die übrigen Bewohner mancher Dörfer flüchteten häufig in die nahen Wälder. Desterz mußten auch die Musketiäre und Reiter zu Hülfe gerufen werden.

Nicht genug, daß der Kaiser in den Erbfürstenthümern volle Macht ausübte,

er suchte dieselbe auch auf die mittelbaren Fürstenthümer und die Stadt Breslau auszu dehnen und diese in Betreff der Religionsfreiheit bis auf die Hofstätte und die Ringmauern, mit Ausschluß der Vorstädte einzuschränken. Auf ein von der Königin von Schweden und den evangelischen Reichsständen an den Kaiser gerichtetes Intercessionsschreiben erfolgte am 7. Mai 1654 die Antwort: „daß es nicht des Kaisers Absicht wäre, die bewilligte Religionsfreiheit der privilegierten Stände auf ihre Hofstätte oder die Ringmauern von Breslau zu beschränken.“ Jedoch verlor Breslau vier Ruralkirchen auf den Stadtdörfern, und die Protestanten, welche auf Stifts- oder Kloster-Jurisdiktionen wohnten, mußten sich des Friedensschlusses ungeachtet dem Reformationrecht unterwerfen. Besonders geschah dies auf den Stiftdörfern von Leubus und Trebnitz.

Während dessen suchte sich der Jesuitenorden in Schlesien eine bleibende Stätte zu erwerben. Einzelne Mitglieder hatten sich im dreißigjährigen Kriege bereits zu Glogau, Schweidnitz und Sagan niedergelassen, in Meisse waren sie schon im Jahre 1622 durch den Bischof Erzherzog Karl eingeführt worden. Die Breslauer erklärten sich gradezu gegen ihre Aufnahme. Indessen man dafür und dagegen stritt, gestattete der Prälat zu St. Matthias 1638 zwei Vätern, Johann Wanzin und Heinrich Pfeilschmidt, welche der Kammerpräsident von Schellendorf heimlich in die Stadt geführt hatte, den einstweiligen Aufenthalt im Stifte. Hierauf wies man ihnen die bisherige königliche Kammer, damals das kaiserliche Münzhaus, an, worin sie ihre

Wohnung nahmen und eine Schule für 12 Knaben einrichteten. Dieser Raum war ihnen aber für ihre Pläne zu beschränkt, und sie brachten es durch ihre Gönner am kaiserlichen Hofe so weit, daß ihnen das Minoriten Kloster und die Dorotheenkirche auf der Schweidnitzerstraße eingeräumt werden sollte. Als sich aber in dieser Absicht eine kaiserliche Kammer-Deputation in das genannte Kloster verfügte, die Minoriten auszuweisen, da widersetzte sich der zeitige Guardian, Pater Beaucourt, ein entschlossener Mann, weil der Befehl nicht vom Kaiser, sondern nur von dessen Beichtvater dem Jesuiten Hansen unterschrieben war. Zugleich ließ er Sturm läuten, worauf sich eine Anzahl Bürger versammelte. Die Minoriten riefen sie zu Hülfe, es entstand ein Tumult und die Kommissarien mußten sich eiligst entfernen. Tages darauf reiste der Guardian mit einer Gegenvorstellung zum Kaiser nach Prag. Die Minoriten behaupteten ihr Recht und behielten Kirche und Kloster. Da die Jesuiten aber dennoch einen Platz zur Anlegung eines Wohnhauses nebst Schule verlangten, so kam die Sandinsel dazu in Vorschlag, als sie aber zu bauen anfangen wollten, ergaben sich große Schwierigkeiten und selbst der Abt des Sandklosters widersetzte sich ihrer Ansiedelung auf seinem Territorio. So blieb die Sache ruhen, bis ihnen in der Folge (29. April 1671) vom Kaiser die Burg am Dberthore geschenkt wurde.

Am 9. Mai 1655 starb zu Warschau der Breslauer Bischof Karl Ferdinand. Die Vorliebe für sein Vaterland und seine Nation, die Abneigung des Kapitels und Unruhen des dreißigjährigen Krieges bewogen

ihn, in Polen zu bleiben, nachdem er zur Beforgung der bischöflichen Geschäfte eine Administration bestellt hatte. Er soll ein Vermögen von sieben Million Gulden hinterlassen haben, die sein Bruder König Johann Kasimir von Polen erbt. Das erledigte Bisthum erhielt auf Veranstaltung des kaiserlichen Hofes der Sohn des Kaisers Ferdinand II., Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, welcher sich im dreißigjährigen Kriege als tüchtiger Feldherr auszeichnete. Derselbe bekleidete schon eine Menge geistlicher und weltlicher Würden:

er war Erzbischof von Bremen, Bischof zu Straßburg, Halberstadt und Olmütz, Hoch- und Deutschmeister, Statthalter in den Niederlanden u., scheint sich aber des schlesischen Bisthums nur wenig angenommen zu haben.

Am 2. April 1657 starb Kaiser Ferdinand III.; sein bestimmter Nachfolger der erstgeborne Sohn Ferdinand, war ihm bereits im Tode vorangegangen, und es bestieg daher des Kaisers zweiter Sohn, Leopold, den erledigten Thron.

Kaiser Leopold I.

Von 1657 bis 1705.

Leopold I., welcher eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt war, folgte seinem Vater in der Regierung sämmtlicher Erbländer und auch in der Kaiserwürde, welche er 1658 im achtzehnten Jahre seines Alters erhielt.

Die Schlesier mochten voraussehen, daß er nicht persönlich zur Huldigung nach Schlesien kommen würde, und baten ihn, falls sich diese Vermuthung begründe, Kommissarien zu bestellen. Dies geschah auch. Die kaiserlichen Bevollmächtigten waren: der Oberlandeshauptmannschafts-Verwalter, Herzog Georg zu Brieg, der Kammerpräsident Graf Gaschin, der Oberamtskanzler Baron von Dyhern, der Oberamtsrath von Greifenstein und der Doktor Hefner. Die Bürgerschaft von Breslau holte die Kommissarien den 11. Juli 1657 zu Pferde ein, am nächstfolgenden Tage huldigten auf der kaiserlichen Burg die Fürsten, Stände und

Deputirten des Breslauer Rathes; den 13. Juli schwur die Bürgerschaft unter freiem Himmel, wobei der Doktor Hefner eine Anrede hielt. Von den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer wurde der Huldigungseid der dazu besonders ernannten Kommission zu Jauer geleistet.

Der junge Kaiser ließ sich die Regierung wenig angelegen sein, wodurch den Ministern freier Spielraum gegeben wurde, welche das von Ferdinand III. gegründete System, in Betreff der Unterdrückung der Protestanten, durchführten.

Die auswärtigen Mächte sahen neidisch auf die steigende Macht des Hauses Oesterreich, und eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, in welche Leopold verwickelt wurde, war das Resultat. Doch blieb Schlesien von auswärtigen Feinden befreit und fühlte die traurigen Folgen der Kriege nur in so fern, als es dazu bedeutende

Steuern und Beiträge entrichten mußte. Dabei mußte das Land auf seine eigene Sicherheit bedacht sein, Truppen werben und unterhalten, und Festungen bauen. In dem Kriege zwischen den Schweden und Polen sandte Leopold den letztern 16,000 Mann Hülfsstruppen, die meist aus Schlesiern bestanden, Krakau eroberten und dadurch den Frieden zu Oliva beförderten. Als Entschädigung der Kriegskosten erhielt der Kaiser die an den König von Polen verpfändeten Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zurück. Als im Jahre 1663 die Türken Ungarn überschwemmten und bis nach Olmütz in Mähren streiften, warb der Oberlandeshauptmann, Herzog Georg von Brieg ein Heer von 6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Roß; allein der kaiserliche Hof, welcher von dieser Werbung keine Kenntniß erhalten haben mochte, sah dies als eine Ueberschreitung der Hoheitsrechte an, verabschiedete die Offiziere und steckte die Gemeinen in die kaiserlichen Heere.

In so geringer Beziehung Schlesien um diese Zeit zum Auslande stand, so wichtig war dagegen seine innere Landesgeschichte. Im Jahre 1675 starb der letzte Zweig der schlesischen Piasten zu Liegnitz.

Von den drei Söhnen des im Jahre 1633 verstorbenen Herzogs Rudolph war Ludwig IV. von Liegnitz im Jahre 1663, und Georg von Brieg im Jahre 1664 ohne Erben gestorben, und es vereinigte der dritte Bruder Herzog Johann Christian von Wohlau die drei Fürstenthümer.

Herzog Johann Christians Regierung wurde durch eine Religionsstreitigkeit merkwürdig. Der herzogliche Hof bekannte sich zur reformirten Religion, was die Land-

stände und ihre Geistlichkeit, welche der lutherischen Lehre beipflichteten, mit der Besorgniß erfüllte, es möchte sich die Religion des Hofes nach und nach auch auf dem Lande verbreiten. Die Sache kam durch folgenden Umstand zu einem gefährlichen Ausbruch: Schon Herzog Ludwig von Liegnitz hatte seinem reformirten Hofprediger Schmettau die Aufsicht in geistlichen Sachen über das Fürstenthum aufgetragen und des Herzogs Bruder und Nachfolger, Christian, ernannte den Prediger gar zum Superintendenten. Einige Eiferer, und unter diesen namentlich ein gewisser Friedrich von Schellendorf, sahen in dieser Standeserhöhung den Umsturz des Glaubens ihrer Väter vor Augen. Schellendorf wurde vom Herzog als ein Aufwiegler festgenommen und nach Brieg geführt, aber, da dieses Verfahren der Landesverfassung zuwider war, von der Regierung wieder in Freiheit gesetzt. Die streitige Angelegenheit kam vor den Kaiser, welcher die Sache zum Besten der Lutheraner entschied, worauf der Herzog aus Liebe zur Ruhe den Superintendenten Schmettau seines Dienstes entließ. Schellendorf führte seine Sache gegen den Herzog vor einem Gericht von zwölf Liegnitzschen Edelleuten, gewann den Prozeß und wurde von der dem Herzoge zu leistenden Abbitte freigesprochen.

Herzog Christian starb den 28. Februar 1672 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Georg Wilhelm, welcher erst zwölf Jahre zählte. Lange vergeblich hatte man dem Herzoge Christian einen Erben gewünscht, weil man fürchtete, daß die geliebte Familie der Piasten aussterben möchte, und es war daher die Freude über

die Geburt des Prinzen, den 29. September 1660 um so allgemeiner. Nach dem Willen der Eltern sollte der Neugeborene den so treffenden Vornamen Piast erhalten, allein der Hofprediger Ursinus wendete ein, daß dieser Namen nicht im Kalender stehe.

Die geistige Ausbildung des jungen Prinzen, der schon früh die trefflichsten Anlagen zeigte, wurde zeitig begonnen. Den größten Antheil an seiner sittlichen Bildung schreiben die Zeitgenossen seiner Mutter, der Herzogin Louise aus dem Hause Anhalt zu. Seine Menschenliebe wird allgemein gerühmt; oft wenn sein Vater über die Fehler seiner Hofleute erzürnt war, soll er ihn durch kindliche Liebkosungen besänftigt und ihnen Verzeihung erbeten haben. Seine schnellen Fortschritte in den Sprachen erwarben ihm in der frühesten Jugend großen Ruhm. Der Kaiser Leopold schickte ihm sein in Gold gefaßtes Bild an einer goldenen Kette, um ihm seinen Beifall zu bezeugen, und fällte von des Herzogs Mutter das Urtheil: Das ist die rechte Mutter zu einem solchen Sohne. Sie besaß Geistes-Gaben, die einzeln bei ihrem Geschlecht selten gefunden werden, in sich vereinigt.

Als diese Fürstin den Tod ihres Gemahls herannahen sah, beeilte sie sich, den zwölfjährigen Sohn zu entfernen, indem sie ihn den Tag vorher auf die Universität Frankfurth schickte. Mehrere schlesischen Fürsten hatten diese Universität besucht und einige das Rektorat bekleidet, und es zeigt die Uebertragung sowohl als die Annahme dieser Würde von der Achtung und Liebe, welche die Herzöge gegen die Wissenschaften hegten, und von dem Vertrauen, welches die Gelehrten auf die Herzöge setzen durf-

ten. Diese Eilfertigkeit, womit Louise die Abreise beschleunigte, ließ bald noch eine andere Absicht als die Beförderung der Ausbildung ihres Sohnes errathen. Der schon jetzt so geliebte und geachtete künftige Regent sollte den Unterthanen nicht immer vor Augen bleiben. Die Herzogin hoffte dann nur ihre vormundschaftliche Regierung zu sichern, und in seiner Abwesenheit vielleicht zu verlängern.

Der junge Herzog erwarb sich in Frankfurth den Ruhm, er sei so wie am Range auch an Kenntnissen der Erste unter den Studirenden. Er blieb nur 6 Monate dortselbst; die Mutter rief ihn nach Brieg zurück, wo er noch zwei Jahre ungestört und unausgesezt der Geschichte und den Staatswissenschaften sich widmete. Der Herzog von Braunschweig, Ferdinand Albrecht, der 1674 in Brieg war, äußerte, so wenig ihn auch andere Rücksichten zum Lobredner des jungen Herzogs zu machen schienen, seine Bewunderung über den Verstand, den er zeigte.

Die Herzogin bemühte sich zwar, den Ständen sowohl als dem Volke die Verwaltung angenehm und erwünscht zu machen, und beiden manche Beweise ihrer Zuneigung zu geben, sie erreichte aber nicht den Zweck. Sie fand Gegner und Widerspruch. Die Ausländer, welche sie zu großen Theil an der Regierung nehmen ließ, reizten die Eifersucht der Schlesier. Man hoffte durch die Regierung des jungen Fürsten, alles Mißfällige und die Personen, die es veranlaßt hatten, bald entfernt zu sehen. Auch die Herrschaft seines Hofmeisters, des fürstlichen Raths Bon, der nach der Rückkehr von der Akademie fort-

fuhr, den jungen Prinzen gebieterisch zu behandeln, und von der Herzogin selbst darin unterstützt, so weit ging, daß er ganz in die Einsamkeit zog, um ihm nach seiner Willkühr Gesetze vorzuschreiben. Umsonst waren die Vorstellungen der Vormünder, fruchtlos war ihr Versuch, ihn zu entfernen und dem Prinzen einen andern Hofmeister zu geben. Die Stände drangen nun in den Kaiser, ihm, obgleich er erst 14 Jahr alt war, die Regierung zu übertragen. Zu diesem Ende zog er 1675 den 14. Februar nach Wien, wo sein einnehmendes Wesen und seine Beredsamkeit durch einen hohen Wuchs und persönliche Anmuth unterstützt, ihn daselbst zum Gegenstand des allgemeinen Lobes und Entzückens machte. Leopold unterhielt sich mit ihm über Staats-Angelegenheiten, und war von den Einsichten des jungen Herzogs so eingenommen, daß er ihn nicht nur für mündig erklärte und ihm die Beilehnung erteilte, sondern ihm auch den Vorsitz bei den schlesischen Fürstentagen zu Breslau beistimmte. Viel Verstand und Wit zeigte eine Antwort, die der junge Prinz, in Gegenwart des kaiserlichen Hofes, auf die Frage: „welches die beste Religion sei?“ gab: Gott und dem Kaiser treu zu sein!

Georg Wilhelm kehrte nun nach Schlesien zurück und empfing die feierliche Huldigung der Stände zu Liegnitz, Brieg und Wohlau. Seine Mutter war über diese allgemeine Freude des Landes höchst unzufrieden, sie begab sich deshalb auch in diesem Unwillen mit ihrer Tochter, der Herzogin von Holstein auf Reisen.

Alein die Freude der Unterthanen dauerte nur kurze Zeit. Der jugendliche

Herzog starb zu Brieg nach sechstägiger Krankheit, 1675 den 21. November, eines Donnerstags, an den bössartigen Blattern, und es ist merkwürdig, daß grade 900 Jahre vorher der Stammvater Piast geboren wurde, welcher den Polen 24 Könige und mehrer Fürsten, Schlesien 123 Herzöge gegeben hatte.*)

In Polen erlosch der piastische Stamm mit dem König Kasimir, welcher sich den Beinamen des Großen erwarb, und Herzog Georg Wilhelm, so kurze Zeit er auch glänzte, beschloß in Schlesien schon als Jüngling sein Leben mit Ruhm und Ehre.

Man war damals in Schlesien gewohnt, alles Unglück den Jesuiten zuzuschreiben; sie wurden daher auch jetzt beschuldigt, den Tod des jungen Herzogs beschleunigt zu haben. Es fehlen jedoch alle Beweise.

Zwei Monate vor seinem Tode bestieg Herzog Wilhelm mit seinem Gefolge den Gröbzigberg, ließ Musik kommen und gab den Landleuten auf dem Schloßplatze einen Tanz und freien Trunk. Ein alter Mann

*) Gegen Michaelis (1675) machte der Herzog Anstalten zur Feier seines Geburtstages, als in der Kogenauer Haide, auf den Gütern des Herrn von Stosch, ein Glendthier gefangen und der herzoglichen Tafel als eine Seltenheit verehrt wurde. Das hielt die Umgebung des Herzogs für keine gute Vorbedeutung und der Erfolg veranlaßte das Sprichwort:

Das Glend am Epieß
Weißagte großen Miß.

Einige Stunden vor seinem Tode erzählte er einen eben gehabt Traum: er sah sich nämlich auf einem kristallinen Berge, von wo aus er in die Lüfte gehoben wurde. „Si das war schön“, sagte er, „das war allzu schön, das wird mein letzter Traum sein!“ Bald darauf schlummerte er auf ewig ein.

aus Gröbzig, welcher 1758 im 94ten Jahre starb, hatte ihn noch gesehen, und erzählt, der Herzog (er war im fünfzehnten Jahre) habe sehr blaß ausgesehen, und sei mit einem dunkelblauem Wamms und langen Hosen bekleidet gewesen.

Als Regent erndtete er die Liebe und Anhänglichkeit aller derer in großem Maaße, die ihm nahten. Obgleich noch jung, verachtete er Schmeicheleien und entlarvte oft die Verstellung. Seinen Rätthen, Männern, die von dem Zustande des Landes vollkommen unterrichtet waren, traute er nie mehr, als sich selbst. Wohlwollend und leutselig sprach er mit jedem. Konnte er eine Bitte nicht erfüllen, so milderte er gern durch seine Leutseligkeit das Unangenehme der abschläglichen Antwort. Er unterstützte Nothleidende, belohnte das Verdienst und opferte den Forderungen der Unterthanen oft das Interesse seiner Finanzen auf. Er selbst war als ein Weiser mäßig im Genuß; der Schlaf und die Tafel nahmen ihm nur die nöthigste Zeit. Er verachtete den Prunk und die Wollust. „Die Rezerie unserer vererbten Zeit,“ sagt Lohenstein, „konnte schwerlich seine sorgfältigen Dhren vorbeistreichen lassen: daß die Nachhängung der Wollust ein Zeitvertreib aufgeweckter Leute wäre. Ihnen und andern liebte seine üppig gebaute schöne Liebesgestalt. Der Hof bot sich ihm zur Gelegenheit und das Glück zur Kupplerin an.“ Sein liebster Zeitvertreib war die Jagd und er stiftete deßhalb den Orden des goldenen Hirsches. Die Gerechtigkeitspflege beförderte er durch Beschleunigung ihres Lauses und entwarf selbst einen Plan zur Verbesserung der Landesgesetze.

Des Herzogs letztes Regierungsgeschäft war ein Brief, den er sterbend an den Kaiser diktierte und unterschrieb: „Ich bin zwar der allerunterthänigsten Hoffnung und Vorsages gewesen, Ihrer kaiserlichen Majestät und derer gloriwürdigsten Erzhaufe mich durch langwierige und getreue Dienste wohlgefällig zu machen, und dieses, was in meiner Jugend annoch nicht zu thun vermochte, mit zunehmendem Alter in desto vollkommener Devotion derselben darzustellen. Es scheint aber, daß bei meiner jetzigen Unpäßlichkeit der Allerhöchste seinem unerforschlichen Gutbefinden nach, dieses durch meinen frühzeitigen Tod zu unterbrechen, und mich, ehe ich fast den rechten Anfang dieses meines getreuen Vorhabens machen können, dieser Sterblichkeit hinwieder zu entnehmen gemeint sei. Dieser himmlische Rathschluß nun, wie er auch die, so solchen zu folgen beschwert sei, wider ihr Belieben nach sich ziehet, also nehme ich, weil ich jederzeit des Allerhöchsten Willen für meine einzige Richtschnur geachtet, selbige mit unerschrockenem und willigem Gemüthe an: ehe und bevor ich aber solche Schuld der Natur bezahle, so will ich hie mit, nebenst unsterblichem Danke für allen meinem Hause und mir erzeugten kaiserlichen Schutz, Huld und Gunst dasjenige, was Ihre kaiserlichen Majestät die Rechte nach meinem Tode zueignen, zu den Füßen allergehorsamst niedergelegt haben, Ihre kaiserlichen Majestät dieses einzige, um dero selbsteigenen kaiserlichen Flor und Aufnehmen wegen allerunterthänigst ersuchend, daß Ihre kaiserliche Majestät geruhen wollten, Ihre nicht allein meine Frau Mutter und Frau Schwester, sondern auch meinen

Better, den Grafen August von Liegnitz, (dem nicht allein die anderweitige Unfähigkeit, als vielmehr die hinterlassene ausdrückliche Provision meines Herrn Vaters anjeko die Lehnfolge zweifelhaft macht,) als auch meine getreuen Diener zur gerechtesten Beobachtung und Manutenez empfohlen sein zu lassen, vornemlich aber meine Unterthanen bei ihren Privilegien und bisherigen Glaubensübungen in kaiserlicher Huld und Gnaden allergnädigst zu erhalten, wünschend, daß der Allerhöchste Ihro kaiserlichen Majestät die Jahre, welche sein göttlicher Wille mir verweigert, dafür in Gnaden zusetzen, und an derselben hochloblichen Erzhaufe meinen sich jeko ereignenden Periodum fatalem nimmermehr verhängen, sondern dero selben männliche Erben kein Ende und Ihrer Macht und Siege kein Ziel lassen wolle.“

Kaiser Leopold ehrte den Willen des Sterbenden und erfüllte seine rührende Bitte.

Der Kaiser erklärte nun die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau als offene Lehen, verwandelte sie in Erbfürstenthümer und ließ sie durch Landeshauptleute verwalten. Noch gab es zwar einen Sprößling aus dem piastischen Hause, den Freiherrn August von Liegnitz, aus der zweiten Ehe des Herzogs Johann Christian. Derselbe war inmittelst vom Kaiser in den Grafenstand erhoben und ihm die Herrschaft Kanterisdorf zuerkannt worden; er starb schon 1679 ohne Erben. Nun meldete sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und machte kraft der zwischen dem Brandenburgischen und Liegnitzschen Hofe geschlossenen Erbverbrüderung Ansprüche.

Allein der kaiserliche Hof, welcher die zunehmende Größe des Brandenburgischen Hauses mit eifersüchtigen Augen verfolgte, fühlte sich nicht geneigt, einen so mächtigen protestantischen Reichsstand zum Nachbarn seiner Erbländer zu haben, es kam daher nach langem Zögern zu einem Vergleiche, in welchem der Kurfürst gegen Abtretung der Ansprüche auf Liegnitz, Brieg und Wohlau und Jägerndorff und Uebernahme einer Schuldsforderung von 14,000 Reichsthalern den von seinem Gebiete eingeschlossenen Schwibuser Kreis mit allen Hoheitsrechten als böhmisches Lehn erhielt. Die Uebergabe erfolgte am 14. August 1686 mit allen Formalitäten. Auf einem Fürstentage, welcher durch das Oberamt zusammen berufen wurde, um die Abtretung bekannt zu machen, äußerte sich ein allgemeiner Unwille. Die Stände befürchteten nämlich, daß durch Abtretung dieses Kreises, weil das Steuerkataster einen Ausfall von 73134 Reichsthaler erleide, nun diese betreffenden Lasten den übrigen Ständen möchten auferlegt werden. Schon in alten Zeiten, hieß es, wären Districte von Schlesien zu Mähren, Glas zu Böhmen, später Krossen und Züllichau zu Brandenburg gezogen worden. Durch fernere Veräußerungen, ohnehin den Landes-Privilegien zuwider, mehrten sich die Lasten der Stände. Man reichte dieserhalb eine Bittschrift an den Kaiser ein, worin gebeten ward, die jährlichen Steuerforderungen nach dem Ausfall von Schwiebus zu reguliren, die bisher von diesem Kreise prästirte Summe nicht den übrigen Ständen aufzubürden, auch für die Erhaltung des katholischen und lutherischen Gottesdienstes unter einem re-

formirten Landesherrn Sorge zu tragen.— Dem kaiserlichen Hofe war es aber mit Abtretung von Schwiebus nicht so ernst gemeint, denn gleichzeitig wurde mit dem Kurprinzen ein Vergleich abgeschlossen, in welchem sich derselbe unterm 18. Februar 1686 durch Unterschreibung eines Reverses verpflichtete, bei erlangter Regierung das Schwiebuser Land gegen die Herrschaften Neversstatt und Gimborn oder gegen 100000 Speziesthaler wieder abzutreten. Die Zurückgabe erfolgte durch Friedrich III. am 10. Januar 1695 gegen Empfang von 250,000 Gulden und des ausgestellten Reverses. Als die Brandenburgischen Räthe Einwendungen machen wollten, sprach der Kurfürst: „Ich halte mein Wort, allein das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen in der Regierung überlassen, die ich durch meine gegenwärtige Handlung nicht verbinden kann.“ Die Hauptursache zur Abtretung dieses Ländchens mochte wohl darin liegen, daß man auf kaiserlicher Seite dem Kurfürsten mit Verschaffung der königlichen Krone geschmeichelt hatte.

Die einzigen evangelischen Fürsten in Schlesien waren nur noch die Herzöge zu Dels. Herzog Sylvius Nimrod hinterließ bei seinem Tode 1664 vier minderjährige Prinzen, Karl Ferdinand, Sylvius Friedrich, Christian Ulrich und Julius Sigismund, über welche die verwitwete Herzogin Elisabeth Maria die Regenschaft führte. Bei der Großjährigkeit dieser jungen Fürsten, von denen der älteste 1672 gestorben war, theilten sie diese schlesischen Fürstenthümer in drei Theile, dergestalt, daß der älteste Dels, der zweite Bernstadt, der dritte

Medzibor und Trebnitz erhielt. Die Herrschaft Sternburg wurde 1693 verkauft. Julius Sigismund erhob das Dorf Dreske zu einer Stadt und gab ihr den Namen Juliusburg; er starb als der erste von seinen Brüdern (1684) mit Hinterlassung eines zweijährigen Prinzen Karl. Als Sylvius Friedrich zu Dels 1679 kinderlos starb, erhielt einer mütterlichen Anordnung zufolge Christian Ulrich von Bernstadt den Delsnischen, Karl den Bernstädtischen Antheil, der Trebnitz-Medziborsche wurde unter Beide getheilt. Herzog Christian Ulrich von Dels starb im Jahre 1704 und hinterließ zwei Prinzen, Karl Friedrich und Christian Ulrich.

Der Herzog von Sagan, Wenzel Eusebeus von Lobkowitz, war wegen einer unüberlegten Spöttelei, die er sich über die Kaiserin erlaubt hatte, durch eine Kabinetts-Sentenz (1674) auf immer vom kaiserlichen Hofe verbannt und auf seine Herrschaft Raudnitz in Böhmen verwiesen worden. Zurückgezogen vom Geräusch der Welt lebte er hier frohen Muthes bis an seinen Tod (1677). Um sich stets an den Wechsel und die Launen des Glücks zu erinnern, ließ er sich ein Zimmer einrichten, dessen eine Hälfte mit prächtigen Tapeten und kostbaren Geräthschaften geziert war, die andere Hälfte aber eine schlechte Bauernhütte vorstellte. Seine Grabchrift, die er sich in lateinischer Sprache selbst entwarf, lautet: „Ich war Graf, Fürst, Herzog; bin Staub, Schatten, nichts.“ Er hinterließ einen Sohn Ferdinand August Leopold.

Das Fürstenthum Teschen erhielt 1702 der Herzog Leopold Joseph Karl von Lothringen.

Die bestehenden freien Standesherrschaften wurden durch eine fünfte, Ober- und Niederbeuthen, (1679) vermehrt.

Der bischöfliche Stuhl verlor im Jahre 1662 seinen Oberhirten, den Erzherzog Leopold Wilhelm und bald darauf im Jahre 1664 dessen Nachfolger, Erzherzog Karl Joseph, von nicht mehr als 15 Jahren. Die bischöfliche Würde erhielt jetzt wieder Erwarten, hauptsächlich auch deshalb, weil kein Prinz mehr zu versorgen war, ein Schlesier, Namens Sebastian Rostock, Sohn eines Schmieds aus Grottkau, welcher sich durch seinen Amtseifer auszeichnete, und dem Hofe bekannt war. Im dreißigjährigen Kriege hatten ihn die Schweden zu Reisse, wo er Stadtpfarrer war, gefangen genommen und nach Stettin geführt. Hier schmachtete er längere Zeit im Kerker, nach seiner Befreiung und nach beendeten Kriege war er Kommissarius bei der Wegnahme der evangelischen Kirchen in den Erbfürstenthümern Schweidnitz und Jauer. Dem Rudolfschen Privilegium vom Jahre 1608 zuwider erhielt er 1664 nach dem Tode des Herzogs Georgs III. die Oberlandeshauptmannswürde. Rostock beförderte nicht bloß 1668 die Gegenreformation im Saganischen, sondern setzte auch durch, daß die Stadt Breslau, welche die katholische Religion von allen Stadträthen ausschloß, die lange vor der Reformation aufgehobene Frohnleichnamsprozession durch die Stadt zu führen wieder erlauben mußte. Gleichzeitig wurden neue Mönchsorden in der Stadt angelegt.

Die Protestanten, denen sämtliche Kirchen genommen worden, verloren auch die Schullehrer, ohne daß den Einwohnern die Erlaubniß erteilt wurde, ihre Kinder

im Auslande unterrichten zu lassen. Oft hielten sie unter freiem Himmel in abgelegenen Gegenden ihren Gottesdienst, und versammelten sich um einen der im Geheimen in der Nähe sich aufhaltenden Prediger. Seit dem Jahre 1669 mußten sie auch die katholischen Feiertage mithalten, und selbst der Hausgottesdienst aus evangelischen Büchern war untersagt. Die gemischten Ehen wurden theils gänzlich verboten oder sehr erschwert.

Bischof Sebastian Rostock starb im Jahre 1671 am Schlage. Ihm folgte als Bischof der Prinz Friedrich von Hessen-Darmstadt, welcher in seiner Jugend zur katholischen Religion übergetreten und hierauf zum Kardinal und Protektor der deutschen Nation in Rom ernannt worden war.

Oberlandeshauptmann war zu dieser Zeit der Fürst Wenzel von Lobkowitz, nach seiner Verbannung vom Hofe erhielt diese Würde (1674) der obengenannte Bischof von Breslau, welcher die Oberlandeshauptmannschaft während seiner Abwesenheit bis zum Jahre 1678 durch einen Oberamtsdirektor, den Grafen von Schafgotsch, das Bisthum durch den Weihbischof Reimann verwalten ließ. Ein dauerndes Andenken an diesen Bischof ist die von ihm an der Domkirche erbaute prächtige Kapelle, zu Ehren seiner Ahnin, der h. Elisabeth von Hessen. Als Oberlandeshauptmann übte er strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und Religion. Während seiner Regierung wurde in Breslau das Franziskaner-Kloster errichtet, in Wohlau und Strenz siedelten sich die Karmeliter an.

Für das erledigte Bisthum wählte das Domkapitel den Bischof von Olmütz; allein

der kaiserliche Hof hatte bereits in dem Pfalzgrafen Wolfgang aus dem Neuburgschen Hause den Nachfolger des Cardinals bestimmt. Noch widerlegte sich das Kapitel; als sich aber der Bischof von Olmütz seiner Rechte begab, und der Pfalzgraf starb, so wählte das Kapitel den Bruder des Verstorbenen, Pfalzgrafen Franz Ludwig. Derselbe errichtete im Jahre 1700 das bischöfliche Vicariats-Amt, nachdem er bereits im Jahre 1693 einen besonderen General-Vicar ernannt hatte.

So nachsichtig auch dieser Bischof gegen die Protestanten war, so wurden die Religionsbedrückungen dennoch mit aller Strenge fortgesetzt, aber keine Macht war im Stande, diese Glaubensgenossen gänzlich zu verdrängen; in Oberschlesien, besonders in den Städten Oppeln, Ratibor und Teschen war ihre Zahl freilich nur sehr gering, welches daher kam, daß die Menschenzahl im Verhältniß zu Niederschlesien nicht so groß, und nur selten ein Dorf von den Gräueln des dreißigjährigen Krieges verschont geblieben, fast alle aber gänzlich vernichtet worden waren.

Die Würde der Oberlandeshauptmannschaft bekleidete nach dem Tode des Cardinals der Deutschmeister Johann Kaspar von Ampringen, den der Kaiser, um den

Wladislawischen Privilegien zu genügen, in den Fürstenstand, und seine Herrschaft Freudenthal in Mähren zu einem Fürstenthum erhob. Seine Verwaltung in Schlesien war unerheblich und von kurzer Dauer. Er starb im Jahre 1684, worauf der Bischof Franz Ludwig Oberlandeshauptmann ward, der die Geschäfte dem Oberamtskollegium überließ.

Kaiser Leopold wurde am Ende seiner Tage wegen der spanischen Erbfolge des Hauses Oesterreich in einen hartnäckigen Krieg mit Frankreich verwickelt, der um so gefährlicher war, weil es den Feinden darum zu thun war, die unterdrückten protestantischen Ungarn, deren Hülfe er so nöthig hatte, zu einem furchtbaren Aufruhr zu bewegen. Nur durch Hülfe der Engländer, Holländer und meisten protestantischen Deutschen rettete Leopold seine Länder.

Leopold starb den 5. Mai 1705, sein schlichter, ehrlicher, deutscher Sinn war den Großthaten, die seiner harften, nicht gewachsen, und seine politische Größe tritt gänzlich in den Hintergrund, und wenn man ihm den Namen des Großen beilegte, so war es, wenn keine Ungerechtigkeit, doch nur eine bloße Schmeichelei, die Geschichte hat diesen unverbienten Beinamen wieder ausgelöscht.

Kaiser Joseph I.

Von 1705 bis 1711.

Joseph, der älteste Sohn Leopolds, folgte seinem Vater auf dem böhmischen, ungarischen, und auch auf dem kaiserlichen Throne. Er zeigte aufgeklärtere Grundsätze

in der Staatsverwaltung, mehr Thätigkeit bei Leitung der Regierungsgeschäfte als sein Vorgänger, war überhaupt auch höchst tolerant in Bezug auf Religionspartheien.

Die Kriege mit Ungarn und Frankreich setzte er mit glücklicherem Erfolge fort, mischte sich nicht in den nordischen Krieg, welcher sich bis nach Polen, an die Grenze Schlesiens gezogen und erhielt dadurch der letztern Provinz den Frieden, dessen sie so sehr bedürftig war.

Karl XII., König von Schweden, durchzog als Ueberwinder der Polen, Dänen und Russen die polnischen Lande und setzte seinen Rückzug durch Schlesien nach Sachsen fort, wo er den König August von Sachsen zwang, zu Gunsten des Stanislaus dem polnischen Throne zu entsagen. Bei diesem Durchzuge, der dem siegenden Karl füglich nicht verwehrt werden konnte, nahmen die protestantischen Schlesier den Augenblick wahr, dem Gewaltigen, der sich als erster Gerant des westphälischen Friedens allerdings um den Religionszustand in Schlesien bekümmern durfte, um Hülfe und Beistand gegen die jenem Frieden zuwiderlaufenden Bedrückungen anzusprechen. Karl, ein eifriger Lutheraner und bauend auf seine Macht und sein weltberühmtes Ansehen, glaubte dem Kaiser einige Bedingungen vorschreiben zu dürfen, und versprach den Bittenden seinen Beistand. Dessen versichert reichten die Protestanten sofort beim Kaiser über die Kränkung ihrer Gerechtsame eine Beschwerdeschrift ein, wie sie früher nie berücksichtigt worden, und selten zu Händen des Landesherrn gelangt war. Der Hauptinhalt derselben ist: „In vielen Orten wurden die evangelischen Unterthanen gezwungen, dem katholischen Gottesdienste wider ihrem Willen und Gewissen beizuwohnen. Vermöge eines neuerlichen Befehls der Keftissin zu St. Clara in

Breslau an die evangelischen Gemeinden zu Kristau, Neukirch und Döwig im Fürstenthum Breslau sollten alle in diesem Kirchspiel befindlichen Waisen, ferner alle diejenigen Kinder, deren Eltern eines katholisch wäre, so wie auch die sämmtliche Jugend unter 15 Jahren in die Kirche zum Unterricht in der katholischen Religion geschickt werden. Auch sollten von evangelischen Familien wenigstens eins dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen, widrigenfalls ihre liegenden Gründe binnen einem Vierteljahre verkauft werden würden. — Sie beklagten sich ferner, daß andere katholische Herrschaften sich nicht damit begnügten, ihre evangelischen Unterthanen in die Kirchen und Messen zu nöthigen, sondern dieselben auch zwängen, den öffentlichen Prozessionen entweder in Parade mit Ober- und Untergewehr, oder auch begleitungsweise beizuwohnen; die adlichen evangelischen Stände über die Monstranz den Himmel zu tragen, ja wohl auch dieser Monstranz allerhand ihrem Glauben zuwiderlaufende Beweise der Ehrfurcht zu erzeigen. — In Ansehung der adlichen Pupillen sei eine geheime kaiserliche Instruktion vorhanden, vermöge welcher dieselben unter katholische Vormünder gesetzt würden. Doch nicht genug, wenn Eltern ihre Kinder wegen Mangel an evangelischen Schulen auswärtig geschickt hätten, würden sie zurückberufen, und Mütter und Verwandte durch Geld und Gefängnißstrafe gezwungen, die auswärtigen Mündel zu stellen und dieselben in der katholischen Religion erziehen zu lassen. — Es wäre ihnen verboten, ohne Erlaubniß des kaiserl. Oberamts in Breslau ihre Beschwerden vor den kaiserlichen

Thron zu bringen, und müßte dem Oberamt allemal zuvor die Sache, welche man dort suchen wollte, vorgelegt werden. Würde nun diese Erlaubniß dort verweigert, so sei es ihnen zwar erlaubt, ihr Gesuch bei Hofe vorzutragen, das Oberamt müßte aber jedesmal seine Gründe, warum es seine Einwilligung dazu versagt habe, mit einschicken. Dadurch verlaufe nicht allein viel Zeit, sondern da diese Beschwerden wesentlich wider die Bedrückungen des Oberamts selbst gerichtet wären, so sei es natürlich, daß an keine Abhelfung derselben zu denken, und ihr Bitten und Flehen immer vergebens sei. — Auch sollte ihnen zwar unversehrt sein, ihre Tausen und Trauungen außerhalb in protestantischen Kirchen verrichten zu lassen; man gestatte dies aber nicht, selbst wenn die Gebühren an ihre Pfarrkirche gezahlt würden; theils wurden diese Gebühren auch willkürlich gesteigert, theils die Erlaubniß ganz verweigert, große Geld und Gefängnißstrafe trafe diejenigen, welche diese geistlichen Verrichtungen ohne Erlaubniß vollziehen ließen. Ja sogar die andernwärts Getrauten, zwänge man, sich nochmals trauen zu lassen. Den Kranken würde der Zuspruch evangelischer Geistlichen versagt und bei Todesfällen den Aeligen die Beisetzung in die von ihnen erbauten Gräber verweigert. — Die begüterten Witwen und unverheiratheten Personen würden zu katholischen Heirathen gezwungen. Auch würde die Erlaubniß dazu nur dann gegeben, wenn sich der evangelische Theil zum Uebertritt zur katholischen Religion erkläre. — Die Evangelischen wurden von aller Verwaltung öffentlicher Aemter ausgeschlossen, es sei denn, daß kein katho-

lisches Subject dazu vorhanden wäre. Bei Prozessen zwischen Katholiken und Protestanten sei an Unpartheiligkeit nicht zu denken. Bei Verkaufung der Grundstücke sei verordnet, daß ein Katholischer, wenn er es verlange, allezeit die Vorhand haben müsse, und wenn auch der Kauf schon geschlossen wäre, sei er befugt, den evangelischen Käufer davon abzutreiben. Evangelische Stiftungen würden nicht nur auf Katholiken ausgedehnt, sondern die Protestanten auch wohl gänzlich davon ausgeschlossen. Auch wurde ihnen der Verkauf ihrer Güter untersagt, und die sonst freigelassene Emigration, wenn sie Vermögen hätten, an einigen Orten verweigert, und hätten sie keins, so würde ihnen dieselbe wider Willen auferlegt. Die Gerichtsämter beriefen sich dann 'auf besondere kaiserliche Verordnungen dazu, welche ihnen aber niemals mitgetheilt wurden."

Dieses waren die Hauptbedrückungen, welche man dem Könige von Schweden gleichzeitig vorgetragen hatte, und denen abzuhelpen der Kaiser Joseph, wegen seines Dulbungsgeistes sich geneigt fühlte. Insofern er die Angelegenheiten durch seinen Gesandten den Grafen Bratislaw von Nitrowiz in dem schwedischen Hauptquartier zu Altranstadt bei Leipzig verhandeln lassen mußte, war es freilich eine Demüthigung für ihn. Allein er setzte sich über die Bedenlichkeiten hinweg, da ihm der Frieden über alles galt, und einer für seine Erbstaaten verderblicher Religions-Krieg leicht zu erwarten stand; denn Karl hatte gleichsam auf Exekution einen Theil seines siegreichen Heeres in Niederschlesien stehen lassen. Am 21. August 1707 kam zwi-

schen beiden Souverainen folgender Vertrag zu Stande, welcher in der Kirchengeschichte unter dem Namen Altranstädtische Convention Epoche macht, und dessen erster Artikel in elf Paragraphen allein von Schlesiens Religions-Versaffung handelt: „Das freie Religionsexercitium in Schlesien, welches den schlesischen Fürsten, Grafen, Freiherren von Adel und ihren Unterthanen, wie auch denen der Augsbургischen Confession zugethanen Städten, Vorstädten und Dörfern in dem Osnabrückischen Frieden erlaubt worden ist, soll nicht allein ungehindert und ungefränkt verbleiben, sondern auch dasjenige, was wider den wahren Verstand des Osnabrückischen Friedensschlusses neuerdings anzutreffen oder eingeführt worden ist, soll auf nachgesehete Weise verbessert werden. 1) Die Kirchen und Schulen in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg, Münsterberg und Oels, wie auch in der Stadt Breslau und den übrigen Städten, Vorstädten und Dörfern, welche nach dem westphälischen Frieden weggenommen worden, sie mögen entweder schon den Katholiken eingeräumt oder nur gesperrt sein, sollen in den Stand, wie sie zur Zeit jetztgedachten Friedensschlusses gewesen, wiedergesetzt, und den Augsburgischen Confessionsverwandten mit allen dazu gehörigen Rechten, Freiheiten und Einkünften, liegenden Gründen und andern Gütern binnen sechs Monaten aufs längste, oder noch eher wieder eingeräumt werden. 2) Den Gemeinen, welche ihre Kirchen bei den Städten Schweidnitz, Zauer und Glogau haben, soll nicht allein frei stehen, so viel Geistliche anzustellen, als sie zur Verrichtung ihres Gottesdienstes nöthig haben, son-

dern auch zur Auferziehung ihrer Kinder bei ihren Kirchen Schulen zu haben und aufzurichten. 3) In den Orten aber, wo das öffentliche Religionsexercitium der Augsburgischen Confession verboten ist, soll Niemanden verwehrt werden, den Gottesdienst friedlich und bescheiden in seinem Hause, vor sich, seine Kinder und Hausgenossen zu verrichten, und auch die Kinder in auswärtigen Schulen seiner Religion oder durch Präceptores zu Hause unterrichten zu lassen. Es soll auch kein Augsburgischer Confessionsverwandter in Schlesien gezwungen werden, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen, in ihre Schulen zu gehen, katholisch zu werden, oder katholische Pfarrer zu ministerialischen Actibus, als Trauen, Taufen, Begraben, das h. Abendmahl halten oder andern dergleichen zu brauchen; sondern es soll Jedermann freistehen, zu Vollziehung jekgenannter Handlungen in die benachbarten Orte innen oder außer Schlesien, wo das Augsburger Religionsexercitium getrieben wird, sich zu begeben; jedoch, daß dem ordentlichen Pfarrer des Orts dasjenige entrichtet werde, was ihm diesentwegen nach allem Brauche zukommt. Es soll auch den augsburgischen Confessions-Geistlichen nicht verwehrt werden, auf Erfordern ihre unter katholischer Jurisdiction wohnenden Religionsverwandte zu besuchen, wie auch den Gefangenen und zum Tode Verurtheilten mit Reichung des h. Abendmahls, Begleitung und anderm Troste beizustehen. 4) Die von Adel und andere Katholischen, welche unter Augsburgischen Confessions-Kirchen und Pfarrtheien wohnen, oder ihre Güter haben, sollen dem Pfarrer der Augsburgischen Confession den

Dezem und andere Einkünfte, so unter die Taram Stola gehören, entrichten. 6) Den Mündeln und Waisen, welche von den der Augsburgischen Confession zugethanen Eltern geboren sind, sie mögen seyn, welches Geschlechts oder Standes sie wollen, sollen keine Vormünder oder Curatores von wideriger Religion aufgedrungen werden, vielweniger sollen die Katholischen Macht haben, unmündige Kinder in die Klöster zu stecken, oder in ihre Religion zu unterweisen. Und weil doch den Müttern aus mütterlichen Rechten die Vormundschaft und Erziehung ihrer Kinder zukommt, soll es frei stehen, wo keine testamentarische Vormünder und Curatores vorhanden sind, andere der Augsburgischen Confession zugethane auszubitten und bestätigen zu lassen. 6) Wenn etwas in Religionsachen vorfällt und andere Unterrichtete eher nichts vollziehen, bis zuvor derjenige, welcher den Streit hat, solches dem königl. Oberamt oder Ihro kais. Majestät selbst vorgetragen und sich daselbst entscheiden lassen. Wie denn auch den Ständen Augsburgischer Confession frei stehen soll, deswegen gewisse Leute und Mandatarien an dem Kaiserl. Hofe auf ihre Unkosten zu unterhalten. 7) Die Ehesachen und was sonst die Religion anbetrifft, sollen entweder vor das katholische Consistorium gar nicht gezogen, oder doch nach den Rechten der Augsburgischen Confession gerichtet werden. In denjenigen Fürstenthümern aber, wo zur Zeit des westphälischen Friedens Consistorien gewesen, sollen sie wieder auf die alte Art eingeführt und von ihnen dergleichen Sachen untersucht und entschieden werden, jedoch daß davon an Ihro kaiserl. Majestät

zu appelliren frei stehe. 8) Es sollen fernhin keine Kirchen und Schulen in ganz Schlesien in den Städten, Vorstädten und Dörfern, wo das Ausburgische Religionsexercitium noch verbleibet, sie mögen entweder Ihro kaiserl. Majestät oder einen andern Patronem Collatorem haben, weggenommen, sondern mit ihrem Pfarrer und Schulbedienten erhalten und geschützt werden. Den Patronen der Kirchen bleibt ihr Recht ungekränkt, Pfarrer und Schulbediente, der Augsburgischen Confession zugethan, zu vociren, woran sie die Einsprüche der Katholischen, welche das Patronatsrecht haben, nicht verhindern sollen. Vielmehr soll der andern Gemeine frei stehen, im Fall sie Verzögerungen machen, und sich binnen der gewöhnlichen Zeit nicht erklären würden, geschickte Pfarrer und Schulbediente zu vociren, jedoch ohne Abbruch des dem Kirchenpatron diesfalls zukommenden Rechts. 9) Die von Adel und andere Augsburgische Religionsverwandte sollen von den öffentlichen Aemtern, und so weit sie dazu geschickt sind, nicht ausgeschlossen, auch ihnen nicht verwehrt werden, ihre Güter zu verkaufen und aus dem Lande nach ihrem Belieben zu ziehen, nach mehrerem Inhalt des westphälischen Friedens. 10) Ihro kaiserl. Majestät werden auch nicht zuwider sein, daß Ihro königliche Majestät von Schweden, oder andere der Augsburgischen Confession zugethanen Fürsten und Stände um mehrere Religionsfreiheit vor die Schlesier freundlich bitten und intercediren mögen, wie solches auch in dem westphälischen Frieden freigelassen worden. 11) Ihro kaiserl. Majestät werden gewöhnlichermaßen anbefehlen, womit nicht allein

alles hier verglichene binnen der ausgesetzten Zeit wirklich vollzogen, sondern auch alle diese hierin enthaltenen Artikel getreulich und zu allen Zeiten in Obacht genommen und erfüllt werden sollen. Wie denn dieses jezt und allezeit als ein kräftiges Gesetz und kein Befehl dawider etwas gelten soll. Endlich erlauben auch Ihro kaiserl. Majestät, daß ein königl. schwedischer Minister der Vollziehung dieser Artikel beiwohnen und ihm alles dasjenige, was diesfalls verrichtet werden wird, mitgetheilt werden möge. — Altranstätt im königlichen Schwedischen Hauptquartier den 11. August 1707.

Um diesen Vertrag zur Ausführung zu bringen, wurde zu Breslau eine Kommission niedergesetzt, bei welcher von schwedischer Seite der Minister, Freiherr von Strahlenheim die Verhandlungen und unterm 8. Februar 1709 den Exekutionsrecess abschloß, kraft dessen die Protestanten laut des ersten Punktes der Convention 118 Kirchen erhielten und außerdem drei Konsistorien zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche unmittelbar vom Kaiser selbst abhängig sein sollten. Vermöge des zweiten Punktes wurden bei den drei westphälischen Friedenskirchen lateinische Schulen erbaut, und laut des zehnten bewilligte der Kaiser die Auserbauung von sechs neuen Kirchen bei den Städten Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landeshut, Teschen und Militsch, welche den Titel Gnadenkirchen führten, ungeachtet diese Gnade sehr hoch bezahlt wurde, denn sie erlegten eine Summe 370,000 Thaler, worunter ein Theil aus freiwilligen Geschenken bestand. Abgewiesen hingegen wurden mit ihren Gesuchen

um Erbauung von neuen Kirchen das Fürstenthum Breslau, die Herrschaft Pleß, Bielitz und Carolath, so wie auch die Stadt Tarnowitz. Auch die Stiftskirche zu Liegnitz verlangten die Protestanten heraus, doch mochten sich die Jesuiten, welche sie besaßen, zu ihrer Abtretung nicht verstehen. Um jedoch die Sache gütlich beizulegen, gab der Hof die Güter des Johannisstiftes zur Gründung einer Ritterakademie für beide Religionspartheien.

Seit der Altranstädter Convention waren mehrere tausend Schlesier zur evangelischen Religion übergetreten. Die meisten derselben waren solche, welche in der Jugend in der katholischen Religion erzogen worden, oder deren Eltern evangelisch gewesen, auch einige, welche freiwillig übertraten. Dieserhalb erschien gleich im Anfang 1709 ein kaiserliches Patent, worin denen, welche früher katholisch oder deren Eltern und selbst Voreltern es wenigstens gewesen, und später oder erst nach der Altranstädter Convention zur Augsburgischen Confession übergetreten waren, geboten wurde, binnen sechs Wochen zur frühern Religion zurückzukehren, widrigenfalls sie aller Habe und Güter, des ganzen Vermögens, zeitigen und künftigen, was sie noch etwa erben könnten, für verlustig erklärt und sie selbst auf ewig des Landes würden verwiesen werden. Dieses unerwartete Verfahren war für die Meisten höchst niederschlagend. Man hegte die Hoffnung, daß diese strenge Maaßregel durch ein Interzessions schreiben des schwedischen Ministers, Freiherrn von Strahlenheim, bevor sie zur Exekution komme, wenn nicht gänzlich aufgehoben, doch wenigstens gemildert werden würde.

Allein es wollte alles nichts helfen; selbst als sich der Minister beschwerte, daß man den Uebergang von einer Religion zur andern ein Verbrechen der Apostasie nenne, und nur von denen gesagt werden könnte, welche vom Christenthum zum Heidenthum übergingen. Es blieb aber nicht allein bei dieser Verfügung, man arbeitete vielmehr noch an einem neuen Edict Contra Elenchum nominalem, wornach diejenige Kirche, worin wider die Katholiken namentlich oder sonst mit harten Auslassungen gepredigt werden möchte, sofort geschlossen werden sollte.

Außer diesen die Religion betreffenden Verordnungen finden wir unter Kaiser Josephs Regierung noch andere Einrichtungen in Schlesien: Die Josephinische Halsgerichtsordnung, die Accise und die Lehnallodification.

In der Kriminalordnung wird* die Tortur nach allen Graden vorgeschrieben, ein schreckliches Mittel, Angeschuldigte zum Geständniß zu bringen; zahllose unschuldige Opfer mögen unter diesen Foltern geblutet haben. Die Reihe der Hauptverbrechen waren Gotteslästerung, Ketzerei, Zauberei, Apostasie; unter den Verbrechen kamen vor: Das Abschneiden der Ohren, Nasen, Abhauen der Hände, Abzwicken der Glieder mit glühenden Zangen, Ausschneiden von Riemen aus der Haut, Ausreißen

der Zunge, Zerbrechen der Knochen durchs Rad ic.

Eine zweite neue Einrichtung war die Einführung der Accise, von welcher schon im Jahre 1706 der Plan gemacht wurde.

In das Jahr 1705 fällt der Plan der Lehn-Allodification der Güter in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau; die Stände hatten nämlich mehrmal über 100,000 Thaler der Oberregierung vorgeschossen, unter der Bedingung, daß im Falle der Nichtzurückhaltung ihre Lehn-güter allodificirt würden.

In Bezug auf den Handel wurde im Jahre 1710 vom Oberamte ein sogenanntes Manufactur-Patent erlassen, welches denjenigen, die neue Fabriken im Lande anzulegen Willens waren, besondere Freiheiten und Begünstigungen versprach.

Durch die Vergünstigung, welche Schlesien unter der Regierung dieses Kaisers genoß, begann es bei der Betriebsamkeit seiner Einwohner mit Schnelligkeit sich zu heben, und an Reichthum wie an Bevölkerung zuzunehmen; und es ergriff die gesammten Unterthanen eine aufrichtige große Betrübniß, als sich die Nachricht von seinem Tode, welcher der vielversprechenden Regierung dieses 32 Jahr alten Monarchen am 15. April 1711 ein Ziel setzte, verbreitete. Joseph hinterließ keine männliche Leibes-Erben.

Kaiser Karl VI.

Von 1711 bis 1740.

Karl VI., zweiter Sohn Kaiser Leopolds, befand sich noch in Spanien, als sein

Bruder Joseph starb, und stritt mit Frankreich um die Krone jenes Königreichs.

Jetzt aber verließ er freiwillig den unsichern Thron seiner Gegner, nahm von den Erbländern seines Bruders Besitz und erhielt auch die Kaiserwürde, ohne jedoch die Ansprüche auf Spanien ganz aufzugeben. Er behielt aber von den spanischen Staaten nur die Niederlande, Neapel, Sizilien und die Lombardei.

Des Kaisers Kriege mit Frankreich und der Türkei, welche die meiste Zeit seiner Regierung in Anspruch nahmen, hatten auf Schlesien nur insofern Bezug, als hier auf den Fürstentagen neue und bedeutende Steuern ausgeschrieben wurden. Auch in Religionsfachen dauerte die Milde seines Vorgängers in gleichem Maaße fort, wozu die toleranten Gesinnungen der Bischöfe vorzüglich beistimmten.

Der Bischof Franz Ludwig war in Schlesien Oberlandeshauptmann; nach seiner Wahl (1716) zum Kurfürsten von Trier ließ der Kaiser diese Würde eingehen und übergab die Geschäfte der Oberlandeshauptmannschaft dem Grafen Johann Anton von Schafgotsch, welcher den Titel eines Oberamtsdirectors führte und substituierter Präses auf den Fürstentagen war. Zu den wichtigsten Verordnungen, welche unter ihm erschienen, gehört das Inkolat. Schon 1713 wurde ein Edict erlassen, wonach Niemand ohne Inkolat bei den mit Landgütern angelegenen Cathedral- und Collegiatstiften ein Kanonikat erlangen sollte; unterm 23. October 1726 erfolgte über dieses Inkolat eine neue Bestimmung, in welcher festgesetzt wurde, daß nur die schon im Jahre 1701 Geadelten und mit Landgütern Ansässigen für sich und ihre Nachkommen das Ankaufsrecht der Rittergüter

haben, die nach dieser Zeit in den Adelsstand erhobenen Inländer das Inkolat bei der böhmischen Hofkanzlei nachsuchen, Unadliche aber davon ausgeschlossen seien, und die mit dem Inkolat besonders privilegierten Bürger königlicher Städte nur so lange als sie im Coetu der Stadt verblieben, dasselbe genießen sollten. Durch diese Verordnung wurde der Bürgerstand allerdings sehr herabgesetzt und die Sucht nach leeren Titeln nahm überhand.

So groß indessen die Toleranz des kaiserlichen Hofes in Betreff der Lutheraner war, so wurden dennoch alle übrigen Sekten mit gleich großem Eifer, ja oft unter grausamen Maaßregeln vernichtet. Auffallend ist daher das Benehmen des Hofes gegen die Anhänger des Kaspar von Schwenkfeld auf Ossig, die man gänzlich auszurotten bemüht war. Schwenkfeld selbst (er starb 1561 den 10. December) sagte, er wolle sich keine eigne Kirche versammeln, wisse auch von keiner Schwenkfeldschen Sekte, sondern weise die Leute einzig und allein auf Christum, und dennoch wurde er nach der Sitte seiner Zeit als ein Erzkeßer von allen Partheien verschrien. Er behauptete unter anderm, daß der Genuß des h. Abendmahls mit dem Herzen und nicht mit dem Munde geschehen müsse, auch nicht an äußerlichen Dingen als Brod und Wein noch an Ort und Zeit überhaupt gebunden wäre u. Von seinen Anhängern in Schlesien wurden mehrere schon in frühen Zeiten (1595) in der Gegend des Gräbzigberges verfolgt und hier 30 zusammen gekoppelt nach Wien und von da zum Theil auf Schanzarbeit in Ungarn und zum Theil auf die Galere

zum Rudern geschleppt. Die Sekte gänzlich zu vertilgen, schien demnach nicht möglich, ihr Hauptsiß blieb die Gegend des Gräbzigberges, besonders Harpersdorf. Man hatte sie eine Zeit lang ungestört gelassen, bis im Jahre 1719 ihr völliger Untergang in Schlesien herbei geführt wurde. In demselben Jahre langte auf kaiserlichen Befehl eine Mission von zwei Jesuiten, dem P. Milahn und P. Regent, in Harpersdorf an, die alle Schwenkfelder bekehren sollten. Gleichzeitig wurden die Herrschaften angewiesen, dieser Mission unter keinem Vorwande irgend etwas in den Weg zu legen. Die Missionaire forderten die Schwenkfelder vor sich und fingen an, sie zu bearbeiten. Diesem zu entgehen, traten in der Angst 70 Schwenkfelder in der ersten Woche zu Harpersdorf zur lutherischen Kirche über. Der Pastor Neander, der sie angenommen hatte, mußte dafür, weil er es ohne Anfrage gethan hatte, 50 Gulden Strafgeld bezahlen. Darauf erging ein Verbot an die evangelischen Pastoren zu Harpersdorf und Neudorf, keinen Schwenkfelder mehr anzunehmen, sie sollten alle katholisch werden. Um sie dazu zu bewegen, sollte kein Schwenkfelder ehrlich mehr auf dem Kirchhof begraben, sondern ohne Klang und Sang, ohne Begleitung und Träger, nur auf einem Schubkarren bei dem Schindanger am öffentlichem Viehwege verscharrt werden. In einer Zeit von zwanzig Jahren wurden auch mehrere hundert Leichen auf solche Art in Harpersdorf, Langenneudorf und Lauterfeissen auf dem Viehwege begraben. Keine Kapitulation wurde ihnen gestattet, und wenn sie sich vergangen hatten, warf man sie ins Gefängniß. Von

dieser Härte bis zur Verzweiflung getrieben, verkauften sie Hab und Gut, und wanderten aus. Aber auch dieses wurde ihnen zuletzt noch untersagt; denn es erging im ganzen Lande das Verbot, daß bei schwerer Ahndung sich Niemand unterstellen sollte, einem Schwenkfelder etwas abzukaufen. Die leeren Stellen derer, die sich heimlich entfernt hatten, wurden Katholiken überlassen. Wenn sie die katholische Feiertage nicht mithielten, erfolgte Gefängniß und Strafe. Der Placereien müde, rottete sich ein ganzer Haufe zusammen, mißhandelte den Pater Regent mit Schlägen und ging dann mit Weib und Kind und was sie sonst fortbringen konnten, von Haus und Hof davon nach Holland, England und Amerika. Der übrige kleine Theil wurde durch die Mission gewonnen und der Name der Schwenkfelder erlosch.

Gleich streng wie gegen die Schwenkfelder wurde gegen die sogenannten Pietisten verfahren. Franke, der berühmte Stifter des Waisenhauses zu Halle, und Zinzendorf, der Wiederhersteller der mährischen Brüder, fanden im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts viele Anhänger in Schlesien, besonders im Fürstenthum Brieg, die man wegen ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit Pietisten nannte. Aber schon 1712 erschien ein Oberamtsbefehl, welcher gebot, genau darauf zu achten, daß sich keine fremden Lehren und Meinungen einschlichen, und dieser Pietismus mit Nachdruck gehemmt, und nach und nach ausgerottet wurde. Die Sache blieb weiter unbeachtet, bis endlich im Jahre 1727 den 7. Juli das Consistorium zu Brieg eine neue Verordnung erließ, worin den lutherischen Geistlichen jede

Anhänglichkeit an den Pietismus und die Beförderung desselben bei strenger Ahndung untersagt wurde. Zu Folge dieser Verordnung wurde auch der Pastor Sommer zu Diersdorf, Nimptschen Kreises, gefänglich eingezogen, seines Amtes entsetzt und endlich des Landes verwiesen, weil er mit einem und dem andern dem Pietismus ergebenen Emissair viel umgegangen, correspondirt, denselben den Aufenthalt gegeben, mit und ohne ihnen nächtliche Conventicula gehalten, ärgerliche Bücher und besonders die sogenannten Binzenborffschen Bibeln verschrieben, ins Land eingeschleppt und vertheilt, dann zur Fortpflanzung des Pietismus auf die Erbauung eines Waisenhauses in Diersdorf angetragen habe. In Schlessien, und zwar zu Glauche im Herzogthum Dels war bereits ein solches Waisenhaus nach dem Muster des Hallischen mit Erlaubniß des Herzogs von Dels von Frankens Anhängern errichtet und mit pietistischen Lehrern besetzt worden. Allein die Regierung verwies dieselben des Landes und strafte den Grundbesitzer mit 1,000 Dukaten, weil er nicht die Erlaubniß der Regierung eingeholt hatte. Auch aus Reichenbach wurden fünf Personen wegen pietistischen Meinungen, nachdem sie längere Zeit in hartem Gefängniß zugebracht, aus der Stadt verwiesen.

Der päpstliche Hof war indessen zur Überzeugung gelangt, daß grausame Mittel wenig geeignet wären, die Gemüther zu bekehren, und Schonung und Sanftmuth mehr vermögen würden, die protestantischen Schelfier in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Mit Einwilligung Kaiser Karl VI. wurden daher vier Jesuiten als beson-

dere Missionaire (1738), nach Schlessien geschickt, die selbst nach dem Zeugniß der Protestanten ganz die Männer waren, wie sie die Absicht des Papstes und der Zweck ihrer Sendung erforderte. Sie zogen vereint viele Wochen lang von einer Stadt zur andern und ließen sich entweder auf dem Markte oder auf einem andern freien Plage eine Bühne errichten, von welcher herab sie zum versammelten Volke sprachen. Sie predigten in einer Stunde den Männern, in der andern den Frauen, und wiederum besonders den Jünglingen und Jungfrauen. Ihr Vortrag, ganz und gar unterschieden von dem der Controversprediger, athmete Liebe und Christussinn, und der protestantische Zuhörer hatte weder beleidigende Ausfälle noch sonst etwas ärgerliches oder anstößiges für seinen Glauben zu befürchten. Sogar der Name Ketzer kam nicht in ihren Mund. Aber selbst ihre feurige und hinreißende Beredsamkeit, verbunden mit sanftmüthigen Sinn hatte, einen geringen Erfolg, die Trennung war bereits zu tief bis in alle Verhältnisse eingedrungen. Nach Beendigung der Bußermahnungen wurde öfters eine Prozession gehalten, und an dem Orte, wo die Missionaire gepredigt hatten, ein hohes rothes oder schwarzes Kreuz mit der Inschrift: Missionskreuz 1738. errichtet.

Die Regierungsgeschichte der schlesischen Fürsten und Herzöge aus dieser Zeit bietet nichts Denkwürdiges dar. Von den württembergischen Herzögen von Dels, Karl zu Bernstadt und dessen Neffen, Karl Friedrich zu Dels und Christian Ulrich zu Wilhelminenort war letzterer auf einer Reise nach Italien zur katholischen Religion

übergegangen. Auch die Namen der Fürsten von Lobkowitz, Kuersberg und Lichtenstein werden nun thatenlos in der Geschichte aufgeführt und verschwinden zuletzt. Die Herrschaft Wartenberg war 1711 nach dem Aussterben der schlesischen Burggrafen zu Dohna an die preussische Linie übergegangen. Im Jahre 1734 verkaufte sie der Burggraf Albert Christoph an den Grafen von Biron, nachmaligem Herzog von Kurland, zu dessen Gunsten das Dohnaische Fideikommiß vom Kaiser aufgehoben wurde.

Karl VI., welcher keine männlichen Erben besaß, hegte die Besorgniß, es möchte nach seinem Tode der weite österreichische Staat zerstückelt werden, er dachte daher ernstlich auf Anstalten, die Thronfolge auf seine weibliche Nachkommen, die des Besizes des großen Reiches würdig waren, zu bringen. Zu diesem Zweck gab er ein Erbfolgegesetz, dessen Hauptinhalt war: „daß in Ermangelung eines Prinzen des Erzherzoglichen Hauses Oesterreich die Succession auf die Erzherzoginnen oder kaiserlichen Töchter, sodann auf seines Bruders Töchter, ferner auf seine Schwestern, und endlich auf alle abstammende Erben beiderlei Geschlechts und zwar nach der eingeführten Ordnung der Erstgeburt fallen sollte. Dieses Gesetz, welches den Namen pragmatische Sanction erhielt, wurde zu Wien den 19. April 1713 publicirt, und das Kabinet arbeitete nun an allen Höfen dahin, daß sie nach dem Ableben des Kaisers seine Tochter Maria Theresia als rechtmäßige Erbin aller Besitzungen anerkennen sollten.

Der Kaiser erkaufte sich diese Garantie bei den auswärtigen Mächten mit mancher Aufopferung. Der König Fried-

rich Wilhelm I. von Preussen garantierte diese Sanction auf einer persönlichen Zusammenkunft (1732) zu Aladrub in Böhmen und erhielt dafür die Anwartschaft auf Ostfriesland. Der König machte bei diesem Besuch die Reise durch Schlesien, und übernachtete zu Liegnitz in der ehemaligen Residenz des Fürstenstammes, der jene bekannte Erbverbrüderung mit dem Kurhause Brandenburg errichtet hatte, und welche Kaiser Ferdinand I. vernichtet. Welche Empfindungen dabei sein Herz durchwogt haben mögen, läßt sich leicht denken. Man darf mit Zuversicht annehmen, daß das preussische Haus den Gedanken, seine Ansprüche auf Schlesien zu gelegener Zeit geltend zu machen nie aufgab, und der Plan sich vom Vater bis auf den Enkel forterbte, der das große Werk endlich vollbrachte.

Schrecklich in seinen Folgen war der Sommer des Jahres 1736. Vom 10ten Mai bis 22. Juli regnete es mit Ausnahme zweier Tage und eines halben unaufhörlich 73 Tage lang. Die Menschen fingen an, verzagt zu werden; man verrichtete Gebete und hielt Prozessionen, aber die Fenster des Himmels mochten sich nicht aufthun, alle, selbst die kleinsten Flüsse traten aus ihren Ufern, die Feldfrüchte verdarben, und Pest und Hungersnoth erhöhten das Elend, welches bis zum Frühjahr 1737 dauerte. Manche, die sich geschämt hatten, zu betteln, starben in ihren Häusern, noch häufiger fand man auf Wegen und Landstraßen Fremdlinge liegen, die nach den größeren Städten Schlesiens strömten, unter Weges aber aus Mattigkeit und Hunger starben. Ja es sind mehrere Beispiele vorhanden, daß Eltern ihre Kinder ge-

schlachtet, um sich vor dem Hungertode zu schützen. Im Januar 1738 wütheten heftige Stürme, die mehrere Dörfer beinahe gänzlich zerrissen und ganze Wälder umwarfen. Von October 1739 bis Mai 1740 war der kälteste Winter seit Menschengedenken.

Kaiser Karl VI. starb den 20. October 1740; mit ihm endete der männliche Habsburgische Stamm, und gleichzeitig die österreichische Herrschaft in Schlessien; eine neue Ordnung der Dinge begann.

Schlessien hatte 214 Jahre unter österreichischer Regierung gestanden. Mit Ausnahme der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, wo unumschränkte Religionsfreiheit herrschte, der Handel blühte, und die Abgaben nur gering waren, verwüsthete Krieg in der Folge das Land, Despotie und Verfolgung unterdrückte das geistige Aufschwingen des Volkes und ließ die Zweige des allein belebenden Handels verdorren. Ungeachtet die Regierung der letzten beiden Regenten Joseph I. und Carl VI. milder war, so fehlte es doch noch immer an einer unentbehrlichen Organisation, und die Versicherung, „daß die Erfahrung der Fürsten und Stände gelehrt habe, es könne Schlessien nicht glücklich sein, als unter der sanften Regierung des Erzhauses,“ war gewiß nur eine leere Schmeichelei, welche Fürsten und Stände in der Versicherungsschrift wegen der Erbfolgeordnung Kaiser Karl VI. aussprachen, wenigstens gedachte man nicht Ferdinands II., III., und Leopolds. Denn diese handelten nach Grundsätzen, die das Glück ihrer Unterthanen nicht zum Endzweck hatten. Der Hof glaubte durch

Unterdrückung des Protestantismus seine Macht zu erweitern, und beraubte dadurch die Unterthanen der bürgerlichen und Religions-Freiheit, Uebel, welche sichtbarer schmerzten, als alle Leiden der blutigsten Kriege. Und nur dadurch, daß auch die politische Freiheit der schlessischen Fürsten und Stände durch die Ausdehnung der landesherrlichen Macht verkürzt und eingeschränkt wurde, fühlten die Schwächeren ihre Abhängigkeit weniger drückend. Die Städte und Landgemeinden sahen sich unter dem unmittelbaren Schutze des Kaisers und erstere gewannen Zeit, sich vom gänzlichen Verfall zu heben.

Der Militairstand ist eine neue Erscheinung, welche im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts hervortritt, und die bisher bestande militairische Verfassung gänzlich umgestaltet; denn seit ungefähr 1680 errichtete der Kaiserliche Hof Regimenter, welche auch im Frieden stehen blieben und für deren Unterhalt die Stände mit einer neuen Abgabe (pro militari) zu sorgen hatten. Diese veränderte Militairverfassung war eine Folge des dreißigjährigen Krieges, wo die Armeen länger als sonst unter den Waffen blieben, und man sich von der Nothwendigkeit, ein schlagfertiges Heer bereit zu halten, überzeugte. Eigentliche schlessische und ständische Truppen gab es in der letzten Zeit nicht mehr. Diese, welche immer nur auf kurze Zeit unterhalten wurden, verabschiedete man, oder vereinigte sie mit den kaiserlichen Truppen.

Die Abgaben waren namentlich in den letzten Kriegsperioden bis ins Uner-schwingliche gesteigert worden. Ehedem wurden nur zu Kriegen oder außerordentli-

chen Bedürfnissen Abgaben gefordert und entrichtet. Die Hufe Land gab einen halben Gulden, das Mülhrad einen ganzen. Aber schon Kaiser Ferdinand I. forderte und erhielt fast jährlich eine Steuer, die bald mehr bald weniger betrug. Im Jahre 1553 erhielt er 216,000 Thaler, im Jahre 1551 dagegen 84,000 Thaler. Zur verhältnißmäßigen Erhebung dieser Steuern wurde eine Schätzung der steuerbaren Grundstücke vorgenommen und unter Maximilians und Rudolphs Regierung gewöhnlich nur 12 Thaler von jedem Tausend des Werthes der steuerbaren Grundstücke entrichtet. Die Bestimmung, wie viel vom Tausend des Werthes beigetragen werden mußte, heißt die Steuer-Indiction, welche Kaiser Matthias bis auf 20, 30 und Ferdinand I. über 100 vom Tausend steigerten. Die Grundlage war aber nur deshalb unrichtig, weil sie auf eigener und Selbstschätzung beruhte, und Viele sich überschätzten und dadurch ruinirten. — Um das Jahr 1706 wollte der Hof durch eine neue Steuer, eine General-Consumtions-Accise von allen Waaren und Consumtibilien in den Städten und auf dem Lande, die Grundsteuer, über welche schon so vielfach war geklagt worden, ganz abschaffen, da aber der Ertrag nicht der erwünschte war, so blieb Accise und Grundsteuer. Im Jahre 1700 wurde die Salzsteuer eingeführt, die Stempelsteuer im Jahre 1686; andere Steuereinkünfte bestanden in Zöllen, Abschloßgeldern, Münzen, Bergwerkszehnten, in Tabaksmonopolen und in den Einkünften der Kammergüter. Letztere verwaltete die kaiserliche Kammer zu Breslau. Im achtzehnten Jahrhundert zog die Kammer ein neues

Einkommen aus dem errichteten Postwesen. Da indeß unter der Regierung der letzten Kaiser aus dieser Periode die Ausgaben der Staatskasse nur gering waren, weil ein großer Theil der Civilbeamten vom Lande besoldet und auch die Ausgaben für das stehende Heer von ungefähr 2000 Mann und für die Unterhaltung der Festungen nicht sehr beträchtlich waren, so müssen alljährlich starke Ueberschüsse der schlesischen Einkünfte nach Wien gegangen sein. Besonders beschwerten sich die schlesischen Schriftsteller, daß die Türkenkriege Schlessien viele Millioinen gekostet haben, denn es wurden nebenbei Kopfgelber und Auslagen sogar auf Stiefeln, Schuhe und Pantoffeln ic. ausgeschrieben. Die Kopfsteuer eines schlesischen Herzogs betrug 600 Thaler, eines Grafen 200, eines Freiherrn 150, eines Edelmanns 50 bis 100. Auch auf das Tanzen war eine Accise gelegt, die der Wirth, wo getanzt wurde, entrichten mußte. Dessenungeachtet waren die Abgaben nicht hinreichend, die Bedürfnisse des kaiserlichen Hofes zu bestreiten. Es wurden noch Schulden gemacht. Der kaiserliche Hof machte Anleihen, für welche sich die Stände verbürgen mußten. Viele Steuern blieben rückständig, und wurden als Reste auf die Landgüter eingetragen, von denen viele noch unter preussischer Regierung hafteten, und bei Besitzveränderungen eingezogen und zu Landesschulden verwendet wurden. Die Erhebung und Bewilligung der Abgaben geschah auf folgende Weise: Die kaiserlichen Kommissarien legten auf den Fürstentagen, die in der letzten Zeit fast jährlich zu Breslau gehalten wurden, den Fürsten und Ständen die Forderungen des Hofes vor;

die Stände berathschlagten darüber, machten Vorstellungen gegen einige, bewilligten aber stets den größten Theil derselben gegen gewisse Bedingungen. Der Hof verweigerte ihnen dagegen niemals den Revers: „daß sie nicht verbunden wären, Steuern zu geben, sondern selbige freiwillig aufbrächten.“ Nun machten die Fürsten die Vertheilung. In jedem Fürstenthum gab es ein Steueramt, zu Breslau ein Obersteueramt. Außer den landesherrlichen Steuern errichteten die Stände noch gewisse Nebenkassen (Domesikal-Anlagen), welche für Gemeinbedürfnisse jedes Fürstenthums bestimmt waren. Sie wurden aber nicht immer so verwendet, wie es zweckmäßig war, weshalb eine kaiserliche Vorordnung vom Jahre 1711 verbot: „ohne Vorwissen des Oberamts neue Besoldungen, Berehrungen, Hochzeit- und Gevattergeschenke, Traktamente, Lustfeste und Gastereien bei den Zusammenkünften aus den Landeskassen zu bestreiten.

Die Fürstentage waren nur dazu da, um die Steuern und Abgaben zu bewilligen. Das Recht, allgemeine Beschwerden auf den Fürstentagen vorzubringen, und den Kaiser um deren Abstellung zu bitten, trennte in der Folge der Hof von der Abgabenverwilligung, es sollten dergleichen Landesvorstellungen lediglich dem Oberamte vorgetragen werden. Wer auf diesen Fürstentagen erscheinen durfte, dieß war durch ein Gesetz näher bezeichnet. Es gab drei Klassen von Ständen: Zur ersten gehörten die Fürsten und die freien Standesherrn. Ehedem hatte jeder schlesische Herzog Sitz und Stimme auf den Versammlungen. Aus diesen Virilstimmen bildeten

sich im 17ten Jahrhundert Fürstenthumsstimmen. Ein kaiserliches Rescript sprach drei jungen Herzögen von Dels, Sylvius Friedrich, Christian Ulrich und Julius Sigmund aus dem Württembergischen Hause, zusammen nur eine Stimme zu. Die freien Standesherrn zu Pless, Militzsch, Trachenberg und Wartenberg hatten zusammen nur eine Curiatsstimme. Die zweite Ordnung der Stände waren die Deputirten des Adels in den Erbfürstenthümern und der Stadt Breslau. Jedes Erbfürstenthum hatte eine Stimme, nur Schweidnitz war mit Jauer und Oppeln mit Ratibor vereinigt und ein jedes zu einer Stimme berechtigt. Die dritte Ordnung bestand aus den Abgeordneten einiger Städte. Es waren sechs solche Stimmen: 1, Schweidnitz für sich und im Namen der andern Fürstenthums-Städte; 2, Jauer; 3, Glogau in eben der Art; 4, Oppeln; 5, Neumarkt und Namslau wechselten mit einander ab; 6, Liegnitz, Brieg und Wohlau.

Der Handel in Schlesien war in Folge des dreißigjährigen Krieges fast ganz in Verfall gerathen, und es ging namentlich unter Kaiser Leopold weit mehr Geld ins Ausland, als für schlesische Erzeugnisse eingenommen wurde. Als Ursache dieses Mißverhältnisses wird angeführt, daß der Breslauer Niederlagshandel durch die unvorsichtigen Hemmungen des Verkehrs mit Polen sich verminderte, und auf die nach Polen gehenden, und auf die von daher kommenden Waaren ungeheure Zölle gelegt waren, wodurch die Polen genöthigt wurden, ihre Waaren nach der Mark Brandenburg und durch die Lausitz nach Leipzig zu führen. Im 17. Jahrhundert, während

des dreißigjährigen Krieges, verlor das Land außerordentlich viel durch die Auswanderungen der protestantischen Woll- und Leineweber, welche sich in den Nachbarländern niederließen. Eine andere Ursache des Mißverhältnisses war die Neigung zur Pracht und der Geschmack an ausländischen Produkten; denn es gingen allein unter Leopolds Regierung für französische englische, holländische und italienische Waaren und Modeartikel, von denen viele im Auslande aus schlesischen Erzeugnissen bereitet wurden, jährlich gegen drei Millionen Gulden aus Schlesien.

Ein Hauptartikel des Handels mit schlesischen Erzeugnissen bestand in Flachs und Wolle, wovon der größte Theil roh verarbeitet oder in Garnen ausgeführt wurde. Beides kauften meist die Holländer, welche für ein Pfund feines Leinen-Gespinnst zwei Thaler bezahlten und nachdem sie es zubereitet und zu Zwirn gemacht, das Pfund mit 16 bis 24 Thaler an die französischen Niederlanden verkauften. Die Brabantinnen klöppelten aus einem Pfunde solchen Garnes für 2 bis 300 Thaler Spitzen. Daß die Schlesier wohl selbst im Stande gewesen wären, dergleichen Arbeiten zu liefern, beweisen die vielen und geschickten Woll- und Leineweber, welche die feinsten Arbeiten von Leinen, Damast, Tischzeug, Schleier u. v. fertigten; allein die Regierung war nicht aufmerksam genug, jene Vortheile dem Lande zuzuwenden. Unter der Regierung Ferdinand II. und Ferdinand III. herrschte zwischen den eingehenden entbehrlichen und ausgehenden unentbehrlichen Waaren in den Zollsäcken fast gar kein Unterschied. Fremde Luxusartikel wurden so hoch

besteuert, als die Ausfuhr von Wolle, Flachs, rohem Garn u. s. w. Jedoch im Jahre 1676 als Oesterreich mit Frankreich in einen Krieg verwickelt wurde, verbot der Kaiser die Einfuhr aller französischen Waaren. Unter Kaiser Joseph und Karl VI. wurden die Verordnungen, den Handelsverkehr betreffend, immer geregelter, und die Regierung sah darauf, daß einzelne Artikel, namentlich Flachs, nicht mehr ohne besondere Genehmigung ausgeführt wurden.

Der Hauptsitz der schlesischen Leinwandmanufaktur war Jauer und die ganze Gegend am Fuße des Gebirges; allein Kriege drängten die betriebsamen Arbeiter höher in das Gebirge, in die Gegenden von Landshut und Schmiedeberg. Die Tuchmanufaktur gedieh vorzüglich im 18. Jahrhundert. Im Jahre 1735 wurden schon 95,000 Stück Tuch gefertigt.

Der Transport der Waaren ging zu Lande, da die Oder mit Lastschiffen nicht befahren werden konnte. Kaiser Ferdinand I. erneute 1561 das Gesetz wegen Räumung der Oder und kam mit dem Kurfürsten von Brandenburg wegen Anlegung eines Kanals zur Verbindung der Spree und Oder überein. Aber weder das eine noch das andere wurde ausgeführt. Erst der dreißigjährige Krieg mit allen seinen Schrecknissen brachte die Handelschiffahrt auf der Oder zu Wege; denn die Noth zwang dazu, weil das Land verwüstet war, ohne Wirthshäuser, ohne Pferde und ohne Futter; man mußte also den Wassertransport wählen. Breslau schloß mit Frankfurth gewisse Verträge ab, zur Erlaubniß der wechselseitigen Schiffahrt mit Vorbehalt des Niederlagsrechts. Auch verband der große Kurfürst

von Brandenburg, Friedrich Wilhelm mittheilte des von ihm benannten Grabens von 1662 bis 1668, die Oder mit der Spree, so daß man von Breslau aus bis Hamburg zu Schiffe fahren konnte. Lebhafter wurde die Oderschiffahrt, als die schlesische Kammer die Salzmagazine anlegte. Die Schiffer traten in eine Gilde zusammen, und es kam die sogenannte Reihesfahrt auf.

Das sittliche Verhältniß der Schlesier fing erst zur Zeit der Reformation an, sich besser zu gestalten, es wurde ein Gegenstand der Landtagsberathungen. Der Hohe und Vornehme richtete sich gewöhnlich nach dem Hofe, welcher seit Karl V. die spanische Hofetiquette angenommen hatte; dieselbe wurde bei öffentlichen Verhandlungen und selbst von Geschäftsmännern angenommen; sogar die spanische Tracht wurde eingeführt: die Collegienmitglieder erschienen bei den Sessionen in schwarzer Kleidung mit Allongeperücken und in kurzen Mänteln mit Spitzen besetzt. Der schlesische Adel ging auf Reisen nach Frankreich, brachte aber nichts weiter zurück, als einen verbildeten Geschmack am Fremdartigen, Leichtsinne und steifen Ahnenstolz.

Der Bürger, Schlesiens für das beste Land haltend, lebte hier nach altväterlicher Weise unter seinen Hausgenossen ruhig und sparsam, in fast gänzlicher Unbekanntschaft mit den Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen anderer Völker.

Dem Bürger gegenüber lebte der Edelmann noch immer im Gefühl ungebundener Freiheit und Gewalt. Im funfzehnten Jahrhundert war er Fehder, Freibeuter, Placker, Droher; jetzt wurde er Schläger,

Spieler u. nach seiner Meinung schickliche Eigenschaften eines Edelmannes.

Auf den Fürstentagen, auf welchen neben den Steuerbewilligungen auch Landespolizeisachen berathen und abgehandelt wurden, errichtete man jetzt Verordnungen wider den Prachtaufwand, Ueppigkeit und freche Sitten. In einem solchen Statut heißt es: „den Junggesellen, besonders denen von Adel und vom Herrenstande wird bei schwerer Strafe verboten, den Jungfrauen und Frauen, alten und ehrbaren Leuten auf Hochzeiten, Kindtaufen und ehrlichen Zusammenkünften mit öffentlichem Frevel und mit Unbescheidenheit zu begegnen, sich zu besaufen, zu raufen, zu balgen. — Die jungen Leute, welche sich unterstehen würden, dem Frauenzimmer und andern die Kammerthüren aufzulaufen und allerlei Muthwillen und unverschämte Worte zu gebrauchen, sollten der Obrigkeit angezeigt und mit 25 Dukaten bestraft, auch wohl nach Venedig auf die Galeeren geschickt werden.“ Das Tragen verborgener Waffen wurde bei 50 Dukaten Strafe verboten, eben soviel auf eine Herausforderung mit dem Doldh gesetzt. Herausforderung auf Schießgewehr zog Leibesstrafe und Verlust der Ehre nach sich; aber die sogenannte Rauferei und Balgerei konnte um deswegen nicht gehindert werden, weil es hieß: „erfordert die Ehre, die Herausforderung anzunehmen, so soll er es anzeigen, und wenn dann der Herausforderer getödtet oder verwundet würde, so soll der Herausgeforderte nicht bestraft werden.“ — Um die Ausschweifungen in sittlicher Hinsicht zu hemmen, wurden die Maskeraden und Nachttänze verboten; desgleichen mußten die Hochzeiten vor einbrechender Nacht

beendet, und in Städten bei den Tänzen Wächter und Hellebardiere zugegen sein, um Ruhe zu erhalten. Den jungen Mannspersonen ward verboten, die Jungfrauen von dem Tanz nach ihrer Wohnung zu begleiten. Wenn auf dem Lande nach Sonnenuntergang getanzet wurde, so mußte der Wirth, der Spielmann und die Tänzer Strafe zahlen. Auch der Spielsucht wurden Schranken gesetzt. Nach einer Verordnung von 1577 durfte ein Edelmann nicht höher als bis auf 10 Thaler, ein Bürger auf 3 Thaler hoch spielen. Den Bauern ward nachgegeben, des Tages höchstens zwei Groschen Bier zu verspielen. Allein alle dergleichen Gesetze wurden in der Folge wenig oder gar nicht beachtet. Eine besondere Sitte, in manchen Dingen sich selbst Recht zu verschaffen, war das Einreiten und Einlagern, ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, wonach der Gläubiger, wenn der Schuldner nicht zur gesetzten Zeit Zahlung leistete, mit Pferden und Leuten, auch wohl mit einigen Zechbrüdern, auf dessen Gute oder auf dessen Kosten in einem Wirthshause so lange zehrte, bis er bezahlte. Dieser Gebrauch wurde dahin moderirt, daß festgesetzt ward, wie viel ein Gläubiger täglich auf Kosten seines Schuldners zehren konnte. Auch in Betreff der Jagd wollte sich der Edelmann keine Einschränkungen gefallen lassen, und die dieserhalb entworfenen Gesetze mußten nicht nur oft wiederholt, sondern auch gegen die Contravenienten hohe Strafen verfügt werden. Andere Verordnungen betrafen die Einschränkung des zügellosen Lebenswandel der Bürger in den Städten und der Bauern auf dem Lande.

Die Wissenschaften und Künste fanden, der beschränkten Gewissensfreiheit ungeachtet, ihre Vertreter, und einzelne Zweige, namentlich das Fach der Geschichte und das Studium des Alterthums wurden in diesem Zeitraume besonders betrieben. So vielseitig wie in dem übrigen Deutschland konnten sich dieselben in Schlesien freilich nicht ausbilden und moralisch entwickeln. Politik und Geschichte konnten bei den Bedrückungen nicht mit der nöthigen Freisinnigkeit behandelt werden, der Philosophie gab es noch weniger.

Wie wenig für die geistige Ausbildung des Landmanns gethan wurde, ist aus mehreren Verordnungen ersichtlich. Der dreißigjährige Krieg schien alles geistige Leben getödtet zu haben; der Dorfbewohner mußte sich mit dem Unterricht begnügen, der ihm von seinem Pfarrer bei den sonntäglichen Katechismusübungen ertheilt wurde; auch von diesem suchte man sich zurückzuziehen. „Die Bauern und Dorfeinwohner, welche den Unterricht im Katechismus des Sonntags nicht abwarten, sollen an ihren Gütern gestraft und Niemand zum Ehestand gelassen werden, der nicht die Zehn Gebote, den Glauben und andere Hauptstücke auswendig gelernt hat.“ —

An Dorfschulen mangelte es fast gänzlich; dagegen gab es in den meisten Städten sogenannte lateinische Schulen, namentlich zu Liegnitz, Brieg, Dels, Grünberg, Bunzlau, Breslau &c. Am berühmtesten war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Schule zu Goldberg, unter dem Rector Trogendorf; dieselbe zählte öfters über tausend Schüler aus allen Ständen und deutschen Ländern. Unter Kaiser

Leopold stifteten die Jesuiten eine Universität zu Breslau. Auch auf dieser hohen Schule wurde die lateinische Sprachgelehrsamkeit für ein Hauptzweig angesehen, sie machte die Scheidelinie zwischen gelehrt und ungelehrt. Dieserhalb fehlt es auch nicht an einer bedeutenden Zahl gelehrter Schlesier, Schriftsteller, Dichter und Redner aus dieser Periode, welche über politische, genealogische, historische, physische und andere literarische Gegenstände, Alterthümer und Merkwürdigkeiten von Schlesien schrieben; allein Bedeutes, Großes haben nur sehr Wenige geliefert. Das Feld der politischen Geschichte ist mehrfach bearbeitet worden; da es aber überhaupt schwer ist, die Geschichte einer Provinz zu schreiben, die größtentheils unter mehreren regierenden Fürsten stand, so war auch nicht so leicht etwas Vollständiges zu erwarten. Und weil die meisten Schriftsteller Protestanten waren, so ersieht man in ihren Schriften einen gewissen Zwang und eine Zurückhaltung in Ansehung der Regierung und Religion, wodurch nicht nur einzelne Thatfachen übergangen, sondern auch häufig verstümmelt wurden. Der Breslausche Stadtschreiber Franz Röckerig, genannt Faber († 1565) sammelte die Urkunden des rathäuslichen Archivs, *Origines Vratislavienses*; Krato von Kraftheim, († 1585 in Breslau) gab 1534 eine Geschichte Breslaus heraus, überschrieben: *Synopsis historiae urbis Vratislaviensis*. Joachim Kuráus († 1573) Arzt in Glogau, veröffentlichte 1571 seine schlesischen Jahrbücher, *annales gentis Silesiae*, unvollständig und mit Fabeln und Wunderdingen angefüllt. Nikolaus Poi, († 1632) Diaconus an der Magda-

lenen-Kirche in Breslau, hinterließ handschriftlich seine bis 1623 reichenden Jahrbücher der Stadt Breslau, in dem Jahre 1813 — 24 von Büsching und Dr. Runisch gedruckt herausgegeben. Die vollständigen Ansichten über Schlesien in Ansehung der politischen Verfassung und natürlichen Beschaffenheit enthält die im Jahre 1613 erschienene *Silesiographia* von dem Syndikus des Breslauer Rathes Nikolaus Henel von Hennefeld, († 1656). Auch die *Breslographia* von demselben Verfasser ist schätzenswerth. Henels erstes Werk wurde von dem Prälaten des Matthiasstifts in Breslau, Michael Fibiger, († 1712) im Jahre 1704 neu bearbeitet herausgegeben. Weniger und nur für die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich wichtig sind: „*Schlesiens kurose Denkwürdigkeiten*“ Frankfurt 1688 herausgegeben von dem Hofsprenger des Herzogs von Liegnitz und Brieg, Friedrich Lucá († 1708). Der kaiserliche Rath Schickfuß († 1637) hat den Kuráus fortgesetzt, und mit vielen Urkunden und oft unerheblichen Nachrichten seiner Zeit vermehrt. Martin Hanke († 1709) Rektor des Elisabethaneums, hat eine fleißige Sammlung für die älteste Geschichte Schlesiens geliefert. Die Jahrbücher des Liegnitzschen Rathmanns Thebesius, († 1688) betreffen vorzüglich die Geschichte der Herzöge von Liegnitz. Naso von Löwenfels († 1680) schrieb in seinem *Phoenix redivivus* die Geschichte und Beschreibung von Schweidnitz und Jauer. Der kaiserliche Historiograph Gottfried Buckisch († 1697) hinterließ handschriftlich seine Religionsacten. „*Schlesiens Kirchen- und*

Polizeistand veränderndes siebzehntes Jahrhundert“ von Kaspar Sommer († 1730) einem Prediger im Wohlauischen, haben ebenfalls mehreren Werth. Dewerdek, Diafonus zu Piegritz, und Kundmann, ein Breslauer Arzt, schrieben über schlesische Münzen. Wichtiger ist die Sammlung schlesischer Urkunden, von einem Breslauer Rathsmann, Friedrich Wilhelm von Sommersberg, in den Jahren 1729 — 32 in drei Bänden Folio herausgegeben.

Zur Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache haben die Schlesier damaliger Zeit ebenfalls viel beigetragen. Die entschiedene Neigung zur Dichtkunst veranlaßte schon im fünfzehnten Jahrhundert, die Vervielfältigung einer Menge größerer lateinischer Gedichte mit doppelten Reimen. Im sechzehnten und siebzehnten verloren sich diese Reime und man fing an, die Verse nach der Regel zu quantifiziren. Die Gedichte in deutscher Sprache zu schreiben, nahm vorzüglich im siebzehnten Jahrhundert überhand; die meisten waren aber geistliche Lieder, und von Anhängern der lutherischen Kirche, welches der Charakteristik der damaligen Zeit zuzuschreiben ist. Martin Opitz geboren zu Bunzlau 1597 und gestorben zu Danzig 1639 gab der deutschen Sprache und ihrem Gebrauch in der Dichtkunst eine ganz neue Richtung. Man nennt ihn auch den Vater der deutschen Dichtkunst. Er hatte durch ein glückliches Studium der Klassiker des Alterthums und der kritischen besondern Schriften neuerer Zeit, so wie durch persönliche Bekanntschaft und Umgang mit angesehenen und gelehrten Männern eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß

erlangt, welches bisher ein fühlbarer Mangel der deutschen Gelehrten gewesen.

Opitzens Bahn betraten mit gutem Erfolge: Paul Tscherning († 1659) Antonius Skultetus († 1642), dann der als epigrammatischer Dichter berühmte Friedrich von Logau, († 1655), und der Dramatiker Andreas Gryphius, (geboren zu Glogau 1616, gestorb. 1664) Diese geistreichen Männer bildeten die schlesische Dichterschule, freilich nur eine kurze vorübergehende Erscheinung in Bezug auf das geistige Erheben des schlesischen Volks, aber wichtig für die Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache von dem Fremdartigen.

Dem Geiste dieser Opitzschen Schule entgegen schrieben Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau 1618, gest. daselbst 1679) und Kaspar von Lohenstein (geb. zu Nimptsch 1635, gest. zu Breslau 1683).

Eine ganz eigne Richtung schlug Christian Günther (geb. zu Striegau 1696 gest. zu Jena 1723) ein; so leicht und ungezwungen, wie keiner seiner Vorgänger gebrauchte er die deutsche Sprache zur Poesie. Fast alles ist von ihm mit einem gewissen Nachdruck, Scharfsinn und Feuer geschrieben. Leider wurde dieses Genie nicht vollkommen ausgebildet, denn der Hang zu einem zwanglosen Leben und die Sucht nach Zerstreuungen hielt Günther ab, seinen Geist noch mehr zu verfeinern und zu bilden; er starb auch zu früh.

Bei dem Vorhandensein so vieler Klöster und reichen katholischen Stiftungen fand in Schlesiens auch die Malerei und die übrigen bildenden Künste Eingang. Besonders

thätig bewiesen sich die Jesuiten in der Aufführung und Verzierung großer Gebäude; andere reiche Orden, namentlich die Cisterzienser, folgten bald ihrem Beispiele, wodurch eine Menge von neuen Klöstern und Kirchen in dieser Periode errichtet wurden. Die Baumeister und Bildhauer waren aber meistentheils Ausländer, welche den Fehlern der neuen italienischen Bauart nachgingen, indem sie ihre Werke mit überflüssigen Verzierungen und Malereien überluden.

Die Maler, Zeichner und Bildhauer waren dem Zunftzwange unterworfen, was ihrem Aufkommen gewiß hinderlich war. Willmann, der berühmteste Maler aus diesem Zeitraume wurde, weil er sich zu einer Maler-Zunft nicht bequemen mochte, sehr verfolgt, und erwarb sich erst Schutz und Freiheit, als er zur katholischen Kirche übertrat. Seine besten Arbeiten waren in den Klöstern Leubus und Grüssau zu finden. Der Umstand, daß sich Willmann zum öftersten vorausbezahlen ließ, machte,

daß viele von seinen Arbeiten das Ansehen von unvollendeten Anlagen haben.

Mit dem Beschluß der allgemeinen Betrachtungen über das Wesen und den Charakter der schlesischen Nation hat sich herausgestellt, daß dieselbe nunmehr aufgehört, selbständig zu sein, und in der Zahl der österreichischen Erbstaaten als unbedeutend verschwindet. Es ist nicht mehr das freie kräftige Volk, welches die Bewunderung anderer Nationen erregt, im Kriege sowohl als auch im Frieden; es ist vielmehr eingeschüchtert unter der Despotie des Gewalthabers, und seufzt im Stillen über die schweren Fesseln, welche es sich nicht zu bewegen getraut, um nicht eine strengere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — alles öffentliche Leben war wie erstorben. Dessenungeachtet aber blieb dieses Ländchen noch der Augenmerk eines nahen, kräftigen Regentenhauses, welches sich zur Aufgabe stellte, diese so wichtige deutsche Provinz durch neue umstaltende Verhältnisse wieder zu heben.

Denkwürdigkeiten.

Die Todtengräber aus der Pestzeit. 1667.

Als in dem Jahre 1666 zu Frankenstein ein großer Theil der Bürger durch die Pest hingerafft wurden, klagte man die Todtengräber und ihre Gehäusen beim Rath der Stadt an, daß sie durch irgend ein schädliches Mittel die verderbenbringende Pest in der Stadt zu erhalten suchten. Da aber die Beweise fehlten, so ruhte die Sache bis zum 6. September desselben Jahres, wo des Morgens um 6 Uhr zwei Todtengräber, Hanns Clement von Breslau und Thomas Otto, vom Brandwein vollgetrunken, mit einander in Streit geriethen, und Hanns Clement seinem Gegner drohete die schreckliche Morderei zu verrathen.

Einige Bürger mochten Zeuge des Wortwechsels gewesen sein, und die Sache angezeigt haben, denn bald darauf wurden beide Männer gefänglich eingezogen und zum Geständniß ihrer

Verbrechen angehalten. Als bald eilt Kaspar Hübner, sonst Schleuniger genannt, der oberste Todtengräberknecht, von welchem sich später ergab, daß er der Räbelsführer sei, zum Rath der Stadt, und bittet denselben, jene beiden Männer zu strafen, weil er vor ihnen keine Ruhe auf dem Kirchhofe habe. Seine Absicht war, sich durch diese Anklage von der Mithschuld zu reinigen, allein er verdächtigte sich nur dadurch, denn der Stockmeister hatte indessen von den Gefangenen durch List die Namen der Mitglieder dieser schrecklichen Todtengräberbande entdeckt, worauf Hübner selbst und noch fünf andere Personen festgenommen wurden, als: der alte siebenzigjährige Todtengräber Wenzel Förster mit seinem Weibe Hedwig, der neue Todtengräber Georg Frediger aus Hirschberg mit seinem Weibe Anna, und ein Bettler, Namens Caspar Schöbs. Ein anderer Bettelknabe, der zum Ausstreuen des Giftpulvers gebraucht worden, war bereits gestorben. Diese acht Personen wurden auf die Folter gespannt, auf welcher sie Verbrechen bekannten, bei denen man sich unwillkürlich fragen muß, ob dieselben mehr auf dem Aberglauben und einer entmenschten Bosheit beruhen, oder ob sie nur ein leeres Bekenntniß, hervorgebracht durch die abschreckenden Wirkungen der Tortur, seien.

Die Verbrecher bekannten zweierlei Art Giftpulver bereitet zu haben; der Verfertiger des einen war Kaspar Hübner, welcher es im Jahre 1600 bei dem großen Sterben in Strehlen von einem Todtengräberknecht Hanns Scholz so wie das sonderbare Kreuzweislegen der Leichen erlernt. Dieser hatte auch in der Pfarrkirche daselbst den Hochaltar dreimal beraubt, zweimal das oberste weiße Altartuch gestohlen, und aus dem dritten ein Stück geschnitten, und dieses alles so wie die auf der Kanzel befindliche Sanduhr zur Bereitung seines Giftpulvers verwendet, welches die Bande am frühen Morgen auf die Straßen streute, oder damit die Handhaben und Klinken an den Thüren bestrich. Hans Element ließ sich zum Ausschneiden der Apostemen gebrauchen, die man ebenfalls zur Giftbereitung anwendete. Ein zweites Giftpulver bereitete Jörg Frediger und sein Weib. Er bekannte, diese Giftmischung von einem Schäfer aus Trautenau erlernt zu haben, der sie zur Tödtung der Schaafse gebrauchte, um sich durch deren Felle zu bereichern. Frediger hielt dieses Gift für nicht so gefährlich, als das des Hübner, und glaubte, es zur Tödtung von Menschen ebenso bequem anwenden zu können, um seine Einnahmen durch den Todtengräberlohn zu vermehren.

Ferner bekannte Frediger, bei der Pest zu Striegau (1600) nebst einem gewissen Mühlfranz mit Leichen todter Jungfrauen gräßliche Schandthaten begangen zu haben. Die Todten beraubten sie alles Schmuckes und selbst der Kleider. Todten, ungetauften Kindern rissen sie die Herzen aus und verzehrten sie, in der Meinung, dadurch sieben Jahre vor Entdeckung ihrer Thaten und Strafe sicher zu sein. Außerdem verstümmelten sie die Leichen in den Gräbern und stießen ihnen die Köpfe mit dem Grabeisen ab.

Die Strafe dieser Verbrecher war eben so schwer, als ihre eingestandenen Missethaten, Kaspar Hübner, der Räbelsführer, ward mit glühenden Zangen an der Brust gequetscht, und an den Fingern sechsmal gerissen, und nachdem man ihm mit einem Rade Arm und Schenkel zerbrochen, lebendig verbrannt. Auf ähnliche Weise, jedoch mit ausgesuchteren Mattern, vor denen selbst der Unempfindlichste schaudert, wurden die übrigen hingerichtet.

Bald darauf beging der Todtengräber Barthel Milbe Aehnliches, welcher sich früher als solcher auf mehreren Dörfern im Breslauschen aufgehalten, und beim Ende der Pest nach Frankenstein gekommen war, wo er um die Weihnachtszeit wegen eines entwendeten Kleides ins Gefängniß gebracht wurde. Als er auf die Tortur gelegt ward, gestand er nicht nur Verbrechen gegen die Sittlichkeit ein, sondern auch, daß er ebenfalls Gift gestreut und mehrere Genossen hätte, namentlich Eva, eine Landsknechtin, die Tochter des Christoph Rimayer, eines Rundschafters aus Breslau. Diese, einige zwanzig Jahre alt, gab sich eines unzüchtigen Lebenswandels schuldig, und daß sie dem Barthel Milbe einen Trank gereicht, deßhalb, damit er nicht so viele unschuldige Leute hinrichte, und falls er eingezogen würde, nichts gestehen möchte. Magdalena, Mag Schubarts hinterlassene Wittwe, hatte ihrer Tochter Susanne Giftpulver streuen helfen. Unter schrecklichen Martern wurde Barthel hingerichtet, fürchterlich war für ihn das langsame eine Stunde lange Braten an schwachem Feuer. Die drei Frauenzimmer wurden auf Leitern gebunden, hierauf auf den Holzhaufen geschoben, oben mit feurigen Zangen an den Brüsten gerissen, dann aufs Gesicht gelegt und verbrannt.

Hanns Lase, Todtengräber aus der Pestzeit, wurde von einer gewissen Susanne und seinem eignem dreizehnjährigen Sohne angeklagt, Giftpulver selbst und mit Hülfe anderer gestreut zu haben. Unter den Martern der Tortur bekannte er auch Noßräuberei, und den Empfang mehrerer Düten Pulver von dem hingerichteten Caspar Schleuniger. Am 5ten October 1607 wurde Gerichtstag über ihn gehalten, wobei der Vater seinen Sohn ganz elendiglich anschaute und zu ihm sprach: Sieh, lieber Sohn, in was für Unglück wir einander bringen! — Der Sohn bat für den Vater, daß er möchte mit dem Schwert hingerichtet werden. Dem Sohn wurde wegen unzüchtigen Lebenswandel der Kopf abgeschlagen, der Vater lebendig verbrannt.

Auch die Todtengräber zu Schweidnitz, Reichenbach, Guhrau, Breslau u. wurden des Giftstreuens und Verpestens beschuldigt und durch die Tortur zum Geständniß gebracht. Da ein Widerrufen der Verbrechen nach der Marter unmöglich war, so liegt klar am Tage, daß diese Armen größtentheils ein Opfer der kurzsichtigen Gerechtigkeit wurden. Gewöhnlich legte man ihnen während der Marter solche Fragen vor, welche das Vergehen enthielten, und welche die Unglücklichen mit „Ja“ beantworteten, um der Schmerzen auf kurze Zeit wenigstens ledig zu sein. Wie mancher Unschuldige mag auf diese entsetzliche Weise hingemordet worden sein!

Hexenexecution zu Guhrau 1656.

In enger Verbindung mit dem Giftstreuern der Todtengräber zu Frankenstein und in einigen andern Städten steht die nachfolgende Hexenexecution zu Guhrau, jedoch mit dem Unterschied, daß sich dieses schaudervolle Ereigniß gegen fünfzig Jahre später ereignete, und bei den Einwohnern der Städte und ihren Richtern ein höherer Grad von Bildung vorausgesetzt werden konnte. Die Göttin der Gerechtigkeit handhabte jetzt wie vor mit wirklich engverbundenen Augen, ohne Untersuchung des Für und Wider der angeschuldigten Personen, das mit dem Blute vieler Unschuldigen getränkte Schwert.

Im Jahre 1656, als die kaiserliche, königliche Stadt Gubrau, gleich andern Orten, von der Pest hart mitgenommen wurde, daß in der Stadt nicht mehr als vier Paar Eheleute übrig blieben, und es nicht mehr als zwei Häuser gab, in welche die Pest nicht gekommen, war Heinrich Felbiger Stadtvogt, welcher, ungeachtet er sich in den im Stadtbuche aufgezeichneten Nachrichten aus jener Zeit rühmt, das Beste der Bürger und der ganzen Stadt bezweckt und ausgeführt zu haben, seinen Scharffinn durch nachstehende Kriminal-Untersuchung sehr verdächtig und ein abschreckendes Beispiel des Aberglaubens liefert. Er selbst erzählt:

Im Jahre 1656, als die schöne Stadt Lissa von den Polen weggebrannt ward, fanden sich daselbst eine Menge Leute, Christen und Juden, ein, die eine Art Staupe mitbrachten. Als aber vierzehn Tage vor Johannis auf der Mühlgasse die Pest in zwei Häusern verspürt wurde, nahm man einen Todtengräber, Christoph Ringeler an, und später noch einen andern, Christoph Purke, welche aber schon nach zehn Tagen starben. An die Stelle dieser beiden trat nun Balzer Bierre, ein alter Mann, welcher aus Leichtfertigkeit einen todten Mann liegen ließ, und statt dessen einen leeren Sarg begrub; er starb übrigens ebenfalls nach drei Tagen. Hierauf wurde Adam Hennig von Fraustadt angenommen, ein alter Bösewicht, welcher mit Hülfe eines Weibes Anna den vorigen Todtengräber begrub, nach Pestgebrauch, d. i. im vollgetrunkenen Zustande. Bald darauf sollte Hennig ein Kind begraben, pülverte es aber, und streute das Pulver auf die Straßen, daß in wenigen Tagen die Pest mit Macht einbrach, alle Bäcker, Mälzer und Bierbrauer starben, und eine große Noth unter den Leuten einriß. Bei diesem häufigen Sterben verbreitete sich das Gerücht, daß die Todtengräber davon Ursache wären, jedoch ohne Grund.

Als aber einige Bürger des Todtengräbers Weib in Verdacht hielten, auch etwas Pulver am Stadthore fanden, war die Beschuldigung begründeter, und das Weib zur Untersuchung gezogen. Die Unglückliche wurde vom Stadtvogt Felbiger scharf examinirt, und mußte, weil sie der Richter für eine Hexe hielt, alle Prozeduren, die mit Hexen vorgenommen wurden, aushalten. Man warf sie ins Wasser. Als sie hier nach Hexenart schwamm, wurde sie ergriffen, und gefoltert, um sie zum Geständniß zu bringen; sie mochte aber nichts gestehen, worauf sie im Kerker den Hals brach. Ihr Körper wurde verbrannt.

Der alte ebenfalls eingezogene Bösewicht wurde befragt, wohin er das Kind begraben und als er sagte, er habe es zum Todtengräber Bierre gelegt, so suchte man nach, fand aber nichts. In der Nacht brachte ihm der böse Feind drei Stricke, mit denen er sich entleiben sollte, aber keinen Muth dazu hatte.

Aus Furcht, verpestet zu werden, mochte ihn der Stockmeister vor Ablauf von 22 Tagen nicht angreifen. Während dieser Zeit starben täglich 24 bis 25 Menschen, weßhalb Jedermann großes Verlangen nach dem Tode des Deliquenten trug. Als der Vogt Felbiger sah, daß es je länger, je ärger ward, ließ er den Bösewicht in dem sogenannten neuen Teiche baden, und bald darauf in der Malzmühle auf der Folterbank martern. Als der Angeschuldigte bis zur Thüre kam, ließ er auf der Schwelle sein Wasser, woraus der Vogt vermuthete, daß er ein Hexer sein möchte, und ihn befragte, warum er dies thäte? — Auch verbot er den Leuten

darüber zu gehen. Aber der Stadtmeister und Florian Fahrenholz, des Vogtes Schöppen, verachten dessen Besorgniß, gingen über die Schwelle, mußten aber nach wenigen Tagen sterben, wodurch der Vogt in seiner Meinung noch mehr bekräftigt wurde. Felbiger erzählt, daß in dem Augenblicke, wo er die Marter des Unglücklichen auf das strengste habe vollziehen lassen, der Teufel den Deliquenten beim zweiten Gange auf das heftigste geschüttelt und auf der Leiter gleich einem Schoben hin und her geschwenkt habe, worüber der Stockmeister heftig erschrocken und geglaubt, es müsse Alles zerspringen. Der Vogt aber rief den Leuten zu, ein Vater unser zu beten, während er selbst sprach: „Du verfluchter und vermaledeiter Teufel!! hast Du ihn verführt, und er hat Dir vorgedient, so ist er in meinen Gerichten, daß ich ihn darum strafen lasse.“ Der Unglückliche ward so fest ausgespannt gehalten, erzählt Felbiger, daß ihn endlich der Teufel zufrieden ließ. Er fing an, sanft zu schlafen, und schwigte eine gute Viertelstunde lang große Tropfen wie Blasen, worauf er sein Geständniß ablegte.

Unter andern bekannte er, zu Brün, Olmütz und Gubrau drei Kinder gepulvert, die Herzen derselben verzehrt, und das Pulver auf die Straßen und in die Brunnen gestreut zu haben.

Bei der zweiten Tortur gestand er, sich dem Teufel auf 30 Jahre verschrieben, die Hexerei bei einem Bader in Fraustadt gelernt, „zu verschiedenen Malen mit ausgefahren,“ und viel Böses gestiftet zu haben.

Vielleicht hätte der Gepeinigte, um der Marter ledig zu werden, noch mehr eingestanden, wenn ihn der Vogt um ein Mehreres gefragt hätte, er wußte aber genug, um den Unglücklichen auf schaudererregende Art durch Quetschen und Reißen mit glühenden Zangen, Ausschneiden von Riemen aus lebendigem Leibe, durch Viertelheilen und Verbrennen seines Körpers hinrichten zu lassen.

Großer Soldatenaufstand in Breslau 1636.

Als nach dem Separatfrieden (1635) die sämmtliche Bürgerschaft von Breslau den Huldigungs-Commissarien Kaiser Ferdinand II. den Eid der Treue geleistet, sollten auch die 4 Fähnlein Stadtsoldaten, welche die Stadt zu ihrem Schutze bisher gehalten, dem Kaiser schwören. Ein Theil der Bürger mochte diese Zumuthung für eine Beeinträchtigung seiner Rechte halten, und suchte daher soviel als möglich, die Soldaten von der Eidesleistung zurückzuhalten. Ein verwagener Soldat hielt seinen versammelten Kameraden eine Rede, in welcher er ihnen zu Gemüthe führte, daß sie sammt und sonders, wenn sie erst geschworen hätten, aus der Stadt und wohin man sie begehren würde, gezogen und unter fremde Kriegsvölker würden gesteckt werden. Diese Nachricht verbreitete allgemeines Murren und gab zu einem großen Tumulte Veranlassung.

Am 31. Januar 1636 wurden die Fähnlein, Knechte und Soldaten, mit fliegenden Fahnen auf das Burgfeld geführt, wo die Huldigungs-Commissarien: Herzog Heinrich Wenzel zu Bern-

stadt, der Vizekanzler Collowrath, der Präsident von Schellendorf, der Oberst Albrecht von Wengersky bereits anwesend waren, und auf sammtlichen Sesseln saßen. Die städtischen Commissarien waren Rudolph Sohn und Johann Haunold, die vier Hauptleute: Oberstlieutenant Hesse und die Hauptleute Säbisch, Röthel, und Böhnim. Das daselbst befindliche Zeughaus wurde von Bürgern bewacht. Nach Vorlesung des Artikelbriefes und der Eidesformel wurden die Fähnlein einzeln zum Schwur herangezogen.

Zuerst wurde die blaue Fahne des Oberstlieutenant Hesse als das Hauptfähnlein vorgenommen. Bald zeigten sich mehrere Widerspenstige, und erst als freundliche Worte wenig nützten und die Kompagnieführer die Sache mit Ernst ergriffen, bequamen sie sich zum Schwur.

Das zweite oder gelbe Fähnlein leistete mit wenigen Schwierigkeiten den Eid.

Die beiden andern, das weiße und das rothe Fähnlein, mochten sich auf keine Weise zu einem Eide verstehen. Die Gemeinen des letztern verhinderten sogar die Officiere, welche sich sonst bereit zeigten.

Nach ihrem Abmarsch machten sie den ersten beiden Fähnlein über ihre Nachgiebigkeit Vorwürfe, zogen sie wieder in ihr Interesse, ermahnten einander standhaft beisammen zu bleiben, und sich dahin zu bemühen, daß die ersten beiden Fähnlein ihres gethanen Eides wieder entbunden werden möchten, und fingen nun an, allerlei Unfug zu treiben.

Am 4. Februar wurde die Bürgerschaft vor die Commissarien gefordert, und ernstlich befragt, ob sie die Soldaten zu solcher Widerspenstigkeit angereizt hätten, oder nicht? — Die Bürger entschuldigten sich und gaben zur Antwort: sie wüßten sich selbst ihrer Pflicht und ihres Eides zu erinnern, hätten an dem Vorhaben der Soldaten keinen Gefallen, sie würden ihnen solches, warum sie selbige in Verdacht zögen, mit Grund der Wahrheit nimmermehr erweisen können, begehrten auch ein für allemal in K. M. treuer Devotion zu verbleiben. Würde man sie aber mehr hinfüro hiermit belästigen, und in Verdacht ziehen, sollten sie wohl bedenken, was sie thäten.

Auf dieses ward den Bürgern anbefohlen, ein jeder sollte seinen in Quartier habenden Soldaten von solchem bösen Unfuge abmahnen, und die Soldaten so viel als möglich zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit bereben, dieselben auch auf die Strafe aufmerksam machen, die sie treffen würde, wenn sie also fortführen. Die Bürger versprachen alles aufzubieten, um dem Unfug zu steuern.

Die Sache schien aber eine immer gefährlichere Wendung zu nehmen, weshalb aus Furcht der Oberlandeshauptmann die Stadt verließ.

Am 10. Februar, eines Sonntags, wurde die Bürgerschaft nach vollendetem Gottesdienste abermals auf das Rathhaus beschieden, und ihr anbefohlen, die Soldaten wo möglich doch von ihrem schlimmen Vorhaben abwendig zu machen, sich auch für den Fall der Noth kampfbereit zu halten, damit nichts Uebles weiter erfolge.

Am 13. Februar wurde die rothe und die weiße Kompagnie in den Schweidnitzschen Zwinger beordert, und ein aus den zwölf Bürgerkapitains gewählter Ausschuß an dieselben abgesandt, um mit den Soldaten zu unterhandeln. Diese wollten nichts hören, droheten auch

jedem Bürger, der sich ihnen nähern würde, mit Thätlichkeiten. Hierauf sandte man ihre eigenen Oboffiziere an sie ab, sie zu fragen, ob sie sich nicht endlich bequemen wollten, gleich den beiden andern Fähnlein dem Kaiser zu schwören. Einmüthig schrien die Soldaten: Nein, nein! Bei der Stadt Breslau, welcher wir einmal geschworen, wollen wir verbleiben, für dieselbe Leib, Ehre, Gut und Blut zusehen, für sie leben und sterben; — aber dem Kaiser schwören wir nicht! Dies ist unsere endliche Resolution und Meinung. Als ihnen aber die Offiziere das Unstatthafte des Vorhabens vorstellten, wurden sie von den Unbändigen mit Wort und That gemißhandelt, und dem Obristleutenant trachtete man sogar nach dem Leben.

Indessen rotteten sich die andern beiden Fähnlein zu diesen zwei Kompagnien, bemächtigten sich des Walles und zogen hierauf die Schweidnitzer Straße entlang auf dem Salzringe zur großen Wachtbaude, wo sie sich in vier Haufen theilten, lagerten und Wachen ausstellten. Einige von ihnen, die Bessern, welche sich entfernt und in ihre Quartiere begeben hatten, wurden durch ausgeschiedte Kommando's herbeigeholt und gezüchtigt.

Während dieser Zeit verübten sie mehrere Gewaltthätigkeiten an Bürgern und kaiserlichen Soldaten, welche in den Vorstädten einquartirt waren, und sich zuweilen in der Stadt erblicken ließen. Die Stadthore blieben auch während der ganzen Zeit des Tumults geschlossen.

Es wurde zu öfternmalen mit den Widerspenstigen unterhandelt, bald durch die Bürgerkapitains, bald durch einen Ausschuß von Bürgern, es wurde aber nichts ausgerichtet; ihr gewöhnliches Geschrei war: Nein, nein! — Hierauf ließ sie der Rath durch ihre Fähnriche fragen, was denn eigentlich ihr Vorhaben wäre, und was sie begehrten. Sie reichten eine Schrift ein, deren Artikel der Rath durch ihre Fähnriche mündlich beantwortete: daß sie sich vom Rath und den Offizieren wollten kommandiren lassen, da handelten sie, wie es ehrlichen Soldaten gebührte; daß sie aber binnen 24 Stunden vogelfrei gemacht werden sollten, und ihnen die Gewehre bei nächtlicher Weile abgenommen würden, davon wußte der Rath nichts.

Nun verlangte auch die blaue und gelbe Kompagnie ihres nur gezwungener Weise gethanen Eides entbunden zu sein, und der Rath möchte die Fähnlein über ihnen schwenken.

Der Rath antwortete, daß dieses füglich nicht geschehen könne, auch unverantwortlich sei. Sie forderten nun, daß ihre Kapitaine zu ihnen kommen möchten, weil aber zu befürchten stand, dieselben würden, wenn auch nicht grade gemißhandelt, so doch gezwungen werden, mehr zu versprechen, als zulässig wäre, so wurden die Fähnriche abermals abgesandt, welche sie ermahnten, auseinander zu gehen, und am kommenden Morgen sich wieder zu versammeln. Aber umsonst; sie verblieben die Nacht über auf dem Salzringe, zündeten einige zwanzig Wachtfeuer an und verdoppelten die Wachtposten an den Straßeneingängen und stellten sogar einzelne Posten vor die Thüren der Häuser auf diesem Plage, dabei trieben sie den größten Unfug, raubten und stahlen, wo sie nur konnten.

Vor dem Rathhause stand bisher ein großer hölzerner Esel, der Strafesel genannt; gegen 10 Uhr geriethen die Soldaten auf den Einfall, dieses Ungethüm ihrer eigenen Lustiz, wie sie sich ausdrückten, den Flammen zu übergeben. Unter Lärm und Gesang: „Mit Fried' und Freud' fahr ich dahin 1c.“ oder: „Nun laßt uns den Leib begraben 1c.“ brachten sie dieses

hölzerne Thier auf den Salzring und zündeten um dasselbe ein bedeutendes Feuer an, wozu sie noch die Bretter von der großen Wachtbude verwendeten. In und auf dieser Bude befanden sich eine bedeutende Anzahl Soldaten. Nun geschah es aber, daß durch das Abreißen der Bretter das Gebäude unhaltbar wurde und zusammen stürzte. Zwei Personen blieben auf der Stelle todt, achtzehn waren mehr oder minder beschädigt, so daß vier derselben am andern Tage starben.

Am 14. Februar trieben sie abermals allerhand Unfug und umsonst suchte sie der Rath zu beruhigen; sie beharrten darauf, es sollten die Kapitaine zu ihnen gesendet werden und erklärten sich gegen den Rath: 1., Weil wie gemeldet, sie Nachricht bekommen, daß man sie wolle vogelfrei machen, bei Nacht ihnen das Gewehr abnehmen und darauf mit Weib und Kind binnen 24 Stunden aus der Stadt verweisen, davon der Rath nichts wissen wolle, so verlangten sie zu wissen, woher dies käme, und begehrten derowegen, daß die Fahnen ihnen sollten gegeben werden, und ihre Offiziere zu ihnen schwören. 2., Hätten sie auch in Erfahrung gebracht, daß, als die Stücke und Munition, welche die kaiserliche Armee bei der Stadt Breslau deponirt und ihr jetzt wieder überantwortet und nach Glogau zu Schiffe transportirt worden, die kaiserlichen Offiziere nachgeforscht haben sollen, wo denn die Breslauschen zwei Fähnlein Knechte verblieben, und was die Stücke und Munition nütze wären, wenn keine Knechte dabei vorhanden. 3., Wären sie berichtet worden: wenn alle vier Fähnlein würden geschworen haben, sollten sie alsbald an den Präsidenten Albrecht v. Wengerski, welcher nebst den übrigen Commissarien ihnen den Eid abnehmen wollte, abgeführt, und aus ihnen ein Wengerskisches Regiment gemacht werden. 4., Sollten sie berichtet worden sein, als wenn sie von den Abgeordneten der Stadt Breslau an den kaiserlichen Hof in Wien weggeschenkt oder gar verspielt worden wären. — Auf dieser Meinung blieben sie stehen und schrien unaufhörlich, daß sie bei der Stadt Breslau leben und sterben wollten.

Als der Rath sah, daß die Soldaten durchaus nur der Stadt dienen wollten, und auf der Seite der Bürger wären, so schickte er eine Bürgerdeputation, nebst einem Rathsgliede und von den Offizieren einen Kapitin, Lieutenant und einen Fähndrich zu ihnen, sie zu ermahnen, ruhig auseinander zu gehen und die Sache am folgenden Morgen abzumachen. Doch die Soldaten wurden nur noch furiöser, rührten die Trommeln und griffen zu den Gewehren. Unter großem Tumult marschirten sie grade auf das Rathhaus los. Das blaue und gelbe Fähnlein lagerte sich vor dasselbe, das weiße hinter dasselbe, und das rothe am Elisabethkirchhof, zündeten Wachtfeuer an und stellten Wachtposten aus.

Auf dem Rathhause befand sich zufällig der Rath, die Bürgerschaft und die Bechältesten bei einem Gastmahl zusammen und erschracken gewaltig, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Soldaten das Rathhaus stürmen wollten. Sie schlichen einzeln hinunter, während die Thüren stets hinter ihnen fest verschlossen gehalten wurden. Die Bürgerschaft blieb aber zur Deckung auf dem Rathhause. Auf Befragen, was sie wollten, antworteten sie trozig: Sie sähen wohl, daß man die Sache noch immer mehr verzögere; sie könnten sich daher länger nicht mehr gedulden, man sollte und müßte ihnen die Fähnlein herausgeben. Dabei schlugen sie

die Trommel, bliesen die Feldpfeifen und gekehrten sich, als wollten sie Gewalt brauchen. Nur mit Mühe gelang es, sie zu beruhigen und mit ihrem Begehr auf den kommenden Morgen zu verweisen.

Da sie Miene machten, die Bauben um das Rathhaus zu Wachfeuern nieder zu reißen, so schenkte man ihnen Holz aus dem Rathhause. Hierauf führten sie Schaar und Tagewachen auf und ab, und gekehrten sich überhaupt, als wären sie zu Felde, plünderten dabei auch die Bäckerladen. Am kommenden Morgen (15. Februar) marschirten die andern beiden Fähnlein auf den Fischmarkt und umringten das Rathhaus von allen Seiten. Um 6 Uhr versammelte sich der Rath; die Soldaten verhielten sich nicht nur ruhig, sondern auch gottesfürchtig. Um halb 7 Uhr wurden die Trommeln geschlagen, worauf ein jeder nach seinem Gewehre griff, die Wachtfeuer verlief, und die einzelnen Kompagnieen sich sammelten. Nun stellten sie die Gewehre zusammen und sangen geistliche Lieder, nach deren Beendigung sie auf die Knie niederfielen und still beteten. Um 7 Uhr wurden die Trommeln abermals gerührt und die Kompagnieen marschirten mit Sturm auf das Rathhaus los. Der Rath sah in dieser Bedrängniß keinen andern Ausweg, als dem Begehr der Uebermüthigen nachzugeben, ihnen die Herausgabe der einzelnen Fähnlein zuzusichern und sie des dem Kaiser geleisteten Eides zu entbinden, welches durch den Obristleutnant Hesse und den Kriegskommissar Jahn noch an demselben Tage mit allen Gebräuchen und Feierlichkeiten geschah. Auch die Offiziere, welche dem Kaiser geschworen, wurden dessen entbunden und ebenfalls wieder in Eid und Pflicht der Stadt genommen.

Man war der Meinung, daß nun die Sache vollkommen beigelegt wäre, allein nun verlangten die Soldaten ihren rückständigen Sold. Auch in Betreff dieses Punktes, der dem Rath neue Sorge machte, wurden die nöthigen Mittel zur Befriedigung getroffen, und versprochen, wegen des rückständigen Selbes Abrechnung zu halten, und wegen des laufenden den Termin der Zahlung genau zu halten. Nachdem dies alles auf dem Salzringe geschehen, ordneten sich die Kompagnien, ihre Offiziere und Fahnen an der Spitze, und marschirten vor das Rathhaus, um letztere wieder abzuliefern. Hier stellten sie sich in Linien auf, und schlugen die Trommeln und gaben unter Musketenschüssen die Fähnlein ab, worauf sie sich durch die Offiziere in ihre Quartiere führen ließen.

Ruhe war nun einigermaßen hergestellt, aber nicht dauernd zu erwarten, weshalb der Rath in den ersten Tagen des Monats März alle zwölf Bürger-Kapitaine nebst der Bürgerschaft, den Zünften und Zechen auf das Rathhaus beschied und ihnen andeutete, wie er gewillt wäre, alle vier Kompagnien abzudanken, namentlich die weiße. Diejenigen, welche aufs Neue zu dienen verlangen würden, sollten neu angeworben und mit Musketen bewaffnet werden. Dies wurde fest beschlossen und zuvörderst darauf Bedacht genommen, den rückständigen Sold zu berichten.

Am 8. März entstand zwischen den Soldaten und einem Edelmann, Honig von Bishwiz, ein neuer Lärm. Der Edelmann begegnete einem seiner Unterthanen, welcher bei der gelben Kompagnie diente und fragte ihn, ob die Einheit zwischen den Soldaten und dem Rath

bald hergestellt wäre; wenn übrigens die Breslauer nicht genug Galgen hätten, so wollte er ihnen so viel Stämme aus seinem Walde verehren, als hinreichend wären, um alle Soldaten zu hängen. Der Soldat ertrug diesen Schimpf, als ihn aber der Edelmann am folgenden Tage wiederholte, erzählte er den Vorfall seinen Kameraden, worauf sich alle vier Kompagnieen zusammen rotteten und an dem Spötter ernstlich zu rächen beschloßen. Sie bestürmten sein Quartier auf der Albrechtsstraße, fanden ihn aber nicht; endlich, um Gewaltthatigkeiten zu verhindern, stellten sie sich zufrieden als sie von ihren Befehlshabern in ein Kretschamhaus geführt wurden, wo sie auf Unkosten des Edelmanns wacker zechten, und außerdem für jeden einzelnen einen neuen Hut mit einer weißen Feder von demselben begehrten. Am 12. März, des Abends zwischen 7 und 8 Uhr versammelten sich alle vier Kompagnieen vor ihren Hauptleuten und verlangten zu wissen, was es mit der Nachricht für ein Bewenden habe, daß die Bürgerschaft um Mitternacht zusammenkommen wolle, und die Sandvorstadt mit kaiserlichen Soldaten besetzt wäre. Nur mit Mühe gelang es den Hauptleuten, sie zu beruhigen. Am 13. März versammelten sich die 12 Bürger-Kompagnieen und besetzten die Plätze und Straßen, worauf die weiße Kompagnie aufs Burgfeld zur Abdankung und Auszahlung geführt wurde. Man brachte den ganzen Tag bis spät in die Nacht zu. Nach beendetem Geschäft schenkten die Soldaten ihrem Fähndriche gegen einige Achtel Bier das Fähnlein und beunruhigten die Bürger durch ununterbrochenes Schießen auf den Straßen, denn man hatte ihnen sämtliche Wehr und Waffen gelassen.

Am 15. März trieben sie allerlei Muthwillen in den Schenkhäusern, wobei es zu einem blutigen Austritte kam. Im Kretschamhause zum großen Christopf, dem Schneider Zechhause, auf der Ohlauer Straße, hatten sich einige österreichische Offiziere eingefunden, in der Absicht, einen Theil der Entlassenen für den Armeedienst zu werben. Auf Alles was kaiserlich war, höchst erbittert, wollten sie hiervon nichts wissen. Die Oesterreicher stecken einem städtischen Pfeiffer unbemerkt Werbe-Geld in die Taschen, wodurch es zu Händeln kam und der Pfeiffer von dem Kapitain einen tödtlichen Stich erhielt, woran er auch bald starb. Die erbitterten Soldaten fallen nun über die Werber her, verfolgen den Hauptmann bis auf den obersten Boden des Hauses, erstechen ihn und berauben ihn seiner Kleider. Zwei andere Offiziere, ein Kapitain und Kapitainlieutenant, retteten sich aus dem Hause, letzterer floh in das Haus des Obersten, Namens Morder, und ließ die Hausthüren schließen. Die betrunkene und wüthende Masse folgte ihm und stürmte die Hinterthür des Hauses auf der Obergasse durch einen Wagen, den sie einem vorübergehenden Färberknecht abgenommen, mit Gewalt auf. Sie verlangten nun vom Obersten den Flüchtling und bedrohten sein Leben, wosern er jenen nicht herbei schaffe. Indessen fand man den Unglücklichen hinter einem finstern Herde versteckt; er wurde festgenommen und unter Schlägen und Stoßen zum Arrest geführt, jedoch der Rath befreite ihn wieder. Der Kapitain hatte 21 Wunden erhalten, der Kapitainlieutenant 18 und dessen Diener 23. Während dessen wurde das Haus des Oberst Morder von Bürgern besetzt.

Um solchen Aufreith und Tumult endlich zu steuern, versammelte sich der Rath am andern Morgen, am Palmsonntag, forderte zwei der Räbelsführer vor den Rathstisch und

sperrte sie ein; eils andere Personen wurden durch die Bürgerwache heimlich in ihren Quartieren aufgehoben und zur Haft gebracht. Am 17. März wurden sie in den Stock abgeführt und verhört. Da sie der Anschuldigungen geständig waren, so wurden schon am 26. März 7 Mann aus ihnen, sämmtlich zur abgedankten weißen Kompagnie gehörig, enthauptet. Ihre Namen sind: 1) der Goldschlägergeselle Hans Thiele aus Breslau; 2) der Weißgerbergeselle Schulz aus Breslau; 3) der Töpfergeselle Matthias Rosenberg aus Militsch; 4) der Bauersohn und Bockpfeiffer Barthel Puche; 5) der Drommelschläger Lorenz Vietsch aus Fraustadt; 6) der Kräutersohn und Pfeiffer Andreas Aist aus Gabig; 7) der Koch Tobias Helgingz aus Freyhahn.

Die Köpfe und Hände der Hingerichteten wurden auf die Stadthore aufgespizt. Dieser Strafakt der Gerechtigkeit genügte jedoch noch nicht, sondern erbitterte die Gemüther nun noch mehr, so daß in der Nacht des 5. April ein neuer Aufbruch losbrach. Die Bürger, nun selbst der Plackereien müde, traten daher unter Gewehr und jagten die Soldaten, welche sich jetzt auf dem Barbara-Kirchhof, wie ehemals auf dem Salzberge, lagern wollten, in ihre Quartiere.

Da es unter den Soldaten selbst mehrere gab die ihre Kameraden verriethen, so war es leicht, die Unruhestifter zu verhaften. Am 5ten und 6. April wurden 27 Mann in den Stock geführt und verhört.

Am 6. April dankte der Rath auch die drei andern Kompagnieen, die blaue, rothe und gelbe ab. Diejenigen aus ihnen, welche noch ferner dienen wollten, ungefähr 800 an der Zahl, wurden den 16. April vor das Rathhaus geführt, wo sie vor dem Oberlandeshauptmann Herzog Heinrich Wenzel, dem Kammerpräsidenten Freiherrn von Schellenburg, und dem Deputirten Erbe nach Vorlesung der Artikel mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern huldigten und schwuren, dem Kaiser und der Stadt Breslau jederzeit bei Tag und Nacht treu, hold und gewahr zu sein, zu leben und zu sterben, auch bei denselben Leib, Gut und Blut zu lassen. Hierauf wurden sie wieder abgeführt und bezogen ihre Posten.

Von den am 6ten und 7. April gefänglich eingezogenen sollten 6 Mann, und zwar: 3 Gefreite und 3 Musketire, gehängt werden; erstere, weil sie jederzeit bei der Meuterei das Wort geführt und sonst auch allerhand Unglück, Uebel und der Obrigkeit Schimpf und Spott durch Letztere verursacht hatten. Zu diesem Ende führten die Zimmerleute am 25. April Nachmittags um 4 Uhr mit Fahnen und Musik den im Zimmerhose der Obervorstadt gefertigten Galgen vor dem Rathhause auf. Damit einer dem andern nichts vorzuwerfen hätte, mußte die ganze Buntz zugegen sein und jeder Einzelne etwas an diesem Halsgerüst arbeiten.

Die Exekution wurde den 26. April vollzogen. Die Verurtheilten waren: 1) der Gefreite Jakob Müller, von der rothen Kompagnie, ein alter Lohnkutscher, 63 Jahr. Er hinterließ 2 Kinder, von denen das eine 7 Wochen alt einen grauen Bart und Kopf hatte; 2) der Kartenmachergeselle Gefreite Absalon Wüsthube aus Olmütz; der Gefreite Martin Paul von der 3. Kompagnie, aus Dels; 4) der Musketier Caspar Fiedler, ein sehr lieberlicher, gottloser, verruchter und verwegener Schuhknecht; 5) der Musketier Georg Geldner, Sohn eines Bauers

aus Ohlau; 6) der Musketier Hanns Lamperdt, der Sohn eines Bauers aus Lammesfeld. Sie baten und schrien alle heftig, es half aber nicht; sie hingen zwei volle Tage, worauf sie zu den übrigen hinter dem neuen Kirchhof begraben wurden. Von den übrigen verhafteten Personen wurden am 29. April dreizehn losgelassen; einige von ihnen nahmen wieder Dienste, die andern mußten binnen 2 Tagen das Gebiet der Stadt verlassen; im Gefängniß wurden noch sechs zurückgehalten.

So endete der gefährliche Soldaten-Aufruhr, welcher vom 31. Januar bis zum 26. April gewährt hatte, und welcher größtentheils durch die Bürger hervorgerufen und gnährt worden war.

Die betenden Kinder, 1707.

Die Anwesenheit der Schweden im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Schlessien und ihre schon vom König Gustav Adolph eingeführte Sitte, den Gottesdienst unter freiem Himmel zu verrichten, gab zu einer der seltsamsten Erscheinungen Veranlassung, die nicht allein die gelehrten Schlessier, sondern auch ganz Deutschland beschäftigte. Bei dem öffentlichen Gottesdienste dieser Fremdlinge fand sich nämlich beständig eine Anzahl Kinder ein, deren Nachahmungstrieb sich auch hier zeigte, da sich besonders die Sehnsucht und das Bedürfniß nach einem freien Gottesdienste um so heftiger regte, jemehr es der Druck der Regierung erschwerte. Da sie nun nicht in Kirchen gehen konnten, weil keine vorhanden waren, so wählten diese Kinder, wie die Schweden, das freie Feld.

*) Nach gemachten Erfahrungen soll diese Kinderanbacht zu Sprottau, im Fürstenthum Stogau, ihren Anfang genommen und sich nachmals durch verschiedene andere Fürstenthümer, ja fast in ganz Niederschlessien verbreitet haben. Die Kinder beobachteten dabei, jedoch hie und da mit einigen Veränderungen, folgende Weise und Ordnung.

Es waren gewöhnlich Kinder von 4 bis 14 Jahren, oft Hunderte an der Zahl, welche sich auf einem freien Plage außerhalb der Städte und Dörfer, des Tages zwei auch dreimal, vor und nach ihren Schulstunden, früh von 6 bis 7, von 10 bis 11 und Nachmittags von 3 bis 4 Uhr versammelten. Nachdem sie sich in einen Kreis gestellt, auf die Erde nieders gekniet und ihre Hände gegen Himmel aufgehoben, hat der aus ihrer Mitte von ihnen erwählte Vorleser nicht nur die Lieder, welche zu singen waren, sondern auch die Gebete, vernehmlich und mit Andacht stehend vorgelesen. Sie sangen gewöhnlich sechs bis 7 Lieder und beteten zwischen jedem ein andächtiges Gebet, einen Bußpsalm und lasen ein Kapitel aus der Bibel. Den Schluß der Andacht macht der letzte Vers aus dem Liede: „Werde munter mein Gemüth u., oder „O du großer Gott erhöhe, was dein Kind gebeten hat u., und nach dem Segen: Nun Gott Lob! es ist vollbracht u.“ Hierauf befahl ihnen der Vorleser, zu der ih-

*) Aus Kundmanns Heimfuchungen Gottes in Zorn und Gnade über das Herzogthum Schlessien in Mäuzen.

nen wohlbekannten Stunde wiederum an diesem Orte in gebührender Zucht und Ehrbarkeit zu erscheinen; welches er vermöge einer mit Liebe vermischten Ernsthaftigkeit ihnen anfragte. Da aber kein Regiment lange Zeit ohne Verbrechen besteht, so bediente sich dieser in verschiedenen Orten gemeinlich eines Stockes oder einer Ruthe, um mit allem Ernst auf diejenigen zuzuschlagen, welche sich nicht gebühlich aufführten. Dabei ertrugen die Kinder diese Schläge mit der größten Geduld, murrten nicht im Geringsten, noch bezeigten sie sich ungeberdig dabei.

Zu Beuthen an der Oder sollen die Kinder im Jahre 1707 den 28. Dezember angefangen haben, das erstemal öffentlich zu beten, und zwar zwei Stunden des Tages; ihre Anzahl erstreckte sich auf mehr als Zweihundert. Der Magistrat ließ sie dreimal von dem Orte, wo sie sich versammelten und ihre Betstunden hielten, vertreiben; es half aber nichts, denn sie wählten nun den sogenannten Fiskalberg, einen freien Ort, über welchen der Magistrat nicht zu verfügen hatte, zum Orte ihrer Andacht. Damit hier die Kinder von der täglich sie beobachtenden Menschenmenge nicht gedrängt wurden, wurde der Platz mit Stangen umzäunt. Die Zuschauerzahl war oft mehrere Tausend; denn es war merkwürdig, die inbrünstige Andacht der Kinder bei ihren Gebeten, die große Ordnung, sowohl beim Kommen als beim Weggehen, indem sie jederzeit Paareweise gingen, anzusehen, daß viele der umstehenden Zuschauer vor Rührung sich der Thränen nicht enthalten konnten. Zuletzt sangen die Alten mit den Jungen so durchdringend, daß man den Gesang wohl über eine Viertelmile weit auf der Oder hin hören konnte. Ähnliche Betstunden wurden auch in Freistadt und Sprottau, zu Bunzlau und Hirschberg gehalten.

Einige Wochen später, als in Beuthen nahmen diese Kinderandachten in Liegnitz ihren Anfang. Diese Kleinen wählten hier den Haag vor dem Thore zum Versammlungsorte, wo sie über dreihundert an der Zahl, mit außerordentlicher Andacht ihr Gebet verrichteten. Da man aber diesen Gottesdienst der Kinder für pietistisch und quäkerisch hielt, so befahl die Regierung, die Kinder nicht mehr aus der Stadt hinaus zu lassen, wodurch diese Kleinen bewogen wurden, auf dem öffentlichen Ringe ihre Betstunden anzustellen, so daß weder die Drohungen der Obrigkeit, die härtesten Strafen der Eltern, so wie das nachdrückliche Verdammen der Geistlichkeit von den Kanzeln herab, noch auch das gewaltsame Einsperren, sie von diesem andächtigen Opfer abzuhalten, vermögend waren. Ja, als funfzehn bis zwanzig Kavaliere mit vielen Bedienten zu Pferde auf sie lossprenkten, störte sie solches nicht im Geringsten in ihrer Andacht, so daß sie nicht einmal aufgesehen oder einen Blick nach ihnen gethan.

Zu Lemberg, im Fürstenthum Lauer, versammelten sich die Kinder aus der Stadt und den umliegenden Dtschaften in großer Anzahl, Alt und Jung, mehr als Tausend an der Zahl. Ihre Andacht geschah des Tages dreimal. Den Anfang machten sie mit dem gewöhnlichen Morgenliede: „Wach auf mein Herz und singe 1c., ferner: Allein Gott in der Höh' sei Ehr 1c. und: Liebster Jesu wir sind hier 1c.“ Darauf wurde von dem in der Mitte stehenden Knaben, nachdem die andern einen Kreis um ihn gemacht und auf die Knie gefallen, ein Kapitel und einige Psalmen aus der Bibel und das Gebet für den Landesherrn vorgelesen und die Andacht mit einigen Liedern beschloffen.



Engraving by J. J. Knechtel del.

Die betenden Kinder (im Jahr 1708.)

Aus dem schlesischen Gebirge wird erzählt, daß das Kinderbeten daselbst zuerst begonnen, von woraus es sich nach Glogau die Oder entlang nach Kroffen und Fraustadt, bis tief nach Polen, verbreitete. Ihren Vorleser nannten sie Primas, vor dem sie sich so ruhig und still verhielten, als wenn er ihr Geistlicher wäre.

Nach Breslau kam diese Kinderandacht im Februar des Jahres 1708. Die erste Versammlung fand vor dem Nikolai-Thore, nahe am Lazareth, statt; bald geschah es auch auf dem Schweidniger Anger und vor dem Ober-Thore; eine andere Anzahl Kinder betete hinter dem Schießberge. Vor dem Oberthore soll sich auch ein Judenmädchen unter die Christen-kinder gemengt haben. Als dies die übrigen Kinder gewahr wurden und das Judenmädchen unter ihnen nicht leiden wollten, soll es gesagt haben: „Christus gehe auch sie an und sei auch für sie gestorben!“ worauf diese Kleine mitbeten durfte. In der Stadt hielten die Kinder ihre Betstunden auch auf dem Kirchhof zu St. Christophori und an andern Orten mehr.

Dieser allgemeine Aufstand der Kinder machte zu Breslau ein großes Aufsehn, jedoch der ungeheure Zulauf des neugierigen Volkes zu Wagen, zu Roß und zu Fuß, verursachte oft die größte Unordnung und Störung der Kinder in ihrer Andacht. Die Prediger konnten nicht genug auf den Kanzeln dagegen eifern; der Rath ließ sogar verschiedene Kinder mit ihren Eltern auf das Rathhaus holen; ein Gleiches that der Prälat auf dem Sande, mit den unter seiner Jurisdiction Gelegenen, wobei man die Parteien scharf examirte, was sie zu dieser sonderbaren Sitte bewogen hätte? Die Kinder gaben dabei so kluge Antworten, und über ihr Thun so gute Rechenschaft, daß sich Jedermann über sie wundern mußte. Den Eltern wurde nun anbefohlen, die Kinder zu Hause zu halten und sie zu der gewöhnlichen Versammlungszeit nicht weggehen zu lassen. Manche Eltern sperrten nun ihre Kinder ein, andere nahmen ihnen früh die Kleider weg, oder verhinderten sie sonst am ausgehen. Das war Ursache, daß die Kinder öfters aus den Fenstern sprangen oder durch den Ofen brechen wollten, mit Vertrauen: Gott würde sie durch seine Engel schon bewahren, damit sie kein Unglück nähmen. Das Lächerlichste war, daß zur Versammlung auf dem Schweidniger Anger ein kleiner Junge, dem Schuhe und Strümpfe hinweggenommen worden, mit des Vaters großen Stiefeln angethan, langsam und unter Weinen, anlangte. Andere Kinder vergaßen Schlafen und Essen, um ihre Betstunde nicht zu versäumen, oder vergaßen mit unerhörtem Eifer die heftigsten Thränen bei der größten Herzensangst, wenn man sie von ihrem Beten abhalten wollte, wurden wohl gar auch krank; auch ließen sie sich weder durch heftigen Frost noch Kälte vom Erscheinen abhalten. Ein Knabe auf dem Sande, welcher beim Wollkämmeln von dem Gebete zurückgehalten wurde, fiel deshalb in die heftigste Ohnmacht.

Während der Fastenzeit zeigten die Kinder einen noch besonderen Eifer im Gebet. Da sie auch in Breslau um Wiedererstattung der Kirchen und Schulen beteten, so wurde ihnen nachdrücklich vorgestellt, wie kindisch sie hierin verführten, indem sie um etwas beteten, was sie zu Breslau so reichlich besäßen, und daß sie ja die Kirchen verließen, um welche anderswo ihre Glaubensgenossen so eifrig flehten. Hierdurch wurden sie bewogen, ihr Gebet fernerhin in den Kirchen zu verrichten. Deswegen wurde ihnen täglich zwei auch dreimal, wie sie es

verlangten, gegen Abend die Kirche zu St. Barbara, gegen Morgen zu St. Christophori, in der Neustadt zu St. Bernhardin, und auf dem Elbing oder außerhalb der Stadt die Kirche zu Elftausend Jungfrauen, auf dem Schweidnitzer Anger die Kirche zu St. Salvator, aufgeschlossen, wo ihnen ein ordinirter Prediger dieser Kirchen das gewöhnliche Kirchengebet vorlas und die zu singenden Lieder anordnete. Die Kinder sagten dabei, sie würden nicht länger beten, als bis man in den Kirchen singen würde: Christus ist erstanden &c., und sie hielten darin auch Wort.

Die anfangs große und innige Andacht der Kinder schien zuletzt doch ausarten zu wollen, denn sie gaben oft Beispiele von kindischem Leichtsinn und Muthwillen. Oft bemerkte man an dem großen Theile nicht den mindesten Ernst, sie betrugten sich vielmehr muthwillig und faselhaft; es schien, als wären sie nur da, den übrigen Gesellschaft zu leisten, mitzusingen und zu schreien. Wenn ihr Gebet beendet war, liefen sie auseinander, sprangen, jauchzten, warfen die Hüte in die Höh' und jagten sich herum. Die Alten als Zuschauer machten es nicht viel besser. Beim auseinandergehen lachte der eine, der andere weinte, der dritte fluchte. Am ärgsten war es, wenn die Kinder auf den Straßen und Plätzen in und um Breslau zu Hunderten zusammen liefen. Sie wollten die geschlossenen Kirchen mit Ungestüm geöffnet haben, zogen halbe Stunden lang gewaltig an den Klingeln; und wenn sie endlich in die Kirche drangen, betrugten sie sich auf die ungeziemendste Weise. Einstmals hatten sie die Hauptpfarrkirche St. Elisabeth eingenommen, als man eben den öffentlichen Gottesdienst abhalten wollte. Als sie dieselbe endlich auf Bitten der Anwesenden verließen, zogen sie wie ein kleines wildes Heer durch die Stadt und drangen in die entlegene kleine Hospitalkirche zu St. Hyeronimus, schloßen die Thüre hinter sich zu und hielten die nachfolgenden Leute sogar mit Prügeln ab. Auch hier war es zur Zeit der Vesperstunde, die sie abzuhalten verhindern wollten, es aber doch geschehen ließen. Nach Beendigung derselben nahmen sie sofort Altar und Lehnstuhl ein, sangen und beteten nach ihrer Weise und zogen dann in muthwilligen Haufen wieder weiter.

Die Zeitgenossen sahen in dieser sonderbaren Erscheinung, welche durch ganz Deutschland ein großes Aufsehn erregte, ein Wunder, einen Fingerzeig Gottes und die Wirkungen Gottes; andere hielten es für wahrhaft kindische Nachäfferei des Gottesdienstes der Schweden. Es läßt sich übrigens vermuthen, daß ein großer Theil der Erwachsenen die Zusammenkünfte der Kinder beförderte und unterstützte, zumal selbst die Obrigkeit sich scheute, mit all ihr zu Gebote stehenden Gewalt diese Erscheinung zu verhindern. Es wurde viel von gelehrten Theologen für und dagegen geschrieben, und in langen Abhandlungen das Gute und Tadelnswerthe dieser Kinderversammlungen hervorgehoben. Darin stimmten jedoch alle überein, daß diese Erscheinung höchst merkwürdig und folgenreich wäre.

Zum Andenken an diese Begebenheiten wurden drei Medaillen geprägt. Die Vorderseite der ersten dieser Münzen stellt einen Kreis betender Kinder mit gefalteten Händen vor, und in der Mitte ihren Vorleser oder Primas mit einem Buche in der Hand. Die Umschrift lautet: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet.“ Auf der Rückseite liest man die Worte: „Kehr mich um so wirst du sehen, was in Schlesien geschehen 1707.“ — Auf der Vorderseite der Andern, welche sich so wie die dritte zu-

gleich auf die Vermittelung König Karl XII. von Schweden beziehen, die durch die Altranstädtsche Convention den Protestanten eine Menge Kirchen wiederschaffte, welches von Vielen als eine Frucht des Kinderbetens angesehen wurde, sieht man ein Stadthor mit einem Stück Ringmauer von Ohlau, nebst einem darüber sitzenden Hahn. Das Thor hatte wirklich dieses Zeichen und in der Kirche zu Ohlau soll ein ähnlicher gewesen sein, von welchem die Sage ging: wenn dieser Hahn einst krähen wird, so würden auch die Evangelischen ihre verlorenen Kirchen wieder bekommen. Frommer Aberglaube versichert, daß dieser Hahn am ersten Advent-Sonntage 1707 früh, während des Gottesdienstes wirklich dreimal gekräht und dasselbe in den folgenden drei Tagen wiederholt hätte. Auf dieser Medaille sieht man ferner einen Haufen Kinder durch das Thor kommen und über einem schroffen Felsen die aufgehende Sonne, welcher der Hahn entgegen kräht. Die Unterschrift lautet: *nVnCiAt ILLe DiEM* (er verkündet den Tag), worunter die Religionsfreiheit verstanden werden soll. Die Umschrift: *InnoCVo ore preCes MorDens res astra fatlgant*, deutet, daß das Gebet der Unschuldigen durch die Wolken bringe. Die Rückseite enthält die Worte: *SLeslae rege saCro CaroLo reparata per ara InfantVM fert CeLebrata preCes* (durch den Mund der Kinder dankt Schlesien dem Himmel seine Wiederherstellung durch König Karl). — Auf der dritten Münze sieht man einen Berg, auf welchem ein gedrängter Haufe Kinder kniet; über denselben sieben Tauben mit Delzweigen in den Schnäbeln, zum Zeichen der Erhörung ihres Gebets, und weil die Sage ging, daß man diese Tauben irgendwo um die Kinder gesehen haben wollte. Gegenüber ist ein anderer Berg, auf dessen Gipfel die Arche Noah ruht. Die Auf- und Unterschrift lautet: *Multiplicato Columbae Spiritu vaticinantur pueri puellaeque ante diem Domini insignem. Gen. VIII. 11. Num. IX, 26 Joel III.* (Bevor der Tag des Herrn erscheint, wahrsagen durch den Geist Knaben und Mädchen). Auf der Rückseite steht: *SerMo Leone Del sVeCo SLeslae stat In Ora* (durch Karl, den schwedischen Löwen, steht Gottes Wort in Schlesien fest).

Chronologische Ergänzungen.

Von 1526 bis 1739.

- | | |
|--|--|
| <p>1526 Einführung von Luthers Lehrsystem in Greifenberg.</p> <p>— Einführung des ersten evang. Predigers zu Jauer.</p> <p>—28, 30 u. 47 große Feuersbrunst zu Schweidnitz.</p> <p>—29 (24. Febr.) Einsturz der Spitze des Elisabeththurmes zu Breslau.</p> <p>—30 erster evangelischer Gottesdienst in der Pfarre zu Lublinitz.</p> <p>—31 Erhebung der Goldbergger Schule zu einem Gymnasium durch Herzog Friedrich II.</p> <p>—32 große Feuersbrunst zu Liegnitz.</p> | <p>1532 (25. März) starb Johann, der letzte unumschränkte Herzog v. Oppeln.</p> <p>—34 große Feuersbrunst zu Trebnitz.</p> <p>—35 fürchterlicher Orkan zu Dels.</p> <p>— Einführung des evang. Gottesdienstes zu Köben und Neumarkt.</p> <p>— Einweihung der Domkirche zu Brieg zum evangelischen Gottesdienste.</p> <p>— Erste evang. Predigt zu Strehlen.</p> <p>—36 Erster evang. Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Münsterberg.</p> |
|--|--|

1538 Einführung von Luthers Glaubens-System zu Dels.

- 36, 42, 51 und 99 Einäscherung von Löwenberg.
- 37 erhielt Liegnitz durch Herzog Friedrich II. eine neue Polizei-Ordnung.
- 38, 49, 64 u. 90 Brand von Hirschberg.
- 39 Einführung des evangel. Gottesdienstes zu Reisse, Priebus und Sagan.
- 40 (19. Juli) Brand der Domkirche zu Breslau.
- Einführung des evangel. Gottesdienstes in der Pfarrkirche zu Striegau und zu Bentzen an der Ober.
- Errichtung der ersten Münze zu Glatz.
- 41 Vertreibung der katholischen Priester aus Frankenstein.
- Einäscherung von Schwiebus.
- Aufhebung des kathol. Gottesdienstes zu Leobschütz.
- 42 Pest in Schlesien.
- 44 Brand von Jüß, Pol. Wartenberg u. Ratibor.
- Einführung des Luthersch. Glaubenssystems in Vollenhain.
- 45 Bau der evangel. Pfarrkirche zu Reichenstein.
- Bau der Oberbrücke zu Dhlau.
- Einäscherung von Wünschelburg.
- 46 Bestätigung der Pfarrkirche zu Waldenburg für den evangel. Gottesdienst.
- 47 wird das Karthäuserkloster zu Liegnitz eingestrichen und auf den Platz desselben ein Werk erbaut.
- 47 erster evangelischer Gottesdienst in Grünberg.
- 48 großer Brand in Wohlau.
- 49 Einführung des evangel. Gottesdienstes zu Brieg.
- 50 großer Brand von Steinau.
- 52 — 53 große Pest durch ganz Schlesien.
- 54 (17. Juli) 1576 (24. Juli) Brand von Goldberg.
- Einführung des ersten evangel. Predigers zu Schönau.
- 55 Einführung des ersten evangelischen Predigers zu Kreuzburg und Reichenbach.
- Brand von Lüben u. Auras.
- 59 Brand von Dels.
- 61 erkaufte Grünberg die Obergerichtsbarkeit und freie Rathswahl.

1562 erste evangelische Predigt zu Landeshut.

- 63 erhielt Dppeln die Freiheit, keinen Juden innerhalb der Ringmauern zu dulden.
- Brand von Frankenstein.
- 64 Gründung des Gymnasiums zu Brieg durch Herzog Georg II.
- 65 Einsturz des Schachts zum goldenen Esel bei Reichenstein.
- 66 Brand von Neumarkt.
- Ueberschwemmung des Bober.
- Pest.
- 68, 70 u. 72 Pest in Schlesien.
- 69 Uebergabe der katholischen Pfarrkirche zu Sorau an die Evangelischen.
- 74 Brand von Ratibor.
- 76 — 91 Bau der Kirche St. Nikolaus zu Dppeln.
- 78 Ueberschwemmung der Reisse.
- 80 Bau der evangel. Pfarrkirche zu Wünschelburg.
- 80 u. 90 Einäscherung von Janer.
- 81 Brand von Bunzlau und Hainau.
- 82, 85, 86 u. 88 Pest.
- Einäscherung von Kl. Glogau u. Kreuzburg.
- 83 Brand von Hainau.
- 86 Brand von Lewin.
- 88 Brand von Grünberg.
- 91 Brand von Neustadt.
- 95 Befestigung von Brieg.
- 97 Brand von Liegnitz.
- Beginn des Religionsdruckes zu Grottkau.
- 98 Ueberschwemmung der Gläzer Reisse.
- senkte sich der Glockenthurm an der Pfarrkirche zu Frankenstein.
- 99 große Pest in Schlesien.
- 1603 Brand von Köben und Bernstadt.
- 05 Brand von Habelschwerdt.
- 06 ward Gottesberg zu einer freien Bergstadt erhoben.
- 1606 — 84 brannte Wanssen 9mal ganz und theilweise ab.
- Pest.
- 08 Ueberschwemmungen der meisten Flüsse in Schlesien.
- Vollenhain verkauft die Obergerichte an v. Zedlig.
- 09 Einführung des ersten evangelischen Geistlichen zu Naumburg am Bober.
- 11 Errichtung der evangel. Kirche zu Reinerz.

- 1612 speiste Kaiser Matthias am Nac̄tebrunnen zu Bunzlau.
- Brand von Goldberg.
 - 13 große Pest durch ganz Schlesiē.
 - Einführung des reformirten Gottesdienstes zu Leobschütz.
 - 15 (23. — 30. Aug.) großes Landschießen zu Löwenberg.
 - Einäschierung von Oppeln (104 Menschen verloren dabei ihr Leben.)
 - 16 Brand von Bartenberg und Hirschberg.
 - 18 Vertreibung der Jesuiten aus Olaz.
 - (6. Novbr.) erste Postanstalt zu Ohlau.
 - 19 Errichtung der Kapelle auf dem Berge bei dem Wallfahrtsort Wartha.
 - Brand von Brieg.
 - 20 Einführung des ersten evang. Predigers zu Gantzh.
 - 21 Beginn der Drangsale des dreißigjährigen Krieges zu Schweidnitz.
 - 22 (23. Aug.) Tumult zu Löwenberg wegen schlechten Geldes.
 - Belagerung von Olaz.
 - Ansiedelung der Jesuiten in Neisse.
 - 24 — 25 Pest.
 - Brand von Gantzh.
 - Beginn der Drangsale des 30jährigen Krieges zu Bunzlau.
 - 25 Aufhebung des evangel. Gottesdienstes zu Oppeln.
 - 26 Anfang der Religionsbedrückungen zu Münssterberg.
 - 27 Oppeln wird von den Weimarschen Truppen erobert.
 - Brand von Grünberg und Konstant.
 - Beginn der Drangsalen des 30jährigen Krieges zu Striegau.
 - Plünderung Kreuzburgs durch die Dänen.
 - bis 48 mehrfache Belagerungen und Plünderungen der Stadt Dels.
 - 28 Gründung des Minoritenklosters zu Dberglogau.
 - (28. April) bis 1630 hielt sich der berühmte Astronom Jos. Keppler zu Sagan auf.
 - Die Lichtensteiner bekehren die protestantischen Schlesier.
 - 29 Die Lichtensteiner in Bunzlau, Volkenhain und Janer.
 - Auswanderungen vieler evangelischer Schlesier.

- 1629 Bedrückungen der Löwenberger durch die kaiserliche Kommission.
- Religionsdruck in Reichenbach.
 - 30 Pest.
 - 31 (18. Jnn.) Löwenberger Frauenkrieg.
 - 32 Oppeln von dem General Arnheim erobert.
 - Einäschierung von Grottkau.
 - 32, 39 u. 40 ward Striegau abwechselnd von den Kaiserlichen und Schweden belagert u. erobert.
 - u. 42 Einnahme und Plünderung der Stadt Neisse durch die Schweden.
 - bis 42 Löwenberg abwechselnd von Schweden und Oesterreichern gebrüdt.
 - 33 furchtbare Pest durch ganz Schlesiē.
 - furchtbares Wüthen der Kriegsheere in den Gebirgsstädten Schweidnitz, Reichenbach, Goldberg, Hirschberg etc.
 - 34, 40, 42 u. 44 ward Wohlau abwechselnd von den Schweden und Kaiserlichen belagert und erobert.
 - (13. Mai) Schlacht bei Wagnitz zwischen den Schweden und Kaiserlichen.
 - 35 Ansiedelung der Jesuiten zu Sagan.
 - ward Oppeln den Oesterreichern eingeräumt.
 - Die Kaiserlichen wüthen in Freiburg.
 - 37 Beginn der Religionsbedrückungen zu Greifenberg u. Schönau.
 - Einäschierung von Fraustadt.
 - 38 Brand von Landeshut und Goldberg.
 - 39 Die Schweden in Grünberg.
 - große Plünderung von Landeshut.
 - 40 bis 41 mehrere blutige Gefechte zwischen den Kaiserlichen und den Schweden bei Beuthen an der Oder.
 - Einäschierungen von Lähn durch die Schweden.
 - Pest.
 - 42 Belagerung Briegs durch Torstensohn.
 - Eroberung Oppelns durch die Schweden.
 - Plünderung und Einäschierung von Parchwitz durch die Schweden.
 - 43 siebente Plünderung der Stadt Grünberg während des 30jährigen Krieges.
 - Errichtung der ersten schlesischen Tabackspinnerei zu Ohlau.
 - 44 Oppeln an die Oesterreicher übergeben.
 - 48 Ende des 30jährigen Krieges.

1649 erhielt Hainau das Meilenrecht.

—50 Ausmarsch der Schweden aus Schlessen und Aufhebung des evangelischen Gottesdienstes in den Erbfürstenthümern.

— ward Hanns Heinrich I. von Hochberg zum Fürstenstein in den Freyherrn- und 1660 in den Grafenstand erhoben.

—52 Stiftung des Jesuiter-Collegiums zu Schweidnitz.

—53 Ansiedelung der Kapuziner-Mönche in Neustadt.

—54 (19. Jan.) Hinrichtung des berüchtigten Straßenträubers Hedlos zu Dels.

— Brand von Kreuzburg.

—56 Pest.

—58 Aufsehr zu Hirschberg.

— erhielten die Jesuiten die kaiserliche Burg zu Breslau.

—60 Brand von Hirschberg und Canth.

—61 Brand von Hainau und Sohran.

— Hinrichtung einer furchtbaren Missethäter-Bande zu Wohlau.

—67 (4. Nov.) Ansiedelung der Jesuiten zu Oppeln.

—69 Ansiedelung der Kapuziner-Mönche in Breslau.

—72 Brand von Liegnitz.

—74 erhielt Oslag die Obergerichte.

—75, 89 u. 98 große Ergießungen der Ragbach.

— Ansiedelung der Franziskaner-Mönche zu Namslau.

—76 Stiftung des Karmeliter-Klosters zu Strenz.

—78 Brand von Münsterberg.

—79 Brand von Lüben.

—80 Pest.

— Ansiedelung der Kapuziner-Mönche in Brieg.

—81 Ansiedelung der Jesuiten in Brieg.

—82, 84 u. 89 Brand in Oppeln.

— Bau des Kapuziner-Klosters zu Schweidnitz.

—83 Erhebung des Grafen Hochberg in den Reichsgrafenstand.

— gänzliche Einäscherung von Hohenfriedeberg.

—84 Neubau des Kloster Leubus.

—86 erhielten zu Breslau die Augustiner-Nonnen auf dem Sande und die Ursulinerinnen auf der Schuhbrücke Klöster.

—87 Ansiedelung der Karmeliter-Mönche zu Frauastadt.

—89 gründeten zu Breslau die Jesuiten ihre Kirche und schufen aus der kaiserl. Burg ein Collegium.

— Bau des Franziskaner-Klosters zu Ratibor.

1689 Brand von Wohlau.

—91 (30. Jan.) Bau der Friedenskirche zu Schwiebus.

—92 Bau der neuen Pfarrkirche zu Bunzlau.

—94 Brand von Katticher.

—95 Religionsdruck in Ohlau durch die Jesuiten.

—96 Brand von Landsberg.

—98 (30. Mai) Brand von Ratibor.

— Ansiedelung der Augustiner Barfüßer-Mönche in Strehlen.

1700 Ansiedelung der Ursulinerinnen zu Schweidnitz.

—02 Ueberschwemmungen der Flüsse in Schlessen.

— Tumult zu Goldberg wegen Anstellung eines Diakons.

— Brand von Trachenberg.

—03 Ansiedelung der Beguinen-Schwester zu Jauer, welche 1737 in den Franziskaner-Orden traten, und ein Kloster erbauten.

— Schließung der evangel. Pfarrkirche zu Goldberg.

—04 Brand von Löwenberg.

—06 (7. Sept.) zog Karl XII. mit seinem Heere bis Steinau über die Oder.

—07 Bau des Franziskanerklosters vor dem Hainauer Thore zu Liegnitz.

—09 Bau der evangelischen Gnadenkirche zu Freistadt n. Sagan.

— massiver Bau des Sandklosters zu Breslau.

— Bau eines neuen evangelischen Gotteshauses zu Hirschberg.

—10 Brand von Hohenfriedeberg.

—11 Brand des Schlosses zu Liegnitz.

—12 Errichtung des Barmherzigenbrüderklosters zu Breslau.

— Bau des Karmeliterklosters zu Wohlau.

—16 (26. Juli) Einweihung der St. Annenkirche zu Hirschberg.

—17 erhielt Meisse sein neues Kloster des Heil. Magdalenenordens.

—17 Brand von Witzig.

—18 (9. März) Einweihung der evangel. Kirche zum h. Kreuz zu Hirschberg.

—20 erhielt Witzig die Obergerichtsbarkeit in Kriminalfällen.

— Bau des Alumnats in Breslau.

—21 Gründung der neuen Kirche des Benedictiner Jungfrauenklosters zu Liegnitz.

—22 Brand von Krappitz.

—27 Bau der Muttergotteskirche zu Ratibor.

—28 Bau der Universität zu Breslau.

—30 Brand von Sagan.

—31 Brand von Lähn.

—37 Brand von Kreuzburg.

—39 Brand von Bunzlau und Oppeln.

— Einsturz des Raththurmes zu Oppeln.

Vierte Periode.

Schlesien unter preussischer Herrschaft.

Von 1740 bis auf unsere Zeiten.

Erster Abschnitt.

König Friedrich II., 1740 — 1786.

Kaiser Karl VI., welcher keinen männlichen Erben besaß, hinterließ bei seinem unerwartet erfolgten Tode (1740) die weit umfassenden Staaten, dem neuen Erbfolgesgesetz gemäß, seiner mit dem Großherzog Franz von Toskana vermählten ältesten Tochter Maria Theresia. Für einzelne Provinzen, namentlich für die Wahlkönigreiche Böhmen und Ungarn, konnte der Augenblick nicht günstiger sein, ihr Wahlrecht zu behaupten und die österreichische Herrschaft abzuwerfen; allein die dreiundzwanzigjährige Fürstin, welche neben ihren hohen körperlichen Reizen, die einnehmendsten geistigen Eigenschaften besaß und durch ihre Herablassung und edle Gesinnung die Herzen der Nation gewann und mit enthusiastischer Verehrung, Liebe und Bewunderung erfüllte, wendete durch diese natürlichen Vorzüge jene Gefahren ab. Ohne Bedenken huldigten die Böhmen, und als die Fürstin 1741 in der Zeit ihrer nachmaligen großen Gefahr mit ihrem jungen Prinzen, Joseph II., auf dem Arm, zu Presburg in die Versammlung der Ungarn trat und in einer ruhrenden lateinischen Rede ihre Treue und ihren Beistand verlangte, schwuren die begeisterten Ungarn, ihre Säbel entblößend, für

Maria Theresia und ihre Erben zu leben und zu sterben.

Maria Theresia war der Treue ihrer Unterthanen vollkommen gesichert, ihre Regierung schien auf feste Grundpfeiler gebaut zu sein; allein, bald drohten dem ausgedehnten Staate heftige Stürme von außen, welche nur mit großen Verlusten abgewendet werden konnten.

Die Macht des Hauses Oesterreich, welche zwar nach dem dreißigjährigen Kriege in ihrem Innern bedeutend gesunken war, erregte dennoch jetzt, wie ehemals, die Eifersucht der benachbarten Herren, welche längst beabsichtigten, die österreichischen Staaten zu zerstückeln und die deutsche Kaiserwürde von denselben zu trennen.

Karl VI. sah die neuen Anfeindungen voraus, und bewirkte mit vielen Aufopferungen, daß die meisten europäischen Mächte für Aufrechthaltung seiner neuen Erbfolgeordnung sich verbürgten und seine Tochter Maria Theresia zu schützen versprachen. Dieses Verfahren bewies eine nicht hinlängliche Staatsklugheit des Kaisers, er baute zu viel auf leere Versprechungen, indem er leicht hätte voraussehen können, daß Regenten, die keinem sichtbaren Richter unter-

worfen sind, weniger durch moralische Bande als durch das Gefühl einer Uebermacht, in ihren Schranken bleiben würden; deshalb war auch das Urtheil des Prinzen Eugen treffend, indem er sagte: „eine gute Armee und eine volle Schatzkammer sind die sichersten Bürgen.“

Die meisten der regierenden Häuser, welche die neue Erbfolgeordnung beim Leben des Kaisers anerkannt, traten nun nach dessen Tode mit ihren Ansprüchen hervor.

Auf sämtliche österreichische Erblande machten Anspruch: der König Philipp V. von Spanien, (kraft eines Vertrages zwischen Kaiser Karl V. und Ferdinand I., in welchem bestimmt worden, daß nach dem Aussterben der männlichen Linie des österreichischen Hauses alle österreichischen Länder an die spanische Linie fallen sollten; August III., König von Polen leitete sein Recht von seiner Gemalin, einer Tochter des Kaisers Joseph her; der Herzog Karl Albrecht von Baiern stützte sich auf das Testament Kaiser Ferdinand I., dessen älteste Tochter Anna mit dem Herzog Albrecht V. von Baiern vermählt gewesen, deren Nachkommen nach dem Aussterben des österreichischen Mannsstammes alle von Ferdinand I. besessenen Länder erben sollten; der König von Sardinien forderte Mailand.

Friedrich II., König von Preußen, war in Betreff der Ansprüche auf einen kleinen Theil des österreichischen Staates der eifrigste und schnellste; er schritt vom Worte zur raschen That.

Der preussische Staat hatte sich nach dem 30jährigen Kriege unter dem glorreichen Zepter des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640 — 88) nicht nur erholt, son-

dern auch durch die weise Regierung dieses Fürsten in allen Verhältnissen einen Glanzpunkt erreicht, daß es dem Nachfolger dieses großen Regenten, Friedrich III. gelang, nach mehreren Verhandlungen mit Kaiser und Reich, sich den 18. Januar 1701 zu Königsberg selbst die königliche Krone aufzusetzen, von jetzt an genannt Friedrich I., König von Preußen († 1713); sein Sohn Friedrich Wilhelm I., ein Liebhaver großer Soldaten und ängstlicher Sparrer, hinterließ seinem Thronerben, unserm großen Friedrich II. nicht nur einen wohl eingerichteten Militairstaat, sondern auch eine volle Schatzkammer, wodurch es ihm möglich war, seine Pläne in Bezug auf die Eroberung Schlesiens auszuführen.

König Friedrich II. war bei dem Tode seines Vaters acht und zwanzig Jahre alt; gebildet in der Schule des Lebens und von Jugend an Freund der freien Künste, gab er ein dem Geschmack damaliger Zeiten an den Höfen ganz entgegengesetztes Beispiel; er zog gelehrte Männer an seinen Hof, betrieb selbst die Wissenschaften und vereinigte überhaupt in sich alle Eigenschaften eines großen Helden. Alles was er unternahm, geschah mit einer überraschenden Schnelligkeit und so entscheidend, daß er sich dadurch den ersten Platz unter den übrigen Mächten Europa's behauptete.

Die Ansprüche, mit welchen Friedrich II. nachmals auf Schlesien so schnell hervortrat, betrafen die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, desgleichen die Herrschaften Beuthen, Oderberg, Tarnowitz und einen Theil des Fürstenthums Troppau. Der Ursprung dieser Forderungen ist bereits oben erwähnt worden; sie gründeten sich in

Ansehung der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und dem Herzog Friedrich von Liegnitz im Jahre 1537 geschlossene, von Kaiser Ferdinand I. aber eigenmächtig für ungültig erklärte Erbverbrüderung. Jägerndorf hatte der Herzog Friedrich von Jägerndorf, da er kinderlos war, im Jahre 1603 dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg durch Testament vermacht. Der Kurfürst gab dieses Fürstenthum seinem Sohne Johann Georg, welcher aber von Kaiser Ferdinand II., wegen Theilnahme an den böhmischen Unruhen, in die Reichsacht erklärt und des Fürstenthums verlustig wurde. Nun hätte diese Provinz an den Sohn des Geächteten fallen sollen, allein dieser wurde sowohl, so wie nach seinem baldigen Tode, das brandenburgische Haus ausgeschlossen und das Fürstenthum vom Kaiser eingezogen.

Erster schlesischer Krieg.

Schon als Kronprinz hatte sich Friedrich II. mit Plänen, von Schlesiens endlichen Besitz zu nehmen, bekannt gemacht; die Gelegenheit war günstig, das sonst gefürchtete Oesterreich geschwächt und Brandenburg im Ansehen gestiegen. Der König befand sich eben in seinem Lieblingsaufenthalt Rheinsberg, an einem hartnäckigen Wechselfieber darnieder liegend, als die Nachricht von dem Tode des deutschen Kaisers zu ihm gelangte. Gegen den Rath der Aerzte, sich durch den Gebrauch von Chinarinde heilend, eilte Friedrich sofort nach Berlin, wo er alle geheimen Anstalten zur Realisirung seiner Pläne traf. Er beabsichtigte zwar, den

Beg gütlicher Unterhandlungen mit Oesterreich wegen Herausgabe von Schlesiens einzuschlagen, rüstete sich aber, ehe er zu diesem Mittel seine Zuflucht nahm, vollkommen, um im Fall einer abschläglichen Antwort sofort zur That schreiten zu können.

Der König schickte nun den Grafen Gotter nach Wien, wo man über die Absichten Preußens bereits unterrichtet war, und ließ der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, entbieten, daß er bereit wäre, ihr für die gänzliche Abtretung von Schlesiens, gegen alle Feinde, welche die Erbfolge Karls VI. angreifen würden, beizustehen und die Wahl ihres Gemahls, des Großherzogs, zum römischen Kaiser zu unterstützen, auch die Summe von zwei Millionen Gulden zu zahlen. Der Gesandte hatte den Auftrag, wenn das Anerbieten ausgeschlagen werden sollte, den Krieg zu erklären.

Während dessen rückten zwanzig Bataillone und sechs und dreißig Schwadronen nach der Grenze Schlesiens; am 13. Dezember 1740 verließ der König Berlin und schon am 16. Dezember (ehe noch der Gesandte in Wien anlangte,) betrat er mit seinen geübten Truppen den schlesischen Boden. Die Absicht von der Eroberung Schlesiens war sowohl den preussischen Truppen und Einwohnern, als den Schlesiern selbst geheim gehalten worden, und erst jetzt trat der Monarch mit seinem Vorhaben öffentlich hervor. Ueberall wohin die preussischen Truppen kamen, wurde durch dieselben eine Deduktion der brandenburgischen Ansprüche auf Schlesiens, gefertigt vom Hallischen Kanzler Ludwig, und mit den nöthigen Urkunden versehen verbreitet. In einem

Patente vom 1. Dezember, welches an die schlesischen Einwohner vertheilt und an allen öffentlichen Plätzen und an den Kirchen der Ortschaften, wohin die Preußen kamen, angeschlagen wurde, war die Absicht ausgesprochen, Schlessien, als die Vormauer der brandenburgischen Länder, in Verwahrung zu nehmen und gegen diejenigen, so an die österreichische Erbschaft Anspruch machen würden, zu beschützen; mit der Versicherung, daß dieser Schritt nicht zur Beleidigung der Königin von Ungarn gereichen sollte, daß vielmehr der König mit ihr eine genaue Freundschaft zu unterhalten wünschte, und deßhalb in Unterhandlung sei.

Die Schlessier wußten bei dieser Bekanntmachung nicht woran sie waren, glaubten sogar, daß der Einmarsch der Preußen mit Bewilligung der Königin geschehe und sahen gespannt auf die Dinge der Zukunft. Die Gnade, die der König den einzelnen schlesischen Herren bewies, die strenge Mannszucht seiner Truppen — Alles sprach für den fremden neuen Herrn, zumal die den noch leise fortdauernden Religionsdruck des österreichischen Hauses empfindenden evangelischen Glaubensgenossen in dem jungen Könige ihren endlichen und völligen Erreter zu erblicken sich berechtigt hielten.

Schlessien war von kaiserlicher Kriegsmacht fast ganz entblößt, nur zwölf schwache Bataillons, acht Kompagnieen Grenadiere und sechshundert Mann Dragoner waren in den wenigen festen Plätzen vertheilt; sich selbst zu bewaffnen, war den Ständen durch häufige Befehle schon früher untersagt worden, und so befanden sich die Schlessier in der That in einer Lage, unwissend, woran sie sich halten; denn ein unterm 16. De-

zember 1740 vom kaiserlichen Oberamt erlassenes Patent war nicht haltbar genug, sie der Meinung völlig zu beheben, daß die Preußen ohne Uebereinkunft mit der Königin in Schlessien eingerückt wären. In diesem Patent wurde die preussische Besetzung als eine Handlung geschildert, die dem Landfrieden und der goldenen Bulle Karl VI. zuwider liefe. Gleichzeitig wurden die Unterthanen ermahnt, den preussischen Truppen in Schlessien mit nichts zu Hülfe zu kommen. Die Widerlegung der Ansprüche auf Schlessien anlangend, so veröffentlichte sie der kaiserliche Hof mit dem Bedeuten: „Da die Erbverbrüderung zwischen dem Liegnitzschen Herzog und dem Kurfürst Joachim, so wie das Testament wegen Tägerndorf den Lehnsgesetzen entgegen, und also mit Recht für ungültig erklärt gewesen, so wären diese Fürstenthümer nach Abgang der männlichen Erben mit allem Grunde eingezogen und mit der böhmischen Krone verbunden worden.“ Ferner setzte man die Verträge aus den Jahren 1686 und 1695 entgegen, wonach der Kurfürst Wilhelm gegen Abtretung des Schwiebusser Kreises den Ansprüchen auf jene Fürstenthümer entsagt, und in letzterem Friedrich I., um die königliche Würde zu erlangen, diesen Landestheil an Oesterreich wieder zurückgegeben.

Diese Protestation der Regierung trugen einige schlesische Landstände in das Hauptlager des Königs, welcher die Abgeordneten sehr freundlich empfing, so daß die Regierung in Zweifel gerieth, was sie unter solchen Umständen thun oder lassen sollte; der Hof selbst erließ noch keine bestimmten Befehle. Endlich am 21. Dezember erschien von Wien eine Verordnung an das könig-

liche Oberamt, worin die Anstalten zur Gegenwehr in Schlesien gebilligt, geordnet und bestimmt, auch baldige Unterflügung versprochen wurde. Die Armee des Königs von Preußen rückte, der schlechten Begegnung ungeachtet, immer weiter vor: Grünberg wurde eingenommen und der Kommandant von Groß Glogau, Graf von Wallis, welcher den bestimmten Befehl hatte, keine Feindseligkeiten anzufangen, setzte sich wenigstens dergestalt in Vertheidigungszustand, daß den Preußen die Einnahme der Festung, wenn nicht verwehrt, so doch sauer gemacht würde. Diese von 800 Soldaten besetzte Stadt wurde, da in der schlechten Jahreszeit eine Belagerung nicht gut möglich schien, blokirt. Der rechte Flügel der preussischen Armee, unter den Befehlen des Feldmarschall Schwerin, breitete sich bis an die Höhen von Bunzlau, Liegnitz, Polkwitz und bis gegen das Gebirge aus. Der linke Flügel blieb vor Glogau stehen.

König Friedrich nahm sein Hauptquartier zu Herrndorf bei Glogau; hierher beorderte er die Landesältesten des Glogauschen, Saganischen, Liegnitzschen, Wohltauschen und Tauerischen Fürstenthums, und traf unter andern mit ihnen die nöthigen Einverständnisse wegen Verpflegung der Armee. Bei dem Anmarsch des Herzogs von Holstein und des Prinzen Leopold von Dessau gab der König Leutern den Befehl die Stadt Glogau einzuschließen, während er selbst seinen Marsch nach dem Herz von Schlesien, nach Breslau, dem wichtigsten Punkte, richtete.

Von österreichischer Seite war der General Brown nach Schlesien geschickt worden, um die dort befindlichen Truppen zu

sammeln und sich möglichst der Hauptstadt Breslau zu bemächtigen, die noch immer einen kleinen Freistaat bildete und keine fremde Besatzung duldete. Durch Vermittelung des Oberamts ließ sich der Magistrat der Stadt bewegen, der Bürgerschaft die Vorstellung zu machen, wie sie allein sich vor dem Feinde zu schützen außer Stande wäre und daher gestatten möchte, daß der protestantische Oberst Roth mit hundert Mann kaiserlichen Truppen den Dom besetzen und, im Fall er von den Feinden angegriffen würde, seinen Rückzug durch die Stadt nehmen und täglich mit dreißig Mann von seinen Leuten gemeinschaftlich mit den Stadtsoldaten das Sandthor bewachen dürfe. Durch diese List wäre Breslau leicht in die Hände der Oesterreicher gerathen, allein die ganze Bürgerschaft protestirte dagegen, weil es dem Besatzungsrecht der Stadt zuwider laufe. Dagegen versprach die Bürgerschaft, Alt und Jung, die Stadt unter dem Kommandanten von Rampusch und dem Stadtmajor von Wutgenau zu vertheidigen und auf die Wache zu ziehen; dabei beehrten sie zur Sicherheit ihres Verlangens, daß die Schlüssel des Sandthores nach dessen Schließung jedesmal in die Hände eines Oberoffiziers von der Bürgerschaft, der die Hauptwache auf dem Rathhause bezog, gegeben würden. Neun besondere Artikel wurden festgestellt und Breslau in Vertheidigungszustand gesetzt, die Wälle und das Zeughaus mit Waffen versehen und die Bürgerschaft fleißig exercirt; die vornehmsten Bürger, mit Ausnahme von Gelehrten und Doktoren, zogen persönlich auf die Wache. Der Vorschlag des Oberamtes, die Vorstädte abzu-

brennen, wurde abgelehnt, weil Breslau keine starke Festung, sondern nur eine Handelsstadt wäre.

Am 30. Dezember flankirten die ersten preussischen Husaren vor die Stadt, deren Thore auch sofort, Mittags um 12 Uhr, geschlossen wurden. Der schnellen Ankunft der Preußen ungeachtet, war es den Oesterreichern gelungen, die alten Dokumente aus Breslau und Brieg sicher fort und nach Brünn in Mähren zu schaffen. Tages darauf, am 31. Dezember gegen Abend, rückten die ersten Truppen unter Anführung des Obristen von Posadowski und von Bork in die Vorstadt und bestellten für den König in dem Skultetiusschen Garten Quartier, während letzterer selbst mit seiner Armee noch eine Meile von Breslau, in Pilsnitz, stand.

Die Breslauer sahen einem verhängnisvollen Neujahrsmorgen entgegen. In aller Frühe (7 Uhr) wurde die Schildwacht am Schweidnitzer Thore von einem preussischen Offizier angerufen und dem wachhabenden Offizier gemeldet, daß zwei preussische Kommissarien wünschten, der Stadt den Willen des Königs zu eröffnen.

Die preussischen Abgeordneten waren die Obristen von Posadowski und von Bork. Um 10 Uhr des Morgens wurden sie von dem Präses der Stadt, Hanns Christian von Roth, dem Oberbürger und dreien Rathsherrn empfangen, worauf die Unterhandlungen begannen, die am zweiten Tage geschlossen wurden. Es kam zu folgenden Vergleich:

1. Der König bewilligt der Stadt und ihren Einwohnern ohne Unterschied der Religion, allen Klöstern, Stiftungen,

Vorstädten und zugehörigen Dorfschaften eine vollkommene und genaue Neutralität. Es soll weder Huldigung, Abgabe, Contribution, Lieferung und nichts dergleichen gefordert werden. Doch soll auch die Stadt weder kaiserliche noch andere fremde Truppen einnehmen, sondern gegen solche eine ähnliche Neutralität behaupten.

2. Der König gestattet freien Handel zu Wasser und zu Lande, und soll dieser im mindesten nicht von den preussischen Truppen gehemmt werden.
3. Da die Stadt von undenklichen Jahren her ihre eigene Garnison und Bürgerwache gehabt und niemals Feldsoldaten eingenommen, so soll sie auch weder jetzt noch ins künftige und zu keinen Zeiten des Königs Truppen aufzunehmen gehalten sein, sondern die Stadt bei allen ihren Privilegien, Recht und Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Einrichtungen und Verfassungen ungehindert gelassen und geschützt werden.
4. Gleich nach Unterschrift des Traktats und Eintritt des Königs in die Stadt, sollen die noch bei der Festung gesetzten Vorposten, ingleichen die Königl. Truppen bis auf ein Bataillon und Gensdarm's, aus den Vorstädten und Dorfschaften der Stadt weggenommen werden, und das zurückbleibende Bataillon soll in allem gute Ordre halten und der Stadt keinen Schaden zufügen, auch jeder Soldat für sein Geld zehren.
5. Da der König nicht als Feind, sondern als Freund gekommen, so macht sich die Stadt Breslau eine besondere Ehre daraus, des Königs Allerhöchste Person

und dessen Hossiaat in ihren Ringmauern aufzunehmen, jedoch mit der Bedingung, daß er keine andere Eskorte, als dreißig Gensdarmen mitbringen und alle a. d. d. Militärpersonen ohne Übergewehr hereinkommen.

6. Der König kann in einer Vorstadt, jedoch in einer zulänglichen Entfernung von der Stadt, ein Magazin anlegen und durch das zurückgelassene Bataillon bewachen lassen.

Der Vertrag wurde vor seiner Ratification den Bürgern und dem Oberamte zur Genehmigung vorgetragen; erstere machten keine Einwendungen, und auch das Oberamt billigte ihn, da unter obwaltenden Umständen, von allen Unterstützungen entblößt, etwas besseres nicht erwartet werden konnte.

Die preussischen Kommissarien verließen am 2. Januar Nachmittag um vier Uhr mit dem erst abgeschlossenen Vertrage die Stadt um ihn dem Könige zur Ratification vorzulegen, während die Stadt diese Traktate sofort nach Wien sandte.

König Friedrich, dem die Beendigung der Verhandlungen zu lange dauerte, benutzte vor Abschließung derselben die Zeit dadurch, daß er mit einem Bataillon und einigen Husaren am 2. Januar Nachmittags vor dem Nikolaithore auf einer Schiffbrücke über die Oder ging, vor dem Sandthore, wo das Friedrichsthor steht, die zwei äußersten Gatter sich öffnen ließ, und, ohne einen Schuß zu thun, den Dom einnahm und besetzte. Die bisherige Besatzung des Doms, welche aus Böhmen bestand, war entflohen, nur sechs Mann bischöfliche Wache blieben in Ruhe zurück und versuchten die Zugbrücke bei der Ankunft der Preußen auf-

zuziehen. Als sie jedoch gewahr wurden, daß auch Preußen ihnen im Rücken wären, ließen sie davon ab und verfügten sich auf Befehl in ihre Wachtstube. Der König führt in seinen Memoiren unter andern an, daß der Eifer für die protestantische Religion die Länge der Unterhandlungen verkürzte, und ein enthusiastischer Schuster das geringere Volk gewann, dem er seinen Fanatismus mittheilte und es so in Bewegung brachte, daß der Magistrat die Akte zu unterzeichnen und den Preußen die Thore zu öffnen gezwungen war.

Am Morgen des 3. Januar vollzog der König Friedrich in dem Skultetiuschen Gartenhause vor dem Schweidnitzer Thore, wo 1632 der Vertrag mit den Schweden unterzeichnet worden war, in Gegenwart der städtischen Räthe von Goldbach, von Sommersberg und des Obersynbikus von Gukmar, den Neutralitätsvergleich, und gab den städtischen Deputirten bei ihrer Rückkehr, als Ehrenbezeugung, einen Adjutanten und einige Grenadiere mit. Nun blieben die Thore offen und die preussischen Schildwachen, welche bis an den Schlagbäumen gestanden, wurden eingezogen. Bald darauf langten die königlichen Proviant- und Rüstwagen, vier Maulthiere mit kostbar gestickten Decken, welche das königliche Silberservice trugen, von 30 Gensdarmen begleitet, in der Stadt an. In dem Schlesenbergischen Hause (jetzigen Bankgebäude) auf der Albrechtsstraße ward Quartier für den König bestellt.

Mittags um 12 Uhr hielt der stattliche, junge, schöne und freundliche König Friedrich, in Begleitung vieler Prinzen und Generale, zu Pferde, seinen Einzug durch

das Schweidnitzer Thor in die Stadt. Unter dem Thore stand eine Kompagnie von der Bürgerschaft, innerhalb desselben 300 Mann Stadtsoldaten. Durch die freundliche Begrüßung dieser Ehrenwachen und leise Verneigung nach allen Fenstern, die mit Menschen angefüllt waren, eroberte der König alle Herzen und bereitete die schnelle Ueberrumpelung der Stadt selbst vor. Angelangt in seinem Quartier verweilte er längere Zeit auf dem Balkon dieses Hauses mit entblößtem Haupte vor dem versammelten Volke. Auf ausdrücklichen Befehl wurden die drei Rathshsdeputirten, welche die Neutralitätsakte überbracht hatten, an die Tafel des Königs gezogen, dreißig andere Personen speisten an der Marischallstafel. Nach aufgehobenem Mahle recognoscirte der König den Dom und die Oberseite, und betrachtete besonders aufmerksam das prächtige Gebäude der Jesuiten. Noch an demselben Tage entließ er alle Personen im Dienste der Königin von Ungarn, um allen stillen Maaßregeln zuvorzukommen, von denen diese alten Diener des Hauses Oesterreich in der Folge Gebrauch gemacht haben würden, gegen daß preussische Interesse zu kabaliren; sämtliche königlich ungarische Aemter, mit Ausnahme des Postamts, wurden daher versiegelt und außer Thätigkeit gesetzt. Den Oberamtsdirektor, Grafen von Schafgotsch, hatten schon die preussischen Kommissarien bei ihrem ersten Erscheinen in der Stadt darüber zur Rede gestellt, warum er sich so heftiger Ausdrücke des in Schlesien wider den König von Preussen ausgegebenen Patents bedient habe, und wiesen ihn an, im Namen des Königs, sich sofort aller Berathschlagungen mit sei-

nen Rätthen von nun an zu enthalten, da der König in Breslau kein Oberamt mehr nöthig habe.

Am Tage des Einzuges des Königs wurde dem Oberamtskollegium befohlen, binnen 24 Stunden die Stadt zu meiden, weil es dem eben erwähnten Befehle des Königs nicht Folge geleistet hatte. Am 4. Januar verwendeten sich die Kaufmannsältesten für den Grafen von Schafgotsch, mit dem merkwürdigen Ausdruck, dem Oberamtsdirektor als ihrem alten Vater den Aufenthalt in der Stadt nicht zu versagen. Der König konnte nach damaligen Umständen dieser Bitte nicht willfahren, schickte jedoch an den Grafen und ließ ihm bekannt machen, daß er um der Fürbitte der Bürger willen nun nicht grade binnen 24 Stunden, sondern ganz nach seiner Bequemlichkeit auf seine Güter abreisen könnte. Der schon reisefertige Graf dankte für diese Gnade und verließ Breslau, unter Thränen vieler Bürger, welche diesen wackern alten Mann ungerne aus ihrer Mitte verloren. Der König schätzte indessen diesen Grafen selbst; denn als er ihn in der Folge sogar aus Schlesien verweisen mußte, sicherte er ihm in einem Schreiben zu, daß er dabei gegen seine Person und Familie nichts ungnädiges hege.

Der Geistlichkeit beider Confessionen, vorzüglich der katholischen, bezeugte der König große Aufmerksamkeit. Bei der Abwesenheit des Bischofs zog er einige Prälaten und Domherren und das Haupt der protestantischen Geistlichkeit, den Inspector Burg, so wie mehrere Grafen und Edelleute zur Tafel. Am folgenden Tage gab er einen öffentlichen Ball, den er mit der Gräfin

Schlegenberg, Baronesse von Stronsky und Gräfin von Nostitz eröffnete. Um 10 Uhr begab er sich wieder in sein Quartier.

Alle dergleichen Gunstbezeugungen und Aufmerksamkeiten schmeichelten sowohl den höhern Ständen, als sie auch auf die allgemeine Bürgerklasse einen für ihn entschiedenen vortheilhaften Eindruck machten.

Am 6. Januar in aller Frühe verließ der König die Stadt. Fast ganz Niederschlesien war unter seiner Botmäßigkeit; nun sollte auch Oberschlesien unterworfen werden, wozu alles vorbereitet war.

In Breslau wurde ein preussisches Feldkommissariat errichtet.

Die wichtigsten zu erobernden Punkte waren die Festungen Brieg und Neisse. Schneller ergaben sich die Städte Dhlau und Dttmachau. In Dhlau lagen 300 Mann Oesterreicher, welche sich beim Heranrücken der Preußen zur Gegenwehr anschickten. Der König besetzte am 7. Januar das dicht an der Stadt liegende Dorf Baumgarten, und in die Vorstädte rückte der General Kleist, welcher gegen das Brieger Thor vier Kanonen aufpflanzte. Nach geschehener Aufforderung zur Uebergabe erklärte der Kommandant, daß er seinen Posten behaupten wolle, besann sich aber bald eines Bessern und trat in Unterhandlungen, welche noch in derselben Nacht beendet wurden. Der Befehlshaber der österreichischen Truppen durfte mit allen Ehrenzeichen und vielem Gepäck ausmarschiren, mußte sich aber verpflichten, seinen Weg direkt nach Mähren zu nehmen, ohne die Festungen Brieg und Neisse zu berühren, und versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen. Den 3. Januar marschirten die Preußen ein;

der König versicherte der Bürgerschaft seine Gnade, verweilte mit den Truppen einen Tag daselbst, und setzte dann, mit Zurücklassung einer Grenadierkompagnie unter dem Befehl des General Kleist, seinen Marsch weiter fort.

Der General Schwerin hatte die Gegend längs des Gebirges in Besitz genommen und war mit seinem rechten Flügel schon bis Dttmachau vorgebrungen, als der König am 11. Januar in Grottkau anlangte. Hier entstand das erste Gefecht zwischen Preußen und Oesterreichern. Schwerin stieß nämlich auf 400 Lichtensteinsche Dragoner, welche über den Neissefluß setzten und in die Stadt geworfen wurden. Bei beiden Partheien blieben Tödt und Verwundete.

In Dttmachau lagen fünf österreichische Kompagnieen, welche sich zur Uebergabe des Städtchens nicht entschließen mochten. Schwerin ließ es beschießen und die Thore aufsprengen. Der anwesende Kardinalbischof erhielt eine Schutzwache und freien Abzug. Die Besatzung hatte sich in das feste Schloß zurückgezogen, wo sie sich zu vertheidigen gedachte. Sie wehrte sich tapfer und hielt in der kleinen Festung den stärksten Kugelregen aus. Als sie aber sah, daß die Preußen das Schloß aus schwerem Geschütz zu beschießen gedachten, verlangten sie zu kapituliren. Der hierüber benachrichtigte König ließ den Oesterreichern bekannt machen, daß sie nur als Kriegsgefangene angenommen werden könnten. Sie wurden unschlüssig, doch die herbeigeführten Bombenmörser und der Mangel an Lebensmitteln, vorzüglich des Wassers, zwang sie, sich den Preußen als Kriegsgefangene, nach-

dem sie sich sechs Tage lang ohne grobes Geschütz tapfer gewehrt hatten, zu ergeben. Alle fünf Kompagnieen wurden nach Berlin geführt.

Der König verwendete nun alle Aufmerksamkeit auf die Stadt und Festung Neisse, in welcher der schlesische Kommandant Baron von Roth mit 1200 Mann lag. Die Thore waren gesperrt, die Brücken abgetragen und die Vorstädte größtentheils in Brand gesteckt. Der König besetzte den Kanickelsberg und beschoß von der Ziegelscheune aus die Stadt, während der General Schwerin mit einigen Bataillons und Eskadrons die Neisse passirte und den Feind, welcher sich unter dem Kommando des General Brown bei Neustadt zusammengezogen hatte, zu recognosciren.

Roth hatte die besten Maaßregeln getroffen, um, unterstützt von der strengen Jahreszeit, den Preußen eine förmliche Belagerung, geschweige einen Sturm möglich und erfolgreich zu machen. Die bewässerten Wallgraben ließ er alle Morgen aufeisen und die Wälle mit Wasser begießen, welches sofort gefror; die Bastionen und Kourtinen waren mit einer Menge von Balken und Sensen besteckt, daß jeder Sturm mit leichter Mühe hätte abgeschlagen werden können. Der König schickte den Obersten Bork mit einem Trompeter zur Aufforderung der Stadt ab, aber die Besatzung feuerte gegen allen Kriegsgebrauch, wie es schon in Dittmachau geschehen, auf den Parlamentair, welches Friedrich sehr übel aufnahm und die Stadt sofort beschießen ließ.

Am neunzehnten Januar warf man glühende Kugeln in die Stadt, welche sofort

zu brennen anfang, aber stets wieder gelöscht ward. Durch einen zweiten Parlamentair gab der tapfere Kommandant zur Antwort: daß er keine andere Ordre habe, als sich zu wehren, und daß er von der Behandlung des ersten Abgeschickten nichts wisse; dagegen wundere er sich, daß man mit glühenden Kugeln schöße. Das Bombardement dauerte am 21. Januar neun Stunden lang, am 22sten wurden Pechfränze geworfen. Nachdem man 1200 Bomben und 3000 glühende Kugeln umsonst abgeschossen hatte, wurde die Belagerung am 23sten aufgegeben.

Schwerin war schon bis zur Stadt Troppau vorgebrungen, welche, so wie Jägerndorf, in die Hände der Preußen fiel, nachdem sich die Oesterreicher vollends bis Mähren zurückgezogen hatten. Dypeln ergab sich an den General von Kleist, eben so leicht ergab sich Oberberg und der wichtige Paß Jablunka an der schlesisch-ungarischen Grenze.

Während dies hier an der Grenze von Mähren und Ungarn vorging, beschäftigte sich der General Jeez mit Einnahme der Stadt und des festen Schlosses Namslau. — Die geringe Besatzung schien sich bis auf den letzten Mann wehren zu wollen. Vor einigen preussischen Offizieren, welche am 9. Januar eingelassen werden wollten, zog die muthige Schildwacht am Thore den Schlagbaum zu, ließ das Fallgitter herab und drohte Feuer zu geben, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten. Am 11. Januar kehrten die Preußen mit acht Feldkanonen zurück und forderten die Uebergabe. Die Garnison stand auf den Wällen und die Bürger zwischen den Mau-

tern — aber ohne schweres Geschütz, daß dem Kommandanten weiter nichts übrig blieb, als zu kapituliren und sich in das Schloß zurückzuziehen, was auch geschah. Hier wehrte sich die Besatzung tapfer und es gelang ihr sogar, zur Verproviantirung sechs Ochsen glücklich ins Schloß zu treiben. Da mit Feldkanonen, gleichwie bei Ottmachau, wenig ausgerichtet ward, so schaffte man am 24. Januar zwei schwere Kanonen und zwei Mörser herbei, mit welchen am 27. Januar das Schloß ernstlich, aber erfolglos, beschossen wurde. Das Bombardement dauerte mehrere Tage lang; die Oesterreicher hielten sich, bis das ganze Schloß fast zur Ruine zerschossen war, worauf sie sich endlich zu Kriegsgefangenen ergaben. Diese Belagerung kostete 209 Bomben, glühende Kugeln und beinahe 900 Kanonenschüsse.

Ganz Schlessien, mit Ausnahme der drei Festungen Groß-Glogau, Neisse und Brieg, war in den Händen König Friedrichs, welcher die Armee in die Winterquartiere rücken ließ, während er sich selbst nach Berlin begab, um sich vor einem möglichen Einfall der Holländer in die Mark Brandenburg vorzusehen.

In der Verfassung des Landes wurde vorläufig nichts geändert; die Steuern blieben dieselben. Wegen letzteren ging an die Landstände der Befehl, die Rückstände mit 3,808,179 Gulden und die laufenden mit 190,969 monatlich zu entrichten. Die Landstände machten Gegenvorstellungen, wiesen sich aus, wieviel sie an den Kaiser eigentlich hätten zahlen sollen, aber niemals richtig bezahlt hätten, es blieb jedoch bei dem Befehle des Königs. Wegen Verpfle-

gung der Armee ward gleiche Rücksprache mit diesen Ständen genommen.

In Breslau war das Kriegskommissariat, von woaus verschiedene Verfügungen erlassen wurden. Ein Hauptmagazin, dessen Fruchtvorräthe baar und gut bezahlt wurden, befand sich auf dem Dom.

Bei allem bisherigen Glücke war die Lage des Königs nicht die günstigste; denn sein mit Glück verbundenes, rasches Handeln und Vollbringen drohte die Eifersucht seiner Nachbarn zu wecken und die frühern Feinde Oesterreichs zu dessen Freunden zu machen. Die Holländer mißbilligten vor Allen das Unternehmen des Königs; die Einnahme Schlesiens, auf welches sie dem verstorbenen Kaiser Karl IV. große Summen geborgt hatten, war ihnen nicht gleichgültig; Rußland, Sachsen und Frankreich ließen feindliche Absichten nicht verkennen; die Verhandlungen mit diesen Mächten wurden in die Länge gezogen, und die mit Rußland geschlossene Defensiv-Allianz begann zu schwanken, während die Bündnisse der Feinde Oesterreichs noch nicht gereift waren.

Die Unterhandlungen des preussischen Gesandten Gotter am Wiener Hofe hatten bisher noch fortgebauert, da aber die Königin zur Ausöhnung die unbedingte Räumung Schlesiens verlangte, so mußten sie abgebrochen werden, und der bisher nur mäßige Krieg schien eine ernsthaftere Wendung nehmen zu wollen.

Die Armee verweilte nicht lange in den Winterquartieren. Der König langte am 22. Februar mit neuen Truppen bei Schweidnitz an, und hielt sich bereit, den Krieg nun mit aller Macht und Schnellig-

keit fortzusetzen. Auch die Oesterreicher hatten eine Armee zusammengebracht, welche der General Graf von Neuperg befehligte, nachdem er aus seiner Haft, die er eines vortheilhaften Friedensschlusses mit den Türken wegen, in den Kerker zu Brünn gebüßt hatte, befreit worden war. Beide Armeen hatten sich gegen einander durch Berhaue verschanzt und nur einzelne kleine Gefechte fielen zwischen den Vortruppen vor. Bei einem solchen Scharmügel, in der Nähe des Städtchens Wartha, wo der österreichische General Lentulus die Engpässe nach der Grafschaft und nach Böhmen besetzt hielt, wäre Friedrich beinahe in die Hände der Feinde gerathen; nur ein dichter Nebel und sein schnelles Ross retteten ihn aus der Gefahr. Die Person des Königs war außerdem durch viele feindliche Spione gefährdet, die man allenthalben entdeckte. Friedrich war aber begleitet vom guten Glück, welches ihn bei seiner Entschlossenheit und Kühnheit die gefährlichsten Pläne ausführen ließ.

Bei der Annäherung der Oesterreicher zog der König seine Truppen zusammen und ließ besonders die Belagerung von Groß-Glogau beschleunigen, welche der Fürst von Dessau leitete. Nachdem sich der Kommandant Graf von Wallis fast zehn Wochen in der Festung gehalten hatte, entschloß er sich, wegen Mangel an Proviant und Munition, zu einer Kapitulation, welche aber von preussischer Seite nicht angenommen wurde. Noch hatte keine förmliche Belagerung stattgefunden. Am 7. März brachte der Oberstlieutenant von Solz vom Könige den Befehl, die Festung thätig anzugreifen. Am 9. rückte das sämmtliche

Belagerungskorps aus seinen Kantonirungen bei der Stadt zusammen, und um Mitternacht, mit dem Glockenschlage Zwölfs, wurde die Festung von drei Seiten angegriffen. Die Belagerten gewahrten nicht eher die Stürmenden, als bis schon die preussischen Zimmerleute die Palisaden niederhieben. Erst jetzt begann man, aber ohne Erfolg zu feuern. Um halb ein Uhr war schon der größte Theil der Preußen auf den Wällen. Einige Grenadiere, welche sich verspätet hatten und ihre Kompagnien nicht mehr fanden, waren von einer andern Seite eingedrungen und an den Eingang eines Bollwerks gelangt, in welchem sich ein Hauptmann mit zwei und fünfzig Mann befand. Die Grenadiere von Muth besetzt, drangen mit vorgehaltenem Bajonette vor und forderten die Niederlegung der Waffen. Die Oesterreicher waren betroffen und gehorchten, da sie die Stärke der Feinde nicht wußten, dem Befehle. Bei Aufsprengung der innern Stadthore fielen mehre scharfe Schüsse vor; allein das Werk war schnell vollbracht. Der Kommandant hatte sich mit 200 Mann vor die Hauptwacht auf den Markt zurückgezogen, mußte sich aber ergeben. Groß-Glogau war nach einem einstündigen Sturme in völligem preussischen Besitze; die 850 Mann starke Garnison wurde kriegsgefangen. Mit dem anbrechenden Morgen wurde in allen Kirchen das Te Deum gesungen, und am 11. März huldigte die Bürgerschaft.

Nun blieb nur noch die Eroberung der beiden Festungen Meisse und Brieg übrig. Friedrich rückte dieserhalb und weil sich die Oesterreicher schon an der Grenze gezeigt hatten, mit seinen Truppen nach Dittmarchau,

von woaus er eine Abtheilung an die äußerste Grenze von Mähren schickte, um den Feind, von welchem sich ein Corps bereits in Zuckmantel festgesetzt, zu beunruhigen. Zuckmantel wurde geplündert und angezündet, ebenso das Städtchen Johannisthal. Die Besatzung von Patschkau gerieth mit einem ungarischen Husarentrupp ins Handgemenge, und dergleichen kleine Gefechte fielen allenthalben und mit abwechselndem Glücke vor.

Der König rüstete sich insgeheim zu einem wichtigen, entscheidenden Angriff, und zog bei Grottkau, als Graf Neuperg mit seiner Armee in Schlesien einrückte und am 5. April zu Reisse anlangte, seine ganze Armee zusammen, wozu auch das Corps, welches Brieg belagerte, gehörte.

Die Oesterreicher, welche den König von Preußen nicht so nahe glaubten, richteten ihren strengen Marsch auf Brieg und endlich auf Breslau los, um sich der letzteren Stadt wo möglich zu bemächtigen; sie langten am 8. April bei Grottkau an, und am 9. bei Brieg, wo tausend Mann preussische Rekruten, nebst Proviant und Munition, in ihre Hände fielen.

Friedrich wollte den günstigen Zeitpunkt, den Feinden eine Schlacht zu liefern, nicht vorübergehen lassen; er ließ daher seine Armee in der herrlichen Ebene, dem Dorfe Molwitz gegenüber, eine Meile von Brieg entfernt, in Schlachtordnung aufmarschiren. Die Oesterreicher waren darauf nicht vorbereitet. Die österreichische Generalität setzte sich eben in Molwitz zur Tafel, als berichtet ward, daß der Kommandant zu Brieg von zwei Thürmen Raketen aufsteigen lasse. Man hielt indeß noch

immer die Sache für nicht so gefährlich: ein ausgeschickter Reitertrupp stieß aber bald auf preussische Vortruppen, worauf man die Absicht des Königs errieth, dessen Heer aus 31 Bataillonen und 30 Schwadronen bestand. Noch waren die Oesterreicher nicht ganz ausgerückt, als schon (um 2 Uhr Nachmittags) ihr linker Flügel bei Molwitz von dem rechten der Preußen mit Feldkanonen begrüßt wurde. Doch die österreichische Reiterei that unter Anführung des General Römer Wunder der Tapferkeit; drei Regimenter Cuirassiere und Dragoner brachten durch fünfmal wiederholte Angriffe den rechten Flügel der Preußen zum Wanken, ja in die größte Unordnung, denn die preussische Kavallerie wurde getrennt, der preussische General Schulenberg, welcher sich vor seine Dragoner gesetzt hatte, blieb auf dem Platze, alles wich — die Schlacht schien für die Preußen verloren zu sein. Auch der König zweifelte an einem Siege und wurde im Gedränge der Weichenden von seinem Gefolge und vom Schlachtfelde getrennt. Indessen war die Sache nicht so schlecht als man glaubte, denn auf dem linken Flügel, wo der Feldmarschall Schwein befehligte, war die österreichische Infanterie durch das schnelle Feuern der preussischen zum Weichen gebracht, daß sie nicht mehr zu halten war. Auch auf dem rechten Flügel begann die Ordnung wieder einzutreten; denn als der Prinz Leopold das zweite Treffen anführte, trieb er die Weichenden des ersten Treffens mit Flintenschüssen wieder vorwärts. Zugleich verstärkte er diesen Flügel mit einigen Grenadierbataillons, wodurch er den Feind, dessen Infanterie auf dieser Seite durch das hüzige

Vorrücken der Reiterei ohne Unterstützung war, überflügelte. Der General Römer wurde erschossen, und seine Reiterei zog sich vor der preussischen Linie nach dem rechten Flügel. Neuperg schickte hierauf dem linken Flügel einige andere Kavallerie-Regimenter zu Hülfe, welche die preussische abermals in Unordnung brachten, aber durch das anhaltende Feuer der Grenadiere zurückgetrieben wurden. Nach einem Gefecht von fünf Stunden mußten die Oesterreicher den Preußen den Sieg überlassen; Neuperg verließ das Schlachtfeld und zog sich gegen Neisse zurück. Der König blieb auf dem Schlachtfelde stehen, konnte auch den Feind wegen eintretender finsterner Nacht nicht verfolgen.

Den Preußen kostete der Sieg 2000 Mann, die Oesterreicher zählten 3000 Tödtete. Unter den Erstern befand sich der Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der auf dem Platze geblieben war. Es fielen überhaupt zehn Prinzen dieses Hauses in dieser wichtigen Schlacht. Dem Könige, welcher überall durch seine Gegenwart den Jagenden Muth und Entschlossenheit einflößte, wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen.

Dieser erste große Sieg über die Oesterreicher entschied die preussische Herrschaft in Schlessien und erregte die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Fast die Gesandten aller Mächte Europas trafen im Hauptquartier des Königs bei Brieg zusammen, von denen ihn die Verbündeten Oesterreichs zum Vertrage mit der Königin von Ungarn zu bewegen und von der Schließung eines Bündnisses mit der feindlichen französischen Partei abzuhalten, sich bemühten. Das Haupterforderniß war die Räumung von Schle-

sien, wozu sich aber Friedrich auf keinen Fall geneigt zeigen konnte, weil es zu bezweifeln war, ob die Befriedigung seiner Ansprüche durch Unterhandlungen zu Stande gebracht werden würde.

Der Krieg wurde fortgesetzt und zunächst Brieg erobert. Der Kommandant dieser Festung war ein alter, versuchter österreichischer General, der schon in den Kriegen gegen die Türken Beweise der Tapferkeit an den Tag gelegt hatte und sich jetzt bis aufs Aeußerste zu halten gedachte. Als ihn der König wiederholt zur Uebergabe auffordern ließ, gab er zur Antwort: „daß er wisse, wie Se. Majestät nur die liebten, die ihre Schuldigkeit thäten; er bäte also um Verzeihung, daß er die Festung nicht überliefern könne, da noch kein Schuß geschehen.“

Am 27. April wurde die förmliche Belagerung begonnen. Ehe sich's der Kommandant versah, waren Laufgräben geöffnet und am frühen Morgen standen schon zwei Batterien da.

Am 1. Mai begann das Bombardement, welches die Stücke der Belagerten bald zum Schweigen brachte. Eine zufällig in ein Magazin nächst dem Schlosse geworfene Bombe zündete und legte auch das Schloß in Asche. Der König hatte zwar während des Feuers zu schießen aufhören lassen, damit die Belagerten den Brand löschen möchten, aber alle Mühe war umsonst. Den zweiten, dritten und vierten Tag dauerte das Bombardement fort; die Besatzung konnte sich nicht mehr auf den Wällen halten, welche einzustürzen drohten, und steckten daher die weiße Fahne als Zeichen der Uebergabe auf. Die Be-

satzung erhielt freien Abzug bis Neisse; die Offiziere mußten sich jedoch verbindlich machen, zwei Jahre nicht mehr gegen den König zu kämpfen. — Den tapfern Kommandanten zog der König an die Tafel, und begegnete ihm mit aller Auszeichnung. Die Belagerung kostete den König wenig Leute, aber desto mehr Munition, dagegen ward in der Festung ein großer Vorrath an Geschütz und Waffen gefunden.

Nach diesem Ereigniß zogen sich die Armeen in ihre Lager zurück, und es kamen nur einzelne kleine Gefechte zwischen den herumschweifenden leichten Truppen vor, wobei die Preußen nicht selten den Kürzeren zogen.

Ein um diese Zeit von dem österreichischen General en Chef erlassenes öffentliches Patent, enthielt eine Vertheidigung gegen die Anschuldigung, daß derselbe allerlei Leute befehligt habe, die Evangelischen in Oberschlesien zu verfolgen und auszu-rotten.

Beide Armeen waren auf Verstärkung bedacht. Den 28. Mai rückte der König den Oesterreichern näher, und Jedermann sah einer Schlacht entgegen. Während dessen setzten die Gesandten von neun verschiedenen Mächten die Unterhandlungen im Hauptquartier des Königs fort, aber ohne günstigen Erfolg für Oesterreich. In einem kleinen Gefecht, welches am 8. Juni bei Grottkau stattfand, erlitten die Preußen Verlust. Den 9. Juni rückte der König den Oesterreichern näher und trieb ein Corps derselben bis unter die Kanonen der Festung Neisse.

Unter wechselseitigen Beunruhigungen verstrichen mehrere Tage, bis die Oesterrei-

cher Miene machten, nach Niederschlesien aufzubrechen. Um dieses zu decken, zog der König am Morgen des 13. Juni mit der ganzen Armee bis nach Hernsdorf bei Strehlen. Man zerbrach sich beim Nachsinnen die Köpfe, was dieser Rückzug des Königs zu bedeuten haben sollte, und errieth nicht die Absicht des Königs.

Die Leichtigkeit der österreichischen Reiterei, welche der preussischen überlegen war, verschaffte jener manchen kleinen Vortheil. Ein österreichischer Husarenrittmeister, Namens Grögor, schlich sich bis an ein Vorwerk vor Breslau, nahm 624 daselbst befindliche Ochsen weg, und wußte sie glücklich auf Umwegen in das österreichische Lager zu bringen. Aehnliche Kapereien kamen häufig vor.

Der Monat Juni ward mit Unterhandlungen wegen Auslieferung der gegenseitigen Kriegsgefangenen hingebracht und die Schließung des Friedens von österreichischer Seite eifrig betrieben. Die Festungen, welche der König im Besitz hatte, wurden ausgebessert und verstärkt.

Die Hauptarmeen standen einander noch immer in völliger Unthätigkeit gegenüber. Am 20. Juli aber hatte es den Anschein, als wollte sich die österreichische in Bewegung setzen. Der König war vorbereitet, musterte seine Armee und bestand einige kleine Gefechte bei Rothschloß und bei Zobten, welches Letztere in Brand gerieth. Die leichten österreichischen Truppen, namentlich die Husaren, Panduren, Kroaten, Tolpatschen, Raizen u. s. w. verursachten durch ihr Herumschweifen im Lande bedeutenden Schaden, bis sie der Prinz Moriz v. Dessau bei seinem Anrücken verscheuchte.

Als im Anfange des Augusts die österreichische Armee in Bewegung gerieth und sich etwas zurückzog, ersah der König nicht undeutlich, daß der feindliche Heerführer seine Absicht auf die Hauptstadt Schlesiens richtete und durch diese Bewegung die Preußen aus Breslau's Nähe zu locken suchte. Der Graf Neuperg hatte hinter Reisse ein wohl verschanztes Lager bezogen und correspondirte von hier aus mit seinen Anhängern in Breslau, deren er noch mehrere unter den Stadtoberhäuptern besaß. Diese, welche sich unter der neuen Regierung ihrer Gewalthaberschaft erlebigt sahen, hatten beschlossen, den Oesterreichern die Stadt in die Hände zu spielen, wodurch dem Könige ein gewaltiger Nachtheil geschehen wäre. Ein von den beiden Syndici Sukmar und Löbe an Neuperg gerichtetes aber aufgefangenes Schreiben, verrieth den ganzen Plan, den der König durch eine rasche Handlung auf einmal vernichtete, indem er Breslau ohne Blutvergießen überrumpeln ließ. Zur Rechtfertigung dieser anscheinend der versprochenen Neutralität zuwiderlaufenden Handlung erzählt der König die Ursache derselben folgendermaßen: „Während der König sich beschäftigte, seine Armee fürchtbarer zu machen, entwarf der Herr von Neuperg Projecte, die gefährlich geworden sein würden, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, sie auszuführen. Wir halten es nicht für unpassend, die Art und Weise zu berichten, auf welche der König dazu kam, sie auszuführen. Es befand sich in Breslau eine beträchtliche Anzahl alter Damen, die aus Oesterreich und Böhmen gebürtig, aber seit langer Zeit in Schlesien ansässig waren. Ihre Verwandten lebten in Wien, in Prag und

einige derselben dienten im Heere des Herrn von Neuperg. Der schwärmerische Geist der katholischen Religion und der österreichische Stolz vermehrten ihre Zuneigung für die Königin von Ungarn: sie knirschten vor Zorn bei dem bloßen Namen Preußen; sie schmiedeten geheime Anschläge, knüpften Verständnisse an, sie unterhielten Briefwechsel bei der Armee des Herrn von Neuperg, vermittelt der Mönche und Priester, die ihnen zu Kundschaftern dienten, und waren über alle Pläne der Feinde unterrichtet. Diese Frauen hatten, um sich untereinander Trost zuzusprechen, sogenannte Zusammenkünfte, in welchen sie fast alle Abende sich versammelten, sich ihre Nachrichten mittheilten, und berathschlagten, welche Mittel anzuwenden wären, um die kaiserliche Armee aus Schlesien zu vertreiben und alle Ungläubigen auszurotten. Der König hatte im Allgemeinen Nachricht bekommen, was in diesen Conventikeln vorging, und ersparte nichts, um in diese Zusammenkünfte eine falsche Schwester hineinzubringen, die durch vorgegebenen Haß gegen die Preußen gut darinnen würde aufgenommen werden und von allem, was man da verabredete, Bericht abstatten könnte. Durch diesen Kanal erfuhr man, daß Herr von Neuperg den Plan habe: durch seine Bewegungen den König von Breslau zu entfernen, dann mit forcirten Märschen gegen diese Hauptstadt anzurücken, und vermittelt der heimlichen Verständnisse, die er daselbst hatte, sich derselben zu bemächtigen. So hätte man den Preußen alle ihre Magazine entzissen, und ihnen zugleich ihre Communication abgeschnitten, die sie vermittelt der Oder mit der Mark Brandenburg unterhielt.



Ed. Inat & C. Koenig, Br.

**Friedrich II. überführt die Breslauer Syndici Gutzmar und Löbe
des Einverständnisses mit den Oestreichern.**

(* Ich habe das Recht, Euch die Köpfe abschlagen zu lassen.)

ten. Als bald beschloß der König, dem Feinde auf alle Weise zuvorzukommen, und die mit der Stadt Breslau eingegangene Neutralität zu brechen, welche der dortige Magistrat auf mehr als eine Art verletzt hatte. Die Syndici und Schöppen, welche dem Hause Oesterreich am meisten ergeben waren, wurden in das Lager des Königs gerufen; gleichzeitig wurden die fremden Gesandten und Minister dahin geladen, um bei der Unordnung, die bei einer Ueberumpelung stattzuhaben pflegt, ihre Personen aus der Gefahr zu bringen. Während dessen wurden einige Bataillone abgesandt, die auf verschiedenen Wegen in der Vorstadt ankamen.

Die beiden Syndici Guhmar und Löbenahm der König persönlich vor, und fragte sie, ob sie die Neutralität gehalten und nicht vielmehr mit der Königin eine Correspondenz unterhalten und ihr Geld zugesandt hätten? — Da beide leugneten, so wurde ihnen ein an den General Neuperg gerichteter Brief vorgezeigt, zu welchem sich Guhmar bekennen mußte. Er warf sich dem Könige zu Füßen und bat um Gnade, die Hauptschuld auf andere angesehene Personen werfend. Der König erklärte, daß ihm das Recht zustehe, ihnen die Köpfe abschlagen zu lassen und nur aus besonderer Gnade ihnen das Leben schenke.

Dieser Vorfall, so wie die Annäherung einer starken Anzahl königlicher Truppen, welche aus dem Lager bei Strehlen am 7. August in die umliegenden Dörfer und Vorstädte von Breslau gezogen wurden, erregte große Aufmerksamkeit; die Besorgniß der Einwohner mehrte sich, als fern auf dem Schweidnitzer Anger Kanonen

aufgepflanzt wurden. Zur Beruhigung der Bürger erhielt die Stadt am 9. August die Anzeige, daß am folgenden Tage die Truppen unter Befehl des Fürsten Leopold von Dessau und des Generals von Selchow durch das Nikolaithor hinein und zum Sandthore hinaus nach Leubus marschieren würden. Dergleichen Durchmärsche waren nichts seltenes. Am andern Morgen nun (den 10. August) besetzten in aller Frühe zwei Fahren Bürger in langen Reihen die Straßen, und der Stadtmajor von Wuttgenau ritt vor das Thor, um die harrenden Truppen, wie gewöhnlich in geringeren Trupps durch die Stadt zu führen. Einige Schwadronen des Dragoner-Regiments von Nassau, die er hinter dem Schlagbaum antraf, wollten nicht durchgeführt werden, sondern gaben vor, nach Gabisz beordert zu sein. Wuttgenau ritt nun bis zum Mäusetheiche, wo er den Fürsten von Dessau und den General von Selchow antraf und eine Truppenzahl von mehr als 2000 Mann gewahrte. Ohne sein Bedenken zu äußern, vielmehr glaubend, der Durchzug würde auf die gewöhnliche Art geschehen, setzte er sich an die Spitze und führte den Zug zum Thore herein. Auf ihn folgten unmittelbar die Korporale der Stadtgarnison, hinter welchen sämmtliche Offizierpferde geführt wurden, um die große Masse der Nachfolgenden zu verbergen; denn die Grenadiere marschirten in dichten Reihen sechzehn Mann hoch, bis einige Kompagnien in der Stadt waren. Die Hintersten stürzten sich nun plötzlich auf die aus Stadtsoldaten bestehende Thormacht, entwaffneten sie, so wie auch die in Parade aufgestellten Bürger und drangen auf den Wall, wo die ein-

zelen Wachtposten durch die Dragoner vertrieben wurden. Gleichgestalt wurde auch das Schweidnitzer Thor in Besitz genommen, da wegen Bau der Brücke dasselbe von außen nicht erfolgreich anzugreifen war.

Der Stadtmajor, welcher der Meinung war, die Preußen folgen ihm auf dem Fuße nach, oder, der wohl überlegt, von allen Vorgängen hinter sich keine Notiz nehmen möchte, war ruhig fortgeritten und hatte bereits den Pfarrhof auf der Wind- (jetzt Herren-) Straße erreicht, als ihm plötzlich preussische Truppen durch die Engelsburg und die Mühlspforte entgegenkamen. Das erste Mal, wie es schien, blickte er voll Verwunderung um, und bemerkte zu noch größerem Erstaunen, daß ihm nur die Offizier-Pferde gefolgt, die Grenadiere aber auf den Markt marschirt waren. Dem ihm eben entgegenkommenden Feldmarschall Schwerin wollte er Gegenvorstellungen machen, erhielt aber zur Antwort den Rath, seinen Degen einzustecken und nach Hause zu gehen.

Fast genau zu derselben Zeit hatte sich ein Bataillon Du Moulin des Ohlauer und ein Bataillon von Münchow des Sandthores bemächtigt, indem mehrere schwere Lastwagen auf die Brücken geführt und auf den Aufziehbrücken künstlich zerbrochen worden waren, daß eine große Verwirrung geschah und ein Wagen dem andern nicht ausweichen konnte. Am Schlagbaum standen schon die Preußen, welche durchgeführt werden wollten. Sich unwillig stellend über die durch die zerbrochenen Wagen veranlaßte Verzögerung, befehligten die Offiziere einige dreißig Mann, um jene aus dem Wege

zu räumen. Statt dessen aber trieben sie die Thormacht vom Platze, versicherten sich der Gewehre, und verschafften dem nachfolgenden Bataillon ungehinderten Einzug.

Von diesen beiden Thoren aus bemächtigten sich abgeschickte Kommandos des Ziel- und des Oberthores. Alles geschah mit unglaublicher Schnelligkeit; denn um halb 7 Uhr waren schon alle auf den großen Ring zuführenden Straßen und das Rathhaus mit Kanonen besetzt. Vor dem Oberamts-hause, worin sich die Kriegskasse befand, standen die Grenadiere und Dragoner von Bayreuth und Nassau, bei der großen Waage eine Eskadron Dragoner, starke Pikets Kavallerie wurden auf dem Neumarkt, an die Hirschbrücke und an die Alster aufgestellt; einzelne Kommando's patrouillirten durch die Straßen, und die Thore wurden gesperrt. Diese schnelle, ohne Feuer und Blutvergießen geschehene, leichte Eroberung erfuhr der König eine Viertelstunde nachher im Hauptquartier zu Strehlen durch eine Anzahl Kanonenschüsse, die von den von halbe Meile zu halbe Meile aufgestellten Kanonen wiederholt wurden.

Um neun Uhr berief der Feldmarschall Schwerin den Rath der Stadt und die Ältesten der Bürgerschaft aufs Rathhaus, und eröffnete ihnen im Namen des Königs, daß er wegen der in Breslau angesponnenen Verräthereien und wegen vieler anderer Ursachen, es für nöthig gefunden habe, sich der Stadt Breslau genauer zu versichern und mit Militair zu besetzen. Außerdem verspreche er aber allen Einwohnern die königliche Huld und Gnade, und Allen, welche sich gegen das preussische Interesse vergangen, vollkommene Amnestie,

verlange aber von der Stadt sogleich die Huldigung und den Eid der Treue. Ohne Widerrede wurde diesem Verlangen Folge geleistet. Der geheime Justiz-Rath, Baron von Arnold, las dem Magistrat, der älteste Rathsekretair Gomorrek den Ältesten die Eidesformel vor, worauf der Feldmarschall Schwerin laut rief: Es lebe Friedrich, König in Preußen und oberster Herzog in Schlesien. Die auf der Rathstreppe aufgestellten Soldaten riefen es nach und somit wurde Breslau zu einer preussischen Stadt erklärt. — Nach dem wurden die Stadtsoldaten auf dem Salzringe (jetzt Blücherplatz) für den König vereidet, und aus ihnen später ein Infanterie-Regiment gebildet, zu dessen General der Stadtmajor von Buttgenau ernannt ward. Hieraus läßt sich fast mit Gewißheit schließen, daß der Stadtmajor bei der Ueberrumpelung der Stadt von dem, was geschehen sollte, wohl unterrichtet war; die Stadthore wurden nach geschehener Vereidung wieder geöffnet.

Die Huldigung der gesammten Bürgerschaft wurde auf den folgenden Tag (11. August) festgesetzt und dieselbe zu diesem Zweck zur Eidesleistung in den Fürstensaal berufen. Von den Versammelten schwuren zuerst die Gelehrten und Kaufleute, hierauf die Rünfte und Zechen in drei Abtheilungen. Zuletzt erschien die evangelisch-lutherische Geistlichkeit, welche der Feldmarschall, der eine große Achtung für seine Kirche hegte, mit einer besondern Anrede begrüßte, in welcher er sich darüber aussprach, daß der König ein so gnädiges Zutrauen zu ihr hege, daß er es nicht für nöthig gefunden, sie erst mit einem Eide zu verbinden; er

wolle sich daher ihrer Treue durch einen bloßen Handschlag versichern. Der Inspector Burg verbeugte sich; Dessau nahm nach einiger Zögerung diese Demüthigung zwar an, rührte aber die Lutheraner ungemein dadurch, daß er ihm beide Wangen, den nachfolgenden aber nur eine Wange küßte. Zum Schluß der Feierlichkeit ritt der königliche Feldkassirer unter Dragonerbedeckung dreimal ganz langsam um den großen Ring, und warf unter das zahlreich versammelte Volk eine bedeutende Summe Geldes aus, die 15,000 Gulden betragen haben soll, wobei 2,000 meist neue Preussische Dukaten, Gulden-, Achtgroschen- u. Zweigroschenstücke befindlich waren.

Um 2 Uhr Nachmittags wurden die Stadthore von den Preußen förmlich besetzt, die auf den Straßen postirenden Piktets eingezogen und die Ruhe völlig wieder hergestellt.

Die katholische Geistlichkeit versprach einige Tage darauf ebenfalls durch einen Handschlag Treue. Nur die Kanoniker des Stiftes zu St. Johannes und zum h. Kreuz weigerten sich, und sprachen sich über die Gründe in einer dem Feldmarschall überreichten Schrift aus. Die Punkte waren: 1., Ihr Stift stamme nicht aus Schlesien sondern aus Polen. 2., Sie hätten keinem Herzog, sondern nur dem Könige von Böhmen gehuldigt. 3., sie hingen von ihrem Bischof ab und würden den Gehorsam der Geistlichkeit in Oberschlesien verlieren. 4., Oesterreich würde, wenn sie huldigten, alle ihre Güter in Oberschlesien und Mähren einziehen.

Der dritte Punkt allein nur wurde berücksichtigt und den Domherren bis zum

28. Frist gelassen, um sich mit dem in Wien lebenden Fürstbischöf zu verständigen. Als sie aber nach abgelaufener Frist die Leistung der Huldigung dennoch verweigerten, wurden sie ihrer Stellen für verlustig erklärt. Sie gingen nach Olmütz, und ließen zur Verrichtung des Gottesdienstes einige Vikarien zurück. Die Stiftsgüter wurden unter Administration gestellt und für königliche Rechnung verwaltet; dieselben wurden erst dann wieder zurückgegeben, als die Kanoniker nach Publikation des Convocations-Patents zur Erbländshuldigung im November den verlangten Eid der Treue leisteten.

Am 13. August wurde in sämmtlichen Kirchen, protestantischen und katholischen, das Te Deum gesungen; von den Thürmen erschallte Musikk, und ein dreimaliges Abfeuern von 80 Kanonen auf den Wällen verkündete die Wichtigkeit dessen, was bisher geschehen. Die Verfassung der Stadt erhielt insofern eine nicht unbedeutende Veränderung, als der bisherige, unumschränkte Rathspräsident unter Beibehaltung des Titels und Gehalts entlassen und an seiner Stelle ein Titular-Präsident, der bisherige Rathsalteste Albrecht von Sábisch ernannt wurde. Die übrigen Rathsglieder und die Privilegien wurden bestätigt. Um aber gleichzeitig den Rath vom Könige abhängig zu machen, setzte Friedrich einen Rathsdirector in der Person des Kriegsrath Blochmann von Küstlin ein.

Ähnliche Huldigungs-Feierlichkeiten, wie in Breslau, fanden auch zu Liegnitz und Schweidnitz statt. Der Magistrat beider Städte, welcher sich weigerte, den Eid zu leisten, wurde entsetzt und an seine

Stelle ein neuer aus Protestanten bestehender Rath eingesetzt. Der König sah darauf, daß auch in den übrigen Städten, wo der Rath aus lauter Katholiken bestand, derselbe durch Einschlebung protestantischer Mitglieder möglichst gemischt würde.

Durch die begonnenen Feindseligkeiten Frankreichs und Baierns wurde die Lage der Königin von Ungarn immer bedenklicher, so daß kein Mittel unversucht gelassen wurde, sich aus dieser vielbedrohenden Verlegenheit möglichst nachtheillos herauszuziehen. Die preussische Armee stand der bei Neisse verschanzten österreichischen so nahe, daß man erwartungsvoll einer neuen Schlacht entgegen sah, die aber durch Neu-Pergrs wohlbedachten Rückzug im October nach Mähren und Oesterreich vereitelt wurde. Dieser Rückzug wird einem zwischen beiden Höfen zu Schnellendorf bei Neisse geschlossenen Vertrage zugeschrieben. Hiernach sollte dem König überlassen sein, Neisse 14 Tage lang zu belagern und dann einzunehmen, dagegen er sich verbände, in dem im Dezember zu schließenden Frieden mit Niederschlesien und Neisse zufrieden zu sein. Der Krieg sollte jedoch den Winter hindurch zum Scheine fortgeführt werden. Friedrich traute diesem offenbaren Blendwerk nicht und fuhr in seinen Eroberungen fort. Die Festung Neisse, welche keine Unterstützung zu erwarten hatte, ergab sich am 30. October; die Besatzung erhielt freien Abzug, und die Festungswerke wurden ausgebeßert und erweitert. Hierauf marschirte Prinz Leopold mit seiner Armee nach der Grafschaft Glatz und bemächtigte sich dieses Ländchens bis auf die Festung, welche eingeschlossen wurde. Ein Theil

seiner Truppen zog sich von hier aus nach Böhmen, während sich Schwerins Armee in Oberschlesien ausbreitete.

Gegen das Ende des Jahres 1741 war Friedrich im Besitz von ganz Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz. Um sich der Treue seiner Unterthanen zu versichern, schrieb er durch das Convocations-Patent vom 2. October eine allgemeine Landeshuldigung auf den 31. October aus. Die Fürsten und Standesherrn sollten entweder in Person oder durch besonders Bevollmächtigte in Breslau erscheinen, von der Geistlichkeit und dem Herrenstande eines jeden Fürstenthums sollten sich vier, von der Ritterschaft sechs Abgeordnete, von den Magistraten die beiden ältesten Bürgermeister mit dem Stadtsyndikus sich einfinden. Schweidnitz und Sauer reichten bald nach dem Erscheinen des Convocations-Patents eine Vorstellung ein, worin sie baten, daß sie laut ihrer Privilegien nur in Schweidnitz oder Sauer huldigen dürften. Der König wies das Verlangen einer Separathuldigung ab, mit dem Bedeuten, daß er dem Gesuche gern willfahren würde, wenn nicht die schon in Breslau gemachten Verfügungen so weit gediehen wären, daß sich darin nicht füglich eine Abänderung machen ließe; übrigens sei die dermalige Huldigung ein außerordentlicher Fall, wobei die bisherige Observanz keinesweges zum Muster dienen könne, auch sollten dadurch ihre Privilegien nicht im mindesten gefährdet werden. Die Stände dieser Fürstenthümer beruhigten sich bei diesem Bescheide und verzogen sich nach Breslau.

Die Eroberung der Festung Neiße verhinderte den König, zum bestimmten

Tage, den 29. October, in Breslau einzutreffen, es wurden jedoch die auf diesen Tag angeordneten Huldigungs-Predigten gehalten. Die Stände blieben bis zur Ankunft des Königs versammelt.

Friedrich hatte sich zwar alle feierliche Einholung ausdrücklich verboten; doch ging ihm ein Ausschuss der Bürgerschaft in Manteln eine halbe Meile weit auf dem Wege nach Ohlau entgegen, und in der Nähe der Stadt empfingen ihn die Ältesten der Zünfte und Bechen. Es wurde ihm ein zwei Bogen langes, von einem Primaner gefertigtes Gedicht überreicht und darin um Abwendung drückender Einquartierung gebeten. Bald nach der Ankunft wurde ihm nach alter herkömmlicher Sitte der Ehrenwein und das Ehreessen überbracht, bestehend aus einer Quantität Wein, nebst Fischen, Wildpret, Geflügel, Obst und Futter, was der König zur Freude der Bürger freundlichst annahm. Tags darauf, den 5. November, wohnte der König der Predigt des Inspectors Burg in der Elisabethkirche und des Abends einem Maskenball bei. Dem gemeinen Volk wurde auf dem Magdalenenkirchhof ein öffentliches Fechtspiel und auf dem Neumarkt ein ganzer gebratener Dohle zum Besten gegeben. Dieser riesige Braten war um den Hals mit einem Blumenkranz geziert und auf dem Rücken und den Seiten mit allerhand Flügelwerk gespickt, dergestalt, daß auf der rechten Seite das königlich preussische, an der linken Seite das königlich polnische und fürstlich Dessausche Wappen gebildet wurde.

Die feierliche Huldigung geschah den 7. November, in dem zu diesem Zwecke

ausgeschmückten Fürstensaale des Rathhauses. Noch war der Thron vorhanden, auf welchem 1611 König Matthias gelesen; jetzt benutzte man denselben, indem man die zweiköpfigen Adler in einköpfige verwandelte und Matthias Name in Friedrichs Anfangsbuchstaben umbildete. Der Thronsessel stand auf einem drei Stufen erhöhten Gerüst unter einem Baldachin, der so wie das Gerüst, mit Carmoisin-Sammt und goldenen Tressen beschlagen war. Um halb neun Uhr fuhr der König in einem achtspännigen Phaeton nach dem Rathhause, wo seine Garde paradirte. In einer schon gebrauchten Uniform, mit nachlässig frisirtem Haar, in ganz prunkloser Gestalt trat er in den mit Fürsten, Prälaten und Deputirten angefüllten Saal und nahm seinen Platz auf dem Thron, um welchen die anwesenden Prinzen des Königl. Hauses, Fürst Leopold von Dessau und das königliche Gefolge stand. Man hatte ein zu dieser Ceremonie nothwendiges Stück, das Reichsschwert, vergessen. Der König zog sogleich seinen Degen und überreichte ihn dem Feldmarschall Schwerin, welcher ihn während der Feierlichkeit hielt. Der geheime Staatsminister von Podewils eröffnete die Handlung mit einer Rede an die Stände, in welcher er der Gemeinde angab, wodurch der König berechtigt wäre, ganz Niederschlesien statt der beanspruchten vier Fürstenthümer zu behalten. „Der Schade, den das Haus Brandenburg durch die lange Entziehung der vier Fürstenthümer erlitten, übersteige den Werth des ganzen Landes Schlessien.“ Der Delänische Landeshauptmann von Prittzwitz beantwortete diese Rede im Namen der Stände.

Der Geheime Justiz-Rath, Baron von Arnold, las hierauf die Eidesformel vor. Den Eid leisteten zuerst die Deputirten des Bischofs Cardinal von Sinzendorf, der Domprobst Baron Stingelheim und der Domdechant von Rumerkirch knieend mit auf die Brust gelegten Fingern; dann die Deputirten der Fürstenthümer Delz, Bernstadt, Sagan und Münsterberg ebenfalls knieend; die Deputirten der freien Standesherrn stehend; das Domkapitel zu Breslau, die übrigen Kapitel, die fürstlichen Prälaten und Deputirten der geistlichen Stifter und Orden knieend; endlich die übrigen Stände und Deputirten der Städte stehend. Während der Huldigung der Fürsten und der Geistlichkeit, welche knieten, saß der König und hatte den Hut auf, bei den übrigen stand er auf und entblößte das Haupt. Es trat sodann jeder Einzelne an den Thron, legte die Hand auf die Bibel und küßte den Knopf am Degen des Königs zum Zeichen der Treue und Unterwürfigkeit. Der ganze Aktus dauerte zwei Stunden und wurde mit dem Jubelruf: Es lebe der König, unser souverainer Herzog! beschlossen, wobei der Minister Podewils dankte, und Friedrich den Hut lüftete und sich entfernte.

Abends war die Stadt erleuchtet.*)

*) Schon um 6 Uhr Abends war die ganze Stadt und ein Theil der Kräuterei illuminiert und durch allerhand Freudenfeuer bis zum Anbruch des Tages erleuchtet. Der König fuhr mit seinem Gefolge durch die Straßen und betrachtete mit großem Wohlgefallen mehrere Transparents, die durch Inschriften oft höchst mißig erklärt waren. Einige aus der Zahl mehrerer Hundert finden ihrer Naivität wegen hier Platz:

Zum Andenken an diesen wichtigen Tag ließ der König eine Hulldigungs-Medaille prägen und austheilen; jede Fürstenthumsstadt erhielt davon eine in Gold, und die Deputirten jeder Reichsstadt eine in Silber.

Nach einer hergebrachten Sitte ließen die schlesischen Stände dem Könige durch den Breslauer Stadtdirektor Blochmann ein Geschenk von 100,000 Thalern anbieten; Friedrich schlug es aber aus, mit der Aeußerung, das Land sei durch das Kriegsübel so erschöpft, daß er ein solches Opfer

nicht annehmen könne. Er wolle vielmehr dem Volke aufhelfen, damit es Ursache haben möge, die Regierungsveränderung nicht zu bereuen."

Durch Standeserhöhungen und neu-geschaffene Titel schmeichelte er dem Ehrgeiz des Adels. Es wurden erhoben in den Fürstenstand: Der Reichsgraf von Hatzfeld, freier Standesherr von Trachenberg, der Reichsgraf von Schönau, freier Standesherr von Beuthen. In den Grafenstand: Der Minister von Podewils, nebst zwei seiner Brüder und einem Vetter; der geheime Finanzrath von Münchow, nebst zweien Brüdern; der Baron von Falken-ahn von Salisch; von Schweinitz auf Escheplau; von Zedlitz auf Pantwik, und von Sandrekhy. In den Freiherrnstand: von Schweinitz auf Stephansdorf; von Arnold auf Seifersdorf; von Bees; die Waldmann von Grünfeld und Guttenseiten; von Zedlitz auf Hartmannsdorf; von Schweinitz auf Krain; von Littwik auf Hennesdorf, von Riehtof auf Bortsdorf und von Kobel auf Grüneiche. In den Adelsstand: Reimann mit dem Prädikat von Reimannsdorf u. Die Minderherrschaft Goschütz wurde zur freien Standesherrschaft und der Graf Reichenbach auf Goschütz zum General-Land-Postmeister; Graf Reichenbach auf Neuschloß zum Oberjägermeister und Baron von Mudrach zum Oberlandbaumeister von Schlesien ernannt. Mit diesen Aemtern war jedoch weder Sold, Verwaltung noch Verantwortlichkeit verbunden, und brachten nur den Titel Excellenz.

Der König hatte am 9. November Breslau verlassen und sich nach Berlin begeben, während dessen der Krieg des

- 1) Eine Landkarte mit 2 Straßen:
Vor diesem gings von hier nach Wien,
Nunmehr aber nach Berlin.
- 2) Eine Gypresse mit dem österr. Wappen:
Bei Oesterreichs Gypressen-Zweigen
Muß Preußens Palmbaum blühen und steigen.
- 3) Ein Adler mit der Sonne:
So lang ich werde schnieben können
Will ich mich auch preussisch nennen.
- 4) Ein Schmied beschlägt einen Schimmel:
Ey, das würde mir wohl behagen,
Wenn ich dem Könige sollte den Schimmel
beschlagen.
- 5) Ein Backofen:
Wer nicht will gut Preussisch sein,
Den schieb' ich in den Ofen hinein.
- 6) Eine Tischlerwerkstatt:
Mit Zaunzen, Freuden und Lachen
Wollt ich der Königin eine Wiege machen
- 7) Die Oslau hegt gewiß so viel Wasser nicht,
Als Friedrichs Gnadenblick uns Heil verspricht.
- 8) Gut Preussisch und gut Schlessisch sein
Ist angenehmer Sonnenschein.
- 9) Wir fangen heute gern, was Ihr und Herz
ergötzet,
Doch Friedrichs Heulenlied ist uns zu hoch
gesetzt.
- 10) Auch eine Welt ist noch zu wenig,
Vor Friedrichs Ruhm, vor unsern weissen
König. u. f. w.

Schellendorfer Vertrags ungeachtet, mit al-
lem Ernste fortgeführt wurde. Zur De-
ckung der Grafschaft Glatz, in welcher sich
die Bergfesten Glatz etwas später, als die
Stadt, den 26. April 1742, ergab, war
es nöthig, daß preussische Truppen nach
Böhmen einrückten, wo sich die österreichi-
sche Hauptmacht zusammen zog und die
vereinigte französisch-baiersche Armee schwäch-
te. Bei dem Dorfe Gotsitz in Böhmen
gewann Friedrich am 17. Mai einen ent-
scheidenden Sieg über die Oesterreicher, wel-
cher den Frieden zur Folge hatte. Der
König wollte hierdurch den Franzosen zu-
vorkommen, welche kurz vorher insgeheim
dem Wiener Hofe Friedensvorschläge ge-
macht, und ihren Generalen, dem Kriegs-
plan entgegen, verboten hatten, sich mit
Preußen zu vereinigen. Frankreich mühte
sich zwar, diesen Frieden zu vereiteln, der
vorläufige Entwurf wurde aber den 11.
Juni zu Breslau unterzeichnet, worauf der
König seine Armee aus Böhmen und Mäh-
ren zurückzog. Oesterreich trat das Her-
zogthum Schlesien (mit Ausnahme der Für-
stenthümer Teschen, Troppau und Jägerndorf)
und die Grafschaft an den König
von Preußen ohne alle Abhängigkeit von
Böhmen ab. Dagegen versprach der König,
die katholische Religion in Schlesien (in
statu quo) zu erhalten und zu beschir-
men, und sich seiner landesherrlichen
Rechte nicht zum Nachtheil gegen die-
selbe zu bedienen; ferner die von den
Engländern und Holländern unter voriger
Regierung an den österreichischen Hof auf
Schlesien vorgeschossenen Geldsummen zu
zahlen.

Am 27. Juni wurde der Friede zu

Breslau von einer am Rathhause zu Bres-
lau errichteten Tribüne und durch Wappen-
herolde, die durch die Straßen der Stadt rit-
ten, publicirt. Am 3. Juli kam der Kö-
nig mit seiner aus Böhmen führenden Ar-
mee in Breslau an, verweilte hier mehrere
Tage, zeigte sich unter freudigem Zulauf
des Volkes täglich auf der Wachtparade
und wohnte auch der Feier des Friedens-
festes bei, welche der Cardinal von Singen-
dorf, Fürstbischof von Breslau, in der
Domkirche halten ließ, und hörte die Frie-
dens-Predigt des Cardinals an.

Nachdem das Friedensfest allgemein
in Schlesien gefeiert worden und die Ruhe
wieder hergestellt war, wurden endlich die
Stände und Städte der Fürstenthümer
Oppeln, Ratibor, Neisse, jenseits des Neisse-
flusses, Troppau und Jägerndorf preußi-
schen Antheils, nach Neisse auf den 1sten
März 1743 zur feierlichen Huldigung ein-
berufen. Dem Domkapitel und andern
österreichischen Herrschaften, welche in Preu-
ßisch-Schlesien Güter besaßen, hatte die Kö-
nigin Maria Theresia gemessenen Befehl
ertheilt, dem Könige unbedingt die Huld-
igung zu leisten. Morgens um 10 Uhr
gedachten Tages ließ sich der Huldigungs-
Commissarius, General Marwitz, auf der
bischöflichen Residenz vor den versammelten
Ständen im Namen des Königs den Eid
der Treue schwören. Unter einem Thron-
himmel wurde ein rothsammtner Lehnstuhl
gesetzt, zu dessen Rechten der General von
Marwitz und zur Linken der Oberamts-
Regierungspräsident von Benkenhoff stand,
welcher letztere die Anrede an die Versamm-
lung hielt. Der Landrath von Stedau
beantwortete die Rede, und der Oberamts-

Sekretair Förster verlaß die Namen der Stände nach ihrem Range. Zuerst huldigten die Deputirten des Fürsten von Liechtenstein, als Herzogs von Troppau und Jägerndorf, dann die Bischöflich-Olmützschen Deputirten, die freien Standesherrn von Pless und Oberbeuthen, in eigner Person, die Grafen und Herren, die Ritterschaft und die Prälaten, und zuletzt die Deputirten der Städte. In den meisten obereschlesischen Städten wurde dieser Huldigungstag auf das Festlichste und Erhabenste gefeiert.

Schlesien war nun eine preussische Provinz. Friedrich, welcher mit der Verfassung der innern und äußern Zustände dieser Provinz wohl vertraut war, stellte sich zur Aufgabe, die zerütteten, für seine Zeit nicht mehr geeigneten Verhältnisse derselben zu ordnen, und dadurch das allgemeine Bürgerwohl zu begründen. Um nun das Ganze dem unumschränkten Monarchismus treu anzupassen, mußte manche veraltete Form aufgehoben und andere verschiedenartige in Eins verschmolzen werden, um den beglückenden Zweck zu erreichen, den sich der Unvergessliche zum Ziele gesteckt — eine Umgestaltung des Ganzen war nothwendig.

Des Königs erstes Augenmerk war auf die Regulirung der landesherrlichen Abgaben und auf eine gleichmäßige Vertheilung der Steuern gerichtet. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der alten schlesischen Verfassung, daß das Land, jenem auf Privilegien sich stützendem Recht gemäß, allgemeine Abgaben dem Landesherrn nur als freiwillige Beisteuern zu bewilligen. Diese

im Laufe der Zeit bei der Unselbstständigkeit der Nation zu einer bloßen Förmlichkeit herabgesunkene Bewilligung endete völlig unter der neuen Regierung. Das in Breslau eingesetzte Feldkriegs-Commissariat forderte von dem bisher bestandenen General-Steueramt genaue Anzeige der Kassenbestände und die Auslieferung der Steuerrechnung für das Jahr 1739. Die Stände beriefen sich auf die Versicherung des Königs, die Privilegien des Landes zu erhalten, wornach sie ohne Abhaltung eines Fürsientages weder eine Steuer bewilligen noch über die vorhandenen Gelder disponiren könnten. Den Deputirten wurde eröffnet, daß dem Könige das Recht zustehe, das Land sofort unter Contribution zu stellen, die Verfassung aber beim Alten gelassen werden sollte, wenn die Beamten des Steueramts den Eid leisteten. Letzteres geschah nicht, jedoch wurden die Stände als ein selbstständiger Körper betrachtet, aber die dem Landesherrn im J. 1739 bewilligte Summe von 2,538,786 Thalern verlangt, die in monatlichen Raten zur Feldkriegskasse abgeliefert werden sollte. Die Stände wendeten dagegen ein, daß dies nur eine außerordentlich bewilligte Summe gewesen, die jetzt nicht mehr aufzutreiben wäre, und beriefen sich auf die Privilegien, nach welchen sie zu contributiren nicht verpflichtet wären. Nach mehrfachen Unterhandlungen verstand man sich endlich zu einem jährlichen Steuerbetrage von 2,291,988 Thalern.

Am 29. October 1741, nachdem Friedrich zufolge des Oberschnellendorfer Vertrages Schlesien als sein Eigenthum betrachtete, hob der König die Versammlungen der Stände (*Conventus pueltici*) mit einem-

male auf, und ebenso als entbehrlich das General-Steueramt.

An die Stelle des aufgelösten wurden durch ein Patent vom 25. November 1741 zur Verwaltung der Steuer- und Domainen-Einkünfte und zur Besorgung der Landespolizei, zwei Domainen-Kammern, zu Breslau und zu Glogau, denen der König einen besondern Minister, Grafen von Münchow, als Chef vorsezte, eingerichtet. An die Stelle der bisherigen Landesältesten wurden für jeden Kreis Landrätthe angesetzt.

Unterm 15. Januar 1742 wurde auch das Justizwesen organisiert. Der König überließ aber aus besonderer Gnade den Fürsten und Standesherrn das Fürstenrecht dergestalt, daß demselben die Entscheidung aller Streitigkeiten in Realsachen der Fürstenthümer und Standesherrschaften verbleiben sollte. Aufgehoben wurden jedoch alle in den immediaten Fürstenthümern bestandenen verschiedenen Gerichte und Jurisdictionen, namentlich das Oberamt zu Breslau, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Brieg, ferner das Manngericht, das Zwölfergericht, das Laubengericht, das Ritterrecht, die Hof- und andere im Namen des Oberlehnsherrn gehaltenen Gerichte. Statt derselben wurden die beiden Oberamts-Regierungen zu Breslau und Glogau eingesetzt. Nur die mediaten Fürstenthümer und Standesherrschaften, so wie die Stadt Breslau, behielten ihre Gerichtsverfassungen in Civil- und Criminalsachen, standen aber unter Aufsicht des Oberamtes, und hatten die Appellations-Sachen nicht an diese, sondern an das Tribunal in Berlin einzusenden, sonst galt das Oberamt als zweite Instanz mit Aus-

nahme der Eximirten, welche bei demselben schon in erster Instanz Recht zu nehmen hatten. Der erste Präsident des Breslauer Oberamts war der Fürst von Karolath, in Glogau der Graf von Röder. Da gleichzeitig alle Konsistorien in der Provinz aufgehoben wurden, so verband der König zwei neue, ein katholisches und ein evangelisches, mit beiden Regierungen, und besetzte sie mit geistlichen und weltlichen Rätthen. Das geistliche Vicariat-Amt und das bischöfliche Consistorium zu Breslau allein wurden, so weit sie der Souverainität nicht entgegen waren, bestätigt.

Unter der vorigen Regierung bestanden die landesherrlichen Einkünfte in Schlesien: 1, aus den Domainen-Gefällen, von den Aemtern, den Zöllen, fiskalischen Straßen, von den Juden und vom Salz. 2, aus den vom Lande bewilligten Steuern. Die erste Sorge der Landesregierung war nun, das Abgaben-System ganz neu zu ordnen, zu welchem Behufe Friedrich eine Steuer-Commission niedersezte, welche ein richtiges Steuer-System oder Verzeichniß der steuerbaren Gegenstände und ihrer Nutzungen auszuarbeiten hatte. Die Commission, welche aus preussischen Domainenrätthen, Landrätthen und Kalkulatoren bestand, vollendete die schwierige Arbeit in zwei Jahren und kostete dem König 20,000 Thaler. Das Register ist aber das genaueste seiner Art, und erstreckt sich auf alle damals vorhandene steuerbare Realitäten des platten Landes, Acker, Wiesen, Gärten, Forsten, Teiche, Mühlen, Viehzucht, Dienste, Zinsen und alle Produkte, wovon die Besitzer irgend einen mäßigen Nutzen ziehen.

Bei der Aufnahme dieses Katasters ging man auf die alten „Bekennniß- und Befund-Tabellen“ zurück. Zur Berichtigung dieser Tabellen war schon unter kaiserlicher Regierung eine Commission niedergesetzt worden, war aber bei Karl IV. Tode mit der Arbeit noch nicht fertig, ungeachtet sie 20 Jahre dabei zugebracht und eine Million Gulden gekostet hatte. Das Vorhandene war dann noch unrichtig und unvollständig; denn man fand Landgüter, wo von 1000 Thalern Ertrag 800 Thlr. Steuern, und andere wo von 2000 Thlr. Ertrag 200 Thlr. Steuern angeschlagen waren. Die preussische Commission ging genauer zu Werke. Sie stützte sich bei der Aufzählung der steuerbaren Stücke und zur Ausmittlung deren Ertrages auf die Vermessungsregister, Grundbücher, Wirthschaftsrechnungen, Marktpreise und auf die Aussagen der Geschwornen etc. Da der Ertrag der Produkte steigend und fallend ist, so wurde der im Durchschnitt von einigen Jahren herauskommende Grad der Nutzung angenommen. Uebrigens schätzte man den Ertrag nach der in jeder Gegend gewöhnlichen Fruchtbarkeit des Bodens und nach den mäßigsten Preisen der Erzeugnisse, welches daraus abzunehmen ist, daß in der ersten Klasse oder in dem besten Boden der Scheffel Aussaat nur zu 6 Scheffeln Ertrag, der Preis für einen Scheffel Weizen nur zu 24 Silbergroschen und die jährliche Nutzung einer Kuh nur zu 3 Thalern angeschlagen worden. Auch wurde auf die Gefahren der Ueberschwemmung und des Mißwachses Rücksicht genommen, denen die Grundstücke an Flüssen ausgesetzt sind; diese wurden zu geringerer Besteuerung

in Klassen von niedrigem Ertrage gesetzt.

Das Steuerkataster erstreckte sich sowohl auf die Güter des Adels und der Bauern, als auch auf die Landgüter des Bischofs, der Geistlichen, Klöster etc. und auf die königl. Domänen fand selbst keine Ausnahme statt. Es kam nun noch auf die Bestimmung des Antheils oder Prozents an, welches von dem vorgefundenen Ertrage als Steuer entrichtet werden sollte. Es wurde bestimmt:

1, die königlichen Domänen, fürstliche abliche, pfarrtheiliche und Schulmeister-Güter bezahlen jährlich $28\frac{1}{2}$ als Steuern vom Hundert ihres Ertrages.

2, die Bauergüter 34 Thaler vom Hundert.

3, die Güter der Ritterorden 40 Thaler vom Hundert.

4, die Güter des Bischofs, der geistlichen Stifter und Klöster 50 Thaler vom Hundert.

Man glaubte bei diesem Prozent-Ansatz den Weg der Billigkeit gehen und auf den größern oder geringern nothwendigen Aufwand der Besitzer Rücksicht nehmen zu müssen.

Der Werth der schlesischen Landgüter war auf 80 Millionen Thaler und der Ertrag derselben auf 6 Millionen jährlich geschätzt. Die jährliche Steuer betrug etwas über 1,700,000 Thaler, ungefähr 28 Prozent des Ertrages. Wenn jedoch von dieser Steuersumme die jährlichen Ausfälle und Steuererlassungen wegen Mißwachs, Hagel, Brand, Viehsterben etc. in Abrechnung gebracht wurden, so behielt der Landesherr nicht über 25 Prozent für die Steuerkasse. Dabei durfte ein Gut nicht

mehr als den anfangs katastrirten Ertrag versteuern, wenn dieser auch durch Fleiß und Kultur bedeutend erhöht wurde.

Die Steuer der nicht angesehnen Tagelöhner und Handwerker auf dem Lande bestand in einem mäßigen „Nahrungsgelde“ und betrug bei einem dergleichen Einlieger, Häusler, Müller, Schmied, Krüger u. 1 bis 8 Thaler jährlich, nach Verhältniß des Erwerbes, so daß ein jährlicher Steuerbetrag von ungefähr 150,000 Thalern in Ansatz gebracht wurde. Befreit von der Steuer waren Spinner und Weber.

Die jährliche Steuer betrug demnach 1,850,000 Thaler. Jedes Dorf erhielt seinen Steuer-Anschlag (Subrepartition). Der Dorfschulze, so wie der Gutsherr brachte seinen Steuersatz nach der Kreisstadt, und diese Kreis-Steuer-Kassen, 32 zur Breslauer, 16 zur Glogauer Kommune gehörig, lieferten ihre Einnahmen zu den beiden Ober-Steuer-Kassen ab.

Diese neue Steuereinrichtung nahm im Jahre 1743 ihren Anfang. Das Patent, welches darüber erschien, ist unstreitig das Wichtigste, was in Betreff Schlesiens erlassen worden ist und verdient zur Kenntniß jedes Schlesiens zu gelangen.

„Da wir aus königlicher Huld und Vorsorge auf das Beste unserm Lande und Provinzen unermüdet bedacht sind, so haben wir aus ganz besonderer für das Erbherzogthum Schlesien begedenden Gnade seit dem Antritt unserer Regierung hauptsächlich unsere Gedanken dahin gerichtet, wie dasselbe beständig nicht nur in guter Ruhe und Sicherheit erhalten, sondern auch noch zu mehrerer Aufnahme und immerwährenden Flor gebracht werde. In dieser Ab-

sicht sind wir gesonnen, alle diejenigen Abgaben, so unsere getreuen Stände, Vasallen und Unterthanen, denen natürlichen und göttlichen Rechten, auch hiesigen Landesverfassungen nach zur allgemeinen Sicherheit und Besten beizutragen verbunden sind, einzig und allein zur Erreichung des erspriesslichen Zwecks dieses Landes zu verwenden.

Weil wir aber gleich anfänglich wahrnehmen müssen, daß bisher die allgemeine Landesnothdürfte, wider alle Billigkeit, ja sogar zur offenbaren Unterdrückung eines Standes und Unterthanen für den andern mit keinen gemeinen Schultern getragen worden, so ist unsere erste Sorge gewesen, das Kontributionswesen ohne allen Zeitverlust in bessere Ordnung und billige Gleichheit zu bringen, mithin denen eingerissenen Prorogativen und Ungleichheiten durch verschiedene Kommissionen gleich Anfangs Maaß und Ziel zu setzen.

Und da ohnstreitig alle bei dem Steuerwesen eingeschlichene Ungleichheit oder Unordnung entweder aus dem Mangel des steuerbaren Strücks, oder aber der eingeführten Art der Steuern entspringt, so haben wir auch auf diese beiden Hauptstücke die Untersuchung richten lassen, und verhoffen daher nicht ohne Grund, daß durch die mit allem Fleiß beieferte und jetzt vollendete Kommission in schon längst gewünschte und mit schweren Landeskosten gesuchte Gleichheit, so viel in dergleichen Sachen möglichst, in beiden Stücken werde erhalten sein. Zumalen wir zuvörderst bei Erforschung der steuerbaren Realitäten alle Vorsichtigkeit gebrauchen, und durchgehends einen gleichen Fleiß nehmen, nicht weniger

die vorhergehenden Landesverfassungen, Sanctiones, Verordnungen und Verträge, als namentlich den Collovrathschen von Anno 1504, die bestätigten Fürstentags-Schlüsse von 1553, 1554, 1556 u. 1558, ferner die landesherrlichen Mandata, Schlüsse, Decisiones und Patente von 1557, 1610 und 1695 wohlbedächtig zu Grunde legen, mithin zum allgemeinen Besten des Landes überall gar keine Ausnahme von den Steuern fernerhin gestatten lassen, um so mehr, da alle diese heilsamen von Zeit zu Zeit ergangenen Landeskonstitutiones mit der selbstredenden Billigkeit übereinstimmen, welche unleugbar erfordert, daß diejenigen Mitglieder eines Staates, welche in einem Lande eines durchgehends gleichen Schutzes und Sicherheit genießen, auch in denen darauf zu verwendenden Abgaben ihren Beitrag thun und sich davon auf keinerlei Weise zum Beschwer der übrigen ausnehmen und davon entziehen. Wir haben uns daher selbst und zum Besten unserer schlesischen Lande gefallen lassen, unsere eigene Domainen der Kontribution zu unterwerfen, und durch die angeordneten Kommissiones solche nach den angenommenen Prinzipiis katastriren zu lassen. Ob wir nun zwar solchergestalt durch diese Landeskonstitutiones und billig mäßigen allgemein durchgehends gleichen Beitrag die steuerbaren Stücke zu ergänzen, und dadurch den größten Theil der bisherigen verderblichen und unbilligen Ungleichheit in Ansehung des ganzen Landes und der darin befindlichen Kommunitäten zu haben bedacht und ferner bemüht gewesen, alle Individualungleichheit durch die angeordneten Untersuchungen heben zu lassen, so finden wir dennoch, daß dergleichen

langwieriger Mißbrauch und denen daraus entstandenen unzähligen Klagen nicht so ganz durchgehends auf einmal abgeholfen worden sein möchte. Wir sind daher zu desto mehrerer Beruhigung unserer getreuen Stände, Vasallen und Unterthanen gesonnen, nach bereits nunmehr vollendeter Arbeit dennoch die in diesem Stück gegründeten Klagen ferner anzunehmen und solche abhelfen zu lassen, auch zu dem Ende noch auf ein Jahr die angeordnete Hauptklassifications-Kommission fortzusetzen, damit dieselbe die etwa hie und da noch übrig gebliebenen und bei derselben angebrachten Beschwerden periculo Impetrantis untersuchen, und mit Bewilligung der Kammern heben und abmachen könne.

Gleichwie wir nun solchergestalt in Ansehung der steuerbaren Stücke dem Hauptbeschwer des Landes abzuhelfen beflissen gewesen, so haben wir auch ferner unsere Vorsorge dahin gewandt, wie diesen Landen in Absicht auf die bisherige beschwerliche und mangelhafte Art in Abführung der Steuern am besten zu rathen sei. Wir haben daher vor allen Dingen die ehemalige willkührliche und unvollkommene Indiction nebst der mit unendlichen Zundöhigungen, Bedrückungen, Betrügereien und Plakereien unserer getreuen Stände, Vasallen und Unterthanen unumgänglich verknüpfte Acciso des platten Landes, sondern auch alle übrigen vielfältigen und unversehenden Arten von Kollekten, und unter so mannigfaltigen Benennungen geforderte Abgaben, vermittelst welcher die Steuern und Landesnothdurften ehemals aufgebracht wurden, gänzlich und zu ewigen Zeiten verworfen. Bei den geschlossenen Städten allein, wo den

bemerkten Beschwerden leichter und besser vorgebeugt werden kann, haben wir die Accise als eine mit dem Handel und innerlichen Verfassung derselben mehr übereinstimmende Art beibehalten, und statt der ehemals zugleich gegebenen Accise und Steuern in Städten, als welche letztere zu keinen Zeiten weiter gefordert werden sollen, nur allein die Accise nebst einem leidlichen Servis, auch wo es die höchste Noth erfordert und wo es sonst hergebracht, einen geringen Beitrag zu den Stadtschulden und unentbehrlichen Nothdürften einzuführen beschlossen.

Da nun solchergestalt die Städte, worin die Accise eingeführt, durch dieses Surrogat der Kontribution und den leidlichen Servis den allgemeinen Landesabgaben dadurch ihren Antheil beitragen, so ist auch, wie billig, deren bisherige sogenannte Indiction dem platten Lande gänzlich abgeschriebeu worden, und solchergestalt nunmehr auf einen gleichen Fuß alle steuerbaren Stücke des Landes ausgefunden und daraus ein vollständiges Katastrum angefertigt, wornach künftig die Steuern des platten Landes eingehoben werden sollen.

Wir hätten zwar wohl bei diesem ganzen Werke landesväterlich gewünscht, daß wir bei dem Antritt unserer Regierung unsere getreuen Unterthanen noch durch ein geringes Quantum an Steuern zu Hülfe kommen können: da aber bei jetzigen Läuften und mit weit aussehenden Konjunkturen die Sicherheit unserer Lande und deren Einwohner erfordert, eine beständige und starke Armee auf den Beinen zu halten, deren Unterhalte nur allein die von diesem Lande erfolgenden Einkünfte ge-

widmet sind, und durch deren Consumtion das Getreide und übrige Lebensmittel in beständig gutem Preise verbleiben und alle Gelder im Lande erhalten werden, so zweifeln wir keinesweges, daß dieselben von selbst sowohl die Nothwendigkeit der Abgaben, als deren prompte und genaue Abführung begreifen werden. Wogegen wir aber auch unsere gesammten Stände, Vasallen und Unterthanen des Landes Schlesien, Geistlichen und Weltlichen Standes, für uns und unsere Erben, Nachkommen und Successoren, bei unsern königlichen Wort und Würden versprechen, daß von Ihnen forthin und zu ewigen Tagen, es sei zu Frieden oder Kriegszeiten, kein mehreres und höheres Steuerquantum, als durch jetziges Steuerkatastrum festgesetzt worden, abgefordert, sie auch vors künftige niemals und unter keinerlei Vorwand und Benennung mit einigen Abgaben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, oder ehedessen in diesen oder unsern übrigen Landen üblich gewesen sein oder nicht, es sei an Domesticalanlagen, Kapitation, Rauchfang- und Viehsteuer, Tanzimpost, Fortifications- Legations- Geldern, Landaccisen, Türkensteuer, Don gratuit, Fräuleinsteuer, Anleihen, Schloßbau, Kavallerie- oder Fourage- Geldern, Zinsen, Hufe- oder Sibielschoß Kriegsmeße, und andern Extraordinariis, wie sie nur erdacht werden mögen, beschwert werden sollen.

Wir wollen auch überdem nicht allein alle künftig erfordernten Landesabgaben und Nothdürften nach der bereits gemachten Einrichtung aus unsrer eignen Kasse zahlen lassen, sondern wir sind auch zu desto mehrerer Erleichterung, Erhaltung und ordent-

licher Abführung der Steuern landesväterlich entschlossen, daß wir alle Märste, Vorspann, imgleichen die Unglücksfälle, als Mißwachs, Feuer- und Wasserschaden, billigermaassen baar vergütigen lassen, und da die aufzubringenden Steuern, wie schon erwähnt, dazu nicht hinreichend, so haben wir unsere eigenen Domainenrevenües mit zu obigem Behufe gewidmet. Wir wollten ferner, ohngeachtet des uns bei den Städten und Accisen dadurch entstehenden Nachtheils, dennoch jetzt und beständig zufrieden sein, daß die Handwerker auf dem platten Lande wohnen und dasselbe durch Befestigung noch mehr angebaut werde. Wir haben auch überdies gemessenen Befehl ertheilt, daß die schlesischen Fabriken und das Commercium insbesondere mit keinen Imposten, so dasselbe nur einigermaassen beschweren könne, belegt werde, sondern wir haben, wie bereits vor Augen liegt, dergleichen Veranlassungen gemacht und werden noch ferner damit fortfahren, daß der Handel und Wandel zu noch mehrerer Aufnahme gelange ic. — Potsdam den 23. April 1743. Friedrich."

Dieses Patent ist insofern höchst merkwürdig, als der König für sich und seine Nachkommen das Versprechen ablegt, daß die Steuerabgabe niemals erhöht werden soll. Es konnte daher nur auf die bleibenden Verhältnisse Rücksicht genommen werden, während in der Folge durch Umgestaltung derselben, durch Erweiterung des Staatshaushaltes die Vermehrung der Einnahmen durch Finanzoperationen zu bewirken übrig blieb.

Die zweite Quelle der landesherrlichen Einkünfte war die Einführung der Accise

für die nicht offenen Städte, welche vor der Steuer den Vorzug hat, daß der Ertrag derselben wenigstens mit dem zunehmenden Verhältniß des Aufwandes und der Volksmenge sich selbst erhöht, während die Steuern als gleichbleibend bestimmt, bei dem zunehmenden Werthe des Grundbesitzthums in den Ländereien mit dem Katastrum außer Verhältniß kommen mußte. Die Schlesier fanden die Accise um so weniger beschwerlich, weil sie schon unter der vorigen Regierung daran gewöhnt waren.

Drückender erschien den Einwohnern die Kantonverfassung. Früher stand in Schlesien eine Armee von höchstens 4,000 Mann, jetzt ein Heer von 40,000 Mann. Ungeachtet die Hälfte Ausländer waren, so mußte doch die andere Hälfte durch Söhne schlesischer Einwohner ersetzt werden. Das Drückende wurde dadurch gemildert, daß die Inländer in Friedenszeit jährlich nur drei Monate dienen, die übrige Zeit aber ihren bürgerlichen Geschäften nachhängen durften. Vom Militärdienst waren frei: alle diejenigen, deren Eltern 10,000 Thaler im Vermögen hatten, die einzigen Söhne der Bürger und Bauern, die Söhne der in gelehrten Bedienungen stehenden Personen, der königlichen Deconomie- Accise- Zoll- Ober-Beamten, der Kaufleute und Fabrikanten, und die sechs schlesischen Gebirgskreise, desgleichen auch die ganze Stadt Breslau. Weder der Bauer noch der Bürger lernte den Soldatenstand wohl schätzen, weil sie selbst von ihnen meist gering geschätzt wurden, ihn als eine Knechtschaft ansahen, wobei sie es höchstens bis zum Unterofficier oder Feldwebel bringen konnten. Die Oberofficierstellen waren aus-

schließlich für Adlige bestimmt, welche sich nun besonders dem Soldatenwesen widmeten und seltener als ihre Vorfahren sich mit gelehrter Literatur beschäftigten.

Eine bedeutende Veränderung erlitten die Verfassungen der Städte, von denen einzelne bisher, besonders in ihrer Blüthezeit, kleine Freistaaten gebildet hatten. Der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten wurde ganz aufgehoben; sie selbst, seit dem dreißigjährigen Kriege nur noch ein Schatten früherer Herrlichkeit, hatten längst ihre Selbstständigkeit und ihre mindere oder größere Unabhängigkeit von dem regierenden Landesherrn in dem Laufe der Zeit verloren — ihre Freiheiten überlebt. Der König stellte sie sämmtlich unter Kuratel der Rammern, behielt sich das ausschließliche Recht, die Magistratsstellen zu besetzen, vor, und verlangte jährliche Rechnungslegung über die Einnahmen und Ausgaben der Rammereien. So nothwendig auch diese Maaßregeln waren, und so wenig das Vorrecht einer freien Rathswahl seither in den Augen der Meisten gegolten, so auffallend und fühlbar berührte jetzt die plötzliche Vernichtung dieses Privilegiums die Gemüther der Bürger. Rein auf das kommerzielle und Privatleben beschränkt, ausgeschlossen von aller Deffentlichkeit und Selbstständigkeit, erlosch der letzte Funken patriotischer Anhänglichkeit des Bürgers an seine Vaterstadt, die er ehemals mit stolzem Selbstgefühl verehrte. — Breslau empfand diesen Verlust am fühlbarsten; diese Stadt welche einst Königen und Kaisern Trost bot, deren Oberhäupter Fürsten gleich zu achten waren, trat jetzt in Betreff ihrer Rechte in die Reihe der übrigen Städte.

Um ihr jedoch den herben Verlust erträglich zu machen, ernannte er sie gleich nach dem Friedensschlusse zur dritten Haupt- und Residenzstadt und suchte ihren Handel durch zwei jährlich zu haltende Messen zu beleben; dazu gehörte die Errichtung eines Handels-Gerichts, und die Befreiung der Einkäufer von aller Accise und Impost. Außerdem erließ der König dieser Stadt, welche sehr in Schulden steckte, sämmtliche in Rest stehende landesherrlichen Abgaben.

In Religions-Sachen zeigte Friedrich bald eine ungeheuchelte Toleranz; nach seinen Grundsätzen sollte keine Religion die herrschende im Lande sein. Der Indifferentismus aber, diese scheinbare Gleichgültigkeit gegen das innere und äußere Wesen der Kirche, welche Friedrich zur Schau trug, ohne derselben in seiner Seele vielleicht zu huldigen, war ein Vorbild über- raschender Nachbildung und verleitete zu Irrthümern, so daß die wahrhaft segensbringende Frucht echter Religionsfreiheit sich nur mühsam emporschwang.

Die katholische Religion war in dem Breslauer Frieden garantirt worden. Der zeitige Bischof, Cardinal Sinzendorf, wurde vom König mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuft; er erließ bald nach seiner Rückkehr aus Wien, wohin er sich während des Krieges begeben, an die gesammte Geistlichkeit einen Hirtenbrief, in welchem er sie zur Verträglichkeit mit andern Glaubensgenossen ermahnte, alle Werke und Worte, die zu Zwiespalt, Haß und Widerwillen Veranlassung geben könnten, insbesondere die Worte Kezer und Kezerei zu vermeiden. Der König ernannte ihn zum Generalvikar aller Römisch-Katholischen in den

gesamten Preussischen Staaten, und machte solches seinen katholischen Unterthanen bekannt, mit dem Verbot, sich in keiner geistlichen Angelegenheit ferner nach Rom sondern sich einzig und allein an seinen General-Bischof zu wenden. Diese beschränkte Verbindung mit Rom konnte dem päpstlichen Stuhle nicht gleichgültig sein. Dieser suchte deshalb den Cardinal dahin zu vermögen, daß er von der ihm übertragenen Würde keinen Gebrauch mache, und bestätigte ihn in der Folge mit dem Vorbehalt, daß das Exequatur nicht allemal vom Könige allein, sondern zugleich vom Papste abhängen solle.

Ueber die protestantische Geistlichkeit hatten eine Anzahl Inspektoren die Aufsicht, welche wiederum unter den mit den Oberamtsregierungen verbundenen Oberkonsistorien standen. Ungeachtet der großen Anzahl der schles. evangelischen Einwohner hatten dieselben doch nur, wie oben angeführt worden, in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau u. ihre Religionsübung; ferner die neun benannten Gnadenkirchen und die unter brandenburgischer Hoheit stehende Kirche in dem Dorfe Großburg. Bald nach Einrückung der Preußen ließ der König die Kirche zu Güntersdorf öffnen und von den evangelischen Feldpredigern Gottesdienst halten. Da es viele Dörfer gab, in denen der größte Theil der Einwohner protestantisch war, so entstanden bald eine Menge Bethäuser, die der König zu erbauen erlaubte. Aus Berlin kamen (1741) mehrere ordinirte evangelische Kandidaten als neue Prediger, welche unter dem Namen der zwölf Apostel bekannt find; sie erhielten ihre Anstellungen in

Grünberg, Beuthen, Sprottau, Schrepau, Brustke, Berbe, Schönau, Quarnitz bei Glogau, Primkenau, Polkwitz und Neustädtel. Auf königlichen Befehl mußten einige von ihnen nach Oberschlesien gehen. Durch den Feldprediger Abel und seine Assistenten, den Predigern zu Beuthen und Schönau, wurden im Fürst Dessauischen Hauptquartier zu Rauschwitz bei Glogau noch 19 andere ordinirt und nach Löwenberg, Schlawa, Neusalz, Aklau, Jakobskirch, Suhrau, Herzogswalde, Bunzlau, Gramschütz, Köben, Damm und Wiese, Kemnitz, Lähn, Liebenzig, Güntersdorf, Kunzendorf, Schönau, Friedeberg u. geschickt. In Kurzem zählte man sechzig Orte, die mit evangelischen Lehrern versehen waren.

Bei diesen neuen Einrichtungen ward gesorgt, daß den katholischen Pfarrern nichts entzogen wurde; denn diesen mußten ihre Accidenzien, Dezems und andere Einkünfte nach wie vorher gezahlt werden. Da vorauszusehen war, daß nach der Erkaltung des ersten Eifers den Evangelischen die Unterhaltung ihrer Geistlichkeit lästig werden mußte, besonders da, wo jene den Pfarrern beider Kirchen Parochial-Gebühren, Dezem u. zu entrichten hatten, so beschränkte der König aus weisen Absichten den Eifer der Protestanten, neue Kirchen zu bauen. Schlesien zählte damals 2000 katholische, 400 alte protestantische Kirchen, und 200 neue wurden erbaut.

Den Reformirten oder Calvinisten, denen früher ebenfalls die freie Uebung ihres Bekenntnisses untersagt worden, verlieh er alle Parochialrechte, wie sie eine Religionspartei nur haben kann.

Die von dem sächsischen Grafen Zin-

zendorf gestiftete Sekte der sogenannten mährischen Brüder oder Herrnhuter machte sich die Toleranz des Königs zu Nutze und erhielt deshalb unterm 25. Dezember 1742 die Erlaubniß, sich in Schlessien niederzulassen. Ihre ersten Kolonien waren die Dörfer Großkrausche und Peilau, denen sie die Namen Gnadenberg und Gnadenfrei gaben.

Von der alten schlesischen Sekte der Schwentkelder, welche unter österreichischer Regierung meist ausgewandert waren, hatten sich doch noch wenige Familien in Langenueudorf, Lauterseiffen, Harpersdorf und Armenruhe erhalten; der König gab ihnen freie Religionsübung und rief die Flüchtlinge zurück, von denen jedoch nur sehr wenige zurückkamen.

Auch die Juden erhielten eine neue verbesserte Verfassung. Im Jahr 1742 ward die Kammer beauftragt, ihre bürgerlichen Verhältnisse festzustellen und zu ordnen. Die neu entworfene Verfassung ward 1744 vom König bestätigt. Da der König ihnen nicht besonders geneigt war, so stand zu erwarten, daß diese Verfassung nicht wohl günstig für sie ausfiel.

Die übrige Zeit des kurzen Friedens benutzte der König mit Ausbesserung der Festungen Meisse, Schweidnitz und Glatz, und sammelte überhaupt neue Kräfte, da er den Sturm voraussah, der bald aufs neue losbrechen würde.

Unterm 29. Februar 1744 wurde noch eine dritte Oberamts-Regierung zu Oppeln errichtet, die später nach Brieg verlegt wurde.

Zweiter schlesischer Krieg.

Der im Jahre 1744 ausgebrochene zweite schlesische Krieg hatte zwar die Provinz Schlessien nicht zum Gegenstande, doch war dieselbe der Schauplatz und der Preis der Waffen. Oesterreich hatte sich nach dem Frieden mit Preußen erholt und den Krieg gegen seine übrigen Feinde mit entschienenem Glücke fortgeführt. Die Franzosen wurden mit vielem Verluste aus Böhmen vertrieben und mußten sich über den Rhein zurückziehen; Baiern ward von den Oesterreichern besetzt, daß Karl VII. in Gefahr gerieth, nebst seinem Kurfürstenthume auch die Kaiserkrone zu verlieren. Die Bedrängten boten der Königin von Ungarn den Frieden an, den sie aber entschieden verweigerte, und sich vielmehr im September 1743 zu Worms mit England, Sardinien und Holland zur Aufrechthaltung und Bertheidigung der pragmatischen Sanction verband. Friedrich für Schlessien besorgt, verband sich daher am 13. Mai 1744 zu Frankfurt durch ein neues Bündniß mit dem Kaiser Karl VII., Frankreich, Pfalz und Hessen zum allgemeinen Kriege wider Oesterreich.

Der König brach am 27. August 1744 mit 80,000 Mann in Böhmen ein und ließ gleichzeitig mit 18,000 Mann Tropaupau und Jägerndorf besetzen. Ein Manifest, welches die Gründe zu diesem Schritte enthielt und das bei dem Einmarsch in Böhmen bekannt gemacht wurde, erklärte: daß der König für sich nichts verlange, sondern die Waffen ergriffen habe, um dem deutschen Reiche seine Freiheit, dem Kaiser

seine Würde und Europa die Ruhe wiederzugeben. — Der Wiener Hof machte dagegen einen Artikel bekannt, der dem Frankfurter Vertrage angehängt gewesen sein sollte, dessen Inhalt war: der König von Preußen wolle dem Kaiser Böhmen erobern helfen, dagegen aber den Strich dieses Landes zwischen der Elbe und Schlessien, von Königgrätz bis zur sächsischen Grenze, für sich behalten und Schlessien einverleiben.

Der König erklärte diese zehn neuen Artikel für Erdichtung, belagerte Prag, welches sich nach sechstägiger Belagerung am 16. September ergab und machte die 12,000 Mann starke Besatzung zu Kriegsgefangenen.

Der Fortgang des Krieges konnte für Preußen nicht der günstigste sein, da der König, durch Frankreich und Baiern verhindert, seinen Kriegsplan ändern mußte und zuletzt den weit überlegenen Oesterreichern mit seiner Armee allein gegenüberzustehen kam. Der Nachtheil für die Preußen wurde noch merklicher dadurch, daß sie in jedem Böhmischem Unterthanen einen Feind erblickten; denn die Böhmen haßten das protestantische Heer und suchten ihm auf alle Weise zu schaden. Wohin die Preußen kamen, fanden sie die Gegenden menschenleer; die Einwohner hatten ihre Vorräthe wohl verborgen oder verborben und waren selbst in die Wälder geflüchtet. Gleichzeitig langte die Nachricht an, daß der Prinz Karl von Lothringen, welcher die Franzosen bis in den Elsaß verfolgt, mit einemmal den Rückzug angetreten, den aus Baiern kommenden General Berthiamy an sich gezogen und außerdem noch 20,000 Sachsen mitbrachte. Der König

sand es nicht für rathsam, sich der vereinigten österreichisch-sächsischen Armee bei ihrem Uebergange über die Elbe entgegenzusetzen, es vielmehr für seinen Plan erfolgreicher hielt, sich über die Mulda (am 8. October) gegen Prag zurückzuziehen.

Gegen Ende October trafen beide Heere bei Prag zusammen, daß eine Schlacht unvermeidlich schien; allein die königlichen Truppen waren durch die Ueberlegenheit der leichten österreichischen Reiterei, welche ihnen jede Zufuhr abschnitt, sehr geschwächt worden und es zog sich daher die Hauptarmee ohne Angriff aus Böhmen über Olaz nach Schlessien zurück. Einige detachirte Corps und der Kommandant von Prag erhielten gleichfalls Befehl, Böhmen zu räumen. Letzterer mußte sich mit Hinterlassung einiger Tausend Kranker und eines großen Theils des Gepäcks und schweren Geschüßes durchschlagen.

Eben so wenig vortheilhaft war der Fortgang der preussischen Waffen in Mähren unter dem General Marwitz, wo der Eifer der Nation für die Königin eine bedeutende Anzahl von Insurgenten, Haudaken, Jägern und Landmiliz zusammenführte, die den General hinderten, etwas gegen die Festungen zu unternehmen. Er mußte Droppau und Jägerndorf im Stich lassen, und ganz Oberschlessien, mit Ausnahme der Festungen Neisse, Kosel und Brieg, gerieth in die Hände der Oesterreicher; auch die Grafschaft Olaz wurde von letzteren besetzt.

Ermutigt durch die bisherigen glücklichen Unternehmungen, gab die Königin nun ihre Absichten deutlicher zu erkennen; sie erklärte in einem förmlichen Manifest,

daß sie durch des Königs Einfall in Böhmen nicht mehr an den Breslauer Frieden gebunden wäre, forderte die Schlesier zu ihren Pflichten gegen die alte Regierung auf und suchte sie ferner durch ein gutes Betragen ihrer Truppen zu gewinnen. Einige Oberschlesier, in ihrer Hoffnung noch besonders durch das zu Warschau den 8ten Januar 1745 mit den Seemächten und Sachsen geschlossene vierfache Bündniß bestärkt, bildeten auch in der That ein Insurgenten-Korps, wurden aber bald zerstreut. Friedrich ermahnte dagegen seine Unterthanen in Schlessien zur Treue und erklärte, daß der Einfall in Böhmen nur für den Kaiser unternommen sei und mit Schlessien nichts weiter gemein habe. Ferner wurde zur Vergeltung für die österreichischen Patente im Januar 1745, bei Gelegenheit des wiederholten Durchmarsches preussischer Truppen in Troppau, ein anderes Patent an die bisherigen österreichisch-schlesischen Unterthanen ausgegeben und darin ihnen die Wiedervereinigung mit dem übrigen Schlessien und Friedrich als ihr Landesherr angezeigt.

Während dieser ernsthaften Vorkehrungen (20. Januar 1745) starb Kaiser Karl VII., zu dessen Gunsten Frankreich und Preußen die Waffen ergriffen hatten. Sein Sohn Maximilian Joseph entsagte durch Unterzeichnung der pragmatischen Sanction den Ansprüchen auf die Kaiserwürde, während es Frankreich vergeblich zu verhindern suchte, daß dieselbe auf den Gemahl der Königin, den Großherzog von Toskana, übergehe. Bereits zum Mitregenten in den väterlichen Erbstaaten angenommen, wurde er am 13. September 1745 zu Frankfurt

zum Kaiser erwählt. Der König hatte seine Zustimmung verweigert — der Krieg dauerte fort. Der Prinz Leopold von Desfau trieb mit 30,000 Mann die österreichischen Truppen aus Oberschlessien nach Böhren zurück und besetzte die Grenze. Während dessen eröffnete auf der andern Seite der Prinz Karl von Lothringen im Mai den Feldzug und drang mit 80,000 Oesterreichern und Sachsen über Landeshut in Schlessien ein. Der König ging ihm mit dem größten Theile seiner Truppen entgegen, lockte ihn aus seiner sichern Stellung durch irreleitende Bewegungen und lieferte ihm eine Schlacht. Die Heere standen am 2. Juni einander gegenüber, die Preußen mit dem rechten Flügel gegen Schweidnitz und mit dem linken bei dem Dorfe Jauernick; die Oesterreicher mit dem rechten bei Friedeberg und mit dem linken, der aus Sachsen bestand, bei dem Dorfe Rohnstock. Mit einbrechender Nacht ließ der König die Armee rechts nach Striegau marschiren und in der Nacht die Anhöhen bei dieser Stadt mit Geschütz besetzen. Die Feinde wurden durch die fortbrennenden Wachtfeuer im preussischen Lager betrogen, merkten nichts von dieser Veränderung und erschraaken daher nicht wenig, als schon so früh von den Striegauer Anhöhen preussische Kanonen auf die sächsische Reiterei donnerten. Diese wurde bald in Unordnung und zum Weichen gebracht. Die Oesterreicher konnten, durch Moräste verhindert, den Sachsen nicht beistehen und folgten diesen bald nach, nachdem sie einige Angriffe standhaft ausgehalten hatten. Nach einem Gefecht von sechs Stunden lagen 4,000 Sachsen und Oesterreicher auf dem

Platz und 9,000 wurden gefangen. Die Preußen hatten gegen 2,000 Mann verloren; 76 Fahnen, 8 Standarten, 6 Paar Pauken und 63 Kanonen erbeutet.

Der Prinz Karl von Lothringen zog sich, dicht gefolgt von Friedrich, nach Böhmen zurück und verschanzte sich bei Königgrätz. Unter kleinen Scharmügeln verging die Zeit bis zum 30. September, wo die Oesterreicher einen Angriff auf die Preußen wagten, aber von König Friedrich völlig geschlagen wurden.

Noch gab die Königin ihre Hoffnung, Schlesien wieder zu erobern, nicht auf, wick den Friedensvorschlägen aus und rechnete auf den Beitritt der Kaiserin von Rußland und der Republik Polen zu dem Warschauer Bündniß, — der König sollte in seinen Erbstaaten angegriffen werden. Dieser ließ nun die Sachsen angreifen; der Fürst von Dessau schlug sie am 15. Dezember bei Kesselsdorf. Durch diese siegriche Schlacht wurde Friedrich Herr des ganzen Kurfürstenthums, nahm Dresden ein, schrieb Kontributionen aus und bot dem Kurfürsten von neuem den Frieden an.

Nach solchen günstigen Fortschritten der Preußen blieb der Königin Maria Theresia und ihren Bundesgenossen keine Wahl übrig — der Friede wurde am 25. Dezember 1745 zu Dresden unterzeichnet. Sachsen erhielt gegen Erlegung einer Million Thaler seine Staaten zurück, und die Königin von Ungarn verzichtete wiederholt auf Schlesien und die Grafschaft Glatz; Friedrich dagegen erkannte ihren Gemahl Franz I. als deutschen Kaiser an. England leistete dem Könige Gewähr für die Abtretung von Schlesien und er erhielt die Garantie der übrigen europäischen Mächte in dem zu Aachen 1748 geschlossenen allgemeinen Frieden.

In diesem Kriege hatte Oberschlesien am meisten gelitten, so wie die Kreise Hirschberg, Landshut und Striegau. Der König suchte die Verunglückten zu entschädigen und wendete nun seine Aufmerksamkeit auf die innern Verhältnisse des Landes, um vorhandene Mißbräuche abzustellen, die sich in der allgemeinen Landespolizei eingeschlichen hatten, und die Finanzen und den Kriegs-Etat zu heben und zu verbessern.

Mitten in der strengen Kriegszeit hatte Friedrich die herrlichsten Pläne zur Verbesserung der Staatsverfassung und allgemeinen Wohlfahrt des Landes entworfen, die er nun mit glänzenden Vortheilen zur Ausführung bringen konnte.

Die Rechtsverwaltung und überhaupt das ganze Verfahren in Civil- und Kriminal-Sachen war sehr mangelhaft und bedurfte einer gänzlichen Umwälzung. Die lauteften Klagen über den schleichenden

Gang des Prozeßwesens gelangten zu den Ohren des Königs, welcher nun die Ausarbeitung der Reform dem großen Rechtsgelehrten Großkanzler Freiherrn v. Cocceji, einem Manne von fleckenlosem rechtlichem Charakter, auftrug. Unter dem Titel Codex Fridericianus wurde das neue, von Cocceji vollendete Gesetzbuch durch ein Patent vom 15. October 1748 in Schlesien bei allen Ober- und Untergerichten eingeführt und für alle drei Jahre eine General-

Bisitation der Oberlandes-Gerichtshöfe beschloffen.

Das Verhältniß des Landmanns zum Edelman war noch ein drückendes und bedurfte bei dem Streben des Königs, auch diese Volksklasse zu heben, einer nothwendigen Verbesserung. Die Gutsherrn hatten bisher von demjenigen Unterthanen, welcher sich unter eine andere Herrschaft begeben wollte, ein Abzugsgeld (Lytrum) von 10 Thaler bis 6 Dukaten, und von denen, welche außer Landes gingen, 10 Procent von ihrer Habe (Lytrum reale) gefordert, häufig auch eines oder das andere erschwert oder gar verhindert. Ein königliches Edikt vom 10. December 1748 setzte nun für beide Fälle eine Abgabe von 10 Procent fest, duldete keine weiteren Hindernisse mehr, war aber auch in mancher Beziehung drückender als sonst. Am fühlbarsten war es für die betriebsamen Weber und Bleicher im Gebirge, welche ihres Geschäfts halber den Wohnort häufig zu wechseln genöthigt waren und die Familien durch einander sich verheiratheten, denn jeder Abziehende, Mann oder Mädchen, verlor den Zehnten der Habe.

Ferner besaß der Bauer ein sehr eingeschränktes Erb- und Eigenthumsrecht an seine Stelle. Den größten Theil der Woche mußte er dem Grundherrn mit seinem Viehe und seinen Händen fröhnen, und konnte daher auf seinen Acker selbst wenig verwenden. Wurde er außer Stand gesetzt, sei es durch Selbstverschuldung oder durch Unglücksfälle, so zogen die Grundherrn, ja selbst dann auch, wenn es diesen gerade gefiel, die Baueräcker zu ihren eigenen Gütern ein; die Bauern wurden alsdann Tagelöhner, oder Knechte, oder gingen mit

dem übrigen Vieh nach Polen. Die natürliche Folge eines solchen unsichern Besitzthums war demnach Verdrossenheit, Unfleiß und Sklavengesinnung. Die Sorge der frühern Regierungen war lediglich die Einziehung der Staatseinkünfte, die Vertheilung und Ausbringung wurde dem Lande überlassen. Wenn nur die Grundherrn die Steuern von den eingezogenen Bauernstellen entrichteten, so bekümmerte sich die Regierung nicht weiter mehr darum, ob und wie jene bewirthschaftet wurden. Bei der Eroberung von Schlessien fand der König viele tausend dergleichen Bauergüter ohne Wirthe in den Händen der Grundherrn.

Unterm 14. Juli 1749 erschien daher eine höchst wohlthätige Verordnung, welche das Verhältniß zwischen Bauern u. Grundherrn regulirte. Es heißt darin: „Unter allerlei Vorwand geschieht es nicht selten, daß, wenn Bauergüter gänzlich ausgestorben oder übermäßiger Schulden und anderer Ursachen wegen von den Wirthen verlassen werden, die Dominien sich nicht die geringste Mühe geben, andere Besitzer zu erhalten, sondern die dabei befindlichen Aecker, Wiesen und andere nutzbare Pertinenzien sogleich an sich ziehen, auch, damit sie so viel weniger über Anmeldung neuer Liebhaber zu solchen Gütern besorgt sein dürfen, die dazu gehörigen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, ohne das mindeste daran zu repariren, gänzlich eingehen und zusammen fallen lassen, oder solche zum höchsten mit Gärtnern und Hausleuten besetzen und solchenfalls den ersten etliche Scheffel Ausfaat abgeben, alles übrige aber beim Vorwerk und in einiger Kultur behalten, und wenn ja zum Schein ein vorzunehmender

Verkauf des ausgestorbenen, verlassenen oder verschuldeten Bauerguts tentirt wird, doch so wenig die Taxordnung als die Licitation gesetzlich geschieht, wohl aber dagegen den sich etwa meldenden Licitanten von den Dominiis zur Erreichung ihrer auf Einziehung solches Bauerguts zum Vorwerk gerichteten Absicht, dergleichen schwere Bedingungen vorgelegt werden, welche ihnen die gehabte Lust zum Ankauf gleich anfänglich benehmen, und davon wieder gänzlich zu abstrahiren sie bewegen. Diese von einigen Dominiis sich angemastete Befugniß können wir um so weniger zu verstaten gemeint sein, als solche nicht nur überhaupt zur Entvölkerung des Landes gehört, sondern auch außerdem zu vielen andern uns zum höchsten mißfälligen und der Steuerverfassung entgegen laufenden Mißbräuchen Gelegenheit gegeben, indem einige Dominia sich unterstanden, obwohl sie von den an sich gezogenen wüsten Gütern die Landescontribution übernommen und bei der Gemeinde abgetragen, dennoch die darauf haftenden übrigen Prästenda, besonders die Herrschaftlichen Dienste und Robothen, die Concurrnz zu denen Paß- und Marsch-Vorspannfuhren, Kriegslieferungen, zur Feuer-Societäts-Hülfe und zu den sogenannten Gemeinanlagen den übrigen Bauern widerrechtlich aufbürden, andere aber überdies gar so weit gegangen, daß, wenn sie von dergleichen sich zugeeigneten Wüstungen die ihnen nicht gelegenen Aecker an Gärtner und kleine Ackerleute auszuthun und zu verkaufen Gelegenheit gefunden, sie diese abgegebenen Ackerstücke, nach einem selbst beliebigen Divisor, mit einer so schweren Kontribution belastet, daß

dadurch die noch für sich übrig behaltenen Steuern zugleich völlig mit übertragen werden müssen, und dabei gleichwohl alle sonst dem wüsten Gute zugekommene Commoda dem neuen Acquirenten verschnitten werden.“ Auf königl. Befehl wurden die sogenannten wüsten Stellen hergestellt, mit den dazu gehörigen Grundstücken, Gebäuden, Vieh und Geräthschaften versehen, mit tüchtigen Wirthen besetzt und so wie alle übrigen Bauergüter erb- und eigenthümlich gemacht. Den Grundherren konnte eine solche Verordnung freilich nicht gefallen; denn viele mußten einen großen Theil ihrer Vorwerke herausgeben und wieder Bauergüter daraus machen. Die Sache wurde aber mit Nachdruck betrieben, und die Kamern überzeugten sich durch genaue Untersuchungen, ob die neuen Wirthe ihre Stellen mit allem Zubehör erblich und eigenthümlich besaßen und darüber förmliche Verordnungen in Händen hatten.

Eine ähnliche Verordnung schränkte jeden Bauer auf den Besitz nur eines einzigen Bauerhofes ein; diejenigen welche zwei oder mehrere besaßen, wurden gehalten, diese zu trennen und an andere Wirthe zu verkaufen, oder darauf ihre volljährigen Söhne zu setzen. Die Regierung ging dabei von dem Grundsatz aus, daß jede Nahrung dieser Art, die eine Familie ernähren kann, auch ihren besondern Wirth haben müsse. Eben so durften auch die Bürger in den Städten außer ihrer Stadtwirtschaft keine Bauerngüter besitzen. Rittergüter durften weder städtische Bürger noch Bauern weder kaufen, noch letztere solche Güter mit andern zusammen besitzen und bewirtschaften. Das Edikt hierüber

sagte: „Denn so wohl wir auch mit dem guten Fortkommen des Bauernstandes zufrieden und zur Beförderung desselben alles mögliche beizutragen gesonnen sind, so haben wir uns doch noch niemals dahin entschlossen, werden uns auch, ohne sehr erhebliche und bewegliche Ursachen, nicht so leicht jemals dazu disponiren lassen, daß Wir zum Nachtheil unsrer getreuen Ritterschaft die derselben einmal beigelegten und von uns allergnädigst zugestandenen Prärogativen allgemein werden lassen, und sogar dem der gedachten Ritterschaft weit nachgesetzten Bauernstande erlauben wollten, durch Ankaufung rittermäßiger Güter und adlicher Herrschaften sich gleichmäßiger Vorzüge theilhaftig zu machen.“

Durch andere Verordnungen wurde die übermäßige Gewalt der Gutsherrn über ihre Bauern, die oft härter als Leibeigene und Sklaven behandelt wurden, Grenzen gesetzt und den Lecktern die Berechtigung ertheilt, bei Erduldung übermäßiger Strenge und Züchtigungen, so wie harter Frohndienste, Beschwerde bei der Landes-Regierung zu führen.

Nach einem Edikt vom 10. December 1748 wurde die den Landständen in dem Steuerpatent vom 23. April 1743 ertheilte Begünstigung, Handwerker auf dem Lande anzusehen, theilweise zurückgenommen. Die mit dem Meilenrecht begünstigten Städte waren durch jenes Patent unbedingt verkürzt worden, da die städtischen Handwerker ihre Waaren wegen der Accise nicht so billig liefern konnten, als die mit nur einem äußerst geringen Nahrungsgelde belegten ländlichen Handwerker. Das neue Edikt setzte daher fest, „daß, wenn eine Stadt

das Meilenrecht habe, innerhalb der Meile nur Schmiede, Stellmacher, Rademacher, Garnweber, Damastzieher und Schneider und auch diese nur in dem Falle geduldet werden sollten, wenn dieselben schon vor 1742 ansäßig gewesen und die Stadt kein spezielles Privilegium oder Judikat gegen einen und den andern von diesen Handwerkern aufzuweisen habe.“ Auch die Leinweber und alle Gewerbe, welche zur Bereitung der Leinen-Waaren gehören, waren von dem Meilenrecht ausgeschlossen. Brantweinbrenner, Fleischer und Bäcker zahlten auf dem Lande ein noch Verhältniß der städtischen Accise bestimmtes Nahrungsgeld und einen vierteljährlichen Beitrag zur Mittelskaffe in den Städten.

Eine der größten Wohlthaten war die Einrichtung der städtischen Feuer-Societät. Die städtischen Häuser waren meist wie auf dem platten Lande von Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt und mit hölzernen Rauchfängen versehen, weshalb das Feuer ein gefährlicher und immer naher Feind sein mußte, daß sich zum öftern derjenige, wen ein solches Brandunglück traf, zeit lebens nicht mehr erholte. Unter dem 19. Februar 1743 erließ der König daher eine Deklaration wegen der Feuer-Societät, deren Zweck war: „die Wiederaufhellung unglücklicher Leute, worunter die meisten bei erlittenem Feuerschaden um all das Ihrige kommen, in den bejammernswürdigsten Zustand gerathen und nicht vermögend sind, die eingäscherten Gebäude wieder zu erbauen, durch dergleichen gemeinschaftlichen Beitrag aber zu Wiederaufbauung derselben bei Brod und Nahrung auch im Lande erhalten werden, da sonst auch öfters die

arbeitsamsten Bürger den Bettelstab wieder ergreifen und mit den Ibrigen dem Lande zur Last fallen müssen.“ Der König gab sein Wort und die Versicherung, daß keine Feuer-Societäts-Gelder eher, als nachdem in einer associirten Stadt ein Brandschaden wirklich geschehen und solcher in Taxe genommen worden sei, jemals gesammelt werden sollten. Auch sollte das zusammen zu bringende Quantum für die Abgebrannten niemals höher als der Brandschaden taxirt werden und die Abgebrannten ohne einigen Abzug wirklich bekommen hatten, ausgeschrieben und darüber Rechnung abgelegt werden. Da es sich aber ereignete, daß oft ganze Städte auf einmal niederbrannten und die Societäts-Gelder zu einem massiven Ausbau nicht hinreichend waren, so ließ der König dergleichen Städte auf seine Kosten aufbauen.

Die bisher bestandene Strafe der Landesverweisung für geringere Verbrecher und Landstreicher wurde aufgehoben und in eine in einem Arbeitshause zu verbüßende Gefängnißstrafe verwandelt, zu welchem Zwecke der König durch eine Verordnung vom 20. September 1746 zwei Zucht- und Arbeitshäuser, zu Brieg für Oberschlesien, und zu Tauer für Niederschlesien erbauen ließ. Das an letzterem Orte zu errichtende Gebäude war einst die Burg der Herzöge von Tauer und seit 1400 der Palast der Landeshauptleute. Eine Verpflegungs-Anstalt für Wahnsinnige wurde drei Jahre später mit ersterem verbunden und unter die Aufsicht eines bestellten Wärters und der Zuchthausärzte gestellt.

Aus politischen Gründen, besonders zur Beförderung der Industrie, wurden am

12. März 1754 für die Protestanten die Feiertage, die sie bisher mit den Katholiken hatten feiern müssen, aufgehoben und bis auf die Festtage Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die vierteljährigen Bußtage, den grünen Donnerstag und Charfreitag, Himmelfahrt Christi und den Neujahrstag beschränkt. Es betraf diese Verordnung nicht nur Schlesien, sondern die sogenannten preussischen Staaten; Schlesien schien sich aber am schwersten darein ergeben zu können, theils wegen des besonderen Andachtseifers seiner protestantischen Bewohner, theils wegen der Mehrzahl der Katholiken. Der Inspector Burg zu Breslau glaubte dieserhalb einen Beruf zu haben, dem Könige darüber Gegenvorstellungen thun zu müssen. Der philosophische Monarch belehrte den Theologen in einem ausführlichen Kabinettschreiben, dessen wesentlichster Inhalt lautet: „Ich bin völlig persuadirt, daß einige gute und wohlgefitzte Gemüther unter meinen evangelischen Unterthanen in Schlesien alle dergleichen vorhin celebrirte und nunmehr abrogirte Festtage, wohl angewendet haben, um den Gottesdienst an solchen wirklich zu celebriren, Ihr werdet aber auch selbst conveniren, daß der größte Theil der übrigen sich der vorigen übergroßen Menge solcher Feiertage nur allein als einer Gelegenheit bedient haben, ihrem natürlichen Müßiggange zu folgen, ihr Hauswesen und die nöthige Arbeit zur Unterhaltung der ihrigen zu regligiren, überdies aber, durch allerhand Ueppigkeiten und Laster, einen ganz niedrigen Gebrauch von der ehemaligen Stiftung dergleichen Feiertage zu machen. Bekanntermaßen werden alle Geseze in Absicht auf den größten

Theil gegeben, um denen dadurch bei der Menge eingerissenen und weiter einreißenden Mißbräuchen vorzubeugen. Die Besorgniß eines Skandales, so durch die Evangelischen denen von der Römisch-katholischen Religion gegeben werden würde, wenn erstere nicht die denen letztern übrig gelassene Apostel- und andere Festtage zugleich mit celebrirten, sondern vielmehr ihrer fleißigen Arbeit nachgingen, wird aber nicht viel releviren, nachdem einestheils denen der Römisch-katholischen Religion durch das, obgleich nicht ohne Mühe zuwege gebrachte Päpstliche Breve die Augen über den Schaden der zu vielen kleinen Fest- und Feiertage geöffnet worden sind; andern Theils aber auch, daß solches wider Verhoffen denen von letzterer Religion einiges Skandale geben möchte; so würde solches dann nicht anders als ein selbst genommenes Skandale anzusehen sein, dergleichen in keinen Gelegenheiten gänzlich zu irritiren steht. Anlangend einen Theil derjenigen Feiertage, so Ihr in Euerm Schreiben benennt, und deren Beibehaltung Ihr von einigem Nutzen zu sein vermeinet; da dient Euch zur Antwort, wie solche theils schon auf die nächstfolgenden Sonntage verlegt worden, die übrigen aber gar leicht auf gleiche Art noch mit celebrirt werden können. Die Mithätigkeit guter Herzen gegen die Armen wird durch Minderung der Feiertage gar nicht gehindert werden. Sachen, die täglich oder öfters geschehen, werden bald zur Last oder wenigstens indifferent, und wenige Gelegenheit zu milden Ausgaben, animiren vielmehr den andächtigen und freiwilligen Geber zu einem so milden Beitrag. Ueberdem wird es denen Evangel.

Kirchen und Bethäusern in Schlesien allemal frei bleiben, auch bei denen gewöhnlichen Wochen-Predigten vor die Armen und vor die Unterhaltung der Bethäuser öffentlich zu sammeln, so daß beide letzternannnte durch die gemachte Verfassung wegen der Feier- und Aposteltage, nichts verlieren können noch werden. Andere noch mehrere Umstände von dem wahren Nutzen der lehtthin gemachten Verordnung zu geschweigen, welche der Raum allhier anzuführen nicht zuläßt; Ich bin daher an Eurer Mir sehr wohl bekannten guten und soliden Denkungsart versichert, daß Ihr den wahren Nutzen und meine reine und gnädigst gemeinte Landesväterliche Intention bei mehrgedachter Verordnung, nicht nur selbst einsehen, sondern auch diejenigen schwachen Gemüther Meiner Evangel. Unterthanen in Schlesien, bei welchen sich etwa noch einiger Anstoß über solche Verordnung finden dürfte, aufzurichten und zu rectificiren, Euch besser bemühen werdet.“ Es blieb mithin nicht nur bei der getroffenen Anordnung der Aufhebung der Feiertage, sondern sie wurde später (den 28. Januar 1773) dahin noch erweitert und befohlen, daß der dritte Feiertag an den sogenannten hohen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, gänzlich abgeschafft und als ein Arbeitstag betrachtet werden sollte; daß die Feier des grünen Donnerstags gänzlich wegfalle, das Fest der Himmelfahrt Christi auf den nächstfolgenden Sonntag (Graudi verlegt*), und daß in derjenigen

*) Unterm 6. März 1789 wurde von Friedrich Wilhelm II., als er auf einer Reise in Schlesien nach Dyhernfurth zu dem damaligen Minister Hohn kam und die Stadt Wohlau

Woche, in welcher Weihnachten, Ostern und Pfingsten einfällt, keine Wochenpredigt gehalten werde; daß ferner die zeitherigen vierteljährigen Bußtage gänzlich wegfallen und nur Mittwoch nach Jubilate ein Tag der allgemeinen Demüthigung vor Gott gefeiert und an dem nächsten nach Michaelis folgenden Sonntag allemal ein Dankfest für glücklich vollbrachte Ernte gehalten werden sollte.

Ein Hauptartikel des schlesischen Handels war Garn und Leinwand, da sich in Schlessien der größte Theil der Einwohner auf dem Lande mit Flachsspinnen beschäftigte; der König selbst empfahl die Flach- und Wollspinnerei als einen nicht unanständigen Nebenverdienst den Soldaten in den Garnisonen; daß es nichts ungewöhnliches war, junge Herkulesse mit Schnurr-

bärten bei der Spindel anzutreffen. Dieser Garn- und Leinwand-Handel erreichte in dem Zeitraum von 1740 bis 1756 eine so hohe Stufe, wie er seitdem nie wieder gestiegen ist.

Da allgemeine Aus- und Einfuhr-Verbote noch nicht gegeben waren und der König sich mit mannigfachen Aenderungen der Accise begnügte, so blühte der Handel im Allgemeinen, und namentlich in der Stadt Breslau, deren Kaufleute die Leipziger Messen besuchten und ihre Handelsverbindungen mit fremden Manufakturstädten und Fabrikanten, überhaupt mit den meisten europäischen Handelsplätzen unterhielten. Die Vortheile dieses Handels gingen bis auf die Krämer, Kleinhändler, Handwerker und gemeinen Bürger über.

Ueberall war der König selbst zugegen, sah, hörte und überzeugte sich persönlich und drang bis in das Kleinste ein. Es zeigte sich in ihm das vollendete Bild des Strebens der neuern Zeit, das Regieren und gleichmäßige Leiten der Selbstthätigkeit der Einzelnen nach allgemeinen Vorschriften.

Als schlesischer Minister folgte dem Grafen von Münchow der Herr von Masfow, und kurze Zeit darauf der Präsident der Magdeburgischen Kriegs- und Domainen-Kammer, Graf von Schlabrendorf.

Der Graf Philipp Gotthard von Schafgotsch, durch seine Talente als Hofmann dem Könige vortheilhaft bekannt, ward 1744 Koadjutor des Kardinal-Bischofs Sinzendorf und nach dessen im Jahre 1747 erfolgten Tode zum Nachfolger ernannt. Das Domkapitel protestirte gegen diese verfassungswidrige Ernennung und der

berührte (wie erzählt wird), auf Fürsprache und Verwendung des Consistorial-Raths Scholz zu Wohlau, das Fest der Himmelfahrt Christi in die Reihe der übrigen Festtage wieder aufgenommen. Die Kabinettsordre lautet: „Nachdem Wir erwogen, was gefällt unter denen ehemaligen verschiedenen Festtagen, deren Abschaffung in unsern Landen bereits unter voriger Regierung zum wahren Besten des Nahrungsstandes und der untern Volksklasse verordnet worden, gleichwohl die Himmelfahrtsfeier unsers Herrn Jesu Christi für dessen Anhänger und Befenner von vorzüglicher Wichtigkeit bleibe und daher deren Wiederherstellung nicht zu unterlassen sei: Als haben Wir demzufolge laut Kabinettsordre vom 4. huj. allerhöchst resolviret, daß von nun an dieses Fest in Unsern gesammten Staaten und Provinzen an dem Tage, wo solches der Zeit nach einfällt, hinwiederum, wie ehemals, und gleich andern hohen Festtagen besonders gefeiert und damit in diesem Jahre der Anfang gemacht werden solle.“

Koadjutor selbst hat um Rücknahme des königlichen Befehls. Friedrich bestand auf seinem Willen, den der Graf v. Münchow dem Bischof bekannt machte, wobei er dem Domkapitel die Schlüssel der bischöflichen Residenz abforderte und jenen im Namen des Königs als Bischof einsetzte. Friedrich wußte ihm auch die päpstliche Bestätigung zu verschaffen.

Die Geschichte der mittelbaren Fürsten verliert in diesem Zeitraume alles Interesse und wird zur bloßen Nebensache. Die Fürsten von Lichtenstein und Auerberg hielten sich am Wiener Hofe auf und ließen ihre schlesischen Besitzungen durch Beamte verwalten. Der Fürst Ferdinand Lobkowitz, ein Sonderling, welcher ebenfalls zu Wien seinen Wohnsitz aufschlug und im Jahre 1749 die Belehnung über Sagen zu Berlin empfing, kam nur von Zeit zu Zeit in sein Fürstenthum, um in den Wäldern desselben bei Mondschein zu jagen, sich am Tage von jeder menschlichen Gesellschaft fern zu halten, überhaupt nur des Nachts zu leben und weder den königlichen Kollegien noch seinen Unterthanen auf Dekrete, Berichte und Abschriften irgend eine Antwort zu ertheilen. — Der Würtembergische Herzog Karl Christian Erdmann von Dels besaß nach des Vaters Tode anfänglich nur einen Theil des Fürstenthums. Aber sein Onkel Karl Friedrich, der zu Dels residierte, trat ihm 1744 diesen Theil ab und zog nach Meßjibor; nach dem Tode des Großonkels Karl 1745 fiel ihm auch der Bernstädtische Antheil zu und vereinigte solchergestalt nach und nach das ganze Fürstenthum. — Die freie Standesherrschaft Wartenberg war gegen das Ende der kai-

serlichen Regierung im Besitze des Johann Ernst Biron, welchen die Kaiserin Anna von Rußland in den Grafenstand erhob und zum Oberkammerherrn und Minister ernannte. Nach dem Tode des Herzogs von Kurland aus dem Kettlerschen Stamme brachte es diese Fürstin dahin, daß ihn die Landstände (1737) zum Herzog von Kurland erwählten. Die Beschleunigung der Wahl hatte sie durch ein russisches Truppenkorps, welches sie nach Mietau marschiren ließ, befördert. Biron erhielt nun das Herzogthum als sein Lehn der Republik Polen. Die Kaiserin setzte ihn hierauf bei ihrem Tode zum Regenten während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers Iwan ein, allein die Großfürstin Anna, Nichte der verstorbenen Kaiserin und Mutter des jungen Iwan, nahm ihm die Regentschaft und verbannte ihn nach Sibirien. Das Hauptwerkzeug dieser Revolution war der Feldmarschall Münnich gewesen, der auch zur Belohnung die Herrschaft Wartenberg erhielt. Auch sein Glück war von kurzer Dauer; denn als sich die Prinzessin Elisabeth durch eine neue Revolution auf den russischen Thron schwang, mußte Münnich seinem Feinde Biron nach Sibirien folgen. Nun ließ der König Friedrich die Standesherrschaft Wartenberg, die gänzlich ohne Herrn war, unter Sequestration setzen.

Am 21. Juni 1749 erlitt die Stadt Breslau großes Unglück durch ein Gewitter, welches gegen 1 Uhr in der Nacht aufzog und um 2³/₄ Uhr sich durch einen in den zwischen dem Schweidnitzer und Nikolai-Thore gelegenen, mit der Stadtmauer zusammenhängenden Pulverthurm entlud, wo 557 Centner Pulver lagen und sich ent-

zündeten. Dieser 60 Fuß hohe Thurm bestand aus einer 6 Fuß dicken Mauer mit 3 starken Gewölben übereinander, wurde, wie vom Grund aus, aus seinem Standorte herausgehoben und in der Luft unter entsetzlichem Krachen zersprengt. Die nächsten Augenblicke boten ein gräßliches Schauspiel; die hohen Kirchen und Thürme der Stadt waren in ihren Grundfesten erschüttert, ein großes Stück der Stadtmauer und der Brustwehr in den Stadtgraben gestürzt, die benachbarten Straßen von dem zersprengten Gestein bedeckt, 52 Häuser ganz ruiniert, 108 sehr beschädigt und über 800 hatten an Dächern, Fenstern, Ofen und Thüren gelitten. Hundert Menschen waren getödtet, über 600 verwundet worden; die Antoniengasse war fast ganz zerstört. Auf dem Schweidnitzer Unger fand man die zerschmetterten Ueberreste des Soldaten, der am Thurme die Wache gehabt. Der Unglückliche hatte die Wache für seinen Freund übernommen, welcher von einer besondern Ahnung getrieben, ihn gebeten hatte, den Dienst in dieser Nacht für ihn zu vertreten. (Da wo sich der Pulverthurm befand, steht heut das Gebäude der Provinzial-Steuer-Direction auf der Wallstraße, mit einer Denktafel, welche jene traurige Begebenheit mit kurzen Worten erwähnt.)

Der dritte schlesische oder sieben-jährige Krieg.

Der große König Friedrich hatte durch seine Siege, Eroberungen und durch die Verstärkung seiner Armee in der ganzen Welt zu viel Aufsehen erregt, um unbeneidet und nicht ein Gegenstand des Ver-

dachtes für seine nächsten Nachbarn, Oesterreich und Sachsen zu bleiben. Man hegte die Vermuthung, daß er bei seiner Ueberlegenheit in den Waffen und in der Politik die Neigung zur Vergrößerung seiner Staaten nicht aufgeben werde, und dachte nun ernstlich daran, durch mächtige Bündnisse die Größe des preussischen Hauses in ihrem Emporspringen zu hemmen und wohl gar so viel als möglich zu verringern.

Maria Theresia, des Königs größte Feindin, von ihren Unterthanen allgemein geliebt und verehrt, hatte während dessen durch ihre männlich große Umsicht und Gewandtheit die Erbländer auf eine noch nie gesehene Höhe des Wohlstandes gebracht, die Staatseinkünfte vermehrt und die Landesverfassung geregelter hergestellt, daß sie nun mit Gewißheit darauf rechnen zu können glaubte, Schlesien, das durch zwei Friedensschlüsse, der äußern Form nach, den Preußen auf immer abgetreten war, wieder zu gewinnen.

Dem Könige August von Polen und Kurfürsten von Sachsen hatte Oesterreich bald nach dem Dresdener Frieden, für den Fall eines neuen Friedensbruches von preussischer Seite, ein Bündniß zur Erneuerung des Theilungs-Traktates über die brandenburgischen Länder angetragen. Dieser Traktat war den 18. Mai 1745 geschlossen und in demselben festgesetzt worden: wenn Schlesien, die Grafschaft Glatz, das Herzogthum Magdeburg, der Saalkreis, das Fürstenthum Krossen mit dem dazu gehörigen Züllichauer Kreise und dem preussischen Antheile in der Niederlausitz (als böhmische Lehnstücke) würden erobert werden, dann sollte Schlesien, außer

Schwiebus, wieder an Oesterreich fallen, das Uebrige aber Sachsen erhalten.

Dem Bündnisse zwischen Oesterreich und Sachsen trat endlich auch die russische Kaiserin Elisabeth bei, theils aus Staatsgründen, theils wegen eines unvorsichtigen Scherzes des Königs über ihre persönlichen Eigenschaften und Neigungen *). Um noch mächtigere Bundesgenossen zu werben, mußte der österreichische Premierminister Graf Kaunitz den Jahrhunderte hindurch zwischen den Bourbonen und Habsburgern genährten Haß zu besiegen. Die Mühe wurde ihm dadurch erleichtert, daß in Nordamerika am Ohio schon 1754 wegen des streitigen Besitzes einer geringen Landstrecke der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war, und letzteres, weil es sich in Hannover von Frankreich bedroht sah, am 16. Januar 1756 einen Vertrag auf wechselseitig zu gewährende Hilfe geschlossen hatte; am 9. Mai 1756 wurde daher zu Versailles ein Bund zwischen Frankreich und Oesterreich gestiftet.

Die Lage des Königs von Preußen war unter solchen Verhältnissen nicht die beste; er hatte Oesterreich, Rußland, Frankreich und sogar auch Schweden zu befürchten. Elisabeth erklärte sich bereit, Flotte und Heer zu stellen und ließ in der That

50,000 Mann an der Grenze zusammenziehen. Oesterreich machte in Böhmen große Kriegsrüstungen. Wegen letzterer mußte der preussische Gesandte zu Wien eine förmliche Erklärung fordern, daß die Kaiserin Königin weder im Jahre 1756 noch 1757 die Absicht habe, den König anzugreifen. Man antwortete: daß kein Bündniß zwischen Wien und Petersburg zum Angriffe des Königs bestände, und daß der preussische Hof zu den Kriegsrüstungen selbst den Anfang gemacht habe. Diese Erklärung war unbestimmt und es blieb dem König nichts weiter übrig, als den Krieg für beschlossen anzusehen, dessen Ausbruch überdies unvermeidlich war. Als angreifender Theil hatte er den Vortheil, daß er den Krieg von seinem Lande fern hielt und den Hauptgegner nöthigte, auf seine Rettung zu denken. In der Ueberraschung lag der Vortheil, der den Erfolg entschied — das blutige Schauspiel des siebenjährigen Krieges begann mit dem unvermutheten Einmarsch der Preußen in Sachsen, welches nur 18,000 Mann auf den Weinen hatte. Wie wenig diese folgenden großen Begebenheiten der blutigen sieben Jahre vermieden werden konnten, erhellet noch deutlicher aus der eigenen Rechtfertigung des Königs, in welcher er mit eigenen Worten sagt:

Der König hatte einen Kanal, durch welchen er von den Absichten seiner Feinde, die ihrem Ausbruche nahe waren, zuverlässige Nachricht erhielt: ein Schreiber bei der geheimen Kanzlei in Dresden händigte dem preussischen Minister alle Wochen die Depeschen ein, welche sein Hof aus Wien und aus Petersburg erhielt, so wie die

*) Die Kaiserin Elisabeth zeigte einen unmäßigen Hang zur gemeinen Wollust, den der König verspottete. Friedrich hatte einen Kammerhusaren von sehr schöner Gestalt. Einst trat derselbe ins Zimmer, als sich der König eben mit einem Franzosen unterhielt. „Das ist der schönste Mann in meinen Staaten, sagte er, ich werde ihn nächstens als Gesandten nach Rußland schicken.“

Abschrift aller Verträge, welche er im Archive gefunden hatte. Aus diesen Schriften ergab sich, daß der russische Hof sich entschuldigte, wie er dies Jahr den Krieg nicht beginnen könne, weil seine Flotte nicht im Stande sei, in See zu gehen; dafür aber versprach er auf das folgende Jahr eine desto größere Thätigkeit. — Bald darauf zog der Wiener Hof in Böhmen mehr Truppen als gewöhnlich zusammen. Zwei Kriegsheere wurden daraus gebildet. Das eine hatte sein Lager bei Königgrätz, und die Hauptarmee nahm ihre Stellung bei Prag. Das war noch nicht Alles. Der Hof legte in Böhmen Kriegsmagazine an und machte solche Zurüstungen, welche gewöhnlich nur stattfinden, wenn eine Macht die Absicht hat, die andere anzugreifen. Die Brieffschaften, welche der König aus Dresden erhielt, waren voll von den Entwürfen des Wiener Hofes, die Staaten des Königs anzugreifen; und sie berichteten, daß die Kaiserin Königin, aus Mangel eines bessern Vorwandes, sich an den halten wolle, welchen die Streitigkeit des Königs mit dem Herzoge von Mecklenburg an die Hand gab. Dieser Streit war eine wahre Kleinigkeit, auch war die Sache schon beigelegt und niedergeschlagen.

Die Nachricht, welche der König von dieser Absicht erhielt, nebst den Bewegungen von drei Armeen auf seinen Grenzen, welche von einem Tage zum andern einen öffentlichen Bruch drohten, gab Anlaß, daß der König eine Erklärung über die Ursache dieser großen Zurüstung vom Wiener Hofe verlangte. Man ersuchte diesen Hof um eine genau bestimmte Antwort, um zu wissen, ob er gesonnen sei, mit dem Könige

den Frieden zu halten oder zu brechen. Die Antwort des Staatsministers Grafen Kaunitz war aber in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt; hingegen erklärte er sich deutlich gegen den Grafen Flemming, Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, welcher seinem Hofe von dieser Unterredung Bericht abstattete. Die Abschrift dieses Berichts ward augenblicklich von Dresden nach Berlin geschickt. Der Graf Flemming sagt darin: Graf Kaunitz hat den Vorsatz, den König durch seine Antworten in Unruhe zu setzen und ihn dahin zu bringen, daß er die ersten Feindseligkeiten begehe. Auch war der Stil dieser Antworten so anmaßend und trotzig, daß man daraus deutlich genug ersah, wie die Kaiserin Königin den Krieg wolle, aber zugleich den Wunsch hegte, daß der König sich als angreifender Theil zeige. Indeß war es auch wahrscheinlich, daß noch dieses Jahr verfließen würde, ohne daß Preußens Feinde den letzten Schritt thaten, weil der Petersburger Hof den Krieg bis zum künftigen Jahre verschieben wollte, und weil sich vermuthen ließ, daß die Kaiserin Königin warten würde, bis alle ihre Bundesgenossen in Bereitschaft wären, um sodann den König mit vereinter Macht anzugreifen.

Die Betrachtungen veranlaßten die Untersuchung der Aufgabe, ob es vorthafter sei, den Feinden zuvorzukommen, indem man sie sogleich angriffe? oder ob es besser sei, zu warten, bis sie ihre großen Zurüstungen geendigt hätten, so daß es dann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu machen für gut finden würden? Auf welche Seite man sich schlug,

so blieb unter diesen Umständen der Krieg immer gleich sicher und unvermeidlich. Man mußte also berechnen: wobei mehr Vortheil sei, den Krieg auf einige Monate hinauszuschieben, oder ihn unverzüglich anzufangen. Die sächsische Armee war freilich nur schwach; man wußte, daß sie sich ungefähr nur auf 18,000 Mann belief; allein man wußte auch, daß sie während des Winters vermehrt und auf die Zahl von 40,000 Streichern gebracht werden sollte. Verschoob also der König den Krieg, so gestattete er diesem übelgesinnten Nachbar Zeit, sich furchtbarer zu machen. Des Umstandes nicht zu gedenken: daß, da die Russen dies Jahr nicht auftreten konnten, und da die Sachsen mit ihren Anstalten noch nicht völlig fertig waren, daß diese Umstände günstig schienen, um, wenn man den Feinden gleich beim ersten Feldzuge zuvorkäme, Vortheile über sie zu gewinnen, welche man verlieren würde, wenn man durch eine hier unrecht angebrachte Bedenklichkeit und Schonung die Operation bis aufs folgende Jahr verschöbe. Ueberdies erleichterte man den Feinden durch diese Unthätigkeit das Mittel, mit vereinigten Kräften auf die Staaten des Königs zu fallen, die gleich bei Eröffnung des Feldzuges zum Schauplatz der Schlachten würden gedient haben, da hingegen, wenn man den Krieg in das Gebiet der Nachbarn brachte, deren böse Absichten so offenbar waren, in ihrem Lande jener Schauplatz eröffnet ward und die Provinzen Preussens verschont blieben.

Was den so fürchterlichen Namen: Anfänger des Streites, betrifft, so war das ein leeres Schreckbild, welches nur

furchtsame Seelen täuschen konnte, und worauf man in einer so wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankam, gar keine Rücksicht nehmen durfte. Denn der wahre Anfänger ist ohne Zweifel derjenige, der uns zwingt, die Waffen zu ergreifen und ihm dadurch zuvorzukommen, daß wir einen minder beschwerlichen Krieg unternehmen, um einen gefährlicheren zu vermeiden, weil man aus zwei Uebeln das kleinste wählen muß. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den Angreifenden ausschrien oder nicht, lief auf das Nämliche hinaus und änderte in der Hauptsache nichts, da die Verschwörung der europäischen Mächte wider den König schon völlig geschlossen war. Die Kaiserin Königin, die Kaiserin von Rußland und der König von Polen hatten ihre Abrede getroffen und standen im Begriff, die Thätlichkeiten anzufangen: so daß deshalb der König weder einen Freund weniger noch einen Feind mehr bekommen haben würde. Endlich betraf die Sache die Wohlfahrt des Staates und die Erhaltung des Hauses Brandenburg; wäre es nun nicht bei einer so wichtigen, so bedenklichen Angelegenheit ein unverzeihlicher Fehler in der Staatsklugheit gewesen, sich jetzt bei unnützen Förmlichkeiten aufzuhalten, die man im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht bei Seite setzen darf, denen man sich aber in außerordentlichen Fällen, wie der gegenwärtige war, nicht unterwerfen muß, wo Unentschlossenheit und Langsamkeit alles würden verdorben haben, und wo man sich nur retten konnte, wenn man einen tapfern und schnellen Entschluß faßte und ihn mit Thätigkeit ausführte. Diese verschiedenen

angeführten Gründe bestimmten den König, seinen Feinden zuvorzukommen. Er ließ dem Wiener Hofe anzeigen, daß er dessen Antwort als eine Kriegserklärung ansehe und Anstalten mache, den Krieg gegen ihn zu führen, und rückte sogleich in Sachsen ein.

Solchergehalt rechtfertigte sich der König.

Der denkwürdige Tag, an welchem Friedrich durch einen raschen unvermutheten Einfall in Sachsen das blutige Schauspiel des siebenjährigen Krieges eröffnete, war der 29. August 1756. Alle Welt staunte über diese Handlung des Königs; er ging graden Weges auf Dresden los, nahm am 10. September diese unbesetzte Stadt und marschirte von da nach Pirna, wo sich König August an der Elbe zwischen den beiden Festungen Königstein und Sonnenstein mit seiner Armee festgesetzt hatte. In den Urkunden des sächsischen Hofes fand der König die Beweise jenes Mißtrauens, das diesen kriegerischen Schritt hervorgerufen hatte; einen Auszug der Urkunden machte er öffentlich bekannt.

Durch die Gewinnung von Sachsen gewann der König bedeutende Vortheile; Maria Theresia gab nun ihrem Feldherrn Brown Befehl, alles aufzubieten, um den Sachsen Lust zu machen. Dieses zu hindern, eilte der König den anrückenden Oesterreichern entgegen und schlug sie am 1. October bei Lowositz. Der tapfere Widerstand, den die Preußen fanden, entlockte ihnen das Geständniß: „Dies sind nicht mehr die alten Oesterreicher.“ Dagegen bekannten diese: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden.“ Eine Folge dieses Sieges war die Gefangennehmung der

14,000 Mann starken sächsischen Armee (am 15. October), welche mit Ausnahme der Officiere preussische Dienste nehmen mußte. Ohne Land und Leute zog der König August in sein Königreich Polen, während Friedrich in Sachsen die Armee überwintern ließ und das Land nach dem Kriegerechte behandelte.

Gegen Ende April 1757 brach der König aus Sachsen in Böhmen ein, während die schlesische Armee unter dem Feldmarschall Schwerin über Trautenau und Bunzlau gleichzeitig nachfolgte. Sämmtliche Truppen vereinigten sich den 5. Mai bei Prag, wo die österreichische Armee fast unter den Kanonen der Festung zusammengezogen war. Hier wurde den 6. Mai die mörderische Schlacht geschlagen, deren Sieg die Preußen mit mehr als 16,000 Todten und Verwundeten erkauften (unter erstern befand sich der Feldmarschall Schwerin. Die Oesterreicher, welche den General Brown verloren, waren auf dem rechten Flügel völlig zersprengt, der linke Flügel derselben aber in die Stadt geworfen worden.

Die Stadt Prag wurde hart belagert.

Die errungenen Vortheile wurden dem Könige durch den von Wien geschickten Feldmarschall Daun entrisen, welcher mit neuen Truppen auftrat und die geschlagenen Reste der österreichischen Armee sammelte, um Prag zu entsetzen. Daun war der erste österreichische Feldherr, welcher es verstand, der Ueberlegenheit des Königs im Felde und im Treffen eine gemessene Verhaltungsart entgegen zu setzen; er beobachtete und errieth die Bewegungen und Absichten des Königs, suchte ihnen durch fluge Wendungen auszuweichen oder zuvorzu-

kommen und vermied das Gefecht im freien Felde oder nahm es nur unter den günstigsten Umständen an. Auf den Bergen vor Kollin setzte er sich fest in furchtbar verschanzter Stellung und griff seinen Gegner an. Die Preußen mußten gegen die steilsten Anhöhen gleichsam Sturm laufen. Schon wurde Dauns rechter Flügel geschlagen, aber das Blatt wandte sich schnell und furchterlich. Die Linie der Preußen wurde durch den übereilten Angriff eines Generals unterbrochen, was die Oesterreicher noch zu rechter Zeit merkten, daß sie mit wildem Feuer sofort vordrangen und hier die Möglichkeit lernten, auch die Preußen zu überwinden. Der König mußte mit einem Verlust von ungefähr 16,000 Mann das Schlachtfeld räumen. Diese Schlacht gab der Gestaltung des Krieges eine ganz andere Wendung, dessen Ende mit Gewißheit zu erwarten gewesen wäre, hätten die Preußen gesiegt; nun aber ward der Muth aller seiner Feinde belebt und sie drangen mit vereinten Kräften ein.

Die nächste Folge dieser Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag. Der König zog sich mit der Armee nach seinen innern Provinzen zurück, um diese gegen das Reichsheer und die Franzosen zu decken. Den Vortheil der aus Engländern, Hessen und Braunschweigern bestehenden Observations-Armee vernichtete die Schlacht bei Hastenbeck und die den 8. September geschlossene Konvention bei dem Kloster Eeven.

Der mörderische Krieg, den der König allein gegen zwei Kaiser, das gesammte deutsche Reich und Frankreich führen mußte, wählte nun Schlesien zum blutigen Schauplatz.

Die Russen besetzten unter Apraxin nach dem Siege bei Groß-Jägerndorf (den 30. August) ganz Ostpreußen. Der Prinz von Bevern wurde bei Görlitz geschlagen und im September zum Rückzuge nach Schlesien gezwungen, welches zu decken er viel zu schwach war. Die Oesterreicher drangen nun unaufhörlich vor und kamen bis Breslau. Schweidnitz belagerte der General Nadasti 16 Tage lang; nach einem auf fünf Forts zugleich gerichteten Generalsturme wurde kapitulirt und die preussische, 5,000 Mann starke Besatzung kriegsgefangen gemacht. So kurz auch die Belagerung war, so sehr hatte dennoch die Stadt dabei gelitten. Von den meisten Häusern waren die Dächer abgebrannt und 164 lagen in der Asche. Das Pflaster auf den Straßen war abgerissen und die Stadt sah einem Schutthaufen ähnlich. Schon hielt man die ganze Nacht des Königs gebrochen; denn am 16. October hatte der ungarische General Hadik sogar Berlin eingenommen und gebrandschatzt. Doch das Kriegsglück schien in der Ferne dem König von neuem zu leuchten, denn bei Rosbach schlug er am 5. November die vereinigte französische und Reichsarmee und konnte sich nun nach dem bedrängten Schlesien wenden. Die Nachricht von diesem glänzenden Siege des Königs und seinem schnellen Anmarsch beschleunigte den Entschluß der Oesterreicher, den Herzog von Bevern, welcher mit 25,000 Mann an dem sumpfigen kleinen Bohefluß bei Breslau ein verschanztes Lager bezogen hatte, anzugreifen. Achtzigtausend Oesterreicher standen vor Breslau; am 22. November früh gingen sie über die Bohe, nachdem sie die preussischen

Batterien dießseits des Flusses zum Schweigen gebracht hatten. Gegen Mittag wurde das Gefecht hartnäckig und blutig. Fast jeder Fortschritt kostete tausend Feinden das Leben. Allein die Ueberlegenheit der Anzahl setzte sie in den Stand, die Gebliebenen durch frische Truppen zu ersetzen. Die Preußen konnten nur ein Treffen machen und kaum die Lücken ausfüllen. Die Redouten bei Gräbichen und Klein-Mochbern, so wie die Verschanzungen bei Schmiedefeld und Hörschen waren erstürmt und bei Pilsnitz kam es zum blutigsten Kampfe, wo ein dreimaliger Angriff des Feindes mit unerschütterlichem Widerstande abgeschlagen wurde. Endlich verließen es Abends 6 Uhr die ermatteten Preußen, welche gleichzeitig auch aus Kretern vertrieben wurden, wobei sie auf ihrem Rückzuge Kleinburg in Brand steckten. Noch war mit einbrechender Nacht das Schicksal des Tages nicht völlig entschieden; denn die Oesterreicher befanden sich bei allen ihren Fortschritten in großer Unordnung, welcher in der Nacht nicht abgeholfen werden konnte. Ganz anders stand es um die Preußen: in Ordnung hatten sie den Rückzug begonnen und wünschten nichts sehnlicher, als den Kampf zu erneuern. Man rieth dem Herzog von Bayern, einen Ueberfall zu wagen; er konnte sich aber aus ängstlicher Besorgniß nicht dazu entschließen, ging vielmehr durch Breslau und überließ dem Feinde zu dessen eigener Verwunderung das Schlachtfeld. Befremdend war allerdings diese Handlungsweise, denn der Verlust der Oesterreicher an Todten und Verwundeten betrug 18,000, der Preußen nur 6,200. Am Morgen wurde der

Herzog von Bayern beim Recognosciren von den Oesterreichern gefangen genommen.

Die nächste Folge dieses Gefechts war die Uebergabe der Stadt Breslau, welche, von nur 3,000 Mann besetzt, bei ihren ausgedehnten Festungswerken sich zu halten nicht im Stande war. Auch erleichterte die Gesinnung eines großen Theils der Einwohner und der Besatzung, welche dem Feinde die Hand boten, die Eroberung. Der General Lestwitz war indeß als Oberbefehlshaber in die Stadt gekommen und fand es für gut, mit den Feinden vorthelhaft zu unterhandeln. Aus Furcht vor dem Herannahen des Königs gab der Feind der preussischen Besatzung freien Abzug mit Fahnen und Feldstücken. Die Uebergabe geschah den 25. November. Die Stadt wurde mit 16,000 Mann, zum Theil Reichstruppen, besetzt; Die Panduren plünderten die Vorstädte. Der österreichische Feldkriegs-Kommissar Graf von Kollowrath, nahm im Namen der Kaiserin Königin diejenigen Beamten, welche ihre Bedienungen behalten wollten, in Pflicht. Man glaubte allgemein, der vollkommenen Ueberzeugung zu sein, daß Schlesien für den König von Preußen verloren und seine völlige Unterliegung unvermeidlich wäre — eine nach dem damaligen Verhältniß der Umstände ganz natürliche Vermuthung. Der Feldmarschall Daun ließ bald nach der Eroberung den damaligen schlesischen Fürstbischof, Grafen von Schafgotsch zu sich ins Lager berufen und trug ihm auf, Gott in allen katholischen Kirchen für die Wiedereroberung des Landes zu danken. Natürlich stand der Bischof als Günstling und vertrauter Gesellschafter des Königs

bei den Oesterreichern in Verdacht, daß er auch jetzt noch ein geheimer Anhänger desselben bleiben würde. Er, gleich den Andern, Alles für verloren haltend, glaubte nun, nicht genug thun zu können, um dieses Vorurtheil zu heben und seine Anhänglichkeit an die katholische neue Landesregierung außer Zweifel zu setzen. Er ging in seinem Eifer so weit, daß er, um bei einem den kaiserlichen Offizieren gegebenen Mahle zu erscheinen, die Insignien des Schwarzen Adlerordens, des höchsten preussischen Gnadenbeweises, von seinen Kleidern abtrennen ließ. Dem Könige konnte dies nicht verborgen bleiben, und vergaß es in der Folge nicht wieder. Das Hochamt und Tebeum hatte der Bischof auf dem Dome in eigener Person gehalten. Sogar der Inspector Burg predigte in der Elisabethkirche über den erzürnten Ahasverus, der zur Esther die Spitze seines Schwertes huldvoll neigte; und am folgenden Tage sprach sein Kollege, der Ecclesiast Weinisch, in einer Vergleichung mit Breslau von der entlaufenen Hagar, zu welcher der Herr gesagt: „Kehre wieder um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihre Hand!“ Den aus dem letzten Vorfall in der Folge entstandenen Prozeß schlug der König großmüthig nieder.

Ungeachtet des glänzenden Sieges bei Rossbach waren die Angelegenheiten des Königs in der bedenklichsten Lage. Von Leipzig aus erschien er, in einem Eilmarsch von zwölf Tagen, an der Oder, um Schlesien wieder zu erobern. Von den Festungen Brieg, Glatz, Kosel und Neisse war er abgeschnitten, seine ermattete Armee nur 30,000 Mann stark, während die

Oesterreicher 90,000 kampfbereite Krieger zählten, welche spöttisch äußerten, daß sie jene „Potsdamer Wachtparade“ nun vollends aufreiben und gefangen nehmen wollten. So sehr auch die Feinde im Vortheil waren, so rieth doch der schlaue Daun, sich mit der Armee bei Schweidnitz vorthellhaft zu setzen und daselbst den Angriff des Königs abzuwarten. Allein der Prinz Karl von Lothringen entschloß sich, den Preußen entgegen zu gehen und ihnen ein Treffen zu liefern. Der Hof, welcher darüber durch einen Kurier befragt wurde, befahl das Letztere. Dem Könige kam dieses ganz erwünscht. Sie rückten nun dem Könige entgegen, und statt daß man sonst die Feldbäckerei im Rücken behielt, verlegten sie dieselbe vorwärts nach dem vier Meilen von Breslau entfernten Städtchen Neumarkt, und schickten sie dem Könige im buchstäblichen Sinne des Wortes entgegen. Friedrich griff sofort die Bedeckung an, zerstreute sie und nahm 1200 Mann gefangen. Die ganze Feldbäckerei und fünf Standarten fielen in seine Hände. Dies geschah den 4. December und war ein kleines Vorspiel zu dem blutigen Schauspiel des folgenden Tages, zur hochberühmten Schlacht bei Leuthen, den 5. December.

Am Abend vor der Schlacht versammelte der König seine Generale und redete sie also an: „Meine Herren! Religion und Vaterland, Frau und Kinder, alles, was einem jeden lieb ist, steht jetzt auf dem Spiel. Ich werde den Feind morgen angreifen und mit des Himmels Hülfe schlagen. Mein Leben werde ich morgen nicht schonen, allenthalben da sein, wo die Ge-

fahr am größten ist, nicht den Tod, sondern nur Schande scheuen. Sagen sie ihren Offiziers und Gemeinen nichts, bis wir aufbrechen. Dann aber eröffnen Sie Ihnen meinen Befehl: daß jeder meinem Beispiele folgen, die Feigen aber sich melden sollen; denn morgen müssen wir Alle dreifach brav sein.“ Alle waren durch diese Rede tief ergriffen und betheuerten im Namen ihrer Kameraden, entweder zu siegen oder zu sterben. Die Armeen trafen sich in den meilenlangen Ebenen bei dem Dorfe Leuthen. Der König wählte eine schräge Stellung, um den feindlichen anzugreifen den Flügel mit größerer Ueberlegenheit zu überflügeln. Beim Anmarsch in die Schlacht schallte in Begleitung der Feldinstrumente das Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen“ u. mit äußerst feierlicher Andacht und unglaublicher Wirkung. Der König, fest entschlossen, den Feind anzugreifen, und stände er auch, wie er selbst sagt, auf dem Zobtenberge, gab den Befehl zur Schlacht und stürzte, nachdem er bei dem Dorfe Borne einen Vorposten von einigen Regimentern Husaren zurückgetrieben hatte, anfangs auf den rechten Flügel. Als dieser von Daun durch das Hintertreffen verstärkt wurde, wendete er sich mit der ganzen Armee in schnellem Schritt auf den linken Flügel der Oesterreicher, überflügelte ihn und sprengte ihn auseinander. Dieser nahm bei dem Dorfe Leuthen eine zweite Stellung ein, wo das Blutbad am heftigsten wurde. Aus allen Posten vertrieben und geschlagen, zog sich der Feind in größter Unordnung bis Lissa zurück. Nur die eindringende Nacht und die gute Deckung des linken Flügels beim

Rückzuge rettete den Rest des Heeres von gänzlichem Untergange.

Nur eine Stunde, von 4 bis 5 Uhr Nachmittag, hatte die Schlacht gedauert. Der König hatte über zwei Drittheil so viel Gefangene gemacht, als seine ganze Armee betrug, nämlich 21,500 Mann, und zugleich 154 Kanonen und 59 Fahnen erobert. Der Verlust an Todten und Verwundeten belief sich bei den Oesterreichern auf 6500, bei den Preußen auf 2660.

Als der König über das Schlachtfeld ritt und den Jammer der Erschlagenen sah, rief er aus: „Ach, wann werden meine Leiden enden!“ Er wünschte noch in der Nacht die Lissaer Brücke zu besetzen, bevor sie von den Flüchtlingen abgebrannt und er dadurch am Nachsetzen verhindert würde. In der Finsterniß aber wußte er nicht, wo er war, bis er endlich nach dem Dorfe Sahra gerieth. Hier mußte der Kretschmer eine Laterne bringen und leuchten. Während die ganze Armee auf dem Schlachtfelde ausruhte, ritt er bei diesem Laternenschimmer voraus nach Lissa, nur vom General Zietzen mit 12 Husaren und einem Kommando Artillerie von zwei Kanonen begleitet. Kurz vor Lissa fielen mehrere Flintenschüsse, die auf die Laterne gerichtet schienen, worauf dieselbe sofort ausgelöscht ward. Der König schickte einen Adjutanten zurück, um die auf dem Vorposten stehenden Grenadier-Bataillone Manteufel und Wedel herbei zu holen, mit der Erklärung: er sei mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden; sie sollten nur diese Nacht mit ihm in Lissa Quartier machen und jeder Gemeinde obenein einen Thaler haben. — Der König blieb so

lange halten, bis nach einer halben Stunde die beiden Bataillons kamen, worauf er an ihrer Spitze in Lissa einrückte. In den Häusern war alles still und ruhig, aber die Fenster waren hell erleuchtet. Einige Oesterreicher hatten sich indessen von den Preußen ungesehn über die Brücke zu ihrem Kommando geschlichen und dem Hauptmann gemeldet, daß Preußen in Lissa ankämen. Und mit einemmal gab der kaiserliche Trupp eine starke Ladung, wodurch einige von den preussischen Grenadieren dicht neben und hinter dem Könige verwundet wurden. Die Artillerie rief: Zurück, wir werden schießen! — Alles, was zu Pferde war, drängte sich dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind zugleich erschossen zu werden. Alles schrie und kommandirte durcheinander, bis endlich der König gelassen sagte: Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid! — Sogleich nahm er den Weg aufs Schloß, aus welchem ihm viele österreichische Offiziere entgegenstürzten und ihre Pferde suchten, um wegen des Schießens davon zu reiten. Ruhig stieg der König vom Pferde und sagte: Guten Abend meine Herren! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier noch mit unterkommen?

Die kaiserlichen Generale und Stabs-offiziere, so vielfach auch ihre Anzahl der Begleitung des Königs überlegen war, rissen, sobald sie den König erkannten, den Bedienten die Lichter aus den Händen und leuchteten ihm die Treppe hinauf in das vornehmste Zimmer. Dasselbst angekommen, präsentirte einer den andern dem Könige, der sie nach ihrem Namen und

Charakter fragte und sich mit ihnen unterhielt.

Wie war es doch möglich, fragte der König den kaiserlichen General Beck, daß Ihre Armee so total geschlagen worden ist?

Er antwortete: Sire! es war unsere Sündenschuld, weil wir uns einkommen ließen, Ew. Majestät in Ihrem eignen Lande die Winterquartiere zu verweigern.

Als aber der König im Ernst die rechte Ursache zu wissen begehrte, so sagte der General: man erwartete den Angriff auf dem rechten Flügel und darnach wurden die Anstalten getroffen. Der König erwiderte: wie war das möglich! eine Patrouille gegen meinen linken Flügel würde Ihnen sehr bald meine Absichten enthüllt haben.

Unter mehrfachen charakteristischen Zügen preussischen Heldenmuthes während dieser Schlacht verdienen folgende hervorgehoben zu werden: Der bairische General Graf Kreittmayr, Volontair der kaiserlichen Armee, stieß auf einen preussischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen worden waren, welcher, auf der Erde liegend und im Blute schwimmend, gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: Kriegskamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod ist Euch ja nahe — Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde und erwiderte kaltblütig: Was ist daran gelegen! sterb' ich doch für meinen König! — Einem andern preussischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu

einem Standplatz, wo die Kolonnen vorbei mußten, von wo er den Soldaten mit lauter Stimme zurief: Brüder fechtet wie wahre Preußen, siegt oder sterbet für Euern König! —

Die geschlagene kaiserliche Armee zog nach Böhmen, während sich ein großer Theil derselben unter dem Befehle des General Salomon Sprecher von Bernegg in die Stadt Breslau geworfen hatte. Der König schickte ein Corps zur Vertreibung der Feinde nach Oberschlesien, er selbst aber leitete die Belagerung der Stadt Breslau. Die Belagerungs-Armee ward in der Vorstadt St. Nikolai, in Gabitz, Lehmgruben, Siebenhuben und Dürrentsch postirt; jenseits der Oder bezog der General Wied auf der Hundsfelder Straße eine Verschanzung. Das Belagerungsgeschütz und die Munition wurde aus den Festungen Brieg und Neisse bezogen. Die von den Panduren besetzte Dhlauer Vorstadt ward am 10. December genommen und unter den Mauern des St. Mauritius-Kirchhofes eine Batterie errichtet, desgleichen eine zweite und ein Stück Tranchee in der Nikolai-Vorstadt, um den Kommandanten und die Garnison glauben zu machen, der Angriff werde von der Seite des Nikolai-Thores geschehen. Die wirkliche Parallele wurde vom St. Mauritius-Kirchhofe bis gegenüber dem Schweidnitzer Thore gezogen; von ihr aus richteten zwei große sich kreuzende Batterien ihr Feuer auf die Taschen-Bastion und den sie beherrschenden Kavalier.

Der tapfere Kommandant Sprecher von Bernegg wollte es aufs äußerste ankommen lassen und ließ, da man anfang, von der Uebergabe zu sprechen, funfzehn

Pfähle zum Henken auf den Ring, Neu markt, Salzring und die Hauptstraßen aufrichten, mit der Drohung, jeden Bürger und Soldaten binnen vier Stunden daran aufknüpfen zu lassen, welcher von der Uebergabe sprechen würde. Als nun im Kriegsrath die meisten Stimmen dafür waren, zu kapituliren, so zeigte der General Beck auf diese Galgen durch das Fenster und erklärte sich wider die Uebergabe, mit dem Rath, daß die Besatzung ausfallen und sich durchschlagen solle; sie war dem Belagerungs-Corps um 4000 Mann überlegen und konnte nicht überall in der Festung angewendet werden. Das Schießen der Belagerer dauerte bis zum 20sten fort, wo es kaum mehr auszuhalten war, da die Bomben und Stücfkugeln fast kein Haus verschonten. Am 14ten Nachmittags flog das Laboratorium unter dem Stadthor in die Luft, wodurch großer Schaden verursacht wurde und viele Menschen verunglückten. Die Dhlauer Vorstadt, das Bürgerwerder und die Oder-Vorstadt am Springstern wurden von den Belagerten in Brand gesteckt, aber die versuchten Ausfälle mißglückten. Am 15ten begab sich eine Deputation von vier Kaufleuten in das Hauptquartier des Königs zu Dirgau bei der Knopfmühle, und bat ihn um Verschonung der Stadt. Sie kehrten mit der wenig trostbringenden Antwort zurück, daß es nicht möglich sei, die Kugeln alle gerade auf die Wälle zu richten. Der Kommandant war bereits dreimal unter Anerbietung eines freien Abzuges zur Uebergabe aufgefordert worden, hatte dieselbe aber stets verweigert, weil er auf den vom General Marschall versprochenen Ersatz feste Hoffnungen baute.

Als er jetzt bemerkte, daß man Anstalten zu einem Sturm mache, so ließ der Kommandant auf die Straßen gegen die Thore Kanonen aufpflanzen, die Brücken in der Stadt verpallisadiren und die Wälle mit Sensen bestecken. Indessen entstand am 16. December Mittags 4 Uhr durch die Sprengung es Pulverthurms an der Taschenbastion eine vollkommene Bresche. Die Verwüstung der angrenzenden Gassen war entsetzlich, und die Anzahl der verstümmelten und getödteten Menschen, meist Soldaten, war so groß, daß man sie zu zählen nicht der Mühe werth hielt, auch lagen sie Tage lang auf den Straßen umher. Durch die eingetretene große Kälte waren die Stadtgräben zugefroren und der Erfolg eines Sturmes vorauszusehen. Am 19ten Abends hörte das Schießen von beiden Seiten auf, indem eine Kapitulation abgeschlossen worden war, in welcher die Belagerten als Kriegsgefangene erklärt wurden. Die Kaiserlichen, 17,635 Mann stark, zogen den 21. December mit klingendem Spiele zum Schweidnitzer Thore heraus, desfilirten vor dem Könige, den der endlose Zug ungeduldig machte, an der Herrnscheune vorbei, streckten das Gewehr, und mußten als Kriegsgefangene durch das Nikolai-Thor wieder zurückkehren, wo sie in das Jesuiten-Collegium und in die Kasernen eingesperrt wurden. Unter den Gefangenen befanden sich 13 Generale und 700 Offiziere. Rechnet man hierzu die Gefangenen aus der Schlacht vom 5. December mit 20,000, so war ihre Anzahl weit größer als die Armee des Königs. Ueberhaupt verlor die Kaiserin in diesem Feldzuge mehr als 70,000 Menschen

mit Geschütz und Zubehör; kaum 30,000 gelangten nach Böhmen zurück. Diejenigen, welche sich nach Schweidnitz geworfen hatten, wurden jetzt eingeschlossen. Die Eroberung der Festung verschob aber der König bis in das folgende Jahr.

Wenige Tage später als Breslau, kapitulirte auch die von den Oesterreichern besetzte und befestigte Stadt Liegnitz. Dem Prinzen Moritz von Dessau war die Eroberung aufgetragen worden; er eröffnete am 25. December eine förmliche Belagerung. Da aber auf dem beeisten Boden dieselbe nur mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft war, die preussischen Truppen ohnedies der Ruhe und Erholung bedurften, so gestattete der Prinz dem feindlichen Kommandanten Bülow im Wege der Kapitulation den verlangten freien Abzug seiner 3500 Mann starken Besatzung; aber ein großes Magazin von Proviant, eine Anzahl Kanonen und eine Menge Munition mußten den Siegern überlassen werden, die sogleich die aufgeführten Werke demolirten. Die Uebergabe geschah den 29. December und war das erfolgreiche Ereigniß der letzten Tage des Feldzuges im Jahre 1757.

Der König nahm sein Hauptquartier in Breslau und ließ sofort gegen alle diejenigen Beamten und Rätthe, welche die Sache des Königs verlassen, durch den General-Fiskal Uhde eine peinliche Untersuchung einleiten. Zur Aburteilung dieser Untersuchungs-Sache war eine eigene Kommission unter dem Großkanzler Tarrigens niedergesetzt, die mehrere Oberamts- und Kriegsräthe ihrer Dienste entsetzte, andere auf die Festungen schickte. Ueber die Kriegs-

personen war ein besonderes Kriegsgericht niedergesetzt worden, welches die Generale Kyau und Pestwitz zu langwierigem Arrest verurtheilte. Für alle Ueberläufer und herumschweifende Soldaten wurde ein General-Pardon bekannt gemacht.

Nur eine Person, der Fürstbischof Graf von Schafgotsch, schien keine Verzeihung erhalten zu können. Durch ein Schreiben des Königs vom 22. September 1757, in welchem ihn der König wegen seiner übereilten Handlungsweise bei der Einnahme Breslau's durch die Preußen die Ungnade bitter empfinden ließ, wurde er veranlaßt, nach Rom zu reisen und dort das Ende des Krieges abzuwarten, um möglichst fern von aller dergleichen Lage zu sein, welche ihm bisher des Königs Verdruß zugezogen hatte; da er überhaupt auch von kaiserlicher Seite den Befehl erhalten hatte, in dem Schlosse Johannisberg bis zum Ende des Krieges zu verbleiben. Da sich aber die Kriegsunruhen auch dahin ausbreiteten, so führte er den Entschluß, nach Rom, als der einzigen ihm übrig bleibenden Partei, zu gehen, in der That aus. Krankheit und strenge Witterung nöthigten ihn, in dem Kapuziner-Kloster zu Nikolsburg in Mähren zu weilen, wo er außer allem Verdacht des Königs zu sein hoffte. Dieses schrieb der Bischof dem Könige, welcher unterm 15. Februar 1758 höchst ungnädig antwortete und unter andern sich bitter äußerte: „Ich kann Sie nicht anders als meinen Verräther ansehen und muß Sie Ihrem eignen Schicksale überlassen. Ich weiß gewiß, daß eine Aufführung, wie die Ihrige, die gebührende Strafe nach sich ziehen wird.“ Die

beidseitigen Güter des Bischofs wurden unter Sequestration gestellt und seine bewegliche Habe verauctionirt. Der Bischof selbst blieb im Auslande, betrat Breslau nicht wieder.

Dieser Vorfall entschied den König dahin, ungünstig von den Katholiken in Schlesien zu denken, sie für keine treue Anhänger seines Hauses zu halten. Dieses Vorurtheil half die Intoleranz des damaligen Ministers Schlabrendorf noch mehr befördern, so daß der König dem Protestantismus entschieden den Vorzug gab und eine Verordnung des Ministers unterschrieb, daß kein Katholik in Schlesien eine Bedienung, die über 300 Thaler eintrüge, von der Kammer oder Oberamts-Regierung erhalten sollte. Solchergestalt fanden sich natürlich unter den Katholiken noch fortwauernde Anhänger der alten Regierung, da die unvortheilhaften Gefinnungen des Königs über diese Religionspartei derselben es nur erschweren konnte, sich an die neue Regierungsform zu gewöhnen.

Eine andere Folge der üblen Stimmung des Königs gegen die Katholiken war: daß der seit 1542 herrschende Nexus, Anfangs allein zum Nachtheil der katholischen Pfarrer, nunmehr aufgehoben wurde. Diese Einrichtung bestand darin, daß die ordentlichen Pfarrer eines Ortes, gleichwohl, ob katholische oder evangelische, von allen Einwohnern die Stölgebühren zogen, obschon es diesen freigegeben war, nach Anweisung eines Lizenz-Scheines die Actus ministeriales von den Geistlichen ihrer Konfession verrichten zu lassen. Im ersten schlesischen oder Breslauer Frieden versprach der König, das Religionswesen auf dem

Fuße, wie er es gefunden, zu lassen, und es dauerte daher jener Nexus fort. Den Evangelischen ward er jedoch dadurch erleichtert, daß die protestantischen Geistlichen die Erlaubniß erhielten, die Leichen auf katholische Kirchhöfe zu begraben und Reden daselbst zu halten, nur mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß dem katholischen Pfarrer des Orts dadurch nichts an Stolzgebühren entzogen würde. Weil ferner an sehr vielen Orten, wo schon eine alte katholische Kirche war, neue Kirchen oder damals Bethäuser genannt, erbaut wurden, so wurde schon unterm 6. Juni 1749 verordnet, daß von allen geistlichen Handlungen, die in den Bethäusern verrichtet werden, dem katholischen Pfarrer des Orts nichts mehr bezahlt werden sollte, welches ein sehr beträchtlicher Verlust für den letztern war. Auch war schon 1742 den 22. December festgesetzt worden, daß zur Beförderung besserer Reciprocität die katholische und evangelische Geistlichkeit keine Stolzgebühren von einander fordern sollten. Hierdurch gewannen nur letztere, weil die erstern keine Familie hatten und nicht in den Fall kamen, copuliren, taufen und begraben zu lassen. An den Orten aber, wo keine Bethäuser erbaut und keine evangelischen Geistlichen angestellt wurden, blieb es dabei, daß die evangelischen Einwohner ihre Actus ministeriales, wenn sie solche außerhalb verrichten ließen, dem katholischen Pfarrer des Orts zuvor bezahlen und einen Lizenz-Schein von demselben mitbringen mußten. Eben so mußten sie auch den Decem an ihn entrichten und ihm den Neujahrsumgang gestatten. Den 31. December 1757 erging eine Kabinettsordre und am

11. Januar 1758 eine Oberamts-Currende, vermöge deren die Evangelischen von weiterer Erlegung der Stolzgebühren an die katholische Geistlichkeit befreit und jener bisher bestandene Nexus gänzlich aufgehoben wurde. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen sein: Die Oesterreicher hatten in diesem Jahre den größten Theil von Schlesien erobert und träumten, sich im Besitz dieser Provinz auf immer zu behaupten. Auf Vorstellung mehrerer Katholiken an solchen Orten, wo eine evangelische alte Kirche und keine katholische war, hob sie der Prinz Karl von Lothringen von Entrichtung der Stolzgebühren an die evangelische Geistlichkeit dispensirt. Der König ergriff das Recht der Wiedervergeltung und sprach die evangelischen Einwohner davon gegen die katholische Geistlichkeit frei. Nun hörte auch der gegenseitige Decem auf, wodurch die beiderseitigen Pfarrer einen unüberwindlichen Schaden an den Orten, wo eine vermischte Gemeinde war, erlitten. Wie bereits erwähnt worden, traf dieser Schaden Anfangs die katholischen Pfarrer allein, denn erst nach dem Frieden wurde der Nexus parochialis für beide Religions-Partheien in seinen Folgen aufgehoben.

Mit dem Anfange des Jahres 1758 waren fast alle preussischen Länder von Feinden geräumt. Die Franzosen und Reichsvölker fühlten sich nach der großen Niederlage bei Rossbach noch immer nicht stark genug, weiter vorzudringen und suchten sich nur in den Rheinprovinzen zu behaupten; und in Folge Einverständnisses mit dem russischen Thronfolger Peter, erhielt der General Apraxin Ordre, das besetzte Preußen zu räumen. Mit England

schloß Friedrich unterm 11. April 1758 einen Subsidien-Traktat, nach welchem er eine jährliche Hülfe von 4 Millionen Thalern erhielt. Diese vollwichtigen Geldsummen wandelte der König in andere von geringerem Gehalte um. Breslau war die Hauptniederlage für die neu erfolgende Münzveränderung; die alten Münzen wurden bereitwillig gegen neue verwechselt, ohne an die Berechnung des Schadens zu denken, der aus dieser freiwilligen Kontribution zu erwarten war. Der Kaufmann glaubte zehn und mehrere Procente zu gewinnen, und aus allen Gegenden, namentlich aus Sachsen und Polen, floß Gold und Silber hier zusammen, um zu geringerem Werthe, aber zu demselben Nennwerthe, umgemünzt zu werden. Noch nie hatte Breslau einen solchen Ueberfluß an Golde gehabt, als jetzt; Jedermann, vom ersten Kaufmann bis zum niedrigsten Arbeiter, fühlte sich glücklich bei der Menge des gewinnenden baaren Geldes — es schien seit Jahrhunderten die glücklichste Zeit für Breslau zu sein.

Der König hatte die Russen in der Mark Brandenburg oder in Schlesien zu erwarten; um ihnen zuvorzukommen, eröffnete er den Feldzug in Schlesien mit der Belagerung von Schweidnitz. Diese bedeutende Festung war den ganzen Winter hindurch eingeschlossen gehalten worden, da die Rauheit der Jahreszeit eine förmliche Belagerung nicht zuließ, und es befehligte daher der König zu Anfang des Frühlings den General Treskow zur Eroberung derselben. Die Oesterreicher hatten während dieser Zeit die bei der Einnahme schadhast gewordenen Werke ausgebessert und alle

Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung getroffen. In der Nacht vom 1. bis zum 2. April wurden die Laufgräben eröffnet und das große Geschütz darin aufgeführt. Die unglücklichen Einwohner, deren Häuser seit der letzten Belagerung erst zum Theil wieder bewohnbar gemacht worden waren, zitterten vor den neuen Schrecken, die ihnen bevorstanden. Doch zu ihrem Glück leitete der Oberst Balby die Arbeiten der Belagerung, der den Entwurf machte, ein einziges Fort, das Wasserfort zu zerstören und auf die Ruine desselben die preussische Fahne aufzupflanzen. Der König gab zur Ausführung dieses Entwurfes seine Einwilligung und sie glückte auch. Das Wasserfort ward den 15. April stark beschossen und des Nachts um 2 Uhr durch Sturm erobert. Der österreichische Kommandant Graf Thurmheim vertheidigte sich zwar, aber ohne Erfolg und ergab sich mit 5200 Mann kriegsgefangen. Die Besatzung streckte den 18. April vor dem Striegauer Thore das Gewehr. Der Verlust der Preussen sowohl bei dem Sturm als bei der Belagerung war sehr unbedeutend, denn er betrug nicht mehr als 100 Tödt und 280 Verwundete. Auch diese Belagerung hatte, wie die vorhergehenden, nur 16 Tage gedauert.

Die Oesterreicher erwarteten, daß der König nach Böhmen marschiren würde, und der Feldmarschall Daun zog daher seine Armee bei Nachod zusammen. Friedrich richtete aber seinen Zug nach Mähren, brach den 17. April über Meisse dahin auf, vereinigte seine Truppen bei Troppau und langte den 3. Mai bei Olmütz an, welches er seit dem 27. Mai auf das härteste be-

lagerte. Während dessen ließ Daun, welcher aus der Gegend von Nachod herbeieilte, durch ein unterm General Laudon abgeschicktes Corps einen aus Schlesien kommenden Transport von 4000 preussischen Wagen mit Geld, Lebensmitteln und Munition aufheben. Dieser Verlust und die Annäherung der ganzen österreichischen Armee veranlaßte den König zum Rückzuge durch Böhmen nach der von den Russen überschwemmten Neumark. Am 6. Juli brach er aus dem Lager bei Königgrätz auf, rückte in Schlesien ein, besetzte die Grenze und langte den 20. August bei Küstrin an, welches die Russen belagert und in einen Aschenhaufen verwandelt hatten. Friedrich war äußerst erbittert über die ungeheuern Verheerungen der Russen und lieferte ihnen bei dem Dorfe Zorndorf (den 25. August) eine Schlacht, wodurch sie zum Rückzuge gezwungen wurden. Der König konnte diesen Sieg nicht verfolgen, sondern eilte mit seinen aus Schlesien gebrachten Truppen nach Sachsen, um den Absichten Dauns zuvorzukommen, welcher seine ganze Armee bei Dresden zusammengezogen hatte, den Prinzen Heinrich von dort zu verdrängen, Dresden zu befreien und dem Könige die Gemeinschaft mit der Elbe abzuschneiden.

Am 11. September vereinigte sich der König mit dem Prinzen: er beabsichtigte, die Oesterreicher durch eine Schlacht zu schwächen und dann dem bedrängten Schlesien zu Hülfe zu eilen, wo Harsch Neisse belagerte und in Oberschlesien Kontributionen ausschrieb. Daun vermied ein Treffen, folgte aber dem Könige, welcher am 10. October durch die Lausitz nach Schlesien vorrückte, und suchte solche Stel-

lungen, wodurch er im Stande war, den Marsch der Preußen zu verzögern und für die Belagerer zu Reisse Zeit zu gewinnen.

Des Königs Armee hatte seit drei Monaten kaum acht Tage lang an einem Orte gerauset und war äußerst erschöpft, weshalb sie, da man gleichzeitig einen Angriff nicht zu befürchten hatte, bei dem Dorfe Hochkirch in der Lausitz ein nur gering verschanztes Lager bezog. Eine Kanonenschußweite entfernt, aber wohl verschanzt, befand sich das österreichische Lager. Preussischer Seits sah man das Gefährliche dieser Stellung wohl ein, und der Feldmarschall Keith sagte deswegen zum Könige: wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden. — Friedrich sagte scherzend: wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten. Auf Anrathen des schlaunen Laudons benutzte aber diesmal der bedächtliche Daun die zugängliche Stellung der Preußen und führte einen gelungenen Plan aus, der den König seinem Untergange nahe führte. In der Nacht des 13. Octobers verließ die österreichische Armee ihr Lager, um die Preußen zu überraschen. Bei dem Vortrabe befanden sich freiwillige Grenadiere, die hinter den Cuirassieren aufsaßen, vor dem preussischen Lager aber vom Pferde sprangen, sich in Haufen formirten und so vorwärts drangen. Die Zelte blieben im österreichischen Lager stehen und die gewöhnlichen Wachfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht hindurch zu einem Berhaß Bäume fällen, wobei sie sangen und einander beständig zuriefen. Durch dieses Getöse voll-

ten sie die preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamten preussischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes und gaben dem Könige sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andere Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff, welchen er dem Feldmarschall Daun nicht zutraute. Seidlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige und stellten ihm die Gefahr nachdrücklich vor; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl wurde aber gegen Morgen wieder aufgehoben und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen Haufen auswählter Soldaten bei den preussischen Vorposten an und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und stark, daß sie bald Vorposten und Feldwache überwältigen konnten. Die österreichische Armee in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie kolonnenweise von allen Seiten ins preussische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlafe aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feld-

wachen und Battereien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen. Noch war es Nacht, und die Verwirrung unbeschreiblich. Die Desterreicher befanden sich, wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten im Lager der schlummernden Preußen. Einige Hundert wurden in ihren Zelten niedergemacht, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reihe und Glied. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und trotz der unaussprechlichen Verwirrung stand in wenigen Augenblicken der größte Theil der Infanterie und Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu fechten. Sie warfen sich nun allenthalben entgegen und schlugen den Feind auch an einigem Orten zurück, an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um den Feind zu fühlen. Die Desterreicher griffen nach den Blechmützen der preussischen Grenadiere, und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu morden; denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die preussische Reiterei, von Seidlitz angeführt, flog umher und schnaubte nach Thaten. In der Dunkelheit wußte sie nicht, wo sie den Feind suchen sollte, fand ihn ihr Schwert zufällig, so war das Blutbad entseßlich. Das Cuirassier-Regiment von Schöneich warf allein eine ganze Linie

österreichischer Infanterie über den Haufen und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen und diente in der Dunkelheit der Nacht zum Leuchthurm des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen des Dorfes; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besiz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen; daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge der Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos der übrigen aber war der Tod, Wunden oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann neben einander marschiren konnten. Dennoch wurde alles versucht. Hier ward nunmehr der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel riß dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden und gab ohne einen Laut seinen Geist auf, auch der General Geist und der Feldmarschall Fürst Moriz von Dessau wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die österreichische Kavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des preussischen Fußvolkes. Der König

führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die österreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem immer erneuten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gebrachte rechte Flügel sich zurückziehen sollte und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons ab, den Rückzug zu decken. Dieser machte seine Disposition so meisterhaft, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, den siegenden Feind hinderte, weiter vorzurücken.

Der Nebel verzog sich endlich und beide Armeen übersahen nunmehr den mit Leichen besäten Balhplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. Man formirte von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Ungeachtet aller erlangten Vortheile glaubte Daun nicht, eine Armee besiegt zu haben, die alle menschlichen Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht, mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viele Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehrsten ihrer Heerführer verloren hatte und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dies war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit einem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem Könige in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier



Friedrich II. schläft nach dem Ueberfall bei Hochkirchen auf einer Trommel.

wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen und eine große preussische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Grenzen des Sieges. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Sein Marsch ging nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, bis auf die Spitzberge, wo er sich Angesichts des Feindes lagerte, nachdem er an diesem unglücklichen Morgen alle Bagage, 101 Kanone, 30 Fahnen und 9000 Mann verloren hatte. Der Verlust der Oesterreicher betrug 8000 Mann.

Benig Stunden nachher hatte der König schon seine gute Laune wieder und bot dem General Solz seinen Morgengruß mit den Worten: „Mein lieber Solz, man hat uns nicht gut geweckt!“ Der General antwortete: „Man pflegt gewöhnlich diejenigen im Schlaf zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.“ — „Er hat Recht, erwiderte der König, aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.“ Den Artilleristen, die sich sammelten, gab er eine ähnliche Antwort. Er fragte: „Wo habt Ihr Eure Kanonen?“ Einer nahm das Wort und sagte: „Der Teufel hat sie in der Nacht geholt.“ Friedrich

antwortete: „Nun so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen*)."

Die Folgen dieser bedeutenden Niederlage des Königs waren nur höchst unbedeutend. Friedrich richtete sein Augenmerk auf das seit dem 4. August von dem österreichischen General Harsch belagerte Meisse, es zu entsetzen, welches für ihn mit der geschlagenen Armee keine leichte Aufgabe war. Die Oesterreicher meinten, Meisse so gut als gewiß schon in Händen zu haben, da sie den König in seiner jetzigen Lage für unfähig hielten, einstweilen den Feldzug fortzusetzen, ihn bei seinem Zuge nach Oberschlesien vielmehr durch täglich erneuerte Gefechte beunruhigten. Denn bald warf der geschäftige Laudon leichte Truppen in Hohlwege, um die Preußen aufzuhalten; bald kanonirte er sie aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor und stürzte auf die marschirenden Feinde. Der König zog dessenungeachtet immer muthig vorwärts und gelangte nach einem dreizehntägigen Marsche den 6. November bei Münsterberg, drei Meilen von Meisse, an. An demselben Tage hob der General Harsch die Belagerung auf, um sich nach Mähren zu ziehen. Die Besatzung, welche dabei einen Ausfall wagte, machte noch 800 Gefangene; außerdem hatte Harsch einen bedeutenden Vorrath von Kriegsgeräthen und Munition im Stich gelassen.

*) Kirchenholz.

Während die Festung Meisse belagert wurde, befand sich die Gemalin des Kommandanten, General von Treskow, auf einem ihrer Güter unweit der Stadt, sich der Gnade der Feinde überlassend, und um fern zu sein von den Schrecknissen einer belagerten und zu erstürmenden Stadt. Die Oesterreicher besorgten mit Recht, daß sich die Unternehmung auf die Festung in die Länge ziehen und der obgleich noch entfernte König Mittel finden würde, ihren Entwurf zu vereiteln. Sie bauten die schnelle Ausführung des Planes auf eine Verätherei, ein Mittel, welches ihnen das sicherste schien; insbesondere, da der General Treskow kurz zuvor ein Kriegsgefangener gewesen und in Oesterreich mit vieler Achtung behandelt worden war. Um sein Schicksal noch mehr zu versüßen, war ihm seine Gemahlin nachgereist, der man am kaiserlichen Hofe, wo sie sich eine kurze Zeit aufzuhalten genöthigt fand, mit ausgezeichnete Höflichkeit begegnete. Auf diese Auszeichnung von Seiten der Kaiserin, auf diese, wie man hoffte, dankbaren Rückerinnerungen gründete man jetzt einen Entwurf.

Unter bangen Erwartungen und Aussichten für die Zukunft befand sich die Frau von Treskow allein in ihrem Schlosse, die Sorge und das Wohl ihres Gemahls, den täglich neue Gefahren umschwebten, und wohl auch die Sorge um ihr eigenes Glück stimmte ihre Seele trübe. Da erschien eines Tages mit einbrechender Dunkelheit ein kaiserlicher Offizier, in dessen Reden und Handlungen sie einen fernen Beschützer zu finden hoffte. Er überreichte ihr unter andern mehrere Schutzbriefe von österreichischen Feldherren; — ein neuer Beweis, wie sehr man preussischen Edelmuth von Seiten Oesterreichs zu würdigen gedachte. Da es schon spät am Abend war, wurde der Offizier eingeladen, auf dem Gute zu übernachten und an der Abendtafel Theil zu nehmen. Er wendete absichtlich das Gespräch auf die Kaiserin, wobei aus dem edlen Herzen der Generalin wahre und süße Lobesergießungen über Maria Theresia ausströmten.

Diesen zur Bestürmung eines weiblichen Herzens gefährlichen Moment glaubte nun der Gast nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Es erfolgte ein förmlicher Antrag: Große Summen, Würden, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, eine Uebergabe und ein unerbüchliches Geheimniß.

Frau von Treskow traute ihren Ohren kaum, diese ihr bisher stets fremd gebliebene Sprache drang bis in das Innerste der Seele und bewegte sie tief; sie zitterte vor innerer Unruhe: kaum faßte sie sich so lange, bis alles vorgetragen war.

Entrüstet von edlem Zorne sprang sie auf, rang wehmüthig die Hände und bejammerte die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie immer ausrief: „Ist es möglich! Mir einen solchen Antrag!

Alle Beruhigungsgründe des Offiziers, des kaiserlichen Rittmeisters Baron von Eichberg, der den Vorgang so gut als nicht geschehen betrachten wollte und ein heiliges Stillschweigen angelobte, waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Der Plan, auf ihrem nunmehr geschützten Landgute das Ende des Krieges abzuwarten, wurde nun auf einmal vernichtet. Sie entsagte allen Schutzbriefen, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, um mit den Belagerten Unruhe, Mangel und Gefahren zu theilen. Ihr Dorf, das einzige Eigenthum ihrer Familie,



Lith. Inst. v. G. Brone

Der kais. Rittmeister Baron v. Eichberg u. die Generalin v. Treskow.

*„Dies ist unser Alles, durch die Ehre gezwungen überlasse ich es
Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es.“*

der Erwerb funfzigjähriger Kriegsdienste, wurde dabei großmüthig preisgegeben. Sie sagte dem Abgeordneten: Wir sind arm. Das ist unser Alles. Durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es.

Vergebens stürzte der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Offizier zu ihren Füßen und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, allein sie wollte durchaus nicht länger mehr in der Gewalt von Preußens Feinden sein. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Der Offizier begleitete sie bis an die äußersten Linien und verließ sie sodann voll Bewunderung.

Dieser großmüthige Zug der wahrhaft edlen echten deutschen Frau verdient aus mehr als einer Rücksicht aufbewahrt zu werden. Und gewiß wäre er schon damals hoch belohnt worden, allein es hat ihn der große Friedrich höchst wahrscheinlich selbst nie erfahren.

Außer der Festung Meisse konnte der König nun auch Kosel und ganz Oberschlesien retten, um zeitig genug wieder nach Sachsen zu eilen, die Feinde aus diesem Kurfürstenthum zu vertreiben.

Zur schnellen und pünktlichen Beforgung aller Bedürfnisse, deren des Königs Armee besonders nach dem traurigen Ueberfall bei Hochkirch so sehr bedurfte, zeigte sich außerordentlich thätig und umsichtig der schlesische Minister Graf von Schlabbendorf, der oft mehr, als der König erwarten konnte, möglich zu machen suchte.

Gegen Ende November war der König im Besiz seiner Länder, Preußen ausgenommen, und konnte während der Winterquartiere seine sehr gelichtete Armee wieder vollzählig machen, auch einige Freibataillons anwerben.

Mit dem Beginn des Feldzuges im Jahre 1759 schien sich des Königs Kriegsglück auf die Seite der Stärkeren wenden zu wollen, und begünstigte den Plan der Vereinigung der österreichischen, russischen und reichsständigen Armee in Sachsen und

an der Oder. Im Frühjahr (1759) stellte sich der König den Oesterreichern entgegen, um sie an der Verbindung mit den Russen zu hindern; der Prinz Heinrich machte dierhalb einen Einfall in Böhmen und Franken, und der General Dona rückte nach Polen den Russen entgegen. Aus Besorgniß von Schlesien abgeschnitten zu werden, trat Dona bald den Rückzug an und der General Wedel erhielt das Kommando, welcher den 23. Juli bei Kai die Russen angriff, aber geschlagen wurde.

Der Wachsamkeit des Königs ungeachtet hatten sich 18,000 Oesterreicher bei Frankfurt an der Oder mit den Russen unter Soltikow vereinigt. Friedrich rückte ihnen durch den Uebergang über die Oder bei Frankfurt den 11. August entgegen und wurde am folgenden Tage (12. August) zu einer Schlacht genöthigt, deren Endresultat für die Preußen unglücklich ausfiel. Es war die berühmte Schlacht bei Kunersdorf. Der König hatte den Angriff mit den ermüdeten Truppen nicht gewagt, wenn er nicht vorausgesehen, daß die Russen ihre

Stellung sofort verändern würden. Mit unbefchreiblicher Tapferkeit fochten die Preußen und mit solchem Nachdruck, daß die Russen eine Batterie nach der andern verlassen mußten, und erstere um 6 Uhr Abends schon 100 Kanonen erbeutet hatten. Der Ausfall blieb unentschieden, bis am Abend der General Laudon mit neuen Truppen und neuer Uebermacht heranrückte und die Preußen vom Schauplatz drängte, so sehr sie sich auch bis auf den letzten Mann zu wehren suchten; 20,000 tapfere Preußen deckten den Wahlplatz, die Regimentier sahen wie Kompagnieen aus. Eben so viel Russen waren geblieben, daß Soltikow äußerte: „noch ein solcher Sieg, und ich werde selber mit einem Stabe in der Hand die Nachricht davon nach Petersburg überbringen müssen.“ An Daun meldete er den Sieg mit dem Beifügen: nun auch etwas zu thun. Hierdurch wurden die Wirkungen des Sieges vereitelt. Auf vieles Bitten endlich zog sich Soltikow mit ernstern Absichten auf Glogau nach Schlesien. Der König hinderte ihn an ernstlichen Versuchen; aber die von ihm durchzogenen Gegenden litten besonders viel von der Rohheit seiner Truppen, namentlich der Kosaken, die keinen Unterschied zwischen bewaffneten und wehrlosen Einwohnern kannten. Im Verein mit den Oesterreichern langten sie am 24. September bei der Oder an, im Begriff nach Glogau zu ziehen, zu welchem Ende sie bei Beuthen a. O. ein Lager hatten abstecken lassen. Aber die Vortruppen erstaunten nicht wenig, als sie dasselbe schon von Preußen besetzt sahen. Soltikow und Laudon betrachteten es und wagten nicht, den König daraus zu ver-

treiben, sondern gingen am 28. September über die Oder, im Begriff, einen Versuch auf Breslau zu machen. Ueberall aber stießen sie auf Preußen, daß sie keinen haltbaren Punkt zu Winterquartieren in Schlesien fanden. Der letzte Versuch zur Annäherung gegen Breslau wurde bei Herrstadt gemacht. Die Stadt, ein Paß über einen kleinen sumpfigen und tiefen Fluß, die Bartsch, war kurz vorher von den Preußen besetzt. Soltikow verlangte die Uebergabe mit Bedrohung der Einäschierung. Der preussische Offizier antwortete, er habe Befehl, den Ort zu vertheidigen, wenn auch die Russen nach ihrer Gewohnheit mordbrennen wollten. Dieser Zusatz reizte den russischen General zum Zorn; er fand nicht nöthig, den Vorwurf durch Schonung zu widerlegen, sondern verwandelte Herrstadt durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen und zog ab. Den gänzlichen Abzug aus Schlesien bezeichneten zwölf brennende Dörfer. Uebrigens glichen die Verwüstungen der rohen Kosaken, Kalmücken und Baskiren ganz denen der Tartaren im 13. Jahrhundert.

Dem Grafen Kosel, welcher sich über die russischen Verheerungen seiner Güter an der Oder beim Könige beklagte, antwortete dieser: „Wir haben mit Barbaren zu thun, die am Begräbniß der Menschlichkeit arbeiten. Sie sehen, mein lieber Graf, daß ich mehr darauf bedacht bin, dem Uebel abzuhelpen, als darüber zu klagen, und das rathe ich allen meinen Freunden ic.“

In Polen trennte sich Laudon von den Russen und zog nach Oberschlesien, wobei ihm der König ein Beobachtungs-Corps

entgegen schickte, während er selbst nach Sachsen zog.

In Sachsen, wohin der König eilte, standen die Sachen nicht zum Besten. Dresden war am 4. September durch Capitulation an die Oesterreicher übergegangen und ein vom Könige abgeschicktes Corps von ungefähr 12,000 Mann unter dem General Fink, welches den Oesterreichern die Zufuhr nach Böhmen abschneiden sollte, mußte sich bei Maxen, im sächsischen Erzgebirge, den 21. November kriegsgefangen ergeben. Bei Freiburg standen beide feindlichen Heere in der strengsten Winterkälte im Felde einander unthätig gegenüber. England und Preußen suchten den Frieden zu vermitteln, aber die Kriegslust der Feinde war bewundernswürdig, die Friedensvorschläge wurden zurückgewiesen.

Das fünfte Kriegsjahr 1760 begann unter ungünstigen Aussichten. Friedrich zählte ungefähr 80,000 Streiter, denen auf verschiedenen Punkten 320,000 Feinde gegenüber standen. Die Russen sollten nach Schlessien ziehen und Daun den König in Sachsen beschäftigen. Der Feldzug wurde im Mai eröffnet; die Armeen setzten sich gegen Sachsen und Schlessien in Bewegung. Der erste Schritt zur Ausführung des Planes geschah durch Laudon mit einem glücklichen Ausschlag. Dieser Feldherr, welcher mit seinen starken Corps den rechten Flügel der von Böhmen aus bis Troppau längs der Grenze in die Winterquartiere verlegten österreichischen Armee befehligte, zog sich im Mai und Juni durch Böhmen nach Niederschlessien. Der preussische General Fouquet stand mit 18,000 Mann auf den Bergen um Landeshut zur Deckung

Schlessiens. Hier griff ihn Laudon an und der größte Heldennuth mußte endlich der Ueberlegenheit weichen; denn der Feind war 30,000 Mann stark. Durch acht Stunden lang leisteten die Preußen Widerstand, verschossen all ihr Pulver; Fouquet selbst wurde verwundet und stürzte mit seinem unter ihm getödteten Pferde. Durch diesen Fall wehrlos gemacht, trafen ihn noch die Säbelhiebe der Feinde, und er wurde unfehlbar durch einen österreichischen Reiter den Tod gefunden haben, wenn sich nicht sein treuer Reitknecht Trauttschke auf ihn geworfen und die Hiebe mit seinem Körper aufgefangen hätte; doch kam auch dieser mit dem Leben davon. Vier tausend Preußen, mit ihnen ihr Anführer Fouquet, geriethen in die Gefangenschaft, 600 lagen auf dem Plage und 1800 waren verwundet. Die Husaren von Gersdorf und die Dragoner von Platen schlugen sich durch die Feinde und retteten sich mit 1500 Infanteristen nach Breslau. Die Feinde staunten über die Tapferkeit der Ueberwundenen und begegneten diesen mit aller Ehre und Achtung. Der kaiserliche Oberst Voit ließ sein Paraderpferd herbeiführen und bat Fouquet, es zu besteigen. Dieser weigerte sich mit den Worten: „ich werde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben.“ Voit erwiderte: „es wird unendlich gewinnen, wenn es mit dem Blute eines Helden gefärbt ist.“

Andererseits brachte es den Siegern große Schande, daß sie ihre Wuth an den wehrlosen Landeshutern ausließen. Von 2 Uhr Morgens bis 11 Uhr Mittags plünderten sie diese Stadt rein aus, wodurch ein Verlust von 635,356 Thalern entstand;

außerdem tödteten sie 12 Personen aus der Bürgerschaft, 43 wurden verwundet und über 300 gemißhandelt. Das Andenken an die Schrecken dieses Tages erhielt eine Stiftungspredigt.

Auch die Festung Glatz wurde wegen ihrer schwachen Besatzung und Mangel an äußerem Schutze (den 20. Juni) genommen. Die Oesterreicher fanden hier mächtigen Widerstand, allein Harsch ließ die schweren Belagerungsgeschütze aus Olmütz herbei schaffen, die Festung beschießen und die Laufgräben eröffnen. Der preussische Kommandant, Namens d'D, vertheidigte sich noch fort nach Kräften; als aber seine eigenen Leute, die meist aus Ausländern und Ueberläufern bestanden, einen Aufruhr machten und ganze Kompagnieen das Gewehr wegwarfen, so drangen die Kroaten unangefochten in die Hauptwerke ein und bemächtigten sich der Festung ohne Kapitulation. Die Besatzung wurde sämmtlich kriegsgefangen.

Hierher gehört die Erwähnung des Umstandes, daß das Benehmen des früher hier kommandirenden Generals Fouquets, besonders der Befehl zur Hinrichtung des Weltpriesters Faulhaber, den er von dem Könige zu erreichen gewußt, eine den Preußen sehr ungünstige Stimmung erregt hatte*).

Muthig gemacht durch die Erfolge, wandte sich Laudon gegen Breslau, wo er sich mit den Russen zu vereinigen gedachte, die, statt nach Pommern und in die Neumark, wie anfänglich beschloffen worden, ihren Zug direkt nach Schlesien richteten. Von dieser Vereinigung glaubte Laudon einen erfolgreichen Versuch auf diese Hauptstadt, das Herz von Schlesien, machen zu können.

Laudon ließ nun den General Droschkowitz mit dem größten Theile des Gläzer Belagerungs-Corps nach Breslau ausbrechen und ertheilte dem bei Neumarkt stehenden General Nauendorf gleiche Befehle. Nauendorf warf die preussischen Vorposten über die Lohse zurück, Laudon folgte am 30. Juli bis Lissa und am 31. war die Stadt völlig eingeschlossen.

Die österreichische Hauptarmee lagerte sich zwischen Klein-Mochbern und Pöpelwitz; auf der andern Seite der Oder befand sich das Reserve-Corps, das bei Leubus über die Oder gegangen war, zwischen Rosenthal und Karlowitz, und stand mit dem Haupt-Corps durch eine Schiffbrücke bei Klein-Masselwitz in Verbindung; die Truppen

Gericht erkannte gegen ihn auf Suspension vom Beichtstuhle: Fouquet aber, dessen Vorfahren als Hugonoten aus Frankreich waren verwiesen worden und ihre Güter verloren hatten, stellte dem Könige die Sache von der gefährlichsten Seite vor, so daß dieser den angeblichen Jesuiten zum Galgen verurtheilte. Das spätere Urtheil, selbst der Protestanten, hat diesen Märtyrer des standhaft wahren Beichtgeheimnisses, dem bei der Untersuchung keine Verletzung der Unterthanenpflicht nachgewiesen werden konnte, vollständig gerechtfertigt.

A. Otto.

*) Dieser Geistliche hatte einem Soldaten, der ihm seinen Entschluß der Desertion in der Beichte mitgetheilt hatte, die Absolution verweigert, und obgleich der wieder Eingefangene sich auf den Vorfall berief, dennoch seinen Prieistereid nicht verletzen wollen, und weder für noch gegen den Ueberläufer etwas auszusagen sich geweigert. Das über ihn gesetzte

des General Droschkowits lagerten zwischen Dürrjentsch und Gabitz, und bei Parchwitz stand General Caramelli, um die Brücke bei Leubus zu decken.

In der Festung befand sich der Kommandant der General-Major von Tauenzien mit 3000 Preußen, von denen er nur auf 1000 Mann Garde sicher rechnen konnte, da die Uebrigen theils Ueberläufer, theils Invaliden waren, theils nur gezwungen dienten. Neuntausend gefangene Oesterreicher, die in den Kirchen und Klöstern eingesperrt waren, und der Argwohn gegen die preussische Gesinnung eines Theils des Breslauer Magistrats vermehrten mit Recht die Besorgnisse des Feldherrn, dessen kleinem Häuflein 50,000 Feinde gegenüberstanden, der aber entschlossen war, seinen Posten bis zum letzten Hauche zu vertheidigen.

Laudon, dem an Breslau's Eroberung viel gelegen war, dem aber gleichwohl zur Einnahme einer Stadt wie diese, hinreichende Munition und Belagerungsgeschütz fehlte, und dem ein Sturm wegen der breiten wasserreichen Graben nicht rathsam schien, beschloß daher zuerst den Weg der Unterhandlung und sandte den Artillerie-Oberst Rouvroi mit dem Bedeuten an Tauenzien, daß er 56 Bataillons und 35 Schwadronen stark, die russische Armee im Anzuge und Entsatz nicht zu hoffen sei. Als aber der Antrag abgewiesen wurde, so griffen die Kroaten unverzüglich die Vorstädte an und suchten sich darin festzuhalten. Da aber unternahm Tauenzien einen Ausfall durch das Schweidnitzer Thor; auf dem Anger, wo jetzt des Heiden Denkmal steht, entspann sich ein lebhaftes Gefecht,

in Folge dessen die Kroaten bis an die äußersten Häuser zurückgeworfen wurden, darauf wurden die Vorstädte angezündet und alle Anstalten zu einer harten Vertheidigung getroffen. Alsdann versammelte er seine Offiziere, stellte ihnen die mögliche Eroberung der Stadt vor und schloß mit dem Vorschlage, einen Theil der Wälle zu einer eigenen Festung zu machen und sich darin bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren, damit die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe, Friedrichs Leibwache kriegsgefangen zu sehen.

Alle gelobten, seinem Willen zu gehorchen.

Laudon, der keinen so entschlossenen Kommandanten zu finden vermuthet hatte, sandte ihm am 1. August Vormittags ein Schreiben, in welchem er ihn nochmals durch mancherlei Gründe zur Uebergabe aufforderte: Breslau sei eine Handelsstadt und keine Festung; es wäre daher gegen Kriegsgebrauch, selbige gegen eine große Uebermacht zu vertheidigen; der König sei jenseits der Elbe, und Prinz Heinrich unweit der Warthe in Polen; die Russen würden in zwei Tagen mit 75,000 Mann erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oesterreicher als Russen einnehmen würde; er wolle der Besatzung die Bedingungen der Kapitulation überlassen; würde aber die Uebergabe verweigert, so solle die Stadt aus 45 Mörsern in Brand gesteckt werden. — Tauenzien antwortete darauf ganz kurz: Breslau sei eine Festung und er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten.

Da Laudon nach Empfang dieses

Briefes einsah, daß bei Tauenzien seine Ueberredungskünste am unrechten Orte wären, so versuchte er die Bürgerschaft gegen den Kommandanten aufzuwiegeln. Er ließ an den Stadt-Direktor Conradi einen beweglichen Brief schreiben, welcher Mitleid gegen die unglücklichen Bewohner athmete, die durch 45 zum Brande fertig stehende Feuermörser und die im Anzuge begriffenen Russen ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen sähen.

Dieser Brief, von dem Tauenzien Nachricht erhalten hatte, und zu welchem Laudon wohlweislich seinen Namen nicht hergegeben, hätte dem Direktor Conradi beinahe das Leben gekostet, da der Kommandant bereits Befehl gegeben hatte, ihn zu arretiren, als er zu seinem Glück den Brief selbst überbrachte.

Um seine Drohungen in Erfüllung zu bringen, ließ Laudon Nachmittags 3 Batterien errichten, eine am Ende der Nikolai-Vorstadt, eine zweite zwischen Gabitz und Neudorf, und die dritte in der Dhlauer Vorstadt. Um 10 Uhr Abends begann das Bombardement.

Es dauerte nur zwei Stunden, war aber um so verheerender, als die Belagerer unaufhörlich die Orte beschossen, wo die Flammen zündeten und auf diese Weise das Löschen verhinderten. Auf der Karlsgasse und am Neumarkte konnte man des Feuers nicht Herr werden. Das königliche Palais, die ganze Südseite des Neumarkts, ein Theil der Katharinenstraße, die neuen Fleischbänke und das damals noch neue Hoffeldsche Palais, das schönste Gebäude der Stadt (die jetzige Regierung), wurden ein Raub der Flammen. Viele Personen ver-

loren ihr Leben, unter ihnen der schönste Mann, ein Flügelmann der königlichen Garde, und das schönste Mädchen Breslau's, die Jungfer Müller.

Die Kroaten, welche zu stürmen versuchten, wurden indeß nachdrücklich zurückgewiesen, und da nach Mitternacht das feindliche Feuer aufhörte, schloß Tauenzien daraus, daß es dem Feinde an Munition fehlen müsse, und ermunterte seine Leute zur äußersten Gegenwehr.

Laudon, der die Unmöglichkeit einsah, die Stadt allein zu erobern, und zugleich die Nachricht erhielt, daß Prinz Heinrich bei Glogau über die Oder gegangen sei und zum Entsatz heranmarschire, schickte an den Befehlshaber der russischen Macht, Soltikow, der noch 9 Meilen von Breslau entfernt war, um ihn zu schnellern Marschen zu vermögen; zugleich sandte er am 2. August Vormittags den Obristen Rouvroi nochmals an Tauenzien, um ihn noch einmal durch Komplimente und schmeichelhafte Anträge zu Unterhandlungen zu vermögen. Da Tauenzien unerschütterlich blieb und ihm auf seine spätere Drohung, daß kein Pardon gegeben werden würde, falls die Stadt mit Sturm überging, erwiderte, er habe keinen besondern Begriff von der Ehre eines Kommandanten, der eine Festung übergebe, ohne daß einmal Bresche geschossen sei, und daß er den Sturm mit seinen Braven schon zurückschlagen werde, erwiderte Rouvroi heftig: „So werden wir unverzüglich die Laufgräben eröffnen.“

„Das habe ich längst erwartet!“ entgegnete der tapfere Kommandant.

„Dann werden wir weder Säuglinge

noch Schwangere verschonen!" rief der feindliche Oberst.

„Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch nicht!" antwortete Tauenzien in lakonischer Kürze, und die Feinde schieden von einander.

Was allgemein vermuthet wurde, ein erneuertes allseitiges Bombardement, ging nicht in Erfüllung. Die Oesterreicher hielten sich still in ihrem Lager und am 4ten gegen 10 Uhr früh trat Laudon, der das Nahen Prinz Heinrichs fürchtete, mit der Hauptarmee den Rückmarsch nach Kanth an, nachdem das Reserve-Corps bei Karlowitz schon mit Tagesanbruch über die Oder zurückgegangen war. Als sich auch Mittags der Nachtrab bei Gabitz zurückzog, schickte Tauenzien sogleich einige hundert Mann hinaus, um die feindlichen Belagerungs-Arbeiten zu vernichten.

Am selben Abend besetzten die herbeikommenden Russen Hundsfeld, aber auch Prinz Heinrich war in Eilmärschen herbeigezogen und lagerte sich zwischen der Stadt und der alten Oder, um den Feind zu verhindern, gegen Breslau etwas zu unternehmen, was ihm auch gelang, da Soltikow mit dem Benehmen Laudons, der seine Ankunft nicht erwartet hatte, was allerdings von diesem kühnen General Wunder nehmen mußte, höchst unzufrieden war, und sich begnügte, bei Groß-Weigelsdorf stehen zu bleiben und den Prinzen Heinrich im Schach zu halten, damit dieser die Operationen des Königs, der am 7ten in Bunzlau angekommen war, nicht unterstützen konnte.

Schlesien, von allen Seiten bedrängt, bedurfte der Hülfe des Königs, welcher

daher nach Aufhebung der Belagerung von Dresden seinen Marsch dahin richtete, um sich mit dem Prinzen Heinrich zu verbinden. Daun mit ungefähr 70,000 Mann folgte ihm auf der einen Seite, während 30,000 Oesterreicher und über 70,000 Russen unter Paschy auf der andern Seite ihm an der Vereinigung mit dem Prinzen hinderlich zu werden suchten. Unter solchen Operationen langte der König am 14. August bei Liegnitz an der Ratzbach an, wo er durch einen gefangenen österreichischen Offizier die Nachricht erhielt, daß er am folgenden Tage würde angegriffen werden. Noch in derselben Nacht veränderte der König seine Stellung: die Feuer im Lager ließ er durch Bauern unterhalten und durch zurückgelassene Husaren-Patrouillen das nächtliche Lagergeschrei fortsetzen. Laudon wollte aber auch den König überlisten; er brach mit seiner Armee auf und ließ durch zurückgelassene Tambours um Mitternacht die bei den Oesterreichern übliche Schaarwacht schlagen. In größter Stille stellte Friedrich sein Heer auf den Anhöhen bei Liegnitz in Schlachtordnung. Es war eine freundliche schöne Nacht, kein Lüftchen wehte unter dem gestirnten Himmel dahin. Der erwartungsvolle Soldat hatte sich vorher, das Gewehr im Arm, zu kurzer Ruhe gelagert, aber kein Schlaf kam in seine Augen, er unterhielt sich, da das Singen untersagt war, in traulichem Gespräch. Der König selbst saß in diesen wichtigen Augenblicken auf einer Trommel, nach andern Erzählungen auf dem Schooße eines Soldaten schlummernd.

Während dessen war Laudon geräuschlos über die Ratzbach gezogen, um sich

dem Lager des Königs zu nähern, von dessen Räumung er keine Ahnung hatte, und darum auch nicht wenig staunte, als er die Höhen, auf welchen er sich in Schlachtordnung stellen wollte, schon besetzt fand. Furchtbar begrüßte ihn hier eine preussische Batterie, er griff aber muthig an, da er auf Daun, welcher im Hinterhalt lag, rechnen zu können vermeinte, wurde aber gänzlich zurückgeschlagen. Laschy und Daun standen nur eine halbe Meile vom Schlachtfelde, hörten aber wegen des entgegengesetzt wehenden Windes nicht den Donner von 200 Kanonen, welche in voller Thätigkeit gehalten wurden. Die siegenden Fortschritte der Preußen gingen so schnell, daß schon nach zwei Stunden der König im Besitz des Schlachtfeldes den vollkommensten Sieg über Laudon davontrug. Ueberdies mehrten 12,000 Preußen, welche der König an die Ufer der Ratzbach gestellt, diesem den Uebergang. Groß war Dauns Erstaunen, als er vor dem preussischen Lager erschien und es völlig leer fand; er wußte nicht, wohin die Preußen gekommen, bis ihn endlich ein allgemeiner Freudenonner aus preussischen Kanonen von Laudons trauriger Lage benachrichtigte. Die Preußen hatten 23 Fahnen und 82 Kanonen erbeutet; 4000 Oesterreicher waren theils todt, theils verwundet, 6000 waren gefangen. Der König zählte nur 1800 Todte und Verwundete. Der ersochtene Sieg war um so wichtiger, als er die Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen hinderte und alle ihre auf die schlesischen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte.

Der Weitermarsch, den der König

am Morgen nach der Schlacht mit seiner von der Blutarbeit abgematteten und noch immer gefährlich von den an Zahl überlegenen Feinden umgebenen Armee antrat, war erstaunenswerth und gleich wichtig, wie manche andere große Begebenheit des siebenjährigen Krieges. Ohne Zeitverlust mußte fortgerückt werden mit dem eroberten Geschütz, allen Gefangenen und Verwundeten. Letztere packte man auf Mehl-, Brot- und andere Wagen und Chaisen, sie mochten gehören, wem sie wollten, selbst der König gab die seinigen dazu her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmsten Befehlshaber wurden zur Fortschaffung Verwundeter, welche noch reiten konnten, genommen. Die übrigen leeren Wagen wurden zerschlagen und die Pferde vor die erbeuteten Kanonen gespannt. Von den erbeuteten Gewehren nahm jeder Reiter und Päcknecht eins mit. Nichts wurde zurückgelassen, erheblich oder unerheblich; es galt als Beute. Es blieb auch kein einziger Verwundeter zurück, weder von den Preußen noch von den Oesterreichern, so daß um 9 Uhr, vier Stunden nach der Schlacht, dieses so unvorbereitet neubelastete Heer mit dem ganzen ungeheuern Troß in vollem Marsche war. Der Zug ging unangefochten über Parchwitz nach Breslau.

Die Russen, welche die Oder besetzt hielten, gingen bei der Annäherung des Königs zurück, und letzterer zog den größten Theil der Armee des Prinzen Heinrich an sich, mit welcher er sich gegen Schweidnitz wendete, da der Feldmarschall Daun Anstalten traf, diese Festung zu belagern.

Den ganzen Monat September hindurch blieben beide Armeen unthätig und

machten in einem Bezirk von einigen Meilen nur künstliche Bewegungen, welche zur Absicht hatten, für den Fall eines Treffens den Vortheil der Stellung einander abzugewinnen. Daun, der stärkere Theil, wagte durchaus keinen Hauptschlag.

Der Feldzug nahm nun eine andere Wendung; denn jede der verbündeten Armeen glaubte in Gefahr zu sein, so lange nicht des Königs Kriegsmacht gebrochen wäre; man suchte daher den Kriegsschauplatz theilweise nach den übrigen Ländern des Königs zu verlegen. Der russische General Tottleben marschirte nach der Mark und rückte am 9. October in Berlin ein, blieb aber nur 3 Tage darin. Der König brach mit seiner Armee den 6. October aus Schlesien auf und ging den 11. bei Sprottau über die Oder nach der Neumark. Die Russen hatten sich längst von Berlin entfernt, und Laschy eilte nach Sachsen zur Daunschen Armee, welche neben der preussischen her und gleichzeitig mit dieser über die Elbe ging, die Preußen bei Dessau, die Oesterreicher bei Torgau.

Bei Torgau griff der König den 3. November das Lager der Oesterreicher an und errang über dieselben in einer erstaunenswerthen Schlacht einen Sieg, der sein Glück entschied: 12,000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene hatte Daun, Friedrich hingegen 14,000 Mann in Allem verloren; Torgau ergab sich ihm. In Schlesien machte der zurückgebliebene Laudon einen Versuch auf Kosel, zog sich aber zurück, als die Preußen unter Solz zum Entsatz erschienen.

Schlesien war nun auf kurze Zeit von

den Feinden gereinigt, aber in verschiedenen Gegenden furchtbar verwüstet; denn es wurde außerdem heimgesucht von ansteckenden Krankheiten, die sich aus den Lagern in die Städte und Dörfer verbreitet und arg wütheten. Breslau war fast die einzige Stadt, die sich trotz der herrschenden Seuchen in einem blühenden Wohlstande befand. Ein Augenzeuge erzählt, daß zu dieser Zeit unter den traurigen Anzeichen des Krieges dennoch alle öffentlichen Versammlungs- und Vergnügungsorte voll von Genußsüchtigen waren.

Das neue Kriegsjahr 1761 brachte unserm Könige Friedrich, welcher sich während der Winterquartiere in Leipzig aufhielt, keine besseren Aussichten als das vergangene: denn so lebhaft auch selbst von einem Theile seiner Gegner am Frieden gearbeitet wurde, so mochte sich doch Maria Theresia dazu nicht verstehen, weil sie bezweifelte, eine so weit aussehende Verbindung wider Preußen jemals wieder zu Stande zu bringen. Die Fortsetzung des Krieges wurde bestimmt. Laudon erhielt den Oberbefehl in Schlesien, während sich ein Theil Russen unter Butturlin mit ihm vereinigen, ein anderer aber in Pommern einfallen sollte.

Ueber Hundsfeld erschienen die Russen vor Breslau und besetzten schon die Oder, Vorstadt, auf die Beihülfe der in der Stadt bewachten Gefangenen rechnend; der Kommandant Lauenzien schlug sie aber zurück. Der Plan des Wiener und Petersburger Hofes, den König durch Vereinigung ihrer Armeen in die Enge zu treiben und aufzureiben, gelang dahin, daß sich am 12. August bei Striegau das österrei-

chische Heer mit dem russischen vereinigte. Nunmehr schien es um des Königs Armee geschehen zu sein; er hatte einer vereinigten Macht von 132,000 Mann nur 50,000 Streiter entgegen zu stellen. Der König bezog das Lager bei Bunzelwitz, um von hieraus der Festung Schweidnitz, im Fall sie belagert würde, zu Hilfe zu kommen, auch waren hier die Magazine, die der Feinde wegen nicht fortgeschafft werden konnten. Noch nie hatte man den König in einem so verschanzten Lager gesehen; in Zeit von drei Tagen war dasselbe zu einer ungeheuern Festung umgeschaffen. Die Hälfte der Armee arbeitete immer, die andere ruhte; so ging es Tag und Nacht, bis es vollendet war. So wurde das Lager eine Art von Waffenplatz, von welchem der Berg bei Würben die Citabelle vorstellte. Die Spitzen der Dörfer Bunzelwitz und Jauernick wurden durch große Batterien, deren kreuzendes Feuer die Front vertheidigte, gedeckt. Zwischen beiden Dörfern, etwas hinter ihnen, war die Front des Fußvolks durch große Redouten geschützt, die mit zahlreicher Artillerie besetzt waren. Zwischen durch waren Deffnungen, um der Reiterei zum Ausfall Raum zu lassen. Jenseits Jauernick, hinter dem Nonnenbusche, bestrichen vier verschanzte Hügel die Gegend, von welcher ein schlammiger Graben floß; mehr rechts theilte ein großer Verhaß den Nonnenbusch, welcher von Jägern und Frei-Bataillons vertheidigt ward. Am äußersten Ende des rechten Flügels lag der Armee im Rücken ein Wald, in welchem eine versteckte Batterie errichtet war, die hinterinem Verhaß mit einer zweiten Batterie in Verbindung stand. Von da aus lief

wieder eine Verschanzung, die hinter der Armee an die auf der Anhöhe von Würben errichteten Werke stieß. Die Verschanzungen waren überall 16 Fuß dick und die Gräben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit. Die Fronte war mit starken Pallisaden umgeben und die uspringenden Theile der Werke waren lunterminirt. Vor den Minen hatte man Wolfsgruben angelegt und vor diesen Wolfsgruben bestand die äußere Einfassung aus spanischen Reitern, die aneinander hingen und in der Erde besetzt waren. Die Armee des Königs zählte 66 Bataillons und 143 Schwadronen; 460 Artilleriestücke umgaben die verschiedenen Werke und 182 gefüllte Minen standen bereit, auf das erste gegebene Zeichen zu springen. So hatte der königliche Löwe den Eingang in seine fürchterliche Höhle verwahrt, und die Feinde wagten es nicht, sich derselben zu nähern. Es wäre auch eine Tollkühnheit gewesen, gegen diese Felsenburg etwas zu unternehmen. Bis in den September standen die Armeen so unthätig vor einander, bis die Russen, durch Hunger genöthigt, sich von den Oesterreichern wieder trennten und diese sich ins Gebirge zurückzogen. Die Vereinigung der feindlichen Heere, die dem Könige den Untergang drohte, war jetzt ein Glück für ihn, weil es ihnen um desto früher an Proviant mangelte. Der Scheffel Korn war außer dem preussischen Lager auf 15 Thaler gestiegen. Den Preußen mangelte es zwar nicht an Brot, aber desto mehr an allen übrigen Lebensmitteln. Ihre Freude bei dem Abzuge der belagernden feindlichen Armee glich daher mit Recht einem großen Siegesfeste.

Der Abzug der Russen geschah den 10. September; ein Theil ging über die Oder, nur 20,000 unter Czernitschew blieben bei den Bundesgenossen. Vierzehn Tage nach dem Abzuge der ersteren verließ der König sein verschanztes Lager, übergab die Festung Schweidnitz dem General von Bastrow als Kommandanten, und bezog bei Münsterberg ein neues Lager. Hier vernahm er am 1. October die Erstürmung der Festung Schweidnitz durch Laudon.

Unter den Kriegsgefangenen, welche sich in Schweidnitz befanden, war auch ein Major Rocca, ein Italiener, welcher sich die Gunst des Kommandanten Bastrow in einem solchen Grade erworben hatte, daß dieser ihn oft zur Tafel zog und frei in den Festungswerken umhergehen ließ. Rocca benutzte die Freundlichkeit des Kommandanten zu schändlichem Verrath: er knüpfte einen geheimen Briefwechsel mit Laudon, der bei Wartha stand, an und unterrichtete ihn auf das allergenaueste von der Beschaffenheit der Werke und von den Posten und Wachen in denselben. Auf ihre schwache Besatzung und auf die Sorglosigkeit des Kommandanten, welcher in der Nacht des 1. Octobers einen großen Ball zu geben beabsichtigte, gründete der von Allem genau unterrichtete Laudon den Entwurf eines plötzlichen Ueberfalles. In der Festung befanden sich 240 Stück schweres Geschütz, aber nur 191 Artilleristen zur Bedienung. Dieses wußte Laudon ebenfalls und schlich sich daher mit 20 Bataillons und 800 Russen an die Festung heran. Der Kommandant glaubte ganz sicher zu sein. Früh um drei Uhr näherten sich die Feinde, ermuntert durch ein Versprechen von 100,000 Gulden

und erhitzt durch Brantwein, mit welchem sich besonders die Russen stärkten. Mit hinreichender Menge von Sturmleitern versehen, wurden die Außenwerke an vier verschiedenen Orten, ohne einen Schuß zu thun, erstiegen, die Besatzung niedergehauen oder vertrieben und die auf den Wällen erbeuteten Kanonen auf den innern Hauptwall gerichtet. Alles wimmelte voll von Feinden — die Bestürzung der Besatzung war groß, nur zwölf Kanonenschüsse konnte sie thun. Nach Verlauf von kaum 3 Stunden war die ganze Festung in den Händen der Feinde. Die Russen drangen in unordentlichen Haufen blindlings vor und kamen in der Finsterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken, wo die Zugbrücke abgebrochen war. Man rief nach Leitern und Faschinen, aber die Hintermänner drangen immer vorwärts, stürzten die vorderen in die Tiefe, welche sie dadurch mit ihren Leibern ausfüllten, über welche die letztern Kameraden wie über eine Brücke hinein marschirten. Auf dem Bögenfort riefen die Preußen um Pardon. „Nichts Pardon!“ brüllten die Russen und hieben alles vor sich nieder. Aus Verzweiflung zündete ein preussischer Artillerist ein Pulvermagazin an und sprengte sich dadurch mit mehreren seiner Kameraden und 300 Feinden in die Luft. Den tapfersten Widerstand fand das Laudonsche Regiment beim Galgenfort, von welchem der Sturm zweimal abgeschlagen wurde. Der Kommandeur, Graf von Wallis, rief seinen Leuten zu: „wir müssen die Festung ersteigen, oder ich will hier umkommen. Ich habe dies unserm Chef versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen. Laßt uns

also siegen oder sterben.“ Man trug nun Leitern herbei, der Sturm wurde erneut und das Fort erstiegen. Die Feinde unterstützten 250 Kriegsgefangene, welche die Thüren ihrer Kasematten sprengten, die Mauer erstiegen und ihren Landsleuten ein Stadthor öffneten.

Bis jetzt waren die Bürger verschont geblieben, aber nun begann auch für sie ein Tag des Schreckens. Die wüthenden Soldaten drangen in die Häuser und überließen sich vier Stunden der wildesten Raublust. Aller Hausrath wurde zerhauen, die Wäsche zerrissen, die Federbetten in die Luft gestreut und den Einwohnern mit vielen Mißhandlungen alles klingende Geld abgefordert. Viele wurden dabei geschlagen und verwundet, die Wuth der Unmenschen war ohne Grenzen. Man plünderte nicht bloß das Eigenthum der Einwohner der Stadt, sondern auch vieler Fremden und der Bewohner der umliegenden Gegend, die ihre kostbaren Sachen, als sicherer, in die Festung geflüchtet hatten. Laudon hatte diese Plünderung ausdrücklich verboten und dafür den Soldaten die obenerwähnte Summe von 100,000 Gulden versprochen; er soll sie jedoch selbst nicht ernstlich genug daran gehindert haben. Nur dann, als die österreichische Kavallerie in die Stadt nachrückte, wurde dem grausamen Verfahren des zügellosen Fußvolkes Einhalt gethan. Die russischen Grenadiere achteten genauer auf den Befehl ihres Feldherrn und nahmen zu ihrer Ehre an diesem Raubfest keinen Antheil, sondern setzten sich still auf die von ihnen eroberten Bälle nieder. Der Ruhm der Eroberung und die Zufriedenheit ihrer Kaiserin war ihnen Lohn genug.

Dieser Vorfall brachte zwar nur eine kleine Veränderung in der Stellung der Armee des Königs hervor, setzte ihn aber in eine Lage, welche schwieriger war als je. Ein Glück war es, daß der zaudernde Laudon sich in das Gebirge zog und seinen Vortheil nicht weiter verfolgte. Ueberdies wollte ihn der österreichische Kriegsrath in Wien zu schwerer Verantwortlichkeit ziehen, weil er den Plan seiner Ueberrumpelung nicht zuvor angezeigt hatte; nur die Fürsprache des Kaisers Franz rettete ihn. Er verhielt sich ruhig und unthätig, während er von dem russischen Feldherrn Czernitschew unaufhörlich aufgefordert wurde, gegen Breslau aufzubrechen, wodurch die Macht des Königs leicht mit einem Hauptschlage hätte vernichtet werden können. Fast alle preussischen Provinzen waren von den Feinden besetzt, oder doch so ausgesogen und zu Grunde gerichtet, daß Friedrich weder Geld noch Truppen aus ihnen beziehen konnte. Seine Armee betrug höchstens 30,000 Mann. Prinz Heinrich behauptete sich in Sachsen nur durch ein Wunderwerk gegen die vereinigten Oesterreicher und Reichsvölker; die schlesischen Festungen Neisse, Kosel, Brieg, Breslau und Glogau waren allein nur noch mit königlichen Truppen besetzt. In Pommern breitete sich die ganze russische Hauptmacht aus und eroberte die Festung Kolberg in der Mitte des Decembers. Zwar murrten schon die Schweden und Reichsvölker über die Dauer des kostspieligen Krieges, aus welchem sie noch keine Vortheile absahen, und man wünschte den Frieden, an welchen aber der Wiener Hof nicht dachte. Alle Vortheile zusammen genommen, welche Oesterreich bis jetzt

errungen, schienen noch nicht groß genug zu sein, um den wichtigen Akt, dessen erste Bedingung von preussischer Seite die Abtretung Schlesiens war, zu vollziehen.

Der König hatte an der Ohlau bei Strehlen ein Lager bezogen, in der Hoffnung, den General Laudon aus seiner Stellung bei Freiburg, welche ihn in Verbindung mit Sachsen und Böhmen hielt, in die Ebene zu verlocken und da ein Treffen mit ihm zu wagen; beide Heere behielten aber ihre Stellung bis Ende des Jahres.

Noch bedenklicher wurde die Lage des Königs, als man ihm die Nachricht hinterbrachte, daß der berühmte Pitt aus dem englischen Ministerium getreten sei und England die an Preußen jährlich bezahlten Subsidien ferner zu leisten verweigere. Da empfing der große Friedrich, der seinen Muth nicht verlor, dessen Ruhm bereits

bis in die andern Welttheile gedungen war, eine Gesandtschaft des Chans der Tartaren, welcher versprach, 16,000 Mann gegen Rußland marschiren zu lassen. Gegen Oesterreich suchte er vergeblich die Pforte zum Kriege aufzureizen. Oesterreich blieb indessen nicht ohne Besorgniß, der Nachbar in Konstantinopel möchte doch einmal andern Sinnes werden, und man nahm daher zu Wien jezt ganz willkommen jeden Vorschlag eines gewissen und entscheidenden Mittels an, den König von Preußen zur Annehmung von Friedensbedingungen zwingen zu können. Zwei Schlesier, ein Edelmann und ein Priester, entwarfen den Plan, den König in seinem Hauptquartier aufzuheben und den Oesterreichern in die Hände zu liefern. Ganz Europa staunte in der Folge, weniger über das Unternehmen, als über das Glück des Königs, der Gefahr glücklich entronnen zu sein.

Hochverrath des Baron von Markotsch.

Der Baron von Markotsch stand im Anfange des siebenjährigen Krieges als Hauptmann in kaiserlichen Diensten im Regiment des Marquis von Votta. Bald darauf erbt er von seinem einzigen Bruder die Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und Graßerei in Schlesien und wurde dadurch preussischer Unterthan; im Herzen aber blieb er kaiserlich und wußte sich gegen den König zu verstellen, daß dieser ihm seine volle Gunst zu Theil werden ließ. In das Hauptlager bei Bunzelwitz sandte er dem Könige im August durch Schleichwege reichlich Aprikosen, Pfirsichen und andere Seltenheiten, was der König so hoch aufnahm, daß er seine Güter nicht nur von aller Kontribution befreite, sondern ihn selbst öfters zur Tafel zog. Es hat ganz den Anschein, als habe er damals einen doppelten Spion gespielt. Niemand ahnte einen Hochverrätther in ihm, er schien vielmehr in allen seinen Reden und Handlungen der eifrigste Patriot zu sein; nur gegen Menschen von geringerer Bedeutung legte er zuweilen seine Maske ab.

Es wird hier eines sonderbaren Umstandes erwähnt, welcher mit dem Vorhaben des Barons in einiger Beziehung steht. Zu Strehlen hatte der Postschreiber Lehmann, um eine Feder zu probiren, im Scherz folgende Worte auf einen Zettel geschrieben: „Dieses Frühjahr

stellen Se. Majestät der König von Preußen drei Armeen ins Feld. Eine gegen die Russen, eine gegen die Oesterreicher und noch eine gegen den Baron von Markotsch.“ Durch einen sonderbaren Zufall schiebt sich dieser Zettel zwischen ein Zeitungsblatt, welches eben dem Baron mit der Post zugesandt wurde. Dieser merkwürdige Zufall konnte für den Seelmann eine Warnung sein, von dem finstern Vorhaben abzustehen. Daß es ihm aufzufallen war, geht deutlich daraus hervor, weil er sich beim Postmeister Stiller bitter darüber beschwerte, und dieser, welcher die Handschrift erkannte, den Schreiber auf der Stelle zur Genugthuung des Barons in dessen Gegenwart mit Ohrfeigen bestrafte.

Daß Lehmann durch jenen Zufall die Zukunft wirklich errathen hatte, stellte sich in der That bald fast buchstäblich heraus. Schon am 15. August sollte Friedrich aufgehoben werden, als er zu Schönbrunn in einem mit verborgener Thüre versehenen Zimmer schlief, allein die Bewegungen des Zietzenschen Corps bereiteten den Plan. Die Ausführung wurde auf einen günstigeren Augenblick verschoben.

Die gelegene Zeit wollte sich aber niemals dazu finden, bis endlich 1761 der König den 8. November von Neustadt hinter Reisse auf dem Schlosse Schönbrunn gegen Abend eintraf, bei dem Baron nur ein Nachtquartier nahm und den folgenden Morgen um vier Uhr wieder seinen Marsch antrat.

Der Jäger des Barons, Matthias Kappel, welcher zum Werkzeug des traurigen Verrathes dienen sollte, erzählt den ganzen Hergang der Sache folgender Gestalt:

„Am 12 Uhr in der Nacht verlangte der König den Baron zu sprechen, welcher sogleich in des Königs Schlafzimmer erschien. Der König fragte denselben: „ob der Baron nicht einen Menschen habe, auf dessen Treue er sich verlassen könnte?“ Der Baron antwortete: ob er gleich nicht wisse, zu was Ihre Majestät den Menschen brauchen wollten, so wäre er doch versichert, daß sein Jägerbursche ein redlicher Mann und ihm gewiß in aller Absicht treu wäre. Der König befahl dem Baron mich zu rufen, er wollte mich sprechen. Sogleich rief mich mein Herr: ich sollte beim König in sein Zimmer kommen. Wie ich beim König ins Zimmer trat, fand ich denselben auf einem Lehnstuhl beim Kaminfeuer völlig angekleidet sitzen. Der König fragte mich: seid ihr der Jägerbursche vom Baron? ich antwortete: ja Ihre Majestät. — Könnst ihr mich wohl von hier nach Strehlen bringen; es ist aber sehr finster? Ich antwortete: ja Ihre Majestät, wenn Sie nur befehlen, welchen Weg ich nehmen soll; es sind zwei Wege von hier nach Strehlen. Der König antwortete mir: über Nieggersdorf durch das königl. Vorwerk Melter und Treppendorf, dieses wäre der Fußsteig nach Strehlen, ich sollte mich nur um vier Uhr des Morgens mit einem guten Reitpferde vor dem Schlosse fertig halten. Ich sagte meinem Herrn, was der König haben wollte. Zu dem Ende mußte ich ein gut Reitpferd haben, worum ich meinen Herrn bat; ich erhielt zur Antwort: ich sollte mir das beste bestellen. Um vier Uhr des Morgens hielt ich vor dem Schlosse, den König zu erwarten, und derselbe kam sogleich mit dem Baron zum Schlosse heraus. Sein Reitpferd, ein kleiner Schimmel, war auch schon da nebst des Königs Reitknecht, desgleichen der geheime

Kämmerer Leining, ein Adjutant vom König und zwei reitende Jäger, die zwei angestechte Laternen bei sich hatten. Der König befahl den Jägern zu Fuß vor ihm herzugehen, und er selbst und wir hinter ihm folgten zu Fuß. Es war dunkel, und die ganze Armee war die Nacht auf allen unsern Gütern eingerückt.

Der König ging eine halbe Meile zu Fuß, und sah wie die Regimenter aufmarschirt waren; aber ohne ein Wort zu sprechen. Bis am Ende, wo die Kanonen aufgefahren wurden und noch in der vollen Bewegung waren, sagte der König: auf, auf ihr Bursche! es geht zum Marsch! Ein Kanonier antwortete, ohne zu wissen, daß es der König war: den Teufel zum Marsch, wir rücken erst ins Lager. Der König sagte aber nichts. Ein kleines Ende ging der König noch zu Fuß, dann befahl er die Laterne auszulöschen, setzte sich zu Pferde und befahl uns auch aufzusitzen. Zu mir sagte derselbe: ich möchte fünf Schritt und nicht weiter vor ihm reiten, daß er mich sehen könnte, da es sehr finster war. Nicht weit von dem Gute Caserei, wo eine Wassermühle war, fragte mich der König, ob wir die Brücke nicht verfehlt, die über den Fluß geschlagen wäre und befahl: wir sollten ganz in der Stille, ohne Geräusch, reiten. Wie der Tag anbrach, waren wir vor Strehlen in Treppendorf. Der König fragte, was das für ein Ort wäre? Ich antwortete: es wäre das Vorwerk Treppendorf; ferner, ob ich auch wisse, wo der Kahlenberg läge, er müsse linkerhand Strehlen, nicht weit vom Gebirge liegen; ich sollte ihn hinbringen. Da wir auf den Berg kamen, war es noch nicht recht Tag; es wurde Halt gemacht, bis es hell war, und nun rief der König seinen Reitknecht, er möchte ihm sein Perspektiv geben. Nach langem Umsehen sagte der König: ich sehe keinen Oesterreicher. Darauf frug er mich wieder, ob ich den Weg nach Breslau wüßte? Ich antwortete: es wären von Strehlen zwei Wege nach Breslau, über Großburg und über Schweinbraten, der König möchte befehlen, welchen ich nehmen sollte. Er befahl, nicht durch Strehlen, sondern so wieder zurückzugehen, daß Strehlen linkerhand liegen bliebe; es wäre eine Walkmühle rechterhand neben Strehlen, da müßte eine Brücke über das Wasser sein, da sollte ich ihn hinbringen, daß wir dadurch könnten. Hinter Strehlen ritten wir gerade nach der Straße über das Feld, bis wir den Weg nach Großburg erlangten. Dort rief der König seinen geheimen Kämmerer und befahl ihm, mir ein Biergeld zu geben; ich erhielt vier Achtgroschenstücke, nebst dem Befehl: meinem Herrn zu sagen, der König ließe sich für das gute Quartier bedanken, und versicherte ihm seine Gnade.

Ich ritt meinen Weg zurück; als ich eine Meile geritten hatte, so begegnete ich der ganzen preussischen Armee im Marsch. Wie man mich ansichtig wurde, war ich auf einmal mit Generals und Offizieren umgeben, wovon ich nur zwei kannte, den General Krusemark und Treslow aus Meisse, die mich sogleich ausfragten, woher ich käme, und wohin ich wollte. Ich antwortete: ich wäre der Jäger vom Baron Barkotsch aus Schönbrunn, wäre heute früh um vier Uhr mit dem König geritten und hätte denselben hinter Strehlen in der Breslauer Straße verlassen. Der General Krusemark antwortete: daß weiß der Teufel, wo es heute noch hingehen wird! nun ritt ich meinen Weg weiter. Den andern Tag erfährt mein Herr, daß der König bei Strehlen stehe, und die ganze Armee auf dasiger Anhöhe

am Galgenberge das Lager aufgeschlagen habe, daß die Oesterreicher über Münsterberg und Kloster Heinrichau hinter dem Gebirge stehen geblieben, und die Posten bei Strehlen in Besitz nehmen wollen; der König ihnen aber zuvorgekommen sei.

Den dritten Tag ritt ich mit meinem Herrn nach Strehlen, um zu sehen, wie sich der König und seine Armee postirt hätte. Strehlen selbst war nur mit einem Regiment besetzt, und der König hatte für seine Person auf der Seite gegen das Gebirge in einer Vorstadt sein Quartier in einem kleinen Hause genommen, war nur mit 13 Mann seiner Garde bewacht, und in der Vorstadt keine Soldaten vorhanden, weil nur wenig Häuser in derselben befindlich waren, so daß auch nur wenig Offiziere in der Gegend sein konnten. Der Baron nahm sogleich seine Maßregeln. Alle zwei Tage mußte ich mit ihm in das Hauptquartier reiten und öfters hatte der Baron die Gnade, beim Könige seine Aufwartung zu machen. Acht Tage darauf, da der König in Strehlen gestanden, mußte ich einen Brief an den katholischen Geistlichen oder Curatus Schmidt nach Siebenhuben hinbringen, der ohne Aufschrift von meinem Herrn versiegelt, dem ic. Schmidt durch mich eingehändigt wurde. Die Antwort auf diesen Brief überbrachte der Curatus meinem Herrn selbst und gab ihm solche selbst in seine Hände. Ob ich gleich nicht wußte, was der blinde Briefwechsel zu bedeuten hatte, so wurde ich doch dagegen mißtrauisch, da ich alle Woche solchen Brief an den ic. Schmidt überbringen mußte. Am Ende mußte ich die Briefe selbst an den General Wallis zwischen Münsterberg und Kloster Heinrichau hintragen, unter dem Vorwand, daß mein Herr von dem General Wallis ungarischen Wein haben wollte. Ich habe aber niemals von demselben eine schriftliche Antwort erhalten, sondern nur mündlich bestellt: es würde alles besorgt werden. Der ic. Schmidt mußte alle Antworten von meinem Herrn besorgen; und wenn wir auch nicht zu Hause waren, so wartete er so lange, bis wir kamen. Bis endlich der 21. November 1761 herankam, wo ich mit meinem Herrn in Strehlen im Hauptquartier bis um zwölf Uhr in der Nacht verweilte, und mein Herr verschiedene Herren von der Armee besuchte; am Ende auch dem geheimen Kabinetstath Eichel seine Aufwartung machte und zwei Stunden bei demselben verweilte. So lange mußte ich auf ihn vor des ic. Eichel Quartier warten, daß ichs am Ende vor Kälte mit den Pferden nicht mehr aushalten konnte, zumal da ich kein Geräusch mit den Pferden machen durfte, da das Haus neben dem König dicht angelegen war. Indessen kommt mein Herr und ruft mich, ich sollte die Pferde bringen. Wir ritten hinter des Königs Quartier weg, über die Brücke bei der Walkmühle den Fußsteig nach Treppendorf und daselbst vorbei, wo in dem Dorfe Dragoner von Zastrow standen. Mein Herr sagte zu mir: ob ich das nicht bemerkt hätte, wie der König von Preußen so schlecht als König in seinem Quartier stände, ohne weitere Bedeckung, als ungefähr 13 Mann seiner Garde. Kein österreichischer General stände so bloß als der König; wenn das die Oesterreicher wüßten, so könnten sie ihn abholen und ohne alle Umstände gefangen nehmen. Ich antwortete demselben: wer wird das den Oesterreichern sagen. Er sagte: ob ich denn glaubte, daß sie nicht Spions hätten. Ich antwortete demselben: wenn sie auch Spions haben, wenn es Gott nicht zugeben will, so werden sie den König nicht bekommen. Ich erhielt von dem

Baron zur Antwort: ich sollte doch nicht so einfältig denken, daß sich Gott um den König bekümmern sollte, dieses wäre nur der großen Herrn ihre Sache. Ich bat ihn inständig: er möchte doch nicht so laut von der Sache reden, es könnte jemand in der Nähe oder Patrouillen, oder Wachten unsere Reden hören, alsdann wären wir unglücklich. Ich erhielt zur Antwort: ich sollte neben ihm reiten, damit er nicht nöthig hätte, so laut zu sprechen, welches ich befolgen mußte. Dierauf sagte mein Herr zu mir: ich will euch überführen. Wie oft sind wir schon aus dem Hauptquartier in der Nacht geritten, ohne jemals eine Patrouille, oder am Gebirge eine Wacht zu sehen: Es wäre sehr kalt, und sie wären alle in ihren Quartieren, ohne sich zu fürchten, daß Oesterreicher kommen sollten, um sie anzugreifen.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kamen wir in Schönbrunn an; mein Herr befahl, ich sollte nur schlafen gehen, ich hätte heute genug frieren müssen. Da ich in meine Stube trat, sagte mir meine Frau, ich sollte mich nicht zu Bette legen, ich müßte noch einen Brief von dem Euratus Schmidt an den Baron abgeben, den der Herr noch heute haben müßte, und wenn es noch so spät wäre. Es war wieder ein Brief ohne Aufschrift, den mir meine Frau gab, und dabei sagte: was denn das zu bedeuten hätte, daß keine Aufschrift auf dem Briefe befindlich wäre? Ueberdem wäre der 2c. Schmidt den ganzen halben Tag bis auf den späten Abend bei der Baronesse gewesen, und hätte also den Brief an sie abgeben können? Auch hätte der Euratus gesagt, wenn wir spät zu Hause kommen sollten, so möchte meine Frau nur den Brief an mich abgeben, ich würde ihn schon besorgen; es wäre sehr viel daran gelegen.

Ich trug den Brief meinem Herrn in sein Schlafzimmer, ohne zu wissen, daß die Baronessin noch auf wäre, welche ich bei ihm sitzend fand, und gab den Brief dem Baron mit Vermeldung eines Compliments von 2c. Schmidt. Die Baronessin wurde darüber sehr aufgebracht, daß der 2c. Schmidt den ganzen halben Tag bei ihr gewesen wäre und ihr den Brief nicht gegeben. Der Baron befahl ihr, in ihr Schlafzimmer zu gehen, um auszuschlafen, sie hätte mit seinen Briefen nichts zu thun; und ich sollte auch schlafen gehen. Eine halbe Stunde hernach kam der Baron an meine Thüre und rief mich zu ihm zu kommen. Er hatte ein Licht und den Brief in der Hand, welchen er mir gab, mit dem Bedeuten: ich sollte morgen früh um vier Uhr diesen Brief an Ort und Stelle bringen. Ich fragte sogleich: ob ich auf eine Antwort warten sollte, worauf er erwiderte: es wäre nicht nöthig. Ich bat dann um die Erlaubniß, bei dem 2c. Schmidt, wenn ich zurück käme, in die Kirche gehen zu dürfen, weil die Katholiken gerade den Andreastag feierten. Ich erhielt die Erlaubniß.

Zwei Stunden wartete ich noch, bis ich glaubte, daß mein Herr eingeschlafen sei, dann machte ich das Couvert vom Briefe ab, und las wie folget.

„Mein lieber General von Wallis, ich zeige Ihnen an, daß ich gestern, als den 28. November, in dem Hauptquartier des Königs gewesen bin, und ganz genau alle Nachricht gebe. Der König hat die mehresten Regimenter unvermerkt gegen Breslau in die Winterquartiere abmarschiren lassen. Das Geschütz, wie auch die Kriegeskasse, ist auch bereits abgegangen, der König selbst, wie es sicher ist, wird den 30. als Mittwoch, auch nachfolgen;

sein Wagen stehet vor seiner Thür schon bereit. Es ist Zeit, machen Sie Ihr Glück. Man muß den Vogel nicht ausfliegen lassen, da er noch im Bauer sitzt. Sie haben nichts zu riskiren, lassen Sie Treppendorf rechterhand liegen, worin etwas Dragoner von Bastrow stehen. Eine halbe Meile am Gebirge linkerhand sind etliche Fußjäger, die auf den Vorposten stehen. Sie können hinten durch den Garten gerade in des Königs Quartier, wo eine Brücke überschlagen ist, eindringen. Bei sich hat der König, rechterhand im Eingang des Hauses, nur 13 Mann von seiner Garde zur Bedeckung. Warkotsch."

Da ich den Brief gelesen hatte, überfiel mich ein heftiger Schauer, und ist mir schwer geworden, mich in der Lage zu fassen, da ich mich keinem Menschen, auch nicht meiner Frau, anvertrauen durfte. Endlich durch eine Führung, die von einer höhern Hand gekommen sein muß, ist mirs gelungen, daran zu gedenken, daß ich einen evangelischen Prediger, Namens Gerlach, im Dorfe hatte, mit dem ich nicht umgehen durfte, da mein Herr ein abgesagter Feind von ihm war. Diesen bat ich, mir einen Gefallen zu erzeigen; ich wollte ihm eine geheime Sache entdecken, die den König von Preußen anginge; ob seine Gesinnung mit meiner übereinkäme, und er mir diesen Brief abschreiben wollte? Er war bereit; ich mußte ihm nur erklären, was ich damit machen wollte. Ich sagte die Wahrheit: daß ich des Barons Brief an den König überbringen wollte, und die Abschrift dem General von Wallis überschießen würde. Der Prediger befolgte meine Bitte mit vielen Wünschen, daß ich glücklich durchkommen möchte.

Die Abschrift überschiede ich durch meinen Lehrburschen an den General Wallis, nachdem ich solchen zuvörderst mit des Barons Siegel versiegelt hatte, und verbot meinem Lehrburschen, wenn er zu Hause kommen würde, und der Baron ihn fragen möchte, wo er gewesen wäre, sich etwas merken zu lassen, weil ich den Brief selbst hätte überbringen sollen. Dies that ich deshalb, um den Baron auf keine Art auf zweifelhafte Gedanken zu bringen, ich überbrachte also das Originalschreiben den 29. November früh um acht Uhr an meinen König nach Strehlen.

Bei meiner Ankunft (ich hatte mir ein Pferd unterwegs geborgt, um geschwinder fortzukommen) fand ich des Königs Wagen vor der Thür, band mein Pferd an den Wagen, und ging geradezu in des Königs Quartier, wollte auch sogleich in das Zimmer, wo der König war; ich wurde aber durch seine Leibwache abgewiesen: es wäre nicht sogleich viel, geradezu bei dem König hinein zu gehen. Ich sagte der Wacht: ich müßte den Augenblick den König sprechen; ich hätte wichtige Sachen an ihn abzugeben. Ich erhielt die Antwort: in der andern Stube wäre der wachhabende Offizier, bei dem sollte ich mich melden, vielleicht würde er mich beim Könige melden. Bei demselben erhielt ich eben diese Antwort: er wäre der wachhabende Offizier, aber nicht da, um Leute bei dem Könige zu melden, besonders die so verwirrt ausfähen. Er sagte zu mir: ich müßte gerade über die Straße gehen, da wäre der General-Adjutant von Krusemark, der müsse mich melden. Ich sagte: ich hätte einen offenen Brief, den der König gleich haben müßte, und wenn er es nicht glauben wollte, so könnte er solchen lesen, und daraus ersehen, wie viel an der Sache gelegen wäre. Ich erhielt

die Antwort: die Briefe, die der König haben müßte, dürfe er nicht lesen; ich mußte fort zum General Krusemark, und der Offizier schickte mir einen Soldaten nach, um zu sehen, wo ich bliebe.

Der General ließ mich gleich vor sich kommen, ich übergab demselben den Brief und erzählte ihm den Vorfall, wie es geschehen wäre. Bei diesem Gespräch zog sich der General geschwind an, und verschloß mich in seiner Stube, mit dem Bedeuten: ich möchte mich am Fenster nicht sehen lassen, da ich in Strehlen sehr bekannt wäre, bis er selbst oder ein anderer mich abholte.

Nach einer Viertelftunde kam ein Offizier, der die Stube aufschloß und verlangte: ich sollte mit ihm sogleich zum Könige kommen. Er hatte einen blauen Roquelor nebst einem Federhut bei sich; erstern mußte ich umhängen und den Hut aufsetzen; meinen Dressehut mußte ich in der Stube des Herrn Generals lassen. Und so wurde ich hinten durch den Garten zum Könige eingeführt. Es war kein Mensch beim Könige, als der General von Krusemark. Der König trat dicht vor mir, und fragte mich: ob ich nicht wüßte, wodurch er dieses an meinem Herrn verdient hätte?“ ich antwortete dem Könige: daß ich es nicht anders wüßte, als daß mein Herr sich öfters gegen mich geäußert hätte, wie er mit der Regierung des Königs von Preußen unzufrieden wäre, weil er mit den Unterthanen nicht machen könnte, was er wollte. Der König fragte mich nach allen Umständen, welche ich nur wußte; ich sagte demselben alles, wie lange der Briefwechsel gedauert habe, und wie es diese Nacht kommen würde. Der König hörte mich an, ohne ein Wort zu sagen, bis er alles gehört hatte. Dann fragte mich der König: wie lange ich dem Baron gedient hätte? ich sagte: acht Jahr. Der König sagte: ich sollte ihm nicht mehr dienen; woher ich wäre? ich antwortete: aus Böhmen; aus was für einer Gegend? aus Mitrowitz, ohnweit Kollin, unter dem Grafen von Bratislaus. Der König antwortete: mir ist die Gegend bekannt; dann trat derselbe hart an mich heran, und fragte mich: so seid ihr wohl katholisch? ich antwortete: ja, Ihre Majestät; und euer Herr ist lutherisch? ja, Ihre Majestät. Nun sagte der König: seht Jäger, es giebt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schelme, die Sache kommt nicht von euch selbst, ihr seid ein bestimmtes Werkzeug für mich von einer höhern Hand abgeschickt, und nicht Schuld daran. Ich werde euch vor der Hand gut aufheben lassen. Ich sagte: es wäre mir sehr leid, daß mein Herr so übel gegen seinen König handelte. Der König befahl dem Herrn General, mich wegbringen zu lassen, mit dem Befehl: daß ich mit keinem Menschen reden sollte, bis es mir erlaubt wäre. Ich erhielt mein Quartier bei dem Jäger-Corps zu Pferde, wie auch meinen Arrest. Den andern Tag mußte ich nach Strehlen gebracht werden, wo ich in das Kriegsverhör geführt und sodann nach Breslau durch die Garde transportirt wurde.

Der König machte sogleich alle Anstalten, den Baron nebst dem Curatus Schmidt abholen zu lassen, indem nicht viel Zeit zu verlieren war. Denn da ich des Morgens um acht Uhr (den 29. November 1761) im königlichen Quartier eingetroffen war, so mußte gegen zwölf Uhr zu Mittage der Baron nebst ic. Schmidt arretirt sein, weil ich nicht länger

ausbleiben konnte, ohne dem Baron zweifelhafte Gedanken wegen mich einzuslößen, daß ich unterwegs vielleicht durch preussische Truppen aufgehoben sein und sein Vorhaben entdeckt werden könnte. Es wurde durch ihre Majestät selbst die Anstalt getroffen, den Baron nebst vorbemeldeten Euratus Schmidt durch den Hauptmann von Rabenau vom Zastrowschen Regiment Dragoner mit 100 Mann abzuholen. Der Hauptmann erhielt die Ordre: sobald er den Baron arretirt habe das schnellste Pferd retour zu schicken und solches zu melden, welches auch bei der Arretirung des Barons geschehen ist. Er ist bei Tische um zwölf Uhr in Arrest genommen worden; aber eine Stunde nachher ist der Baron durch seine List dem Hauptmann entkommen, welches derselbe an den König melden mußte. Hierauf wurde ein anderes Kommando dahin beordert, den Hauptmann und die Baronesse zu arretiren, die aber unschuldig war, und von keiner Sache wußte. Auf eben diese Art ist der Euratus Schmidt entkommen.

Beides würde vielleicht nicht geschehen sein, wenn mein Vorschlag stattgefunden hätte.

Denn da ich bei meiner vorbemeldeten Unterredung mit dem Könige hörte: daß der Baron arretirt werden sollte, war ich so dreist den König zu bitten: daß er mir die Erlaubniß geben möchte, den Baron abzuholen. Zu dem Ende möchte er mir nur sechs Mann mitgeben, auf die ich mich verlassen könnte, und die eben so dächten wie ich, so wollte ich Mittags um 12 Uhr gewiß wieder hier sein und den Baron nebst Euratus Schmidt sicher mitbringen. Ich erhielt aber zur Antwort: ich sollte froh sein, daß ich bei ihm wäre; denn ich könnte versichert sein, daß wenn meine Expedition nicht glücklich ausfiel, und die Oesterreicher mich in ihre Hände bekämen, sie mich in Del siedend lassen würden. Den Baron nebst dem *ic.* Schmidt wollte er doch wohl bekommen; mich aber besser aufheben, wo ich in Sicherheit sein sollte. Und wirklich blieb ich bis zum Schlusse des Processes, welcher drei Monate dauerte, Arrestant, und mußte täglich im Verhör vor dem niedergesetzten Kriegsgerichte erscheinen.

Während dieser Zeit durfte Niemand wissen, wer ich wäre; auch durfte ich Niemand sprechen.

Endlich wurde mir der Brief des Barons an den General Wallis nochmals vorgelegt. Ich mußte solchen durchlesen und eidlich erhärten, daß es derselbe Brief sei, welchen ich dem Könige überbracht hätte und daß ich weiter zu dieser Sache nichts zusehen, noch abnehmen wolle. Während der Zeit wurde ein aufgefangener Brief, den der Baron mit der Post an seine Frau geschrieben hatte, ins Verhör gebracht, folgenden Inhalts:

Mein Kind! der verfluchte Gedanke den ich gegen meinen König gefaßt habe, hat mich in das größte Unglück gestürzt. Und wenn ich den höchsten Berg bestiege, kann ich solches nicht übersehen. Lebe wohl. Ich befinde mich an der äußersten Grenze der Türken.

Warkotsch.

Der Brief war von des *ic.* Warkotsch eigener Hand, wie sich bei dessen Vergleichung mit dem von mir überbrachten deutlich zeigte. Ich nahm hiervon Gelegenheit, den Fiskal Gerlach als Defensor des Barons, welcher mir viel Schwierigkeiten machte, vorzuwerfen: daß sich der Baron jetzt selbst als schuldig erkläre.

Nach drei Monaten wurden die Verbrecher auf dem Salzberg in Breslau in Maschinen hingerichtet; und ich wurde den 15. März 1762 nach Berlin abgeschickt.

Mit der Arretirung und Entweichung des Baron Warkotsch, hat es übrigens, nach Versicherung meiner Frau, welche Augenzeuge davon gewesen, indem sie erst den 30. November nach dem Hauptquartier gebracht worden, folgende Bewandniß:

Der Hauptmann von Rabenau vom Zastrowschen Dragonerregiment, welchem diese Arretirung nebst 100 Mann Dragonern aufgetragen war, fand den Baron, den 29. November 1761 Mittags um 12 Uhr, auf dem Schlosse Schönbrunn im Schlafrock bei Tische und kündigte ihm den Arrest an. Der Baron entkam aber solchem auf folgende Art.

Er zeigte nemlich dem Hauptmann eine Königl. Ordre, daß er ein großes Quantum zur Königl. Armee an Fourage liefern sollte: oder zu gewärtigen habe, wenn solches nicht geschehe, in Arrest genommen zu werden. Mit dieser Ordre hat der Baron den Hauptmann zu blenden gesucht, daß derselbe nachsichtig mit ihm verfahren mußte. Durch Zureden von dem Baron, wie auch von der Baronesse, wurde der Hauptmann bewogen, sich an den Tisch zu setzen; in der kurzen Zeit wollte sich der Baron ankleiden, und zugleich befehlen, daß sein Wagen angespannt werden sollte, alsdann wollte er sogleich mitfahren. Der Wagen kam auch sogleich vor das Schloß vorgefahren, daß der Hauptmann denselben durch das Fenster sehen konnte. Unter der Zeit hatte sich der Baron seinen besten Engländer satteln lassen und wollte durch den am Thal stoßenden Garten. Wie er sich aber zu Pferde setzt, wird er gewahr, daß der ganze Garten und das Schloß mit Dragonern besetzt ist. Er steigt vom Pferde, geht zu dem Hauptmann wieder ins Schloß und sagt ihm ganz dreust: er habe gesehen, daß der Herr Hauptmann sein ganzes Schloß besetzen lassen; er hätte nichts zu befürchten, daß er ihm entweichen würde, dazu habe er zu viel Güter und Vermögen. Er bitte daher den Herrn Hauptmann, daß das Kommando Befehl erhielte, nach dem Dorfe vor das Wirthshaus abzugehen; er wollte dem Kommando Essen und Trinken geben lassen, da doch für die Leute im Lager nichts für Geld zu haben wäre, oder alles übertrieben theuer sei. Dieses hat sich der Herr Hauptmann von Rabenau gefallen lassen, und dem Unteroffizier, der die Wacht in dem Schloßthorwege allein gehabt hatte, Order geben, die Leute von ihren Posten abgehen zu lassen: sie würden Essen und Trinken erhalten. Das Kommando ging also ab nach dem Wirthshause und dem Baron wurde seine Flucht dadurch erleichtert. Sobald die Posten abgegangen, trank der Baron dem Herrn Hauptmann fleißig zu: auf die gute Abreise, nahm sich vor dessen Augen Geld mit, und ging in sein Schlafzimmer; durch das Schloß nach dem Stall, wo sein Pferd gesattelt vom Reitknecht gehalten wurde, und von da zum Garten hinaus. In einer Viertelstunde vermißt der Hauptmann den Baron und fragt die Baronesse, wo der Herr Baron wäre? Die Antwort erfolgte: er wäre nur nach dem Stall hingegangen! Der Bediente aber antwortete dem Herrn Hauptmann: sein Herr habe sich zu Pferde gesetzt, und sei weggeritten. Der Hauptmann machte Lärm, das Kommando mußte aufstehen, und dem Baron nachjagen. Allein der Baron hatte einen zu großen Vorsprung und war gerade nach dem Gebirge zu geritten, wohin derselbe nur eine halbe Meile weit hatte.

Der Hauptmann mußte also ein ander Pferd an den König schicken, um zu melden, wie ihm der Baron entkommen sei. Der König schickte ein anderes Kommando, den Hauptmann zu arretiren, wie auch die Baronessin mitzubringen, welche aber von der ganzen schwarzen Sache nichts wußte; doch war sie Arrestantin, bis der Prozeß entschieden war; und der Herr Hauptmann von Rabenau ist nach der Festung Brieg gebracht worden.

Nachdem der Baron von Schönbrunn entwichen und die Baronessin arretirt war, so ist von dem Schlosse alles weggelaufen, aus Furcht vor dem Baron.

Nur meine Frau mit zwei kleinen Kindern, ist allein im Schlosse geblieben, und hat sich fest verschlossen. In der Nacht um 12 Uhr, als den 29. November 1761 kommt der Baron mit 300 Mann österreichischer Husaren zurück, wo ihm meine Frau das Schloß aufmachen mußte.

Beim Eintritt fragte der Baron: wo seine Frau wäre? worauf sie ihm antwortete: daß sie in Arrest genommen sei, wie der Herr Baron entwichen wären. Sogleich fragte er: ob sie nicht wisse, wo ihr Mann wäre? worauf sie erwiderte; das wisse sie nicht, wenn der Herr Baron es nicht wüßte. Der Baron antwortete: Gott stehe ihm bei! und fragte ferner: ob meine Frau von allem die Schlüssel habe, und ob das Geld noch alles im Schlosse wäre? welches meine Frau mit Ja beantwortete. Der Baron fährt fort: gib mir meine Widschur und etwas Wäsche, Geld werde ich mir selbst nehmen. Es war dergleichen in seinem Schreibspinde genug vorhanden, und alles in Golde, wenigstens 30,000 Thaler, nebst vielen Juwelen. Die Husaren konnten sich auch Geld nehmen, welches der Baron in Beuteln herausgab, mit der Aeserung: sie sollten sich theilen. Auch wollte der Baron zwei Koffer mit Geld, die in seinem Schlafzimmer standen, mitnehmen. Da aber alle Leute weggelaufen waren, konnte kein Wagen angespannt werden, und der österreichische Offizier wollte auch nicht länger warten, sondern zog den Baron beim Arm aus dem Schlosse heraus, weil sie vor den Preussen nicht sicher waren. Doch befahl der Baron meiner Frau: die zwei Koffer mit Geld bei Tagesanbruch, wenn die Leute wiederkommen würden, ihm nach dem Kloster Heinrichau zu schicken, welches aber nicht geschehen ist, sondern meine Frau ließ den ganzen Vorfall an den Herren von Krusemark melden, und anfragen: wie sie sich bei der Sache verhalten sollte? worauf der König nach erhaltener Nachricht meine Frau wie auch das Geld den 30. November abholen lassen.

Was die Baronessin betrifft, da sie unschuldig befunden, ist dieselbe zu Breslau auf freien Fuß gesetzt worden. Zu ihrem Unterhalt hat dieselbe ihr eingebrachtes Vermögen, welches 20,000 Gulden, laut Ehepakten, betrug, erhalten; welche 20,000 Gulden bei dem Grafen Sandresky zu Langenbielau auf Interessen verliehen worden. Die Interessen davon konnte sie zu Breslau verzehren; das Kapital ist aber dem Könige verblieben. Nach zwei Jahren, nämlich 1764, habe ich Nachricht erhalten, daß die Baronesse Warkotsch um Erlaubniß bei dem Könige gebeten, nach dem Landeckerbad zu gehen, welches ihr auch erlaubt worden, wo aber dieselbe heimlich davongegangen. Sie war eine geborne Barones von Höffern, aus dem Hause zu Dünkelspiel; und mir ist von derselben nichts bekannt, wo sie geblieben ist.

Ein Unteroffizier von dem Kommando des Hauptmann von Rabenau, wurde von letztem mit 12 Mann nach Siebenbürgen detachirt, um den Curatus Schmidt abzuholen, fand aber solchen nicht zu Hause. Und auf Befragen, wo er wäre? antwortete dessen Köchin: er sei zu Gaste bei dem Herrn von Nimptsch in Nimptsch. Dort findet ihn auch der Unteroffizier bei Tische, und sagte ihm den Arrest an. Der 2c. Schmidt erschrickt sehr, und kann sich nicht so leicht als der Baron fassen. Endlich aber bittet er den von Nimptsch, ihm ein Reitpferd zu geben, weil er nicht zu Fuß mitlaufen könne. Der von Nimptsch läßt auch gleich das Pferd satteln; und indem es vorgeführt wird, bittet der Curatus den Unteroffizier um Erlaubniß, vor der Abreise noch auf das heimliche Gemach gehen zu dürfen, welches der Unteroffizier anfänglich nicht zugeben wollen, obgleich der Herr von Nimptsch versichert, daß der 2c. Schmidt nicht entkommen könne. Endlich läßt sich der unschuldige Herr von Nimptsch verleiten, für den 2c. Schmidt förmlich gut zu sagen; und nun giebt der Unteroffizier nach daß sich der Schmidt entfernen darf. Letzterer geht auch wirklich auf das heimliche Gemach, findet dort eine Stange, läßt sich an selbiger herunter und tettet sich dann mit der Flucht. Der Unteroffizier ungeduldig den Schmidt nicht wieder erscheinen zu sehen, geht selbst auf das heimliche Gemach, da er dann findet, daß ersterer entwischt ist. Der Unteroffizier nimmt daher den von Nimptsch beim Arm, setzt ihn auf das für den Schmidt gefattelte Pferd und bringt ihn so nach Strehlen. Hier wurde der von Nimptsch in schwerem Arrest gehalten, bis endlich seine Unschuld durch meine Aussage, daß er den Baron nie gesehen noch gekannt, noch weniger jemals einen Briefwechsel mit ihm unterhalten habe, erwiesen wurde, da er denn, nachdem er viele Kosten gehabt, nach geendigtem Warfotschen Prozesse losgelassen wurde."

Der große König Friedrich war einer der drohendsten Gefahren entgangen, und das launenhafte Geschick wendete sich beim Beginn des neuen Kriegsjahres 1762 unvermuthet freundlicher auf seine Seite.

Des Königs unversöhnliche Feindin, Elisabeth Petrowna, starb den 5. Jan. 1762 und ihr Nachfolger Peter III., ein enthusiastischer Verehrer der Preußen, schloß nicht nur Frieden mit dem Könige, sondern gab seinen Truppen, welche sich aus sämtlichen preussischen Provinzen über die Grenze zurückgezogen hatten, Befehl, vermöge des zu Petersburg geschlossenen Bündnisses zwischen Rußland und Preußen, zu den Truppen des Königs zu stoßen.

Am 30. Juni vereinigte sich der russische Feldmarschall Czernitschef bei Lissa mit den Preußen, eine Begebenheit, nicht minderwichtig, als die am 5. Dezember 1757 daselbst gewonnene Schlacht. Selbst die russischen Krieger, vom Offizier bis zum Gemeinen, bezeugten eine lebhafteste Freude über diesen Wechsel; Alles drängte sich heran zu dem geliebten großen Preußenkönig, namentlich die Kosacken, welche ihren vorigen Feinden den herzlichsten Namen Bruder beilegen.

Das Hülfscorps war 20,000 Mann stark, und die Preussische Macht, den Oesterreichern gegenüber, welche 20,000 Mann entlassen hatten, hierdurch um 60,000 vermehrt. Außer

dem wurden zwischen den neuverbündeten Mächten sämtliche Kriegsgefangene ausgewechselt.

Die Oesterreicher waren noch Herren der Festung Schweidnitz und der ganzen Grafschaft Glatz; ihre verringerte Macht suchten sie durch neue Verstärkungen zu ergänzen und Daun erhielt den Oberbefehl, während Laudon zögernd kein Unternehmen wagte, seinem Feldmarschall eine Siegeslaufbahn zu eröffnen. Der Neuermüthigte entwarf dagegen einen für Oesterreich höchst gefährlichen Kriegsplan: Schweidnitz und Dresden sollten erobert, und der General Berner nach Ungarn gehen, um sich mit den Tartaren zu vereinigen und die Kaiserstadt Wien in Schrecken zu setzen. Da aber ereignete sich im fernen Osten eine Begebenheit, welche wiederholt den König in seine kaum verlassene mißliche Lage zu setzen schien und die Grundfesten von Schlessien neuerdings zu erschüttern drohte. Peter III., welcher in seinem Enthusiasmus für Preußen zu weit ging, wollte aus seinen Russen lauter Deutsche machen; er war in seinem Eifer viel zu vorschnell, beleidigte durch unerwartete Neuerungen die Kirche, den Adel und das Volk, und zuletzt seine beim Volke beliebte Gemalin Katharina, welcher nur zwei Wege offen standen, entweder in das Kloster zu gehen oder sich selbst auf den Thron zu schwingen. Sie wählte dann mit Hülfe der beleidigten Garden und des Senates das Letztere — Peter wurde entthront, starb schon nach 6 Tagen, und den russischen Truppen in Schlessien wurde der Befehl gegeben, sich eiligst zurück zu ziehen. Den König traf diese unerwartete Nachricht, welche Czernitschef eines Nachmittags hinter-

brachte, aus seinen Plänen herausreißend, und noch drückender eine zweite Nachricht, daß Rußland von neuem den Krieg gegen Preußen erklärt habe. Die Kaiserin von Rußland fürchtete nämlich, der König von Preußen möchte bei der Nachricht von Peters Verhaftnehmung das Czernitschefsche Corps zwingen, sich für den entthronten Kaiser zu erklären, oder im Fall der Weigerung dasselbe entwaffnen. Um daher nicht unvorbereitet angegriffen zu werden, gab sie ihren Generalen den Befehl, die Feindseligkeiten zu erneuen. Friedrich widerlegte sich nicht im Geringsten dem Abmarsch der Russen, verlangte nur von Czernitschef die einzige Gefälligkeit, den Abmarsch noch auf drei Tage hinauszuschieben. Der König hatte berechnet, daß sein Gegner, der Feldmarschall Daun die Nachricht von der russischen Thronveränderung und ihren Folgen über Wien mindestens um 3 Tage später erhalten könnte. Eben so lange versprach ihm Czernitschef seine erhaltene Ordre zu verheimlichen und den Aufbruch aufzuschieben. Friedrich suchte also diese drei Tage so gut als möglich zu benutzen; entweder mußte den Feinden ein glückliches Treffen geliefert oder Schweidnitz erobert werden, um die Winterquartiere längs der Oder zu nehmen. Der König verließ sich diesmal mehr auf das Glück als auf die günstigen Umstände.

Eine Meile von Schweidnitz, bei dem Dorfe Burkersdorf, beginnt das Eulengebirge eine Felsenkette, von engen Schluchten durchschnitten, zu bilden. Dieser Anfang war bei dem Dorfe durch Palisaden, Berhaken und Redouten verschanzt. Dergleichen war die Schlucht, welche sich durch

Oberweistritz längs schroffen Felsen hinzieht, auf beiden Seiten durch Redouten unzugänglich gemacht. Aus diesen verschanzten Posten mußte der Feind getrieben werden. Die Oesterreicher, den glücklichen Ausfall eines solchen Wagemuths für unmöglich haltend, verhielten sich ganz ruhig, denn die Bewegungen des Königs schienen auf Schweidnitz gerichtet zu sein. Ihr Staunen und ihre Ueberraschung war daher um so größer, als sie am Morgen des 21. Juli, bei Sonnen-Aufgang, eine Batterie von 45 Haubitzen und 12 Kanonen, sich gegenüber, wie aus der Erde herausgeschossen erblickten, eine andere von 30 schweren Kanonen, hatte man in der Nacht dem Feinde zur Seite auf einer kleinern Anhöhe errichtet. Das Feuer der Preußen richtete sich auf 1500 feindliche Reiter, welche, von panischem Schreck befallen, über die hinter ihnen lagernde Infanterie hinwegstürzten und in der engen Schlucht in die größte Verwirrung brachte, gefolgt von den zu allen Seiten einbrechenden Preußen. Letztere überstiegen die Schanzen auf den Bergen und drängten den Feind bis nach Heinrichau, Heidelberg und Hausdorf zurück. Die Besatzung von Schweidnitz machte zwar in der Zwischenzeit einen Ausfall, wurde aber zurückgeschleucht. In der kurzen Zeit von 4 Stunden waren sämtliche Gebirgs-Schanzen überwältigt. Während dieser heißen Affaire, bei welcher die Oesterreicher 1400 Tödt und 2000 Gefangene verloren, standen die Russen, ohne einen Schuß zu thun, in Schlachtordnung, den Heldenmuth der Preußen bewundernd und die Oesterreicher in Furcht erhaltend.

Dann zog sich nun nach Böhmen zurück, während der König die Belagerung

von Schweidnitz eröffnete. Der General Tauenzien, Gouverneur von Breslau, ein bewährter Krieger, erhielt das Kommando über das Belagerungs-Corps und eröffnete in der Nacht vom 8. August die Laufgraben. Zwanzig Bataillon Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und ein zahlreiches Artillerie-Corps befanden sich vor der Festung, gedeckt von zwei nicht unbedeutenden Armeen des Königs und des Herzogs von Weern. Die Belagerungsarbeiten leitete Le Fevre, die Vertheidigung der Festung Gribauval, beide Franzosen, beide Schriftsteller in der Belagerungskunst und — Freunde, aber Gegner in Hinsicht ihrer Systeme. Le Fevre hatte anfänglich den Plan, die Festung, und die Stadt zu schonen, bloß durch Minen zu erobern, und dabei die Belidorischen Druckkugeln anzuwenden. Zu diesem Ende wurden mehrere hundert Arbeiter aus der Umgegend zusammen berufen, welche einen eigenen Krieg unter der Erde anfangen; jedoch es mißglückte dieses Zeit erfordernde Unternehmen, denn Gribauval ließ obendrein Gegenminen graben und vertrieb durch Rauch, Dampf und übelriechende und erstickende Dünste die preussischen Mineure. Die Belagerung mußte also auf dem gewöhnlichen Wege fortgesetzt werden und begann mit dem Bombardement der Stadt. Tag und Nacht wurde geschossen. Täglich, ja stündlich kostete es Blut und Menschen. Fast alle Nächte geschahen Ausfälle, aber ohne Erfolg, und vereitelten alle Versuche, die von Seiten der Oesterreicher unter Dauns Anführung gemacht wurden. Bei Reichenbach kam es zu einem hitzigen Gefecht. Die Preußen wurden vom österreichischen Corps im Rücken angegriffen und

beinahe umzingelt. Aber noch zu rechter Zeit eilte der Prinz von Württemberg, an der Spitze der Reiterei des Königs herbei, und rettete das Glück der preussischen Waffsen. Ihm folgte der König mit einer zahlreichen reitenden Artillerie und mehreren Bataillons Fußvolk. Aber noch vor seiner Ankunft war der Sieg schon erkämpft und der Feind auf der Flucht. Nun wurde die Belagerung ernstlicher fortgesetzt und die Stadt aus 68 Kanonen und 32 Mörsern ununterbrochen beschossen. Ein großer Theil der Stadt war schon verwüstet und noch erduldeten die Einwohner ihr unbeschreibliches Elend mit großer Standhaftigkeit. Guasco, der Kommandant, wollte unter der Bedingung eines freien Abzuges kapituliren. Dies mochte der König nicht bewilligen und setzte die Belagerung fort. Der Zustand der Stadt und der Besatzung war höchst traurig. Es mangelte zwar nicht an Lebensmitteln, jedoch war die Besatzung der Blutarbeit müde; die Freiwilligen, welche die schwierigsten Unternehmungen bisher geführt, verloren den Muth. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren sichere Unterpfänder des Todes. Die besten Ingenieurs-Offiziere waren todt oder verwundet. Den schweren Kanonen fehlte es an Lavetten, den leichten an Kugeln. Bomben fielen auf Bomben, Kugeln auf Kugeln in die Stadt. Kein Haus blieb verschont. Friedrich besuchte fleißig die Laufgraben und traf die zweckmäßigsten Anstalten, dem Elende ein Ende zu machen. Allein schon schien die Eroberung des Ortes vielen sehr zweifelhaft zu sein, als ein für die Belagerer günstiger Umstand die Sache plötzlich umgestaltete. In ein mit 11 Zentnern Pul-

ver gefülltes Magazin schlug zufällig eine Granate, zündete und sprengte mit ungeheurem Krachen, daß der fürchterliche Knall an den Bergen widerhallte, die Bastion vom Fort Jauernik in die Luft. Acht Offiziere, welche gerade dasselbst Tafel hielten, nebst 200 Gemeinen, waren im Augenblick ein Opfer des Todes.

Bei dem großen Schaden, welchen die Festungswerke durch diese Erschütterung gelitten, konnte sich die Besatzung nicht länger mehr halten. Der Ruin der Mauern vermehrte sich, als die Belagerer in der nächstfolgenden Nacht eine vierte Druckfugel springen ließen. Ihre Wirkung war erstaunlich: alle benachbarten Mauern stürzten ein, ein Theil des bedeckten Weges war in die Luft gesprengt und bedeckte die Brustwehr. Während man jetzt Anstalten zum Sturme machte, ergaben sich die Belagereten (am 9. Oktober), 9000 Mann an der Zahl. Die Belagerung, welche 63 Tage gedauert, kostete den Preußen 3033 und den Oesterreichern 3552 Todte und Verwundete. Die ersten hatten 172,163 und die letztern 125,453 Bomben und Kanonenschüsse gethan. In der Festung fand man einen bedeutenden Vorrath an Proviant und Munition.

Die Stadt erhielt nach dem baldigen Frieden vom Könige ein Geschenk von 320,146 Thaler; später noch 20,000 Thaler und 233,049 Thlr. Feuersocietäts-Gelder zum massiven Aufbau der Häuser.

Durch die Eroberung von Schweidnitz war der König wieder Herr von Schlesien, mit Ausnahme der Festung Glatz; er beendete den Feldzug in dieser Provinz und zog nach Sachsen, wo sein Bruder am 29.

Oktobor bei Freiberg einen Sieg über die Oesterreicher und über die Reichs-Armee erfochten hatte. Kleine Heeresabtheilungen schwärmten bei der Verfolgung der Feinde bis ins Reich und erhoben Brandschatungen; der Husaren-General von Kleist drang bis Regensburg vor, wo die Reichsstände eben versammelt waren, besetzte Bamberg und beunruhigte Nürnberg. Erst als der Prinz von Stollberg mit zehn österreichischen Regimentern nach Franken ausbrach, kehrte er mit seinen Geißeln und dem Nürnberger Geschütz nach Thüringen in die Winterquartiere zurück.

Als dieses hier geschah, wurde zwischen England und Frankreich der siebenjährige Krieg in Amerika geschlossen, welches Ereigniß einen mächtigen Einfluß auf die kriegführenden Mächte in Deutschland hatte. Denn Oesterreich, ganz erschöpft, sah sich bald als einziger Gegner dem Könige gegenüber, die Unmöglichkeit erkennend, diesen gefährlichen Nachbar zu bezwingen, und fühlte sich geneigter als sonst zum Frieden.

Durch sieben mörderische Jahre hatte Friedrich den Kampf gegen die ersten europäischen Mächte mit abwechselndem Glücke bestanden; aber auch der Kern seiner Truppen, wie die Macht der Gegner, war gebrochen, und des Blutvergießens müde, sehnte er sich nach dem Frieden.

Auf dem kurfürstlichen Jagdschlosse Hurbertsburg in Sachsen, traten ohne alle Weitläufigkeit und Ceremonie drei Männer zusammen, der österreichische Hofrath v. Kollench, der preussische Legationsrath von Herzberg und der sächsische Geheimrath v. Fritsch. Die Berathungen gingen schnell von Statten. Die Oesterreicher wollten ih-

rerseits die noch besetzte Grafschaft Glatz behalten und boten dem Könige dafür zur Entschädigung Geld und Ländereien an, aber Friedrich erklärte, auch nicht ein Dorf abzutreten. Der Friede wurde nun wirklich abgeschlossen, nachdem die Berathungen vom 31. Dezember 1762 bis 15. Februar gedauert hatten. Kein Theil verlor etwas oder bekam mehr, als er vor dem Beginn des Krieges besessen.

Das große wichtige Werk war vollbracht, und neues Leben und neuer Muth besetzte die Einwohner Schlesiens und ganz Deutschlands, nachdem sie fast gleiche und größere Schrecknisse als im dreißigjährigen Kriege erduldet. Mörderischer war bis jetzt kein Krieg geführt worden. Keine Mutter zitterte mehr für ihren Sohn, keine Braut für den Geliebten, kein Landmann für sein Vieh und seine Saat. Kinder lernten ihre Väter kennen, und die Zahl der neugewordenen Wittwen und Waisen zählte man nicht mehr nach Tausenden.

Wie groß die Freude war, als die blasenden Postillons überall durchs ganze Land den abgeschlossenen Frieden verkündeten, läßt sich nicht beschreiben; alles brach in stillen Jubel aus und der Bedrängteste, der am meisten gelitten, ließ den Freudenthränen ihren Lauf.

Friedrichs Ruhm und Größe war längst durch ganz Europa verbreitet, überall wurde dieser Monarch bewundert und hoch verehrt mit Begeisterung wurde sein Name ausgesprochen. Selbst der türkische Kaiser Mustafa III. war so lebhaft von der Größe und Erhabenheit dieses Monarchen durchdrungen, daß er, um ihm seine Achtung zu beweisen, eine Gesandtschaft nach Berlin

schickte. Breslau hatte bei dieser Gelegenheit das Schauspiel eines morgenländischen Pompe; denn der Gesandte Achmed Efendi ging durch Schlesien nach Berlin. Sein Gefolge bestand aus einer Menge Bedienten, Sklaven und Janitscharen, und die Geschenke für den König wurden auf mehreren Pferden und Wagen geführt.

Mit Ausnahme der Stadt Breslau hatte Schlesien während des Krieges viel und hart gelitten. Die Aecker lagen an vielen Orten verwüstet und verheert, ganze Dörfer waren niedergebrannt und zerstört; die meisten Städte hatten mehr oder weniger gelitten, einige waren ganz zu Grunde gerichtet, — aller Muth hatte die Einwohner verlassen, der Handel stockte, der Verkehr war unterbrochen, nirgendß Geist und Leben noch volle Thätigkeit. Was war daher natürlicher, als daß der sorgsame König nun mit neuer Sorgfalt und Umsicht sich zu dem Ländchen hinwendete, welches unverschuldeter Weise die Ursache des vielen Blutvergießens gewesen; Ackerbau und Gewerbethätigkeit mußte neu und bis zur blühenden Höhe geschaffen, und solche Massregeln getroffen werden, welche die geschlagenen Wunden möglichst schnell heilen würden. Schlesiens Einwohnerzahl war um mehr als 150,000 Seelen verringert und 60,000 Pferde zum Ackerbau ärmer. Das Justiz- und Verwaltungswesen war in's Stocken gerathen, die Gesetze schwiegen, und niedere Gewinnsucht, Vertheuerung der Waaren und Produkte hatten das Land auf den äußersten Gipfel des Elends gebracht — mit unglaublicher Schnelligkeit brachte der große König seine Hülfe.

Zuerst schenkte Friedrich gleich nach

dem Frieden dem Lande eine sechsmonatliche Steuer, 17,000 Pferde zum Ackerbau und öffnete seine Magazine mit den von ihm und den Russen in Polen angekauften Getreide. An baarem Gelde flossen dem Lande binnen kurzer Zeit gegen 3 Millionen Thaler als Gnadengeschenk zu; Glogau (1758), Liegnitz (1761), Freistadt, Ober-Glogau und Parchwitz, Hainau, Raumburg, Goldberg (1765 — 69), Polkwitz, Rauden, Herrnsstadt, Surau, Winzig, Tauer, Neumarkt, Freiburg, Ratibor u. welche ehemals meist nach polnischer Bauart von aufeinander gelegten Baumstämmen erbaut waren, konnten nun von Mauersteinen in regelmäßiger Art fast ganz neu aufgeführt werden.

In Betreff des Geldes, welches während des Krieges Aenderungen erlitten und verschlechtert worden, kam unterm 18. Mai 1753 eine Verordnung, welche den Werth des sogenannten Mittel-Courants bestimmte. Es galten 100 Rthlr. alten brandenburgischen Geldes gegen das neue 141, gegen sächsische Drittel 238 Rthlr. 16 Gr., gegen sächsische Zwei- und Ein-Groschenstücke 317 Rthlr. 6 Gr. Im nächstfolgenden Jahre (1764) bestimmte das Courant den Werth dieses Mittelgeldes gegen das neue folgendermaßen: ein Friedrichsdor sollte 5 Rthlr., 100 Thaler in neuen Friedrichsdoren 70 Rthlr. 18 Gr., die Drittel, Sechssel und Zwölftelstücke des Mittelgeldes 70 Rthlr. 22 Gr. gelten.

Das Verbot der Ausfuhr roher Artikel, welches gleichzeitig mit den übrigen Handelsgesetzen erschien, sollte die eigene Verarbeitung jener Erzeugnisse befördern, was für die Fabrikbesitzer vortheilhaft, den Kaufleuten aber höchst unangenehm sein

mußte. Der Handel aus Polen, Rußland und Ungarn fand wegen der erhöhten Zölle bald keinen Eingang mehr, und suchte sich neue Wege. Die schlesische Ausfuhr vor dem siebenjährigen Kriege betrug jährlich gegen 10 Millionen. Nach dem siebenjährigen Kriege sank sie nach den bestehenden Gesetzen natürlich nur auf wenige Millionen herab.

Es ist nicht zu übersehen, daß Friedrichs überall schaffender Geist bei dem ungeheuern Streben, den Wohlstand seiner Staaten zu befördern und zu befestigen, aber die Liebe zum Vaterlande auf ein bloß materiell-pekuniares Interesse gründete, welches im Kampfe mit dem Geiste der neuern Zeit unterlag. Drückend erschien den Einwohnern die Einführung der königlichen Administration (Regie), zum Schutz der Zoll- und Steuergrundsätze. Sie bestand aus Franzosen, welche unbekannt mit den Verfassungen des Landes, alles nach französischen Grundsätzen ummodelten, welches oft wie die Faust auf's Auge paßte. Der Schleichhandel, welcher nach des Königs Meinung, von seinen eigenen Beamten, statt unterdrückt, eher befördert wurde, sollte nun ganz vermieden werden, aber die bedeutenden Ausfälle in den königl. Kassen, welche durch die neuen Zollgesetze hervorgerufen waren, blieben nicht minder groß. Das widrigste bei der Regie für den Kontribuenten war die mit der Abgabe verbundene Beschwerlichkeit und Versäumniß.

Der Zoll auf eingehende fremde Waaren beförderte eben so wenig die inländischen Erzeugnisse und Fabriken. Die Fremdlinge sahen nur auf ihren, nicht des Staates Vortheil. Es war daher nicht zu verwun-

dern, daß bald wenig Unterthanen es für ein Verbrechen hielten, die Zollbedienten durch Schleichhandel zu hintergehen. Diese Unternehmungen geschahen oft mit bewaffneter Hand und mit Wissen der Aufpasser.

Im Jahre 1766 wurde der Handel mit Taback, und im nächstfolgenden Jahr der mit Kaffe, königl. Monopol; ja, es kam so weit, daß 1782 das eigene Kaffe-brennen verboten wurde und nur der von der Regie gebrannte gekauft werden sollte. Die niedern Accise-Beamten erhielten Befehl, dahin zu sehen, daß nicht in den Privathäusern heimlich Kaffe gebrannt würde. Man nannte sie daher unter dem Volke die „Kafferiecher.“ Der Hauptzweck des Königs, durch dergleichen Verfügungen an die Benützung inländischer Surrogate zu gewöhnen, wurde fast gar nicht erreicht. Ein Umstand, welcher dem öffentlichen lebendigen Verkehr hinderlich war, die schlechten Straßen und Wege, blieb unbeachtet vom Könige; es wurde daher nichts für den Bau neuer Wege gethan, weil nach des Königs Meinung gute Straßen dem Feinde schneller und leichter Eingang in das Land verschaffen. Uebrigens wurde zum Besten des Handelsstandes auf Veranlassung des Königs auf die allgemeinen Klagen der Kaufleute (1769) die erste Bank in Breslau durch den Kommerzienrath Wurmb aus Hamburg errichtet.

Die Grundherrschaft und Edelleute hatten sich größtentheils während des siebenjährigen Krieges mit bedeutenden Schulden belastet, daß sie ihre Güter zu bewirtschaften nicht mehr im Stande waren. Sie mußten ihre aufgenommenen Kapitalien mit 6, 10 und mehr Prozent verzinsen, und hingen ganz

von der Gnade des Privat-Gläubigers oder Bucherers ab. Den Verschuldeten wurden die Güter genommen, und jene selbst zogen nun als „Krippenreiter“ im Lande umher. Die Klasse solcher besitzlosen Ritter war groß; sie ritten von einem adlichen Hofe zum andern herum, und halfen ihre Herrn Brüder, wie sich fast alle schlesischen und polnische Edelleute unter einander nannten, nicht selten ebenfalls zu Krippenreitern machen. Ein allgemeines Moratorium von 3 Jahren hatte so wenig wie häufig königliche Gnaden-Geschenke diesem Verfall zuvorkommen können. Um nun dieses Uebel einigermaßen zu hemmen, so wurde nach einem Plane des Berliner Kaufmanns Bühring im Jahre 1770 die neugeschaffene „schlesische Landschaft,“ datirt vom 9. Juli, bestätigt den 15. Juli, ins Leben gerufen, um dadurch den Verschuldeten auf ihre Güter Geld und Kredit, den Gläubigern, d. i. der Landschaft selbst, Sicherheit zu schaffen, und überhaupt dem Bucher Schranken zu setzen. Die Güterbesitzer und sämtliche Stände sicherten durch gemeinschaftliche Verbürgung den öffentlichen Kredit, und bestellten zu Breslau unter dem Vorsitz des Ministers von Carmer, welcher sich bei Gründung dieses Instituts besonders thätig zeigte, das Landschafts-Collegium und die Leihkasse. Nun wurden durch Abgeordnete der Landschaft die Güter derjenigen, welche auf ihren Grundbesitz Kapitalien aufnehmen wollten, abgeschätzt. Hierauf fertigte die Landschaft sogenannte Pfandbriefe, auch „lederne Briefe“ genannt, in Summen von 100 bis 1000 Thalern, auf Pergament gedruckt und gestempelt, aus. Ein solcher Pfandbrief ist eine gewöhnliche Schuldver-

schreibung, worin der Name des verpfändeten Gutes, die Beglaubigung der Landschafts-abeordneten und die Eintragung auf dem Hypothekenblatt des betreffenden Gutes enthalten ist. Demjenigen nun, welcher Gelder auf Grundstücke sicher unterbringen wollte, so wie denjenigen, welche auf ihre Güter Gelder suchten, war geholfen. Jedoch gehen diese Darlehen zur Sicherheit der Landschaft oder Gläubiger nur bis auf die Hälfte des Werthes des verpfändeten Gutes. Halbjährlich, zu Johannis und Weihnachten, zahlt die Landschaft gegen Vorzeigung der Briefe die Zinsen, welche anfangs fünf Prozent betrug, kurz nachher auf $4\frac{3}{4}$ pCt. fielen, und wie die Folge zeigen wird, noch tiefer herabgesetzt wurden. Mit dem verpfändeten Gute selbst hat der Gläubiger nichts zu thun; sein Schuldner ist die Landschaft allein, welche auf Verlangen, das Kapital wieder herauszahlt. Die Landschaft erhebt ihrerseits alle halbe Jahre von den Schuldnern die Zinsen und ist berechtigt, wenn letztere nicht abgeführt werden, das verpfändete Gut durch Sequester verwalten zu lassen, die Einkünfte einzuziehen, und dem Eigenthümer einen mäßigen Unterhalt auszusetzen. Bei nothwendigen Verkäufen hat die Landschaft in Betreff der ausfertigten Pfandbriefe den Vorzug vor allen andern Realgläubigern. Der Betrag der versicherten landschaftlichen Briefe, zu deren Realisirung der König selbst einige Tonnen Goldes gab, erreichte bald eine Höhe von 12 Millionen, und die Landschaft ward schnell mit Kapitalien überhäuft, daß die Kapitalisten, um nur ihr Vermögen unterzubringen, Aufgeld (Agio) für die Pfandbriefe zahlten. So sehr wohl-

thätig auch dieses allgemeine Kredit-System für die Grundbesitzer war, indem es entschieden vortheilhaft, in moralischer Beziehung namentlich, auf die Edelleute einwirkte, so entwickelte sich doch bald ein andrer Uebelstand darin, daß sich über die Gebür der Handel mit Landgütern ausdehnte, leichtsinnigen Spekulationen freien Spielraum gegeben, und, was eigentlich am Beflagenswerthesten war, das schöne Band zerrissen wurde, welches Jahrhunderte hindurch den einfachen Landbebauer an seine angestammte Grundherrschaft gefesselt hatte.

Die Bauergüter und städtischen Grundbesitze waren von dem landschaftlichen Kredit-System ausgeschlossen, und der König suchte daher auf andere Art und Weise ihren Wohlstand zu heben und zu befördern. Wie im Laufe der Geschichte bereits erzählt worden, wurden die städtischen Verwaltungen von der königlichen Kammer abhängig gemacht, ohne Rücksicht, ob die Städte mittelbar oder unmittelbar unter dem Landesherren standen. Man suchte deren Aufnahme durch Heranziehung von fremden Handwerkern und Künstlern zu beleben, die Einwohnerzahl zu vermehren, sie mit bessern Gebäuden zu versehen, und überhaupt in jeder Hinsicht ihnen Vorschub zu leisten. Die neuen Bürger erhielten freies Bürger- und Meisterrecht, Freiheit von allen Abgaben und Lasten auf einige Jahre, Freiheit von der Werbung für sich und die mitgebrachten Söhne. Diejenigen, welche Häuser bauten, erhielten meist den Platz dazu geschenkt, einen Theil der Baumaterialien und ein Viertel der Baukosten vergütigt. Die dem Aufschwunge hinderlichen

alten Innungsgebräuche mußten nach und nach geschwächt werden.

Der Adel war durch das Kredit-System dem Bürger gegenüber bedeutend bevorzugt, und war im Stande, angewiesen auf seinen Handel im Großen mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Ackerbaues, letztere von sich dadurch ganz abhängig zu machen, daß er die Getreidepreise nach seiner Willkühr erhöhen konnte. Um vor diesen Nachtheil für ereignende Fälle den Bürger zu schützen, richtete der König das „Magazinwesen“ ein. Demzufolge wurde auch die Getreide-Ausfuhr so lange untersagt, als der Berliner Scheffel Roggen über einen Thaler stand, eben so wurde auch die Getreide-Einfuhr aus den getreidereichen slavischen Ländern verboten. Dem Bauer stand es frei, sein Getreide zu den Normalpreisen in die königlichen Magazine zu liefern. Wie wohlthätig diese Einrichtung für die damalige Zeit, wo der Ackerbau erst im Aufblühen war, zeigte sich bald im Jahre 1770. Späte Fröste im Norden vernichteten die Saaten, und im darauf folgenden Jahre 1771 schlug die Erndte ganz fehl. Der König ließ nun sofort die Magazine öffnen und vertheilte 76,000 Wißpel unter die Armen zu dem mäßigen Preise von 2 Thaler und einigen Groschen, während er in den benachbarten Staaten auf 5 Thaler und darüber stieg, und Pest und Hunger die die unglücklichen Bewohner zur Auswanderung nöthigte, die in Preußen sichern Schutz und Unterhalt fanden.

In Betreff des Landbaues im Allgemeinen wurde dahin gearbeitet, daß derselbe durch Volksvermehrung und Konsumtion neue Triebfedern erhielt. Es wurden

neue deutsche Anbauer herangezogen und Kolonien, besonders in Oberschlesien, angelegt; man hegte hier die Absicht, durch Vermengung der deutschen mit den sarmatischen Sitten eine umgreifende Verbesserung zu bewirken. Man ahmte hier das Beispiel der ersten schlesischen Herzöge nach. Jeder Kolonist erhielt ein Haus mit Stall und Scheune, nebst 12 bis 20 Morgen Rodeland und Wiesen, einen Morgen Garten und das benöthigte Vieh. Zugleich ward er Eigenthümer der Stelle, blieb frei von Frohndiensten, und genoß für sich und seine Erbhne die Ausnahme von der Werbung und einige Jahre lang die Befreiung von Steuern und Abgaben.

In den königlichen Forsten und Domänen-Aemtern wurden die neuen Kolonien zuerst angelegt, so viel als der Raum und die Forstwirtschaft gestattete. Hierauf suchte man die Privatgrundherren dazu aufzumuntern. Für jede vorschriftsmäßig erbaute und mit allem Zubehör versehene Stelle erhielt der Gründer eine Hülfe von 150 Thalern aus königlicher Kasse. Eine Kolonie mußte aus mindestens sechs Höfen bestehen. Zur Vermehrung der sogenannten Häusler- und Angerstellen in den Dörfern bewilligte der König dem Gutsherrn, wenn er selbst Bauholz besaß 70, und wenn ihm dies fehlte 100 Thaler. Die Kolonisten waren nach genossenen Freijahren auch frei von Roboth-Diensten und zahlten nur einen geringen Grundzins an die Herrschaft und eine mäßige Nahrungssteuer. Hierdurch entstanden einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege über 250 neue Dörfer und 2000 neue Häuslerstellen in Schlesien, auf welche man min-

destens 17,000 Kolonisten rechnen konnte, unter denen dreiviertel Ausländer waren.

Eine andere wichtige Verordnung zur Verbesserung der Landwirthschaft war die Aufhebung der sogenannten „Gemeinheiten.“ Das Patent, welches den schles. Justizminister von Carmer zum Urheber hat, erschien unterm 15. April 1771 und wird, da es eine Epoche im Fortgange des Ackerbaues in Schlesien macht, auszugsweise hier mitgetheilt:

„Es ist bekannt, und die Erfahrung wird jeden verständigen Landwirth überführen, wie nachtheilig die Gemeinheiten der Verbesserung der Viehzucht und des Ackerbaues sind. — Es wird daher als ein beständiges Gesetz festgesetzt, daß alle Gemeinheiten und Vermengungen der Grundstücke gänzlich aufgehoben, auseinandergesetzt, und alle Einwendungen, aus Gewohnheit, Verträgen, Servituten, Rechtsprüchen für unkräftig geachtet werden sollten. — Man theilt die Gemeinheiten in zwei Klassen. Zu der ersten gehören die sogenannten Gemeinweiden (res universitatum), z. B. große Anger, Brüche, Koppeln und andere Grundstücke, welche der Gemeinde insgesammt gehören und von jedem einzelnen Mitgliede derselben mit aller Art Vieh zur Hütung benutzt werden können. Eine solche Aue nährt kaum ein Drittel des Viehes, welches sonst unterhalten werden könnte, wenn selbige unter die Gemeinde-Glieder vertheilt und von diesen gehörig bebaut und bestellt würde.

Zu einer andern Klasse von Gemeinheiten gehören sie in den Gemeinden unter sich mit oder ohne Theilnehmung der Grundherrschaft auf ihren eigenen Feldmarken, auf

der Brache und in den Stoppeln, oder auch auf den Wiesen eingeführten Gemeinhutungen; wie auch, wenn die Grundstücke der Herrschaft und Unterthanen, oder auch andere Besitzer dergestalt unter einander liegen, daß die Eigenthümer in der Art und Zeit der Nutzung, Besäung, Erndte und Hutung sich einer nach dem andern richten muß. Durch diese Einrichtung wird jeder Besitzer verhindert, seine Grundstücke auf die für ihn vortheilhafteste Art und nach seiner bessern Einsicht und Neigung zu benutzen, indem er sich nach dem alten oft unvernünftigen Herkommen und nach dem Eigensinn, Vorurtheil und Unverstand seiner Nachbarn richten muß, auch durch die Menge von Wegen und Rainen ein beträchtliches Stück Land der Kultur ganz entzogen wird. Alle Hindernisse, die sich bei Ausführung der Sache zeigen möchten, sollen durch vernünftige Anleitung, gegenseitiges Nachgeben gehoben werden. Und als ein Gesetz wird festgesetzt: daß, wenn nur ein Theil der in solcher Gemeinheit stehenden Glieder, z. B. der Grundherr, oder die Gemeinde, oder bei einer Servitut der Herr des genießenden oder dienenden Gutes auf die Theilung anträgt, damit sofort ohne Rücksicht auf die Widersprüche der andern zu Werke gegangen werden soll.

Bei Theilungen der Gemeinheiten der ersten Klasse muß die Anzahl des Viehes, welches darauf bisher getrieben worden, und die Anzahl der Stücke, welche jeder Interessent darauf zu treiben befugt war, zum Grunde genommen und nach diesem Verhältniß jedem sein Antheil zugetheilt werden. Ist aber der Gemeinplatz so klein, daß die Anthteile zu gering ausfallen würden,

so kann selbiger bei Theilung ganzer Feldmarken der zweiten Klasse zu Ausgleichung vorkommender Ungleichheiten ausgesetzt werden. — Bei Auseinandersehung vermengter Grundstücke oder Gemeinheiten zweiter Klasse müssen jedem Interessenten seine Felder, so viel als möglich auf einem Fleck, und in gleicher Größe und Eigenschaft, wie er besessen, angewiesen werden.

Da die Grundherrschaft in Schlesien auf den Feldern der Unterthanen das Recht der Schafhutung haben, so muß der Grundherr durch Ueberlassung eines verhältnißmäßigen Stückes von der Gemeinweide, durch einen Hutungszins oder auf andere Art ausgeglichen und entschädigt werden: denn die Schafzucht soll auf keine Weise durch Aufhebung der Gemeinheiten gehemmt, vielmehr verbessert werden. Die Häusler und andere kleine Leute, welche bisher keinen Acker sondern nur ein oder etliche Stück Vieh haben, und diese von der Gemeinhutung unterhalten, müssen durch Zutheilung eines Stückes von dem Gemeinweideplatz entschädigt werden.

Wenn es der Kommission nicht glückt, die Theilung in Güte oder durch Vergleich zu bewirken, so muß selbige die Sache der Regierung zur Entscheidung übersenden. Zugleich bleibt es den Grundherrschaft und Unterthanen unbenommen, sich auch freiwillig ohne Zuziehung der Kommission auseinanderzusetzen, jedoch müssen die darüber geschlossenen Verträge, so wie auch jene durch die Kommission errichteten, der gehörigen Landesinstanz zur Bestätigung eingeschickt werden. — Damit Jedermann überzeugt sei, daß bei dieser Sache bloß das Beste der Unterthanen beabsichtigt werde, wird

die Versicherung gegeben, daß zu keiner Zeit auf diese Verbesserungen der Wirthschaften einige Landesherrliche Abgaben oder Lasten gelegt, oder die bisherigen erhöht werden sollten.“

Um die Gemüther der Einzelnen für die Verbesserung des Landbaues empfänglich zu machen, gründete Carmer, durch ein Ausschreiben vom 1. März 1771, eine „ökonomisch-patriotische Gesellschaft,“ die sich zwar in der Folgezeit (1791) wieder auflöste, aber neu und nach einem vergrößerten Plane wieder erstand.

Einen Theil dieser Verbesserungen hat Schlesien dem Staatsminister v. Schlabrendorf zu verdanken; allein die Genauigkeit, mit welcher er die königlichen Befehle vollzog, verleitete ihn häufig zu ernster, oft militärischer Strenge, wo nur Versuche oder die Zeit hätte entscheiden sollen, und so kam es, daß seine guten Absichten verkannt, und die anbefohlenen Versuche und Verbesserungen nur mit Widerwillen angenommen oder doch höchst säumig von den Unterthanen durchgeführt wurden. Nur seiner Beharrlichkeit, wobei er von allen Seiten angefeindet wurde und sich sogar bei den häufigen Klagen des Adels den Unwillen des Königs zuzog, hat Schlesien die Verbesserungen zu danken. Die Erblichmachung der Bauerngüter war ein zu wichtiger Schritt für die Landeskultur, als daß nicht Schlabrendorf seine eigene Wohlfahrt der Wohlfahrt Aller, oft Kurzsichtiger hätte hintenansetzen sollen. Man klebte noch viel zu gern an den früheren veralteten Formen ohne jetzt eben einen Schritt vorwärts zu thun, und suchte die Veranlassung hierzu in jenen und einigen Nebenumständen, die

im Staats- und Volksleben der Schlesier nicht ohne Grund einige Schattenseiten vom Friedrichschen Staatensystem erkennen ließen und welche erst von seinem großherzigen Nachfolger in das bessere umgeschaffen wurden. So bildete der Stand des Kriegers einen schroffen Gegensatz zu dem gesammten Staatsbürgerstande, aus welchem allein der eigenthümliche Begriff von Dienstehre hervorging, während er sonst die Triebfedern seiner Handlungsweise lediglich vom Vaterlande selbst hernehmen sollte. Und die Abneigung gegen diesen Kriegerstand vermehrte sich beim Volke, als der König den Offizier-Rang lediglich für den Adel bewahrte und die bürgerlichen Offiziere, welche sich während des siebenjährigen Krieges zu diesen Stellen emporgeschwungen hatten, entweder verabschiedete oder den Garnison-Regimentern zutheilte, und da, wo die Einheimischen Abthigen bei dem Heere zur Besetzung der Offizierstellen nicht ausreichten, zahlreiche Ausländer heranzog. — Mit Besetzung der Civil-Beamtenstellen ging es nicht viel besser. Auch hierbei fand man größtentheils Nichtschlesier, welche allerdings eine größere amtliche Kenntniß in den neuen Staats- und Regierungsformen besaßen, als die noch heranzubildenden Schlesier, sich aber auch kalt von diesen absonderten und spötelnd auf ihre Gutmüthigkeit herabsahen. Daraus läßt sich wohl leicht auf die anfängliche Abneigung des Volkes gegen die neuen Systeme der Regierung und auf den schwieriger Standpunkt der schlesischen Minister schließen. Als nach Schlabrendorfs Tode (1770) der Kammerpräsident zu Kleve, Karl Georg Heinrich von Hohn aus einer adlichen Familie, in dessen 31sten

Lebensjahre, am 19. Januar 1770 zum schlesischen Minister vom Könige ernannt wurde, zeigte sich seine innere Seelenstimmung gleich in seinen ersten Worten, die er nach der Vorstellung bei Hofe im Kreise seiner Vertrauten aussprach: „Gottlob, nun kann ich recht Viele glücklich machen!“ Allein der rechtliche, biedere Mann erndtete bei Lebzeiten nicht den Lohn seines edlen Strebens; die Schattenseiten des Systems, welches er durchzuführen berufen war, fielen in den Augen und dem Urtheile des Volkes auf ihn zurück — er wurde vielfach verkannt.

Der schlesische Bischof, Graf v. Schafgotsch, lebte noch immer in der Ungnade des Königs und wurde in derselben bis an seinen Tod, fast 40 Jahre von Schlesien fern gehalten. Der ehemalige Glanz des bischöflichen Stuhles war wie mit einem Trauerflor umhangen, und das rege Leben, welches sonst die Residenz des regierenden Bischofs verbreitete, war wie ausgestorben, und die Würde selbst gerieth bei den Zeitgenossen fast in Vergessenheit. Indessen wurde die höhere katholische Geistlichkeit vermöge ihrer adeligen Geburt vor allen andern vom Könige geschätzt, und namentlich genossen einige ihrer Mitglieder eine besondere Achtung des Königs, wie sie den Vorstehern der protestantischen Kirche, welche dem Bürgerstande angehörten, nicht in demselben hohen Grade zu Theil ward. — Das bisherige Mißtrauen zwischen Katholiken und Protestanten schwand immer mehr, welches daraus hervorgeht, daß bald in vielen Dörfern katholische Kinder in die evangelischen Schulen geschickt wurden, wobei die Lehrer angewiesen waren, jene Kinder zum Glau-

bensunterricht den katholischen Pfarrern zu überlassen. Die Bürger verschiedenen Glaubens näherten sich immer mehr und beim Zusammentreffen Gebildeter war bald kein Unterschied zu finden.

In der allgemein und frei ausgesprochenen Toleranz des großen Geistes der Zeit zeigte sich allmählig, kaum bemerkbar, bei den Katholiken die sonst innige Anhänglichkeit an die äußern Formen der Kirche erkaltet; die höhern Stände, welche es in frühern Zeiten für ein Verdienst hielten, öffentlichen Prozeffionen als dienende Gläubige beizuwohnen, schämten sich jetzt wohl gar, und ließen die ehemaligen ihnen dabei zustehenden Funktionen durch Diener verrichten. Eben so erkaltete bei den Protestanten der Eifer, neue Kirchen zu bauen und gab einer Gesinnungsart Raum, die nicht nur die Stolgebühren, sondern noch weit mehr den sogenannten Beichtgroschen für lästige, wo nicht gar entehrende Abgaben ansah.

Das geistige Streben der Schlesier, welches unter der frühern Herrschaft durch die beschränkte Religionsfreiheit in seinem allgemeinen Fortschreiten gehindert wurde, erhielt unter der wahrhaft philosophischen Regierung Friedrichs wiederum freie Bahn zu kräftigem Emporspringen.

Der Schulunterricht, die Grundlage des menschlichen Wissens und einer fortschreitenden geistigen und körperlichen Ausbildung, war sehr schlecht bestellt. In Städten sowohl als in Dörfern überließ man den Schulunterricht schlecht besoldeten und größtentheils ungeschickten Schulmeistern, die, um leben zu können, ein Nebenhandwerk treiben mußten. Die meisten waren Dorfspielleute. Bei der geringen An-

zahl von Schulen auf dem Lande blieben auch die Dorfskinder größtentheils ohne Unterricht. Besonders war dies in Oberschlesien der Fall, wo eine verdorbene polnische Landessprache und sarmatische Rohheit bei dem gemeinen Manne herrschte. Es wurde daher verordnet, daß den Schulmeistern ein hinlänglicher Unterhalt von den Gutsheeren und Gemeinden ausgesetzt, und die Schulen selbst von den Geistlichen des Orts besonders beaufsichtigt würden.

Eine Verbesserung der Lehrmethode war vor Allem nothwendig. Der Staatsminister von Schlabrendorf fand endlich in dem Augustiner-Abt Felbiger zu Sagan einen Mann, der zum Entwurf und zur Ausführung einer solchen Schulverbesserung Einsicht, Willen und Beharrlichkeit besaß. Felbiger, welcher sich in den Berliner Trivialschulen von der besten Lehrart unterrichtet hatte, machte hierauf sein Stift zu einer Pflanzschule für junge Geistliche und Schulkandidaten in der verbesserten Methode des Lehrens. Es wurden hier Lehrer für ähnliche zu Breslau, Glatz, Rauden und an andern Orten zu errichtende Seminarien vorbereitet. In den mit den Seminarien verbundenen Schulen übten sich die Lehrer in der neuen Methode, die, obgleich sie eine rein tabellarische war, wonach das Lehren und Lernen zu einer mechanischen Fertigkeit werden sollte, dennoch viel Gutes hatte, was die Nachkommen dankbar anerkannten, indem sie auf diesen sichern Grundlagen in einen vorher schlecht bebauten Boden mit Glück und Erfolg weiter zu bauen im Stande waren. Das Reglement für das neu eingerichtete Schulwesen erschien 1765 gedruckt, und wurde nicht

allein bei den katholischen Schulanstalten, sondern auch größtentheils durch die Konsistorien bei den evangelischen niederen Schulen eingeführt*).

*) Auszug dieses ersten wichtigen Schulreglements für die schlesischen Schulen.

„In den Seminarien-Schulen muß gründlich, vortheilhaft, und so wie es im gemeinen Leben Anwendung findet, gelehrt und gelernt werden. — Der Lehrer muß den Schülern von allen Dingen Gründe angeben, und darauf halten, daß auch die Lernenden die angegebenen Gründe einsehen und wieder angeben können: — Es muß nicht bloß das Gedächtniß der Schüler angefüllt, sondern der Verstand der Schüler aufgeklärt und geübt werden. — Die Schulkandidaten müssen unter den Augen der Lehrer die Kinder in den Seminar-Schulen unterweisen, damit sie von den Lehrern, wenn es nöthig ist, zurechte gewiesen werden, und eine Fertigkeit in der Methode erlangen. Werden mehrere Dörfer zu einer Schule angewiesen, so müssen sie im ebenen Lande nicht über eine halbe Meile und im Gebirge nicht über eine Viertelmeile von dem Schulort entfernt sein. Die Schulen sind von den Gemeinden und von der Grundherrschaft ohne Unterschied der Religion zu bauen und zu unterhalten, weil den Grundheeren jeder Religion daran gelegen sein muß, durch den Schulunterricht aufgeklärte Unterthanen zu erhalten. — In den Städten muß zu allen Jahreszeiten Schule gehalten werden. — Die Buchstaben muß der Schulmeister nach der neuen Lehrart den Kindern in einem Monat, im zweiten Buchstabiren, im dritten lesen lehren. Alle Knaben müssen vom 6ten bis zum 13ten Jahre zur Schule geschickt werden, die Eltern mögen das Schulgeld zu bezahlen im Stande sein oder nicht. — Eltern und Vormünder, welche die Kinder von diesem Alter ohne wichtige Ursache nicht zur Schule schicken, sollen das Schulgeld doppelt bezahlen, und zwar letztere aus eigenem Vermögen. — Kinder unter 8 Jahren müssen die Schule Winter und Sommer, jedoch im Sommer nur Vormittags, besuchen, ältere Dorfskinder, welche zum Viehhüten und anderen Arbeiten gebraucht werden, können vom Tag Georgi bis Martini aus der Schule bleiben, müssen aber

Für den Unterhalt der vier Seminarien wurde die erste Viertel-Jahreseinnahme der Pfarrer (*Quarta Seminaristica*) angewiesen; gleichzeitig mußten sich die dem geistlichen Stande Widmenden in diesen Seminarien mit der neuen Lehrart, insbesondere mit der Katechese, vertraut machen, und vor ihrer Anstellung darüber, so wie auch über den vollkommenen Besitz der deutschen Sprache ein Zeugniß beibringen.

Die höhern oder sogenannten lateinischen Schulen, befanden sich zu Breslau wie auch in den übrigen Städten, bei den Klöstern und Kirchen. Man suchte auch diese durch Verordnungen dahin zu verbessern, daß die Schüler weniger in der lateinischen, als vielmehr in der deutschen Sprache und im Rechnen und Schreiben geübt werden sollten. Denn die Schüler erlangten meist in der lateinischen Sprache eine größere Redefertigkeit als in der deut-

schen. Eigentliche Fakultätsstudien gab es innerhalb der Provinz noch nicht, ausgenommen das der Theologie, unter Leitung des Ordens der Jesuiten, unter welchen sich auch einige geschickte Lehrer der Mathematik und Theologie befanden. Der Jesuitenorden wurde zwar durch eine Bulle Papst Clemens XIV. vom 21. Juli 1773 aufgehoben, blieb aber in Schlesien im Besitz seiner Güter, Schulen und der Universität, und der König ließ unterm 13. September desselben Jahres an seinen Bevollmächtigten in Rom, den Abbe Kolombine unter anderm schreiben: „er habe in allen Rücksichten einen bessern Priester gefunden, als die Jesuiten.“ — Allein schon im Jahre 1776 sekularisirte er den Orden, ließ aber die Schulen in den Händen des aus der Mitte seiner Mitglieder eingerichteten Schulinstituts (vom 26. August.) Die obere Leitung führte der Justizminister von Karmer und der thätige Professor der Mathematik, Pater Zeplichal. Man glaubte die Bemerkung zu machen, daß nach der Sekularisirung dieses Ordens seine Lehrermitglieder durch ihre nähere Verbindung mit der Welt eine mehr praktische und gemeinnützige Richtung erhielten.

Das Verhältniß der Juden blieb nach wie vorher ein drückendes. Man duldete sie am rechten Oderufer, und schränkte sie am linken desto mehr ein. Im Jahre 1751 wurde die Verordnung erneuert, daß von jeder Familie nur ein Sohn bei einem Vermögen von mindestens 500 Thln. die Erblaubniß erhalten sollte, sich ansäßig machen zu dürfen; für Auswärtige hingegen war ein Vermögen von 2000, später von 3000 Thalern bestimmt. Im Jahre 1752 ward

alle Sonntage nachmittag zwei Stunden im Lesen und Schreiben und Katechismus geübt werden. — Das Schulgeld eines Kindes muß nicht über einen halben Groschen wöchentlich auf dem Lande ausmachen. — Für die armen Kinder wird das Schulgeld durch Kollekten aufgebracht. Die Pfarrer müssen die Schulen ihrer Gemeinde wöchentlich, die Grzpriester oder Schulaufsäher die Schulen ihres Sprengels jährlich einmal besuchen, und den Unterricht und den Fortgang prüfen. — Die über die Schulen angeordnete Aufsäher, Dechante, Grzpriester, müssen jährlich einmal von dem Zustand derselben, von dem Fleiß und den Fähigkeiten der Schulmeister, von Beschaffenheit des Schulbesuchs, der Schulgebäude u. an das Genera vikariatamt berichten, und dieses schickt die Berichte zusammen an die Kammern. — Diese verordnen die Abänderung der Mängel durch die Land- und Steuerräthe u. u.“ Siehe Landeschulreglement für die katholischen Schulen in Schles. 1765.

ihnen der erbliche Besitz von Grundstücken untersagt. Solchergestalt wurde dieses Volk lediglich auf den Handel angewiesen; außer den gewöhnlichen Abgaben zahlte dasselbe noch eine Schutzsteuer.

In Breslau hatten sich die Juden seit dem 30jährigen Kriege besonders stark vermehrt. Der König gab ihnen auf Antrag der Stadt eine eigene Verfassung (1744), nach welcher sie in Betreff des Schutzgeldes in fünf Klassen getheilt wurden. In der ersten Klasse befanden sich die General-Privilegirten, höchstens aber 20 Familien an der Zahl; sie genossen mit den übrigen christlichen Kaufleuten gleiche Rechte.

Der Friede nach dem siebenjährigen Kriege schien ein dauernder zu werden; er schaffte dem Lande die Erholung in kürzerer Zeit als zu erwarten war — allein nur durch den unermüdblichen Eifer des Königs, seine Unterthanen glücklich zu machen.

Von dem Wiener Hofe wurde er noch immer mißtrauisch beobachtet, so daß er sich veranlaßt fand, mit der Kaiserin von Rußland, Katharine I. (1764), ein Bündniß zu schließen. Eine andere Veranlassung hierzu gaben die polnischen Großen, welche durch ihre Uneinigkeit und die inneren Unruhen das Land dem Untergange immer näher führten. In Folge des Bündnisses wurde (7. Septbr. 1764) Stanislaus Potoniowski, aus dem Stamme der Piasten, durch russische Uebermacht zum Beherrscher Polens gewählt. Friedrich verlangte für die in diesem Lande gedrückten Nichtkatholiken, Dissidenten genannt, freie Religionsausübung, Befähigung derselben zu allen öffentlichen Aemtern und für den russischen Bischof Sitz und Stimme. Allein der Reichs-

tag wurde geschlossen, ohne eine dieser Bedingungen bewilligt zu haben. Als die Dissidenten auch von russischer Seite aufgemuntert wurden, so bildete sich (1. März 1768) zu Bar in Podolien eine bewaffnete Konföderation, unter Leitung des Marschall Grafen von Pac. In diese Unruhen, welche höchst gefährlich zu werden drohten, mischte sich auch die Pforte und erklärte den Russen den Krieg (30. Oktober 1768). Zusage des Bündnisses mit Rußland, unterstützte der König letzteres mit einigen Geldsummen und einer Anzahl Offiziere, während er seine Reichsgrenzen deckte.

Die Russen machten im Kriege gegen die Türken glückliche Fortschritte und hatten die Moldau und Wallachei erobert, was dem Hause Oesterreich nicht gleichgültig sein konnte, gleichfalls aber auch den Einfluß und die politische Größe Preußens fürchtete. Der seit 1763 zum römischen Könige gekrönte Joseph II., welcher eine besondere große Achtung vor dem Helden Friedrich hegte, veranlaßte, in Folge dieser politischen Wirren in den Nachbarländern, am 28. August 1769 zu Reisse eine Zusammenkunft mit dem Könige in Reisse. Da auch zwisch England und Frankreich der Ausbruch eines Krieges zu erwarten stand, so machte Joseph II. den Vorschlag solche Maassregeln zu treffen, wodurch Deutschlands Neutralität behauptet werden könnte. Dem Könige war an dem Frieden mit Oesterreich viel gelegen, nahm das Anerbieten an, und beide Fürsten machten sich wechselseitig schriftlich anheischig, diese Neutralität zu behaupten. Joseph II. versprach im Namen seiner Mutter, Maria Theresia, und in dem seinigen, und Friedrich II. versprach sein

Ehrenwort: daß, wenn ein Krieg zwischen Frankreich und England ausbräche, sie mit aller Treu den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden erhalten wollten, und daß, wenn andere Umstände dazuträten, deren Veranlassung man unmöglich voraussehen könnte, sie von beiden Seiten die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besizungen beobachten wollten. Man hegte ein tiefes Stillschweigen über diesen Vertrag.

Ueber das erste Zusammentreffen dieser beiden Monarchen wird noch folgendes erwähnt:

Als der König die Ankunft Josephs in Reisse erfuhr, überraschte er ihn sofort mit einem Besuche im königlichen Schloße. „Nun sehe ich die Erfüllung aller meiner Wünsche!“ rief Joseph aus, und Friedrich antwortete: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens! Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser sein, die zu lange Feinde gewesen sind, und deren gegenwärtiges Interesse es erfordert, sich einander eher beizustehen, als sich aufzureiben.“ Der römische König erwiderte: „Für Oesterreich giebt es kein Schlessien mehr!“

Eine zweite Zusammenkunft dieser beiden Monarchen erfolgte im nächstfolgenden Jahre (3. Septbr. 1770) zu Mährisch-Neustadt.

Noch dauerten die Unruhen in Polen und der Krieg der Russen mit den Türken fort. Rußland verlangte die Ueberlassung seiner gemachten Eroberungen, worin Oesterreich nicht willigen konnte. Zwischen beiden im Gedränge stand Preußen vermöge seiner Allianz. Während dieser drohenden Spannung machte Oesterreich, weil die

Russen einen großen Theil Polens besetzt hielten, gewisse Ansprüche an die Zipser Gespannschaft dieses Königreichs gütig und besetzte es mit seinen Truppen. Darüber war die Kaiserin von Rußland empfindlich und äußerte zum Prinz Heinrich von Preußen: „Wenn der Wiener Hof Polen zersplittern will, so haben die übrigen Nachbarn das Recht, eben dasselbe zu thun.“ Diese Rede fiel auf keinen unfruchtbaren Boden. Der König sah in der Theilung Polens den einzigen möglichen Ausgang den allgemeinen Krieg zu verhüten und die Parteien auszusöhnen. Bald waren der Petersburger und der Berliner Hof über dieses Projekt einverstanden; sie einigten sich friedlich in Betreff ihrer Forderungen an Polen und schloßen den 17. Februar 1772 eine geheime Uebereinkunft. Oesterreich, dem der Vorschlag der Theilung durch Preußen bekannt gemacht wurde, äußerte zwar Bedenklichkeiten, trat aber den 25. Juli 1772 dem Plane bei und bezeichnete vorläufig die Ländtheile Polens, von welchen es Besitz zu nehmen gedachte. Im September desselben Jahres gaben diese drei Mächte ihre Erklärungen zu Warschau ab, nach welchen 3400 Quadratmeilen von diesem Lande getrennt werden sollten. Im April 1773 hielten die Polen einen Reichstag, konnten aber nicht ändern, was ihre drei mächtigen Nachbarn über sie bereits beschlossen hatten.

Preußen erhielt ein Gebiet von 1061 Q. M. mit 1,150,000 Bewohnern, und zwar den Theil Groß-Polens, diesseits der Neße, und Polnisch-Preußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Hierdurch kam zwar der polnische Handel nach der Ostsee in seine Gewalt, dagegen wurde der Tausch

handel mit den rohen polnischen Produkten nach unfrem Schlesien durch die Erbitterung der sich gekränkt fühlenden Nation bedeutend vermindert.

Preußens Macht war gestiegen, beobachtet von Oesterreich und beneidet von den übrigen Mächten, welche nichts unversucht ließen, die Freundschaft Preußens mit Oesterreich und Rußland zu brechen. Erstereß mußte gegen das mächtige Rußland nachgiebig sein, gegen Oesterreich aber durfte es entschieden auftreten. Ein unerwartetes Ereigniß zerstückte endlich den Frieden.

Der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern war am 30. Dezember 1777 gestorben; das Wiener Kabinet forderte nun das Kurfürstenthum, womit 1180 Kaiser Friedrich I. den Herzog Otto von Wittelsbach belehnt, als offenen Reichslehn zurück, während es gleichzeitig durch die ältere von Wittelsbachsche Linie näher beansprucht wurde. Nichtsdestoweniger besetzte der junge römische König Joseph II. das Kurfürstenthum und stellte in Böhmen eine Heeresmacht auf. Der Churfürst von der Pfalz, nächster Erbe, hatte, weil er keine eheliche, sondern nur natürliche Kinder besaß, die die Kaiserin reichlich zu versorgen versprach, in die getroffenen Maaßregeln des Wiener Kabinetts gewilligt. Dadurch aber fühlte sich der Churfürst von Sachsen und der Herzog von Zweibrücken in den Rechten gekränkt, indem sie nähere Ansprüche, als das Kaiserhaus hatten, und beide wandten sich zur Vermittelung an den König Friedrich, worauf der sogenannte

„Baiersche Erbfolge-Krieg,“ der letzte, welchen der große, geseierte Held führte, ausbrach.

Genau genommen ging den König die Erbfolge in Baiern gar nichts an; allein die Vergrößerung Oesterreichs konnte ihm nicht gleichgültig sein, theils mußte er als Reichsstand darauf halten, daß die schwächeren Mitstände in ihren Rechten nicht beeinträchtigt wurden. Die Verhandlungen zwischen dem Könige und dem Kaiserhause blieben fruchtlos; da zog Friedrich, um jenen mehr Nachdruck zu geben, eine Armee von 160,000 Mann zusammen. Die Hälfte sollte sich unter Prinz Heinrich mit den Sachsen vereinigen; der König selbst wollte sich nach Schlesien begeben, wo er die Festung Silberberg bis zum Jahre 1777 mit einem Kostenaufwande von 4,441,000 Rthlr. erbaut hatte. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 4. Juli. Der muthige römische König Joseph II. wünschte den Krieg so sehr, als ihn seine Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, zu vermeiden suchte.

Friedrich rückte nun, als man seine Vorschläge durchaus nicht beobachtete, mit der schlesischen Armee in Böhmen ein und fand die Oesterreicher bei Königgrätz in einem verschanzten Lager. Hier konnten nur einige kleine Vorpostengefechte unternommen werden; und während die Armeen solcher Gestalt unter Waffen standen, wurde der Krieg mit der Feder geführt und fortgesetzt; denn Maria Theresia fürchtete, ihr Ansehen möchte durch die steigende Größe ihres Sohnes Joseph verdunkelt werden, und setzte eine heimliche Correspondenz mit dem Könige fort.

Mittlerweile gelang es dem Könige durch geschickte Unterhandlungen die beiden Mächte Frankreich und Rußland in das In-

teresse zu ziehen. Krankheiten und Desertionen unter der Armee hatten Friedrich gezwungen, sich gegen Ende Oktober zurück und in den Gebirgsgegenden Schlesiens Kantonnirungen zu beziehen. Eine Abtheilung hatte Jägerndorf besetzt, Friedrich selbst befand sich in Breslau, wo die Unterhandlungen lebhaft geführt wurden.

Die Kaiserin von Rußland, welche eben mit den Türken Frieden geschlossen, erklärte jetzt gegen das Wiener Kabinet, daß sie mit ihren Truppen zu der Armee des Königs von Preußen stoßen würde, wenn die Kaiserin Königin nicht bald den Fürsten des Reichs Genugthuung verschaffe. Diese fühlte sich ganz dazu bereit, nur nicht der römische König. Der Krieg wurde längs des schlesischen Gebirges im Kleinen fortgesetzt, der im Großen gelähmt war. Eine Unternehmung, die durch den General Wallis gegen Neustadt in Oberschlesien ausgeführt wurde, sollte, durch den König Joseph veranlaßt, den König Friedrich verzetteln, daß er die eben begonnenen Friedenunterhandlungen abbräche, verfehlte aber den Zweck. Wallis erschien nämlich am 28. Februar unvermuthet mit 8 bis 10 tausend Mann vor der Stadt, welche von Preußen besetzt war. Da er den Ort nicht nehmen konnte, so beschloß er denselben mit Granaten aus etwa 20 Haubizen, daß bald 240 Wohnungen in Flammen standen. Die Preußen behaupteten den Platz und die Feinde zogen sich zurück. Neustadt wurde später durch des Königs Hülfe viel schöner aufgebaut.

Nach Abschließung eines Waffenstillstandes wurde zu Teschen der Congreß eröffnet, dem bald der Friede (13. April 1779) er-

folgte. Der Churfürst von der Pfalz, Karl Theodor, erhielt Baiern, dem Herzoge von Zweibrücken wurde die Nachfolge gesichert und der König von Preußen, welcher auf seine Ansprüche an Jülich und Bergen verzichtete, erhielt von Frankreich die Gewährleistung für Schlesien, die er im Vertrage von 1741 übernommen, erneuert.

Der nunmehr beendete Krieg hatte für Schlesien so wenig, als für die übrigen preussischen Provinzen unmittelbare Folgen. Dagegen lernte der König während seines Aufenthalts zu Breslau zwei Gelehrte kennen, eben so ausgezeichnet durch ihr Wissen, als verschiedenartig in ihrem Wesen. Einer der beiden war der Rektor des Elisabethanums, Johann Caspar Arletius, welchen man ihm als eine Seltenheit geschildert hatte. Friedrich ließ ihn einigemal zu sich rufen und wurde durch die wunderbare Zusammensetzung von Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit und Ungeschliffenheit in diesem Manne bezaubert. Arletius, zugleich Aufseher der Elisabeth-Bibliothek, war ein lebendiges Repertorium von Büchern und Ausgaben, und besaß in einem außerordentlich zähen Gedächtniß eine Menge Data, Fakta und Namen aus der Geschichte Schlesiens aller Jahrhunderte. — Ein zweiter war der Philosoph Christian Garve, einer der würdigsten Denker und Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts, den man zu den deutschen Klassikern zählt. Der König trug ihm die Uebersetzung des Cicero „Von den Pflichten“ auf; er begann dieselbe 1779, vollendete das vierbändige Werk aber, durch Krankheit abgehalten, erst 1783.

Eine allgemeine Wohlthat für das Land war die Einführung einer neuen Prozeß-

ordnung 1781. Die Veranlassung dazu gab der berühmte Müller Arnoldsche Prozeß. Der König, welcher persönlich mit dem Großkanzler von Fürst ein Verhör in diesem Prozeß abhielt, entließ diesen Chef der Justiz und schickte unschuldiger Weise drei Kammergerichtsräthe auf die Festung. Der schlesische Minister v. Carmer wurde nach Berlin berufen und zum Großkanzler ernannt, in welcher Eigenschaft er die Ausarbeitung der neuen Prozeßordnung übernahm.

Zu Gunsten der Armen in Schlesien fundirte Friedrich im Jahre 1779 mit einem Kostenaufwand von 42,000 Rthlr. ein Armenhaus zu Greutburg. Er wählte diesen Ort, „weil es daselbst wohlfeil sei und es in der Gegend viel Arme gebe.“ Das ansehnliche Gebäude erhielt die Aufschrift: *Miseris meliora Fredericus M. 1778.* (Ein günstigeres Loos für Arme von Friedrich dem Großen). — Durch einen besonderen Stiftungsbrief vom 24. März 1779 schenkte er dieses auf seine Kosten erbaute Armenhaus dem Herzogthum Schlesien. Er stattete die Anstalt noch mit einem ansehnlichen Kapitale aus, ertheilte ihr Accisefreiheit für die Bewohner, erlaubte ihr den Ankauf von Landgütern und anderm Eigenthum und alljährlich vier Haus- und Kirchenkollekten. Der Aufschrift nicht vollkommen entsprechend, machte die realistische Richtung des Zeitalters ein Mittelbding von Correktons- und Armenhaus daraus.

Das für Schlesien schon seit 1743 errichtete neue Steuerreglement hatte zeither auf die Grafschaft Glatz keine Anwendung gehabt; dieselbe behielt vielmehr ihre alte Kontributions-Verfassung bis 1780, wo

eine besondere Kommission die Steuern und Abgaben zum Theil nach schlesischem Fuß und zum Theil nach besondern Grund-sätzen regulirte. In dem Patent vom 14. Juni 1781 versicherte der König, daß die landesherrlichen Abgaben nie weiter erhöht werden sollten.

Wichtiger für Schlesien war die Anordnung der sogenannten Urbarien-Kommission unterm 12. Dezember 1784. Dadurch daß der oben erwähnte Müller Arnold in einer ungerechten Sache Gehör gefunden hatte, wurden die meisten Unterthanen zu dem Wahne verleitet, als wäre es die Absicht des Königs, die Dienste und Pflichten der Unterthanen gegen ihre Herrschaften aufgehoben zu wissen. Zahlreiche Beschwerden wegen übermäßigen Druckes und übertriebene Dienstforderungen liefen beim Könige ein. An manchen Orten waren die Unterthanen in der That der Willkühr ihrer Grundherrschaft preisgegeben, so daß sie, wenn letztere es wollte, jene leicht durch übermäßige Forderungen ganz zu Grunde richten konnte. Die gedrückten Landleute waren außer Stande, den Werth ihres Gutes richtig anzuschlagen, weil sie nicht wußten, wieviel Hofebienste sie ihrer Herrschaft leisten, oder welche Abgaben durch das Jahr dieselbe fordern würde. Unter dem oben angeführten Datum erging daher der königl. Befehl, daß die Dienste, welche der Unterthan seiner Herrschaft zu leisten hätte, genau bestimmt werden sollten, und besondere Kommissionen, die im Lande umherreisten, erhielten unter dem Namen Urbarien-Kommission den Auftrag, die gegenseitige Verhältniß zwischen Herrschaften und Unterthanen zu reguliren. Leider aber wurde an-

fänglich die Sache von vielen Dorfgemeinden mißverstanden; sie waren der Meinung, der König wolle sie aller Unterthanen-Pflicht entbinden und für frei erklären. Die Widersetzlichkeit an vielen Orten war sogar von der Art, daß jener Irrthum nur durch militairische Gewalt und exemplarische Strafen gehoben werden konnte. Nach und nach begriff endlich ein jeder den Willen des Königs und das für die Nachkommen äußerst wichtige Geschäft ging rasch von staten. Schon damals, noch mehr aber die spätere Generation erkannte die große Wohlthat dieser Einrichtung.

Am 22. Juni 1783 verursachte ein in der Nähe des Schneeberges muthmaßlich gefallener Wolkenbruch eine verheerende Ueberschwemmung in der Grafschaft Glatz. Die Städte Landek, Habelschwerdt und Glatz nebst 47 Dörfern erlitten einen bedeutenden Schaden. Bei Glatz allein wurden 141 Häuser völlig weggeschwemmt, 92 stürzten ein, 257 waren mehr oder weniger beschädigt; 29 Menschen und 230 Stück Vieh verloren dabei ihr Leben.

Im Monat April 1785 ließ der ungeheure Schnee, welcher den Winter über gefallen war und noch im Anfange dieses Monats vermehrt wurde, auf eine fürchterliche Ueberschwemmung vermuthen, die auch wirklich erfolgte. Unermeßlich war der Schaden, den die Dörfer in den Odergegenden erlitten, die Fluth stieg um 6 bis 8 Zoll höher als in dem unvergeßlichen Jahre 1736. Den traurigsten, unerseßlichsten Verlust, den sie anrichtete, war der Tod des edlen Herzogs Leopold von Braunschweig zu Frankfurth. Der König fand Gelegenheit, von neuem seine Mildthätig-

keit zu beweisen: er schenkte seinen längs der Oder liegenden Unterthanen eine Million Thaler, zur Vergütung der Wasserschäden.

Im nächstfolgenden Jahre, den 27. Februar 1786, wurden an mehreren Orten in Oberschlesien merkliche Erderschütterungen verspürt. In Breslau hörte man ein Knistern des Holzwerks der Häuser Nachts um 1 Uhr; gegen 3 Uhr ließ das Geräusch nach. Um 4 Uhr erfolgte eine neue Erschütterung, welche 4—5 Minuten dauerte. In Leobschütz wurde das Erdbeben um ein Viertel auf 5 Uhr unter furchtbarem Getöse und Schwanken der Häuser verspürt. In Katscher verspürte man eine Bewegung unter der Erde, welche dem Gerassel eines Wagens glich. In der nämlichen Zeit wurde die Erschütterung in Frankenstein empfunden. Die Menschen wurden aus dem Schläfe geweckt und die Vögel flatterten in den Käfigen herum. Zu Pless wurden drei hintereinander folgende Stöße wahrgenommen. In der Gegend um Meisse waren die Erderschütterungen geringer und schienen sich um Nimptsch und Heinrichau ganz zu verlieren; weit heftiger hingegen in dem österreichischen Schlessien und in der Grafschaft Glatz. Zu Neuheyde im Gläzischen fing auf einmal ein sonst ganz mäßiger Quell, der rund um gefroren war und wovon das Wasser unter dem Eise wegging, an, in großer Menge hervorzubrechen und über seine Ufer zu ergießen, weil es in dem mit Eis bedeckten Bach nicht mehr fort konnte, bis durch das weggeschaffte Eis sein gewöhnlicher Lauf wieder frei gemacht wurde. Das ungewöhnlich starke hervorquellen des Wassers dauerte aber nur einen halben Tag.

In verschiedenen Orten an der Oder wurde die Erschütterung nur schwach verspürt.

Joseph II., welcher nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia (29. Novem- 1780) zum römisch-deutschen Kaiser erwählt worden war, hatte seinen Plan, Baiern an sein Haus zu bringen, nicht aufgegeben; er suchte dieses Land jetzt durch Tausch mit dem Churfürsten von Pfalzbaiern zu erhalten. Er bot ihm seine Niederlande an — ein allerdings einladender Tausch. Die kleinen deutschen Fürsten waren durch diesen Tausch gefährdet, dies erkannte Friedrich in seinen letzten Lebenstagen und brachte das wichtige Werk des deutschen Fürsten-Bundes (23. Juli 1785) zu stande. Es vereinigten sich die drei Churfürstenthümer Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg, und bald traten mehrere Reichsstände dem Bunde bei. Oesterreich mußte seinen Plan wieder aufgeben und Friedrich verschaffte sich am Abend seines Lebens ein neues Recht auf Europas Dankbarkeit.

Die Fürsten von Lobkowitz waren 140 Jahre im Besiz des Herzogthums Sagan gewesen; im Jahre 1786 kaufte es Peter Biron, Herzog von Kurland und Liefland von der Vormundschaft des minorennen Fürsten Franz Joseph Maximilian, und hielt am 22. Juni seinen feierlichen Einzug.

Friedrich nahte nun immer mehr seinem ruhmvollen, thatenreichen Leben, in sich tragend das Bewußtsein mehr als väterlich für seine Unterthanen gesorgt zu haben. Alljährlich war er nach Schlesien gekommen, und hatte sich genau nach allen Umständen des Landes und seiner Einwohner erkundigt, besprach sich jederzeit mit seiner gewöhnlichen unnachahmlichen Her-

ablassung mit Personen aus allen Ständen, und überzeugte sich persönlich, wo er in die Angaben seiner Umgebung ein Mißtrauen zu setzen sich berechtigt fühlte. Deshalb war er auch unermüdlich in seinen Anordnungen und Verbesserungen. In Schlesien war es bisher noch üblich gewesen, dem Könige die Ehrerbietung durch Kniebeugungen zu machen; bei einer seiner letzten Anwesenheiten (1782) schaffte er die aus der Kaiserzeit stammende spanische Hofsitte ab. Schon als hochbejahrter Greis, dessen Körper von den Leiden und Gefahren, die er für das Wohl seiner geliebten Unterthanen erduldet, sehr gelitten, erschien er (1783) nach langer Krankheit zum vorletzten mal in Schlesien. Der erste Anblick, wie er zusammengebogen in seinem Wagen ankam, war gerade nicht herzerhebend; wenn er aber an den Revuetagen zu Pferde saß und seine Truppen besah oder ihre Kriegssübungen machen ließ, da blühte die Hoffnung, daß er noch Kraft zu längerem wohlthätigen Leben in sich trage, wieder auf, dabei bewies er eine unerreichbare Gegenwart des Geistes, als hätte er erst zu regieren angefangen. Im Jahre 1785 kam er das letzte mal nach Schlesien, wo er die gesammte schlesische Armee in ein Lager zusammenrücken ließ. Es war dies die sehenswertheste Musterung, die je gehalten worden — die letzte des großen Königs, der vielen Mißvergnügten schon zu lange gelebt, die von seines Thronfolgers königlicher Milde Gnadenströme, Erleichterung und Erholung, erwarteten. Uebrigens führte der liebevolle Vater des Vaterlandes seinen Charakter bis auf seinen letzten Athemzug durch.

Der Held seines Jahrhunderts, Friedrich der Einzige, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, starb am 17. August 1786, Morgens um 2 Uhr 19. Minuten. Er hörte auf, für die Wenigen zu leben, für seinen Namen aber begann die Unsterblichkeit.

Zweiter Abschnitt.

Begebenheiten in Schlesien seit dem Tode Friedrich II., bis zum ersten Befreiungskriege. Von 1786 — 1813.

Friedrich Wilhelm II.

Von 1786 bis 1797.

Friedrich Wilhelm II., geboren den 25. September 1744, und ein Neffe des großen Vorgängers, bestieg unter großen Erwartungen den erledigten Thron. Wenn er irgend einen Fehler besaß, so war es gewiß nur der, daß er noch mehr Gutes vollbringen wollte, als es selbst königliche Kräfte erlaubten, und daß sein gutes Herz von manchem Unwürdigen getäuscht und gemißbraucht wurde.

Bald beim Antritt der Regierung verbot er die listigen und gewaltsamen Verhungen im Auslande. Ferner befreite er seine Unterthanen von der ehemaligen Regie, die man als eine Art von Landplage ansah, und entsagte dem einträglichen königlichen Monopol mit Kaffee und Tabak. — Gleich wichtig war die Einrichtung eines Seminars für Landschullehrer zu Breslau. Bisher hatte man zu einem solchen Posten

den ersten besten Handwerker, wenn er lesen, rechnen und erträglich schreiben konnte, angenommen, examinirt und angestellt. Das neuerrichtete Seminar sollte eine Pflanzschule für künftige Landschullehrer sein, in welchem sie durch einen zu ihrer Bestimmung zweckmäßigen Unterricht herangebildet wurden. Jeder, welcher künftighin zum Posten eines Landschullehrers gelangen wollte, mußte mindestens zwei Monate lang in dem Seminar Unterricht erhalten haben. Der Unterricht erstreckte sich auf Anweisung in der Katechetik, im Rechnen, zierlich und richtigem Schreiben und andern nützlichen Kenntnissen. Die Dominien sollten zwar fernerhin das unbeschränkte Recht behalten, dergleichen Subjekte zu vociren, doch mußten sie dieselben zwei Monate lang in die gedachte Pflanzschule nach Breslau schicken.

Sich gleich beim Regierungsantritt durch treffliche Handlungen den Weg zu den Herzen der Unterthanen bahrend, langte Friedrich Wilhelm am 11. Oktober in Breslau zur Landeshuldigung an. Der Magistrat, die einzelnen Bünde und die Juden ritten ihm theils entgegen, theils erwarteten und bewillkommten sie ihn am Ohlauer Thore, durch welches er einzog, woselbst eine Ehrenpforte errichtet war und eine Schaar ausgewählter, schöner Mädchen ihn empfingen, ihm Gedichte überreichten und den Weg mit Blumen bestreuten.

Am 15. October fand die Hulbigung statt. Der König wohnte mit den vornehmsten Standespersonen dem Gottesdienste in der Hofkirche bei, während die katholische Geistlichkeit in der Domkirche, und die Deputirten in der Elisabethkirche zum feierlichen Gottesdienste sich versammelten. Hierauf begann der erste Akt der feierlichen Hulbigung im königlichen Palais, wo der König im Thronsaale auf einem Thronessel saß, und der Minister Graf von Herzberg die Eidesformel vorlas. Zuerst leistete der Weihbischof von Rothkirch und der Propst von Längnickel, als Repräsentanten des Fürstbischofs zu Breslau, als Fürsten von Neisse und Grottkau den Eid. Nach diesen die Fürsten der Fürstenthümer Dels, Bernstadt, Sagan &c., die Standesherrn der freien Standesherrschaften Wartenberg, Militzsch, Pleß &c. Nachdem dies geschehen war, ließ der König die Anwesenden zum Handkuß vor, und es wurde zum zweiten Akt der Hulbigung geschritten, welcher auf dem Salzringe vor sich ging.

Dort war am Oberamtschause ein prachtvoll verzierter Thronhimmel errichtet und für die Deputirten andere Schranken erbaut. Dahin begaben sich: die abgeordneten Prälaten der Collegiatstifter ad St. Crucem zu Breslau, Glogau, Neisse, Oppeln und Ratibor, die Prälaten, Aebte und Obern der sämmtlichen fürstlichen und übrigen Ordens-Klöster, die Deputirten der jungfräulichen fürstlichen und übrigen Klöster, die Deputirten der Dominikaner-, Karmeliter-, Minoriten-, Capuziner- und Franziskaner-Orden, die Prioren der barmherzigen Brüder zu Breslau und Neustadt. — Unmittelbar neben diesen begaben sich eben dahin die Gräflichen, Freiherrlichen, Adelligen und Bevollmächtigten der Ritterschaft in Prozeßion, angeführt von Marschällen, die sich die Ritterschaft jedes Fürstenthums selbst gewählt hatte. Den Beschluß machten die Abgeordneten der Ritterschaft der Grafschaft Glatz. Aus jedem Kreise 4 bis 8. — Darauf folgten die Deputirten der sämmtlichen Magisträte des Landes und zwar zu erst der Immediat- und dann der Mediatstädte, beiderseits von zweien aus ihren Mitteln gewählten Marschällen angeführt. Zuletzt die Repräsentanten der Zünfte der Stadt Breslau.

Als der König, umgeben von den Prinzen, Ministern und Generälen, den Thron eingenommen hatte, und die Deputirten in die Schranken getreten waren, hielt der Minister, Graf von Herzberg an die Versammlung eine Anrede, welche im Namen der Stände vom dem Herzoglich-Württemberg-Delsnischen Regierungs-Präsidenten von Seidlitz beantwortet wurde.

Nach diesem wurden die Deputirten vom Oberamtsrath v. Schlehtendal zur Eidesableistung aufgerufen, und zwar die abgeordneten Prälaten der Collegiat-Stifter, die Aebte und Obern der Ordensklöster und Provinzialen, den ihnen vorgelesenen Hulbigungseid gleich den bischöflichen Abgeordneten mit auf die Brust gelegten drei Fingern ableistend.

Die Gräflichen, Freiherrlichen und Adelligen Deputirten des Ritterstandes, die Abgeordneten der Stadt und die Repräsentanten der Innungen zu Breslau hulbigten mit aufgehobenen drei Fingern.

Nach Vollziehung der Eidesleistung verlas der Minister, Graf von Herzberg eine Assurance-Akte vor, in welcher der König versprach: „daß die Kontributionen weder durch fernere Rectificirung, noch weder wegen vorgenommener Meliorationen, am wenigsten aber durch Erhöhung des Divisors jemals gesteigert und erhöht werden sollten, und daß die Städte, Innun-

gen, Zünfte bei ihren wohlhergebrachten, von den vorigen Landesherrn bestätigten Privilegien und Gerechtsamen erhalten werden sollten."

Hierauf wurden durch den Oberamts-Regierungsrath von Schlehtendal folgende Ständeserhöhungen proklamirt. In den Grafenstand wurden erhoben: der Minister v. Hoyer, der Freiherr von Neben, von Wolbensee, von Kalkreuth, von Schladerndorf, von Hoyerden, von Czetztrig, von Salisch, von Haugwitz, von Sierstorf, von Pfeil. In den Freiherrenstand: der Landrath des Neumarktschen Kreises von Seidlitz. In den Adelsstand: Imbert, Fischer, Wiebig, Salis, Perke, Wiedemann, Bolko, Hartmann, Bornogius, Stegmann, Caudelance, Lucanus, Förster, Pringsauf. Ein dreimal von dem Erblandesmarschall, Grafen von Sandreczki, ausgerufenes: „Es lebe König Friedrich Wilhelm!" beschloß unter Pauken, Trompeten und Kanendonner den Hulbigungsakt.

Mittags war beim Könige große Tafel und die sämmtlichen Deputirten der Ritterschaft und Städte wurden an verschiedenen Orten auf Königl. Kosten bewirthet.

Die Breslauer Kaufmannschaft ließ an diesem Tage die Bewohner aller Hospitäler speisen und die Ritterschaft stellte Tages darauf dem Könige 50 arme Mädchen vor, die sie neu gekleidet und jedem eine Aussteuer von 100 Thln. bei ihrer Verheirathung zugesichert hatte.

Bei der Hulbigung wurden goldene und silberne Medaillen ausgetheilt, auf der einen Seite mit dem Brustbilde des Königs, auf der andern mit der Aufschrift: *Nova spes regni: Fides Silesiae praestita Vratislaviae d. 15. October 1786.*

Den 17. Oktober reiste der König wieder ab.

Am 3. Dezember (1786) wurde in Schlessien allermals eine gewaltige Erdererschütterung vernommen, welche allgemeine Schrecken verbreitete. Die größte Stärke desselben ward Nachmittags um 5 Uhr in der Gegend um Tarnowitz, Pless und Ratibor bemerkt; der Himmel war den ganzen Tag hindurch trübe und die Luft bei der Erschütterung ungewöhnlich stille, nachdem der Wind den ganzen Tag über meist aus Nordost geweht hatte. Es erfolgten drei Stöße in Zwischenräumen von 6 bis 8 Sekunden, die zweite dieser Erschütterungen war die bedeutendste. Die Einwohner verließen vor Schreck ihre Wohnungen und eilten meist ins Freie, denn die Häuser wurden an vielen Orten dadurch ruinirt,

daß sie von oben bis in den Grund hinab starke Risse erhielten; an manchen Orten wurden einzelne Stücke Mauerwerk herabgerissen. Das Klirren der Balken, das Klirren der Fenster, Schüttern der Thüren und Herabfallen des Schutts und der Ziegelfstücke, machte das Schrecken über diese fürchterliche Naturszene unter den Einwohnern nur noch allgemeiner. In Ratibor, Neustadt, Reisse, Krappitz, Kosel, Oberglogau, Dppeln, Brieg, Löwen, Stolz, Münsterberg und andern Orten war die Erschütterung zwar ebenfalls heftig, aber nicht so bedeutend als in der Gegend um Tarnowitz. In einigen Städten schlugen die Glocken von selbst an. In geringerem Grade als an den vorbenannten Orten wa-

ren die Stöße in Kreuzburg, Rosenberg, Pitschen, Landsberg, Constadt und Dels; stärker hingegen in Bernstadt und schwächer in Juliusburg, Trebnitz, Festenberg, Militsch, Sulau, Zdune, Rawitsch und andern Orten. In Breslau, Liegnitz und Glogau wurde die Erschütterung nur äußerst gering gefühlt. Gegen 9 Uhr des Abends wiederholte sich eine schwache Erschütterung und gegen 10 Uhr stellte sich ein heftiger Sturm ein.

Bange Gemüther und kurzsichtige Geister sahen in diesem Erdbeben, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr gespürt worden waren, die traurige Zukunft voraus, in welcher fast alle europäischen Staaten in ihren Verfassungen erschüttert wurden und mehr blutige Scenen sich ereigneten, als irgend eine Erdrevolution hervorgebracht hat. Aus den meisten benachbarten Staaten erscholl die Kunde von Unzufriedenheit und Aufruhr. Große fürchterliche Weltbegebenheiten keimten und sproßten verderbenbringend empor, und es lag nicht mehr in der Macht, sie in der Wurzel zu vernichten; blutige heiße Kämpfe sollten erst vollbracht werden, bevor der wuchernde Baum des Mißgeschicks und Unglücks umgehauen und vernichtet werden konnte.

Eine in den vereinigten Niederlanden ausgebrochene Revolution wurde durch die Preußen gedämpft, welche sich jetzt in zwei Armeen, jede zu 80,000 Mann, gegen die gefährliche Macht Oesterreichs und Rußlands wendeten, welche Mächte im Begriffe standen, die türkische Herrschaft in Europa gänzlich zu vernichten, wodurch aber Preußen und ganz Deutschland in Gefahr standen, früher oder später ebenfalls zu unter-

liegen. Polen, welches in seinem Innern zu verfallen drohte, hatte eine Konstitution entworfen, welche die Macht des Könighauses und innere Festigkeit herstellen und dadurch seine Unabhängigkeit gegen Rußland behaupten sollte; innere Gährungen ließen aber die Konstitution zu keiner Vollendung gelangen.

Während dessen starb (10. Febr. 1790). Kaiser Joseph II., welcher sich mit seinen Reform-Plänen die Unzufriedenheit der Untertanen fast aller seiner Staaten zugezogen hatte. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Leopold II. (1790–92), schloß mit der Pforte, Preußen und England, nothgedrungen durch Friedrich Wilhelm als Vermittler, eine „Konvention zu Reichenbach in Schlesien,“ welche vom 27. Juni bis 27. Juli 1790 dauerte. (Ein Augenzeuge*) giebt hierüber folgende Nachricht:

Welch ein reges Leben war damals in Reichenbach! In der Stadt ein Theil des preussischen Kabinetts, an dessen Spitze der Minister Graf v. Herzberg stand; die österreichischen Gesandten Fürst von Reuß und Baron Spielmann; der englische Gesandte Edward, der holländische Gesandte von Rheden, und der polnische, Fürst Jablonowsky. Rings um die Gegend cantonirte die ganze preussische Armee, und zwischen dem zwei Meilen von hier entfernten Hauptquartier des Königs zu Schönwalbe, war ein unaufhörlicher Courierwechsel von reitenden Jägern, das Ab- und Zuströmen des Militärs und so vieles zur Armee gehörigen Troßes dauerte bis tief in die Nacht auf den Straßen fort. — Endlich kam der Tag,

*) Fiede.

von dem man wußte, daß er der letzte des Friedens sei, weil der König erklärt hatte, daß, wenn heut nicht die Unterhandlungen beendet würden, so sollte Morgen die Armee in Böhmen einrücken. Die häufigen Besuche der naheliegenden Offiziere verschwanden, denn der Befehl scharf zu laden und zum Ausbruch bereit zu sein, war gegeben. Früh um 7 Uhr kam der Feldjäger Hirschfeld vom preussischen Gesandten aus Wien zurück, an welchen er vor acht Tagen abgeschickt worden war. Um 9 Uhr langte der preussische Minister Buchesini aus dem Hauptquartier des Königs von Schönwalde an. Ihm war befohlen, Abends Punkt 6 Uhr wider abzureisen und den Krieg zu erklären, wosern bis dahin die kaiserlichen Minister die preussischen Friedensvorschläge nicht würden unterzeichnet haben. Das Alles wußte man, und es ist begreiflich, wie ängstlich die Minuten gezählt wurden. Die kaiserlichen Minister wurden von dem Grafen von Herzberg zu dieser letzten entscheidenden Conferenz in das Sadebedsche Haus, wo alle Verhandlungen gepflogen wurden, eingeladen. Allein sie wollten nicht kommen, und entschuldigten sich, daß sie noch einen Courier von ihrem Hofe abwarten müßten. Preussischer Seits wollte man das durchaus nicht zugeben und drang auf eine bestimmte und entscheidende Erklärung für heute, mit der Anzeige, daß im Weigerungsfalle der Congreß aufgelöst wäre und die Armee morgen den kaiserlichen Boden betreten würde. So floss unter der gespanntesten und ängstlichsten Erwartung der Nachmittag mit Hin- und Herschicken und unruhigem Ab- und Zugehen hin. Schon schlug es 5 Uhr, und noch immer nahm

die Conferenz keinen Anfang, weil die kaiserlichen Minister auf ihrer Weigerung bestanden. Es schlug ein Viertel auf Sechß Uhr — und noch sah man keine Anstalt. Nur noch drei Viertelstunden zwischen Krieg und Frieden, zwischen Leben und Wohlsein, Tod und Jammer so vieler Tausenden! Wie man auf den letzten Athemzug eines geliebten Sterbenden hart, so sah man mit Herzensangst den noch wenig übrigen Minuten entgegen. Nur noch drei Viertelstunden, da sollte der Minister wieder abfahren und zwölf Feldjäger warteten darauf, mit den Befehlen zum Ausbruch an die verschiedenen Brigaden davon zu fliegen.

Endlich sah man den englischen und holländischen Gesandten, die beide in einem Quartier am Ringe wohnten, heraustreten. Sie eilten auf die Wohnung der österreichischen Minister zu und welch ein Anblick, als sie mit denselben daraus zurück kamen! Der englische Gesandte Edward führte den Fürst Reuß, und der Baron Rheden den Baron Spielmann am Arme in die Wohnung des Ministers von Herzberg, wo Buchesini sich auch befand. Es war eben halb Sechß Uhr. Ohnerachtet die Friedenspunkte ein tiefes Geheimniß waren, so war doch das keines, daß in diesem Augenblicke darüber entschieden würde. Mit unbeschreiblicher Bangigkeit erwartete man also den Seigerschlag Sechß. Er schlug und Buchesini erschien nicht, und der Wagen fuhr nicht vor, da man doch wußte wie der königliche Befehl im Falle der Weigerung lautete. Nun dämmerte der erste Strahl der Hoffnung. — Endlich kam Buchesini vom Saale herab und wollte sich in den Wagen setzen. Allein der polnische

Gesandte, Fürst Jablonowsky, der bei dieser Conferenz so wenig, wie bei den meisten andern gegenwärtig gewesen war, und während derselben das Fenster seines nahe dabei gelegenen Hauses vor großer Erwartung nicht verlassen hatte, sprang eiligst auf ihn zu und unterredete sich mit ihm ungefähr 5 Minuten. Nach einer halben Stunde trennten sich auch die übrigen Gesandten und gingen aus einander. Gleich darauf wurde es ruchbar, daß der Friede von den kaiserlichen Ministern in Hoffnung der Ratifikation des Wiener Hofes unterzeichnet worden sei. Tags darauf, den 28sten, ging ein österreichischer Courier mit der geschlossenen Convention nach Wien, kam den 4. August mit der Ratifikation zurück. — Den 8. August, an einem Sonntage, wurde die geschlossene Convention in Reichenbach feierlich begangen. Alle Gesandten, bis auf die Kaiserlichen, welche schon abgereist waren, erschienen zu einem großen Dinée bei dem Staats- und Cabinets-Minister Graf Herzberg. Abends wurde die Stadt erleuchtet, und der Magistrat, Kaufmannschaft und Ältesten der Zünfte äußerten dem Minister durch einen Aufzug bei Fackelschein die patriotischen Empfindungen ihrer Dankbarkeit.

Hierauf wurde der völlige Friede zwischen Oesterreich und der Türkei geschlossen und der Friede der letztern mit Rußland durch die Convention eingeleitet. Die preussischen Truppen marschirten aus Schlesien nach den Niederlanden, um die belgischen Unruhen zu dämpfen. Die am 10. Dezember im Haag geschlossene Convention stellte die Ruhe wieder her.

Gewaltiges Aufsehen durch ganz Eu-

ropa erregten die politischen Begebenheiten in Frankreich, wo die am 5. Mai 1789 zusammenberufene allgemeine Ständeversammlung sich (17. Juni) zur National-Versammlung erklärt hatte, welchem Ereigniß bald mehrere blutige Stürme folgten. Oesterreich und Preußen fürchteten nicht ohne Grund, der verderbliche französische Freiheitschwindel möchte sich auch über ihre Staaten verbreiten, umsomehr, als sie gewahrten, daß sich der dritte Stand aller ihrer Länder zu jenen Grundsätzen geneigt fühlte. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. hielten deshalb zu Pilsnitz in Böhmen (August 1791) eine persönliche Zusammenkunft, um einem allgemeinen Umsturz vorzubeugen. Man begnügte sich jedoch vorläufig damit, den französischen Emigranten die Hoffnung auf den Beistand des deutschen Bundes zu geben, wenn sich die Gefahr für den bereits verhafteten König Ludwig XIV. vergrößern sollte.

Gleich wichtig waren die Angelegenheiten in Polen. Der Reichstag veröffentlichte am 3. Mai 1791 die Konstitution Polens, vermöge welcher das Königreich erblich war, und welche die Vorrechte des Adels beschränkte, dagegen den Bürger- und Bauern-Stand bedeutend heben sollte. So große Vortheile man sich auch davon versprach, so zeigte sich doch bald die entgegengesetzte Wirkung, und das Interesse dafür verlor sich auch bei den übrigen Mächten, deren Aufmerksamkeit von den politischen Stürmen Frankreichs abgezogen wurde. Oesterreich und Preußen ließen ihre Truppen nach Frankreich marschiren.

Daß die Franzosen durch ihren Freiheitschwindel pestartig auch die Bewohner



Engraved by G. B. Schreyer

Revolutions-Scene in Breslau 1793.

die übrigen Staaten anzustecken drohte, das von liefern die einzelnen Tumulte in den Hauptstädten den Beweis. In Schlesien, dessen Einwohner unter preussischer Regierung zwar kräftiger und muthiger in Reden und Handlungen sich herangebildet, schien jene verderbliche Idee keinen Anklang zu finden. Ein Aufruhr in der Hauptstadt Breslau, welcher traurig endete, ward allerdings als eine Folge französischer Freisinnigkeit betrachtet, beruht aber mehr auf den damaligen noch weiten Rechten des Handwerksstandes und dessen Zunftgebräuchen.

Tumult der Schneidergesellen zu Breslau 1793.

Es war in der letzten Hälfte des Monats April des Jahres 1793, als ein Schneidergeselle, aus Ungarn gebürtig, in Breslau einwanderte. Bei dem Meister, welcher ihn auf Tagearbeit annahm und verdingte, hielt er aber nicht aus, sondern verließ denselben und ging zu einem andern Meister über. Nach den Zunftgesetzen war diese Freiheit nicht erlaubt, weshalb sich der erste Meister über diese Ordnungswidrigkeit beschwerte, worauf der Geselle angewiesen wurde, zu demselben zurückzukehren. Der Schneidergeselle versprach Gehorsam, und würde ihm auch nachgelebt haben, wenn er nicht von seinen Kameraden aufgehetzt und bedroht worden wäre, sich dem angebotenen Befehle nicht zu unterwerfen. Er wurde hierauf aufs Rathhaus gefordert und ernstlich zu seinem ersten Meister auf dessen dringende Vorstellung zurückgewiesen. Er rechtfertigte sich dadurch, daß er behauptete: dem Magistrate würde bekannt sein, daß die Schneidergesellen das Recht hätten, entweder auf die ganze Woche oder nur auf einen Tag bei den Meistern zu arbeiten; also bebiene er sich des Rechts, außer Arbeit zu gehen, wenn er wollte, weil er ein Tagschneider wäre. Dennoch brachte es der Magistrat durch gütliche Vorstellungen dahin, daß der Geselle noch einmal angelobte, zu seinem ersten Meister zurückzukehren; doch wurde dieser abermals durch Bedrohung seiner Mitgesellen genöthigt, sein Versprechen zu brechen. Der Magistrat schritt nun, wie billig, zu ernstern Mitteln und ließ den ungehorsamen Gesellen in Verhaft nehmen.

So unbedeutend diese Handlung auch schien, so gewaltig war sie in ihrer fernern Entwicklung. Denn die Schneidergesellen versammelten sich den 25. April auf ihrer Herberge und funfzehn Mitgesellen gingen aufs Rathhaus mit dem Begehr, daß der Verhaftete sogleich in Freiheit gesetzt würde. Ihr ungebührliches Betragen nöthigte den Magistrat, auch diese 15 Mitgesellen zu verhaften. Dadurch wurde leider Del ins Feuer gegossen. Hundert und dreißig Gesellen begaben sich auf das Rathhaus und forderten trotzig ihre verhafteten sechzehn Kameraden mit dem Bedeuten, daß sie widrigenfalls auch alle gefangen gesetzt sein wollten. Das war allerdings nicht die rechte Art, einer Obrigkeit etwas abzufordern, und das Ansehn des Magistrates würde verloren gewesen sein, wenn er dem trotgenden Ungestüm der Schneidergesellen feigherzig nachgegeben hätte. Der Rath ließ also hundert dieser Schneidergesellen durch ein Kommando von zehn Mann und einen Unterofficier ins Stockhaus führen

und behielt dreißig auf dem Rathhause gefänglich. Vom *Esprit de Corps* ergriffen, meldeten sich Tages darauf die noch übrigen zweihundert Schneidergesellen und verlangten, entweder die Freilassung ihrer vorigen Kameraden oder auch ihre eigene Verhaftung. Das erstere konnte der Magistrat unter so bewandten Umständen nicht bewilligen, und das andere wollte er nicht thun. Die Gesellen tobten und rasten aber dermaßen, daß dem Magistrat zur Rettung seines Ansehens nur der mißliche Schritt übrig blieb, die sämmtlichen tumultuirenden Schneidergesellen gefänglich einzusetzen. Sie ließen sich das gerne gefallen; die Inländer wurden in den Stadtstock, und die Ausländer in die Kasematte am Friedrichsthor gebracht und bei Wasser und Brod ohne Lagerstroh eingesperrt. Das geschah Sonnabends und der darauf folgende müßige Sonntag war so ganz dazu geeignet, auch die Gemüther anderer Zunftgesellen in Gährung zu bringen.

Die Sache der Schneider wurde jetzt eine Angelegenheit und eine Ehrensache aller Zunftgesellen, welche dadurch die Handwerkschre für beschimpft erklärten.

Unterdessen war der Ungar, welcher den ersten Anlaß zu dem Spektakel gegeben hatte, durch ein Kommando über die Grenze gebracht worden. Und nun ließ der Magistrat, um das Uebel nicht noch ärger zu machen, den Schneidergesellen erklären, daß sie, nach Entfernung des Urhebers, ihres Verhaftes entlassen wären und ruhig wieder an ihre Arbeit gehen könnten.

Die Sache würde vielleicht auf diese Weise ohne größere Folgen beigelegt worden sein; allein die Widerspenstigen erfuhren in der Zwischenzeit, daß sämmtliche Handwerksge- sellen, besonders die Schmiede, Schlosser, Maurer, Zimmerleute, Tischler und Schuhmacher gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen wollten, was sie denn auch zu allgemeiner Besorgniß thaten. Alle Gesellen wurden aufgeboten, nicht zu arbeiten und ihre Meister zu verlassen, der Strom riß auch den Unentschlossenen mit fort, nur die Töpfergesellen und die Kretschmer machten eine ehrenvolle Ausnahme. Erstere deswegen, weil ihr sehr vernünftiger Oberältester erklärte: Wer von ihnen rebelliren würde, müßte gleich sein Bündel schnüren und mitnehmen, weil er dann nicht mehr arbeiten dürfe; und die Kretschmer machten sich durch den handgreiflichen Beweis los, daß, wenn sie nicht brauten, die Gesellen nichts zu trinken haben würden. Durch diese Vermehrung ihrer Parthei erklärten nun die Schneidergesellen, sie würden das Gefängniß nicht eher verlassen, bis ihr über die Grenze gebrachter Kamerad zurückgebracht sein und eine Ehrenerklärung erhalten haben würde.

Die Sache war bedenklich und schien immer drohender zu werden, je mehr der Revolutionsgeist des fernen Frankreichs die gährenden Gemüther verderblich zu entflammen drohte. Ueberdies war die Hälfte des Militärs auf dem Wege nach Frankreich, und die erhitzten Gemüther konnten nur auf außerordentlichem Wege beruhigt werden. Auch unter den Webern im Gebirge hatten sich einige bedenkliche Bewegungen gezeigt, Freiheit und Gleichheit war das Lösungswort tausend Verblendeter. Wie leicht hätten sich beide verzehrende Flammen in Eins verschmelzen und grenzenloses Elend über ganz Schlessien herbeiführen können; aber da zeigte sich der thatkräftige, weise Minister als Bürgerfreund und zugleich als Machthaber. Durch weises, vorsichtiges Nachgeben wußte er die Gewalt des Sturmes dadurch abzuwenden, daß

er den über die Grenze gebrachten Schneidergesellen zurückholen ließ. Bevor indeß der Ungar in Breslau wieder anlangen konnte, brachen die tumultuirenden Handwerksgesellen in gräßlichen Unfug aus. Ein Haufe von vielen Hunderten zog nach dem Stadtstock mit einem Aechtel Bier und einem Korbe voll Semmeln auf einem von ihnen selbst gezogenen Kretschmerwagen, worauf acht Personen saßen. Hier sprengten sie alle Schlösser auf und setzten einen Theil der Schneidergesellen in Freiheit. Von da ging der Zug nach der Kaserne am Friedrichsthor, wo trotz dem Widerstande der Wache der andere Theil der Schneidergesellen ebenso gewalthätig befreit wurde. Um fünf Uhr Nachmittags ging der Zug wieder triumphirend nach der Stadt zurück. Die verblendeten Thoren standen in dem unglücklichen Wahn, als ob man sich vor ihnen fürchte, weil die Obrigkeit Bedenken trug, Menschenblut zu vergießen. Desto gräßlicher wurde der Unfug. Der Kommandant ließ endlich Lärm schlagen, die Infanterie besetzte alle Straßen, auf jeder derselben standen bei den Piquets mit Kartätschen beladene Kanonen; das in der Vorstadt liegende Kuirassier-Regiment von Dolfs rückte in die Stadt und patrouillirte durch alle Straßen, die von Tausenden wimmelten. Vor des Ministers Wohnung stand ein Piquet von 80 Mann mit einem Major. Diesem säumten sie das Pferd ab und spotteten der Soldaten, welche Ordre erhalten hatten, keine Gewalt zu gebrauchen. Das Ganze hatte ein schreckliches Ansehn. Der gutgesinnte, redliche Bürger zitterte. Das Militair, besonders der menschenfreundliche Minister, der Kommandant und der General von Dolfs suchten durch vernünftiges Zureden, durch die lieblichsten Worte, durch die ehrlichsten Versprechungen die Wuth der Empörer zu befänstigen und die Zügellosen von Ausschweifungen abzuhalten. Es half nichts; wenn es auch auf viele Eindruck machte, so mußten sich doch diese nach der Mehrzahl richten. Je nachgiebiger die Obrigkeit war, jemehr wurden die Handwerksburschen in dem unseligen Wahne bestärkt, man fürchte sich vor ihnen, und wage es nicht, Gewalt zu brauchen.

In dieser Verblendung machten sie Anstalt, das Rathhaus zu bestürmen, und hatten es schon umringt, wurden aber durch das Militair daran verhindert. Ein Einziger nur kam dabei ums Leben, indem er in der Wuth einem Soldaten mit dem Hals grade ins Bajonnet lief. Darauf verlief sich der Schwarm und sammelte sich wie ein Bienenschwarm um das Haus des Geheimraths Werner. Gegen diesen Mann, der ein Mitglied des Rathes zu Breslau war, waren die Gesellen ganz vorzüglich erbittert, weil er im Anfange die Auffässigen etwas unglimpflich behandelt und sich harter Ausdrücke gegen sie bedient hatte. Auch hatte er überhaupt die Volksgunst nicht. Zu seinem Glück befand sich der Geheimrath nicht zu Hause, sonst würde er der Volkswuth nicht entgangen und mit dem Leben davon gekommen sein, und selbst seine Kinder wurden mit Lebensgefahr zur Hinterthüre herausgebracht. Da die Hausthüre verschlossen war, so wurden die Maurer- und Zimmergesellen herbei geholt, diese hieben und schlugen alle Thüren auf, die Fenster wurden zerschmettert und alle Geräthe des Eigenthümers zertrümmert. Seinen Wagen schoben sie auf die Straße, zerschlugen ihn in viele Stücke und schleppten unter gräßlichen Verwünschungen die Trümmer davon, theils in die Ober, theils an die Staubsäule. Den Vorderwagen mit zwei Rädern zogen sie auf das Rathhaus in die

Dienerstube, wo sie mittelst der Deichsel die Stubenthür sprengten; indessen drangen die andern in die Zimmer und richteten große Zerstörungen an. Der Brauerei des Geheimraths in Neu-Scheitnig erging es noch ärger. Sie wurde geschleift, kein Stein blieb auf dem andern, und alle Töpfe, Krüge und sämmtliches Zubehör wurden in die Dber geworfen.

Das Militair jagte die Rasenden endlich auseinander, aber der zersprengte Haufe schwärmte bis in die Nacht unter wildem Gebrülle durch die Straßen, bis er sich endlich in die Herbergen verlor. —

Ganz Breslau war in ängstlicher Erwartung; vorzüglich zitterte man vor Feuers-Gefahr, denn die unruhigen Köpfe hatten verschiedene Mal mit Feuer gedroht. Doch verging die Nacht zwischen Montag und Dienstag, vom 29. bis 30. April ruhig. Die Einwohner hatten Licht vor die Fenster gestellt, und die Meisten brachten die Nacht schlaflos zu. Das Haus des Direktors Schlutius, die Kammer und das Rathhaus wurden mit starken Piquets besetzt, auch vier Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten vor der Hauptmacht aufgestellt, von 40 Mann Kavallerie gedeckt, und scharfe Patronen ausgegeben. Starke Patrouillen durchzogen des Nachts die Straßen.

Endlich brach der dreißigste April, einer der schönsten Frühlingstage, an. Alle Gewerbe ruhten, alle Werkstätten, alle Kaufläden waren verschlossen. Es schien ein Sonntag zu sein, nur daß statt jener Stille, die den Sonntag bezeichnet, wildes Jauchzen und ein unverständliches Getöse die Luft erfüllten. Die Handwerksburschen hielten ihre gestrigen Prozeßionen; alslenthalben stieß man auf einen Zug schwärmender und betrunkenen Jünglinge; doch muß man es ihnen zur Ehre nachsagen, daß sie sich keine Beleidigungen gegen die Bürger erlaubten. Selbst bei dem Sturm, den sie gegen das Haus des Geheimraths wagten, trugen sie die herbeilaufenden Kinder bei Seite, um sie vor Schaden zu sichern.

Um 9 Uhr erschien der bisher abwesend gewesene Minister Graf von Hoyrn in der Stadt und fuhr ohne Bedeckung durch die Straßen. Nie erntete er wohl einen schöneren Lohn seiner Verdienste um Schlesien, als diesen Beweis seiner großen Liebe beim Volke. Bei seinem Anblick verwandelte sich die rasende Wuth in einen Freudentaumel und Alles jauchzte ihm froh entgegen: „Es lebe der König! es lebe der Graf von Hoyrn!“ Nun wurde die Person des Geheimraths noch immer mit Ungestüm gefordert. Der Erfüllung dieser Forderung hatte der scharfblickende Minister schon dadurch vorgebeugt, daß er unter einer starken Bedeckung von Reitern den Geheimrath in der größten Geschwindigkeit und im vollem Jagen nach Meisse auf die Festung schickte. Dennoch wäre beinahe der Unglückliche der wüthenden Menge in die Hände gefallen, denn am Wagen sprang der Schloßnagel aus, so daß der Kutscher zwischen die Pferde stürzte. Man warf den Wagen mit Steinen und kaum konnte die zahlreiche Bedeckung von Reitern die anstürzende Menge zurückhalten. Ein Zimmermann war sogar so verwegen und erboft, unter den Pferden durchzukriechen, um mit seiner Art die Deichsel zu zerhauen. Gleich hinter dem Wagen ward das Thor verschlossen, und das auserkohlne Opf der Volkswuth entkam glücklich der Rache.

Um desto rasender wurde aber auch von Neuem die tobende Schaar. Sie forderten nun einige andere Mitglieder des Rathes, über welche zu klagen sie Ursache zu haben glaubte. Zu gleicher Zeit wurden die Soldaten verspottet und gehöhnt und alle Achtung gegen Männer in den höchsten Würden aus den Augen gesetzt. Doch würde höchst wahrscheinlich durch die Gegenwart und Nachgiebigkeit des höchst menschenfreundlichen Ministers die Menge besänftigt worden sein, wenn nicht durch einen unglücklichen Zufall die Wuth von neuem wieder angefaßt worden wäre. Einige Meuterer gingen bei einem berühmten Buhlhause vorüber und verlangten Einlaß in dasselbe. Eine der darin befindlichen Dienerin schrie aber aus dem Fenster herunter: „Wir sind nicht für Euch Handwerksknoten!“ und dieser unglückliche Zuruf fiel wie ein Zunder ins Pulver. Die Handwerksburschen holten Verstärkung herbei, brachen mit rasender Wuth in das Haus, und die Wirthin rettete sich mit genauer Noth nebst ihren Mädchen durch das Dach in des Nachbarns Haus. Der Wirth wurde erbärmlich gemißhandelt, die Fenster eingeworfen, die Möbel zerschlagen, und die aufgeschnittenen Betten auf die Straße zerstreut.

Da der Lärm und Auflauf immer größer wurde, so eilte der General von Dolfs mit Kuirassieren herbei, und sprengte den Haufen auseinander. Die Reiter blieben aber nicht geschlossen, die Handwerksburschen drängten sich zwischen sie, rissen einige derselben von den Pferden und mißhandelten sie. Jetzt befahl der General Dolfs, mit flacher Klinge einzuhaueu, wodurch die Empörer in noch größere Wuth geriethen. Sie rissen das Pflaster auf, deckten die Dächer ab, und ein Steinhagel regnete auf die Soldaten, von welchen einige schwer verwundet wurden. Neben dem General selbst fiel ein mächtiger Stein nieder, der ihn zerschmettert haben würde, und ein schwächerer traf ihn an den Kopf. Jetzt wurde mit scharfer Klinge eingehauen, aber auch dies half nichts. Unterdessen waren Infanteristen herbei geeilt, welche anfangs zum Schrecken nur blind feuerten, aber durch den heftigen Steinregen bald scharfe Ladungen zu geben genöthigt waren. Sie hatten aber ihre wenigen Patronen bald verschossen und mußten sich zurückziehen. Die Handwerksburschen betrachteten dies als einen glorreichen Sieg und schäumten vor Rache und Wuth. Sie zogen sich nach der Schmiedebrücke zurück, um mehrere Gesellen an sich zu ziehen. Zugleich eilten vom Neumarkt eine Menge Menschen herbei, welche Wagen über die Straße schoben und eine Wagenburg machten. Mit Lastkähnen, Picken, Deichseilen, Wagen und dergleichen drang jetzt die Menge auf das Militair, welches überwältigt worden wäre, wenn nicht der Commandant Befehl gegeben hätte, sogleich eine mit Kartätschen geladenene Kanone von der Hauptwacht herbei zu holen, und sie nach der Schmiedebrücke gegen das Jesuiten-Kollegium abzufeuern. Sie wurde aufgezogen, aber anstatt sich davor zu scheuen gingen die Rasenden darauf los, um sich ihrer zu bemächtigen. Ein wüthender Fleischerknecht ging, mit einem Messer in der Hand, voran. Weibspersonen verwilderten vollends in ihrer trunkenen Wuth die Schaar mit der Versicherung, daß die Soldaten nicht schießen dürften. „Schießt her,“ schrien sie, „wenn Ihr Courage habt, aber Ihr habt ja mit Buttermilch geladen!“

Nun blieb der Obrigkeit kein anderer Weg mehr offen, als endlich die schwere Hand der Züchtigung zur längst und wohlverdienten Strafe zu erheben. Man hatte die Empörer gewarnt, gebeten; aber alle gütlichen Vergleiche und Bitten prallten an den wuthentsündeten

Herzen ab. Die Strafe war um so gerechter, als ihnen längst versprochen worden, ihre gerechten Beschwerden zu hören und abzustellen. Sie hielten die Zurückhaltung der Soldaten für Dymmacht, blühten aber mit ihrem eigenem Blute diese Verblendung.

Beim Rathhause schoßen zuerst die Soldaten scharf, aber keiner wurde getroffen. Eine schreckliche Wirkung that die oben gedachte am Eingange auf die Schmiedebrücke hingepflanzte mit Kartätschen geladene Kanone. Der Kanonier, welcher die Menschen schonen wollte, richtete das erste Mal die Kanone auf die Häuser, so daß auf den ersten Schuß nur acht Menschen fielen. Doch nun drang die ganze Menge auf dieselbe los; sie ward wieder abgefeuert, und es blieben jetzt ihrer eilse auf dem Platz, ohne die Verwundeten zu rechnen. Da die Straße gedrängt voll Menschen war, so wäre das Blutbad noch weit schrecklicher gewesen, wäre die Kanone nicht, um überflüssiges Menschenblut zu schonen, niedriger und mehr seitwärts gerichtet gewesen.

Die Blutscene ward Mittags zwischen 11 und 1. am 30. April gespielt. Sieben und dreißig Personen blieben todt auf dem Platze und vier und vierzig wurden schwer verwundet. Von letztern starben noch sechszehn an den empfangenen Wunden, so daß sich die Anzahl sämmtlicher Todten auf drei und funfzig und die Summe aller Verunglückten auf acht und siebenzig belief. Einigen mußten Arme und Beine abgelöst werden.

Das Blutbad würde noch größer geworden sein, wenn sich einerseits durch das Wimmern und Wehklagen der Sterbenden und Verwundeten die Wuth der Empörer nicht gebrochen hätte, und sich nicht andererseits ein muthiger und edler Bürger vor die Kanone gestellt, das Rohr derselben an die Brust gedrückt und gerufen hätte: „Um Gottes Willen, höret auf, oder erschießt mich zuerst!“ Dieser Edelmoth bewog beide Theile in Frieden auseinander zu gehen, und der Tumult legte sich. Die Thore wurden geschlossen und dabei so wie in den Eingängen Kanonen gestellt. Mit der Hinwegschaffung der Todten zögerte man absichtlich, um die Meuterer durch den schauderhaften Andlick derselben von fernern Unternehmungen abzuschrecken.

Diese bittere Arznei hatte gewirkt, und die wilden Jünglinge wurden furchtsamer. Doch sprachen sie noch von Feueranlegen und von Stürmung des Zeughauses. Diese Drohungen wurden aber durch treffliche Sicherheitsanstalten vereitelt.

Die eingeschüchterten Gefellen begaben sich auf die Herbergen und erwarteten mit Verlangen die Rückkehr des weggebrachten Schneidergesells. Die Altgesellen aller Zünfte verfügten sich zum Minister, Grafen von Hoym, welcher sie durch sein leutseliges Zureden gänzlich beruhigte, und ihnen gänzliche Verzeihung und Abschaffung ihrer vernünftigen Beschwerden versprach. Auch erbot sich der großmüthige Mann zur Erstattung der Begräbniskosten der Gebliebenen und zu einer Geldvergütung für die veräumten Arbeitstage der Schneidergesellen.

Um 4. Uhr Nachmittags brachte man endlich den verwiesenen Schneidergesellen wieder zurück. Er wurde nach Handwerks-Gebrauch dadurch wieder ehrlich gemacht, daß ihm im Namen des Ministers durch den Königl. Kammerreferendar, Graf von Kamecke, die Gesundheit und der Willkomm vor dem Oberamte im Beisein seiner Kameraden getrunken wurde. Von

dem Graf von Kamecke und dem Adjutant des von Latdorffschen Regiments und zwei Mitgesellen begleitet, wurde er darauf von Herberge zu Herberge geführt, wo allenthalben der Graf und der Adjutant mit den Gesellen die Gesundheit tranken. Durch das herablassende, herzbezwingende Betragen dieser beiden Führer, deren vortreffliches Benehmen bei diesem Austritte gepriesen wird, wurde auch der letzte Funke Zwietracht und Erbitterung erstickt. Beide redeten den Gesellen so herzhast zu, daß alle die Finger erhoben und mit einem Eide betheuerten, daß sie sich von nun an ruhig verhalten wollten. Sie hielten ihr Wort.

Durch diesen erwähnten Adjutanten ließ der Minister auch auf allen Herbergen bekannt machen, daß sich Niemand nach acht Uhr auf der Straße sollte finden lassen, der sich nicht durch nothwendige Geschäfte ausweisen könnte, wornach sich auch die Gesellen richteten. Auch wurde allen Hauswirthen befohlen, um 9 Uhr Abends das Haus zu verschließen, und in jeder ersten Etage zwei Lichter vor die Fenster zu setzen, welches auch geschah.

Am ersten Mai war Alles wieder ruhig. Man sah keine Zusammenrottirungen mehr. Schon am Tage des Blutvergießens waren fünf unbekannte Leichen beerdigt worden. Am 2. Mai wurden die andern Geliebten unter einer Begleitung von 3,000 Gesellen feierlich zur Erde bestattet. Den Zug eröffnete eine Division Infanterie mit einer Kanone, und ebenso wurde er auch beschloffen. Eine Eskorte Guirassiere ritt mit entblößten Säbeln zu beiden Seiten. Die Katholiken hatten ihre gewöhnliche Posaunen=Musik, und die Evangelischen die Hautboisten vom Militair. Alle Glocken läuteten, und das Lied: „Zu dir du Fürst des Lebens!“ ist wohl nie mit innigerer Nührung gespielt und gesungen worden. Das Ganze war ein bewegliches herzergreifendes Trauerspiel.

Nach dem Begräbniß besuchte der Graf von Kamecke alle Herbergen, bedankte sich, daß die Gesellen ihr Wort gehalten hatten und trank mit ihnen auf jeder Herberge ein Glas Bier. Der Minister übernahm nicht nur die Begräbniß- und Heilungskosten, sondern vergütete auch jedem Gesellen seine Versäumniß und bezahlte die Zechen, welche auf den Herbergen gemacht worden waren, welches nebst den Pensionen, welche die Wittwen und Kinder der Getödteten erhielten, eine namhafte Summe betrug. Die Verwundeten waren ins Hospital gebracht worden, wo man sehr menschenfreundlich für sie sorgte.

So gerechte Ursachen auch die Regierung hatte, einen solchen frevelhaften Unfug nach der größten Strenge zu ahnden, und ein warnendes Straf=Exempel an die Urheber des Aufstandes aufzustellen, so ließ sie doch nicht nur Gnade für Recht ergehen, sondern der König erließ auch aus seinem damaligen Hauptquartier zu Bodenbain folgendes beruhigendes Kabinetts=schreiben an die Stadt Breslau:

Er. Majestät von Preußen ic. Unser allergnädigster Herr wollen sich wohl versichert halten, daß die Bürgerschaft zu Breslau mit Unwillen und Abscheu auf den Unfug zurücksehen werde, wodurch sich die Handwerksburschen einiger dortigen Zünfte sträflich vergangen haben, da es in die Augen fällt, daß jede Störung der eingeführten Ordnung und der Ruhe die Wohlfahrt aller und eines jeden insbesondere zu Grunde richten würde. So groß aber auch das Mißfallen ist, welches Er. Königl. Majestät der neuliche Aufstand der Handwerksburschen ver-

ursachen müssen, und so ernstlich auch Allerhöchstdieselbe dergleichen Frevel zu steuern bedacht sein werden; eben so wenig sind *Se. Königl. Majestät* geneigt, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermengen. Die gute Bürgerschaft zu Breslau kann daher versichert sein, daß *Se. Königl. Majestät* die Treue und Rechtschaffenheit derselben nicht bezweifeln, vielmehr gewärtigen, daß jedes Mitglied derselben durch Beispiel und Unterricht seine Kinder und Gesellen zu getreuen, nützlichen und rechtschaffenen Unterthanen bilden werde. Dadurch werde *Se. Kgl. Majestät* nach dem Ansuchen der Bürgerschaft vom 6. dieses sich gerne bewogen finden, der Stadt Breslau nach wie vor thätige Beweise von Höchstdero vorzüglichem Gnade und landesväterlichen Vorsorge zu geben.

Im Hauptquartier Bodenhain, den 22. Mai 1793.

Friedrich Wilhelm.

Die Verhältnisse in Betreff der Konstitution des benachbarten Polens gestalteten sich immer bedenklicher, besonders da sich die Kaiserin Katharina von Rußland durch jene gefährdet glaubte, und ergriff daher die Gelegenheit, das Bestehen dieses unglücklichen Staates, wenn nicht ganz zu vernichten, doch wenigstens in Hinsicht seiner Kräfte zu zersplittern. Die Konföderation zu Targowiz (14. Mai 1792), in welcher einige mißvergnügte Polen gegen die Konstitution zusammengetreten waren, diente jetzt der Kaiserin zum Vorwande, ihre Truppen in Polen einrücken zu lassen. Der Reichstag suchte vergeblich die Unterstützung des Königs von Preußen nach; denn der preußische Hof war mit dem russischen darin ganz einverstanden, das polnische Reich in engere Grenzen einzuschränken, um das unter der Asche fortglimmende Feuer der Revolutionsucht in diesem Reiche zu ersticken. Preussische Truppen rückten in Polen ein. In der Deklaration, welche der König unterm 25. März 1793 veröffentlichte, machte er den Polen Vorwürfe über den Widerstand gegen seine Rathschläge und die wohlthätigen Absichten der Kaiserin,

klagte über die Ausbreitung der französischen Grundsätze in Polen, über die Unsicherheit seiner angrenzenden Provinzen und besetzte die festen Plätze Danzig und Thorn und einen Theil von Großpolen.

Beide Mächte traten nun mit ihren Absichten immer bestimmter hervor und die Minister beider Höfe erklärten unterm 9. April 1793, daß die benachbarten Provinzen von Polen getrennt werden sollten: es geschah die zweite Theilung Polens. Der zu Grodno versammelte Reichstag mußte sie wider Willen anerkennen. Rußland nahm 4000 Quadratmeilen, Preußen besetzte ungefähr 1000 unter dem Namen Südpreußen, mit den Handelsplätzen Danzig und Thorn. Der General Möllendorf und der schlesische Justizminister Baron von Dankelmann nahmen die Huldigung zu Posen ein.

Einzelne Polen, welche mit wahrer Liebe an ihrem Vaterlande hingen, mußten gegen diese Zerstückelung des Reiches allerdings äußerst aufgebracht sein, umsomehr, als die theilenden Mächte odendrein gebieterisch die Verringerung des polnischen Heeres verlangten. Es bildete sich eine weit-

ausgedehnte Verschwörung, an deren Spitze die Generale Madalinski und Kosciusko standen. Madalinski erhob am 3. Februar 1793 die Fahne der Insurrektion, Thaddäus Kosciusko ward mit Diktator-Gewalt bekleidet, und am 17. April 1794 erfolgte zu Warschau gegen alle in der Stadt befindlichen Russen eine zweite sizilianische Wesper. Indessen rückten 40,000 Preußen in Polen ein und schlugen das polnische Heer (am 6. Juni 1794) bei Szefoczyn. Gleichzeitig aber gerieth ganz Südpreußen in Aufruhr, so daß sich die Preußen in einer sehr mißlichen Lage befanden, aus welcher sie die Russen befreiten, welche am 10. Oktober bei Macziewize einen vollkommenen Sieg erfochten, Praga (4. November) mit Sturm nahmen und Warschau, welches die Preußen vergeblich belagert hatten, zur Uebergabe zwangen. Das Loos über Polen war entschieden, es erfolgte die dritte Theilung und dieses alte in der Völkergeschichte hochberühmte Land schwand aus der Reihe der europäischen Staaten.

Preußen erhielt diesmal Stücke von Samojitien, Trocki, fast ganz Podlachien und Masovien, Theile von Kava und Krakau. Letztere wurden unter dem Namen Neuschlesien dem Breslauer Kammerdepartement einverleibt.

Am 5. April 1795 hatte der König mit Frankreich Frieden geschlossen und bestrebte sich, die Zeit der Ruhe zur Verbesserung des innern Wohlstandes seiner Staaten zu benutzen. Da der Staatsschatz sehr erschöpft war, so mußte gleichwohl an die Verbesserung der Finanzen gedacht werden, wodurch leider der Bürger manche Härte zu erfahren hatte. Dazu kam noch, daß die Regierung mißtrauisch die geistige Richtung der Unterthanen beobachtete und das eingebildeste Schreckgespenst der Revolutionsucht überall zu erblicken und mit größter Härte bekämpfen zu müssen glaubte. Diese Besorgnisse schienen durch einen wiederholten Aufruhr zu Breslau (im Oktober 1796) gerechtfertigt zu werden.

Tumult zu Breslau 1796.

Die Bürgerschaft zu Breslau lebte in fast unaufhörlicher Spannung mit dem Militair, welches sich durch seine Freiheiten und Vorzüge weit über jene erhoben fühlte. Man ergriff daher jede Gelegenheit, den gegenseitigen Widerwillen einander in Wort und That erkennen zu geben. — Es war am 6. October 1796, als sich das Gerücht verbreitete, daß sich einige Deserteurs von der Breslauer Garnison in dem hohen Schilf zu Marienau versteckt hielten. Man hatte dies dem Regiment mit dem Umstande angezeigt, daß sich ein daselbst wohnender Fischer, der darum wußte, mit ihrer Aufgreifung nicht hätte befaßt sein mögen. Es wurde ein Offizier mit einem Kommando ausgesandt, die Deserteurs aufzugreifen, und den alten 70jährigen Fischer zu verhaften. Man brachte diesen ein, und ein Offizier ließ sich von seinem Diensteifer so weit hintreiben, daß er unterwegs nicht nur den alten, vorlauten Mann mißhandelte, sondern sich auch einige beleidigende Ausdrücke gegen das Breslauer Publikum, wovon

sich mehrere Spaziergänger auf dem Weidenbamm befanden, entfallen ließ. Die zahlreichen Zuschauer, deren das Getümmel immer mehrere herbeizog, nahmen sich des Fischers an, und um so mehr glaubte der Offizier beweisen zu müssen, daß sie nichts darein zu reden hätten.

Unterdessen rückte das Kommando eilfertig der Stadt näher und mit jedem Schritt wuchs der begleitende Haufe stärker an. Von Tausenden umringt, erreichte es endlich nicht ohne besorgliche Gefahr die Hauptwache. Da Marienau ein Stadtdorf ist, so glaubte die Bürgerschaft wegen des verhafteten Fischers, der unter die Jurisdiction des Magistrats gehörte, Vorstellungen sowohl beim Stadtdirektor als bei dem Commandanten machen zu müssen. Ersterer hörte sie an, und des andern Tages ging zum zweitenmal eine Deputation von Bürgern zu dem Commandanten, als er sich eben auf der Wachtparade befand. Es kam zu einem hitzigen Wortwechsel, welcher sich damit endigte, daß die Unteroffiziere mit ihren Stöcken die angewachsenen Haufen auseinander trieben. Der Auflauf ward darauf allgemein. Der Commandant wurde, als er nach Hause ritt, vom Pöbel mit Steinen verfolgt, und ein Kutscher war sogar so verwegen, daß er ihn vom Pferde reißen wollte. Nun wurde Lärm geschlagen, die Regimenter versammelten sich und die Thore wurden gesperrt.

Um das Publikum zu beruhigen, ward der Offizier, welcher den Fischer eingebracht hatte, arretirt, aber auch zu gleicher Zeit der Kutscher, welcher sich an dem Commandanten vergrißen hatte, nebst noch drei andern Rädelsführern.

Der Minister Graf von Hoym legte sich ins Mittel und es gelang ihm, allem weitern Unglück vorzubeugen. Er fuhr auf den Raschmarkt, woselbst sein Wagen zwar vom Pöbel umringt, und die Pferde angehalten, aber auf die Versicherung, daß er Genugthuung verschaffen wolle, auch gleich wieder losgelassen wurde. Auf dem Salzringe (jetzigen Blücherplatz) begegnete ihm dasselbe, und man schickte ihm von der Hauptwacht ein Kommando zu Hülfe, welches er aber in der Ueberzeugung, daß er nichts zu befürchten hätte, sogleich zurücksandte. Alles rief darauf aus: Es lebe der Vater Hoym! und die Pferde wurden losgelassen. Darauf rückte das in den Vorstädten liegende Kürassier-Regiment v. Dols und das Füsilier-Bataillon Prinz von Anhalt Pless mit seinen Kanonen in die Stadt und besetzten die Hauptzüge des Markts und andrer Straßen. Man theilte Patronen aus und auf dem Salzringe, wo der Pöbel eine Kompagnie Infanterie mit Steinen zurücktrieb, wurde scharf gefeuert, wobei aber nur ein Mensch verwundet wurde. Außerdem wurde noch ein Schneidergesell, welcher sich gegen einen Offizier vom Regiment Dols sehr grob verging, von demselben durch den Hut verwundet. Dabei blieb es indessen, weil das Militair auf seiner Hut war, und die Tumultanten keinen Anführer hatten. Auf nachdrückliches Begehren und Ansuchen der Bürgerschaft wurde das Regiment von Dols, welches noch immer das Rathhaus besetzt hielt, aus der Stadt abgeführt, und die bürgerliche Schützengilde bezog vor dasselbe die Wache. Da sich aber Tags darauf, den 7ten October, die Handwerksgefallen vereinigten, nicht wieder in Arbeit zu gehen, bis die verlangte Genugthuung erfolgt wäre, und man einen neuen Aufstand befürchten mußte, so wurden die Kürassiere von Görz aus Ohlau und einige Schwadronen des Husaren-Regiments von Köhler nach Breslau beordert, wodurch die Ruhe ferner erhalten wurde.

Der Vorfall wurde an den König berichtet, und die Haupttrübstörer wurden zur gerichtlichen Untersuchung gezogen. Die Sentenz erfolgte, laut welcher der oben erwähnte Kutscher mit Staupenschlag und die drei Rädelshörer mit körperlicher Züchtigung und Festungsstrafe belegt wurden.

Der Aufstand in der Stadt Breslau war kaum gedämpft und hatte sich mit Zusätzen im In- und Auslande verbreitet, als eine geheime Ordensverbindung, „Moralisches Behmgericht“ in der Form von zwei Graden, in ihrem Entstehen entdeckt wurde. Die Tendenz war hauptsächlich, dem Hauptgebrechen der preussischen Staatsverwaltung, der Austheilung der Aemter nach Gunst und nicht nach Fähigkeiten, entgegenzuarbeiten, der Verderbniß der Aemtern durch öffentliche, im Nothfalle durch förmliche Anklagen zu steuern und die Belehrung der niedern Volksklasse, über ihr Verhältniß zum Staate, zu befördern. Das Laster sollte gestürzt, die Tugend belohnt, das Verdienst hervorgezogen und die Gebrechen der Verfassung, insbesondere die Prerogative der privilegierten Stände, des Adels und der hohen Geistlichkeit hinweggeschafft werden. Die allgemeinen Mittel hierzu sollten sein: Publizität, Einfluß, anonyme Briefe, Berichtigung des allgemeinen Urtheils über Menschen und Handlungen, Aufklärung der niedern Stände, Bearbeitung der niedern Volksklasse, damit sie ihren Menschenwerth fühlen lerne, und der Großen des Staates, damit ihnen die Rechte des Volks begreiflich würden. Hauptsächlich aber sollten Männer aus höheren Ständen gewonnen werden, die von Einfluß und Ansehn wären und bedeutende Aemter zu vergeben hätten. Den Entwurf zu die-

sem geheimen Gericht hatte der Hauptmann von Leipziger zu Schweidnitz und der Kaufmann Salice Contessa in Hirschberg geliefert, und denselben dem Kriegs- und Domainenrath Zerboni zur Prüfung vorgelegt, auch den Bruder des letzten, den Kaufmann Zerboni zu Breslau in dieses Geheimniß gezogen.

Die Ursache zur Gründung dieser geheimen Ordensverbindung lag in der Auflösung eines früheren Bündnisses, des Bundes der „Evergeten“ welche eine moralische Tendenz hatten, die für die Allgemeinheit unwirksam war.

Jenes moralische Behmgericht schien indessen noch nicht zur Vollendung gekommen zu sein, als der Rath Zerboni an den Minister von Goym einen Brief erließ, welcher jenen als Enthusiasten charakterisirte, ungeheures Aufsehn erregte und ihm, so wie seinen Mitwissern Festungsarrest zuzog. Unglücklicher Weise wurde auch der Kreisphysikus Kausch in Militsch, welcher durch mehrere schriftstellerische Werke nicht unruhmlieh bekannt ist, und der in seinen Nachrichten über Schlesien von den katholischen weltpriesterlichen Bildungsanstalten gesprochen, und dem geistlichen Rath Lindner überspannte Ansichten Schuld gegeben, in das traurige Schicksal jener verwickelt, und unschuldig in der Sache über die Grenze gebracht. Es waren dies die Folgen des vergangenen philosophischen Jahrhunderts,

welche durch die moralische Tendenz der neuern Zeit nicht auf einmal gehoben werden konnten. Die Entwicklung der moralischen geistigen Fortschritte wurde mit zu großem Eifer betrieben und überzeugte die Beförderer, daß dem Strome der Zeit nur mäßig und bedächtig entgegengearbeitet werden könnte, und die Entwicklung der gewünschten Verhältnisse den Epochen der Zeiten überlassen werden mußten.

Bald nach diesen einzelnen Vorfällen welche die Besorgniß des Hofes, die allgemeine Erneuerungs- und Revolutionsucht möchte dennoch einmal unerwartet zu einem verzehrenden Feuer auflodern, rege erhalten hatte, starb der König Friedrich Wilhelm II., am 17. November 1797 zu Potsdam.

Manche Mißgriffe und Beeinträchtigungen, worüber man unter der Regierung dieses Königs klagte, waren meist der französischen Revolution zuzuschreiben. Andererseits wurde das wahrhaft väterliche Herz dieses Monarchen gegen seine Unterthanen dadurch häufig verkannt, daß seine Gutmüthigkeit von unwürdigen Menschen gemißbraucht wurde. Dennoch bewahrte er eine bleibende, innige Liebe als Vater des Vaterlandes zu den Unterthanen, ungeachtet der vielen traurigen Erfahrungen, die er namentlich durch die Empörungen und Tumulte in Schlesien gemacht. Der Edel denkende wird jedoch wieder ausgesöhnt mit seiner Regierung, wenn er die Reihe der wahrhaft wohlthätigen Einrichtungen, die er für seine Staaten getroffen, überschaut. Hierzu gehört namentlich der Entwurf des neuen Gesetzbuches, an welchem

seit dem Jahre 1781 gearbeitet wurde. Der erste Entwurf erschien bereits 1748; vollendet aber wurde das ganze Werk nach einigen Verzögerungen im Jahre 1791. Es ward in drei Theilen gedruckt und sollte mit dem 1. Juni 1792 Geseßkraft erlangen. Der Befehl wurde aber zurückgenommen und erst die Verordnung vom 5. Februar 1794 bestimmte, daß es mit dem 1. Juni 1794 in den Gerichtshöfen angenommen werde, einige Stücke aber erst vom 1. Juni 1797 an gelten sollten, und erhielt den Namen „Preussisches Landrecht.“

Zu den übrigen wohlthätigen Einrichtungen, welche namentlich auf Schlesien Bezug haben, gehört: die Regulirung des schlesischen Hebammenwesens im Jahre 1791; die Eröffnung der Kunstschule unter Direction des Professors Bach zu Breslau (3. Januau 1792).

Die Verfassung der Breslauer Judenschaft erlitt durch ein Edikt vom 21. Mai 1790 eine wesentliche Veränderung dadurch, daß sie außer den General-Privilegirten auf 160 Stammfamilien beschränkt wurde, von denen sich immer nur ein Sohn verheirathen durfte. Auch wurde die Annahme bestimmter Zunamen und die Führung deutscher Handlungsbücher befohlen. Zugleich wurde die jüdische Schule, Wilhelmsschule genannt, gestiftet, wodurch der Vortheil entstand, daß die Judenkinder nicht so verwildert wie ehemals aufwachsen durften. Die Eröffnung derselben geschah den 15. März 1791.

Eine erfreuliche Erscheinung war der immer mehr sich regende Wohlthätigkeitsinn der Schlesier, wodurch mehrere wohlthätige Stiftungen hervorgerufen wurden. Zunächst

entstand in Breslau das Kinderhospital in der Neustadt durch den Kaufmann Hidert (10. September 1788). — Der Reichsrämer Esaias Sauer zu Breslau legirte in seinem Testament die Summe von 10,000 Reichsthalern zur Erbauung eines Armenhauses. Im Jahre 1789 wurde eine Offizierwittwen-Pensionsanstalt für schlesische Offizierwittwen gestiftet; und die Gräfin Campanini errichtete zu Warschau im Liegnitzschen eine Anstalt für arme adlige Fräulein aus Schlesien. Ein Verdienst erwarb sich der Doktor Birzow zu Breslau durch Gründung eines Instituts für Wiederherstellung armer kranker Kinder. Im Jahre 1794 den 27. Mai erhielt Schlesien durch die Bemühungen des Doktor Zeplichal die erste Erwerbschule für Katholiken. Die Protestanten folgten ihnen an mehreren Orten nach. Diese Schule befand sich auf dem Michaeliskirchhofe zu Breslau. Sie war hauptsächlich für Mädchen bestimmt, welche in den unentbehrlichsten weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden sollten. — Der Kammersekretair Johann Georg Krull errichtete zu Breslau eine Stiftung zur Aufhelfung armer Bürger und Professionisten.

Solchergestalt, wie oben erwähnt worden, wetteiferte man allgemein direkt und indirekt, das Wohl der Unterthanen und Mitbürger zu begründen.

Die höchsten adligen und fürstlichen Familien in Schlesien anlangend, so ist im Allgemeinen Folgendes nachzuholen:

Das Herzogthum Münsterberg und das Weichbild Frankenstein, welches seit dem Jahre 1652 im Besitze der Familie der Fürsten von Auersberg war, verkaufte 1791 der Fürst von Auersberg an den König,

wodurch die Stände und Städte beider Gebiete wiederum unmittelbare Vasallen wurden. Die im Frankensteinischen und Münsterbergischen belegenen Güter des Grafen von Schlabrendorf erhob der Monarch zu einer freien Standesherrschaft.

Zu Trachenberg residirte der Fürst Friedrich von Hatzfeld. Derselbe starb noch im Jünglingsalter ohne natürliche Erben, und das Fürstenthum Trachenberg, nebst Zubehör wurde von dem testamentarischen Erben, Reichsgrafen Damian Hugo von Schönborn-Wiesentheid, mütterlichen Oheim des Verstorbenen, in Besitz genommen. Dagegen aber protestirten die Agnaten des letztverstorbenen Fürsten, der Reichsgraf Franz Ludwig von Hatzfeld-Schönstein und Edmund von Hatzfeld-Wildenburg-Weismeler und vindicirten auf den Grund einer von dem Grafen Herrmann von Hatzfeld 1662 errichteten Fideicommiss-Stiftung das Fürstenthum. Die Breslauer Oberamts-Regierung, welcher die Sache zur Entscheidung war vorgelegt worden, entschied 1800 dahin, daß der Verklagte schuldig und verbunden sei, das Fürstenthum Trachenberg nebst Prausnitz an die Kläger abzutreten. Dieses Erkenntniß wurde in zweiter Instanz bestätigt, und der in den Fürstenstand erhobene Graf Franz Ludwig trat den Besitz von Trachenberg wirklich an. Mittlerweile suchte das gräfliche Haus Schafgotsch auf Kynast, dem Trachenberg im dreißigjährigen Kriege durch den Kaiser widerrechtlich entriffen worden, seine Ansprüche geltend zu machen, wurde aber wegen des verjährten Rechts abgewiesen.

Karl Christian Erdmann, der letzte Herzog aus dem württembergischen Hause

starb 1792 zu Dels. Das Fürstenthum erbt sein Schwiegersohn, Herzog Friedrich August von Braunschweig. Die oberschlesischen Güter erhielt als Allodien der Herzog Eugen von Württemberg.

Durch den am 5. Januar 1795 zu

Schloß Johannisberg in Oesterreich Schlesien erfolgten Tod des Fürstbischof von Schafgotsch, wurde der bischöfliche Stuhl erledigt, welchen der bisherige Koadjutor, Johann Christian, Fürst von Hohenlohe bestieg.

Friedrich Wilhelm III.

Von 1797 bis 1840.

Bei der Thronbesteigung dieses unvergeßlichen Monarchen fühlte sich jeder Unterthan zu den schönsten und freudigsten Hoffnungen berechtigt. Und wirklich trat dieser junge Monarch, voll Geist und Thätigkeit, mit einer Energie auf, die den in den letzten Jahren gesunkenen Glanz und das Ansehen der ganzen Monarchie wider heben und vermehren sollte.

Die bisherige Sitte, daß die Beherrscher von Schlesien die Landeshuldigung in Breslau einnahmen, fand bei dem neuen Regenten nicht mehr statt; hatten doch schon früher Kaiser Ferdinand III. und Leopold trotz aller Privilegien der schlesischen Stände eine Ausnahme von dieser Regel gemacht. Friedrich Wilhelm III. ging aus bewegenden Gründen von dieser Gewohnheit ab, und nahm durch Abgeordnete des Landes die Huldigung zu Berlin ein, mit der Versicherung: daß dies ohne Gefährdung der Landesprivilegien und nur zur Vermeidung übermäßiger Unkosten und Weitläufigkeiten geschehe, dessen auch die Schlesier vollkommen zufrieden waren.

Indessen hatte Schlesien bald das Glück, den geliebten Monarchen in seiner Mitte zu sehen; denn er bereiste im Sommer des Jahres 1798 seine Staaten und kam auch

nach Schlesien, wo er vom 20. bis 27ten Juni verweilte. In Breslau hielt er sich drei Tage auf, fern von allem Prunk und den sonst gewohnten Festlichkeiten, gegen welche er abgeneigt war, welches anfänglich das enthusiastische Volk beinahe in Verlegenheit gesetzt hätte; aber die mit eigenthümlichen Reizen begabte, junge und lebenswürdige Königin ersetzte den fehlenden äußern Monarchenglanz.

Die Gerechtigkeitsliebe und väterliche Huld, welche dieser Monarch gleich anfangs blicken ließ, erleichterte bald das Schicksal der in der Berbonischen Sache Verhafteten. Vor allen andern wurde dem Doktor Rausch gänzliche Wiederherstellung und Genußthung zu Theil; der Kriegsrath Berbeni und der junge Kaufmann Berboni und Salice Contessa wurden der Haft entlassen, nur der Hauptmann von Leipziger wurde noch in Haft gehalten, da wegen seines militairischen Standes das Vergehen für ihn als bedeutend größer angesehen werden mußte.

Das Gesetz vom 18. Juli 1799, welches die Erbunterthänigkeit aufhob, wodurch der Bauernstand in Schlesien gehoben wurde, setzt den Verdiensten dieses Königs die Krone auf. Wenn hierdurch die Gewalt des Adels über dessen Unterthanen gehemmt wurde,

so war es eine der vorzüglichsten Verordnungen, ganz im Geiste des großen Friedrichs, allgemeine Volksbildung zu bezwecken. Im Eingange dieses Gesetzes heißt es: „Wir haben zwar mit besonderem gnädigen Wohlwollen vernommen, daß viele menschenfreundlich und edel denkende schlesische Grundherrschaften bereits aus eigenem Antriebe den Zustand ihrer Unterthanen zu verbessern und denselben die Erleichterung zu verschaffen bemüht gewesen, welches der gestiegene Preis der unentbehrlichsten Bedürfnisse nöthig macht: da aber dieses rühmliche Beispiel nicht, wie Wir wohl erwartet hätten, überall nachgeahmt worden, und Wir nicht ferner gestatten können, daß das Schicksal der dienenden Klasse der Unterthanen von der billigern oder unbilligern Gesinnung der jedesmaligen Grundherrschaft abhängt, vielmehr dieses überall auf eine gleichförmige den beiderseitigen Verhältnissen und dem allgemeinen Besten angemessene Art bestimmt werden muß: so haben wir festzusetzen für nöthig befunden u.

Es wurde festgesetzt, daß die sogenannten Hofedienste nicht länger als drei Jahre dauern, und daß das Hofelohn nicht geringer sein sollte, als für einen Bogt oder Schaffner 18 Thlr. schlesisch; für einen Großknecht 16 Thlr., für einen Pferdeknecht 14 Thlr., einen Mittelnknecht 11 Thlr., Pferdejungen 8 Thlr., Ochsenjungen 7 Thlr., Sommerjungen unter 13 Jahren 6 Thlr., Großmagd 9 Thlr., Kleinmagd 8 Thlr., für ein Mädel 5 Thlr. An Orten, wo hergebrachtermaßen schon früher als nach dreijähriger Dienstzeit fremdes Lohn gezahlt ward, behält es dabei sein unabänderliches Bewenden, und die obige Tare darf nicht

zum Vorwande gereichen, an Orten, wo bisher ein höheres Lohn stattgefunden hat, solches für die Zukunft herunterzusetzen. In Ansehung des „Züchtigungsrechtes“ der Herrschaften, empfiehlt das Edict billige Menschlichkeit und setzt fest, daß Leben und Gesundheit des Gesindes dadurch nicht in Gefahr gesetzt werden. Züchtigungsarten, wodurch die Schamhaftigkeit, besonders des weiblichen Gesindes, verletzt wird, sollen nicht mehr gestattet werden. Das Einsetzen in den Stock bei männlichem und Einschließen in das Halseisen bei weiblichem Gesinde, sollen auf die Dauer von einer oder höchstens zweier Stunden beschränkt werden. Zu Schlägen darf nur eine gewöhnliche, lederne, biegsame Peitsche genommen werden, mit welcher nur allein auf den Rücken und ohne vorherige Entkleidung eine mäßige Anzahl von Hieben gegeben werden darf, welche jedoch die Zahl von zehn höchstens funfzehn nicht übersteigen muß.

Im Sommer des Jahres 1800 machte das geliebte Königs-Paar eine Reise durch Schlesien, die wegen den damit verbundenen Feierlichkeiten in so vielen Städten höchst denkwürdig sind. Tausende strömten von nah und fern herbei und nahmen an den Festlichkeiten Theil, welche dem Königs-paare zu Ehren gegeben wurden, und von dem sich namentlich dasjenige, welches der Reichsgraf von Hochberg auf Fürstenstein anstellte, hervorgehoben zu werden verdient. Die ganze Reise war eine Lustparthie für das königliche Paar, und die Freude und der Jubel der Schlesier mußte um so größer sein, als sie bisher noch keine Landes-mutter aus dem preußischen Hause gesehen, ungeachtet Schlesien schon fast 60 Jahre

unter preussischem Zepter stand. Die größten Feierlichkeiten fanden in den Gebirgsgegenden statt. Der Graf von Magnis auf Ullersdorf vereinigete das Andenken der Anwesenheit des hohen Königs-paares durch die Errichtung eines eisernen 72 Fuß hohen Obelisken.

Beim Anblick der herrlichen Gegend um Löwenberg brach die Königin in die Worte aus: „O Schlessien, wie schön bist du!“ und als das Paar den Kynast bestieg, rief die Königin abermals aus: „Welch eine himmlische Gegend, wenn doch Berlin hier unten läge. Und der König selbst versicherte am Abend desselben Tages: „ich

habe eine herrliche Parthie gemacht. Am 18. August wurde von dem hohen Paare die Schneekoppe bestiegen, wo sie, wie auch auf dem Kynast, ihre Namen in das Koppenbuch einzeichneten. Am 19. langten die hohen Reisenden in Waldenburg an und fuhren sogleich nach dem schiffbaren Stollen, der Fuchsgrube bei Weißstein, welcher prächtig erleuchtet war.

Ungeachtet allenthalben auf ausdrücklichen Befehl alle kostspieligen Festlichkeiten untersagt worden waren, so leuchtete doch der Enthusiasmus treuer Unterthanen unverkennbar hervor.

Turnier zu Fürstenstein 1800.

Eines der interessantesten und schönsten Feste, welches dem jungen hohen Königs-Paare während seiner Anwesenheit in Schlessien zu Ehren gegeben wurden, war das von dem Reichsgrafen von Hochberg auf Fürstenstein veranstaltete Turnier. Dasselbe fand auf dem Turnier-Platz der alten Ritterburg Borstinburg in der Nähe des höchst romantisch gelegenen Schlosses Fürstenstein statt.

Es waren 16 Turnierhelden in alten prachtvollen Ritter-Kostüms, so täuschend dargestellt, daß diese sonderbare Belustigung ganz den Charakter und den Stempel der ehemaligen Ritterzeiten trug. Sprache, Sitten und Gebräuche jener frühern Jahrhunderte wurden genau nachgeahmt und beobachtet.

Am 20. August gegen Mittag erreichte das Königs-Paar die Fürstenstein und an demselben Tage Vormittags 4 Uhr sollte das Fest beginnen. Von der Burgwarte wehte das Hochberg'sche Panier, welches von einem bepanzerten Reissigen bewacht wurde. Ein hier befindlicher Trompeter verkündete die Ankunft der hohen Personen, worauf in der Burg sogleich Lärm geblasen wurde.

Angelangt, nahmen die hohen Herrschaften die für sie bereiteten Plätze auf einer der Burg gegenüber erbauten Tribune Platz. Sogleich wurde die den Turnierplatz von der Burg schneidende Aufziehbrücke niedergelassen, und ein Herold, von Trompetern begleitet, ritt aus der Burg hervor, um Kunde einzuziehen, wer die angekommenen Fremden wären? Nachdem er hierüber die übliche Auskunft erhalten hatte, hinterbrachte er dieselbe dem Panierherrn, welcher hierauf mit seinen in vier Quadrillen abgetheilten 16 Ritters aus der Burg herausrückte und sie bis an die Schranken führte.

Hier hielt einer der Ritter eine kurze Anrede in alter treuherziger Rittersprache, in welcher er um die Vergünstigung bat, zum Beweis der Freude über die Gegenwart des königlichen Paares ein Ringelstechen halten zu dürfen. Nachdem die Erlaubniß hierzu gegeben worden, begann die Ritterschaar unter Anführung des Panierherren, der das königliche Panier vortrug, den feierlichen Aufzug, und nachdem derselbe das Panier dem Gebrauche nach vor den königlichen Herrschaften auf den Balkon gepflanzt hatte, begann das Ringelstechen nach alter Sitte in größter Ordnung. Voran ritt ein Herold mit dem Heroldsstabe in der Hand, ihm folgten Pauker und Trompeter, sämmtlich auf Schimmeln. Darauf kamen die 16 Ritter, immer vier neben einander in gleicher Kleidung. So ritten sie dreimal um den Platz.

Hierauf wurden die sämmtlichen Ritter von dem Herolde mit Namen verlesen und nach einer dreimaligen Anfrage, ob Jemand an ihnen etwas auszusagen habe, ging der Zug, da sich Niemand meldete, wieder ab, wie er gekommen war, und es kamen bloß vier Ritter mit dem Herolde zurück. Dieser, nebst Pauker und Trompeter stellten sich in die Mitte des Platzes, und die Ritter an die vier Ecken desselben.

Nachdem das Signal gegeben worden, zeigten diese nun ihre Geschicklichkeit an den aufgestellten 16 Figuren, welche aus Römerbildnissen, Mohren, Jungfrauen und aufrechtstehenden Bären mit Ringen in den Nasen bestanden. Den Römern und Bären wurden die Ringe aus der Hand und den Nasen im Fluge gerissen, den Mohren die Köpfe abgehauen und den Jungfrauen die Kränze abgenommen.

Nachdem solchergestalt die Lustbarkeit beendet wurde, theilte die Königin laut Ausspruch der erwähnten Kampfrichter, die Ritterdanke aus. Die beiden ersten Danke wurden dem Ritter von Czettitz, dem Schwarzwälder, und dem Ritter Malzan, dem Lißner; die beiden letztern dem Ritter Tschirschky, dem Domanger, und Ritter Tomschy, dem Altendorfer, von der Königin um den Hals gehängt.

Nach feierlichem Abzuge der Ritter wurden die königlichen Herrschaften unter Vortragung des Banners auf die Burg begleitet, wo sämmtliche Ritter auf der Brücke von ihren hochgehaltenen Lanzen ein eisernes Dach bildeten, unter welches sie durchgingen.

Der fröhliche Tag wurde mit festlicher Erleuchtung des Schlosses Fürstenstein mit einem Maskenballe beschloffen. Die Menge der Zuschauer war so groß, daß beim Abzuge von der Vorstinburg der Wagenzug über eine Meile einnahm, ohne die Tausende von Fußgängern zu rechnen.

Eine wichtige Erscheinung am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts war die Aufhebung der geistlichen Korporationen des Schulen-Instituts für Schlesien, dessen Vermögen als Eigenthum des Staates betrachtet, aber bloß für den katholischen Schulfond bestimmt, war. Es wurde eine besondere Schulendirektion ernannt, von

welcher in der Folge ein Studien- und Unterrichtsplan für die Universität Breslau und für die Gymnasien der Provinz ins Leben gerufen wurde. Als nehmlich im 1776 der Jesuitenorden auch in Schlesien aufgehoben ward, so wurde aus den noch vorhandenen Mitgliedern das königl. Schuleninstitut gebildet. Sie wurden als Leh-

rer an der Universität und den Gymnasien in Schlesien angestellt und blieben im Besitze der Güter, aus deren Einkommen sie besoldet wurden. Im Jahre 1788 wurden diese Jesuiten-Güter unter einen unabänderlichen Erbzins, der vierteljährlich an die General-Schulenadministrations-Kasse bezahlt werden mußte, für 632,710 Rthlr verkauft, und der Universität Halle jährlich 700, Frankfurth 2000 und Königsberg 1000 aus dem Schulfond angewiesen. Endlich erschien für die katholischen Schulen die gänzliche Reform durch das neue Schulreglement. Der König sagt darin unter andern: „Wir verkennen zwar nicht den Fleiß und den Eifer, den die Priester des Schuleninstituts dem Unterricht der Jugend auf der Universität Breslau und den Gymnasien gewidmet haben; allein wir vermischen dabei die genaue Grenzlinie zwischen dem eigentlichen Bürger und gelehrten Schüler. Ferner lag auch ein Fehler darin, daß dieses Institut eine eigene Korporation bildete, und in dieser Eigenschaft besondere Rechte und Verfassungen hatte. Hierdurch wurde das gehörige Ineinandergreifen aller Theile eines allgemeinen Schulplans verhindert. Wir sind nicht gemeint, den einzelnen Mitgliedern des Instituts ihre persönlichen Rechte und Emolumente zu entziehen; wir haben uns daher entschlossen, ihre Lage zu verbessern. Allein das Miteigenthum des bisherigen Gesamtvermögens aufhören zu lassen, sind wir nach dem Beispiele aller Souverains in Europa, nach Aufhebung des Jesuitenordens berechtigt. Jedoch erklären wir hiermit ausdrücklich, daß das sämmtlich baare und in Kapitalien bestehende Vermögen auf

ewige Zeiten zum Römischkatholischen schlesischen Schulfond gewidmet, die von den geistlichen Stiftern bewilligten Beträge ganz allein dazu verwendet werden.“ — Durch dieses Reglement wurde von nun an das bisher bestandene königliche Schul-Institut insofern aufgehoben, daß dessen Mitglieder zwar ihre Lehrstellen und Besoldung beibehielten, aber keine privilegierte Korporation mehr bilden, sondern als besoldete Staatsdiener unter einer besondern Schuldirektion stehen sollten, welche aus zwei Räten der Breslauschen Kammer, einem Schuldirektor und zwei Beisitzern aus den Lehrern bestand. Ungeachtet nun der Fürstbischof das Recht hatte, diese zwei Beisitzer nicht ohne den Direktor vorzuschlagen, so fiel doch die Oberaufsicht gewissermaßen in weltliche Hände, und das Ganze war eine mehr weltliche als geistliche Anstalt, mehr Sache des Staats als der Kirche. Sonst konnten ferner nur Geistliche zu Lehrern angestellt werden, aber nun konnten auch weltliche Personen dazu ernannt werden, und es stand frei, ob sie in den Kollegien gemeinschaftlich leben, oder heraustreten, und sich verehelichen wollten. Wie fruchtbar diese Verordnung in den Geist der spätern Generation eingegriffen, hat die neueste Zeit dargethan.

Fast gleichzeitig mit dem höhern ward auch das niedere oder Elementar-Schulwesen der katholischen Schulen in den Städten und auf dem Lande regulirt. Das Edikt vom 18 Mai 1801 bestimmte, daß künftig nur solche Männer zu Schullehrern angestellt werden sollten, welche in dem katholischen Schulseminar gebildet worden wären; da, wo eine Gemeinde gemischter Re-

ligion zu arm wäre, zwei Schulmeister, einen für jede Glaubensparthei zu unterhalten, da sollte nur ein Schulmeister sein und der Religionsunterricht der schwächern Parthei vom Pfarrer derselben besorgt werden. Die evangelischen Schullehrer bei denen ein solches Verhältniß stattfand, waren deswegen angewiesen, einen monatlichen Bericht über Fleiß und Aufführung der katholischen Kinder an den Pfarrer derselben einzureichen. Mehr als das Alles wirkte aber die weise Verordnung, daß das Schulgeld ganz aufhören und dem Lehrer sein ausgemitteltes Gehalt nicht mehr aus den Händen sorgloser und um die Erziehung unbekümmerter Eltern, sondern aus dem Steueramte erhalten und das Schulgeld zugleich mit den Steuern erhoben werden sollte. Bei den evangelischen Schulen war diese Einrichtung nicht allgemein. Der niedrigste Gehalt für einen Schullehrer waren 50 Thaler baares Geld, 15 Scheffel Getreide zum Deputat und Feuerung. Zu diesem Gehalte mußte die Herrschaft ein Drittel und die Gemeinde zwei Drittel beitragen. Ueber das Ganze wachte in bestimmten Bezirken ein Schuleninspektor, welchen der Fürstbischof einsetzte.

Zu leichter Heranbildung von Lehrern wurden außer dem Seminar zu Breslau noch zwei andere, eins zu Sagan und eins zu Oppeln eingerichtet, von denen letzteres später nach Oberglogau verlegt wurde.

Die zu derselben Zeit (1800) ins Leben gerufene Bauschule zu Breslau bezweckte, theils angehende Architekten vorzubereiten, theils Handwerker, deren Profession in das Bausach einschlägt, in den dazu gehörigen Kenntnissen zu unterrichten.

Die Einführung des neuen Breslauer Gesangbuchs von Dr. Gerhard in den evangelischen Kirchen zu Breslau fällt in dieselbe wichtige Epoche (6. April 1800).

Ein Kabinettsbefehl vom Jahre 1802, welcher mehrere Andeutungen über den damaligen Zustand der Religion und ihre Gebräuche blicken läßt, bestimmte: daß die Kinder christlicher Eltern längstens sechs Wochen nach der Geburt getauft werden sollten. Es ist daraus abzunehmen, daß man die Beibehaltung der alten löblichen Ordnung, Kinder bald nach der Geburt taufen zu lassen, sehr aus den Augen gesetzt und sich einer unüberlegten Neuerung hingegeben habe. Der König wollte hierdurch keinesweges einen religiösen Zwang auferlegen; es war bisher immer bezweifelt worden, zu welcher Zeit die Taufhandlung verrichtet werden sollte. Ueberdies waren durch jene nachlässige Gewohnheit oft die nachtheiligsten Folgen entstanden. Eltern, welche diesem Gebote nicht nachkommen, oder den Vorstellungen der Geistlichkeit nicht Gehör geben möchten, sollten, wenn sie sich nicht von der Kirche mit Verzichtleistung auf alle davon abhängigen bürgerlichen Verhältnisse ganz trennen und bloß geduldet sein wollten, gleichsam als Wahnsinnige betrachtet, den Kindern Vormünder bestellt und durch diese dafür gesorgt werden, daß die Unvernunft der Eltern den Kindern nicht nachtheilig würde.

Zu Schweidnitz wurde (1802) für Schlessien das Correktionshaus gegründet, in welches Bagabunden und andere Personen, bei denen jede Besserung bisher erfolglos geblieben, so wie Kinder welche sich der elterlichen Zucht nicht unterwerfen wollten,

und endlich Leute, welche aus einem Zucht-
hause entlassen sind und keinen ehrlichen Na-
rungserwerb für sich anzugeben wissen, auf-
genommen werden sollten, um dort durch
Beschäftigung unter Aufsicht zu nützlichen
Menschen herangebildet und von dem grö-
ßern Versinken in das Laster zurückgehalten
werden sollten.

Mit dem Jahre 1804 zeigten sich die
Vorboten drohenden Unglücks: Krieg, Theu-
rung und ansteckende Krankheiten, von de-
nen Schlesien längere Zeit verschont geblie-
ben war, drohten mit doppelter Stärke
einzubrechen. Nach langwierigem Regen
schollen im Juni in Schlesien alle Ge-
wässer an, Ströme, Bäche und Teiche tra-
ten aus ihren Ufern, und die Wasserhöhe
übertraf an den meisten Orten die schreckli-
chen Ueberschwemmungsjahre 1736 und 1783.
Am wüthendsten war die Weisritz, die Kaß-
bach und der Bober. Bei Kieferstädtel,
Bogkow und Groß-Rubnow im Poser
Kreise wurden sechs Teiche durchbrochen
mehrere Mühlen, Brücken und der Hoch-
ofen zu Radzinitz vernichtet. Ein Gleiches
geschah zu Caminitz bei Lublinitz, bei Frisch-
feuer zu Hadra, Chwosceck, Lissow, Ta-
nina, Kalina, Drathhammer, Koschentin,
Lehm und Zborowski, wo die Fluth die
Dämme durchbrach, Mühlen Frischfeuer zc.
zu Grunde richtete. Die Gegend um Neisse
war im Umfange einer halben Meile weit
überschwemmt. Bei Schmiedeberg erreichte
der Wasserstand in der Nacht vom 12. zum
13. Juni die äußerste Höhe. Zu Schweid-
nitz stürzte die Sand- und Siriusbrücke,
der Wasserfretscham, das Wehr und der
Kretscham zusammen. Die Kroischwitzer
Ackerbesitzer verloren über 60 Scheffel an

Aussaat und das Dominium Poln. Weisritz
über ein Drittel der Wiesen.

Allenthalben waren die Kommunika-
tionswege überschwemmt und größtentheils
unfahrbar gemacht. Hohenfriedeberg, Bol-
kenhain, Friedland und Freiburg litten eben-
falls bedeutend. Im Reichenbacher Kreise
waren die Ortschaften Bielau, Peterswal-
dau, Stein-Kunzendorf, Steinseifersdorf,
Friedrichshain, Faulbrück, Neuborf, Ern-
sdorf, Klinkenhaus und Nieder-Weilau so
zerrissen, daß kein Nachbar zum andern
konnte. Im Nimptscher Kreise brachen zu
Klein-Elgut und Diersdorf drei Teiche
durch, die Steinmühle bei der Stadt drohte
den Einsturz und in der Altstadt wurden
4 Häuser vernichtet. In Groß-Wilkau
waren fast alle Häuser unterspült und die
herrschaftlichen Wohn- und Wirthschaftsge-
bäude und Gärten sehr beschädigt. Zu
Zaugwitz im Neumarkter Kreise blieb nicht
ein Haus unverletzt. Die Gegend um Lieg-
nitz und Liegnitz selbst bot ein Bild der
Zerstörung dar, wo die Kaßbach, Zauerbach
und wüthende Neisse mit verheerender Ge-
walt gewüthet. Ueberall wurden die Dämme
durchbrochen. Bei Neumühle suchte sich
der Strom durch die Sommer- und Win-
terfelder, welche Prinkendorf und die Lieg-
nitzer Vorwerke trennen, einen Ausweg, zer-
störte Felder und Landstraßen und verwan-
delte die fruchtbarsten Aecker in Sandwü-
sten. Liegnitz stand ringsum im Wasser wie
in einem See, und die Kräutereien glichen
Sümpfen. Mit fürchterlichen Zerstörungen
umfloß es nicht nur die ganze Breslauer
Vorstadt, sondern überschwemmte auch die
Kirchhöfe und riß die Brücken weg, drang
durch die Stadtmauern und selbst in die

innerhalb derselben anstoßenden Häuser, wodurch es dem Stadthore so nahe kam, daß es gesperrt werden mußte. In der Speergasse in den daran stoßenden Karthausvorwerke mußten sich die Einwohner kaum zu retten; eben so auf den Bleichen und in dem benachbarten Lazareth. Durch den Zutritt des Schwarzwassers bei Pfassendorf wurde die Fluth in dem Kessel bei Liegnitz noch wüthender. Alt- und Großbeckern wurden übersrömt, wovon in letztern 14 Häuser zusammen einstürzten. — Bei Sprottau wurden ebenfalls mehrere Brücken und Mühlen weggerissen und in der Saganer Vorstadt 17 Gebäude theils weggeführt, theils zerrüttet. Die Wiesen und Gärten in den umliegenden Kämmergütern waren so zerstört, daß weder Heu noch Getreide-Ernte zu erwarten war.

Gleich groß war der Jammer und das Elend in und um Bunzlau. Die Einwohner auf dem Sande, in Rothlach, Kromnitz und Eichberg waren vom Wasser umringt, als sie in der Nacht vom 14. vom Schlafe erwachten. Mehrere Einwohner auf dem Sande konnten sich nur mit Lebensgefahr aus den Fluthen retten, die schon ihre Häuser, deren 13 einstürzten unterspülten. Sämmtliche Brücken in der Umgegend wurden zerbrochen. Die herrlichen Saaten, Wiesen, Auen, und Gärten standen unter Wasser; Bäume wurden mit den Wurzeln ausgehoben, Dämme und Wiesen auseinander getrieben. Balken, Bäume, und Hausgeräthe, Gebäude, Brücken trieb der Strom wie leichte Späne fort. Der starkgemauerte Grund der Tillendorfer Brücke wurde jenseits ganz unterwühlt und auseinander getrieben und diesseits eine ungeheure Sand-

bank vorgeworfen. Ein Haus auf der Tillendorfer Seite am Bober drohte den Einsturz, acht darin befindliche Menschen sahen den Tod vor Augen. Zwei Zimmerleute wagten auf einem Flosse hinüber zu fahren, wurden vom reisenden Strome fortgetrieben, und erst in ziemlich weiter Entfernung konnten sie sich auf die Aeste einer im Wasser stehenden Eiche retten, und mußten in dieser Lage bis zum 17. aushalten, wo die Todtgeglaubten zu den Ihrigen zurückkehrten. Nach ihnen bestiegen acht muthige Küsseliere des Bataillons v. Pellet ein Floß, wurden aber durch die Fluth gegen die Niedermühle geschleudert. Vier derselben stürzten in die Tiefe, retteten sich aber durch Schwimmen auf die Mühlräder. Die vier übrigen wurden von einigen Offizieren, die mit Verachtung ihres Lebens ins Wasser sprangen, ans Land gezogen. Bereits war am 18. Vormittags die eine Seitenwand eingestürzt und Vieh und Hausgeräth eine Beute der Vögel. Um halb zwei Uhr brachen die übrigen Wände, das Gebäude neigte sich nach der wogenden Tiefe, die Sparren standen zum Theil senkrecht in die Höhe, einige Bruchstücke von Mauer blieben stehen, das Ganze hielt nur durch seine Schwere zusammen. Zwei Tage und zwei Nächte, unter und neben sich die Fluth, mußten die Unglücklichen auf den unsichern Trümmern der Wohnung, der kalten Luft und dem Regen ausgelegt, zubringen. Erst am 16. früh um 5 Uhr wurden sie von der Tillendorfer Seite durch Rath und Veranstaltung des Landesältesten von Tempelky auf Ottendorf errettet. In Klitschdorf bei Bunzlau stieg der Dneis 10 Ellen über seine gewöhnliche Wasserhöhe und zerstörte

Eisenhämmer, Kalkbrüche, Papier- und Wassermühlen, insonderheit aber mehrere Bleichen theils ganz, theils dergestalt, daß ihre Wiederherstellung unmöglich schien.

Am kläglichsten lauteten die Nachrichten aus Sagan. Nachdem es in dasiger Gegend bereits zweimal 24 Stunden stark und ununterbrochen geregnet hatte, fing der Bober am 14. früh gegen 9 Uhr an zu wachsen; am Abend dieses Tages trat er schon aus den Ufern, und am 15. gegen Mittag erreichte er eine Höhe von 21 Fuß. Schon in der Nacht vor diesem Unglückstage wurde die ganze Stadt durch das Angstgeschrei von Menschen und Vieh, so wie auch durch das Einstürzen einiger Gebäude in der Sorauer Vorstadt in die fürchterlichste Unruhe versetzt. Der anbrechende Morgen stellte die Gräuel der Verwüstung zum Entsetzen dar. Bis an die jenseitigen Hügel hin war das ganze Boberthal nur eine Wasserfläche, in der sich mehrere gewaltige Strömungen befanden, die mit dem Raube des Flusses und mit Beweisen der fürchterlichsten Verheerungen bedeckt waren. Mit Grausen sah man zerstörte Häuser und Brücken, ausgerissene Bäume, Balken, Haus- und Wirthschaftsgeräthe, Wagen, von denen einer noch bespannt war, Karren, Komoden, Schränke, Betten, Wiegen, sogar eine Bettstelle mit Betten, worin ein noch lebender Mensch um Hülfe schrie, lebende und todte Menschen, allerhand Vieh u. u. ohne Rettung davon schwimmen. Alle vier Brücken über den Bober waren gänzlich zerstört. Nichts vermochte der Gewalt des Bobers zu widerstehen, der in einer Sekunde einen Raum von 12 bis 13 Fuß durchlief. Ein Gebäude nach dem andern

stürzte unter entsetzlichem Krachen in die Fluth und die festesten Häuser fielen zusammen. Niemand hatte eine solche Wasserfluth geahnt, die meisten Uferbewohner des Bobers hielten sich daher in ihren Häusern, die den Ueberschwemmungen des vorigen Jahrhunderts getroßt hatten, für sicher, und überzeugten sich erst von der Nähe ihres unvermeidlichen Unterganges, als alle Rettung für sie verloren war. Was die Angst und das Unglück noch vergrößerte, war der Umstand, daß die Rähne zur Rettung derjenigen, welche sich diesseits des Bobers befanden, als z. B. der lutherischen Geistlichkeit, des Schul-Kollegiums auf dem Kirchplatze, der Einwohner auf der Stadtwiese und in den sogenannten Pärchen u. u. erst von der Ferne her zur Achse gebracht werden mußten. — Einige hatten sich theils aus den Häusern, theils aus dem Strome selbst, in der Angst auf Bäume geflüchtet, diese wurden zwar gerettet, aber erst nachdem der Bober ein wenig gefallen war. Fast unbekleidet, allen Unannehmlichkeiten der kalten, stets nassen, stürmischen Witterung ausgesetzt, mußten die armen Menschen in der unbehaglichsten Lage über 2 Tage in beständiger Todesangst schmachten, und wäre es nicht der Geschicklichkeit einiger Menschenfreunde gelungen, ihnen durch Schießgewehre und Raketen Bindsaden und Seile über den Strom zuzuschießen, und ihnen auf diese Art Lebensmittel beizubringen, so hätten sie endlich vor Hunger und Schwäche umkommen müssen. Den mühsamsten Anstrengungen zum Troste verschlang die Fluth daselbst Mehrere, die zur Rettung herbeieilten. Das Jägerhaus, in welchem sich eine ganze Familie befand, drohte den Einsturz,

und der Mülhgraben, der sie trennte, war so reißend, daß Hülfleistung unmöglich war. Zwei Männer und eine Frau retteten sich aus dem Hause auf eine Linde. Eine Mutter mit zwei Kindern mußte im Hause zurückbleiben. Dieses stürzte stückweise ein. Die Eingesperrten retteten sich immer weiter, bis in den äußersten Dachwinkel, und wie dieser auch einfiel, auf ein Mauerstück. Auf diesem saßen die Geflüchteten, jeden Augenblick den Tod fürchtend, 3 Nächte und 2 Tage fast ganz bloß, im heftigsten Regen ohne Speise und Trank. Nach mehreren Versuchen gelang es endlich, ihnen durch einen Flintenschuß ein Stück Bindfaden zuzubringen. Wie sie voll Freuden das daran befestigte Brod herüberziehen wollten riß der Bindfaden. Erst ein paar Stunden hernach wagte es ein Hofjäger mit Lebensmitteln und Betten hinüberzufahren und blieb bei ihnen, bis die Fluth die Rückfahrt erst am 17. gestattete. — An Gebäuden wurden 47 ganz und zum Theil zerstört. Der größte Theil der Sorauer Vorstadt war vernichtet.

Gleiche Verwüstungen bezeichneten den Lauf des Bobers bis Raumburg. Buschvorwerk wurde zum Theil in eine Sandwüste verwandelt. Von dem Dorfe Gladisgrob blieben nur 5 Häuser, auf dem Probsteigrunde blieb nur die Kirche und die halbe Probstei stehen. Fast alle übrigen Häuser und mit ihnen 23 Menschen verschlang der wüthende Strom.

Das allgemeine Elend, welches in den Gebirgsgegenden besonders groß war, rief nach mildreicher Unterstützung und Hülfe. Der König bewilligte 78,000 Rthlr., welche an besonders Arme zur Wiederherstellung

der Häuser vertheilt wurden. Denen, welche an Aeckern Schaden erlitten hatten, wurden die Steuern und Abgaben vergütigt.

Die traurigste Folge der Wassersnoth, welche die Ernte größtentheils vernichtet hatte, war die ungeheure Theurung in Schlesien, indem der Scheffel Roggen mit 10 Thalern bezahlt wurde und zuletzt zu einem Preise von 16 Thalern stieg. Viele, welche gewissenlos waren, kauften Getreide und Brod auf und trieben den schrecklichsten Bucher damit. Der schlesische Minister Graf v. Hoyrn begab sich noch im Herbst des Jahres 1804 nach Berlin, die Gnade des Königs für die unglücklichen Schlesier in Anspruch nehmend. Der König ließ auch sofort alles Getreide, welches in Preußen aufgekauft und schon in Danzig für England eingeschifft war, in Beschlag nehmen, wieder ausschiffen, nach Stettin und von da zur Oder herauf nach Schlesien bringen; aber leider gefror die Oder zeitig zu und verspätete die Zufuhr um ein halbes Jahr. Dennoch bestand diese Unterstützung in 15,000 Wispeln oder 360,000 Scheffeln Roggen. Ehe diese ankamen, ließ er aus den Magazinbeständen 400,000 Scheffel Roggen und Mehl verabfolgen, zu einem Preise von drei Reichsthalern für den Scheffel. Von den Ortsobrigkeiten geschahen allwöchentlich Vertheilungen von Kommisbrot, und der sogenannten Rumfordschen Suppen. Edel denkende Kaufleute und Kapitalisten suchten das Elend, durch eigene Getreideverschreibungen von der Ostsee, an ihrem Theile zu lindern; dennoch dauerten die Folgen des Uebels bis in den Sommer des Jahres 1806, aber der wohlthätigen Regierung war es zu verdan-

fen, daß Niemand Hungers starb. Um einigermaßen vor ähnlichen Fällen geschützt zu sein, wurde die bereits 1798 im Fürstenthum Jauer gegründete „Schlossen-Societät“ allgemein über ganz Schlessien und die Grafschaft Glatz ausgedehnt.

Im Fürstenthum Dels ereignete sich durch den Tod des am 8. Oktober 1805 verstorbenen Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Dels eine Regierungsveränderung. Das Fürstenthum fiel an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, vierten Sohn des regierenden Herzogs von Braunschweig, Ferdinand, des ältesten Bruders des Verstorbenen.

Noch waren die Wunden, welche das traurige Jahr 1804 den Einwohnern beigebracht, nicht verharscht, als ein neues Unglück über die preussischen Lande einbrach — ein verderblicher Krieg, der nicht minder folgenreich war in seinen Uebeln, wie die furchtbare Hungersnoth und Theuerung.

Zwischen Frankreich und Oesterreich war der Krieg aufs Neue ausgebrochen. Der siegreiche Kaiser der Franzosen erkannte nach dem Pressburger Frieden (26. Dzbr. 1805) den deutschen Reichskörper nicht mehr an, warf sich dagegen selbst zum Protektor des von ihm in Paris am 12. Juli 1806 gestifteten Rheinbundes auf, wodurch sich der römisch-deutsche Kaiser Franz II. (seit 1792) genöthigt sah, diese Würde niederzulegen. Er nannte sich von nun an Kaiser des österreichischen Staatenbundes.

Preußen hatte seit 1805 Hannover besetzt, und sah sich jetzt bedroht, dasselbe wieder verlieren zu müssen; es schien kein anderer Ausweg für dasselbe zu sein, als

Frankreich den Krieg zu erklären. Der König entschloß sich am 8. August dazu; vom 24. bis 27. August rückte die Breslauer Garnison aus, und am 8. Oktober begannen die ersten Feindseligkeiten zwischen diesen beiden Mächten.

Der bekannte Ausgang der Schlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oktober) entschied über das Schicksal Preußens, welches der Uebermacht der französischen Gewaltthaterschaft fast unterlag. Schon am 27. Oktober war Napoleon in Berlin. Die Polen, welche in ihm einen Retter ihrer Freiheit zu finden hofften, wurden von Dombrowski und Bibicki aufgefordert, sich den Franzosen anzuschließen. Die Vereinigung geschah am 1. November. Aller Muth schien unter dem größten Theil der Preussen erstorben zu sein, eine preussische Festung nach der andern ging an die Feinde über.

In Schlessien war man auf mögliches Vorrücken der Feinde nicht vorbereitet, und hatte daher keine thätigen Anstalten zu einer Vertheidigung getroffen. Keine der Festungen befand sich in gehdrigem Vertheidigungszustande; außer Lebensmitteln fehlte es ihnen an hinlänglicher Besatzung. Furcht und Schrecken wurden daher bald allgemein. Jüngere Patrioten, welche die Sache noch nicht verloren gaben, stimmten nach Art der Griechen und Römer für eine allgemeine Bewaffnung; dieser Vorschlag wurde aber von den älteren widerrathen, da er den völkerrechtlichen Grundsätzen entgegen wäre, und bei einem mißlichen Ausgange das Land den Uebermuth der Sieger doppelt fühlen würde. Einen glücklichen Erfolg hielt man bei den ungeübten Bauern und Bürgern

gar nicht für möglich. Aus diesem Grunde befahl auch der Breslauer Vicegouverneur v. Thiele den Bürgern von Breslau, ihre Gewehre abzuliefern, wodurch er sich den Unwillen und das Mißfallen der ganzen Stadt zuzog. Es geschah für Schlesien weiter nichts, als daß Rekruten ausgehoben wurden, welche zum Könige nach Preußen geschickt wurden, die aber meist wieder umkehren mußten, weil der Weg bereits versperrt war.

Die französische Hauptmacht marschierte gegen die Weichsel, während ein kleines spät nachrückendes Corps Schlesien erobern sollte. Noch war es Zeit entschieden aufzutreten zu können. Der Graf Pückler auf Gimmel, welcher beim Minister kein Gehör fand, entwarf jetzt in Uebereinstimmung mit mehreren Landständen einen Plan zur Vertheidigung Breslaus und der übrigen schlesischen Festungen, welchen er dem Könige vorlegte. Es sollten hiernach die zerstreut lebenden Invaliden aufgeboten und in die Festungen gelegt und aus den verabschiedeten Soldaten und Offizieren eine Landmiliz errichtet und die herrschaftlichen Jäger und Forstbedienten nebst den Depots der Kavallerieregimenter nach Breslau berufen werden. Der König genehmigte nicht nur diesen Plan, sondern befahl auch dessen möglichst schnelle Ausführung. Allein der Graf Pückler hatte keine spezielle Vollmacht und der Minister mißbilligte diesen Plan ganz und gar. Alles aufs Spiel zu setzen, um Alles zu gewinnen, dazu mochte sich weder Hoym noch Thiele verstehen. Am Morgen des 15. Novembers bot Pückler seine ganze Beredsamkeit auf, den Kommandanten für seinen Plan zu gewinnen,

aber vergebens. Pückler sah das Unglück seines Vaterlandes vor Augen, er wollte es nicht überleben. Zerrissen von innerer Verzweiflung verließ er den Kommandanten ging in den Gasthof zum Rautenfranz und endete durch einen Pistolenschuß sein Leben.

Seinen Ansichten pflichteten mit günstigerem Erfolge die Freiherren Gebrüder von Lüttwitz bei. Gewiß hätten diese das Vaterland gerettet, wenn alle Söhne der Schlesier ein ähnlicher Muth befeelt hätte. Aber leider waren ihnen so zu sagen, die Hände gebunden. In den Augen der Lüttwitzer aber, die sich persönlich dem Könige vorstellen ließen, schien selbst als schon Glogau verloren war, noch gar viel zu thun möglich.

Heinrich von Lüttwitz ließ dem Minister noch längere Zeit vor dem Falle der Festung Glogau das Anerbieten machen, daß er bei Verlust seines Kopfes die Rekruten nach Preußen zum Könige führen wolle, aber sonst ohne alle Bedingung, ohne alle Instruktionen, Marschruthe u., sondern statt dessen zwei Kanonen und hundert Mann zurückgetretener Soldaten verlange. Er wurde aber mit seinem Antrage persönlich vom Minister mit leeren Klageworten abgefertigt, worauf er mit seinem Bruder in das Hauptquartier des Königs nach Osterode reiste und ihm einen Plan zur Vertheidigung Schlesiens vorlegte.

Schon hatte der König Schlesien für verloren gehalten und gab daher den Vorschlägen dieser wackern Brüder seinen vollen Beifall, schickte sie in Begleitung des zum Interims-Befehlshaber in Schlesien ernannten Major Graf von Götzen zurück, und ertheilte ihnen eine General-Vollmacht, die Festungen zu verproviantiren und In-

fanterie und Kavallerie zu errichten, während dessen der König gleichzeitig einen Aufruf zur Ergreifung der Waffen in allen von den Feinden noch unbefetzten Städten anschlagen ließ.

Am 13. Dezember langte der neue Militair-Gouverneur von Schlesien, Fürst zu Pless, in Cosel an; Lüttwig hatte bis zu dieser Zeit schon ein nicht unbedeutendes Corps zusammengebracht.

Die Feinde, welche im Anfange des Novembers den schlesischen Boden betraten, bestanden aus den Bundesstruppen der Baiern und Würtemberger unter den Befehlen des Prinzen Hieronymus Napoleon. Der französische Kaiser, welcher die Eroberung Schlesiens als Nebensache betrachtete, hatte diesen Truppen, deren er im Felde nirgends bedurfte, jenen Spielraum, sich in den Besitz von Schlesien zu setzen, überlassen. Bald wurden aber auch noch die Baiern abgerufen, und nur die Würtemberger allein zurückgelassen, weil man die Eroberung Schlesiens in der That für kein so schwieriges Unternehmen hielt.

Glogau, die erste wichtige Oberfestung ward am 7. November in Belagerungsstand versetzt. Schon am 21. Oktober war an den Kommandanten General v. d. Marwitz der Befehl ergangen. Die Festung in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Bauerschaften der umliegenden Dörfer, die Bürger, Offizianten, Juden und Studenten vereinigten sich zu den thätigsten Arbeiten, daß in kurzer Zeit die Festung außer den Anlagen noch mit 45,000 Pallisaden verstärkt war, während dessen die Landleute von allen Seiten Lebensmittel herbeischafften. Mehrmal schon hatte sich das Ge-

rücht vom Anrücken der Feinde in der Stadt verbreitet. Ihre wirkliche Ankunft verkündete am 7. November eine lebhafte Kanonade, und verursachte den Einwohnern nicht geringen Schrecken. Die Belagerten erwiederten das Feuer, und als sie den Befehl erhalten hatten, dasselbe einzustellen, erschien ein Parlamentair mit der Aufforderung, die Festung zu übergeben. Man hielt am 12. Kriegsrath, in welchem sich schon ein Schwanken zeigte, indem der Chef der Artillerie, Major von Lichtenberg, erklärte, daß es ihm an nöthigen Vertheidigungsmitteln fehle, und er schon zwei Mann verloren hätte. Hundert Kanonen waren auf den Wällen vertheilt. Am 15. erschien der General von Leseore und forderte die Stadt wiederholt auf, sprach von Eröffnung der Laufgraben und einer günstigen Kapitulation, in welcher der Besatzung das Lob tapferer Gegenwehr ertheilt werden sollte. Ein zweiter Kriegsrath wurde zusammenberufen, und die Festung wäre schon damals übergeben worden, wenn nicht diese Feigheit durch den Muth eines einzigen Mannes wäre verhindert worden. Der Major von Puttlig, Befehlshaber eines einzigen Bataillons, führte durch eine eindringliche Rede die Feigherzigen zur Pflicht zurück, welche sich auch endlich überzeugten, daß die Belagerer ohne schweres Geschütz die Stadt nicht eigentlich belagern, sondern nur blockiren könnten, auch daß die Festung mit hinlänglichen Vertheidigungsmitteln versehen sei.

Die Feinde sahen nun, daß ohne schweres Geschütz nichts gegen die Festung unternommen werden könnte, weshalb sie Anstalten trafen, aus dem in Küstrin gefundenen

Geschütz einen Park zu bilden, um damit Glogau zu beschießen. Während der Herbeischaffung, welche längere Zeit erforderte, versuchte der größere Theil des Belagerungs-Corps, aus gutberittener Cavallerie bestehend, einen Streifzug gegen Breslau, wo man bereits seit dem 23. Oktober alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatte, jedoch in der Art, daß es auf eine lange Belagerung nicht abgesehen war.

Schon bei der ersten Nachricht vom Einrücken der Feinde in Schlessien, suchte Jedermann in der Festung Schutz und das Gedränge der Wagen und Menschen, welche durch das Dhlauer Thor hereinströmten, indem das Schweidnitzer- und Nikolaithor die längste Zeit verschlossen blieb, war so groß, daß Tage vergingen ehe Alles in Ordnung gebracht war.

Der schlesische Minister Graf v. Hoyrn hatte sich bereits aus der Hauptstadt entfernt.

Indessen wurden die Nachrichten von dem Anrücken der feindlichen Truppen immer gewisser. Und am 16. Novbr. Abends um 5 Uhr wurde der erste Generalmarsch geschlagen, der die sämtlichen Krieger auf die Wälle rief. Tages darauf, es war an einem Sonntage zeigte sich vor dem Dberthore die erste feindliche Kavallerie unter dem General Montbrun, es waren 600 Mann Baiern. Um 12 Uhr schickte der General einen Parlamentair, der das Gouvernement zur Uebergabe der Stadt aufforderte. Diese wurde abgeschlagen, dagegen von den Wällen zu feuern angefangen.

Die Kanonade begann um 5 Uhr und dauerte mit einigen Unterbrechungen die ganze Nacht hindurch, es war dies seit 46 Jahren wiederum die erste Kanonade.

Montbrun schickte wiederholt einen Parlamentair in die Stadt; derselbe wurde abermals unverrichteter Sache entlassen, wobei er versicherte, daß man verstärkt wiederkehren würde, worauf der Feind, der kein Belagerungsgeschütz bei sich führte, wiederum abzog. Man hatte seinen Abmarsch der Bewegung eines russischen Corps zugeschrieben; ferner hatte sich das Gerücht verbreitet daß der Feind, welcher vor Glogau lag, gänzlich aufgerieben worden wäre. Also endete diese dreitägige Belagerung, nach welcher die Thore geöffnet und die gewohnte Ruhe und Ordnung der Dinge wiederum hergestellt wurde, und die Anstalten zur Vertheidigung der Stadt fortgesetzt werden konnten.

Vor Glogau standen nur ungefähr 4—5000 Mann, größtentheils Württemberger, da Napoleon den größten Theil der Baiern nach Kalisch abgerufen hatte. Es wäre daher leicht gewesen, diese schwache Macht mit den in den schlesischen Festungen zerstreuten und vielmal überlegenen Truppen gänzlich zu vernichten. Allein man blieb in muthloser Unentschlossenheit. Der Fürst von Pless und der Graf von Götzen waren noch nicht zu Oberbefehlshabern ernannt, die Freiherrn von Lüttwitz auf der Reise und der Graf von Hoyrn in Berzweiflung über das Unglück des Staates. Das kleine Corps vor Glogau blieb in ruhiger Stellung zum Hohn der gesammten schlesischen Macht. Ja man schien kaum zu wissen, wie schwach dasselbe wäre.

Das Belagerungsgeschütz war endlich vor Glogau angekommen und die Stadt wurde am 1. Dezember einige Stunden lang aus 2 Mörsern beschossen, was dem

Gouverneur so gewaltigen Schrecken einjagte, daß er schleunigst einen Kriegsrath zusammenberief, ihm unverholen erklärte, daß er kapituliren werde, weil er auf Entsatz nicht rechnen dürste. Die meisten Beisitzer des Kriegsrathes stimmten dieser Meinung bei, und die Uebergabe der Stadt, deren Vertheidigung der König aufs strengste anbefohlen hatte, wurde beschloffen. An Munition fehlte es nicht; denn die Festung besaß einen Vorrath von nicht weniger als 208 Stück schweres Geschütz, 3270 Stück Gewehre und 6000 Karabiner, 110,000 Kanonenkugeln, 6523 Bomben und Granaten, 550,000 Flinten, und 60,000 Karabiner-Patronen, 1,500,000 Flinten- und 800,000 Karabinerkugeln nebst 3200 Centnern Pulver. Dessenungeachtet war der Chef der Artillerie mit dem Schießen so farg, daß Jedermann seine Verwunderung darüber aussprach.

Der Major Puttlich versuchte abermals in noch kräftigerer Rede als früher, den Kriegsrath von der schimpflichen Idee, die Festung zu übergeben, abwendig zu machen, allein er wurde nicht nur nicht gehört, sondern seine Rede sogar als subordinationswidrig fernerweitig ihm untersagt.

Die wenig ehrenvolle Kapitulation kam den 2. Dezember zu Stande und hatte für Schlesien die nachtheilige Folge, daß die Unternehmungen der echten Patrioten, namentlich des Fürsten von Pless und des Grafen von Götzen vereitelt wurden, indem die Franzosen ihre Macht durch ganz Niederschlesien ausbreiteten und vermittelst der Königl. Kammer, welche daselbst ihren Sitz hatte, dieses Landes vollkommen Herr wurden.

Der Graf Götzen, welcher unterdessen zu Kosel angekommen war, beordnete die Landräthe von Oberschlesien zu einer General-Versammlung und reiste mit dem ältern Freiherrn von Lüttwitz nach Breslau, deren Bürger er zur Standhaftigkeit ermunterte und ihnen die Hoffnung auf Entsatz machte, sobald die Stadt von den Feinden eingeschlossen würde. Zugleich forderte er von der Stadt 50,000 Ellen Tuch und 12,000 Paar Schuhe u., für das Corps, welches ausgehoben werden sollte.

Indessen langte die betrübende Nachricht von der Uebergabe von Glogau an. Die Muthlosigkeit wurde immer größer, man hielt jeden Widerstand für unzweckmäßig und selbst der Inspektor v. Lindner äußerte sich über die Unhaltbarkeit der schlesischen Festungen.

Noch hätte aber vielleicht die allgemeine Bewaffnung einer schlesischen Landwehr das drohende Ungewitter fern halten können, wenn die Requisitionen, welche Götzen erließ, eben so eilig hätten verwirklicht werden können.

Die Franzosen drangen unangefochten in das Herz von Schlesien — und bald nahmen für Breslau die Leiden einer Belagerung ihren Anfang. Die Bürger hatten längst den Befehl erhalten sich auf sechs Monate zu verproviantiren, und alle Familien, welche nicht unmittelbar nach Breslau gehörten, in der Stadt vielleicht nur einstweilen sich aufhielten, erhielten Befehl, dieselbe zu verlassen, um nicht durch ihr Bleiben den Verbrauch an Lebensmitteln zu vermehren.

Am 6. Dezember zeigten sich die feindlichen Truppen in noch größerer Anzahl

als das erste mal. Es war ein Corps Baiern und Würtemberger unter dem Oberbefehl des Prinzen Hieronymus Napoleon und Kommandirt von Vandamme.

Was man schon in frühern Zeiten versucht hatte, die Vorstädte abzubrennen, sollte jetzt in Erfüllung gehen. Der Feind einen harten Widerstand nicht erwartend, verlangte die Uebergabe der Stadt. Die Maaßregeln, die nach abermals erhaltener abschläglicher Antwort die Belagerer trafen, veranlaßten das Gouvernement, jene ernstesten Maaßregeln zur Vertheidigung der Stadt zu treffen. Es erging daher an alle Bewohner der Vorstädte der Befehl, ihre Wohnungen in möglichster Eile zu räumen und sich selbst entweder in die Stadt oder in größere Entfernung von derselben zu begeben.

Die Abrennung nahm am 7. mit der Nikolai-Vorstadt ihren Anfang, dann mit der Dhlauer- und Schweidnitzer-Vorstadt.

Dieses fürchterliche Schauspiel währte beinahe 14 Tage nacheinander, während dessen mehr als 300 der sonst zahlreich bewohnten Häuser in Asche gelegt wurden. Die unglücklichen Bewohner retteten noch in den Stunden der Verheerung, was sie konnten und so gut es sich unter dem Kugelregen der Belagerten thun ließ.

Am 9. Dezember begannen die Belagerer ihre Schanzarbeiten, die des lebhaft unterhaltenen Feuers der Belagerten ungeachtet nicht unterbrochen wurden. Am 10. früh um 7 Uhr fing das Bombardement an. Während des furchtbaren Donners ertönte das viertemal der Generalmarsch und man hörte den ängstigen Ruf: „Sie stürmen!“ Doch diese Besorgnisse wurden für diesen

Tag noch gehoben. Als um 11 Uhr das Feuern aufhörte, kündigte sich an den äußersten Wällen des Nikolaithores ein Parlamentair durch einen Trompeter mit weißer Fahne an. Er wurde durch einen Offizier der Garnison empfangen und mit verbundenen Augen, einen Brief in der Hand, zum Kommandanten geführt. Die beabsichtigte Kapitulation kam zur Freude aller Breslauer nicht zu Stande und der Parlamentair wurde wieder zurückgeführt, worauf die Kanonade wieder begann.

Bisher hatte sich Jedermann aus den obern Stockwerken in die niedern und vorzüglich in die besetzten Keller und Gewölbe geflüchtet, um wenigstens sein Leben soviel als möglich in Sicherheit zu bringen. Schon der Aufenthalt in diesen größtentheils dumpfen und feuchten Orten mußte der Gesundheit der Menschen nachtheilig sein und mancherlei Krankheiten herbeiführen, aber noch mehr die große Anzahl derer, die dahin ihre Zuflucht nahmen. Es gab kleine Keller, in denen oft 50 bis 60 Personen jung und alt, Tag und Nacht sich aufhielten, und theils durch ihre eigene Ausdünstung, theils durch das erforderliche Licht und Delbrennen, die Luft verdarben. Ein Glück war es, daß die Kälte nur einen sehr unbeträchtlichen Grad erreichte und dadurch den Aufenthalt an diesen Orten erleichterte.

Es hatte den Anschein, als wäre die ganze Stadt ausgestorben. Selbst auf den öffentlichen Plätzen war alles öde und leer. Vor den Thüren und Fenstern der untern Stockwerke standen Balken, Bohlen und Holzstöße als Verwahrungsmittel gegen die Bomben. Die Stadt glich einem offenen

Grabe für mehr als funfzigtausend lebende Menschen, die jede Minute ihren Tod erwarteten. Auch am Tage erblickte man auf den Straßen nur wenige Menschen, deren Beruf es erforderte, sich unter freiem Himmel den Gefahren des Todes preiszugeben. Ueberall herrschte eine ungewohnte Stille. Jeder Ton der Freude war verhallt; es schlug keine Uhr; es ertönte keine Glocke; es rasselten keine Wagen. Nur der fast ununterbrochene Donner der Kanonen, das Gejisch und der Knall der plagenden Bomben und Haubizen beschäftigte das Ohr. Das Klirren der Waffen, der von den Wällen in ihre Wohnungen zurückkehrenden Krieger, das langsame Dahinrollen der Munitionswagen und die Fußtritte eilender Flüchtlinge, waren außerdem das Geräusch, welches man vernahm. Die ganze bisherige Ordnung der Dinge war unterbrochen.

Jeder öffentliche Gottesdienst hatte seit dem vierten Advent einer Verordnung zufolge aufgehört. Niemand dachte am Christabend an die gewöhnlichen Freuden. Weder das Weihnachtsfest noch das Neujahr konnte auf irgend eine Art gefeiert werden. Eine Sorge war die Sorge aller, die Sorge für Sicherung und Erhaltung des Lebens. Kein Tag verfloß und keine Nacht, in der nicht die Nachricht von einem oder mehreren Unglücklichen erscholl, denen das tödende Geschöß auf eine schreckliche Art das Leben geraubt, oder des Feuerlärmes noch fürchterlicher Ton. Die Unglücklichen nahmen bald dahin, bald dorthin ihre Zuflucht und waren nirgends ganz sicher, denn auch bis in die Keller drang oft die Gewalt der Zerstörungswerkzeuge. Großen Gefahren

waren besonders die Bürger ausgesetzt, die auf obrigkeitlichen Befehl die Wachen innerhalb der Stadt besetzt hielten und für die Erhaltung der Ruhe Sorge trugen. Ihrer Pflicht getreu eilten sie oft unter dem heftigsten Bombenregen auf ihre Posten oder zur Wache bei Feuersbrünsten, die in diesen schrecklichen Tagen in der Stadt entstanden, ungewiß, welches Loos indeß die übrigen in ihren eigenen Wohnungen traf. Gefährlicher war oft ihr Beruf als der auf den Wällen stehenden Soldaten, da diese unter dem Bogen des Bombenwurfes sicher wachten, jene aber der Gewalt dieser Kugeln in jedem Augenblicke sich ausgesetzt sahen. Gewöhnlich wurde Früh, Mittags und Abends in größern und kleinern Zwischenräumen geschossen, nicht selten auch vor und nach Mitternacht, bisweilen zwei, drei auch mehrere Stunden nacheinander.

Die ganze Stadt war von Batterien umgeben. Zwei waren vor dem Sandthore, eine vor dem Dberthore, ohnweit des Schießplatzes, zwei vor dem Nikolaithore, auf der Viehweide und dem großen Kirchhofe; eine und zwar die größte zwischen dem Nikolai- und Schweidnizthore, neben den Siebenhuben, und zwei vor dem Schweidnizthore. Auch von der Seite des Ziegel- und Dhlauerthores war die Stadt einige Male beschossen worden. Den größten Schaden fügte die Batterie auf den Siebenhuben der Stadt zu, deren Geschütz über die Hälfte derselben bestrich.

Vom 11. bis zum 13. war das Bombardement von beiden Seiten nicht so heftig, furchtbarer aber am 14., einem Sonntage, wo in einigen Stunden mehr als 8000 Kugeln in die Stadt geworfen wurden.

Am 15. früh um 6 Uhr vereinigte sich das verheerende Feuer der Batterie vor dem Oerthore mit der auf Siebenhuben, wodurch der Theil der Stadt zwischen dem Nikolai- und Schweidnitzerthore bedeutend beschädigt wurde.

In der Nacht bis zum 16. brannte der Holzvorrath, der aus 4000 Stößen oder Klaftern bestand, in der Dhlauer-Vorstadt, ab.

Am Morgen des 16. war es ruhig und schon glaubten die Breslauer an einen Abzug der Feinde, als sie durch einen Ausfall vom Gegentheile überzeugt wurden, und der Kanonendonner um 5 Uhr sich erneuerte.

Kein Tag verging, an welchem nicht ein oder mehrere Häuser abbrannten.

Als am 17. früh die Waffen ruhten, brachten die Feinde die Leiche des beim Ausfall Tages vorher gebliebenen preussischen Lieutenants Detlef von Lehsten mit einem grünen Kranze geschmückt auf einer Tragbahre bis ans Nikolaithor, wo sie den Preussen übergeben wurde, worauf ein neuer Parlamentair erschien, nach dessen Abgange das Bombardement von Neuem anhub.

Am 18. und 19. wurde durch Unterhandlungen, ungeachtet dieselben zu keinem Ziele gelangten, die Ruhe erhalten.

Mit dem Morgen des 20. Dezembers fing die Kanonade wiederum an. Kein Theil der Stadt blieb verschont; die mit furchtbarer Gewalt geschleuderten Kugeln drangen durch die dichtesten Gewölbe und zerschlugen die stärksten Pfeiler; der Jammer und das Elend der geängstigten Bürger war namenlos.

Diese Schreckenszeit dauerte bis zum 23. Dezember, wo des Morgens früh um 4 Uhr der General Vandamme auf der

Seite der Taschenbastion einen Sturm wagte, der aber, als die Gefahr für die Belagerten aufs Höchste gestiegen, durch einen Artilleristen entdeckt und abgewendet wurde. Am 24. wagten die Feinde einen neuen Sturm auf der Seite des Bürgerwerders, der aber gleich dem früheren ohne Folgen vorüberging.

Am 25. Dezember Nachmittags um 2 Uhr wurde es vollkommen ruhig. Ein neuer Parlamentair erschien und entfernte sich wieder nach einer Stunde. Um 11 Uhr des Nachts meldete sich ein Zweiter. Am 26. früh wurde Kriegsrath gehalten, worauf der Gouverneur auf einen 24stündigen Waffenstillstand antrug, der ihm auch gewährt wurde.

Während dieses hier geschah, hatte der Fürst von Pless einen Heerhaufen gesammelt, um mit ihm Breslau zu entsetzen. Sein Corps bestand aus einem Infanterieregiment und aus Freiwilligen. Die Kavallerie war sehr gering, wie die Artillerie, welche die Festungen gegeben hatten. Mit diesem kleinen Heere lagerte der Fürst bei Strehlen, wohin ihm der General Vandamme die Württembergische Kavallerie und reitende Artillerie unter dem General Montbrun und die bairische Brigade unter dem General Minucci entgeschickte. Nachstehender Brief des General Montbrun an den General-Lieutenant Seckendorf, geschrieben zu Großburg am 24. Dezember, liefert eine nähere Beschreibung von des Fürsten Zusammentreffen mit dem Feinde:

„Ich habe Ihnen anzuzeigen, daß ich gestern um 10 Uhr von Kretern nach Strehlen ausbrach. Diesen Morgen um halb sieben Uhr kam ich in Großburg an, wo ich

die Truppen halten und sich erholen ließ und mich dann sogleich wieder in Marsch setzte. Um 10 Uhr stand ich vor Strehlen. Die Nachrichten, die ich während des Marsches erhielt, besagten, daß die Preußen die Nacht in dieser Stadt zugebracht; aber nach noch neuern Aussagen schien es, daß sie sie mit Anbruch des Tages verlassen hätten. Ich rückte sogleich vorwärts und schickte eine Eskadron in die Stadt um Untersuchungen anzustellen. Der Feind hatte keine Wache ausgesetzt, aber die abgeschickte Eskadron wurde bei ihrem Eintritt von der in den Häusern versteckten Infanterie mit einem heftigen Feuer empfangen und zugleich von 100 Mann Kavallerie dergestalt angegriffen, daß sie geschlagen wurde und die Flucht auf die Brieger Landstraße ergriff. In dem Augenblicke, wo ich die feindliche Eskadron angreifen wollte, ließ mir ein Adjutant, den ich auf die Straße von Schweidnitz nach Nimptsch detaschirt hatte, durch einen Offizier sagen, daß eine sehr starke aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehende Kolonne auf Strehlen anrücke und nicht mehr weit entfernt wäre. Dies zwang mich die Position, die ich auf der Straße nach Brieg genommen hatte, zu verlassen und die vorige auf der Straße nach Breslau, gegenüber von Strehlen, wieder einzunehmen. Hier bot ich zwei Stunden lang mit 300 Pferden, 2000 Mann Infanterie und 700 Mann Kavallerie, die 6 Kanonen bei sich führte, die Stirn, bis endlich das Regiment Kavallerie, welches ich mit großer Ungeduld erwartete und welches sich in der Nacht veriert hatte, nebst der zurückgebliebenen Artillerie ankam und mich in den Stand setzte, die Baiersche Infanterie un-

ter dem General Minucci zu erwarten. Die letztern kamen einige Zeit nachher an, und nahmen ihre Stellung zur Rechten der Kavallerie. Der rechte Flügel unserer Truppen lehnte sich an das Dorf Koscheln, der linke der Preußen stand auf den Höhen, welche die Straße von Nimptsch nach Strehlen beherrschen, auf welche sich ihr rechter Flügel stützte, obgleich der größte Theil ihrer Kavallerie außer der Stadt, auf Brieg zu, stand.

Da ich die Preußen in dieser Stellung sah, zu der ich sie mit der größten Anstrengung gebracht hatte, und den Augenblick zum Angriff schießlich fand, marschirte die baiersche Infanterie unter der Anführung des braven General Minucci im Doppelschritt und mit der größten Entschlossenheit auf die feindliche Infanterie los. Während die preussische Kavallerie anrückte, um ihre Infanterie zu decken, rückte ich auch mit der meinigen vor, und griff mit ihr die feindliche Infanterie und Kavallerie an. Dieser Angriff fand mit solcher Entschlossenheit statt, daß das Treffen entschieden und die auf allen Punkten geworfenen Preußen gezwungen wurden, in Unordnung die Flucht zu ergreifen. Ich verfolgte sie anderthalb Meilen weit, welches ihnen einen großen Verlust an Todten und Verwundeten zuzog. Die ganze Artillerie, bestehend aus 6 sechspfündigen Kanonen, die Munitionswagen mit aller Bagage fielen in unsere Hände. Die Anzahl der Gefangenen beträgt 600 Mann Infanterie und 300 Pferde, ohne diejenigen zu rechnen, welche die Waffen wegwarfen und in die Gehölze und benachbarten Häuser entflohen. Alles, was entweichen konnte, hat nicht versucht,

sich in die Festungen zu werfen, sondern hat sich graden Weges nach Hause gegeben. Der Verlust der Preußen an Todten beläuft sich auf 100, der an Verwundeten auf 200 Mann. Von unsern Todten und Verwundeten habe ich noch keine genaue Liste, glaube jedoch nicht, daß unser Verlust mehr als 6 Todte und 10 Verwundete beträgt."

Dieses mißglückte Unternehmen des Fürsten von Pless war allerding's Ursache, daß sich der Kommandant von Breslau immer geneigter zu einer Uebergabe der Festung fühlte.

Die Civil- und Militairbehörden versammelten sich im Kammerhause, um über eine beabsichtigte Kapitulation zu berathen, die von den Bürgern, die ihr Eigenthum und ihre Familien in Gefahr sahen, gewünscht, von dem Militair aber verworfen wurde. Sie kam nicht zu Stande. Und als der Major v. Lepell unter die vor dem Hause versammelte Menge trat und ausrief: es lebe der König von Preußen! so wiederholten tausend Stimmen diesen Ruf.

Der Waffenstillstand wurde aufgekündigt, das Belagerungsgeschütz schwieg aber noch bis zum 29. Dezember, da in der Zwischenzeit neue Parlamentairs den Gouverneur zur Uebergabe bewegen sollten, aber nichts ausrichteten.

Um 5 Uhr. gedachten Tages fing die Kanonade wieder an, wobei auch glühende Kugeln geworfen wurden, die mehrere Feuersbrünste verursachten, und wie früher, so auch heute mehreren Menschen das Leben kosteten.

Die Vorfälle des 30. glichen denen der früheren Tage, nur mit dem Unterschiede,

daß dieser Tag für die Folgezeit durch das zweideutige Benehmen des Gouverneurs entscheidend war. Der bei Strehlen geschlagene Fürst von Pless hatte ein neues Corps gesammelt, um mit demselben die einmal versuchte Entsetzung bewerkstelligen zu können. Die Anzündung der Windmühle bei dem eine kleine Viertelmeile von Breslau entfernten Dorfe Dürгой sollte für die Belagerten das Zeichen der Ankunft des Entsatzes sein. —

So wie es verabredet worden, traf Alles ein, und am Morgen erblickte man sogar von der Festung bei den Dörfern Dürгой und Oltaschin Preussische Kavallerie, und Jedermann brannte vor Begierde einen Ausfall zu thun; aber durch die Lässigkeit des Gouverneurs wurde dieses Unternehmen, welches glücklich begonnen wurde, vereitelt. Denn der Gouverneur schien bloß von dem vorsichtigen Gedanken beseelt zu sein, daß, wenn er auf seinem Lehnstuhl sitzen bliebe, beide Theile nichts verlieren würden. Muthvoll schlug sich der Fürst unter den Wällen, Angesichts der Breslauer, mit den Franzosen herum, und mußte endlich, weil er auf die Mitwirkung des Gouverneurs nicht mehr rechnen konnte, abermals mit Verlust den Rückzug antreten.

Die bisherige Ruhe der Breslauer wurde durch einen sich in der Nacht vom 31. Dezember bis 1. Januar 1807 erhebenden Sturm unterbrochen, zu welchem sich bald der schreckliche Kanonendonner gesellte, während einzelne durch die feindlichen Kugeln in Brand gesteckte Häuser zu dem furchtbaren Schauspiele leuchteten. Unter größerer Angst und Bangigkeit hatten die

Bewohner Breslaus noch keinen Neujahrsmorgen erwartet.

Die Stunden des Neujahrstages 1807 vergingen indeß ruhig, um für die wiederholt steigenden Schrecknisse des nächstfolgenden Tages, die alle frühern übertrafen, stark genug zu sein. So wuchs das Elend der Einwohner und die Anzahl der Verunglückten mehrte sich. Eine Schrift hatte sich verbreitet, welche die endlose Noth der Bürger beschrieb und den Wunsch zu einer Uebergabe in allen Herzen rege machte; denn am Morgen des 3. Januar war der Platz vor dem Rathhause mit einer großen Menge Bürger versammelt, die theils für, theils gegen die Uebergabe stimmten. Selbst der Gouverneur schien der Meinung der erstern beitreten zu wollen; als er aber erfuhr, daß die Stadt mit Vorräthen an Lebensmitteln noch auf lange Zeit versehen sei, so schickte er einen Parlamentair, welcher an diesem Tage erschienen, unbefriedigt wieder aus der Stadt. Dagegen wurde ein auf drei Tage geschlossener Waffenstillstand bekannt gemacht.

Geraüschlos verging der 4. Januar; und am 5. verbreitete sich auf einmal die Nachricht, daß die Kapitulation abgefaßt und bereits von beiden Seiten unterzeichnet sei. Wirklich wurde dieselbe auch an diesem Tage noch bekannt gemacht. Die Besatzung wurde kriegsgefangen erklärt, mit Ausnahme der Offiziere und verheiratheten Soldaten, und den Bürgern Sicherung ihres Eigenthums und Aufrechthaltung der Privilegien versprochen.

Am Morgen des 7. Januar um 10 Uhr, geschah laut Kapitulation die Uebergabe. Die für kriegsgefangen erklärte Be-

satzung streckte vor dem Nikolaithor das Gewehr und erwartete ihre Bestimmung. Um 10 Uhr rückte ein Theil des Belagerungskorps unter dem Kommando des Generals Wandamme in die Stadt.

An 10 bis 12 Tausend Kugeln und Bomben waren in die Stadt geworfen worden und hatten derselben unermesslichen Schaden zugefügt. Es waren 600 Befestigungen zerstört und über 130 bürgerliche Einwohner hatten das Leben verloren. Dieses ungeheuern Verlustes ungeachtet forderte man von der Stadt und dem ganzen Kammerbezirk eine Kontribution von 4,864,864 Reichsthalern. Zugleich wurden die Festungswerke Breslaus mit Pulver gesprengt, und die ganze Festung geschleift.

Ein Theil des Belagerungskorps hatte sich nach der Eroberung Breslaus gegen Brieg gewendet, um diese dritte nicht minder beträchtliche Festung Schlesiens, an der Oder gelegen, zu gewinnen. Schon hatte der dumpfe Schall des Geschüßes, der sich während der Belagerung der Hauptstadt sogar bis hierher vernehmen ließ, den Einwohnern Briegs begreiflich gemacht, daß auch ihrer Stadt ähnliche Gefahren bevorständen. Sie indeß, auf Hoffnung eines nahen Entsatzes eine Zeitlang zu vertheidigen, waren schon lange vorher die nöthigen Maassregeln getroffen worden. Dabin gehört, daß man die Stadt mit Sturmpfählen umgab und schon am 10. Dezember die äußere Brücke vor dem Dderthore abtrug. Wie in Breslau, so erging auch hier an die Bewohner der Vorstädte der Befehl, ihren Hausrath und ihr Leben in Sicherheit zu bringen, da man bei dringender Gefahr ihre Wohnungen den Flammen preis-

geben müsse. Noch an demselben Tage, als Breslau sich ergab, verbreitete sich die Nachricht, daß ein Corps Baierscher Truppen über Dhlau der Stadt sich näherte und dieselbe berennen würde. Die preussische Besatzung, die aus einigen Compagnien Artilleristen und verschiedenen Infanteriecompots bestand, längst schon gegen den siegenden Feind rüstig auf der Huth, schickte sich zur muthigen Vertheidigung an, von dem Commandanten der Stadt, dem General-Major von Cornerius und dem Vice-Commandanten von Bourdet dazu befehligt.

Man befürchtete noch keine Gefahr, als am 7. Januar 1807 sich schon vor Schreibendorf ein bairischer Offizier wahrnehmen ließ, der die Lage der Festung zu recognosciren schien. Es war am 8. des Morgens, als die ersten bairischen Truppen vor der Stadt anrückten und ihr Geschütz aufführten. Schon um 2 Uhr des Nachmittags ertönte der Donner der Kanonen von den Wällen der Stadt, den die Belagerer, von dem französischen Divisions-General Lefevre kommandirt, auch sogleich beantworteten. Einige Granaten fielen in die Stadt und verschreckten die geängstigten Einwohner in die sicherern Derter ihrer Wohnungen. Am folgenden Tage ward die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Man schlug die Aufforderung ab und zündete, nach Kriegsgebrauch, die Vorstädte an.

Die erste schreckliche Nacht für Briegs Bewohner war die vom 9. bis 10. Januar. Ungeachtet nämlich die Belagerer noch keine Batterie aufgeworfen hatten, so wurden doch, während derselben, mehr als 60 Haubitze-Granaten in die Stadt geworfen. Sie richteten in einigen Häusern der Doppel-

schen, Pausschen, in der Langen-, Wegner-, Burg-, Gerber-, Mühl-, Nonnen- und Aepfel-Gasse, des Ringes und vorzüglich am Rathshause, vielen Schaden an. Schwieng der Kanonendonner auf beiden Seiten, so vermehrte dies die Schrecken des grausen Schauspiels. Eine tiefe Stille herrschte in der ganzen Stadt, die allein durch das Wehklagen der Unglücklichen und das Getöse der Waffen unterbrochen wurde. Dabei loderten die Flammen der brennenden Vorstädte hoch empor und erleuchteten die schwarzen Wolken der Nacht. Es schien, als ob eine künstliche Morgenröthe einen neuen Tag verkündete, aber einen Tag des Schreckens und der Angst. Die Nikolaikirche und der Rathsthurm waren so stark erleuchtet, daß man auf letzterem die Ziffern der Uhrtafel erkennen konnte. So erlebte denn Brieg in kurzer Zeit bald nacheinander der Flammen furchtbare Schrecken. Der 11. Januar (ein Sonntag) floß unter bangen Erwartungen dahin. Von keinem Thurm ertönte der Schall der Glocken, jede Art des Gottesdienstes war eingestellt und nur in stillen Gebeten erhob sich die Klage der Unglücklichen zum Himmel. Immer größer wurde die Gefahr, als sich an demselben Tage in der Gegend des Grüninger Grundes bei Rathau und Brigischdorf Batterien zeigten, die die Belagerer in der verschlossenen Nacht aufgeworfen hatte. In die Stadt selbstgeschahen noch keine Schüsse; man befürchtete dagegen noch etwas schrecklicheres, einen förmlichen Sturm von feindlicher Hand.

Es geschah nicht. Der neue Morgen brach still und ohne Gefahr herein und verbreitete Leben und Hoffnung in die Herzen der Bewohner. An diesem Tage, den 12

Januar, wurde weniger gefeuert. Noch ruhiger war es den 13. Es schien, als rüsteten sich beide Theile zu einem neuen noch größeren Kampfe. Der friedliche Bürger und Geschäftsmann benutzte diese Ruhe zur Fortsetzung seines Berufes und zur Vorbereitung auf die größten bevorstehenden Leiden. Diese brachen schnell genug herein; denn am 14. nahm man es deutlich wahr, daß der Feind eine Anzahl größerer Belagerungsstücke in die bereits aufgeworfenen Batterien führte. Dem eigentlichen Bombardement ging Abends von 8 bis 10 Uhr ein ununterbrochenes Feuer aus kleinem Gewehr von Freund und Feind voran, welches die Besatzung ermüdete. Nach 10 Uhr hörte dieser Kampf auf und es herrschte eine tiefe Stille, doch eine Stille, der ähnlich, die den Seefahrern einen großen Sturm verkündet. Nach 12 Uhr begann von Neuem der Donner des Geschüßes, das Zeichen des ernstlichen Angriffes. Vierzehnhundert Kugeln, Granaten und Bomben fielen zuletzt während 8 Stunden in die Stadt und verbreiteten fast in allen Häusern Schrecken und Verderben. Die Stunden eines schrecklichen Brandes im vorigen Jahre angenommen, hatte Bries seit vielen Jahren nichts furchtbarereres erlebt; überall wüthete der Engel der Verheerung. Mittlerweile mehrte sich die Noth der Einwohner noch von einer anderen Seite her. Manche Lebensbedürfnisse fingen an zu mangeln, da die ärmern Einwohner sich nicht mit Vorräthen versorgen konnten. Der Kommandant der Stadt sah sich daher genöthigt, da keine Hoffnung zum Entsatz vorhanden war, die ihm den folgenden Tag von Seiten des französischen Divisions-Generals

Lefebvre, der in eigener Person mit seinem Adjutanten in der Stadt erschien, angebotene Kapitulation anzunehmen und dadurch die geängstigten Einwohner der Stadt von den fernern Schrecken der Belagerung zu befreien. Man unterzeichnete von beiden Seiten den 16. Januar und bestimmte den nächstfolgenden Tag zur Uebergabe. Es geschah unter denselben Bedingungen, wie zu Glogau und Breslau. Am genannten Tage streckte die preussische Garnison vor dem Breslauer Thore das Gewehr und räumte den bairischen Truppen den Platz. Die Belagerung selbst hatte neun Tage gedauert und 2 Civilpersonen das Leben gekostet. Der Prinz Hieronymus Napoleon hielt noch an demselben Tage seinen feierlichen Einzug.

Noch war der Muth der Schlesier nicht gebrochen, es gab einzelne Männer unter ihnen, welche mit unwiderstehlicher Tapferkeit und geringen Kräften dem Feinde Abbruch zu thun wußten. An demselben Tage als Breslau übergeben wurde, befand sich der Lieutenant von Wittowski mit hundert Husaren in der Gegend um Beuthen und versuchte einen Angriff gegen mehrere hundert polnische Insurgenten, welche die Stadt Gleiwitz bedrohten. Er führte diesen Anschlag so kühn durch und mit solcher glänzenden Tapferkeit, daß ihm der feindliche Oberst Ostrowski schriftlich polnische Dienste mit dem Bemerken bot, daß er das Patent eines Obersten vom Kaiser Napoleon unterschrieben, erhalten sollte. Wittowski antwortete mündlich: „Polnisch zu schreiben hab' ich vergessen, und antworte nur mit dem Säbel. Sobald wir wieder zusammenstoßen, welches, wie ich hoffe, bald geschehen dürfte, werd ichs nicht unterlassen.“

Fast gleichzeitig mit Brieg wurde Schweidnitz, die stärkste Festung Schlesiens, auf welche Friedrich II. Millionen verwendet hatte, und die fast für unüberwindlich galt belagert. Man erwartete große Dinge von dem Kommandanten, Obrist-Lieutenant v. Haak, um so eher, als ihm der König die hartnäckigste Vertheidigung bei Verlust seines Kopfes anbefohlen.

Nach der Ansicht des General Lindner war aber die Festung nicht hinlänglich besetzt, besonders fehlte es an Mannschaften für die Geschütze und es ist daher unbegreiflich, warum der Fürst von Pleß die günstige Zeit nicht benutzte, Schweidnitz namentlich mit Artillerie vollkommen zu besetzen, da es ihm hierzu an Mitteln nicht fehlen konnte.

Die ersten feindlichen Vorposten wurden am Morgen des 10. Januar bemerkt, und zogen sich auf der Breslauer Seite um die Stadt. Ihnen folgte das Hauptcorps und vertheilte sich später nach den Dörfern Zülzendorf, Rothkirchdorf, Miethendorf, Wilka und Weizenrode. Einige Schüsse, die auf die Festung gerichtet waren, wurde mit anhaltendem Donner aus der Festung erwidert.

Um dem Feinde in dem an die Stadt grenzenden Dorfe Kletschkau keinen Anhaltspunkt zu gewähren, wurde dasselbe, schon von feindlichen Jägern besetzt, durch die Preußen völlig niedergebrannt, wobei es zu hartnäckigen Gefechten kam, die bis gegen Ende des Monats Januar täglich erneuert wurden. In der Nacht vom 30. bis 31. Januar eröffnete endlich der Feind die Laufgräben und hatte sich mit Anbruch des Tages vollkommen verschanzt. Man beschloß

ihn alsbald bis Nachmittags 4 Uhr, wo der Parolebefehl gegeben ward: „mit allem Schießen auf die feindlichen Werke einzuhalten.“

Am 2. Februar war alles ruhig, und am 3. führte der Feind seine Kanonen in die Tranchéen, ohne daß von der Festung aus stark darnach geschossen wurde. Um 10 Uhr desselben Tages deutete ein Kanonenschuß auf Eröffnung des Bombardements. Nun fing man auch in der Festung stark zu feuern an, hörte aber auf, sobald der feindliche Kanonendonner schwieg. Das Elend und der Jammer der Einwohner erstieg einen hohen Grad; in mehreren Theilen fing die Stadt an zu brennen und trotz des großen Kugelregens eilte die Menge zur Rettung und Löschung herbei. Erst um 6 Uhr Abends, ließ man zu schießen nach, als das Bombardement schon 8 volle Stunden gewährt hatte, um in der Nacht (11 Uhr) wieder anzufangen, wobei es bis Morgens 3 Uhr währte.

Am 4. Februar früh 11 Uhr erhob sich der Kanonendonner lebhaft auf beiden Seiten. Einsallende Bomben zündeten an mehreren Orten in der Stadt.

Mit unbeschreiblicher Stärke begann das Schießen am 5. Februar Abends; 15 bis 25 Schüsse fielen in einer Minute von den Batterien der Belagerer und der Horizont war ununterbrochen erhellt von den Blitzen der Geschütze. Ahermals geriethen mehrere Häuser in Brand. Am 6. Febr. Morgens nach 3 Uhr wurde das Schießen immer schwächer und hörte um 7 Uhr gänzlich auf. Die Belagerten unterhielten ein mörderisches Feuer bis gegen 8 Uhr. Am Abend desselben Tages kam ein Parlamen-

tair, ein Prinz von Hohenzollern, Adjutant des Prinzen Jerome. Er stellte dem Kommandanten und den höhern Offizieren die Lage der Dinge noch schrecklicher dar, als sie in der That war, erzählte, daß sich der König von Preußen in Memel befinde, Danzig wahrscheinlich schon über sei, Kosel so eben kapitulire und 20,000 Sachsen im Anmarsch seien; er fügte dagegen die Versicherung bei: daß der Prinz erbötig sei, der Festung das Zeugniß zu geben, daß sie sich auf das rühmlichste vertheidigt habe. Haak fühlte sich nicht ungeneigt zu einer Uebergabe, um so eher, als der General Lindner ihm die Anweisung gegeben: „Wir wollen uns halten, d. h. nur dann eine Festung übergeben, wenn man sieht, daß man sich, ohne unweise zu sein, nicht länger halten kann.“ Haak legte diesen Drakelspruch zu seinem Vortheile aus; es dünkte ihm, daß der Zeitpunkt nahe sei, wo es unweise sein würde, sich länger vertheidigen zu wollen, und — ohne für seinen vom Könige in Pfandschaft genommenen Kopf etwas zu befürchten — kapitulirte für sich allein, mit der Bedingung, die Festung in zehn Tagen zu übergeben, wenn bis dahin kein Ersatz erschiene. Der Fürst von Pless, welcher hierüber gleichfalls keinen Bericht erhalten, die Lage der Sache erst durch einige entwichene Soldaten erfahren hatte, ertheilte sogleich den Befehl an den in Schweidnitz stehenden Major von Gfug, sowohl den Kommandanten, als den Vicekommandanten zu arretiren, das Kommando zu übernehmen und die Festung auf das Möglichste zu vertheidigen; die Ordre kam zu spät.

Am 16. Februar streckte die Besatzung

das Gewehr, nachdem ein großer Theil derselben bereits entflohen war, um der Gefangenschaft zu entgehen. Der Kommandant von Haak, welcher durch eine Schrift seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte, wurde allgemein mit Verachtung behandelt und selbst die Feinde sahen verächtlich zu ihm auf.

Einzelne Freiwilligen-Corps in Schlesien, welche sich gleich beim ersten Einfall der Feinde gebildet hatten, konnten ihrer großen Thätigkeit ungeachtet, wegen ihrer geringen Kräfte keine entscheidende Vortheile gewinnen; es fehlte an einem engen Bande, welches alle in ein Ganzes vereinigte, an einem Oberfeldherrn voll Muth und kriegerischer Talente, diese Corps, welche täglich sich mehrten, zusammenzuhalten. Es kam daher soweit, daß solche Corps dem Lande durch ihre Kontributionen oft mehr Schaden als Nutzen brachten. Dazu kam noch, daß das General-Gouvernement des Fürsten v. Pless im Monat Februar sein Ende erreichte. Denn während der Kapitulationsfrist von Schweidnitz griffen die Feinde den Paß bei Wartha mit 6000 Mann an und rückten gegen Glatz vor. Der Fürst von Pless, von der Ueberzeugung ausgehend, in der Freiheit mehr wirken zu können, als in der eingeschlossenen Festung, und noch mehr durch die Nachricht darin bekräftigt, daß die russisch-preussische Armee einige Vortheile errungen habe, zog sich mit der leichten Infanterie und Kavallerie weiter in die Gebirge zurück. Der Rittmeister von Stöpel, zum Major ernannt, erhielt einen Theil der Kavallerie und sämtliche leichte Infanterie, um sich in Pommern mit dem daselbst agirenden Rittmeister von Schill zu

vereinigen, wurde aber bei Friedland lebhafte angegriffen und sein Corps zerstreut.

Der Fürst von Pleß hielt sich einstweilen in Nachod auf, um, falls Kosel durch die Schlacht bei Eylau entsezt würde, seine offensiven Operationen in Oberschlesien fortsetzen zu können; der Graf von Götzen reiste nach Wien und der Baron von Lüttwitz nach der Grafschaft, um mit Autorisation die Geschäfte in Schlesien leiten zu können.

Dadurch daß Napoleon seinen Kriegsplan änderte und einen Theil der Truppen aus Schlesien zog, um die Weichsel- und Küstensefestungen mit größerem Nachdruck anzugreifen, schien für die muthigen Schlesier der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, Oberschlesien zu retten. Der Lieutenant von Gayl entwarf daher einen Plan, den er dem Grafen von Götzen vorlegte, und nach welchem er sich verbindlich machte, nicht nur eine Escadron Ulanen, sondern auch mehrere Jäger- und Füsilier-Kompagnien zu errichten. Der Graf von Götzen stattete dem Könige hierüber Bericht ab, der seine Idee nicht nur sanktionirte, sondern ihn selbst zum General-Gouverneur von Schlesien an die Stelle des Fürsten von Pleß ernannte. In der kürzesten Zeit war ein Corps von acht Escadrons Kavallerie ein Grenadier-Bataillon und acht bis zehn Füsilier-Bataillone organisirt. Der Andrang von Freiwilligen war groß. Freilich konnte sich der Graf auf etwas Großes gegen einen überlegenen Feind nicht einlassen, dagegen brachten einzelne detachirte Corps dem Feinde empfindliche Verluste bei.

Unterdessen hatten sich die Feinde in Schlesien wieder bis auf 20,000 Mann verstärkt,

um die Unternehmungen gegen die noch übrigen Festungen eifriger betreiben zu können. Schon am 23. Januar wurde Kosel eingeschlossen und der Kommandant, von Neumann, zur Uebergabe aufgefordert; der Brave antwortete: „Ich habe meinem Monarchen das Ehrenwort gegeben, die mir anvertraute Festung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und keine Rücksicht auf irgend ein äußeres Verhältniß zu nehmen, sondern bloß für die Erhaltung und Vertheidigung meiner Festung zu leben und zu sterben. Halten Ew. Excellenz diese meine Aeußerung für keine militairische Phrase oder Ceremonie, mein Betragen wird Ew. Excellenz meinen Stolz verrathen, durch die Erfüllung meiner Pflicht nicht nur die Gnade meines Königs, sondern auch die Achtung Ew. Excellenz selbst zu verdienen.

Kosel wurde auf das härteste bedrängt; 10 feindliche Batterien warfen einen unaufhörlichen Kugelregen, welchen Neumann seiner Pflicht eingedenk, treulich erwiderte. Ein am 9. Februar gefallener tiefer Schnee und bald darauf eintretendes Thauwetter nöthigte die überschwemmten Belagerer am 6. und 7. März das Geschütz zurückzuziehen und die Belagerung in eine Blockade umzuwandeln. In dieser günstigen Zeit benachrichtete der Kommandant den König von der Sachlage, der den Braven dadurch ehrte, daß er ihn zum Generalmajor ernannte; aber noch vor Ankunft dieser frohen Botschaft überraschte ihn der Tod. Ausgebrochene Krankheiten unter der Garnison und Mangel an Arznei- und Lebensmitteln, nöthigten den folgenden Kommandanten, von Puttkammer, zu capituliren.

In der am 18. Juni abgeschlossenen Kapitulation versprach er, die Festung den 16. Juli zu übergeben. Aber schon den 14. Juli ließ ihm der Feind die frohe Botschaft ankündigen, daß der Friede zwischen Frankreich und Preußen geschlossen sei.

Die Belagerung von Neisse begann den 23. Februar. Der Kommandant General Steensen und der Artillerie-Obrist Bernitz nebst dem Ingeniermajor Harway bildeten ein Kleeblatt würdiger Männer, welche, gleich dem Obrist Neumann zu Kosel, ihre Pflicht treulich erfüllten, und deren Verdienst von den Feinden anerkannt wurde. Während der Belagerung wurden mehrere Ausfälle gemacht, zum Theil mit glücklichem Erfolge. Dagegen geriethen die Dörfer Heidersdorf, Stephansdorf, Glumpenau, Giesmannsdorf und viele und ansehnliche Höfe in der Stadt selbst in Brand.

Der Festung Neisse fehlte es hauptsächlich an Vertheidigern, um sich länger halten zu können; denn die Posten waren nicht zur Hälfte besetzt.

Unter den Bürgern, welche sich besonders bei der Belagerung auszeichneten, wird der Schleifermeister Johann Rieß genannt, dessen kühner Muth und unermüdete Thätigkeit vor allen hervorleuchtete. Er kam fast nicht vom Walle und trug sammt seiner Familie nicht nur Munition zum Geschütz herbei, sondern sammelte auch in der Laboratorien-Kasematte, die vorzüglich der Zielpunkt des feindlichen Geschützes war, die abgesägten Enden von den Bomben- und Granatenzündern sorgfältig, spaltete sie und grub den darin befindlichen Zundersatz mühsam heraus, welches in der Folge, als es daran fehlte, die erspriesslichsten Dienste

that. Auf die Warnung, sich nicht unbedenken und unnöthig unablässiger Lebensgefahr auszusetzen, gab er zur Antwort: „ich glaube an ein göttliches Verhängniß, dem ich nicht entgehen und ohne dem mir kein Haar gekrümmt werden kann. Ist mir mein Ende bestimmt, so kann es mir bei der Erfüllung meiner Pflicht nicht anders als willkommen sein.“ Im Scherz pflegte er oft zu sagen: „wenn Gott will, so ist meine Nachtmütze bombenfest.“ — Ein Seitenstück hierzu ist folgendes: Der Gärtner Johann Michael Leisner zu Frebeln bei Löwen sollte mit an Eröffnung der Laufgräben vor Neisse arbeiten. „Ich lasse dich nicht fort, sagte sein jüngerer Bruder Gottfried zu ihm, ich werde gehen. Du hast Weib und Kinder; verlorest du Leben oder Gesundheit, so wäre das Unglück für die Deinigen zu groß.“ — Der edle Jüngling ging und kam gesund zurück.

Da sich Neisse und Kosel noch hielten, so wünschte der Graf von Götzen durch ein glückliches Unternehmen den Feind zur Aufhebung der Belagerung dieser Festungen zu zwingen. Sein Corps, welches im Glazi-schen stand, war freilich nur höchstens 2000 Mann stark und überdies der Paß bei Wartha vom Feinde besetzt. In der Voraussehung aber, daß Breslau nur schwach besetzt wäre, wurde der Plan entworfen, über Landeshut, Freiburg, Striegau und Kanth bis Breslau vorzurücken und sich der feindlichen Armatur und Montirungsstücke zu bemächtigen. Man rechnete dabei, falls das Unternehmen gelänge, daß viele der Einwohner jener Gegenden sich mit ihren vaterländischen Truppen verbinden würden. Glückliche und unbemerkt langte das Corps

unter dem Kommando der Majore v. Lösthin und v. Roggendorf durch die Gebirge bei Freiburg an. Hier wurde es zuerst von dem Feinde bemerkt, worauf ihnen der Prinz Jerome sofort ein weit stärkeres Heer entgegenstellte.

Am 14. Mai langten die Preußen bei Kanth an. Muthig warfen sie die Baiern und Sachsen zurück und schnitten dem linken Flügel den Rückzug ab. Wer nicht gefangen wurde, ward in das angeschwollene Schweidnitzer Wasser getrieben, und selbst der General Lefevre entkam nur durch seine Kunde des Schwimmens. Dagegen wurde die preussische Cavallerie auseinander gesprengt, so daß die Verfolgung des Feindes aufgegeben werden mußte. Ueberdies verloren die Preußen einen ihrer Anführer, den Major von Roggendorf.

Indessen sammelte der General Lefevre neue Truppen und stellte sich mit einer Uebermacht bei Salzbrunn auf, da die Preußen den Weg, den sie gekommen, wieder zurückmarschirten. Hier erlitten diese eine völlige Niederlage. Das ganze Corps wurde auseinander gesprengt und ihr Anführer von Lösthin gefangen. Der Bruder des Kaisers der Franzosen, der Prinz Jerome, ehrte die Tapferkeit der Preußen dadurch, daß er dem gefangenen Führer seinen eigenen Admiralsdegen überreichte. Nur ein geringer Ueberrest der Preußen erreichte die Festung Glatz.

Durch dieses Mißgeschick noch nicht muthlos gemacht, setzte der Graf v. Götzen seine Truppenorganisation fort, ließ durch den Rittmeister von Biberstein ein feindliches Detaschement, welches sich bis Wunschelburg gewagt hatte, aufheben und gab

dem Major v. Puttlitz den Auftrag, mit den Verbunden im Riesengebirge fortzufahren. Zur Unterstützung erhielt er den rühmlichst bekannten Partisan-Anführer Rittmeister Hirschfeld, und in wenigen Tagen hatte ersterer bereits ein Corps von 3 bis 400 Mann bewaffnet. Man rechnete darauf, daß bei der Verstärkung desselben der Feind in seiner Concentration der Kräfte würde gehindert werden. Allein auch dieses Unternehmen wurde durch den Fall von Danzig, welches am 26. Mai übergegangen war, vereitelt; denn die Schlesier konnten nun auf eine Unterstützung aus Preußen nicht mehr hoffen.

Neisse, welches auf Entsatz nicht mehr rechnen durfte, kapitulirte am 1. Juni unter der Bedingung, die Festung den 16ten zu übergeben, wenn Hilfe bis dahin nicht erschiene.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Friedland waren nur noch die Festungen Glatz und Silberberg in Schlesien, Colberg in Pommern, Graudenz in Preußen und der östliche Theil Preußens die einzigen von königlichen Truppen besetzten Punkte.

Der Graf von Götzen, dem an der Erhaltung von Glatz alles gelegen war, schlug auf den Höhen zwischen Niederhansdorf und Hasswik ein verschanztes Lager auf, um den Feind von einem Bombardement gegen die Stadt abzuhalten. Rühmlichst vertheidigte sich das daselbst befindliche Corps und schlug jeden Angriff kräftig zurück; allein in der Johannitsnacht, vom 23. bis 24. Juni, wurde das Lager, dessen Vertheidiger bis auf 1800 zusammengesmolzen waren, mit neuer Uebermacht (12,000 Mann) angegriffen und erstürmt.

Die Wuth der Feinde war dabei so groß, daß sie, asiatischen Horden gleich, Alles niedermekelten, was ihrem Bajonet entgegenkam. Die Preußen thaten Wunder der Tapferkeit. Unter den Gefallenen befand sich der Major von Puttlich, welcher unter die Säbel der feindlichen Cavallerie gerathen war. Sein treuer Bediente, Namens Sacher, warf sich auf ihn und fing sechs Hiebe auf, die seinem Herrn zugebracht waren. Ein menschenfreundlicher Württembergischer Feldwebel machte dem Meheln ein Ende. Unter andern zeichnete sich auch der Hauptmann von Beerswoodt aus, der mit wenigen Leuten eine Schanze gegen zwei Bataillone und einige Schwadronen von 1 bis 7 Uhr Morgens vertheidigte, bis die Kräfte seiner Leute und er selbst immer mehr ermattete, der Feind von allen Seiten eindrang und ihn ein Offizier über die Brustwehr zog.

Der Graf von Götzen befand sich nun in einer schlimmen Lage; die Festung hatte nur noch auf höchstens 12 Tage Schießbedarf, jeder Widerstand wäre nutzlos gewesen. Deshalb schloß er nach diesem Ueberfall eine Kapitulation, Glatz nach Verlauf von 4 Wochen zu übergeben.

In dieser zu Frankenstein abgeschlossenen Kapitulation war die Festung Silberberg ausgeschlossen, welches zur Folge hatte, daß das Städtchen ganz niedergebrannt wurde. Uebrigens sollten alle Feindseligkeiten aufhören, und namentlich die einzelnen Streifcorps sich auflösen, da ihr Widerstand unnütz war und ihre Streifereien dem Lande mehr schaden als Nutzen brachten. Bevor noch die Uebergabe von Glatz geschah, wurde der zu Tilsit am 9. Juli

abgeschlossene Friede veröffentlicht, und beide Festungen, Silberberg und Glatz, waren gerettet.

Groß in jeder Beziehung waren die Folgen, welche dieser kurze aber schreckliche Krieg nach sich zog. Preußen verlor nicht nur den großen Theil seiner Länder, sondern mußte außerdem ungeheure Kriegskontributionen zahlen, während die fremden Truppen zum Theil noch im Lande blieben und dasselbe ausaugten.

Der ganze Staat war in seinen Grundfesten erschüttert; der fremde Druck und die Erniedrigung hatte den höchsten Grad erreicht, daß eine bessere Aenderung der allgemeinen Verhältnisse unausbleiblich, die Wieergeburt des gesammten preussischen Staates nothwendige Folge sein mußte. Es mußte eine neue, auf festerer Grundlage basirende Armee geschaffen werden. Diese erfolgte dadurch, daß der König die Geburts- und Altersvorrechte abschaffte, und ebenso die auswärtigen Werbungen und die Stockschläge aufhob. Jeder wehrfähige Sohn des Vaterlandes, ohne Ausnahme, wurde zu dessen angeborenem Vertheidiger erklärt; das Gefühl gekränkter Ehre wurde rege; Jedermann war begeistert für diese neue Einrichtung und unterstützte durch Theilnahme diese höhern Zwecke des Staates.

Die Organisation der innern Provinzialangelegenheiten anlangend, so wurde der Minister von Hoym seines bisherigen Amtes entlassen, da der König ihm, einem Greise, nicht zumuthen konnte, in Schlesien, der wichtigsten Provinz des Staates, am Ende seiner Laufbahn in einem andern Geiste zu handeln. Den Minister schmerzte

seine Entlassung tief; er starb bald darauf zu Dyhrenfurth nach viertägigem Krankenzug in einem Alter von 64 Jahren.

Am 9. Oktober 1807 erschien eine königliche Verordnung, welche den Nichtadeligen den Ankauf und Besitz der sogenannten Rittergüter, dem Adel aber den Ankauf bürgerlicher und bäuerlicher Besitzungen erlaubte, so wie denselben den Betrieb bürgerlicher Gewerbe gestattete.

Die Erlaubniß, größere Grundstücke zu dismembriren, wurde um dieselbe Zeit gegeben. Wichtiger war das königliche Edikt, welches der König den 19. Oktober 1807 zu Memel gab, und nach welchem die persönliche „Erbunterthänigkeit,“ mithin der dreijährige Dienstzwang und die Loskaufsgelder mit dem Tage Martini (11. November) 1810 aufgehoben sein und es von diesem Zeitpunkt an nur freie Leute geben sollte. Nicht aufgehoben blieben dagegen alle Verbindlichkeiten, die den freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstückes oder vermöge eines besonderen Vertrages obliegen. Sehr viele der Bauern und Hofeigenthümer hatten dieses Publikandum zum Theil ganz mißverstanden, zum Theil den Schluß überhört, denn sie wähten von allen Verbindlichkeiten ohne Ausnahme gegen die Herrschaft befreit zu sein, weshalb sie nicht nur die Hofdienste, sondern auch die Leistung aller sonstigen an den Gutsherrn zu entrichtenden Abgaben verweigerten, bis sie durch militärische Exekution dazu wieder gezwungen wurden. Um ferneren Mißverständnissen vorzubeugen, erließ der König unterm 8. April 1809 eine Deklaration jenes Gesetzes, welche genau bestimmte: § 1.

Jeder Einwohner eines Dorfes, welcher ein Rustikal-Grundstück besitzt, ist der erfolgten Aufhebung der persönlichen Unterthänigkeit ungeachtet nach wie vor verbunden, alle und jede auf seinem Besitze haftenden gutsherrlichen Dienste, Abgaben und Lasten, namentlich alle Hand- und Spanndienste, desgleichen auch alle Geld-, Getreide- und sonstige Natural-Zinsen und Leistungen, in der nämlichen Art, wie er solche dem Gutsherrn, nach Inhalt seines Kaufbriefes, oder nach Ausweis des Urbarii oder Kraft rechtsgültiger Verträge und Observanzen zeither zu leisten und zu entrichten verpflichtet war, auch in Zukunft fernerhin ohne Widerrede zu leisten und prompt zu entrichten. § 2. Für völlig aufgehoben sind zu erachten: a. das dem Gutsherrn zugestandene Recht, für die Loslassung aus der Erbunterthänigkeit, persönliche und dingliche Loslassungsgelder Lytrum personale et reale zu fordern; b. das Recht des Gutsherrn, zu verlangen, daß alle Kinder der zeitherigen Unterthanen, drei Jahre lang, gegen das Zwangs-Gesinde-lohn, auf dem herrschaftlichen Hofe dienen; c. das Recht, von denjenigen Kindern eine Geldentschädigung zu fordern, welche die (sub b.) erwähnte Zwangs-Gesinde-Dienste nicht in Person geleistet haben; d. das Recht, die Kinder zeitheriger Unterthanen und Schutzverwandten auch nach beendigtem dreijährigen Zwangs-Gesinde-dienste, zu nöthigen, daß sie dem Gutsherrn auf dem Hofe, oder auch den Hof- und Dreschgärtnern, welchen die Gutsherrschaft selbige als Gesinde überläßt und zuweist, gegen das gesammte Fremde-lohn fernerhin zwangsweise dienen müssen; e. das Recht von den auswärtz dienenden Unterthanen, für

die Erlaubniß, außerhalb des Dorfes sich Unterhalt zu suchen, ein bestimmtes Schutzgeld zu fordern; f. das Recht, von den sogenannten Schutzunterthanen, außer dem Schutzgelde noch gewisse observanzmäßige Dienste zu fordern und zu verlangen, daß sie der Gutsherrschaft vorzugsweise dienen müsse. Hierbei versteht es sich dagegen auch von selbst, daß die Gutsherrschaft dergleichen Unterthanen, auch fernerhin nicht, die denselben zeither etwa zugestandenen Vortheile, wie beispielsweise an verschiedenen Orten mit Raff- und Leseholz der Fall gewesen ist, weiter zukommen lassen darf; g. das Recht, jedweden Unterthan nach zurückgelegtem 24sten Jahre zur Annahme einer dienstpflchtigen Stelle im Dorfe zu zwingen; h. das Recht, zu bestimmen, welches unter mehreren Kindern die von den Eltern nachgelassene bäuerliche Stelle in der Erbschaft übernehmen solle; i. das Recht, auf Ermäßigung des von dem Erblasser eines robotpflichtigen Grundstückes in seinem letzten Willen angeblich zu hoch veranschlagten Werthes der Stelle anzutragen. Alle vorstehend aufgeführte zeitherige Rechte des Gutsherrn, als Folgen und Ausflüsse der Eigenbehörigkeit, mußten mit der Erbunterthänigkeit zugleich für aufgehoben erachtet werden. Auf den königlichen Domainen hörte die Erbunterthänigkeit bereits vom 1. Juni 1808 ab, auf.

Zum Besten der Guttsbesitzer, welche während des Krieges in drückende Schulden gerathen waren, erschien unterm 24. November, wie nach dem siebenjährigen Kriege, ein „Moratorium,“ allgemeines Indult, oder Zahlungsmachsicht bis zu 24. Juni 1810,

welches später bis zum 24. Juni 1811 verlängert wurde.

Die Scheidemünze, welche seit dem siebenjährigen Kriege nach dem Graumannschen Münzfuße um 50 Prozent geringer als das Courantgeld ausgeprägt worden war, ward bis zur Mitte des Februar 1808 um 1 bis höchstens 4 Prozent Agio gegen dieses eingewechselt. Als nach dem Kriege dieses Geld im Auslande nicht mehr angenommen wurde, große Massen vielmehr zurückkamen, fiel das Agio dieser Scheidemünze nach und nach bis 9 Prozent und zuletzt mußten sogar 70 Prozent gegen Auswechslung von Courant gezahlt werden, nachdem sie bereits durch eine Verordnung vom Mai 1808 auf ein Drittel des bisherigen Nennwerthes reduziert worden war, wornach ein Reichsthaler Courant nicht mehr 30 sondern 45 Sgr. galt: ein Verhältniß, wie 4 : 6, welches im Dezember 1811 noch höher stieg, nämlich 4 : 7, oder 52½ Sgr. Dazu kam noch eine Menge falsches Geld, welches im Auslande geprägt und in Preußen eingeschwärzt wurde. Und der Uebelstand trat für die Kapitalisten hinzu, daß die schlesischen Pfandbriefe, bisher mit Agio bezahlt, bald auf die Hälfte des Nennwerthes herabsanken.

Bisher standen noch französische Truppen in Schlesien, welche vier große Lager in der Nähe von Brieg, Breslau, Liegnitz und Glogau abgesteckt und aus Brettern errichtet hatten. Erst im November 1808 verließen dieselben Schlesien und ganz Preußen zufolge eines Vertrages, welchen der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, am 8. November zu Paris abgeschlossen hatte; nur die Festungen Glogau, Küstrin und

Stettin blieben in französischen Händen, bis die Kontribution, welche auf 140 Millionen Franken bestimmt war, und von welcher Napoleon noch 20 Millionen erließ, würde vollkommen bezahlt worden sein.

Zu Breslau übergab das französische Militair am 20. Nov. die Bewachung der Stadt an die Bürgerschaft, und am 23. rückte zu Reisse, dessen Festungswerke nicht geschleift worden waren, wiederum preussisches Militair ein.

Ein wichtiges Edikt war die „Städteordnung,“ welche unterm 19. November 1808 von Königsberg aus erging. Nun erhielten die Stadtgemeinden die Verwaltung ihres Vermögens wieder, welches früher die Regierung als ihr Eigenthum behandelt, was zu häufigen Klagen Veranlassung gab. Hierdurch, so wie durch die freie Wahl der Stadtverordneten und die Theilnahme an der Einsetzung der Ortsbehörden wurde der höhere Bürgersinn geweckt und genährt und schon die nächsten Jahre zeigten, wie unverkennbar wohlthätig dieses Gesetz war. Die Einführung der neuen, von den Stadtverordneten gewählten Magisträte, geschah in Schlessien überall im Laufe des Jahres 1809.

Die innere Staatsverwaltung der Monarchie erhielt eine ganz neue Verfassung; es bildete sich (16. Dezbr. 1809) zuerst der Staatsrath, welcher in fünf Abtheilungen zerfiel, denen fünf besondere Minister: des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen, des Krieges und der Rechtspflege vorstehen sollten. Die bisherigen Kammern in den Provinzen erhielten den Namen Regierungen, und an die Stelle der Oberamts-Regierungen traten die Oberlandesge-

richte. Von jenen erhielt Schlessien zwei, zu Breslau und Glogau, die letztere schon im Jahre 1809 der französischen Besatzung wegen nach Liegnitz verlegt. An die Spitze der Regierungen in Schlessien wurde wie in andern Provinzen, ein Oberpräsident gesetzt, in der Person des ehemaligen Kammerpräsidenten von Massow.

Die Sorge des Staates zur Herbeischaffung von Geldern, zur Zahlung an Frankreich, welches an Forderungen unerschöpflich blieb, machte immer neue Abgaben nöthig; es entstanden daher nach einander die Silber-, die Nahrungs-, die Vermögens- und die Luxussteuer. Ferner wurde Papiergeld geschaffen. Schon im Anfange des Jahres 1806 war durch eine besondere Verordnung Papiergeld, unter dem Namen Tresorscheine, zu 5, 50, 100 und 250 Thalern eingeführt worden. Während des Krieges wurden sie vom Feinde für Papier ohne Werth erklärt. Die Wiederherstellung ihrer Gültigkeit geschah durch eine königl. Verordnung vom 4. Dezbr. 1809, mit dem Beifügen: daß für zwei Millionen Reichsthaler „Einthalerscheine“ ausgefertigt, aber um die Summe der im Umlauf befindlichen Tresorscheine dadurch nicht zu vermehren, so sollten für zwei Millionen auf höhere Summen lautender Scheine eingezogen werden.

Auch wurden zur Tilgung der Staatsschulden die königl. Domainen successiv verkauft, und der König hob unterm 17. Dezbr. 1808 das Grundgesetz Friedrich Wilhelm I. auf, welches die Unveräußerlichkeit aller Krongüter gebot.

Zu gleichem Zwecke wurde unter dem 30. Oktober 1810 die Säkularisirung aller

Stifter und Klöster und deren Güter. Verkauf beschlossen, bloß die dem Unterricht der weiblichen Jugend und der Krankenpflege gewidmeten sollten fortbestehen. Diese Aufhebung gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen und Umgestaltungen Schlesiens in diesem Jahrhunderte. Die gesammte Ordensgeistlichkeit unterwarf sich diesem harten Schlage mit einem erhabenen Verzicht, daß sie in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt ehrwürdig machen muß. Die Obern brachten unstreitig ein schmerzliches Opfer und hatten nur den Trost ihres bejahrten Alters und die Hinweisung, „daß der Einzelne leiden und gern dulden muß, wenn dem ganzen dadurch Heil und Segen erwächst.“

Die Allerhöchste Kabinettsordre besagte:

In Erwägung, daß die Zwecke, wozu geistliche Stifte und Klöster bisher errichtet wurden, theils mit den Ansichten und Bedürfnissen der Zeit nicht vereinbar sind, theils auf veränderte Weise erreicht werden können; daß alle benachbarten Staaten die gleichen Maaßregeln ergriffen haben; daß die pünktliche Abzahlung der Kontribution an Frankreich nur dadurch möglich wird; daß wir dadurch die ohnedies sehr großen Anforderungen an das Privatvermögen Unserer getreuen Unterthanen ermäßigen, verordnen wir, wie folgt:

1. Alle Klöster, Dom- und andere Stifte, Kollegien und Kommenden, sie mögen zur katholischen oder protestantischen Religion gehören, werden von jetzt an als Staatsgüter betrachtet. 2. Alle Klöster Dom- und andere Stifte, Kollegien und Kommenden sollen nach und nach eingezo-

und Berechtigten soll gesorgt werden. 3. Vom Tage dieses Edikts an dürfen keine Anwartschaften ertheilt, keine Novizen aufgenommen und Niemand in den Besitz einer Stelle gesetzt werden; ohne Unsere Genehmigung keine Veränderung der Substanz vorgenommen werden; keine Kapitalien eingezogen, keine Schulden kontrahirt, oder Inventarien veräußert werden; keine neuen Pachtkontrakte ohne Unsere Genehmigung geschlossen, keine ältern verlängert werden. Alle gegen diese Vorschriften unternommene Handlungen sind nichtig. 4. Wir werden für hinreichende Belohnung der obersten geistlichen Behörden und mit dem Rathe derselben für reichliche Dotirung der Pfarreien, Schulen, milder Stiftungen und selbst diejenigen Klöster sorgen, welche sich mit der Erziehung der Jugend und der Krankenpflege beschäftigen, und welche durch obige Vorschriften entweder an ihren bisherigen Einnahmen leiden, oder deren durchaus neue Fundirung nöthig erscheinen dürfte. —

Mit schwerem Herzen, mit Thränen in den Augen, schieden die Meisten aus diesen stillen Wohnungen des Friedens, und rührende Auftritte erzählte man besonders von manchen Klosterjungfrauen. Sie verließen die Klöster nur mit dem, was sie auf dem Leibe trugen und was die königl. Kommissarien für gut befanden ihnen verabsolgen zu lassen.

Außer dem ungeheuern Gute, was der Staat durch die Einziehung gewann, war auch der Vortheil nicht unbedeutend, der den evangelischen Glaubensgenossen in Schlesien zusiel. Theils wurden ihre Gymnasien aus den eingezogenen Einkünften unterstützt, theils erhielten die Städte, welche noch

keine evangelische Kirche erbaut hatten, z. B. Neisse, Frankenstein, Striegau, Klosterkirchen zum Geschenk.

So stieß der Geist der Zeit in einem Augenblicke, mit einem Federstriche, die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit um, an welchen frommer Glaube und Herzensinfaß Jahrhunderte lang gebaut hatten, damit der Staat sich, wie der Phönix, aus seiner Asche verjüngte und die zerschmetterte Monarchie aus ihren Trümmern sich erhöbe, verschwanden aus der Wirklichkeit die sämtlichen reichen Stifte und armen Klöster. Die Ordenstrachten verwandelten sich in weltliche Kleidung, und die Nachkommen erblickten jene Gestalten nur noch in Gemälden und todtten Bildern.

Die zahlreichen Dörfer der Augustiner zu Breslau und Sagan, der Benediktiner zu Wahlstatt und Benediktinerinnen zu Liebenthal, Liegnitz, Striegau; der Cisterzienser zu Leubus, Rauden, Heinrichau, Camenz, Himmelwitz, Grüssau; der Cisterzienserinnen zu Trebnitz, der Prämonstratenser zu Breslau; der Prämonstratenserinnen zu Czarnowitz; der Klarissinnen zu Breslau; der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu Breslau; der Kreuzherren mit dem doppelten rothen Kreuze zu Neisse — die zahlreichen Dörfer derselben, die ein Fürstenthum aufwiegen, fielen dem Staate anheim und wurden zum Verkauf ausgeboten. Hätten sie ihrem Werthe nach veräußert werden können, hätte die dringende Noth nicht damit zu eilen geboten, wären Käufer und Geld und der Cours des Papiergeldes nicht so gesunken gewesen, so hätten Napoleons Anforderungen mehr

als hinlänglich befriedigt werden können. So fraß das unersättliche Ungeheuer, der Geist der Zeit, den Reichthum der katholischen Kirche in Schlesien und legte ihre Güter als Verband und Heilpflaster auf die blutenden Wunden des Staates.

Mit den begüterten Stiften erlebten auch die Bettelorden ihren letzten Tag. Dahin gehörten die Klöster

der Dominikaner zu Frankenstein, Schweidnitz, Oppeln, Breslau, Bunzlau, Groß-Glogau, Neisse, Ratibor; der Dominikanerinnen zu Breslau und Ratibor; der Karmeliter zu Striegau, Brieg, Wobslau; der Minoriten zu Breslau, Löwenberg, Schweidnitz, Oppeln, Posla, Beuthen, Kosel, Dberglogau, Neumarkt, Glatz; der Franziskaner zu Goldberg, Breslau, Groß-Glogau, Glatz, Liegnitz, Namslau, Jauer, Ratibor, Leobschütz, Gleiwitz, Annaberg; der Franziskanerinnen zu Jauer; der Kapuziner zu Breslau, Neisse, Schweidnitz, Neustadt, Brieg.

Ausgenommen und vom Engel des Verderbens mit schonender Achtung und Ehrfurcht übergangen blieben die Klöster der Ursulinerinnen zu Breslau und Schweidnitz; der Elisabethinerinnen zu Breslau; der barmherzigen Brüder zu Breslau, Neustadt und Pilschowitz. Man ließ sie zum Heil und Segen der Welt nicht nur in ihrem frommen Wirkungskreise der Erziehung und Krankenpflege, sondern es wurde ihnen dazu noch ein monatlicher Beitrag aus der Säkularisationskasse angewiesen, der bei den barmherzigen Brüdern zu Breslau 200 Thlr., zu Neustadt 100 Thlr., den Elisabethinerinnen 150 Thlr.,

den Ursulinerinnen zu Breslau 60 Thlr. und zu Schweidnitz 40 Thlr. betrug.

Diese Säkularisation würde ein noch größeres Aufsehen erregt haben, als sie wirklich erregt hat, wenn nicht andere europäische Staaten, wie z. B. Oesterreich, schon ein Beispiel derselben gegeben hätten.

Hinichts der säkularisirten Stifts- und Klostergeistlichen wurde durch eine Kabinetts-Ordnung vom 16. März 1812 für die Zukunft noch bestimmt, daß dieselben vom 1. Juni 1812 an Pensionen und Bartegelder erhalten sollten. Die Pensionen betreffend, so sollte alten Personen von 50 Jahren und darüber der freie Unterhalt in bisheriger Art und im Verhältniß der Zulänglichkeit der Fonds möglichst vollständig und Lebenslang angewiesen werden. Bei weltgeistlichen Stiftern sollte das Maximum zwei Drittel des angegebenen Ertrages der Präbenden betragen, und das Minimum für die jüngeren Stiftsmitglieder bis auf ein Drittel dieses Ertrages abnehmen können.

Bei den Mitgliedern der geistlichen Orden sollten die Pensionen, in Hinsicht des Ranges der Stifter und Klöster und der verschiedenen Würden der Individuen, gleichfalls nach dem Lebensalter dergestalt abgemessen werden, daß, wenn für die ältesten Personen von 50 Jahren und darüber der freie Unterhalt auf Lebenslang angewiesen ist, die Pension der jüngsten Geistlichen wenigstens ihren Tischtitel reichlich decken sollte.

Die Pensionen derjenigen männlichen Ordensmitglieder, welche zu Anstellungen im Kirchen- oder Schulfache tüchtig befunden worden, wurden für einen Geistlichen durch eine Zulage von 50 Thalern, und für einen Layen von 25 Thlrn. mit der

Bestimmung als Bartegelder auf höchstens 4 Jahre festgesetzt, in der Voraussetzung, daß solche bis dahin angestellt wären.

Das Priesterhaus zu Reisse ward durch Schenkung des dortigen großen Kapuziner-Klosters nebst dazu gehörigen Gärten und der Güter Leutsch, Kayndorf, Naasdorf und Bittenborn neu fundirt zu den Behufe, daß dasselbe alle säkularisirte männliche Ordensmitglieder, sowohl geistliche als Layen, welche daselbst ihre Zuflucht suchen wollten, aufnehmen, und gegen den Bezug der ihnen ausgesetzten Pensionen und Bartegelder vollständig versorgen sollte.

Das Benediktiner-Nonnenkloster zu Liebenthal ward zu eben diesem Behufe zum Centralkloster für die weiblichen Ordensmitglieder angewiesen. Sie konnten daselbst durch ein gemeinschaftliches Zusammenleben, unter Aufsicht der bisherigen Äbtissin, jedoch ohne alle Ordensregeln und ohne irgend einen, die persönliche und bürgerliche Freiheit beschränkenden Zwang, sich das Auskommen erleichtern. — Für Nothfälle sollte endlich ein besonderer Fond bei der Hauptkasse der säkularisirten Güter gebildet werden, auf welchen aber nur nach der allerstrengsten Prüfung Anspruch genommen werden konnte.

Nicht minder wichtig war die Einführung der Gewerbesteuer und Gewerbefreiheit, mit welcher alle Privilegien und Vorrechte der Zünfte und Gewerbe aufhörten, solche zu sein, und es mußten nach und nach alle solche Zunftverhältnisse sich auflösen. Dem Gewerbstriebe selbst wurde eine neue Bahn geöffnet und auf indirektem Wege der Fortschritt derselben gefordert. Es sollte jedoch in denjenigen Orten, wo Gewerberechtigkeit

Feiten stattfanden, welche nicht auf einem Grundstücke haften und damit in keiner unzertrennlichen Verbindung standen, eine billige Entschädigung für den bisher Berechtigten von den Regierungen regulirt werden.

Durch diese und ähnliche Verordnungen, die aus dem unbedingt guten Willen eines gerechten Königs hervorgingen, wurde Preußen von innen aus verjüngt und neu wiedergeboren. Hoffnung und Freude traten an die Stelle der frühern Angst und Trauer, die Aller Herzen niedergeschlagen hatten; die Kräfte der Nation hoben sich zur Thätigkeit wie nach einem schrecklichen Gewitter, und alle Mitglieder des Staates erwachten zu neuem Leben. Man hat zwar viel für und gegen die Neuerungen, welche die Zeit früher oder später dennoch hervorgerufen haben würde, geschrieben und gestritten, sie blieben aber nothwendig, um den Hauptzweck, das Wohl der Allgemeinheit zu begründen und den gesunkenen Staatskörper zu heben.

Eine betrübende Nachricht für die Bewohner des gesammten Landes war der Tod der allgeliebten Königin Louise (19. Juli 1810). War je eine Landestrauer in vollem, wahren Sinne des Wortes Trauer durchs ganze Land, so war es die um die Unvergessliche. Muthig hatte sie die Zeit des Mißgeschickes mit ihrem königlichen Gemahl ertragen; leider sollte sie die bessern Tage, die Zeit der

Erhebung des Staates, nicht erleben! Ihr Andenken wird im Volke aufbewahrt.

Da möglichst jede Provinz des Staates eine höhere Lehranstalt besitzen sollte, und die Mark Brandenburg, seit Errichtung der Universität zu Berlin, zwei dergleichen hohe Schulen zählte, und die zu Breslau befindliche katholische viel zu beschränkt war, so wurde durch eine Kabinetts-Ordnung vom 24. April 1811 die Frankfurter Universität mit der zu Breslau vereinigt und den 19. Oktober desselben Jahres unter großen Feierlichkeiten eröffnet. Das bisher an der Universität befindliche Gymnasium bekam von derselben Zeit an seinen Sitz in dem Matthias-Stifte. Aus den Bücher- und Kunstschatzen der aufgehobenen Klöster und der ehemaligen Frankfurter Hochschule wurde eine Centralbibliothek gebildet, wozu das Sandstift benützt ward.

Durch eine Kabinetts-Ordnung vom 11. März 1812 wurden die im preussischen Staate lebenden Juden als Staatsbürger anerkannt, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie bestimmte Familien-Namen annehmen, ihre Handelsbücher, Verträge und Erklärungen in deutscher Sprache abfassen und ihre Unterschriften in deutscher oder lateinischer Schrift geben sollten. Sie wurden nun den übrigen Bürgern gleichgestellt und mußten gleiche Lasten tragen.

Dritter Abschnitt.

Begebenheiten in Schlesien vom Jahre 1813 bis auf die neueste Zeit.

Erster Befreiungskrieg in den Jahren 1813 u. 1814.

Die wenigen Jahre des Friedens, welche das Vaterland nach dem Tilsiter Frieden genoß, erschienen unter der französischen Gewaltherrschaft eben so drückend und verlegend als der Krieg selbst. Fast erlag es der fremden Macht, nur der Glaube an eine höhere Weltregierung hielt das biedere Volk aufrecht, und an den Stufen des Thrones des gerechten unermülich schaffenden Königs sich sammelnd, erwachte es zu verjüngtem Leben, zu neuer Kraft, das schimpfliche Joch abzuschütteln, das Recht der Vergeltung zu üben und die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen. Mit Begeisterung griff es zu den Waffen und eröffnete den ersten Befreiungskrieg.

Im Nordosten Europa's, in dem kalten Rußland, hatte das Schicksal dem Weltbesieger Napoleons eine Grenze des Glückes gesetzt. Hier half ihn die Natur selbst besiegen und begrub unter den Schnee- und Eismassen den größten Theil seiner Krieger. Unter dem Namen eines Herzogs von Vinzenza kam der sonst für unüberwindlich geltende Kaiser der Franzosen bereits am 12. Dezember 1812 in Glogau an, ruhte kaum drei Viertelstunden, um seinen Weg wieder fortzusetzen. Ihm folgten nach und nach die äußerst geringen Ueberreste der ehemals eine halbe Million großen Armee. Das preussische Hüls-corps, welches dem Kaiser nach dem Vertrage vom 24. Febr. 1812, 24,000 Mann stark, nach Rußland gefolgt

war, schloß mit den verfolgenden Russen unterm 30. Dezember zu Peshurun, an der ostpreussischen Grenze, eine Neutralitäts-Convention; und die russischen Truppen wurden überall, wo sie als Verfolger der Franzosen in Preußen einrückten, als alte Freunde und Bundesgenossen auf das herzlichste empfangen.

Da Berlin noch von französischen Truppen besetzt war, so erschien der König Friedrich Wilhelm am 25. Januar 1813 in Breslau, wo sich bereits der größte Theil der vorhandenen preussischen Militäirkräfte zusammengezogen hatte. Dem König waren gefolgt Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Kneesebeck, und der unbefangene Beobachter konnte den Zweck ihres Erscheinens leicht errathen. Es erfolgte bald darauf, den 3. Februar, ein Aufruf an alle Jünglinge von 17 bis 24 Lebensjahre, sich als Freiwillige zu Fuß und zu Roß in der gefahrvollen Lage des Vaterlandes seinem Kriegsheere anzuschließen, und am 9ten desselben Monats wurde bekannt gemacht, daß für die Dauer des Krieges alle sonst üblichen Ausnahmen von der Militäirdienst-Verpflichtung aufgehoben seien, und daß die Beförderung zu Offizierstellen nur von der Fähigkeit und dem tapfern Betragen abhängen sollte. Am 28ten wurde das Defensiv-Bündniß des Königs mit dem Kaiser von Rußland zu Kalisch abgeschlossen, veröffentlicht, und am 15. März

Kam der Kaiser Alexander persönlich nach Breslau.

Unterm 10. März erschien die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse, lediglich nur für den Befreiungskrieg bestimmt.

Noch war der eigentliche Zweck des

Krieges nicht klar ausgesprochen. Endlich am 17. März 1813 sah Jeder aus dem Volke das Geahnte und Gewünschte zu gewisser Erfüllung kommen: es erschien die Einrichtung einer allgemeinen Landwehr und ein doppelter Zuruf des Königs an sein Volk und an sein Kriegsheer.

An Mein Volk!

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs! Der Friede, der die Hälfte Meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als der Krieg selbst. Das Mark des Landes war ausgezogen, die Hauptfestungen des Landes blieben besetzt, der Ackerbau wurde gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt. Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürst, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen, und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel der Feinde.

Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem werdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen; weil ehrlos der Preusse und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

An mein Kriegsheer!

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Veruf bei Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht, wie so Viele Alles verlassen, was Ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sei der Höchste oder Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohle es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeugt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam, Pflichterfüllung! Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren, seid ihrer würdig und Eurer Nachkommenschaft eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt.

Euer König bleibt stets mit Euch, mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu unserer und zu Deutschlands Hilfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr — denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsere Loosung.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Die er doppelte Aufruf des Königs wurde mit unbeschreiblicher Begeisterung vom Volke aufgenommen. Jedes Herz fühlte die Wichtigkeit der königlichen Worte; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft traten mit ihren düstern und hellen Farben vor die Seele des Einzelnen und die Liebe zum Vaterlande, zu einem treuen Könige ließ ihn alles Andere vergessen. Mit Gott für König und Vaterland zu fechten, siegen oder zu sterben war seine Loosung. Alles was nur die Waffen tragen konnte, strömte zu den Fahnen; der Landmann verließ den Pflug, der Handwerker und Künstler seine Werkstatt, der Beamte vertauschte die Feder mit dem Schwerte. Alle sammelten sich zu Einem Ganzen, zu einem Ziele — zum Kampfe für die Freiheit. Wie einzelne Wassertropfen in eine furchtbare Masse sich zusammendrängen und ein ersäufendes Meer bilden — also kamen die muthigen Jünglinge zusammen, sich vereinigend wie zu verzehrender Gluth. „Die Preußen flogen auf wie Pulver und die Franzosen erstickten vom Dampf.“

Wer zu schwach war, sich dem Kampfe anzuschließen, der gab was er besaß den eigenen Söhnen, dem Vaterlande zur Unterstützung. Patriotische Frauen brachten ihren Brautschmuck dar, zogen die Trauringe von den Fingern, nahmen die Halsketten und Ohrringe ab; ein armes Fräulein schnitt sogar ihre schönen Haare ab und verkaufte sie; Kinder öffneten ihre Sparbüchsen; Städte und Dörfer sammelten Kollekten zu diesem Behufe. Besonders hat Breslau die Ehre, sich die Mutterstadt der freiwilligen Jäger nennen zu dürfen; hierher strömten sie selbst aus allen Theilen der Monarchie,

hier floßen die einzelnen Gaben für sie zusammen. Rührende Beispiele weiß die Volksgeschichte aufzuzählen, wie der Aermste des Landes wetteiferte in seinen Gaben mit dem Reichen, wie die Väter in edlem Stolz, eingedenk ihrer Pflicht, ihre Söhne selbst stellten, wie die Mütter mit verweinten Augen das Liebste, ihre Söhne brachten, und den Schmerz des gebrochenen Mutterherzens mit der lauten Bethuerung linderten, daß sie ihr Alles, ihren ganzen Reichthum, ihr Kind, gern hergeben, weil es ihrem geliebtem Könige, dem Vaterlande gelte.*)

*) Der Hofrath Heun zu Breslau, welchem die Einsammlung der Gaben für die Freiwilligen übertragen war, führt mehrere rührende Beispiele an: Die armen Vergtnappen zu Walsenburg arbeiteten für diejenigen von ihnen, die sich als freiwillige Jäger gestellt hatten, mehrere Tage umsonst, um unter sich den Bedarf zu ihrer Ausrüstung aufzubringen und sandten 221 Rthlr. ein. — Eine Damentuhr kam mit dem Begleitschreiben des Mannes der Geberin ein, worin es hieß: Ist schon waren wir in Versuchung, dieses einzige Kleinod zu verkaufen, um dadurch ein oder das andere Bedürfnis befriedigen zu können, aber wir verschoben es von einer Zeit zur andern, ahnend, daß wir es einst zu dem heiligsten Gebrauch bestimmen würden. — In dem Dorfe Ratsch, Leobschütz Kreis, brachte der älteste und ärmste Mann, der Tagelöhner Wiedeck, ein ganz neues Hemde; und die Wittlerin, Wittwe Friedrich, ihren ganzen Reichthum, zwei Bund Heu dar. Als diese sah, daß ihr kleines Schärlein nicht verschmählt wurde, eilte sie nach Hause, schnitt ihr Bettuch von einander und lieferte die eine Hälfte zum Verband ab. — Die edle Gattin eines ehrenwerthen Mannes verabschiedete ihr Dienstmädchen und verrichtete selbst die Arbeit desselben, um ihren Beitrag zu verstärken. — Eine Andere schickte ein Paar Ohrringe ein und schrieb: In dem Augenblicke, wo es gilt für König und Vaterland handeln zu können, ist es schmerzhaft, keine Reichthümer zu besitzen; so lege ich diese geringe Gabe, die ich dar-

An der Spitze der Prinzessinnen des Königlichen Hauses bildeten sich Frauenvereine, welche auf das bereitwilligste die Lieferung von Leinenzeug und Verbandsachen übernahmen. Der Verein der Breslauerinnen, welcher aus über hundert Mitgliedern bestand, wirkte besonders vortheil-

zubieten vermag, auf des Vaterlandes heiligen Altar, begleitet von dem Wunsche, daß jede Tochter des preussischen Staates eilen möge, sich ihres entbehrlichen Putzes zu berauben. — Der Erbs- und Gerichtsscholz Joseph Langfeld aus Weiselsdorf, im Grottkauschen Kreise, brachte ein Pferd für einen Freiwilligen bei den Gardebataillon zum Geschenk, mit der Erklärung: Ich habe fünf Pferde schon seit Kurzem geliefert, aber jetzt gebe ich das sechste gern. Ein Freiwilliger handelte zu Breslau um ein Pferd. Der Verkäufer forderte 30 Friedrichsdor. Der junge Jäger gestand, daß er nicht mehr als 60 Thaler darauf zu verwenden habe. Der Handel zerschlug sich. „Wollen Sie das meinige probieren?“ fragte ein Fremder, der die Unterhandlung mit angehört hatte. „Probieren gern,“ antwortete der arme Jäger, „aber kaufen? Sie haben gehört, was ich geben kann, und Ihr Pferd ist fünfmal mehr werth.“ „Nun so versuchen Sie dies wenigstens,“ entgegnete der Fremde und ließ den Freiwilligen aufsteigen. Der junge Mensch ritt gut und der Fremde sah ihm lange mit Wohlgefallen zu. „Das ist ein herrliches Thier,“ rief der Jäger. „Nun so nehmen Sie es,“ sagte der Fremde lächelnd. „Für meine 60 Thaler?“ „Nein für den Preis ist es mir nicht feil; aber behalten Sie es, junger Mann, mir zum Andenken, das Pferd wird Sie nicht im Stiche lassen: Halten Sie sich brav, Gott sei mit Ihnen!“ — So sprach der edle Fremde und verlor sich unter der Menge. — Ein Offiziant, dessen ganzes Vermögen 4 — 5000 Thaler betrug, legte 1000 Thaler auf den Altar des Vaterlandes. Der Schneidermeister Andreas Beer aus Breslau schenkte dem Verein ein Kosackpferd mit türkischem Sattel und Baumzeug, und equipirte außerdem seinen Bruder als Jäger. — Ein Ungenannter gab drei mit Brillanten besetzte Tabatieren im Werthe von 5300 Thln. — Eine junge sehr gebildete Frau von

haft in der Folgezeit nach der Schlacht an der Kakhbach. — So vereinigte sich Alles zu einem schönen großen Ziele, ein Beginnen, welches von Gott kam und mit Ehren enden konnte.

Als das schlesische Heer schlagfertig war, ertönte am 23. März des Jahres 1813

Breslau gab ihren Brautschmuck, ein goldenes Halsband. Es war ihr das Theuerste, drum gab die treue Bürgerin es zum edelsten Zwecke. Ich kenne kein schöneres Geschenk, sagt Heun, mit dem der Vater die Tochter, der Gatte die Gattin, der Liebende die Geliebte, der Bräutigam die Braut schmücken könnte, als dieses Halsband. Es lag als freiwilliges Opfer der reinen Liebe zum König und Vaterland auf dem Altar, den sich die Treue des Volkes gebaut hat. Es ziere eine Preussin und bleibe ihren Kindern und Kindeskindern ein immerwährendes Denkmal der heutigen Zeit. — Eine arme Frau hatte 10 Thlr. zu einem Ueberrock gespart. Allein ich gebe es mit Freuden, sagte sie in ihrem Briefe, denn die freiwilligen Jäger brauchen es noch nöthiger als ich. — Die Frau v. M. erließ an die Dorfeinsassen ihres Gemahls des Kammerherrn von M. nachstehende Bekanntmachung: da ich weiß, daß unter den guten Bewohnern unserer Dörfer viele sein werden, die mit regem Eifer die Waffen ergreifen, zum Dienst für den geliebtesten König und das theure Vaterland, manchen aber die Sorge drückt, wer sich der zurückbleibenden schwachen Eltern, oder ihrer Weiber und Kinder annehmen werde: so bitte ich diese braven ins Feld rückenden Krieger deshalb ruhig zu sein, und mit mir diese Sorge zu theilen. Ich werde stets bereit sein, die Zurückgelassenen mit Rath und That zu unterstützen, soweit es meine Kräfte gestatten; mich sofort genau nach ihrer Lage zu erkundigen, die Kinder unter die Zuhaltung meiner zu fleißigen Schulzöglinge aufnehmen, und mit den Eltern über die Art und Weise ihrer Unterstützung Abrede nehmen.

Diese wenigen Angaben beweisen hinlänglich, welcher herrliche Geist echter Vaterlandsliebe auch Schlesien besetzte und zur Befreiung aus fremder Knechtschaft kräftig wirkte.

der Ruf zum Ausmarsch. Die zu Breslau stehenden Truppen versammelten sich auf dem Schweidnitzer Ager, zu dem blutigen Verufe durch feierlichen Gottesdienst eingeweiht. Hierauf marschirte die gesammte Mannschaft unter feierlichem Geläute aller Glocken wieder durch die Stadt und zum Nikolaithore, ihrer weitem Bestimmung zu heraus. Auch der König und der Kaiser von Rußland waren auf dem Sammelplatze der Truppen anwesend. Der Kaiser verließ noch an demselben Tage die Stadt.

Unterm 21. April wurde auf des Königs Befehl der Landsturm und der Zerstörungskrieg anbefohlen, um dem Feinde das weitere Vordringen und den Aufenthalt im Lande zu erschweren.

Indessen hatten die Feindseligkeiten begonnen; in der Mitte des Monats April stand der gerüstete Feind, eine halbe Million stark, den vereinigten Preußen und Russen gegenüber, und letztere wurden nach der rühmlichst gekämpften Schlacht bei Groß-Görschen (2. Mai) und dem blutigen Kampfe bei Bautzen (20. u. 21. Mai) nach Schlesien gedrängt, dicht gefolgt von den Franzosen, welche am 25ten in Bunzlan einrückten, das Waisenhaus und die königl. Schulanstalt plünderten. Napoleon, welcher Nachmittags 4 Uhr mit seiner Garde nachfolgte, ließ die noch anwesenden Glieder des aufgelösten Magistrats zu sich erbitten, zürnte, daß so viele Familien und der Bürgermeister geflüchtet wären, und wollte das Haus desselben anzünden oder niederreißen lassen. Auf vieles Bitten wurde der Befehl zurückgenommen und der Stadt Schonung versprochen.

Am 26. Mai übernahm Blücher den

Oberbefehl der Nachhut des rechten Flügels und überfiel den Feind bei Heinau mit glücklichem Erfolge.

Am 7. Mai wurde Sprottau und die ganze Umgegend von den Feinden überschwemmt; bald darauf erschienen sie in Jauer. In der Stadt durfte kein Soldat plündern, allein desto abscheulicher wurde 5 Tage lang in den Vorstädten gehaust, wo selbst die Todten in ihrer Ruhe gestört und die Särge in den Gräbern und Grüften durchwühlt wurden.

Noch zogen sich die Preußen immer weiter zurück; unter den einzelnen kleinen Gefechten, welche zwischen ihnen und den Franzosen vorkamen, war das Treffen bei dem Dorfe Neukirch (1 ½ Meile von Breslau entfernt) das blutigste. Die Preußen verloren 200 und die Franzosen nach ihren eigenen Angaben 800 Mann.

Der General Schuler, welcher den Angriff kommandirt hatte, und zu schwach war, den kommenden Tag das Treffen fortzusetzen, zog sich in der Nacht vom 31. Mai mit der schwachen Breslauer Garnison nach Dhlau.

Die Feinde, welche nicht ohne Furcht vor dem Landsturm waren, rückten vorsichtig gegen Breslau heran, wo der Magistrat ihnen entgegen kam, welcher auf Ersuchen die Zusicherung erhielt, daß in der Stadt keine Gewaltthatigkeit verübt werden würde.

Als sie in die Stadt eingerückt waren, wagte sich kein Feind in die Häuser, getraute sich nicht einmal, einen Trunk zu fordern. Sie lagerten sich auf den Straßen und öffentlichen Plätzen. Die Truppen waren nicht jene alten kriegsgewohnten Sol-

daten, sondern junge Leute, die schlecht bekleidet und verproviantirt, von den fortwährenden Kämpfen und Strapazen todesmüde, sich, sobald es nur erlaubt war, auf das Straßenpflaster hinlegten und einschließen. Sie lebten in beständiger Furcht von den Bürgern erschlagen zu werden.

Bei Pilzen, eine halbe Meile hinter Schweidnitz, war der Rückzug der Verbündeten nach der Schlacht bei Bautzen geschehen. Hier bezogen sie ein verschanztes Lager; während man bereits wegen einer Waffenruhe in Unterhandlungen stand. Zu Pläswitz bei Tauer wurde am 4. Juni der Waffenstillstand, der beiden Armeen sehr ersprießlich zu sein schien, abgeschlossen. Er sollte bis zum 20. Juli dauern und 6 Tage vor dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten abgesetzt werden. Da Breslau in der zwischen beiden Heeren bestimmten Grenzlinie, welche für neutral erklärt wurde, lag, so verließen die Franzosen am 11. Juni diese Stadt und zogen in die Gegend von Liegnitz, wo sie mehrere Lager aufschlugen. Die ausgehungerte französische Armee sog nun den Landstrich den sie besetzt hielt mit der fürchterlichsten Zerstörungswuth aus. Am meisten litten die Städte Löwenberg, Greitenberg, Friedeberg, Lahn, Liebenthal, welche Tuch, Bier, Leinwand und Leder liefern mußten. Die einzelnen Dörfer waren zuletzt gar nicht mehr im Stande, die ihnen auferlegten Kontributionen abzutragen: alle Getreidevorräthe und Vieh waren geraubt. Die Löwenberger traf der härteste Schlag durch eine Tuchlieferung von 55,000 Ellen im Werthe von 110,000 Rthlr. Die französischen Lager waren bei Hainau, Löwenberg, Greisenberg, Friedeberg, Bogsdorf

am Quais und Klein-Neudorf am Gröbzigberge.

Im Lager der Verbündeten war das Gegentheil von jener Noth; hier herrschte Ueberfluß in jeder Hinsicht, da besonders die russischen Truppen von Polen aus reichlich versorgt wurden.

Während des Waffenstillstandes wurde vom 12. Juli ab zu Prag ein Friedenscongreß abgehalten und der Vertrag von Pläswitz bis zum 10. August verlängert. Am 12. August erklärte sich der Kaiser von Oesterreich gegen seinen Schwiegersohn, und drei bedeutende Heere, in Böhmen, Schlesien und Norddeutschland standen bereit, für die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes zu kämpfen.

Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes am 10. August sollten die Feindseligkeiten den 17. beginnen, nahmen aber schon zeitiger ihren Anfang; denn die Franzosen waren bis in das neutrale Gebiet vorgerückt, weshalb sie Blücher bis an die Ratzbach zurückdrängte und den 18. anzugreifen beschloß. In der Nacht vom 17. zum 18. hatte aber der Feind nach unbedeutenden Gefechten die Gegend um Liegnitz und Goldberg verlassen, worauf die verbündete Armee zu seiner Verfolgung aufbrach. Blücher drängte den Feind am 20. bis über den Bober zurück.

An diesem Tage litt Bunzlau neues, größeres Unglück, als es jemals erfahren. Schon während des Waffenstillstandes hatte der Ort eine bedeutende Kontribution zahlen müssen; zuletzt wurde er auf Befehl des Kaisers der Franzosen besetzt. Zu diesem Ende riß man 42 Wohnhäuser in den Vorstädten nieder und vernichtete die

schönen Gärten ringsum; die steinernen nach zwei Thoren führenden Brücken wurden in hölzerne umgewandelt, die Linden am Schloßteiche niedergehauen, der größte Theil der Kirchhofmauer eingeschlagen und die neue Begräbniskirche innerlich ganz verwüstet. Der Schade, welcher der Stadt im Allgemeinen erwuchs, wird auf mehr als 200,000 Thaler gerechnet. Als Blücher am 20. August weiter vordrang, verließen die Feinde das gequälte Bunzlau und zerstörten die angelegten Verschanzungen, sprengten die Pulvermagazine in die Luft und brachen alle Brücken über den Bober ab.

Am 18. August war bereits Lähn, in Folge eines Gefechts der Russen mit dem Feinde, in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Napoleon befand sich an jenem Tage in Lauban und bedrohte Schlesien mit aller Uebermacht. Blücher zog sich deshalb mit seinem Heere zurück und eröffnete am 23. August bei Goldberg ein heißes blutiges Treffen.

Früh um 9 Uhr erhob sich von beiden Seiten eine furchtbare Kanonade. Die Verbündeten hielten das rechte Katzbachufer besetzt und Langerons Corps den Wolfsberg. Am linken Ufer der Katzbach stand die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg, den rechten Flügel bildend; der Flinsberg war mit Vorposten besetzt. Der Feind gegenüber war das 5te Corps unter Lauriston und das 11te unter Macdonald. Jener hatte den Oberbefehl. Alle Bemühungen, den Wolfsberg zu erstürmen, scheiterten dreimal an der russischen Tapferkeit. Endlich setzte sich der General Bado an die Spitze des 135sten Regiments, drang zum vierten Mal vor-

wärts und erreichte mit Verlust seines und des Lebens von 400 Mann seinen Zweck. Der Berg wurde genommen, und sechzend zogen sich die Russen gegen Goldberg, besetzten den Flinsberg stärker und schlugen den anrückenden Feind ungestüm zurück. Nun griff der linke französische Flügel unter Macdonald den Prinzen Carl in der Niederau an. Anfangs sah es schlimm aus, denn die Uebermacht war auf des Feindes Seite; allein des Prinzen persönliche Gegenwart, (er stellte sich mit einer Fahne an die Spitze der weichenden Bataillone) und der Muth seiner Husaren, unter Marburgs Anführung, besreite die Preußen; letztere konnten zwar gegen die französischen Infanterie-Bierecke nicht viel ausrichten, doch erstach ein Kosak einen General. Um 12 Uhr wurde die Schlacht abgebrochen, die Verbündeten zogen sich zurück und die nachrückenden Franzosen steckten um 1 Uhr die Niederau an, wo zwei Vorwerke niederbrannten. Während jener Schlacht vor dem Thore, hatte der Feind auch die Preußen in der Stadt angegriffen und seit 9 Uhr des Morgens Alles versucht, sich derselben zu bemächtigen. Allein die bei der Obermühle und den Tuchfärbereien so wie auf dem Burgberge stehenden preussischen Landwehrmänner und Jäger vereitelten mit wahrem Heldenthum seinen Plan. Als aber die Franzosen jene Färbereien in Brand schossen, mußten diese Tapferen sich nach der Stadt zurückziehen. Mit großem Jammergeschrei krochen jetzt die Bewohner der Vorstadt aus ihren Kellern, suchten mit Lebensgefahr die Höhe der Stadt zu erklimmen, wurden jedoch vom Feinde bald zurückgejagt, welcher gegen das Ober- und

Niederthor einbrang. Der Major von der Goltz, welcher sämtliche Truppen in der Stadt befehligte, that Alles, sie zu behaupten. Er und seine Offiziere ermunterten die hier größtentheils zum erstenmal fechtende Landwehr und diese that denn auch ihre Schuldigkeit. Als es späterhin den Franzosen dreimal gelang, das Oberthor zu erstürmen und in die Schmiedegasse vorzudringen, warf mit Hurrah jedesmal ein Landwehrbataillon sich ihnen entgegen, trieb sie hinaus und besetzte wieder das Thor. Die meisten Einwohner hatten während des Kampfes sich und ihre Habseligkeiten in die Keller geflüchtet, und erwarteten hier mit Zittern und Angst den Ausgang ihres Schicksals. Die Beherztesten darunter wagten sich in die Nähe des Kampfplatzes und trugen Verwundete auf den Schultern weg in das Lazareth. Sogar Knaben halfen Munitionswagen abladen und Frauen drängten sich, Brot in der Schürze und Bier- oder Branntweingefäße in der Hand, in die Soldatenreihen, nicht fürchtend die Kugeln, welche sie umschwirrten und hier und da einschlugen. So ging es bis Nachmittags 3 Uhr wo den tapfern Preußen anbefohlen wurde, die Stadt zu verlassen, welches denn auch in größter Ordnung geschah. Mit Gebrüll drang sofort der Feind ein, feuerte auf jeden, der sich auf der Gasse sehen ließ und verübte an neun gefangenen Landwehrmännern, selbst nachdem sie erschossen waren, scheußliche Mißhandlung. Der Stadt Goldberg hatte die Kanonade keinen bedeutenden Schaden gethan, destomehr das Kleingewehrfeuer. Zwei Privat-Personen, und zwar eine darunter, der älteste Einwohner Goldbergs, ein 90-jähriger Greis, waren von

durchs Fenster eindringenden Kugeln getödtet worden. Die Zahl der beiderseitigen Todten betrug 1726, zwei französische Generale darunter beerdigte man sogleich auf der Wahlstatt; sowohl die Russen als die Preußen hatten ihre Verwundeten mitgenommen; die Franzosen brachten deren 2000 in die Stadt und singen bald nachher wieder ihre Gewaltthätigkeit gegen die Bürgerschaft an, zumal da sie in Erfahrung gebracht haben wollten, daß einzelne Bürger von der Stadtmauer auf sie geschossen. Die Thüren, welche die städtischen Einwohner nach dem Abzuge der Preußen verrammelt und verschlossen hielten, wurden nun durch Kolbenschläge aufgebrochen. Wüthend drang der Feind ein, raubte und plünderte zerschlug und zerstörte was ihm unter die Hände gerieth. Besonders ungestüm wurde Geld gefordert, und wehe dem, der keins geben konnte, oder nicht augenblicklich gab; er wurde von diesen Unmenschen verwundet oder zum Krüpel geschlagen, ja ein Bürger sogar ermordet. Nach zwei Stunden kamen die Generale Macdonald und Lauriston, und auf Bitten der Einwohner mußte das Plündern aufhören, bloß nach Lebensmitteln durfte der Soldat suchen, wobei aber, da an letzteren gänzlicher Mangel war, noch mancher harte Strauß vorfiel.

Den 24. August brach die französische Armee größtentheils auf und zog nach Baur. Fast die ganze schlesische Armee stand bei Gainsau. Und schon am 25. August war man in der verbündeten Armee entschlossen, den Feind anzugreifen.

An demselben Tage forderte der französische General Souham durch zwei Adjutanten von der Stadt Gainsau 3000 Thlr.

und 6 gefattelte Pferde, mit der Androhung, dieselbe aller Orten anzuzünden. Man brachte, um den Verdacht der Widerspenstigkeit abzulehnen, 150 Thlr. und drei gefattelte Pferde, aber die Adjutanten beharrten auf ihrer ersten Forderung. Jetzt erklärten die Rathsherrn unerschrocken und dreist: „Unsere Bürgerschaft ist durch die fürchterlichsten Erpressungen bettelarm geworden und darum bereit, die Stadt eigenhändig in Asche zu legen, um der französischen Tyrannei zu entinnen. In gegenwärtiger Lage hat das Leben keinen fernern Werth.“ Diese Rede schmeckte nach Landssturm, der den Franzosen ganz unausstehlich war; daher begnügten sich die Adjutanten mit dem Darbrachten und gingen davon.

Am 26. August Nachmittags um 3 Uhr schlug der Held Blücher die fürchterliche entscheidende Schlacht an der Raabach.*)

Schon am 25. August — es war ein Mittwoch, ein ganz umwölfter Tag, der

Wind wehte heftig und rauh — brachen die Corps aus. Das Corps von Sacken, welches bestimmt war, den rechten Flügel zu bilden, zog sich über Brechelschhof nach Malitsch, das Corps von Langeron, welches den linken Flügel ausmachte, rückte nach Hennersdorf vor, und das Corps v. York, zum Mittelpunkte bestimmt, blieb an diesem Tage noch bei Jauer zurück. — Dieser Stellung gegenüber stand die französische Armee, und zwar das Corps von Lauriston bei Goldberg, seine Vortruppen bei Prausnitz; hinter diesem das Corps von Macdonald, und das Corps von Ney war noch auf dem Marsche von Haynau nach dem Schlachtfelde begriffen. Es kam an diesem Tage bis in die Gegend von Lobenau und vereinigte sich erst am folgenden mit den beiden andern Corps.

Der 26. August brach an. Der ganze Horizont war mit düstern Wolken bedeckt,

flanenhöhe. Links zieht sich die Ebene bis gegen die Reiffe und Raabach, welche im Grunde des erwähnten Bogens in einander fließen. Dicht aber am Ufer jener beiden Gewässer endigt sich die Bergenebene in ziemlich schroffe Tiefen, in denen die beiden Flüsse sich bewegen. Mehrere enge Fahrwege führen von Brechelschhof, Eichholz und Kleintinz nach Weinberg, Niederkrayn und Gr. Danowitz, die in der Tiefe an den Ufern der Reiffe liegen. Ganz anders ist das linke Ufer der beiden Gewässer. Eine lange Reihe ziemlich hoher größtentheils bewachsener Berge zieht sich längs dem Ufer, eine halbe Meile von diesem, die Heßberge genannt. Sie erheben sich langsam, und lassen also ein Thal zwischen sich, der Reiffe und der Raabach, in welchem auf der Straße von Jauer nach Goldberg die Dörfer Hennersdorf und Seichau liegen. Bei Hennersdorf ist der Weg am engsten und hier daher eine vorzüglich schöne Position, um einen herankommenden Feind zu erwarten.

*) Um eine deutliche Ansicht der Schlacht zu haben, ist es nöthig das Schlachtfeld kennen zu lernen. Die wüthende Reiffe bildet da, wo sie sich in die Raabach ergießt, mit diesem Flusse einen großen Bogen, welcher zwischen Liegnitz und Jauer ausbeugt, also nach der rechten Seite zu offen ist. In diesem Bogen war das Schlachtfeld. Das Land auf dem rechten Ufer der Reiffe und Raabach bildet eine hohe Ebene, die sich von Jauer bis Liegnitz erstreckt. Der höchste Punkt derselben ist, eine Meile von Jauer, die Christianenhöhe. Von hier übersteht der Blick weithin die fruchtbare Bergenebene, die nach beiden genannten Städten sich sanft herabsenkt. Von Jauer steigt man demnach sanft aufwärts längs der Reiffe bis Brechelschhof, drei Viertelmeilen von der Stadt; hier beginnt die Bergenebene. Rechts liegt Malitsch, gradezu Eichholz, zwischen beiden Theilen Tribelwitz, unweit dieses letzten Dorfes, also zwischen Brechelschhof und Eichholz, Chri-

die anfangs einen dünnen Regen herabfallen ließen, bald aber sich wie in Strömen ergossen. Die russischen und preussischen Truppen standen schlagfertig da, und erwarteten nur den Befehl zum Ausbruch. Die leichten Truppen waren bereits über die Katsbach bei Weinberg und Niederkrayn gegangen, und hatten erst unweit Goldberg den Feind getroffen, der sich langsam näherte. General Lauriston hatte sich ganz früh in Bewegung gesetzt, auf der Straße von Goldberg nach Zauer. Ihm folgte gleich darauf Marschall Macdonald, sich links wendend, so daß dieser den linken, jener den rechten Flügel befehligte.

Zum Nachmittag um 2 Uhr war von dem General von Blücher der Angriff bestimmt worden. Es sollte nämlich, nach dem ersten Plane, das Corps von Sacken zwischen Liegnitz und Goldberg über die Katsbach gehen, sich auf das anrückende Neysche Corps werfen, das Yorksche sollte diesen Angriff mit ganzer Macht unterstützen, und das Langeronsche diesen beiden Corps den Rücken decken. So hoffte man die Franzosen theilweise aufzureiben: das Neysche Corps sollte ganz vernichtet und von der Uebermacht erdrückt werden, ehe die beiden andern französischen Corps es merkten, oder zu Hülfe eilen konnten. Die Befehlung hatte es anders beschlossen; nicht ein Corps, sondern alle drei sollten eine völlige Niederlage erhalten.

Marschall Macdonald hatte indessen seinen Marsch von Goldberg über Rochlitz und Niederkrayn fortgesetzt. Vor ihm gezogen sich die russischen und preussischen Vortruppen in geordnetem Rückzuge zurück, sie hatten ausdrücklichen Befehl sich in kein

ernsthafteß Gefecht einzulassen. Gegen Mittag gingen diese Vortruppen über die wüthende Neisse bei Niederkrayn und Weinberg zurück, und stellten sich auf den Rand der Anhöhen, die längs dem rechten Ufer dieses Wassers die oben erwähnte Bergebene begrenzten.

Um 1 Uhr Nachmittag langte das Macdonaldsche Corps an der wüthenden Neisse an. Mit Macht drang es in Ober- und Niederkrayn ein, und führte auf den Anhöhen, die diesem Dorfe gegenüber, auf dem linken Ufer liegen, schleunig vier Batterien auf, mit dem es die jenseits stehenden verbündeten Vortruppen heftig beschoss, um den Uebergang über die Krainer Brücke zu erzwingen. Da es durchaus nicht im Plane lag, ihnen diesen Uebergang zu wehren, es auch bei der Uebermacht der Franzosen nicht möglich war, so begnügten sich jene, ihnen lebhaft mit Kanonen zu antworten. Während dieser heftigen Kanonade sprengte die ganze Reiterei dieses Corps im starken Trabe durch Niederkrayn, und stürmten jene Anhöhen bei Jenkwitz und Weinberg, wo die Vortruppen der Verbündeten standen. Eine starke Infanterie folgte auf dem Fuße nach, und griff die oben stehende preussische Brigade von Horn an, die mit heroischem Muthe den ersten wüthenden Angriff aufhielt, und dadurch der Hauptarmee Zeit gab, die geänderten Dispositionen in Ausführung zu bringen.

Das Yorksche Corps war bereits von Zauer am Vormittage aufgebrochen; General von Blücher und die übrigen Generale hatten um 9 Uhr Zauer verlassen, und rückten über Alt-Zauer auf der Straße nach Brechelsdorf vor. Als das Corps aber hier

eben die Bergebene erreichte, ging die Meldung ein: daß die gesammte französische Armee in Anmarsch wäre, und die Vortruppen drängte. Dies machte einen andern Plan nöthig, den General v. Blücher sogleich entwarf und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ausführte.

Blücher ließ das Yorksche Corps sogleich halten und stellte es verdeckt auf, um dem übermüthig herandrängenden Feinde seine wahre Stärke zu verbergen. Er erkannte sogleich, daß die Anhöhe bei Christianenhöhe, vor allen Dingen als der Mittelpunkt der Schlacht besetzt werden mußte, und traf demnach folgende Anordnungen:

Auf dem linken Flügel blieb General Langeron bei Hemmersdorf stehen, und sollte die Angriffe des Lauristonschen Corps abzutreiben suchen.

Den Mittelpunkt bildete das Yorksche Corps. Die Reiterei des Corps wurde theils links von Christianenhöhe, hinter die Brigade von Meklenburg, theils verdeckt hinter diese Anhöhe aufgestellt.

An das Yorksche Corps schloß sich der rechte Flügel, das russische Corps des General Baron v. Sacken an. Die Anhöhe von Christianenhöhe war nur zwischen ihnen.

Zwischen dieser Kolonie und dem Dorfe Eichholz standen die Vortruppen unter Generalleutenant Wassiltschikoff, dahinter eine zweite Linie unter den Befehlen des General-Majors Utschakoff. Das Dorf Eichholz, welches die rechte Flanke decken sollte, mußte vorzüglich stark besetzt werden; und der General legte daher das 8te und 39ste Jäger-Regiment hinein, und da so viel an der Behauptung dieses Dorfes lag, wurden zur Unterstützung dieser beiden Regimenter noch

dahinter das Schoskische und Ramschattische Regiment aufgestellt. Der übrige Theil des Sackenschen Corps stand verdeckt hinter der Christianenhöhe, und schloß sich da an die Preußen an. Es waren zwei starke Linien; die erste befehligte Generalleutenant Nevarowski, die zweite General Graf Lieven.

General Baron von Sacken ließ die Anhöhe von Christianenhöhe, welche der Schlüssel der ganzen Stellung war, mit der Artillerie-Compagnie des Obersten Brams besetzen, eine preussische Batterie wurde ebenfalls dort aufgestellt; und eben diese 16 Kanonen waren es, die den anrückenden Feind zuerst empfingen. Da sie, so lange er in dichten Reihen marschirte, ihm großen Schaden thaten, so sah er sich genöthigt, sich zu entwickeln und in Schlachtordnung zu stellen.

Sobald Blücher seine Anordnungen vollendet hatte, sandte er einen seiner Adjutanten auf dem rechten Flügel zum General von Sacken, und ließ ihn auffordern, den linken französischen Flügel anzugreifen, während er den Mittelpunkt des Feindes zu durchbrechen suchen würde. „Antworten Sie dem General: Hurrah!“, war die Antwort des tapfern Sacken, und die Schlacht begann.

Ueber jenen Bewegungen war mehr als eine Stunde vergangen, und es war 3 Uhr geworden, ehe die Schlacht anfang. Ob es gleich das unangenehmste Wetter von der Welt und der Soldat bis aufs Hemde durchnäßt war, so waren doch alle vom größten Enthusiasmus befeelt. Der durch die lange Ruhe des Waffenstillstandes verstärkte Nationalhaß, der Drang, an dem übermüthigen Feinde Rache zu nehmen,

brach nun plötzlich los und mit inniger Freude sahen nun Preußen und Russen endlich den ersehnten Augenblick gekommen, sich mit dem verhassten Feinde in einer offenen Feldschlacht zu sehen.

Die Schlacht wurde mit einem lebhaften Kanonenfeuer eröffnet, welches die Franzosen eben so lebhaft erwiderten. Vortzügliche Dienste thaten die beiden Batterien bei Christianenhöhe. Dennoch rückten die französischen Linien vor, und man ließ sie näher heraufkommen, um sie dann desto besser fassen zu können. Endlich waren sie so weit angekommen, daß ihr linker Flügel vor Eichholz, und ihr Mittelpunkt vorwärts Ober-Weinberg stand. Nun begann der Angriff der preussischen Infanterie. Das zweite Bataillon des brandenburgischen Regiments eröffnete, von zwei andern unterstützt, den Angriff. Sie marschirte in Linie auf, und rückte gegen drei französische Batterien vor, die von zwei Bataillons, die im Viereck standen, beschützt wurden. Obgleich alle drei Batterien die vorrückenden preussischen Bataillons beschossen, so rückten sie doch in gemessenen Schritten und kaltblütig vor. Was fiel, das fiel. Je näher sie dem Feinde kamen, desto weniger wurden ihnen die Kartätschen gefährlich; dagegen fing es nun an aus den Vierecken mit dem kleinen Gewehr auf sie zu feuern. Nun wurden die Schritte verdoppelt; und mit Hurrah! stürzten sie sich, jedes Bataillon auf ein Viereck. Die französischen Grenadiere standen wie eingemauert.

Bis auf zwei Schritte näherten sich die Preußen, so standen sie einen Augenblick, Auge in Auge, einander gegenüber; starr sah man sich von beiden Seiten an.

Dann riefen die preussischen Offiziere: „drauf, drauf!“ und im Nu nahm der Soldat das Gewehr verkehrt, und schlug mit der Kolbe in die Franzosen hinein. Schnell wurden die Vierecke, da die Preußen in Linie standen, rechts und links umzingelt und so von allen Seiten mit dem Bajonett und der Kolbe angegriffen. Jetzt war an keinen Pardon mehr zu denken; die französische Bravour mußte dem Muth und der persönlichen Stärke der Brandenburger weichen und nach 20 Minuten lagen die ganzen Vierecke da, zu Boden geschlagen, in einen Haufen Todter und Verwundeter verwandelt. Etwa 150 Lebendige und leicht Verwundete fanden sich hernach aus jedem dieser niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus, die man als Gefangene wegführte. Doch hatte auch jedes preussische Bataillon bei diesem Angriff gegen 200 Mann verloren.

Während dieses ersten Angriffs hatte sich auch die übrige Infanterie der Brigade von Horn und Prinz von Mecklenburg in Bewegung gesetzt, und die preussische Reiterei hieb schwadronenweise ein. Auf der ganzen Linie wurde nun die Schlacht allgemein. Der unaufhörliche Regen machte, daß bald die Gewehre nicht mehr losgingen; desto eifriger arbeitete das grobe Geschütz, und wo die Infanterie auf einander traf, wurde nur mit dem Bajonette und mit der Kolbe gefochten. Nirgends konnte die französische Infanterie dem wüthenden Andrängen der Preußen widerstehen, und was sich zu widersetzen wagte wurde niedergeworfen oder zu Gefangenen gemacht. Da versuchte es der Feind mit seiner Reiterei das Vordringen der Preußen aufzuhalten, um der

Infanterie Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln und Athem zu schöpfen. Die preussische Reiterei sammelte sich geschwind, und ging ihr entgegen, und so tummelten sich auf der hohen Ebene zwischen Christianenhöhe und Weinberg an 8000 Mann Reiterei herum. Aber auch dieser letzte Versuch des Marschall Macdonald war vergebens; die französische Reiterei wurde geworfen, sie stürzte sich fliehend auf ihre eigene Infanterie, und riß alles in regelloser Flucht mit sich fort. So war die Schlacht also im Mittelpunkt des Treffens entschieden.

Auf dem rechten Flügel war indessen General von Sacken auch nicht müßig gewesen. Sein scharfer Blick hatte sogleich bemerkt, daß der linke Flügel des Feindes keinen Stützpunkt habe und daher leicht umgangen werden könnte. Er befahl daher sogleich dem General-Major Lanskoy, der die Reiterei befehligte, dem General-Major Wassiltschikoff mit dem Achfirschen Husarenregiment und dem General-Major Karpoff mit den Kosaken ihre Stellung zwischen Christianenhöhe und Eichholz zu verlassen und sich rechts zu ziehen. Die Reiterei ließ, ohne daß der Feind es wahrnahm, das Dorf Eichholz links, und stand so urplötzlich bei Klein-Vinz in der linken Flanke des Feindes. Ihr war zur Unterstützung die vorderste Linie der Infanterie unter Generallieutenant Neparowski gefolgt, dessen Platz nun die zweite Linie unter General-Major Graf Lieven einnahm. Diese Bewegung entschied auch hier völlig. Die Franzosen, ob sie gleich die ganze Reiterei ihres linken Flügels der russischen Reiterei entgegen stellten, geriethen zwischen zwei Feuer. Mit Entsetzen sahen sie den Feind

im Rücken und schonungslos alles niedermekeln.

Da bemächtigte sich auch hier Schrecken der Gemüther, und nun begann eine der wildesten Fluchten, die man je gesehen hat. Unaufhaltsam und in stürmischer Eile zerstreuten sich alle und jede Bataillons und Schwadronen und stürzten dem Dorfe Niederkrahn zu, wo der Uebergang über die wüthende Reisse war.

Durch ein glückliches Zusammentreffen fiel der Sieg des General York und des General v. Sacken zu gleicher Zeit, und so war also die ganze Bergebene in einem und demselben Augenblicke mit französischen Flüchtlingen bedeckt. Jeder eilte dem andern zuvor, um nur die Uebergangsbrücke zu erreichen. So lange die Flucht über die Ebene ging, fand jeder einen Weg quer über die Felder; als aber die Fliehenden an den Abhang kamen, der das Ufer der wüthenden Reisse umzieht; entstand in den Hohlwegen die fürchterlichste Verwirrung. Die Reiter ritten das Fußvolk nieder, diese stießen mit dem Bajonett auf die Pferde, um Platz zu gewinnen, und als nun der lange Zug der Kanonen und Munitionswagen im stüchtigen Galopp den engen Wegen zueilte, erreichte die Verwirrung und das Geschrei den höchsten Grad. Wenige Augenblicke reichten hin, um manche dieser Engpässe völlig zu verstopfen.

Die preussische und russische Reiterei hatte gleich nach erfolgtem Siege den fliehenden Feind verfolgt, und seine Flucht beschleunigt. Das oft wiederholte Hurrah! vermehrte den Schrecken des zitternden Feindes, der nur in der schleunigsten Flucht seine Rettung zu finden glaubte. Das ganze

Feld lag voll verwundeter und todtter Menschen und Pferde, voll weggeworfener Flinten, Eschako's, Tornister und Patrontaschen; hier und da lagen umgeworfene Karren, unbrauchbar gewordene und verlassene Kanonen und ganze Haufen fliehender Infanteristen sah man von einzelnen Reitern gefangen nehmen. Die Verwirrung in den Hohlwegen hielt selbst die Sieger auf, die nachdem sie die ihnen am nächsten Stehenden niedergemacht hatten, vor den vorliegenden Leichen und Wagen oft nicht weiter konnten.

Sobald die Fliehenden aus den verblichenen Engpässen, die den Berg hinabführten, hervorkamen, stürzten sie nun der Brücke von Nieder-Krayn zu, aber nur ein kleiner Theil konnte sie erreichen. Die meisten warfen sich aufs Gerathewohl in den durch den Regen bereits angeschwollenen Bach, die wüthende Reisse, und fanden zum Theil darin den Tod. Die Meisten flohen durch genanntes Dorf, der kleinere Theil nur eilte weiter unterhalb des Baches durch Groß-Jänkwitz. Bei Nieder-Krayn blieben mehrere Munitionswagen im Wasser stecken. Alle Bäume waren in kurzer Zeit von den fliehenden Massen wie umgelegt. In bunter Unordnung drängten sich die Reiter und Fußgänger, Verwundete ohne Zahl, schreiend und wimmernd durch die Gasse des Dorfes. Mitten durch sprengten die Trainknechte, die die Stränge abgeschnitten und ihre Kanonen und Munitionswagen im Stich gelassen hatten, oder Pferde ohne Reiter. Viele Hundert Franzosen warfen sich, erschöpft durch Wunden oder Hunger, in die Pauerhäuser, und erwarteten hier in starrer Verzweiflung den Tod oder die Gefangen-

schaft; alle Wohnungen und Scheunen waren mit diesen Unglücklichen angefüllt.

Indessen hatten die siegenden Truppen den Thalrand erreicht, den die Franzosen eben hinabgestürzt waren, und führten hier Kanonen auf, mit denen sie das Dorf Nieder-Krayn und die sich hineindrängenden Feinde beschossen. Einige Granaten, welche hier und da einschlugen, erhöhten die Verzweiflung der Fliehenden, und vermehrten das Geschrei und das Fluchen über die Vordern, die den Nachfolgenden nicht genug eilten. Obgleich die meisten Häuser des Dorfes mit Stroh gedeckt waren, so zündete doch nicht eine Granate, weil von dem unausgesetzten Regen die Dächer völlig durchnäßt waren.

Diejenigen welche glücklich über die wüthende Reisse gekommen waren, eilten nun der Raabach zu. Das Macdonaldsche Corps wandte sich meist nach Goldberg.

Das Neysche Corps, welches auf dem linken Flügel gestanden hatte, floh meistens nach Kroitsch, über die Raabach, und nur die Nacht machte dem Verfolgen der Sieger, nicht aber der Flucht der Besiegten ein Ende; denn diese währte die ganze Nacht hindurch, ungeachtet der Himmel Ströme von Regen ergoß, jeder Bach zum reißenden Strom wurde und die Finsterniß der Nacht undurchbringlich war.

Das Langeronsche Corps, welches den linken Flügel der schlesischen Armee ausmachte, war nicht so siegreich. Es stand auf dem linken Ufer der wüthenden Reisse, dem Corps des General Lauriston gegenüber und hatte die vortheilhafte Stellung bei Hennersdorf inne. Bald nach Anfange der Schlacht hatte Lauriston seiner Seits

dieselbe Bewegung machen lassen, wodurch General v. Sacken den Sieg auf seinem Flügel entschieden hatte. Er warf seine leichte Infanterie in die Gebüsch der Hefberge, und umging dadurch die linke Flanke der Russen, die, nachdem sie eine Zeit lang wirksam beschossen worden waren, bis Peterwiz zurückwichen. Hier wurde mit großer Hartnäckigkeit gefochten, und den Franzosen das weitere Vordringen zwar gewehrt, doch gelang es den Russen nicht, die erste Aufstellung wieder zu gewinnen. Es blieb das Gefecht hier so völlig unentschieden, daß die französischen Vortruppen dieses Flügels die Nacht hindurch Hennersdorf besetzt hielten, und sich einbildeten die Schlacht wäre für sie gewonnen, und sie würden am folgenden Tage nach Tauer vorrücken. Daher waren sie sehr erstaunt, als am folgenden Morgen Russen und Preußen Hennersdorf umringten und sie gefangen nahmen. In der Nacht, als die Schlacht längst beendet und die Verfolgung ausgesetzt war, schickte General Souham, der das Naysche Corps befehligte, von der Gegend von Liegnitz her eine Infanteriemasse mit 16 Kanonen. Sie wurde von den ihr entgegen geschickten Generalen Nevarowski und Lie-

Die Liegnitzer hatten von der Schlacht keinen Schuß vernommen, und blieben, so wie die französische Besatzung, über den Ausgang derselben in Ungewißheit; diese sprachen wohlgemuth von ihrem bevorstehenden Zuge nach Breslau, als zu ihrem Schrecken den 27. August Nachmittags 2 Uhr französische Panzerreiter sie aus dem Traume weckten und diesen schon die Kosaken auf den Fersen folgten. Unbeschreiblicher Wir-

war entstand. Fünfzig Kosaken jagten mit schrecklichem Hurrah in die Stadt Liegnitz herein. Die französische Wache flüchtete auf den Ring und die Panzerreiter machten sich früher davon, als das Fußvolk. So war Liegnitz auf immer von den schlimmen Gästen befreit, deren Anwesenheit durch die ungeheuern Erpressungen unvergeßlich bleiben wird.

In Goldberg langten schon am Tage der Schlacht (26. Aug.) Nachmittags 4 Uhr die ersten Flüchtlinge an. Kaum eine Stunde später liefen größere oder kleinere französische Trupps, Reiter und Fußvolk untereinander, in der regellosesten Unordnung durch die Stadt. Ihre Kleidung war durchnäßt, sie klapperten vor Frost, Angst und Furcht malte sich auf ihren bleichen, verzerrten Gesichtern, und bettelnd um Brod, das leider nicht zu haben war, standen sie an den verschlossenen Hausthüren. Wer ja von mitleidigen Einwohnern einen Bissen Brodt erhielt, dankte höflichst. Abends 7 Uhr geschah ein Kanonenschuß und setzte die kleine Besatzung in Thätigkeit; sie ergriff ebenfalls die Flucht und aus den Lazarethen hinkten Verwundete und Kranke, auf Gewehre oder Stöcke gestützt, mit Sämmern und Aechzen ihren hastig davoneilenden Kameraden nach. Die ganze Nacht hindurch dauerte dieses rastlose Drängen. Am Morgen (27. Aug.) zeigten sich die Kosaken und bald darauf auch Preußen. In wildester Eile und Regellosigkeit setzten die Franzosen ihre Flucht fort. Wie Bettler irrten sie auf den Straßen umher, fielen in die Häuser ein, durchspähten jeden Winkel und verschluckten, vom fressenden Hunger gequält, was sie etwa von Speisen

oder Getränken voranden. Offiziere boten Fünffrankenstücke für ein Glas Branntwein, aber umsonst, denn keiner war vorrätzig. Die verfolgenden Russen und Preußen machten unaufhörlich Gefangene. Am 28. Abends nahm General Blücher sein Hauptquartier in dieser Stadt und den 29. zogen die Verbündeten unaufhörlich durch, worauf sich die allgemeine Noth zu mindern begann.

In Löwenberg arbeiteten die Franzosen thätig an der Brücke zum Weitermarsch; allein, da weder Bitten, Belohnungen noch Drohungen die Fischer bewegten, den Marschall Macdonald von der steinernen Brücke in einem Kahne herüberzuholen, unterblieb der Bau. Die französischen Kommissaire unterhielten die Bürger mit Siegesnachrichten von Dresden, welche ihr Kaiser im gewöhnlichen Styl geschrieben hatte. Sie erwarteten denselben in Löwenberg und berauschten sich vor Freude, weil sie hofften, das ihnen von den Kosaken geraubte Gut wiederzuerhalten. Mancher darunter hatte statt des Rockes bloß ein Stück von den Rahmen geschnittenes Tuch um den Leib gehüllt. Am 29. August machte sich die französische Besatzung marschfertig. Kurz darauf erscholl der fürchterliche Kanonendonner der Preußen und Russen, und geschreckt davon hinkten die französischen Verbündeten nach Sachsen. Große Unordnungen entstanden des Abends, weil die Einwohner keine Lebensmittel mehr besaßen und die Soldaten beim Kommandanten Schmidt vorgaben, von den Bürgern gemißhandelt worden zu sein. Der Kommandant drohte die Bürger erschießen zu lassen, wofern er nicht 900 Thaler Lösegeld bekäme, begnügte

sich aber mit 100 Thalern. Am 30. August Nachmittags wurde die Stadt die lästigen Gäste los, und am 31. August ließ der Feldmarschall Blücher den vierten Armeebericht drucken, der die Siegesnachricht verkündete: Schlessien ist von den Franzosen befreit.

Macdonald, Souham und 10 andere Generale eilten mit dem armseligsten Gefolge am 28. August durch Bunzlau.

Mit Ausnahme der Stadt Glogau war Schlessien von seinen Feinden befreit.

Schon am 20. Februar, nach dem unglücklichen Rückzuge der Franzosen aus Rußland war Glogau in Belagerungszustand erklärt und am 10. März völlig gesperrt worden, ohne daß sich die Einwohner hinlänglich verproviantiren konnten. Am 19. März beschossen die anrückenden Truppen die Stadt. Keiner der Eingeschlossenen wußte etwas von dem veränderten Laufe der Weltbegebenheiten und namentlich der Verbindung Preußens mit Rußland. Erst als die Belagerten am 7. Mai einen Ausfall wagten und einige Preußen gefangen nahmen, erhielten sie ausführliche Kunde hiervon. Bis zum 27. Mai wurde die Stadt bloßirt; an diesem Tage zogen die Russen ab, da sich das Kriegsglück wendete, und die französische Uebermacht in Schlessien einrückte. Deshalb öffnete man am 29. Mai wiederum die Thore. Hunger und Krankheit hatten die Noth der Bürger zu bedeutender Höhe gesteigert. Schon die im ärmlichsten Zustande aus Rußland zurückkehrenden Ueberreste der „großen Armee“ hatten in der Stadt und Umgegend ein bössartiges Nervenfieber verbreitet, welches wüthend um sich griff und den traurigen

Zustand der Einwohner, welcher noch fast ein halbes Jahr fortbauerte, immermehr steigerte. Dies geschah auch, als die französische Armee aus Schlesien gedrängt und die Verbündeten die berühmte Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober siegend schlugen und weiter vordringend Paris am 31. März 1814 einnahmen, worauf der Weltfriede den 30. Mai geschlossen wurde.

Gegen Ende September hatten die Preußen und Russen die Stadt wiederholt eingeschlossen, blockirten sie zwar nicht, um nicht das Elend der Einwohner den höchsten Gipfel erreichen zu lassen, hielten sie aber sorgsam bewacht. Dessenungeachtet mehrten sich Hunger und Krankheit von Tage zu Tage, daß der Kommandant sich genöthigt sah, unter andern am 1sten Adventsonntage gegen 1900 Menschen herauszulassen. Um die Stadt war kein Haus, kein Baum mehr zu sehen und zu finden, der ganze Hinterdom war der Erde gleich gemacht, 84 Bürgerhäuser zu Kasernen und Lazarethen eingerichtet und selbst die Garnison befand sich in einem so üblen Zustande, daß die sonst so stolzen Truppen bei den bemittelteren Bürgern häufig um Speise und Brot bettelten.

Die Befreiung Deutschlands erfuhr man in der Stadt erst im Januar 1814, worauf gegen 2000 Mann deutscher Truppen, Spanier und Holländer ihre Entlassung forderten, die sie auch erhielten und den 23. Januar aus der Festung marschirten. Der Kommandant Laplane, welcher merkte, daß seine Befehlshaberschaft in der Festung bald ein Ende erreicht haben würde, fing nun an dringender die geängstigten Einwohner zu martern, die in ihrer rettungslosen Lage keinen Ausweg fanden. Er ließ am 25. Januar zwölf Fässer Pulver in die Keller des Rathhauses schaffen, und drohte, dasselbe in die Luft zu sprengen, wosern die Bürgerschaft seinen Geldforderungen nicht Genüge leiste. Geduldig mußten die armen Bürger ihr Schicksal tragen, bis am 10. April, an welchem Tage die Einnahme von Paris hier bekannt wurde, Laplane kapitulirte und zog den 17. April mit 2429 Mann aus den Thoren der geängstigten Stadt, 740 gefährlich Kranke zurücklassend, welche von der Bürgerschaft, ungeachtet sie die härtesten Drangsale von den Feinden erduldet, dennoch bis zu ihrer völligen Herstellung gepflegt wurden.

Zweiter Befreiungskrieg im Jahre 1815.

Europa in seinen politischen, in seinen intellectuellen und moralischen Grundlagen auf das tiefste erschüttert bedurfte eines festen und dauernden Friedens. Zu diesem Behufe hatten die vereinigten Monarchen schon während ihres Aufenthaltes zu Paris eine Zusammenkunft zu Wien beschlossen, welche unter dem Namen der „Wiener Kon-

greß“ bekannt ist, und den 3. November seinen Anfang nahm, des dazwischen fallenden Krieges wegen aber erst durch die Schlusakte vom 9. Juni 1815 beendet ward.

Während der Verhandlungen kehrte Napoleon, welcher seiner Kaiserwürde hatte entsagen müssen und dem die Insel Elba zu seinem Aufenthalt angewiesen worden,

nach Frankreich zurück (1. März 1815), und wurde mit Enthusiasmus empfangen. Schon am 20. März hielt er seinen Einzugszug in Paris, nachdem König Ludwig XVIII. die Flucht ergriffen hatte. Die vereinigten Mächte erklärten den sich wieder auf den französischen Thron schwingenden Kaiser in die Acht; mit einem in größter Eile zusammengebrachten und weit über hunderttausend Mann starken Heere zog ihnen Napoleon bis Belgien entgegen.

Am 16. Juni stieß er bei Vigny auf das Bundesheer unter Blücher. Sein ehemaliger Glücksstern schien wieder aufzugehen, denn mit 130,000 siegte er über die 80,000 Bundesstruppen. Blücher selbst war nahe daran, in dieser Schlacht sein Leben zu verlieren oder gefangen zu werden. Alle Sorge seines Lebens vergessend, führte er selbst in Sturmeseile die Reitergeschwader gegen die stärkeren französischen Haufen. Aber die kleine leichte Schaar konnte gegen die schwergepanzerten Feinde auf den hohen Pferden nichts ausrichten, ward zurückgeworfen und des Feldmarschalls Pferd von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht sogleich seinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich, im vollen Rennen, todt zu Boden stürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltigen Sturze betäubt, unter dem todtten Pferde. Die französischen Kuirassiere sprengten in der Verfolgung heran; die letzten preussischen Reiter waren schon bei dem Feldmarschall vorüber; nur sein treuer Begleiter, Der Major Graf Noitz, war bei ihm, und wollte nach der altdeutschen Weise des Waffengefährten gegen seinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden,

wenn sein Feldherr verderbe. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag ins weisse Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. In der That jagten sie auch in wilder Hast vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; und noch einmal brausten sie vorüber, als sich der Sturm wieder wendete. Erst jetzt wurde der Feldherr mit Mühe unter dem todtten Pferde hervorgezogen. Unermesslich wäre das Unglück gewesen, wenn ihn ein Franzose hier bemerkt, oder ein Schuß seinem theuern Leben ein Ende gemacht hätte. Die Schlacht ging zwar verloren, war aber ruhmvoll verloren.

Zwei Tage später (18. Juni) griff Napoleon die Engländer bei Waterloo an; es war die entscheidende Schlacht, von welcher die Zukunft Europas abzuhängen schien. Mit unbeschreiblichem Muth leisteten die Engländer der französischen Uebermacht festen Widerstand, das Siegesglück stand auf der Wage, und begann endlich sich auf die Seite der Franzosen zu neigen, als im entscheidenden Augenblicke Held Blücher mit den Preußen heranrückte und die französische Armee total vernichten half. In wilder Flucht, schrecklicher wie nach der Ratzbacher Schlacht, stürzten die Ueberreste der ehemals großen Armee nach Frankreich zu, verfolgt von den muthigen Preußen.

Schon am 20. Juni befand sich Napoleon in Paris und mußte am 22. Juni zum Zweitenmal der Herrschaft entsagen. Das Schicksal wies ihm die entfernte einsame Insel St. Helena zu seinem fernern Aufenthaltsorte an.

Die französische Kraft war in ihrer Wurzel gebrochen; Europa hatte nunmehr

durch vereinte Anstrengung den dauerhaften Frieden errungen, und Preußen trat in die Reihe der ersten Mächte. Das bisherige Großherzogthum Warschau fiel als Königreich an Rußland, dagegen Posen, so wie die im Jahre 1807 von Napoleon zum Königreich Westphalen geschlagenen deutschen Ländertheile und die Rheinprovinzen an Preußen.

Groß war die Freude der Schlesier bei der Heimkehr ihrer tapfern, sieggekrönten Söhne nach beendetem Kampfe; überall, in dem kleinsten Dorfe wie in der größten Stadt, wurden sie mit Jubel und Ehrenbezeugungen empfangen. Allenthalben waren Ehrenpforten erbaut, Kränze den Tapfern gewunden und von Schlesiens Jungfrauen ihnen überreicht.

Die Feier des allgemeinen Weltfriedens ward am 18. Januar begangen.

Eine zweckmäßige Eintheilung des Staates bald nach wiederhergestelltem Frieden erleichterte die Verwaltung desselben; es wurde das Gesamt-Gebiet von Preußen (1816) in zehn Provinzen getheilt, von denen jede ihre Regierungsbezirke und Ober-Landesgerichte erhielt. Die oberste Leitung aller Staatsgeschäfte führte v. Hardenberg, welcher nach Beendigung des Krieges in den Fürstenstand erhoben wurde. Er war Vorsikender im Staatsrathe und seit 1810 Staatskanzler und erster Rath des Königs.

Als nach Hardenbergs Tode (26. November 1822) jene Stelle im Staatsrathe nicht wieder besetzt wurde, richtete der König das Geheime Staats-Ministerium ein, welches aus den dirigirenden Ministern bestand, unter dem Vorsike des Kronprinzen.

Es war die berathende Behörde, und ihr Zusammentreten hing von dem Willen des Königs ab.

Die Verwaltung in Schlessien anlangend, so war bereits im Jahre 1813 der Ober-Präsident von Massow entlassen, und für die Dauer des Krieges ein Militär- und Civil-Gouvernement errichtet worden.

Bei der neuen Eintheilung des Gesamt-Gebietes des Staates, erhielt die Provinz Schlessien vier Regierungsbezirke: Breslau, Liegnitz, Reichenbach und Oppeln, jeder derselben einen Präsidenten an der Spitze. Zum Oberpräsidenten wurde der bisherige Civil-Gouverneur von Schlessien, Merkel, später in den Adelsstand erhoben, berufen. Mit den Regierungen wurde schon seit dem Jahre 1808 die Leitung der geistlichen und Schulsachen verbunden. Zwei besondere Abtheilungen bilden daher bei der Regierung das Königl. Konsistorium und das Königl. Provinzial-Schulkollegium.

Am 1. Mai 1820 wurde die Regierung zu Reichenbach aufgelöst und der Bezirk derselben unter die von Breslau und Liegnitz vertheilt.

Wichtig für Schlessien war die Anordnung der Provinzial-Landstände. Die Kriegsverhältnisse hatten den König gehindert, die innern Angelegenheiten der Provinzen zu heben. Als Napoleon 1806 das Vaterland mit den französischen Waffen bedrohte, wollte sich schon damals das Volk in Schlessien erheben, um für dasselbe und für den König zu kämpfen. Und wer weiß, ob nicht schon damals ein so wichtiger Kampf gekämpft worden wäre, wie nachher im Jahre 1813, wenn die Verhältnisse anders gewesen wären. Der König erkannte

das und hob nach dem Tilsiter Frieden die Erbhunterthänigkeit des vierten Standes auf. Die Städte begünstigte er durch Einführung der neuen Städteordnung, (revidirt 1831) und so bestand von nun an das Volk aus lauter Freien, welche zur Wahrnehmung ihrer unveräußerlichen Rechte als Glieder eines Volkes und eines Staates von ihrem hochherzigen Könige selbst berufen waren. Durch jene mächtigen Hebel des Staatsbürgerthums, Aufhebung der Erbunterthänigkeit und Einführung der Städteordnung ward für Preußen schon in jener verhängnißvollen Zeit die ständische Verfassung vorbereitet, wie sie in der Folge wirklich ins Leben trat.

Am 22. Mai 1815 verfügte der König die Wiederherstellung oder neue Einrichtung der Provinzial-Stände, aus welchen eine Repräsentation des Volkes gewählt werden sollte. Unter dem Vorsitze des Königs und des Kronprinzen trat eine Kommission zusammen, welche die Provinzial-Stände organisirte und eine Verfassungs-urkunde ausarbeitete. Das eigentliche Gesetz über die Bildung der Provinzialstände erschien unterm 5. Juni 1823. Außer diesem erschienen im Laufe der Zeit noch andere Gesetze und Verordnungen, welche die Wahlen und den Wirkungskreis der Stände erörtern; es sind die Gesetze vom 27. März 1824, 2. Juni 1827, 9. September 1827, 24. Oktober 1833, 22. Juni 1839 und 22. Juni 1842.

„Der höhere und der niedere Adel, die Stadt- und die Landgemeinen — vier Stände sind es, unter welche sich das Interesse des Provinz theilt; allein diese vier sind eigentlich nur zwei Körper, indem der höhere

Adel zu dem niederen tritt, und sich der Landbewohner dem Bürger anschließt. Der hohe Adel vertritt mit 10 Stimmen seine Person und ihre Habe, der niedere mit 30 Stimmen das Interesse mehrerer Familien mit ihrem ritterschaftlichen Grundeigenthum; beide zusammen mit 46 Stimmen das persönliche Interesse eines sehr kleinen Theiles der Provinzbewohner und das Besizthum derselben. Die 146 Städte der Provinz mit dem Gesamt-Interesse ihrer in so verschiedener Weise ausgebildeten Institutionen sind durch 30 Stimmen dargestellt, und die Bewohnerchaft des platten Landes sendet aus ungefähr 6000 Dörfern und Kolonien 16 Abgeordnete auf den schlesischen Landtag; beide Stände, Stadt und Land, vertreten mithin durch 46 Stimmen das Interesse der Masse der Bevölkerung. Nach dem Gesetze vom 5. Juni 1823 sollen die Stände das Organ sämmtlicher Bewohner der Provinz sein und mithin ihr Ausspruch als der Ausspruch der öffentlichen Meinung der Gesamtheit gelten. Da zu Beschlüssen über Gegenstände, welche von Sr. Majestät dem Könige dem Landtage zur Berathung vorgelegt werden, zwei Drittheile der Stimmen gehören, so kann diese vorgeschriebene Mehrheit grade durch die vereinigten Stimmen des ersten zweiten und vierten Standes bewirkt werden, nicht aber durch die des ersten und der letzten beiden Stände. Wird aber nach einer einfachen Mehrheit abgestimmt, so bedürfen die beiden Stände des Adels dazu einer Stimme aus dem Bürger und Bauernstande, oder umgekehrt die Städte und das Land einer Stimme des Adels; der Ritterstand allein hat das große Uebergewicht, daß alle drei

übrigen Stände gegen ihn stimmen müssen, wenn er in der Minderheit bleiben soll. Nur bei Gegenständen, welche das besondere Standes-Interesse betreffen und wo bei der Beschluß der Mehrheit wenigstens zwei Drittheilen eines Standes nicht genügt, darf nach Ständen gestimmt werden; dem Könige als höchstem Schiedsrichter bleibt es vorbehalten, dann den Beschluß zu fassen. Alle Gesetzworschläge, welche rein provinziell sind, ferner solche Entwürfe, welche Veränderungen in persönlichen und besitzli-

chen Gerechtsamen, und in der Verwaltung der inneren Angelegenheiten bezwecken, fallen unter die Begutachtung resp. den Beschluß der Stände."

So ward aus dem alten schlesischen Fürstentage, mit Uebergehung des österreichischen *Conventus publicus* ein schlesischer Landtag; die Rechte der Fürsten sind auf das ganze Land übergegangen und die Freiheit, welche im Mittelalter nur wenigen Glücklichen angehörte, ist Eigenthum des gesammten Volkes geworden.

Zu den neuesten Ereignissen gehört zu nächst der Tumult im Sommer des Jahres 1817 zu Breslau.

Jeder männliche Unterthan ist nach den Landesgesetzen vom 20sten bis 40sten Lebensjahre dienstpflchtig, und zwar vom 20sten bis 25sten beim stehenden Heere vom 26sten bis 32sten Jahre bei der Landwehr ersten Aufgebots, bis zum Ende des 39sten Jahres bei der Landwehr des zweiten Aufgebots, alsdann noch beim Landsturm.

Die zur Landwehr bestimmten Breslauer sollten am 21. August 1817 in zwei Abtheilungen den Eid ableisten, und zwar, weil man unruhige Auftritte befürchtete, die eine Hälfte im Gymnasium zu Maria Magdalena, die andere Hälfte im Kaufmannszwinger. An ersterem Orte hatte der General von Kessel mit dem Stadtrath Poser, am andern der Obristlieutenant v. Borrwitz und der Obersyndikus Lange die Leitung der Geschäfte übernommen.

Das ganze Wesen dieser neuen Landwehreinrichtung mißverstehend, waren nicht nur viele Bürger zurückgeblieben, sondern

hatten sogar die Polizeibeamten, welchen die Bestellung derselben übertragen worden, mit Schimpfreden überhäuft.

Im Zwinger hatten sich um 8 Uhr 120 Landwehrmänner eingefunden. Der Oberstlieutenant von Borrwitz hielt eine passende und wohlgestellte Rede an die Anwesenden, forderte hierauf jeden einzeln auf und fragte ihn, ob er schwören wolle oder nicht. Die Nachsicht, mit welcher Sämmtliche behandelt wurden, bestärkte die meisten in dem unglücklichen Wahne, als sei das Recht auf ihrer Seite; nur 32 von ihnen leisteten den Eid der Treue, die übrigen lehnten ihn unter dem Vorwande ab, daß sie außer dem bereits abgelegten Bürgereide zu keinem andern Eide noch zur Tragung neuer Lasten verpflichtet werden könnten. Alle diese nun, welche nicht schwören wollten, wurden nach Hause geschickt, die zurückgebliebenen 32 wurden vereidet.

Diejenigen, welche den Eid geleistet hatten, wurden von den Mißvergnügten mit tumultuariem Geschrei empfangen, und

einer von erstern konnte kaum durch die Hülfe herbeieilender Polizeibeamten vor Mißhandlungen geschützt werden. Nicht besser erging es einem Nadler, der mit 29 andern auf dem Maria Magdalenenkirchhofe geschworen hatte.

Fernere Excesse wurden durch die Wachsamkeit der Behörde vor ihrem Ausbruch größtentheils verhindert.

Am 23. August wurden in aller Frühe sechs Räbelsführer verhaftet, die auf die Festung Meisse gebracht werden sollten, um hierdurch den übrigen Tumultuanten Furcht einzujagen. Ungeachtet die Haftnahme in aller Stille geschah, und die Polizeibeamten bei den Frauen der Arretirten zurückblieben, um ihre Begleitung und den dabei zu befürchtenden Volksauflauf zu verhindern, so hatte sich doch eine derselben entfernt, hierauf mehrere Ehefrauen zusammenberufen, die sofort unter Begleitung vieler Volkes auf das Rathhaus stürmten, und zu wissen begehrt, wohin man ihre Männer gebracht hätte. Mit jeder Minute mehrte sich der Volkshaufe vor dem Rathhause, daß der Platz an der Staubsäule bald mit Menschen überfüllt war. Die Weiber erhielten keine genügende Auskunft und klagten dies dem Haufen, welcher sofort Rache zu üben beschloß. Die daselbst befindlichen Kartoffelvorräthe feilhabender Weiber, flogen nun mit aller Gewalt gegen die Fenster des Rathhauses; ja die Bügelschlössen stürmten sogar bis aufs Rathhaus selbst, zerschlugen die übrigen Fenster, rissen alle aushängenden Publikanden, Proklamationen u. ab und richteten überhaupt großen Schaden an, in der Meinung man habe die Gefangenen aus Rathhaus geführt.

Als sie dieselben hier nicht vorfanden, nahmen sie ihren Weg unter Anführung einer mit einem Besen bewaffneten Weibsperson nach dem Polizeibureau, wo sie die größten Schimpfreden ausstießen und das Haus zu stürmen drohten, sich aber mit Zertrümmerung der Fenster begnügten, weil das Gebäude verschlossen war.

Nun ging der Haufe, der größtentheils aus Weibern, Handwerksgesellen, und Tagearbeitern bestand, die sich mit dicken Stöcken und Stangen bewaffnet hatten, nach dem Regierungsgebäude, wo sich bereits eine große Volksmenge versammelt hatte. Da auch hier die Thore eiligst verschlossen worden waren, warfen theils die Wüthen den mit Steinen die Fenster ein, theils drangen sie mit Gewalt in das Gebäude und dessen erstes Stockwerk, rissen die seidenen Tapeten von den Wänden und warfen Möbel, Akten und Alles, dessen sie nur habhaft werden konnten, zu den Fenstern hinaus auf die Straße unter das anwesende Volk. Nach einer halben Stunde aber, noch vor zehn Uhr dieses Morgens, erschien das Kürassier-Regiment und das Schützenbataillon als auch die übrige Garnison der Stadt, vertrieb die Tumultuanten und brachte mehrere Unruhestifter zur gefänglichen Haft.

Der wilde Haufe, der aus einigen Hunderten bestand, wendete sich nun nach der Sandthor Wacht, die mit Bürgern besetzt war, welche ihre Wacht verlassen sollten. Dagegen sträubte sich der wachhabende Unteroffizier, worauf er von den Tumultuanten gemißhandelt wurde, die alsdann vom Tambour verlangten, Lärm zu schlagen, und es selbst thaten, als auch

dieser nicht Folge leistete. Hierauf entfernte sich wieder der Haufe.

Indessen wurden alle öffentlichen Gebäude mit Militair besetzt, die Hauptstraßen gesperrt und mit Kanonen bepflanzt, zugleich auch an die Inhaber von Bier-, Branntwein- und Kaffeehäusern gedruckte Befehle ausgetheilt, ihre Etablissements zu schließen und keine Gäste zu halten, was auch die meisten befolgten. Auf der Dhlauer- und Schweidnitzerstraße kam es zu Thätlichkeiten, wobei ein Nagelschmidt erstochen und mehrere Tumultuanten verwundet wurden.

Gegen 11 Uhr hatte der wilde Haufe noch einen Sturm auf das Polizeigebäude gewagt und die schwache Besatzung desselben verdrängt, wobei ein Kürassier gefährlich verwundet, ein Schneidergeselle erstochen und mehrere andere Bürger verwundet wurden.

Die strengen Maßregeln, welche man gegen die Tumultuanten ergriff, stellten die Ruhe wieder her, und schon am Abende des 23. August fielen keine Excesse mehr vor; so blieb es auch am folgenden und den übrigen Tagen.

Am 27. August wurden alle jene Bürger, die den Eid verweigert hatten, in Abtheilungen zu 12 Personen vor die gemeinschaftliche Versammlung der Behörden geladen und ihnen eröffnet, daß, wer dem königlichen Befehle nicht sofort gehorsam sein würde, als ein unwürdiges Mitglied der Bürgerschaft erklärt und ausgestoßen werden solle. Wer aber als Ausländer sich dem Gesetz nicht füge, würde die Kosten des erlangten Bürgerrechts zurückerstattet erhalten, sich aber dann unverzüglich in seine Heimath begeben müssen.

Die vorgeladenen einheimischen Bürger leisteten hierauf den Landwehreid, und von den Ausländern machten nur Wenige von dem Anerbieten des Rathes Gebrauch.

So wurde der Aufruhr ohne weitere Nachtheile beendet, und die wichtige Organisation der Landwehr bewerkstelligt. Gegen die beim Aufruhr in Verhaft genommenen Rädelsführer wurde die Kriminal-Untersuchung eingeleitet und den Schuldigen eine angemessene Strafe zuerkannt.

Noch in demselben Jahre (31. Oktober 1817) ward die Jubelfeier des dreihundertjährigen Reformationsfestes begangen. Der König hegte den Wunsch, die lutherische und reformirte Gemeinde zu einer ungetrennten einzigen evangelischen Kirche zu vereinigen. In Schlesien wurde diese Vereinigung nicht mit gleichem Eifer betrieben, denn die Agende, welche der König dieserhalb im Jahre 1821 für die Hof- und Domkirche zu Berlin erscheinen ließ, war in Schlesien im Jahre 1828 von 729 evangelischen Kirchen erst an 265 Kirchen im Gebrauche. Durch die Uebergabe der Augsburgischen Confession den 30. Juni 1830 ist diese Angelegenheit als beendet anzusehn.

Zu den wohlthätigen Instituten dieses Jahrzehnt gehört die Bibelgesellschaft, welche bereits den 22. Mai 1815 ihre erste Sitzung hatte und für die Verbreitung der heil. Schrift und deren richtiges Verstehen bei allen Religionspartheien thätig sorgte.

Zwei andere Institute, gleichwichtig für die ganze Provinz, waren: die Blinden-Unterrichtsanstalt und das Erziehungs-Institut für Taubstumme zu Breslau. Zu ersterem wurde am 14. November 1817 der Plan gemacht, welcher am 18. Juli seine

Bestätigung erhielt. Durch eine Kabinettsordre vom 30. April 1820 ward diesem Institute das jetzige Grundstück zum Aufbau eines Hauses überwiesen. Die Erziehungsanstalt für Taubstumme wurde am 2. Juli 1821 eröffnet.

Seit dem Jahre 1818 besteht zu Brieg eine Anstalt für unheilbare Irre und seit 1824 im Schlosse zu Plagwitz bei Löwenberg, und im Kloster zu Leubus für dergleichen Irre eine Anstalt seit dem Jahre 1829. Diese Institute seit 1829 den Provinzialständen übergeben, werden für Rechnung und unter Aufsicht der Staatsbehörde verwaltet. Zur Unterbringung von Landarmen dient das Armenhaus zu Kreuzburg.

In Betreff der äußern Angelegenheiten der katholischen Kirche in Schlesiens, welche nach der Säkularisation einer genauern Bestätigung bedurfte, wurden bereits im Jahre 1821 durch eine Uebereinkunft mit dem römischen Stuhle berichtigt.

Auf dem bischöflichen Stuhle saß der Fürst Johann Christian von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein (1795 — 1817), nach dessen Tode Emanuel v. Schimonsky gewählt wurde (1823). Er erwarb sich die Liebe des Klerus in hohem Grade und erhielt vom Könige als Anerkennung seiner Verdienste den rothen Adlerorden erster Klasse. Nach seinem am 27. Dezember 1832 erfolgten Tode wurde:

Leopold Graf von Sedlnitzky zum Verweser des Bisthums ernannt und im Jahre 1836 als Bischof bestätigt.

Im August des Jahres 1824 besuchte die Kronprinzessin Elisabeth Louise mit ihrem erlauchten königlichen Gemal das herrliche Schlesien und wurde überall mit Jubel

und großen Feierlichkeiten empfangen. Besonders festlich war ihr Einzug zu Breslau.

Die Heißeersehnte wurde vor dem Nikolaithore an der rothen Brücke von den obersten Militär- und Civilbehörden empfangen und begrüßt. Eine Abtheilung Bürgergarde mit Musik und Fahnen war daselbst aufgestellt, und auf einer Estrade der einen Seite der Straße befand sich der Magistrat, auf der gegenüberliegenden die Bezirksvorsteher und die Aeltesten der Gewerke. Bei der Ankunft der Prinzessin überreichten vier Mitglieder des Rathes derselben unter kurzer Begrüßung eine topographische Chronik der Stadt Breslau.

In der Mitte der Friedrich Wilhelmsstraße befanden sich die Mädchen der Breslauer Kräuterschaft, die in ihrer eigenthümlichen Tracht der Prinzessin aus einem Netz voll Blumen ein Gedicht in der Mundart der Kräuter überreichten.

An der eisernen Brücke war eine Ehrenpforte errichtet, um welche das bürgerliche Schützencorps mit Musik und Fahnen aufgestellt war. Das größte mit dem Stadtwappen und blauweißer Flagge geschmückte Ehrenthor enthielt die Inschrift: Willkommen Hochverehrte, Ehrfurcht und Liebe empfangen dich, Treue begleitet dich. Im Innern der Ehrenpforte befanden sich auf zwei Estraden über hundert weißgekleidete Mädchen mit zwei Stadträthen und zwei Stadtverordneten als Begleiter. Sieben derselben nahen sich, von denen die Anführerin ein Gedicht auf einem Kissen der Prinzessin überreichte. Auf der Riemerzeile waren die Maurer und Zimmerleute mit ihren Gewerkszeichen und einem Musikcorps aufgestellt. Und überall empfan-

gen von wechselnden Musikhören, begleitet von den Gewerken zu Pferde, gelangte der feierliche Zug über die Albrechtsstraße an dem Regierungspalast an, wo die Prinzessin von dem bereits anwesenden erlauchten Gemal empfangen wurde. Am Abend war die Stadt erleuchtet; und am folgenden Tage wiederholten sich die Festlichkeiten.

In den Jahren 1829 und 1830 litten einzelne Theile von Schlesiens namentlich die Grafschaft Glatz, bedeutende Verluste durch Ueberschwemmungen.

Zu Breslau ereignete sich im Jahre 1830 abermals ein Tumult, der aber in seinen Folgen weniger gefährlich war und bald unterdrückt wurde.

Die Tischler und Schneider glaubten sich durch die großen Kleider- und Meubel-Magazine der Juden in ihrem Erwerbe beeinträchtigt, und hatten beschlossen, diesem Fortschreiten der Juden Einhalt zu thun. Es war an einem Montage des Septembers, als sich die Gesellen beider Handwerke vor den Thoren versammelten, lärmend in die Stadt kamen und in die Straßen zogen, wo hauptsächlich Juden wohnten. Unter dem Ausruf: Hepp Hepp! warfen sie die Fenster mit Steinen ein und begaben sich alsdann auf den Ring vor den Kaufläden eines Juden. Da sie keine Werkzeuge besaßen, vermochten sie die wohlverschlossenen Thüren nicht aufzusprengen, ungeachtet sie die Bretter von den gegenüberstehenden Buden abbrachen und mit denselben gegen die Thüren rannten. Indes war Alarm geblasen worden, und die heranrückende Infanterie trieb die tumultuarische Rotte auseinander, wobei sich kein bedeutender Vorfall ereignete. In der Nacht

durchzogen Kavallerie- und Infanterie-Patrouillen die Stadt; es blieb aber alles ruhig. Am andern Morgen zog der Haufe zum Inquisitoriat, wohin Abends vorher mehrere von den verhafteten Tumultuanten gebracht worden waren und verlangten die Herausgabe der Kameraden. Der daselbst stehende Theil des Schützenbataillons und die Kürassiere hinderten jede Gewaltthatigkeit, und so begaben sich die Tumultuanten in die Herberge auf der Hummerci zurück, wo die Straßen dann gesperrt und mehrere Verhaftungen vorgingen. Mit diesem Tage wurde auch dieses Uebel durch die energischen Maaßregeln der Civil- und Militairbehörden gänzlich gehoben.

Schmerzlicher und in seinen Folgen bedeutsamer war das Jahr 1831. Aus dem fernen Asien näherte sich Europa eine pestartige Krankheit, unter dem Namen: „Asiatische Cholera.“ Durch die Polen, welche gegen die russische Regierung allgemein aufgestanden waren und einen blutigen Revolutionskrieg eröffnet hatten, wurde jene Pest, ungeachtet eines militairischen Grenz-Cordons, welcher überdies eine Hemmung im Geschäftsleben brachte und nicht selten bis zur Nahrunglosigkeit führte, nach Schlesiens gebracht. Der erste Krankheitsfall ereignete sich zu Breslau den 29. September. Diese Pest oder Brechruhr stieg mit jedem Tage und erreichte im Dezember die äußerste Höhe, worauf sie fiel und im Frühjahr 1832 sich ganz verlor. Sie kehrte zwar in den folgenden Jahren wieder, war aber nicht mehr so gefährlich, nachdem sie bei ihrer ersten Anwesenheit das Leben mehrerer Tausend in so kurzer Zeit hinweggerafft hatte.

Ein Hauptaugenmerk wendete die Regierung auf die allgemeine Volksbildung, indem die Mittel dazu allenthalben verbessert und vermehrt wurden. Auch wurden eine Menge neuer Volksschulen errichtet und Lehrer-Vereine gegründet, welche das Emporkommen des echt pädagogischen Geistes bedeutend zu unterstützen und zu fördern suchten. Der bisherige zweijährige Lehrkursus der Seminaristen wurde in einen dreijährigen verwandelt, da die Anforderungen an die Jugend in gleichem Verhältniß sich vermehrten, in der Folge aber (1843) abermals in einen zweijährigen umgestaltet.

An Schulen für Gelehrten-Bildung zählt Schlesien nebst der dazu gehörigen Lausitz 13 evangelische Gymnasien, von denen das zu Ratibor 1819 gestiftet ward, und 7 Katholische, darunter das zu Gleiwitz, eröffnet im Jahre 1816.

Unverkennbar ist das Große und Edle, welches König Friedrich Wilhelm III., eingedenk der trüben Vergangenheit, zum Besten und zum Wohle seiner Unterthanen ausführte; sein unermüdet schaffender Geist gönnte sich selbst im späten Alter nicht jene gewünschte Ruhe, deren er so nöthig bedurfte. Er wendete hauptsächlich sein Augenmerk auf das geliebte Schlesien, welches nach einem halben Menschenalter die Verluste der Kriegsjahre vergaß und jetzt in den Segnungen des glücklichsten Friedens an der weitem Fortbildung arbeitete. Dem höchsten wie dem niedrigsten Unterthan ver-

schaffte er Gelegenheit, sich geistig und körperlich auszubilden, um als Mitglied des Staates, für die Allgemeinheit wohlthätig wirksam sein zu können. Zur Förderung des Wohlstandes gab er nach und nach die besten Gesetze und lernte den vierten Stand seine wichtige Stellung zum Edelmann und zum Staate immermehr erkennen und seine unbedingte Freiheit weise genießen. Zur Hebung des Handels diente das durch ihn hervorgerufene höchst wichtige neue Zollsystem, an welches sich nach und nach die meisten deutschen Regierungen angeschlossen. Thätig, unermüdet im Schaffen des Guten war er bis zum letzten Augenblicke. Allgemein erwarb er sich den Namen „der Gute, der Gerechte.“

Geliebt und gesegnet von seinem Volke starb Friedrich Wilhelm III. zu Berlin am 7. Juni 1840, Nachmittags 3¼ Uhr, im 70sten Jahre seines Alters und im 43sten seiner Regierung.

Am 11. Juni wurde die sterbliche Hülle der Hochseligen Majestät nach Charlottenburg gebracht, und dort in dem Mausoleum neben der Hochseligen Königin Louise beigesetzt.

Die Trauer durchs ganze Land war eine tiefgefühlte, innige; der Vornehme im Pallast wie der Arme in der Hütte, fühlte den tiefen Schmerz und den großen Verlust.

Die Todtenfeier ward am 19. Juli begangen.

König Friedrich Wilhelm IV.

Seit 1840.

König Friedrich Wilhelm der Vierte, geboren den 15. Oktober 1795 und vermählt seit dem 19. November 1823 mit Elisabeth Ludowike, Schwester des Königs von Baiern (geb. 13. Nov. 1801), ging von den frühesten Jahren an seiner großen Bestimmung König und Herr eines ausgedehnten Reiches, ein weiser Regent und huldvoller Vater seiner Unterthanen zu sein, mit unerschütterlicher Festigkeit entgegen.

Als ihm sein hochseliger Vater, scheidend aus der Welt, das Scepter der Regierung in die Hände legte, von diesem Tage an (7. Juni) trat er als besorgter wahrer Vater seiner Unterthanen auf, unermüdet im Wirken des Guten. Jedermann sah mit seltsamen freudigen Hoffnungen und Erwartungen den künftigen Tagen entgegen. Die Stimmen einer allgemein vollendeten geistigen Freiheit, zu welcher der hochselige Monarch den Weg gebahnt, begannen nunmehr sich lauter zu regen, je mehr der weise Monarch durch frischen Eifer das geistig thätige Leben seiner Unterthanen auf den Kulminationspunkt der Bildung zu heben suchte.

Seine großen Werke, mit denen er den Antritt seiner weisesten Regierung und die ersten Jahre derselben verherrlichte, liegen noch zu nahe vor uns, um sie in dem Maße würdigen zu können, wie sehr sie schon in der Gegenwart als groß und wohlthätig erscheinen.

Beinahe an demselben Tage, an welchem vor hundert Jahren Friedrich der

Große das Erstmal nach Schlesien kam, begrüßten wir Friedrich Wilhelm IV. in diesem heimischen Ländchen das Erstmal als König.

Friedrich der Große erschien den 16. Dezember 1740 in Schlesien und eroberte es mit bewaffneter Hand; — Friedrich Wilhelm IV. in Begleitung seiner hohen Gemalin nahte am 14. August 1840, mit der Freundlichkeit eines liebevollen Vaters, und eroberte sich durch seine unübertreffliche Huld und Gnade die freudig schlagenden Herzen aller Unterthanen seines Schlesiens. Prunklos in Allem sahen wir ihn hier in den herrlichen Gärten seines Schlosses Erdmannsdorf lustwandeln; doch es war kein Lustwandeln, sondern ein ununterbrochenes Schaffen und Wirken des Guten. Hier unterstützte er Hülfsuchende, dort ertheilte er Rath, jedem seiner Unterthanen ließ er ein geneigtes Ohr.

Am 25. August verließen die geliebten Majestäten, der König und die Königin unser Schlesien und schieden mit den Worten: „Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!“

Schon am 29. August hielten sie in der Königsstadt Königsberg Ihren feierlichen Einzug, die Erblandhuldigung zu empfangen. Feierlich war der Empfang und die Huldigung am 10. September.

Am 12. September Königsberg verlassend wurden die Majestäten am 21. September von Berlins Einwohnern hochfestlich empfangen, und am 15. Oktober (1840) geschah die allgemeine Erblandhuldigung, an welcher auch die schlesischen Fürsten, die

Geistlichkeit und übrigen Stände theilnahmen, da eine besondere Hulldigung für Schlessen schon unter dem vorigen Könige ausgesetzt worden war.

Vor der Eidesleistung der versammel-

ten Deputirten der deutschen Ländertheile sprachen Se. Majestät zu seinen theuren Untertanen mit kraftvoller Lebendigkeit eine Rede, welche in allen Herzen einen unauslöschlichen Eindruck zurückließ.

„Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner Deutschen Lande, der edelsten Stimme des edelsten Volkes, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe ich zu Gott dem Herrn, Er wolle mit Seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die Ich zu Königsberg gesprochen, die Ich hier bestätige. — Ich gelobe mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt, mit geschlossenen, wenn es gilt, Gerechtigkeit zu üben. Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reichen, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften das edle Streben der hohen Mächte unterstützen, die seit einem Viertel-Jahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas sind. Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht ein Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam geborenem Volke, richte Ich an Sie, Meine Herren, in dieser ersten Stunde eine ernste Frage: Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von denen Allen! die meine Stimme vernehmen können — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligern Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie ich es so eben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur 14 Millionen den Großmächten der Erde beigeßelt ist? — nehmlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Redt in Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute wie durch böse Tage; — O, dann antworten Sie Mir mit dem klaren, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenfestes Ja! —

(Ein tausendstimmiges Ja aus dem Innersten des Herzens der Versammelten kommend, durchdrang die Lüfte, und gerührt fuhr der König fort:)

„Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war

für Mich — das ist Mein eigen — das laß Ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das giebt Muth, Kraft, Getrostheit, das werde ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! — Ich will Meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugniß hebe Ich meine Rechte empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — — Und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“

Welche Wirkung diese Rede hervorbrachte, kann man sich denken! In Vieler Augen standen Thränen, und der Jubelruf wollte kein Ende nehmen.

Es war dies die Vorahnung der großen Schöpfung, welche seinem Reiche, allen seinen Unterthanen galt.

Zu den Gnadenbezeugungen, Schlesien betreffend, welche an diesem Tage proklamiert wurden, gehören folgende:

Den Inhalt der Verleihungsurkunde Friedrich Wilhelm III. vom 9. Juni 1821, wornach die jetzt auf die beiden Söhne des Fürsten Franz von Hohenlohe Schillingsfürst-Waldenburg vererbten Fideikommiß-Güter in Oberschlesien mit einer Virilstimme zu einem Mediat-Herzogthum Ratibor, so wie desgleichen die Herrschaft Corvey zu einem Mediätfürstenthum erhoben wurde, — gewährte der König auch für den Besitz der Söhne des Fürsten Franz von Hohenlohe Schillingsfürst-Waldenburg und der ebenbürtigen eheleiblichen männlichen Descendenten derselben, und es erhielt sonach der Prinz Viktor zu Hohenlohe Schillingsfürst-Waldenburg als erster Majoratsbesitzer von Ratibor und Corvey den Titel: „Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey,“ desgleichen der Prinz Clodwig zu Hohenlohe Schillingsfürst-Waldenburg als Besitzer des zweiten Majorats den Ti-

tel eines „Prinzen von Ratibor und Corvey“ verliehen.

Die dem Grafen von Hochberg gehörige Majorats-Herrschaft Fürstenstein nebst Waldenburg und Friedland ward zur freien Standesherrschaft des Herzogthums Schlesien erhoben.

Sodann wurde dem Grafen v. Burghaus auf Laasan im Striegauer Kreise der bisher dem Grafen von Hochberg wegen des Majorats Fürstenstein zugestandene Antheil an der Kollektivstimme der Besitzer der im Artikel II. der Verordnung vom 2. Juni 1827 benannten Majorate und Fideikommiß-Besitzungen in Schlesien verliehen.

In den Grafenstand wurden erhoben: der Landrath des Bolkshainer Kreises, Freiherr von Seherr-Elhoff auf Hohenfriedeberg; der Landesälteste Freiherr v. Saurma Jeltch auf Forzendorf; der Freiherr von Saurma auf Romberg; der Herzogl. Braunschweigische Oberjägermeister Freiherr von Sierstorf auf Driburg. In den Freiherren Stand: der Landrath des Jauerschen Kreises von Czettitz auf Kolbnitz; der Landesälteste von Ködritz auf Groß-Sürchen; der Regierungsrath von Ziegler auf Dombrau; der Kreditdirektor von Gaffron auf Kunern.

In den Adelsstand: der Rittmeister Obermann auf Klein-Tinz; der Rittergutsbesitzer Kreisdeputirte Moritz Eichborn auf Güttmannsdorf; der Geheime Kommerzienrath

und Rittergutsbesitzer Löbecke auf Mahlen; der Rittergutsbesitzer Winkler auf Michowitz; der Regierungs-Vicepräsident Schrötter zu Dypeln.

Außerdem wurden eine Menge anderer Auszeichnungen und Ehrenzeichen Schlesien verliehen.

Im nächstfolgenden Jahre besuchte das hohe Königliche Paar abermals die Provinz Schlesien. Grade hundert Jahre waren verflossen, daß dieses Ländchen an die Krone Preußens gelangt: das Andenken an diese so wichtige Begebenheit, noch weit mehr die überraschende fröhliche Gewißheit, zum erstenmal sein geliebtes Herrscherpaar als hohes Königspaar in seinen Mauern begrüßen zu dürfen, bewog die Hauptstadt Breslau, den Tag des Einzugs Ihrer Königl. Ma-

jestäten als einen für die Gegenwart höchst feierlichen und für die Nachwelt unvergeßlichen Festtag zu begehen.

Schon am 30. August hatte das Königspaar die Residenz Berlin verlassen, um dem großen schlesischen Herbst Manöver des 5ten und 6ten Armeecorps in der Umgegend von Striegau, Jauer und Liegnitz beizuwohnen, welches am Morgen des 13. Septembers durch die große Parade bei Groß-Peterwitz jenseits Cant beendet wurde. Das Hauptquartier war zu Kapsdorf, welches die Majestäten wenige Zeit nach der Parade verließen, um recht zeitig die treuen Bürger der Hauptstadt durch ihre Anwesenheit zu beglücken.

Ganz Schlesien nahm an diesen Festlichkeiten Antheil.

Festlichkeiten beim Empfange und der Anwesenheit I. I. K. K. Majestäten am 13. 14. und 15. September in Breslau.

Erster Tag.

Unvergeßlich wird der 13. September des Jahres 1841 in die Brust eines Jeden geschrieben sein, und die Denktafeln der Geschichte dieser Stadt werden diese wichtige Epoche noch nach Jahrhunderten erzählen. Wie heißersehnte Eltern wurde das hohe Herrscherpaar erwartet. Tausende von festlich geschmückten Einwohnern, aus allen Theilen der Provinz, hatten sich theils inn- theils außerhalb der Stadt versammelt. Unabsehbar war die festliche Menge: vom großen Ringe ab, die Schweidnitzer Straße und Chaussee entlang bis nach dem Dorfe Kleinburg, von woher sich der Festzug bewegen sollte, war Kopf an Kopf gedrängt, um die Hochgefeierten dieses Tages zu begrüßen.

Bei dem Dorfe Kleinburg waren 6 Generalpächter, 6 Förster und 31 Gerichtsscholzen der Stadt- und Hospitalgüter, alle zu Pferde, in ihrer Amtstracht aufgestellt. Weiter abwärts standen in Parade drei berittene Corps.

1. Das Fleischergerwerk, 2. das Kretschmergerwerk; 3. die Kaufmannschaft. Jedes Corps hatte sein Musikkorps und seine Fahnen, die Reiter waren sämtlich schwarz gekleidet und trugen dreieckige Hüte.

Es war um 2³/₄ Uhr des Nachmittags, als I. I. K. K. Majestäten, mit ihrem großen Gefolge von Kapsdorf kommend, bei dem Dorfe Kleinburg anlangten, wo eine Ehrenpforte

aus Blumen und Laubwerk errichtet war, und Se. Majestät sich umkleideten und zu Pferde stiegen. Ein Signal verkündete der Stadt die Nähe dieser Hochgefeierten, und wie aus einem Munde erklang von den Thürmen aller Kirchen der Glocken feierlicher Begrüßungston und verbreitete diese fröhliche Kunde in die Näh' und Ferne.

Bald zum ersten Empfange näherte sich S. J. K. K. Majestäten eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten, und bat, daß Ihre Königlichen Majestäten Sich an der Stadt-Grenze die erste Begrüßung der Bürgerschaft gefallen, und durch die aufgestellten berittenen Bürgercorps nach der Stadt geleiten lassen möchten. Nach deren huldreichen Genehmigung setzten sich die aufgestellten Generalpächter, Förster und Schulzen an die Spitze des Wagenzuges Ihrer Majestäten, gefolgt von den drei berittenen Bürger-Corps. Die Schweidnitzer Thor-Barriere war, als die Stadtgrenze, mit 4 hohen Flaggenbäumen in den National- und Stadtfarben, markirt, die grünverkleideten Thorpfeiler mit Fähnlein geziert.

Da, wo die Neue Schweidnitzer Straße von der Gartenstraße durchschnitten wird, befanden sich zu beiden Seiten der Straße Estraden, hervorgehoben durch 8 Flaggenbäume, vier mit den National- und vier mit den Stadtfarben. Auf diesen Estraden waren zum Empfange S. J. K. K. M. M. die Mitglieder des Magistrats und die Stadtverordneten, ferner die Stadtverordneten-Stellvertreter, die Stadältesten, die Mitglieder der städtischen Verwaltungs-Deputationen, die Vorsteher der hiesigen evangelischen und katholischen Kirchen, die Vorsteher der städtischen Institute, die Schiedsmänner, ferner die königlichen Kommerzienräthe, so wie auch die Stadt-Pfarr-Geistlichkeit beider Konfessionen, die Rektoren und Prorektoren der Universität, der Gymnasien und der höhern Bürgerschule und die Rabbiner, so wie das Obervorsteher-Collegium der israelitischen Gemeinde versammelt.

Bei Ankunft S. J. Majestäten zwischen den für die ständischen Behörden errichteten Estraden wurden Se. Majestät durch den zweiten Bürgermeister mit folgender Anrede bewillkommenet:

„Liebe und Segensgruß dem Könige, welcher in Seine Hauptstadt einzieht, ein König im Namen des Herrn, ein Held, ein Gerechter, ein Helfer: — ein Fürst des Friedens. So jauchzt Ew. Königl. Maj. heut Breslau durch Allerhöchst Ihre Ankunft hochbegeisterte Bevölkerung aus der Fülle des Herzens entgegen. — Nehmen Allerhöchst Sie diesen Jubelgruß in Gnaden auf, er ist die ungetheilte Stimme einer, von der beglückendsten Königlichen Huld tief ergriffenen Einwohnerschaft, welche in heiliger deutscher Treue und ehrethumsvollster Unterthanen-Liebe niemals abläßt von ihrem alle Herzen gewinnenden Könige und Herrn mit derselben Hingebung, mit der einst die geweihten Heldenschaaren von dieser Stätte gegen den Reichsfeind auszogen, immer bereit ist, für König und Vaterland Gut und Leben freudig zum Opfer zu bringen. — Gott segne den Einzug Ew. Majestät! Mögen Allerhöchstdieselben mit gnädigem Wohlgefallen in Ihrer Hauptstadt weilen!“

Se. Majestät geruhten die in kräftiger Rede vorgetragenen Wünsche des Bürgermeisters mit vieler Huld anzunehmen und etwa Folgendes zu erwidern:

„Die hundert Jahre, welche vorübergegangen, haben keine Veränderung in das Verhältniß zu meinem Hause gebracht, vielleicht hat Alles, was sich in dieser langen Zeit zuge tragen — Stürme, die vorüber gegangen sind — das Band immer fester geknüpft. Und so wird es bleiben, denn es ist ein Band der Herzen. Zur guten Stunde sei dies gesagt. Ich freue mich der Gesinnungen, die ich hier finde, und danke Ihnen dafür.“

Ihre Majestät die Königin wurden durch den Stadtverordneten-Vorsteher mit folgender Anrede begrüßt:

„Allerdurchlauchtigste, Größmächtigste Königin, Allergnädigste Königin Frau! — Zum zweiten Male feiert Schlesiens Hauptstadt den Einzug einer Königin. Das erste Mal vor 43 Jahren. Damals jubelten wir über den Einzug der Helidenkönigin, jener Königin, welche um wenige Jahre darauf die Ihrigen — und hierzu gehörte ja auch Ihr ganzes Volk — verließ, um als unsichtbarer Schutzgeist den für die Auferstehung des Vaterlandes streitenden Kämpfern vorzuschweben. Noch glühte in unsern Herzen die lebendigste Erinnerung an die hochherzige, hochgeliebte Königin, da beglückten Ihre Königl. Majestät uns vor 17 Jahren durch Ihre hohe Gegenwart, und die schönsten Hoffnungen für die Zukunft reichten sich an die wehmüthigen Erinnerungen der Vergangenheit. — Was wir damals hofften und wünschten, die Gegenwart hat es verwirklicht. Uns ward eine Landesmutter, dem Bilde unsrer unvergeßlichen Louise gleich, jenem Bilde, das in die Herzen aller Preußen als hohes Ideal für ewig mit ehernem Griffel eingegraben ist. Und darum sahen wir mit Sehnsucht dem heutigen Tage entgegen, und nun endlich der längst erwartete Augenblick erschienen ist, da erfüllt Freude unsere Herzen, und wir jubeln laut und wonnig und liebend, und stehen unter den heiligen Tönen der Glocken zu Gott um seinen reichsten Segen für Ihre Königliche Majestät.“

Unbeschreiblich war die Huld und Milde, mit welcher Ihre Majestät die Königin diese in aller Herzen widerklingenden Worte aufnahmen und mit gnädigsten und liebevollsten Ausdrücken erwiderte.

Der festliche Zug setzte sich nun wieder in Bewegung, und zog durch das Spalier, welches das Bürgerschützen-Corps und die uniformirte Bürgergarde bildete. Dieses Spalier reichte unmittelbar vom Ende der beiden Estraden über den Tauenzinplatz hinweg, Tauenziens-Denkmal, um welches vier Flaggenbäume gesetzt waren, in die Mitte nehmend, bis an die diesseits der Brücke errichtete Ehrenpforte, welche sämmtliche uniformirte Offiziere des Schützen-Corps und der Bürgergarde, die nicht anderweit kommandirt waren, umgaben. Als sich der festliche Zug durch dieses Spalier bewegte, schloß sich das aufgestellte Schützen- und Bürgergarden-Corps, so wie später die an der Ehrenpforte postirt gewesenen Bürgergarden-Offiziere an denselben an.

Diesseits der Stadtgrabenbrücke, am ehemaligen Schweidnitzer-Thore, wo die Straße die am Wallgraben ringsum führende innere Promenade durchschneidet und der Eingang in das Innere der Stadt sich bildet, befand sich eine überaus prachtvolle, im gothischen Styl erbaute Ehrenpforte. Sie gewährte einen herzerhebenden Anblick, weckte Empfindungen für die ganze denkwürdige Vergangenheit und verschmolz sie mit den Betrachtungen der Gegenwart zu

dem heitersten Ensemble. Sie war das Zeichen der innigen hohen Verehrung des geliebten Herrscherpaares, der Aufschluß und Eingang zu den treuesten Herzen der ehrfurchtsvollen Bewohner der Stadt. Die Ehrenpforte bildete ein Viereck, mit zwei gegenüberstehenden hohen Spitzbogen, auf deren äußersten Spitzen eine Königskrone auf rothem Kissen, und über derselben noch eine Flagge sich befand. Die ausgekehlten Bogen, so wie die Umfassung des Ganzen hatten die Farbe einer fein gearbeiteten täuschenden Steinmasse, in Felder abgetheilt und bunt ausgemalt, frisch gründer Efeu wand sich an der einen Seite der Pforte am Bogen empor, die vorstehenden Rundungen umschlingend. In der Mitte prangten in herrlichen Rosenverschlingungen die goldenen Anfangsbuchstaben des königlichen Paares **F. W. E. L.** Auf jedem der vier Eckpfeiler standen vier kleine viereckige Thürme mit allerhand Verzierungen und wehenden Flaggen, je zwei mit den National- und zwei mit den Stadtfarben. Zwischen dem hohen Bogen und dem ersten Bogen standen an der Vorder- und Rückseite vier Genien in Lebensgröße: in der rechten Hand hielten sie den Lorbeerkrantz und die Friedenspalme, in der linken ein Schild an die Brust gelehnt, auf deren einem die denkwürdige Jahreszahl 1741 und auf dem andern die Jahreszahl 1841 stand. Die erste Zahl deutet auf die wichtige Zeitepoche der Preussischwerdung Schlesiens, die zweite auf die gegenwärtige Jubelfeier, und auf den segenvollen Einzug Ihrer königlichen Majestäten Friedrich Wilhelm IV. und seiner hohen Gemalin Elisabeth Louise.

Vier andere Genien standen in den Vertiefungen der Pfeiler zur Rechten und Linken an beiden Fronten der Ehrenpforte, auf wenig von der Erde erhabenen Postamenten, in Lebensgröße. Es waren die Genien Sinnbilder der Liebe und Treue. An der Mitte war das Stadtwappen angebracht. -- Nicht ohne Rührung nahte sich das edle Herrscherpaar dieser geschmückten Ehrenhalle, wo es von 150 Jungfrauen, Töchtern der Stadt, begrüßt wurde. Sie standen unter der Ehrenpforte auf Stufen, die sich zu beiden Seiten des Gebäudes erhoben. Als Chapeaux d'honneur waren ihnen ein Stadtrath und ein Stadtverordneter beigegeben und als Ihre Majestäten in der Ehrenpforte anlangten, wurden sie von den Jungfrauen durch zwei Repräsentantinnen ehrfurchtsvoll begrüßt, welche Gedichte überreichten. Die Hochgefeierten nahmen diese Grüße der Jungfrauen mit großer Huld entgegen und geruhten sich nach den Namen der Sprecherinnen zu erkundigen und den jungen Damen Ihren hochgeneigten Dank auszusprechen. -- Während diesem Empfangsakte erklang von einem diesseits der Ehrenpforte aufgestellten Musikchor eine Festmusik.

Von der Ehrenpforte ab, längs der innern Schweidnitzer-Straße, über die Südseite des Ringes, den Blücherplatz und die Schloßbrücke bis an das königliche Palais war ein ununterbrochenes Spalier gebildet. Die Ehrenpforte unmittelbar berührte das von den Bürgern, ohne Rücksicht auf die Fünfte lediglich nach Bezirken geordnete Spalier. Ein jeder trug am linken Arme die Festbinde mit den National- und Stadtfarben; die Bezirksvorsteher zeichneten sich durch ihre ihnen in der Städteordnung verliehenen Insignien, bestehend in der silbernen Kette und dem Amtsstabe aus. An diese Bürger schlossen sich die Korporationen und Gewerkschaften mit ihren Fahnen und Emblemen an.

Der Zug bewegte sich nun unter lautem Jubel der Tausende durch das aufgestellte Spalier der 52 Bezirke und der 29 Gewerke, durch die Schweidnitzer-Straße, über die Ringseite nach der Schlossstraße, — dort betrat das Königspaar das Schloß, und die Gewerke zogen über die Antonien- und Wallstraße auf den Exercierplatz. Hier angelangt zogen sie in folgender Ordnung vor dem Monarchen und Sr. hohen Gemalin, welche den Vorbeizug vor der Rampe des königl. Schlosses huldreichst gestattet hatten, in Parade vorüber.

Das Schlosser-Mittel. Ein Musikchor von 12 Mann eröffnete den Zug dieses Gewerkes; dahinter ging der Kommandeur der Meisterschaft, dem der Fahnenträger folgte. Die Fahne, roth und weiß, enthielt das Schlosserwappen, zwei Schlüssel übers Kreuz und 2 Vorhängeschlösser; darunter zeigte sich eine Büchse, eine Winde und ein Sporn (da die Büchsenmacher, Windemacher und Sporer sich mit den Schlossern vereinigt hatten); das Ganze umschloß ein Kranz von Eichenlaub. — Der Fahne folgten zwei Älteste in schwarzer Tracht, und wie der Führer des Zugs mit Ehrenbegen geschmückt. Nach ihnen schritten 4 Deputirte des Mittels, dahinter 36 Meister, gleichfalls in schwarzer Tracht. — Nach der Meisterschaft folgten die Zugführer der Gefellenschaft. Die Fahne war gelb und weiß, und enthielt 2 Schlüssel und die Inschrift: „Es lebe unser König! 1841.“ Nach ihnen gingen die Gefellen, durch Marschälle in Sektionen getheilt.

Drechsler-Mittel. Nach der Musik eröffnete der Älteste den Zug, in der Hand einen weißen Marshallstab, auf welchem ein vergoldeter, künstlicher Stern mit dreifarbigem Bande zu sehen war, neben ihm schritten 2 Marschälle, auf deren Stäben sich Kugeln, als Symbol der mathematischen Drehkunst befanden. Darauf erschien das Schild, in Silber getrieben, eine Arbeit des 16ten Jahrhunderts, mit den Darstellungen der Hauptinstrumente der Drehkunst. Ferner befand sich darauf das Breslauer Wappen, geschmückt mit zwei kleinen Fahnen. Auf beiden Seiten gingen 2 Fahnenträger mit einer roth und weißen und einer schwarz und weißen Fahne. Dann folgten 26 Meister. An die Meister schlossen sich die Gefellen, angeführt vom Beisitzmeister. Der Altgeselle trug auf einem rethsamtnen Kissen ein Gedicht, dessen Inhalt sich auf die Vorliebe unsers Monarchen für die Drechslerkunst bezog. Ihn begleiteten 2 Marschälle, auf deren Stäben sich schwarze Vasen mit künstlich gearbeiteten Eisenbeinketten behängt, befanden. 2 Gefellen trugen das Herbergsschild, begleitet von 2 Marschällen, auf deren Stäben Zahnrad und Schraube als Sinnbild der Maschinen-Drehkunst war. Ein anderer trug eine im Schaft dreifach gewundene Säule, deren Windungen weiß, schwarz und roth waren; Basis und Kapital waren vergoldet, die Stufen waren von künstlichem Marmor. Auf dem Kapital befand sich ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, in seinem Schnabel den Dreifaltigkeitsring; das Ganze ein Symbol der architektonischen Drehkunst. Neben ihm gingen wieder 2 Marschälle, die auf ihren Stäben einen Zwanzigfächer und einen Zwölf-fächer als Sinnbild der mathematischen Drehkunst, trugen. Die Gefellen waren in schwarzer Kleidung mit weißen Armbinden.

Der Verein der Maler und Lackirer. Nach dem Musikchore schritt der Fahnenträger. Auf der weißen Fahne, die mit schwarzen und weißen Quasten geziert war, sah man das

Malerwappen, Der Fahne folgten die zwei Vorsteher und sämtliche Maler, 33 an der Zahl in schwarzer, altdeutscher Tracht, mit breiten Kragen, schwarzen Sammtbaretts, blau und weißen Schärpen und Degen an der Seite.

Das Weißgerber-Mittel. Die Zunft der Weißgerber bestand aus 6 Meistern und 14 Gefellen, sämmtlich schwarz gekleidet, die Embleme ihres Handwerks auf silbernen Schildern tragend.

Das Schuhmacher-Mittel. Voran gingen 10 Mann Musici, auf diese folgte der Schuhmacherälteste als Zugführer; dann folgte die Fahne (weißer Grund, auf demselben ein schwarzer Adler in dessen Brust ein weißes Schild mit einem Stiefel, darunter das Handwerksiegel mit der Jahreszahl 1614). Hinter der Fahne wurden auf einem Rissen von Sammt ein Paar gestickte Pantoffeln nachgetragen nebst den Privilegien von 1733 und den Schildern von 1584. Einige vierzig Meister des Mittels schlossen den Zug.

Das Riemer-Mittel. Dem Zugführer folgte die Fahne (weiß und roth gestreift, mit einer Krone, Helm und einem Schilde, worinnen sich ein angeschirrtes Roß befindet) begleitet von zwei Marschällen mit weiß und schwarz gezeichneten Stäben, behangen mit schwarzen und weißen Flören. Diesen folgten die Meister, funfzehn an der Zahl. Darauf folgte die Standarte der Gefellen, worauf sich ein vergoldeter Adler befand, behangen mit einem roth-saffianen Reitzaum nebst Randare, wiederum begleitet von 2 Marschällen mit gelb und weißen Stäben, verziert mit gelb und weißen Flören und einer von Hand verfertigten Rose von derselben Farbe. Der Fahmenträger der Meister trug eine roth und weiße, der der Gefellen eine blau und weiße Schärpe.

Das Schneider-Mittel und der Verein. Ein Musikkhor. Dann wurde auf einem Rissen von Sammet eine Urkunde, verliehen von dem Kaiser Leopold, begleitet von zwei Marschällen, vorangetragen. Dann folgten zwei Älteste, hierauf die Fahne (weißer Grund, den preussischen Adler in der Mitte; in den Ecken derselben befanden sich: 1. das Haupt Johannis, 2. der böhmische Löwe, 3. der schlesische Adler, 4. das lateinische W. Auf der andern Seite das ganze Wappen der Stadt Breslau), begleitet von 2 Marschällen. Hierauf folgten gegen 40 Meister, alle schwarz gekleidet mit Chapeaux-Bas. Jetzt folgte die Fahne der Gefellen (weiß, mit dem Stadtwappen, gehalten von zwei wilden Männern; auf der Rückseite die Worte: „die Gesellschaft der Schneiderzunft“) begleitet von Marschällen. Hinter diesen schlossen sich sämtliche Gefellen in schwarzer Kleidung an.

Das Wagner- und Rademacher-Mittel. Auf den Oberältesten folgte die Fahne, dieselbe hatte weißen Grund, mit goldenen Spitzen, goldenen Schnuren und dergleichen herunterhängenden Quasten. Auf der einen Seite war Elias, fahrend in einem Feuer-Wagen gen Himmel mit zwei muthigen Rossen; auf der andern Seite war das Wagner- und Rademachers Wappen, in einem blauen Felde ein zweifelhiger Wagenkasten, darunter ein Rad. Dann folgte ein Meister, auf einem weißen Atlasfassen mit goldenen Schnuren und Quasten besetzt, die Mittels-Urkunde tragend, eine der ältesten, von 1439, noch ganz gut erhalten, umkränzt mit einem Eichenkranz, darüber ein Eichenzweig mit drei goldenen Eicheln, ein Sinnbild des hohen

Alters; begleitet von 2 Meistern mit Heroldstäben, mit uralte geformten Schildern, wo auf dem einen die Zeit, in uralter Schrift (oder Lettern) die Verleihung der Urkunde, auf dem andern Schilde die Bestätigung vom Kaiser Sigismund und Albrecht II., ebenfalls in der Schrift jenes Alters. Dann kam ein Meister mit der Mittels-Insignie, bestehend in einem blauen Schilde auf einem Stabe, daran war ein geharnischter von Bronze gearbeiteter Arm, der eine Achse hielt, woran am obern Schenkel ein Rad angestekt war. Auf jeder Seite ging ein Meister mit einem Marschallstabe, ihm folgten die übrigen Meister, 18 an der Zahl, alle schwarz gekleidet mit weißen Halsbinden. — Dann folgte die Gesellschaft. Der Altgeselle trug das Gesellschaftschild in einem verzierten Rahmen, mit von den Meister-Löchtern geschenkten Bändern, einem zweiflügeligen Kasten, darunter ein Rad, oben zwei Löwen mit Eichenzweigen. Zu beiden Seiten ging ein Gesell, schwarz gekleidet, mit Chapeaux=Bas und Degen und dreifarbigen, weiß, schwarz und rothen Schärpen. Alle übrigen Gesellen trugen gestreifte Stäbe, auf denselben nett verfertigte Wagner- und Rademacher=Arbeiten oder Werkzeuge.

Das Huf- und Waffen-Schmiede-Mittel. Hinter dem Musikchor eröffneten 2 Älteste den Zug, darauf erschien der Fahrenträger, begleitet von den Wappenschildträgern. Die Fahne selbst, roth und weiß karirt, zeigte das Mittels-Wappen in einem Eichenkranz, nämlich einen Engel, welcher ein blaugrundiges mit weißen Arabesken verziertes Schild hält, in dessen Mitte ein vergoldetes Hufeisen und zu beiden Seiten Aerte ohne Griff, und unter diesen 3 durch einander gesteckte Nägel angebracht waren; zwischen dem Kranz und dem Wappen sah man auf schwarzem Grund mit goldenen Buchstaben die Inschrift: „Die Huf- und Waffenschmiede in Breslau 1841. — Die auf beiden Seiten getragenen Wappenschilder, aus Silber getrieben, mit dem Breslauer Stadtwappen versehen, und in der Mitte die Embleme der Huf- und Waffenschmiede haltend, waren von Eichenlaubkränzen umgeben. Hinter der Fahne folgten die Meister, 36 an der Zahl, und zwischen ihren Abtheilungen die Gesellen; ihre Anzahl belief sich auf circa 60.

Das Gürtler-Mittel. Den Zug der Gürtler eröffnete ein Musikchor. Die Mitglieder des Mittels wurden von ihrem Ältesten angeführt. 2 Mittels-Embleme wurden neben einander von schöner in Silber getriebener Arbeit mit Adler, Stadtwappen und andern vergoldeten Verzierungen versehen, als Standarten in Ketten hängend getragen. Die dunkelgrünseidene Fahne mit vergoldeter Spitze enthielt das Gürtler-Wappen auf der einen Seite, bestehend in Ambos, einem Eiselier=Hammer, Feile, Grabstichel und Zirkel, auf der andern Seite das Breslauer Stadtwappen, an den Ecken vier schlesische Adler, mit goldenen Quasten und Franzosen; auf den Nägelplatten der Fahne selbst ist jeder Name derer gravirt zu lesen, welche zur Zeit dem Zuge beigewohnt haben.

Das Sattler-Mittel. Ein Musikchor gieng dem Zuge voran. Die Anführer des Gewerks trugen als Auszeichnung Schärpe, Degen, Marschallstab und roth und weiße Binden. Hierauf folgte der Oberälteste, von 2 Mittelsdeputirten begleitet. Nach ihnen ward die Fahne getragen, begleitet von Marschällen, und 32 Mittels- und Freimeister beschloßen den Zug. Die Fahne war von grüner Seide und hatte gelbe Quasten. Auf der einen Seite sah man

ein von 2 Löwen gehaltenes Schild, auf welchem sich in blauem Grunde ein brauner Herrensattel zeigte; auf der andern Seite befand sich der Patron des Gewerks, St. Georg auf einem Schimmel, den Lindwurm tödtend. Befest war die Fahne mit goldnem Eichenlaub und führte die Inschrift: „Getragen zu Ehren Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. 1841.“ Jetzt reihete sich der Gesellenzug mit einer Standarte an, angeführt von dem Mittels-Jungmeister, 36 an der Zahl.

Die Nabler-Gesellen. Es wurde die Fahne vom Dertengesellen vorangetragen (grüner Grund von einem Kranze umwunden im Felde, auf der andern Seite die Embleme des Handwerks) darauf folgten die Gesellen 14 an der Zahl, in schwarzem Frack Chapeaur-Bas und Degen.

Der Schuhmacher-Verein. Nach dem Musikchor erschienen die Zugführer in schwarzer Tracht, mit blau und weißen Schärpen und Ehrendegen. Hinter ihnen folgte der Fahnenträger, begleitet von zwei Marschällen. Die Fahne selbst war blau und führte das Stadtwappen und den preussischen Adler. Auf der andern Seite zeigte sich ein hoher Stiefel im weißen Felde. Dann gingen 60 Meister von 2 Marschällen geführt, und zwei andere Marschälle beschloffen den Zug der Meister. — An diesen reihete sich der Zug der Gesellschaft circa 300 Mann stark, von 22 Marschällen begleitet. Die Tracht aller war schwarz.

Die Gold- und Silber Arbeiter-Gehülsen. Der Zug wurde von zwei Mittelsdeputirten angeführt. Ein Musikchor von 12 Mann ging voran. Dann wurde auf einem Kissen von schwarzem Sammet ein Souvelenschmuck, auf einem Kissen von weißen Sammet ein Goldschmuck, und auf einen Kissen von rothen Sammet ein silberner Pokal, begleitet von 6 Marschällen und zwei Zugführern, vorangetragen. Hierauf folgten die Gehülsen 40 Mann stark, sämmtlich schwarz gekleidet.

Das Zimmermittel. Eine Sappeur-Abtheilung aus 32 Mann bestehend, eröffnete den Zug, dann kam ein Musikchor aus 20 Mann bestehend. Hierauf erschienen die Altmeister begleitet von 2 Meistern, ihnen folgte die Gewerksfahne, weißer Grund, darauf die Embleme des Gewerks mit der Jahrzahl 1836, begleitet von 2 Polieren, Maasstäbe tragend. Hinter dieser ging der ganze Zug der Gesellschaft in acht Abtheilungen, zwischen jeder Abtheilung wurden die Embleme des Gewerks getragen.

Das Klemptnermittel. 8 Meister und 32 Gesellen. Dem stattlichen Zuge dieses Gewerks voran schritt der Altmeister. Hinter ihm kam ein Ritter zu Pferde, von Kopf bis zu Füßen geharnischt. Dem Geharnischten folgten zwei Ritter zu Fuß, diesen ein Meister eine Urkunde von 1541 tragend, begleitet von 2 andern Meistern. Hierauf folgte die Fahne, begleitet von 2 Marschällen; nach ihr der Zug selbst, in welchem drei schöne auf Kissen vorgetragene Klemptnerarbeiten, eine Theemaschine, eine Theekanne und ein Helm die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der Zug der Gesellen führte Stäbe von blankem Blech mit dem Zeichen W und dem Breslauer Wappen, und die Insignien des Gewerks.

Das Maurer-Mittel. Erstens wurde ein Adler, begleitet von 2 Marschällen vorangetragen, zweitens folgten die beiden Spielfahnen, drittens das Musikchor, viertens der Zug-

fährer, fünftens die Kundschaft, begleitet von 2 Offizieren, sechstens der Grundbohrer von 2 Marschällen begleitet, siebentens das Privilegium von 2 Meistern und 2 Marschällen begleitet, achtens die Altmeister nebst drei Meistern, neunten die Altgesellen mit Reglement und Kundschaft von 2 Marschällen begleitet, zehntens die fünf Säulenwerkreiber mit 2 Marschällen, eilftens die fünf Säulen-Ordnungen mit Schild, zwölftens die Fahne mit 2 Begleitern, dreizehntens 60 Mann mit Picken in sechs Zügen, vierzehntens eine Fahne mit zwei Begleitern; funfzehntens ein Zug von 60 Mann, Stöcke mit den Emblemen des Handwerks geschmückt tragend. Den Zug schloß eine Abtheilung von 40 Mann mit verzierten Winkelmäßen. Die Kleidung bestand in schwarzen Frack.

Das Stellmacher-Mittel. Nach dem Janitscharen-Musikchor schritt der Älteste in schwarzer Kleidung mit Chapeaux-Bas, Degen, Schärpe und Festbinde um den Arm. Dann folgten zwei von Meistern getragene Embleme, nämlich ein zweiflügiger Staatswagen auf rothem Sammet, und Zirkel. Beil und Maasstab, darunter das Stadtwappen, alles von Silber und von einem Eichenlaubkranz umgeben; daneben gingen 2 Marschälle mit Chapeaux-Bas, Degen, Schärpen und Festband. Hinter ihnen kamen 18 Meister. Ihnen folgte die Gesellschaft, an der Spitze der Altgeselle. Nach ihm kam die Fahne von weiß und schwarzer Seide, mit silbernen Franzen geziert. Auf der Fahne befand sich im blauen Felde der Kasten eines zweiflügigen Staatswagens, gehalten von zwei wilden Männern; über denselben eine Krone. Zwei Marschälle begleiteten sie. Den Zug schlossen 30 Gesellen, alle schwarz gekleidet und eine Rosette im Knopfloche.

Der Verein der Tischlermeister. Auf das Musikchor folgte 1. der Meisterbote. 2. Der Fahnenträger begleitet von 2 Marschällen; die Fahne war gelb und weiß mit goldnen Franzen und Quasten. Auf beiden Seiten das Stadtwappen in einem Kranz von Eichenlaube und Palmenzweigen, mit der Umschrift: „der Tischler-Verein den 13. September 1841.“ 3. zwei Vorsteher als Zugführer. Beide waren schwarz gekleidet und trugen einen viereckigen Stab mit durchbrochenen Ecken und einem vergoldeten Knopfe, worauf ein Adler befindlich, und vorschriftsmäßige Binden. 4. Drei Meistersöhne, welche ein blaues Kissen mit einem Reißzeuge, ein Reißbrett mit der Zeichnung einer Pallastreppe und eine Reißschiene trugen. 5. Zwei Marschälle. 6. Zwei Meister, jeder mit einem gewöhnlichen Zollstabe nach Rheinländischem Maße. 7. 32 Meister in acht Zügen, schwarz gekleidet und durch Marschälle abgetheilt. — Den Gefellenzug eröffnete das Musikchor, darauf folgte die Fahne getragen vom Altgesellen, hierauf folgte ein Portier, dann der Obermarschall einen goldenen Marschallstab mit weiß und rothen Schleifen geschmückt, tragend. Jetzt folgten die Vorsteher, zwei Deputirte der Gesellschaft mit Commandostäben, die Hobelgesellen mit Emblemen von Werkzeug, hierauf 2 Deputirte ein Richtscheit tragend, dann 2 Deputirte mit Commandostäben als Zugführer. Hierauf erschien die Fahne von Hobelspähnen künstlich zusammengesetzt. Vier Jung-Gesellen schritten hinterher, eine Hobelbank tragend. Hierauf folgte der Gefellenschild, dann 2 Deputirte mit Commandostäben als zweite Zugführer. Sämmtliche Kleidung bestand in schwarzem Frack und Chapeaux-Bas.

Das Tapezierer=Mittel. Dieses Mittel wohnte in folgender Ordnung dem Zuge bei: Zuerst die Anführer, dann eine Hauptfahne, zwei Rococcafahnen von Marschällen begleitet, und nun folgten 20 Meister und 32 Gehülfsen, worunter zwei Altgesellen die Zugführer waren. Die übrigen 30 Gehülfsen trugen auf hohen Stangen gelbe, weiße und blaue Drapperien mit Frangen und Blumenkränzen geziert.

Das Böttcher=Mittel. Den Anfang des Zuges machte der Mittelsbote, diesem folgte das Musikkhor. Hiernach kam die Fahne, roth und weiß gestreifter Grund, mitten ein Fäßchen von einer Weinranke umschlungen, über demselben die Embleme des Handwerks, oben auf der Stange ein Römer, von welchem aus lange schwarz- und weißgestreifte Bänder herunterhingen. Hierauf folgten zwei Aelteste, mit einem silbernen Schild, das Böttcherwappen enthaltend, an einem blau und weißen Stabe, dann die andern Meister. Den Schluß des Meisterzuges machte ein silberner Schild, getragen von einem Meister und von zwei anderen begleitet. — Jetzt folgte die Gesellschaft unter Anführung der Beisigmeister, schwarz gekleidet wie die Meister. Hierauf folgten die beiden Altgesellen mit weiß und blauen Marschallstäben mit vergoldeten Ablern. Hinter diesen erschienen 4 Gesellen in schwarzen Beinkleidern, weißer Weste, Hemdsärmeln und schwarzen Kappchen mit Quaste, ein schwarzlackirtes Schurzfell vorgebunden, im Gurt ein Bandmesser; sie trugen ein kleines Fäßchen mit vergoldeten Reifen, welches auf einem halbrunden, von vier Löwen gehaltenen, vergoldeten Lager ruhte; das Fäßchen war ohne Boden enthielt aber dennoch in seinem Innern viererlei Sorten Wein. Auf dem Fäßchen saß ein kleiner goldener Bacchus, welcher in der einen Hand einen Reifen mit einem Becher in der andern ein Bandmesser hielt, es wurde von 2 Marschällen begleitet. Es folgten hiernach 23 Reisträger, mit verschlungenen Reifen in schwarzen Beinkleidern, weißer Weste, Hemdsärmeln und Barets mit Federn, einer blauseidenen Schärpe mit Silberbesatz. Die beiden Reiffschwenger trugen rothe Schärpen mit Goldbesatz, und Barets mit blauen, rothen und weißen Federn, gehalten durch eine Agraffe. Die übrigen Gesellen in schwarzer Kleidung folgten jetzt; 2 Marschälle schlossen den Zug.

Das Handschuhmacher=Mittel. Den Zug eröffnete der Obermeister, begleitet von den Bürgerjubilarn Anser und Bander, welche schon hieselbst den dritten König festlich empfingen, und hatten deshalb orange Bänder als Schärpen, wie sie solche beim Einzuge König Wilhelms getragen hatten. Ersterer, schwarz gekleidet trug Chapeau=Bas, Degen und eine roth und weiße Schärpe mit Silberfranzen, eine eben so farbige Armbinde und Stulphandschuh. Hierauf folgten zwei Marschälle mit weißen Marschallstäben. Zwischen diesen beiden Marschällen trug der jüngste Meistersohn ein hellblauseidenes Kissen mit schottischen Troddeln, und darauf liegend ein Paar weiße amerikanische, wüldlederne Stulphandschuh, äußerst kunstvoll gearbeitet. Die Fahne der Gesellen war von weißer Seide, mit Silberfranzen besetzt, in der Mitte ein blaues Feld, umgeben von einem Lorbeer- und Eichenkranz, oben im Felde hingen ein Paar weiße Stulphandschuh mit der Unterschrift: „Zum Empfange Sr. Majestät des Königs und der Königin, gewidmet von dem deutschen Handschuhmacher=Gewerk.“ Unten:

F. W. IV. Auf der Kehrseite das Breslauer Stadtwappen, ebenfalls umgeben von einem Lorbeer- und Eichenkranz, unter diesem die Inschrift: Den 13. Septbr. 1841.

Das Bäcker-Mittel. Die Meisterschaft des Bäckergewerks bestand aus 52 theilnehmenden Mitgliedern mit einem Musikchor. Dem Meisterzuge voran ward ein Panier von hellblauem Sammet mit dem Stadt- und Gewerkswappen getragen. Diesem folgten 2 Marschälle, hierauf der Mittelsälteste, auf einem Kissen ein Privilegium vom Kaiser Leopold aus dem Jahre 1666 tragend. Ferner drei Meister mit einem Privilegium von Kaiser Karl VI. aus dem Jahre 1734 auf einem Kissen, ein anderer mit einem Bande alter Gewerksstatuten aus derselben Zeit auf einem Kissen, und einer mit einem silbernen, vergoldeten Pokal aus dem Jahre 1605 stammend. Hierauf folgte die übrige Meisterschaft von Marschällen begleitet. Den Zug der Gesellschaft, 137 Mann stark, eröffneten als Marschälle 2 Meistersöhne. Ihnen folgte ein Meistersohn, ein Gedebuch aus dem 16. Jahrhundert auf blauweißem Kissen tragend. Ferner trug ein Geselle ein Stammbuch von 1801. Nach ihnen kamen 2 Beisigmeister, dann 2 Altgesellen, hierauf die Fahne, getragen von dem Mittelsältestensohn. Die Fahne von weißem Atlas zeigte das Gewerkswappen, von zwei Löwen gehalten, welche auf einem Gewinde von Weizen- und Roggenähren stehen. Auf dem Bande, welches das Aehrengewinde zusammenhielt, stand auf der Schleife rechts: Gestiftet von Carl IV. Anno 1347; auf der linken: Gewidmet Friedrich Wilhelm IV. Anno 1841. An jeder Ecke der Fahne war der schlesische Adler. Die andere Seite der Fahne enthielt das Stadtwappen mit der Inschrift: „Heil dem Könige und unserer Stadt. Außerdem trugen die Altgesellen silberne und vergoldete Ketten und Schilder aus dem 15. Jahrhundert.

Das Korbmacher-Mittel. 10 Meister und 20 Gesellen. Der Mittelsälteste führte den Zug der Meister. An diese schlossen sich die Gesellen; dem Altgesellen folgte zunächst ein anderer Geselle, einen lackirten, eine Elle hohen Korb tragend. Alle trugen weiß und schwarz von Korbruthen umwickelte Stäbe mit Reifen, in welchem kleine Körbchen, verschiedenartig gearbeitet, mit nationalsfarbigem Bändern hingen.

Das Glaser-Mittel. 11 Meister 15 Gesellen und 4 Lehrburschen. Einer der Gesellen trug einen großen, von farbigem Glase kunstvoll gearbeiteten Stern, worauf die Namen der Meister eingeschliffen waren, auf vergoldeter Stange voran. Ihm folgte der Mittelsälteste und die übrigen Meister. An diese schlossen sich die mit grünen Schürzen bekleideten Gesellen mit Arbeiten ihrer Kunst, als: zwei kunstreiche Sterne, zwei Löthkolben, 6 verschiedene an vergoldeten Stäben hängende Schilder von buntem und geschliffenen Glase, in welchem einen der schlesische Adler, im andern ein Tempel mit dem Namenszug des Königs und das Mittelwappen sich befanden. Die Lehrburschen ebenfalls festlich gekleidet mit Bändern verzierte Leisten tragend, beschloßen den Zug.

Das Kammacher-Mittel. Ohne besonderen Anführer eröffnete den Zug ein Marschall, diesen begleiteten die beiden ältesten Meister, denen folgten die zunächst die andern vier Meister, an die sich die Gesellen angeschlossen. Der vergoldete Marschallstab war oben am Knopf mit roth, weiß und schwarzen Bändern geschmückt, über dem Knopf ein Schild, worauf die Kö-

nigsarmaturen mit dem Namenszuge Friedrich Wilhelm IV. aus Horn mit Stahlsteinen oder Perlen verziert, angebracht waren, über demselben der preuß. Adler mit Krone, einen an einer Kette hängenden Kamm haltend.

Das Kupferschmiede=Mittel. Der Mittelsälteste führte den Zug, ihm folgte der jüngste Meister mit der Fahne, begleitet von den beiden ältesten Gesellen, welcher jeder ein silbernes Panier trug, auf welchem die Mittels-Insignien und unten das Breslauer Wappen (vergoldet) sich befanden. Die Fahne war in vier Caros, roth und weiß, getheilt, in der Mitte das Wappen von einem Eichenkranz umgeben. Das Wappen selbst sind zwei weiße Greife, welche in den Klauen oberhalb einen Kessel und unter diesem eine Spülwanne halten, über demselben eine Theekanne in Arabeskenverzierungen. Das ganze Wappen war auf blauem Grund und trug die Umschrift: „Das Kupferschmiede Gewerk in Breslau 1841. F. W. IV.“

Das Töpfer=Mittel. Der Mittelsälteste eröffnete den Zug. Hierauf folgte die Fahne (hellblau und weiß mit einer vergoldeten Spitze, in der Mitte das Mittelswappen, ein Töpfer an der Scheibe, rechts ein Meister und links ein Arbeiter, welcher Thon schneidet; auf der andern Seite der Sündenfall) begleitet von 2 Marschällen. Letzt folgten die Meister und die Gesellenschaft.

Die Werkführer und Gesellen der Maschinenbau-Anstalt. 200 Mann und ein Musikchor. Ein Anführer aus den Werkführern gewählt, eröffnete den Zug, dann folgten 2 Fahnen, begleitet von Chapeau d'honneur. Der Zug war in 10 Abtheilungen getheilt. Von der ersten Abtheilung, Gießer der Anstalt, trug jeder einen schwarzpolirten Stampfer, (oberhalb desselben war in einer kleinen Schaufel auf der vordern Seite Hammer und Schlägel kreuzweis eingelegt) mit einem blau und weißen Bande geziert. Die Werkführer trugen außer den Schärpen noch Armbinden von gleicher Farbe, schwarze Marschallstäbe mit vergoldetem Knopf, ausgeschmückt durch weiß und blaue Bänder. Die übrigen Abtheilungen trugen kurze schwarze Stäbe mit weißen Ringen, in welchen theils Zirkel und Winkel, in einigen Laster und Rügeln sich befanden. Die erste Fahne war von weißer Seide, in der Mitte befand sich das Wappen; dasselbe bestand aus einem weißen Felde mit vergoldeten Arabesken, worin sich eine Dampfmaschine befindet; über dem Wappen prangte die Göttin Minerva. Die zweite Fahne unterschied sich nur darin von der ersten, daß statt der Dampfmaschine in einem Eichenkranz Hammer und Schlägel sich kreuzten.

Begünstigt vom freundlichsten Wetter begann mit Anbruch des Abends die glänzende Erleuchtung der Stadt, welche am nächstfolgenden Tage wiederholt wurde. Gleich einem Feuermeer strahlten eine Menge Gebäude, andere zeichneten sich durch ihre buntfarbigen Flammen, Sinnbilder, Transparenten und Inschriften aus.

Zweiter Tag.

Der 14. September zeichnete sich durch zwei Festlichkeiten aus, welche zu Ehren Ihrer Königl. Majestäten von der schlesischen Ritterschaft veranstaltet wurden.

Das erstere dieser Feste fand am Morgen dieses Tages statt, ein Fest in Bezug auf die Landwirthschaft, dessen Gleichen in Schlessen noch nie gefeiert worden.

Eine Viertelmeile dießseits Breslau am rechten Oderufer, zwischen Scheitnig und Grün-
eiche, ist die große Hutung, welche zu den alljährlichen Wettrennen benutzt wird. Gegen
Morgen, mit der Front nach der Stadt zu war eine Tribüne errichtet, in deren Mitte sich
der Königl. Pavillon auf das Prachtvollste mit karmoisinen Tapeten und goldenen Verzierung-
en geschmückt, befand; hoch oben, auf der Spitze desselben, prangte die große Königskrone
und die Wappen der schlesischen Fürstenthümer an dem Giebel des Pavillons. Die Renn-
bahn, welche 500 Ruthen im Umfange hat, war zeitig mit mehr als 60.000 Menschen und
gegen 3000 Wagen besetzt. — Nach halb 10 Uhr erschien Se. Majestät der König, worauf
das Fest seinen Anfang nahm.

Zuerst wurden 3 Rennen abgehalten, nach diesen begannen die Aufzüge, welche einzig
und in Schlesien, ja in keinem Staate bis jetzt in dieser Art dagewesen sind.

Die Ordnung desselben war folgende:

1. Der Ackerbau. Alles, was nur irgend auf die Landwirthschaft Bezug haben
kann, das thätige Landleben vom Erwachen des Frühlings bis in den späten Herbst, war hier
dargestellt. Den Zug eröffnete ein Musikchor von 12 Mann in ländlicher gewöhnlicher Klei-
dung mit Blumensträußen. Auf diese folgte als Anführer des Zuges ein Wirthschaftsbeamter
mit einer Fahne, auf deren weißem Grunde eine goldene Strahlensonne, das Segen spendende,
befruchtende und Alles belebende himmlische Feuermeer, mit der Umschrift: Ora et labora
(Bete und arbeite) abgebildet war. Hierauf kamen 4 Mädchen aus dem Pleßner Kreise im
dortigen National-Kostüm, bloßen Köpfen mit Bändern in den Haaren, weißen Halstrüchern
und Schürzen, hellfarbigen Röcken, Strümpfen mit rothen Zwickeln und Niederschuh, in den
Händen Zieh- (Dünger-) hacken tragend, gefolgt von 4 Männern ebendaher mit Düngergabeln.
Hinter diesen kam ein zweiter Zug Landleute von der Kräuterei zu Neudorf bei Breslau; die
Mädchen hatten die von rothen Bändern durchflochtenen Haare um den Kopf gelegt, kurze
dunkle Röcke, Blumenkörbe an einem rothen Bande über die Schultern hängend und vor sich
tragend, in welchen die ersten Erzeugnisse des Frühjahrs lagen. Die Männer hatten Hüte,
Jacken und weiße Schürzen, Grabeisen tragend. Diesen folgte ein Heuwagen von 4 überaus
großen mit Kränzen und vergoldeten Hörnern geschmückten Ochsen gezogen. Gleiche Kränze hin-
gen an dem Wagen. Hinter dem Wagen kamen andere Landleute mit Sensen, Sicheln,
Rechen, Heugabeln, überhaupt mit allen Geräthschaften, die zum Wiesenbau und zur Heu-
ernnte benöthigt sind, alles mit Blumen geschmückt; andere Mädchen trugen Körbchen mit
Feldfrüchten jeder Gattung; desgleichen auch von Pferden gezogen eine Heuraffmaschine, ein
Wiesenwagen u. s. w. Alles dieses stellte das herrlichste und prachtvollste Bild des Frühlings
dar, zu dessen Vervollständigung nicht das Geringste fehlte. — Der Sommer war das zweite
Bild des Ackerbaues. Von vier Pferden gezogen und von dem Schaffner und seinen Leuten
begleitet, näherte sich der Erndtewagen. Auf diesem Wagen sah man die ausgesuchtesten Gar-
ten aller Getreidegattungen, mit den Aehren nach außen: Weizen, Korn, Zeil-Gerste, Hafer,
Heidekorn u. s. w., die oberste Schicht bildete eine Pyramide türkischer Weizen. Die Schnitter
und Mäher gingen hinten drein, die Mädchen in einfacher Kleidung in roth und blauen

Nöcken, wie sie in der Gegend um Breslau und Neisse getragen werden. In den Händen hielten sie geschmückte Rechen. Die Männer, jung und alt, in bloßen Hemdsärmeln, Strohhüten, bunten Westen und kurzen Beinkleidern, trugen die Geräthschaften der Erndte. Eine Abtheilung trug die großen Getreidesensen, eine andere die Rechen, eine andere die sogenannten Knebel, mit denen die Geleigen aufgerafft und die Garben gebunden werden, wieder andere mit den hölzernen Wehnäpfen, worin die Wehsteine stecken, die Trink- oder Lagerfäßchen u. s. w. Alles auf das Beste geordnet. Die Ackergeräthschaften wurden hintendrein gefahren, so wie es in der Wirklichkeit geschieht, jedoch alle Stücke auf kleinen Rädern, damit sie nicht in den Boden eingriffen. Voran kam ein Pflug, ferner ein Ruchhaken, jeder von eine Pferde gezogen; vier Männer mit dreieckigen Hüten, bloßen Hemdsärmeln und Niederschuhen, ein weißes Sätuch umgebunden, aus welchem sie Blumen säeten; ferner die Eggen und dann die neueren landwirthschaftlichen Maschinen, Säemaschine, Haumaschine u. c. So wurde das Bild des Frühlings und Sommers, einzig in seiner Art, beschloffen. Die Ordner desselben waren die Gutsbesitzer Lübbert auf Zweibrod und v. Gilgenheimb auf Endersdorf.

2. Viehzucht. Was Schlessien in Bezug auf Viehzucht Schönes und Herrliches hervorzubringen im Stande ist, wurde hier in übergroßer Anzahl vorüber geführt. Kühe und Ochsen, Schweizer Race, ungeheuer groß, mit jungen Stücken, im Alter von einigen Monaten, die die Größe eines völlig ausgewachsenen Jungviehes hatten. Die Führer waren Männer und Frauen in Schlessischer Nationaltracht. Auserlesen war die Anzahl der Pferde, ein Beweis, wie weit es seit einigen Jahren die Schlesier in der Pferdezucht gebracht haben. Diesen Zug, die schlessische Viehzucht darstellend, beschloß ein Chor von ungefähr 10 romantisch gekleideten Hirten und Schäfern. Sie trugen graue Jacken und weiße Beinkleider, auf dem Kopfe runde grüne Filzhüte, deren Krempe auf der einen Seite aufgestülpt war, und an welcher ein hoher grüner Federbusch steckte. Sie stellten das Hirtenleben dar. Ein jeder hatte außerdem eine selbstverfertigte hölzerne Schalmei, auf welcher sie, gut einstudirt, die prächtigste Hirtenmusik bliesen.

3. Der Erndtekranz. Das herrlichste Bild von dem Feste, mit welchem die Erndte am Ende des Sommers beschloffen wird, war der vorübergehende festliche Erndtekranzzug, arrangirt von den Grafen Saurma auf Jeltsch und Laschowitz. — An der Spitze befand sich das Musikchor, Kränze um Arm und Hüfte gewunden, ihnen folgten die sogenannten Vormänner in geschmackvoller altdeutscher Tracht, alsdann der Erndtekranz. Es war eine überaus große Krone auf einem Wagen, der von zwei Pferden gezogen wurde. Die Krone war aus allen Getreidegattungen zusammengesetzt, mit den bunten schönen Feldblumen durchflochten und mit Glittergold besteckt. Paarweise zogen hintendrein die geschmückten Landleute mit dem Brautpaar an der Spitze, gleichfalls die Attribute und Insignien der Erndte tagend, nebst allen denen Stücken, die zum Ausdreschen des Getreides erforderlich sind. Alle waren mit den buntesten Kleidern angethan, Kränze und Bänder in den Haaren der Jungfrauen, und Bouquets von Blumen auf den Hüten der Männer. Andere Mädchen waren wieder nach Tyroler Art gekleidet mit fliegenden Bändern, kurzen Schürzen, rothen Nöcken, weißen Strümpfen

mit sogenannten rothen Zwicklichen und Niederschuhen. Alles fröhliche, heitere Gesichter, voll Leben und Gesundheit.

4. Der Runkelrübenbau und die Zuckersfabrikation. Dieses war gleichfalls eines der merkwürdigsten Bilder der Landwirthschaft, vom Amtsrath von Schönermark auf Priborn auf das sinnreichste dargestellt, besonders werth, da seit wenigen Jahren dieser Industriezweig in Schlesien sehr in Flor gekommen ist. Den Zug eröffnete eine ungeheure, künstliche, ganz natürlich aussehende Runkelrübe, von mehreren Landleuten getragen. Drei Männer konnten dieselbe nicht umspannen, während sie mit ihren Blättern die Höhe eines der größten Obstbäume erreichte. So natürlich wie die Farbe der Rübe, so waren auch ihre Blätter, wahrhaft so täuschend nachgemacht, daß, gäb es im Entferntesten nur eine Ahnung von großen Rüben, man dieselbe ohne Bedenken für eine solche halten mußte. Hierauf folgte ein Runkelrübenfeld, ein solcher Gestalt aussehender Wagen von vier Ochsen gezogen: darauf standen in großen Näpfen mit Moos belegt, eigends dazu gepflanzte Rüben von der bedeutendsten Größe. Den Wagen umgaben die Feldarbeiter, Männer und Frauen mit Körben, Spaten und Hacken, und allem dem versehen, was zur Runkelrüben-Ernte gebraucht wird. Auf diesen Wagen folgte die Zuckersfabrikation. Es war eine Dampfmaschine mit allen nöthigen Apparaten, das Innere einer Fabrik darstellend, mit den Kesseln, Formen u. s. w. Neben dem Dampfkessel und der Presse, wo der Saft aus den Rüben gepreßt wird, saß in Bauerntracht ein Mädchen und säuberte und beschnitt die Rüben, während ein Knabe in altem Kosüm der Kleinen in ihrem Geschäft half, und die gereinigten Rüben in Körbe warf. An dem großen kupfernen Kessel, worin der Saft gekocht und Syrup gewonnen wird, stand ein kleiner Zuckersieder, mit dem Löffel fleißig rührend und den Saft abkühlend. Hinter dieser Zuckersfabrik, welche gleichsam von selbst, ohne gezogen zu werden, sich fortbewegte, folgte ein niedriger Wagen, auf welchem der aus den Rüben gewonnene feinste Zucker in Hüten pyramidenartig aufgestellt war. Von glänzend weißem Crystallzucker (Zuckerkant) stand obenauf ein kleiner Tempel mit Säulen und Verzierungen. Der ganze Zug wurde von den Zuckersiedern in ihrem netten Arbeitskostüm beschloffen.

5. Der Flachs- und Linnenhandel. Die Theilnehmer und Ordner dieses Zuges waren die Stände des Kreuzburger Kreises. Den Zug eröffneten mehrere junge, schlanke Mädchen in der nettesten Bauerntracht, so daß man sie wohl für mehr als gewöhnliche Bauernmädchen zu halten versucht war. Auf dem Kopfe trugen sie weiße Strohhüte, nach Art der Strohhäuben mit blauen Bändern, schwarzsammtne Nieder, seidene Röcke und kleine weißgeblumte Schürzen, blühendweiße Strümpfe und Niederschuhe. Auf dem Rücken trugen sie nette weiße runde Körbchen, die an kleinen bunten Stöckchen, mit Guirlanden verziert, hingen. Hierauf kam ein Wagen mit Flachs in allen Abstufungen, mit und ohne Knoten, geklopft, geröstet und gedort, gebrochen und gehechelt. Die Mädchen, welche in großer Anzahl hinter demselben hergingen, hatten breitkrämpige Hüte mit blauen Bändern, blau und rothe Röcke und seidene Schürzen. Eine jede von ihnen trug ein Stück derjenigen Geräthschaften, deren sie von Röstung des Flachses bis zum fertigen Gespinnst benöthigt sind. Ihnen voran wurde

noch eine große Krone von Flachs getragen nebst einem halben Mond, von welchem der feinste gehebelte Flachs in Flechten (sogenannten Reisten) nach Art der morgenländischen Rosschweife herabhing. — Hinter den Mädchen wurde auf einem Wagen ein segelfertiges Schiff gefahren. Auf diesem lagen die Kaufmannsgüter: Leinsaamen, Flachs und Leinwand, mit Bezeichnung der Städte Hamburg, London, New-York in Amerika u. s. w. als den Orten, wohin diese Waaren geschafft werden. Matrosen mit kleinen runden Hüten, blauen Jacken und weißen weiten Beinkleidern, saßen in den Maskkörben, andere hingen in dem Tauwerke, andere standen auf dem Verdeck (alles kleine Knaben), und brachten, als sie bei der Königl. Tribüne vorüberzogen, Sr. Majestät ein schallendes Hurrah!

6. und 7. Der Forst und die Jagd. Die Unternehmer dieses originellen und interessanten waidmännischen Aufzuges waren: der Prinz Biron-Curland und der Fürst Haxfeld. Dem Waidmannszuge voran wurden die riesenhaften Stämme einer Kiefer und einer Fichte aus den Trachenberger Forsten, eine jede mit 16 Perden gefahren. Die Fichte hatte ein Alter von gegen 200 Jahren, maß am Stamme etwa 2 Ellen im Durchmesser, und hatte eine Länge von über 100 Fuß. Im Walde war dieselbe jedoch noch höher, da beim Fällen ein Stück von gegen 30 Fuß abgebrochen war, übrigens wurde der Inhalt dieser Fichte auf 500 Cubikfuß berechnet. Dieser, wie auch der nachfolgende Waidmannszug stellte den Winter vor. Hinter den Baumstämmen und an den Seiten gingen die Holzschläger in ihren Pelzen, die Kerle auf den Schultern tragend. Nun folgte das Bild der niedrigen Jagd. Stattlich gekleidete Jägerleute zu Pferde mit Hüfthorn und Meute ritten voran. Hierauf kam ein Wagen mit allen Gattungen Wild beladen. Da sah man Hasen, Füchse, Marder, Perlhühner, Fasanen, Großvögel, Rebhühner, Schnepfen u. s. w. im bunten Durcheinander, und in der Mitte des Wagens die nöthigen Jagdgeräthschaften, als Doppelflinte, Jagdtasche, Pulverhorn. Eine Anzahl anderer Jägerburschen mit ihren Rüden eröffneten die hohe Jagd. Es war ein Wagen, beladen mit Rehen, Hirschen und einem Eber, welcher drohend seine Hauer zeigte. Derselbe Eber war erst vier Tage vorher, am 10. September in den Trachenberger Forsten vom Fürsten v. Haxfeld eigenhändig erlegt worden, wobei sogar das Leben dieses hohen Waidmannes auf dem Spiel gestanden. Ein anderer Wagen stellte die Wasserjagd vor. Man sah auf einer Unterlage von Schilf und Binsen Wasservögel aller Art, und oben darüber unter anderen Raubvögeln einen gewaltigen Königs-Adler mit ausgebreiteten Fittigen; vorn aber wie in einem kleinen Teich schwamm ein lebendiger weißer Schwan, neugierig und schweigsam den Kopf nach allen Seiten bewegend.

8. Der Entenfang. Diese eigenthümliche Jagd war von dem Grafen Sierstorp auf Krappitz arrangirt. Auf einem Wagen wurde ein künstlicher Teich gefahren; Schilf und Rohr sproßte an den Rändern und in der Mitte empor, und ein Kahn schwamm auf demselben. An den Rändern waren Steckneze ausgestellt, in welchen sich lebende Enten befanden, während andere schwimmend auf dem Teiche in den Nezen sich fingen. Hinter dem Wagen gingen die Jäger in Fischgrauer Uniform mit grünen Aufschlägen und aufgestülpten Hüten mit ihren Jagdhunden.

9. Der niederschlesische Bergbau. Theilnehmer waren mehrere niederschlesische adlige Gutsbesitzer. Voran zog das vollständige Bergknappen-Musikchor. Hinter diesem der Obersteiger und die Untersteiger in ihren Uniformen; nach diesen kam ein Zug von ungefähr 16 jungen Bergeleven, die sich von den übrigen Bergknappen durch die runden hohen Sammetmützen auszeichneten; in der linken Hand trugen sie die Lampen. Auf diese kam ein von vier starken Pferden gezogener Kohlenwagen, unter andern großen Steinkohlenstücken befand sich ein Würfel von solcher Kohle von 2 Etrn. Schwere darauf. An beiden Seiten dieses Würfels waren die goldenen Namenszüge Ihrer Königlichen Majestäten angebracht. Neben dem Wagen wurden kleine Karren, Hunde genannt, von Bergknappen gezogen, andere halfen die Karren fortschieben, die Lampen an den grünen Filzmützen hängend, darstellend wie die Kohle ans Tageslicht gefördert wird. An diesen blauen Karren standen die Namen der verschiedenen Gruben und Stollen, als: Louisen-Stollen, Christians-Stollen, Johannes-Grube, Louisen-Augusten-Grube u. s. w. Den Beschluß machten die Bergknappen, sämmtlich mit ihren Lampen und Grubenlichtern und sonstigen Attributen, in Züge abgetheilt, und die Fahne der Knappenschaft vortragend.

10. Der oberschlesische Bergbau. Theilnehmer waren: Sr. Durchlaucht der Herzog von Ratibor, Sr. Durchlaucht der Fürst von Hohenlohe und mehrere Gutsbesitzer und oberschlesische Gewerke. Diese Knappen unterschieden sich von den niederschlesischen besonders durch die runden Hüte mit den kurzen Federbüschen an der Seite. Ein Wagen mit Eisenerz machte den Anfang; auf einem zweiten befanden sich in Mulden verschiedene Erze: Zink, Galmei, Silber; Tarnowitz hatte einen Klumpen gediegenes Silber geliefert. Dem Wagen folgte eine Abtheilung von Schmelzern, Gießern und andern Hüttenleuten in ihrer eigenthümlichen schwarzen Tracht, welche von der der Knappen unterschieden war, indem sie kein Schurzleder sondern nur schwarze, hemdartige Oberkleider trugen. Auf einem dritten Wagen war ein künstlicher Stollen aufgestellt, aus welchem ein Bergmann auf einem sogenannten Hunde, zweirädrige Karre, das Erz zu Tage förderte, das er im Bauche der Erde gewonnen hatte, und ausschüttete. Den Beschluß dieses Zuges machte eine Dampfmaschine, wie sie zum Hüttenbetriebe erfordert wird, begleitet von Bergknappen. Zuletzt kam ein ungeheurer Dampfkessel, begleitet von der Gewerkschaft der Fabrik.

Es war ein unbeschreiblich schönes Schauspiel, wie diese Schauzüge in einer Ausdehnung von einer Viertelmile festlich und unter fröhlicher Musik sich fortbewegten, jedem Einzelnen zur Schau. Sie waren angeordnet, dem theurem Monarchen die Freude zu bereiten, zu schauen die Kräfte seines treuen Schlesiens, zu erblicken, welche reiche Früchte der Boden dieses Landes trage und welche Schätze in seinem Schooße verborgen liegen. Und sie erweckten im vollsten Maasse die Freude und Zufriedenheit des Königs, der mehreremal den Zügen, namentlich dem Erntekranz und dem Kinnenhandel ein Bravo zurief und sich gnädig äußerte: etwas Aehnliches selbst nie gesehen zu haben.

Am Abend desselben Tages (14. September) gab die schlesische Ritterschaft dem Königlichen Paar in der auf dem Plage hinter dem Königlichen Palais auf königliche Weise ausgeschmückten Festhalle ein glänzendes Ballfest.

Bei anbrechender Dunkelheit, als die Theilnehmer und Gäste, deren Zahl gegen 2400 betrug, in der Halle sich versammelten, wurde dieselbe auf das prachtvollste erleuchtet, wobei Raketen in buntem Farbenwechsel zur Höhe stiegen. Ihre Majestäten der König und die Königin begleitet von den königlichen Prinzen und Prinzessinnen erschienen gegen 8 ½ Uhr. Der König eröffnete mit der Prinzessin Wilhelm (Tante Sr. Majestät) den Ball und die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen nahmen Theil an den Tänzen.

Ihre Majestäten schienen in der Umgebung der Anwesenden unter Ihren treuen Unterthanen des Glückes hohe Wonne zu empfinden, bereiteten aber auch jenen eine gleiche Glückseligkeit durch die große Herablassung und Milde, mit der Sie sich in dem frohbewegten Kreise jedem nahten. Ihre Majestät die Königin verließ nach 10 Uhr den Saal.

Gegen 11 Uhr begann das Souper, während dessen Sänger und Musikchor drei Lieder vortrugen. Der kommandirende General Graf v. Brandenburg brachte den Toast auf Sr. Majestät den König aus und Allerhöchstderfelbe erwiderte den Toast auf eine für die Provinz sehr schmeichelhafte Weise, indem Er mit den Worten schloß: „daß die Ritterschaft stets in der besten Harmonie mit den andern Ständen gestanden habe, und Er glaube daher, ganz in dem Geiste derselben zu sprechen, wenn Er aus vollem Herzen an Ihre Glückwünsche für das Wohl der Ritterschaft auch die für das Gedeihen der schlesischen Städte und Landgemeinden knüpfen.“ — Diese Worte, erregten in der Versammlung den höchsten Enthusiasmus. Der Wirkliche Geh. Rath und Oberpräsident der Provinz von Mekel brachte den Toast auf das Wohl der Königin aus. Hierauf trank Sr. Majestät der König auf das Wohl der Damen, welche dieses Fest, „dieses einzig schöne“ mit ihrer Gegenwart verschönert hatten. — Der König verließ den Saal um 12 ½ Uhr, während die andern hohen Herrschaften noch einige Zeit das Fest mit Ihrer Gegenwart beehrten.

Dritter Tag.

Am Vormittag des 15. Septembers gab die Stadt Breslau zu Ehren Ihrer Majestäten in dem prachtvoll dekorirten Wintergarten ein Festmahl, welches in den Herzen der anwesenden Bürger unvergesslich bleiben wird. Die Einfahrt in den Garten war mit dem Stadtwappen und Flaggenbäumen in den Nationalfarben geziert. Die Bürger-Schützen und Bürgergarden- (Grenadier-) Kompagnien bildeten ein Spalier von da ab bis zu dem großen Saale welcher für das heutige Fest durch einen geschmackvollen Anbau um das Doppelte vergrößert war. Die Embleme und Fahnen, welche die Gewerke beim Einzuge vorgetragen hatten, waren im Innern des Saales in zierlicher Ordnung aufgestellt, und über der königlichen Tafel ein Baldachin von Seide in Carmoisin und Roth angebracht. Die Zahl der Theilnehmer, unter denen sich auch eine Deputation der städtischen Behörden zu Berlin befand, mochte sich etwa auf 800 belaufen, während eine dreifach größere Anzahl festlich geschmückter Zuschauer die Gartenräume außerhalb des Saales füllte. Ihre Majestäten erschienen nach 11 Uhr und wurden von einer Deputation aus dem Magistrat und den Stadtverordneten am Eingange empfangen, und in den Saal geführt, wo Allerhöchstselben unter stürmischem Jubelruf bewillkommen wurden. Auf die würdigste Weise wurde dieses Festmahl begangen, und Jeder

fühlte die große Huld und Milde, mit welcher liebevoll das Majestätische Königspaar, Ihren treuen Bürgern sich hingab. Mit inniger Begeisterung stimmten alle Anwesenden in folgenden Toast des zweiten Bürgermeisters ein:

„Von heren Gefühlen ergriffen, erblicken wir uns inmitten eines Ereignisses, welches in der reichen Geschichte dieser alten Stadt bedeutungsvoll hervorragen und dessen, als eines der anziehendsten, von Geschlecht zu Geschlecht mit freudiger Erhebung gedacht werden wird. Unser Allerdurchlauchtester, Allergnädigster König und Herr haben in Allerhöchstihrer Majestät gewürdigt, auf unterthäniges Bitten einer getreuen Bürgerschaft in deren Mitte mit Allerhöchstihrer allverehrten Königlichen Gemalin leutseligst einzutreten, und so einen Jeden auf das Unmittelbarste der beglückendsten Huld theilhaftig zu machen. — Wie aber Euer Majestät beglückende Gnade uns zugewandt ist, so umfaßt Allerhöchstihr mächtiger Geist, Ihr königliches Herz mit gleicher weiser und väterlicher Fürsorge alle Unterthanen Ihres Reiches, das gesammte theure Vaterland. — Des Himmels reichster Segen — das sehen wir inbrünstigst — walle über Euer Majestät, über Allerhöchstihren königlichen Hause, über Ihrer ganzen Regierung!“

Se. Majestät erwiderten hierauf mit Beziehung auf den hundertjährigen Besitz von Schlesien, in kräftiger Sprache: „Auf diese herzlichen Worte nur den Wunsch: noch tausend Jahre wie diese hundert.“

Ein Toast auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin, der erhabenen Herrscherin des Preußen Volkes, der liebenden Gattin unsers geliebten Herrschers, der treuen Mutter des treuesten Volkes wurde von dem Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung ausgebracht.

Noch vor Beendigung des Dejeuneur erhoben sich Ihre Majestäten von Ihren Thronesseln und verließen in unverkennbarer Heiterkeit und Freude über die edelsten Gesinnungen Ihrer treuergebenen Bürger den Saal. Aus Aller Munde schallte Ihnen das theuerste Lebewohl nach und die süßeste Bitte, die Hauptstadt recht bald wieder mit dem höchsten Besuche zu beglücken. Se. Maj. der König traten noch an demselben Tage um 2 Uhr in Begleitung des Generals Neumann die Reise nach Warschau an.

Nach diesem Abschiede wurden noch zwei Toaste unter allgemeinem Jubel der Versammlung ausgebracht. Ihre Majestät die Königin verließ am 16. September Nachmittags 2 Uhr die Hauptstadt Breslau.

So endete die Reihe der großen Festlichkeiten, an welche sich der Breslauer und jeder Schlesier stets mit erhabenen und patriotischen Gefühlen zurückerinnern wird.

Die Anwesenheit des Königs in Schlesien und die Huld und Freundlichkeit, mit welcher er wohlthunend auf die Gemüther der Unterthanen einwirkte, konnte nicht ohne günstige Folgen für die Allgemeinheit sein: es war ein Erwachen, ein Wiederkehren

zum geistigen Bewußtsein, welches in den letzten Jahren der Regierung des vorigen Regenten in leisem Schlummer begriffen war. Konstitution und Deffentlichkeit waren zwei Hauptpunkte, welche die erhöhte Phantasie in ihrem schnellen Erwachen

erhaschte, ohne mit ruhiger Besonnenheit und stillem Ernste die Stufen der Entwicklung hinaufzusteigen. Hierin zeichnete sich besonders der Eifer Breslau's aus, welches um die erste bat und die letztere wünscht. So wenig aber auch eine konstitutionelle Verfassung sich mit einer Regierungsform, wie die in Preußen verträgt, so gab sie dennoch der weise Monarch in anderer Form durch den in seinem innern Wesen sich hebenden Landtag, und jenes leere Phantom verschwand, es ward bald seiner nicht mehr gedacht. Aber der einmal geweckte Geist erhielt jene Richtung, um den vortheilhaften Standpunkt einzunehmen, auf ihm sein Verhältniß zum Staate kennen zu lernen. Auf das Institut der Städteordnung, auf jene liberale und freisinnige Veranstaltung des Staates, welche seit der Einrichtung (1808) als ein unnützes und zeitraubendes Beinwerk gehalten wurde, richtete nun der Bürger seine volle Geistes-thätigkeit und betrachtete es als ein heiliges, unantastbares Recht. Beispiele aus einzelnen Städten Schlesiens zeigten, wie immer reger jener Geist sich bewegte und es nicht mehr als einen Raub ansah, den häuslichen Angelegenheiten eine Stunde mehr entzogen zu haben.

Paralell mit der Städteordnung wurde auch der Landtag mit beispielloser Theilnahmlosigkeit vom gesammten Volke betrachtet. Die Resultate der Verathungen griffen zu wenig in das Leben des Volkes ein. Ganz anders ward es, seitdem es kund wurde, daß es sich nicht mehr um Kleinigkeiten handle, sondern auch die höhern geistigen Interessen zur Sprache gebracht und somit der Landtag eine heilsame, günstige

Verathung zwischen den Regierenden und Regierten wurde. Die einmal angeregte Aufmerksamkeit steigerte sich immer mehr und mehr, und, statt daß man sonst nach dem Schluß der Sitzungen über Zeit und Geldverschwendung zu klagen gewohnt war, gab es jetzt schon viele Monate vor der Eröffnung die gespannteste Theilnahme in Wünschen, Wünschen und Prophezeiungen kund, und die verschiedenen repräsentirten Stände beeiferten sich, nur die Tüchtigsten und Bewährtesten zu Abgeordneten vorzuschlagen — ein ganz neuer Geist schien durch ganz Schlesien erwacht zu sein.

Der siebente schlesische Landtag (der erste unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV.), wurde am 5. März (1843) durch den königl. Kommissarius Wirklichen Geheimen Rath und Oberpräsidenten Dr. v. Merkel eröffnet, und von demselben das Propositions-Dekret vom 23. Februar d. J. den Ständen überreicht. In diesem Aktenstücke erklärte der König unter andern, daß er in seiner Entschließung bestärkt worden, die Ausführung der von allen Provinzen als ein dringendes Bedürfniß, und als eines der wichtigsten Mittel für die immer kräftigere und lebendigere Entwicklung des Staates und des Wohlstandes anerkannten Eisenbahn-Verbindungen durch die ihnen zu Gebote stehenden Geldmittel, insbesondere durch die Uebernahme einer Garantie für die Zinsen der Anlage-Kapitalien zu befördern. Ferner wird darin wiederholt, wie die Erwartungen, welche der König von dem Geiste und der Wirksamkeit der am Schluß des vergangenen Jahres in Berlin vereinigt gewesenenen ständischen Ausschüsse überhaupt gehegt, in reichem Maße erfüllt worden wären.

Die zur Berathung vorgelegten Propositionen waren folgende: das neue Strafgesetzbuch; die Bearbeitung der Provinzialrechte; die Zusammenrechnung der Besitzzeit der Erblasser und der Erben bei Beurtheilung der zur Ausübung ständischer Rechte erforderlicher Dauer des Grundbesitzes; der fünfjährige Vorbesitz für die Wählbarkeit zum Landrath Amte; die bürgerlichen Rechte bescholtener Personen; die Freilassung des nothwendigen Bettwerks bei Exekutions-Vollstreckungen; der Verkauf der Früchte auf dem Halm; die zum Zwecke einer Auseinandersehung einzuleitende nothwendige Subhastation; die Aufhebung des § 2. der Ablösungsordnung vom 7. Juni 1821; das Ausscheiden der Dtschaften Leubus, Dyhernfurth, Freihan und Carlsmarkt aus dem Stande der Städte; die Provinziallandtagsfähigkeit der Görtziger Landsassen-Güter; den Uebertritt der Dtschaft Günthersdorf zur Provinz Schlesien in provincialständischer Beziehung; die Ernennung eines Ausschusses zur Theilnahme an den Verhandlungen über Regulirung des Landarmenwesens; das allgemeine Vergerecht.

Die Berathungen der Versammlung dauerten vom 5. März bis 5. Mai, zwei volle Monate, begleitet von der größten Theilnahme und gespanntesten Aufmerksamkeit der ganzen Provinz. Außer den Propositionen der Regierung wurden von einzelnen Ständen und Städten noch eine Menge Petitionen eingereicht, von denen ein großer Theil in sofern berücksichtigt wurden, als sie von der Landtags-Versammlung bevorwortet, dem Könige zur Entscheidung überreicht werden sollten. Einen Hauptgegenstand machten die Petitionen um Öffent-

lichkeit der Landtagsfikungen und Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Prozeßverfahrens im Civil- und Kriminalprozeß aus. An diese schloß sich die Öffentlichkeit des Verfahrens der Stadtverordneten an. Die Wichtigkeit der Ausführung dieser Punkte, welche in der nahen Zukunft liegt, wird jetzt schon als nothwendig anerkannt, ihre Segnungen kann aber erst die Folgezeit fühlen lassen.

Um den öffentlichen Verkehr zu beleben und besonders den Handel mit den östlichen Staaten zu fördern, bildeten sich auch in Schlesien Gesellschaften zur Anlegung von Eisenbahnen. Lange hatte diese Provinz an sich gehalten, bevor es eine feste Vorliebe für diese so wichtige Erfindung gewann. Schon durchkreuzten zahllose Maschinen dieser Art die nordwestlichen Theile Europas, und noch schwieg die vortheilhafte Stimmung dafür, bis die immer steigendere Entwicklung des Eisenbahnsystems in den Nachbarländern riesig vorschritt und mit einemmal die regste Nachahmungslust auch in Schlesien erweckte.

Der Zeitpunkt der Gründung einer Eisenbahn in Schlesien war das Jubeljahr 1841, nachdem bereits drei Jahre früher eine vorläufige Bahnlinie ermittelt worden war. In Betreff der ersten Anlage einer Eisenbahn ward aus vielfachen Interessen für Oberschlesien entschieden, und so wurde im Jahre 1841 die „Oberschlesische Eisenbahn“ gegründet und bestimmt, Breslau, den Mittelpunkt des Landes wo möglich mit dem österreichischen Staate zu verbinden. Die zusammengetretene Gesellschaft erhielt unterm 24. März die königliche Genehmigung. Am 2. Mai d. J. wurde vor dem Schweidnitzer Thore der Grundstein zum Bahnhofe ge-

legt, und am 21. Mai 1842 die Fahrt auf der Strecke von Breslau bis Ohlau eröffnet. Am 3. August d. J. ward die Bahn schon bis Brieg, im Juni 1843 bis Duppeln eröffnet und gleichzeitig festgesetzt, daß der Weiterbau bis Berun an der österreichischen Grenze geführt würde, die Bahn mit der Kaiser Finanz-Nordbahn zu verbinden. Das bedeutende Grundkapital ward durch Aktien gedeckt, über deren Verzinsung der Staat die Garantie übernahm.

Eine andere Gesellschaft trat zusammen, um Breslau mit den im Handel blühenden Gebirgsstädten durch eine Eisenbahn zu verbinden. Der Zielpunkt war das Städtchen Freiburg, nebst einer Seitenbahn nach Schweidnitz. Die königliche Genehmigung dazu erfolgte unterm 9. Oktober 1841. Die Bahn erhielt die Benennung „Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn.“ Der Bau dieser Bahn schritt so schnell vorwärts, um die erste Fahrt zum 15. Oktober 1843 in Aussicht stellen zu können.

Da von Berlin bis Frankfurth bereits eine Eisenbahn geführt war, so wurde auch zu einer Verbindung der Oberschlesischen Bahn mit jener geschritten, und der Bau derselben bereits im Jahre 1843 begonnen.

Gleichwichtig für Schlesien ist die unterm 1. Januar 1843 vollführte Einrichtung der Provinzial-Land-Feuersozietät. Bis zum 31. Dezember 1842 betrug die Hauptsumme der bereits versicherten Gebäude 83,738,520 Thlr.

Nachdem der Fürstbischof, Graf von Sedlnitzki, bereits im Jahre 1840 resignirt hatte, wurde (1841) der bisherige Großdechant der Grafschaft Glatz zum Fürstbischof von Breslau gewählt. Erst am 5. April 1843

hielt er zu Breslau seinen feierlichen Einzug.

Der Eifer der Regierung und der untergeordneten Behörden, für das Wohl und das Beste der Unterthanen zu sorgen, zeigt sich immer deutlicher und wird von dem Einzelnen, wie von der Allgemeinheit immer mehr und dankbar anerkannt. Großes ist schon gethan worden und noch größeres wird zu Tage gefördert werden, um die Nation des Preußenlandes auf dem Gipfel zu erhalten, den ersten Rang unter den übrigen deutschen Völkern einzunehmen. Große Staatsmänner gingen aus Schlesien hervor und weilen noch in diesen heimischen Landen. Alle Stände der Provinz gehen in herrlichster Einheit und wahrer Erkenntniß nebeneinander dem einen Ziele entgegen, den Standpunkt jener Höhe zu behaupten, auf welche sie der treue Monarch durch weise Gesetzgebung und väterliche Fürsorge gestellt hat. Wie Mutter und Tochter pflegen Kirche und Schule in liebender Eintracht das Band, welches Regierung und Unterthan an einander knüpft. Kaum ist jemals für die schlesischen Schulen mehr gethan worden, als gerade jetzt, und ein seltener Geist belebt die einzelnen Vertreter derselben. Mehrere Männer aus der Gegenwart könnten hier aufgezählt werden, deren Verdienst um Kirche und Schule hoch aufragt, und viele andere, die in geräuschloser Wirksamkeit das schöne Bewußtsein mehr als treu erfüllter Pflicht, als stilles Verdienst im Busen tragen. Geleitet von dem sanften Ziegel der Regierung schreiten die übrigen Stände riesig vorwärts in geistiger und körperlicher Bildung, und erst die Nachwelt wird diese Fortschritte offenbar beurtheilen

können, zu welchen der erst kurze Zeitraum des regierenden Königs den Unterthan erhoben hat.

Die treue Anhänglichkeit der Schlesier an das Königshaus bekundet sich in der ihnen eigenthümlichen Gutmüthigkeit, die sie schon vor hundert Jahren an das angestammte Herrscherhaus dargethan. Es ist eine Gesinnung des Volkes, die im inner-

sten der Seele keimend sich frei ausspricht; und der erhabene Monarch ist es selbst, der diesen herrlichen Volksgeist belebt, der bis zu den Stufen des Thrones dringt und als schönster Vorbeer seine Schlafe ziert. Nicht Schlesien allein, ganz Preußen und Deutschland blicken vertrauensvoll zu ihm auf und rufen Heil ihm

Friedrich Wilhelm dem Deutschen!

*) Im Jahre 1833 traten zu Breslau ehemalige Freiwillige aus dem denkwürdigen Befreiungskriege zusammen, um die Erinnerung an jene ruhmreiche Erhebung des ganzen preussischen Volkes zu feiern. Bald entstand ein zahlreicher Verein derselben. Zu ihrem jährlichen Feste wählten sie den 2. Mai, den Tag ihrer ersten Schlacht, in welchem Preußens tapfere Söhne auf den blutgetränkten Ebenen von Lützen Zeugniß gaben von ihrem Gelübde, unverzagt Blut und Leben nicht zu sparen, um das Vaterland zu befreien. — Nach harten schweren Kämpfen mit dem übermüthigen Feinde hatte Gott Sieg und Freiheit gegeben. — Die als Jünglinge durch unbeschreibliche Begeisterung für den großen, heiligen Kampf aufgerufen und verbunden waren, feierten nun als Männer die erhabenen Erinnerungen jener großen Zeit, stolz darauf, daß auch sie ihr bescheidenes Theil zu des Vaterlandes Befreiung beitragen konnten, fröhlich gedenkend der heitern Lust des jungen

Kriegerlebens, aber auch ernst und wehmüthig im dankbaren Andenken an die treuen Kampfgenossen, deren muthiger Tod auf deutscher und fremder Erde dem Vaterlande die Saaten des Lebens befruchtete, und an die großen Staatsmänner und Feldherrn, welche das mächtige Werk vorbereiteten und glücklich hinausführten. Aber am innigsten, am tiefsten waren die Herzen jedesmal bewegt, wenn die Feiernden gedachten des weisen Gesetzgebers, des ritterlichen Heldenkönigs, der uns erzog zu kräftigen Kämpfen, der uns führte in die blutigen Schlachten. Das schwerste Mißgeschick beugte Thron und Reich, aber nicht seinen Muth. Sein reines, frommes Herz sah darin den Finger Gottes. Groß im Unglück, — ein rechter deutscher König, ein Vorbild seinem Volke — stand er, ein Fels im Meere, ruhig mit klarem Geiste. Die weisesten und wackersten Männer der Zeit zog er an die Spitze der Verwaltung, erforschte die Wurzeln des Uebels und zerstörte sie durch weise Gesetze. Fortschritt zur freien Ausbildung des Volkes und seiner Kräfte war die Loosung, vernünftige Erwägung des Maaßes war des Fortschrittes Grenze. Ueber ein glückliches

*) Eingangsworte des unterm 2. Mai 1843 von Sr. Majestät dem Könige genehmigten Statuts des schlesischen Vereines der Freiwilligen aus den Jahren 1813, 1814 und 1815.

Volk freier Menschen, nicht über Knechte wollte er herrschen. Der Leibeigene wurde frei, die Fessel des Gewerbes, des Grundbesitzes gelöst, jubelnd empfing aus seiner Hand der Bürger seine Städteordnung, der kriegsmuthige Preuße seine Wehrordnungen. Doch wer vermöchte sie herzuzählen die Denkmale seiner Liebe! Aber wer vermöchte auch die unendliche Liebe, Treue und Dankbarkeit zu beschreiben, die ihm erblühten, wie noch keinem Fürsten, in den Herzen seines Volkes, — Ihm dem rechten Landesvater, dem wahren Helden, groß im Kampfe, im Siege, im Glück, — größer noch in des Unglücksdrang! Die Geschichte wird seine Thaten in ihre ehernen Tafeln graben, aber kein Griffel wird im Stande sein, der Nachwelt die ganze Flamme der Liebe und Dankbarkeit ohne Gleichen zu beschreiben, die in seinen Getreuen glüht immerdar. — Er ist ihnen jetzt schon vorangegangen, aber Trauer um ihn lebt, bis sie ihm folgen. Ruhm und Ehre Seinem Andenken!

Die von diesen Gefühlen ergriffen und erfüllt waren, wollten, als ein Vierteljahrhundert seit dem denkwürdigen Aufrufe von 1813 verflossen war, auch für die Nachkommen ein Erinnerungszeichen stiften an die treu bewahrte Begeisterung, in welcher einst gekämpft wurde mit Gott für König und Vaterland. Eine Stiftung der Wohlthätigkeit sollte es sein für verarmte Kampfgenossen oder deren dürstige Wittwen und Nachkommen. Ein Denkmal sollte es sein ihrer Liebe und Treue für Friedrich Wilhelm III., der in der Bestätigungsurkunde vom 9. April 1838 dieses Werk gebilligt und belebt hat.

Die Grundzüge des Statuts, in welchem festgesetzt ist, wie es mit der Stiftung des Vereins der Freiwilligen aus dem Befreiungskriege von 1813 bis 1815 gehalten werden soll, sind folgende: die Verwaltung des durch Sammlungen des Vereins und andere Geschenke zu vermehrenden Vermögens behält der Verein, so lange derselbe noch 21 in Breslau wohnende Mitglieder und einen Stab von sieben hat. Ist dies nicht mehr der Fall, geht die Verwaltung auf den Kommandanten, den Oberbürgermeister und auf den ersten evangelischen Geistlichen der Stadt Breslau über, das Vermögen selbst wird im Depositorium des Stadtgerichts aufbewahrt. Zur Unterstützung berechtigt sind Freiwillige welche bis an ihren Tod Mitglieder des Vereins gewesen sind, so wie deren Wittwen und eheliche Abkömmlinge; sind von diesen keine Bewerber vorhanden, so treten Freiwillige und deren Nachkommen an ihre Stelle, welche als Mitglieder aus dem Verein geschieden sind; dann Freiwillige und ihre Hinterlassenen aus den Kriegsjahren 1813 — 1815 mit der Kriegsgedenkmünze für Kombattanten; zuletzt invalide vaterländische Krieger, ihre Wittwen und Kinder ersten Grades. Jeder verstorbene Freiwillige wird in ein Stammbuch eingetragen.

Das Erinnerungsfest der Freiwilligen wird alljährlich am 2. Mai gefeiert. Der Begründer desselben ist (1833) der Graf Pückler, Regierungspräsident zu Oppeln. Gehoben ward im Jahre 1838 dieses Fest durch den Umstand, daß es das 25jährige Jubelfest der Schlacht bei Lüzen war, welche das blutige Drama einer glücklichen Lösung entgegen zu führen begann. Die Vorbe-

reitungen und Einrichtungen, welche zu diesem Jubelfest gemacht wurden, deuteten an, daß es ein Nationalfest werden solle. Die Anschaffung eines Stamm- oder Gedenkbuches für den Verein und die Gründung der oben erwähnten Stiftung für nothleidende ehemalige Krieger oder deren Wittwen und Waisen sollten das Andenken daran auch für die spätesten Zeiten sichern. Der Erfolg blieb nicht aus.

Dem Feste der Freiwilligen reihte sich im Laufe des Jahres 1843 ein neues Erinnerungsfest der schlesischen Freiwilligen, die großartige „Feier der Katzbachschlacht“ an, ein Volksfest, wie es seit Jahren in Schlesien kaum mehr gehalten worden ist. Die Idee zu dieser Feier ist von dem ehemaligen Feldwebel im 4. schlesischen Landwehr-Infanterie-Regiment, Krug, jetzigem Glöckner an der Peter Pauls Kirche in Liegnitz. Als er im Jahre vorher mit einem jüngern Kameraden über das Schlachtfeld ging, ergriffen von wehmüthigen Erinnerungen an die vergangene Zeit, bei dem Klagen der Abendglocke auf die blutgetränkte Erde niederkniete und betete, da stieg in ihm der Gedanke auf: „Ob wohl noch Viele übrig sein mögen von Allen denen, die hier am 26. August 1813 mitgefochten haben?“ Die Möglichkeit, alle jene Kameraden an dem wichtigen Tage hier noch einmal zu versammeln, bestärkte ihn, sein Vorhaben einigen Kriegsgenossen in Liegnitz mitzutheilen, welche mit lebhafter Begeisterung dem Wunsche des Kameraden beistimmten und alle Kraft daran setzten, den dreißigsten Jahrestag der Katzbachschlacht auf dem Schlachtfelde selbst, vor den noch übriggebliebenen Mitstreitern im Befreiungskriege feierlich zu

begehen. — Zunächst wurde von einem in Liegnitz zusammengetretenen Stabe der zu begehenden Feier größere Ausdehnung gegeben und die Zustimmung des schlesischen Corps der Freiwilligen, der Civil- und Militairbehörden — ja selbst bei des Königs Majestät erhielt, welcher nicht allein befahl, daß die Fahne des ersten Bataillons des siebenten Landwehr-Regiments nebst einem Kommando von 30 Mann mit einem Offizier beizubewohnen solle, sondern auch durch ein Kabinettschreiben befahl, daß das 6. Linien-Infanterie-Regiment, das sich behufs seiner Uebungen in und um Liegnitz zusammengezogen befand, das Fest mit verherrlichen dürfe. Die Zahl der theilnehmenden ehemaligen Krieger aus allen Ständen mehrte sich schnell und stieg bis auf ungefähr 800.

Der Festtag, der 26. August, brach herein; Bellwirthhof war der Sammelplatz, wohin die Massen der Theilnehmer, geladene und ungeladene, Vornehme und Niedere strömten; selbst Krüppel und Blinde mochten nicht daheim bleiben. Ein seltsamer Anblick! alte Uniformen, als theure Andenken an jene Zeit sorgsam aufbewahrt, waren hier zu schauen und die Jacke und der schlichte Rock des Landmannes, dort der glänzende Kriegerschmuck neuester Zeit und die modische Kleidung des Städters.

Nicht ohne herzliche Rührung betrachteten die alten Krieger das Blachfeld, auf dem sie einst vor 30 Jahren mit einander gekämpft, das blutige ehemalige Spiel sollte heut in ein Fest der freudigen Erinnerung übergehen.

Den Oberbefehl beim Feste hatte der greise Held Generallieutenant Hiller v. Gärtn-

ringen, welcher vor 30 Jahren die Infanterie der preussischen Vorhut angeführt und bei Kroitsch und Niederkrain die Uebermacht der Feinde lange zurückgehalten, übernommen. Mit lautem Hurrah wurde er jetzt auf dem Versammlungsorte empfangen. — Dort half aus einem angelangten eleganten Zweigespann ein Herr mit vielen Orden einem Stelzfuße aus dem Wagen heraus; Beide hatten ja miteinander gekämpft, und wollten darum das heutige Fest zusammen feiern. Von der Höhe von Weinberg kam der stattliche Zug des Lobendauer Kriegervereins heranmarschirt, eine Schaar von 100 Mann mit Fahne, Musik und Tambour. Von Liegnitz her marschirte die Fahne des 7. Landwehr-Regiments mit ihrer Begleitung und den Spielleuten des 6. Infanterie-Regiments. Von Tauer kamen 65 Männer des schlesischen Corps der Freiwilligen mit dessen Fahnen und Schlachtschildern.

Gegen 10 Uhr wurde durch Geschütz Trommel, Horn und Trompete zum Sammeln gerufen und das Corps stellte sich im Hofe des Vorwerks in Bellwighof in folgender Ordnung auf:

Erste Brigade, kommandirt von dem Generalmajor von Wicleben aus Glogau: Tambours; Musikchor des 6. Infanterie-Regiments; Fahne des 7. Landwehr-Regiments mit einer Fahnenwache von 30 Mann, geführt von einem Landwehr-Offizier; die Raskbachstreiter, d. h. Diejenigen, welche in der Raskbachschlacht mitgekochten.

Zweite Brigade, kommandirt von dem Generalmajor Grafen Henkel von Donnersmark aus Schweidnitz; erste Fahne des schlesischen-Freiwilligen-Corps, mit zwei Beglei-

tern, welche Schlachtschilder trugen; der Pokal desselben Corps, aus dem bereits zwei preussische Könige getrunken; Kriegsgefährten der Infanterie; Abtheilung des schlesischen Freiwilligen-Corps.

Dritte Brigade, kommandirt vom Obersten von Chappuis aus Wahlstatt; Musikchor der Stadt Liegnitz; der für diesen Tag zum Feldgeistlichen berufene Senior Berndt aus Breslau, ehemaliger Freiwilliger im Drnate, begleitet von einem Kameraden als Küster; der Stab, der Chef des schlesischen Freiwilligen-Corps und desselben Abgeordnete; die geladenen Ehrengäste; Kriegsgefährten der Kavallerie.

Vierte Brigade, kommandirt von dem Major a. D. von Delle aus Hirschberg: Zweite Fahne des schlesischen Freiwilligen-Corps mit Begleitung; Kriegsgefährten der Artillerie und des Pionier-Corps.

Jede Brigade hatte außer ihrem Kommandeur noch einen Hauptmann, einen Feldwebel und zwei Furire.

Zur Linken der Straße von Bellwighof nach Eichholz, Front nach dem Schlachtdenkmal machend, standen die drei Bataillone des 6. Linien-Infanterie-Regiments in Parade aufgestellt.

Das solchergestalt geordnete Festcorps setzte sich nun unter klingendem Spiel in Marsch zu dem bei Christianenhöhe befindlichen Siegesdenkmal. Beim aufgestellten 6. Linien-Infanterie-Regimente angelangt, trat der Corpsführer aus und ging in Begleitung von zwei für diesen Tag zu Adjutanten erwählten Kameraden die Front der Bataillone hinab, welche präsentirten und ein dreimaliges Hurrah! riefen, während das Veteranen-Corps rechts unten an ih-

nen vorbeimarschirte. An diese schloß sich das Linienregiment an. Thränen der Rührung entlockte dieser militairische Ehrengenuß manchem der alten Krieger sowohl als der Zuschauer, welche zu Tausenden hier versammelt waren.

Nach dem Vorbeimarsch bildeten die 3 Bataillone ein Viereck, dessen vierte Seite das mit Blumengewinden und Fahnen geschmückte Siegesdenkmal ausmachte. In der Mitte des Vierecks befanden sich die vier Brigaden, außerhalb sämmtliche Zuschauer in unabsehbarer Menge. Vor dem Denkmale ward ein Feldaltar, aus Trommeln und schwarz behangen, errichtet, und neben demselben wurden die Fahnen aufgepflanzt, zu denen auch die des Lobendauer Kriegervereins gehörte, welcher gleichfalls in das Viereck einrücken durfte.

Nach der Aufstellung trat der Kommandirende in die Mitte des Vierecks und sprach in kräftiger und verständlicher Rede über die Bedeutung des Festes. Er gedachte aller der Truppentheile und Führer, welche hier gekämpft, des Königs, der an demselben Tage bei Dresden Zeuge einer verlorenen Schlacht sein mußte, und, im Unglück wie im Glück bewährt nach lange gefegneter Regierung zur Ruhe gegangen ist, so wie Friedrich Wilhelm des Deutschen, des edlen Nachfolgers eines edlen Vaters, und schloß mit einem dreifachen begeisterten Hoch! das von Tausenden erwiedert und von Geschüßsalven begleitet wurde.

Nach dieser von dem Heldengreis gesprochenen Alles begeisternden Rede, die jedes Herz gefühlvoll erhob, gedenkend der traurigen Vergangenheit und der gefühlvollen

Gegenwart, begann der Gottesdienst. Nach Absingung eines Liedes unter Begleitung der Musikhöre hielt der Feldprediger eine Predigt. Ein Lied beschloß diese Feier, unter Abfeuerung von 101 Schuß.

Das ganze Festcorps stellte sich hierauf in Linie, und der Kommandirende brachte dem Könige ein dreifaches Hurrah! welches in tausend Stimmen, den dreimaligen Salven des Regiments und des groben Geschüßes wiedertönte. Hierauf defilirte das Corps am Kommandirenden vorbei und marschirte in das Lager bei Eichholz, wo ein Doppellager eingerichtet war.

Das erste Lager für den Stab und die vier Brigaden befand sich in dem Laubgange des Parks und bestand aus zusammengereichten Tischen, die mit kalten Speisen besetzt waren. Am Ende des Ganges wurden die Fahnen, Trommeln und alles übrige Heergeräth sinnreich aufgestellt. Den Eingang zum Lustlager bildete eine Laubypforte, geschmückt mit den Büsten Blüchers, Sneysenau's und Yorks, welche von Preußens Adler, der die Worte: „Gott war mit uns; ihm sei die Ehre!“ in einem Lorbeerfranze auf der Brust trug, beschirmt wurden. Schlachtbilder mit den Namen der Führer, welche an der Katzbach fochten, und geschmückt mit gekreuzten Waffen, waren an passenden Orten im Gange selbst an Bäumen angebracht.

Das zweite Lager für das Linien-Infanterie-Regiment und die Landwehr-Abtheilung war dicht am Parke auf dem Felde aufgeschlagen, mit allem versehen, wie es in einem wirklichen Kriegslager üblich ist. Ein fröhliches Leben und Treiben herrschte hier unter den jungen Soldaten und der

sie umgebenden Volksmenge, welche zuschauend das Lager durchzog und das Ganze zu einem echten Nationalfeste schaffen half.

Die Alten waren mit klingendem Spiele in ihr Lager eingezogen und hatten ihre bereiteten Plätze zu gleichem frugalem Mahle eingenommen, zum einfachen Festmahle, ohne Bevorzugung des Einzelnen, wie im Felde. Titel und Rang war an diesem Tage bei Seite gesetzt, alle umschlang das eine brüderliche Wort „Kamerad.“ Darum fühlten sich auch Alle eins in tieffter Seele, und die folgenden Gefänge und Trinksprüche dem Könige und seinem Hause, den noch lebenden, gebliebenen und verstorbenen Kabinetsreitern, steigerte diese Einheit zur innigen Herzlichkeit. Der Feldprediger sprach hierauf die Jünglinge an — Weib und Kind umdrängte in dichten Schaaren die Feiernden — aus der Begeisterung ihrer Väter kennen zu lernen, was es heiße, in einer großen Zeit mit thätig gewesen; wie sie an König und Vaterland hangen mit treuer Liebe; mit den Waffen des Friedens, wie, wenn es wieder gilt, des Krieges schaffen und kämpfen für die höchsten Güter, damit die Väter ruhig die Augen schließen können, da sie ja wissen, in ihren Söhnen beruhe die Hoffnung schöner Zukunft.

Nachdem noch der Wunsch, dieses Fest möge fortan alle fünf Jahre wieder gefeiert werden, allgemeinen Anklang gefunden, löste sich die Ordnung auf, und gruppenweise fanden sich die Kriegsgenossen zusammen, wie Zufall und Wunsch es fügte. Frauen und Kinder schlossen sich an die fröhlichen Väter an; Freunde an Freunde; die als Jünglinge die Waffen getragen, fanden oft unvermuthet als Männer hier treue Ge-

nossen, die sie seit jener Zeit nicht mehr erblickt, und feierten des Wiedersehens Genuß. und gedachten der vergangenen Tage. Der Kamerad drückte dem Kameraden die Hand, gleich viel ob der Eine jetzt hochgestellt dasteht und der andere in dürftiger Niedrigkeit. Aus einem Lager wogte der Menschenstrom in das andere. Junge Soldaten und Alte mischten sich unter einander. Kurz es war ein herrlich Leben und Treiben unter der Menge bis zum Abende, wo das Lager der Alten erleuchtet und ein Feuerwerk entzündet wurde. Der Zapfensreich schloß zwar das Fest und hieß in die Quartiere zurückkehren, doch gar Viele waren dem Befehle ungehorsam und weilten bis in die schöne Sommernacht hinein. — So endete ein Fest, welches das treueste Zeugniß gab von der Liebe zum König und Vaterland, die allen Ständen innewohnt, die hier die schöne Gelegenheit fanden, diese inneren Gesinnungen zu offenbaren.

Einige Züge verdienen noch angeführt zu werden: Als man den Besitzer von Eichholz wegen des Schadens, den wahrscheinlich der schöne Park wie das Feld von der umherziehenden Menge erleiden würde, bedauerte, äußerte seine Gemalin: das mache nichts aus, das wachse künftiges Jahr Alles wieder. Zur Fahnenwache, zu der 30 Mann bestimmt waren, meldeten sich alle Offiziere und an 500 Wehrmänner des 7. Landwehr-Regiments freiwillig, und baten um die Ehre, kommandirt zu werden. Die 30 Auserlesenen kamen 3 Tage vorher nach Liegnitz, um eingeübt zu werden, und sorgten aus eigenen Mitteln für Quartier und Unterhalt. Die Gemeinde Herzogswalde sandte 2 Thlr. zur Deckung der Kosten an den

Stab, wiewohl aus ihr kein Festtheilnehmer vorhanden war. Als der Stab Fuhrwerke bedurfte, um mancherlei Geräth auf die Festplätze zu schaffen, da stellten — und die Ernte war noch nicht vorüber — umliegende größere und kleinere Gutsbesitzer freiwillig Fuhren, und zwar mehr, als nöthig waren. Damit das 6. Linien-Infanterie-Regiment erquickt werden konnte, gab das Curatorium des Ratzbach-Denkmales eine Summe von 420 Thln. freiwillig dazu her. Eine Frau brachte dem Stabe den Beitrag von 15 Sgr., die sie erspart hatte, mit den Worten: Mein Mann ist im Kriege

dabei gewesen; er muß auch hier dabei sein. — Der Lobendauer Kriegerverein empfing durch seinen Vorsteher von der Gemeinde eine Summe von 22 Thln., damit ihre Kriegsgenossen, ohne selbst Opfer zu bringen, dem Feste beizohnen konnten. Außerdem gab sie noch jedem Vereins-Mitgliede 5 Sgr. zur Erquickung auf den Marsch mit. Viele hatten sich den Beitrag von 15 Sgr. mühsam zusammengespart, und versäumten mehrere Arbeitstage, um nur mit dabei sein zu können.

Diese Gefinnung möge bleiben in Schlesien, in Preußen, in Deutschland.

Inhalt.

Vorgeschichte.

Erster Abschnitt.

Von der ältesten Zeit bis zur Einführung des Christenthums.

	Seite.		Seite.
Schlesien — Größe — Name	5	Führung des Christenthums — Cyrillus und Methodus	10
Urbewohner: Eweven — Quaden — Lygyer — Wohnsitze nach Stämmen 6. — Völkerwanderung — Slaven — Sitten und Gebräuche — Lech und Zech 7. — Graecus — Wenda — Lesko I., II., III. — Popiel — Piast 8. — Semovit — Lesko IV. — Semomislav 9. — Ein-		Denkwürdigkeiten: Die Herzogin Wenda — Piasts Erwählung zum Herzoge von Polen 11. — Sage von der Einführung des Christenthums in Schlesien 13	
		Chronologische Ergänzungen (500 — 999).	14

Zweiter Abschnitt.

Von der Einführung des Christenthums bis zur Trennung Schlesiens von Polen.

Mieczislav I. 14. — Zerstörung der heidnischen Gözenbilder — Domschulen	15	Hundsfeld 26. — Peter Wlast, der Däne 27. — Wladislav II. 28. — Belagerung v. Posen 29. — Woleslaw IV. — Kampf der Söhne Wladislav's gegen ihren Oheim Woleslaw 30. — Trennung Schlesiens von Polen — Sitten und Gebräuche 31. — Leibeigene u. Knechte — Adel — Religion	32
Woleslaw I. — Kaiser Otto III. in Gnesen 16. — Bündniß zu Budissin — Belagerung von Nimptsch 17. — Mieczislav II. — Herscherlose Zeit 18. — Kasimir I. 19. — Woleslaw II. — Bischof Stanislaw 20. — Wladislav I. — Sezech — Sbignew — Zusammenkunft in Breslau 22. — Bischof Jiroslav — Kamez — Woleslaw III. — Leubus. 23		Denkwürdigkeiten: Von dem Teufels-treiben in Schlesien und Polen 33 — Peter Wlast.	35
Belagerung von Glogau 24. — Ermordung Euatopulks — Habbank 25. —		Chronologische Ergänzungen (1000 bis 1162 n. C. G.).	37

Erste Periode.

Schlesien unter eigenen Fürsten bis zum Verfall seiner Unabhängigkeit.

1163 — 1311.

Theilung Schlesiens — Grenzen — Fürstenthümer 38. —

Erster Abschnitt.

Piastische Fürsten in Niederschlesien.

Seite.

Seite.

Boleslaw I. 39. — Konrad — Jaroslaw bekämpft seinen Vater Boleslaw 40. — Ober- und Niederschlesien 41. — Heinrich I., der Bärtige. — Bruderkwitz zwischen Heinrichs Söhnen 42. — Ausbreitung seiner Macht in Polen 43. — Ueberfall auf Heinrich von Gansawa — Peregrin v. Wiesenburg 44. — Erbrichteramt zu Breslau, Heinrich II., der Fromme 46. — Mongolenschlacht, Tod Herzog Heinrich II. 48
Belagerung von Liegnitz 51. — Boleslaw II. und Heinrich II. 52. — Anfang der Theilungen in Schlesien, 53. — Zwistigkeiten der niederschlesischen Piasten — Verschwendung Boleslaws — Surian. 54
Wachsende Macht der Bischöfe von Breslau — Bischofsvierdung — Kirchliche

Güter — Bischof Thomas I. . 56 — 58
Lehnrecht — Heinrich IV., 59. — Thomas II., 60. — Fortdauernder Zustand der Zerwürfnisse unter den niederschlesischen Piasten — Schlacht bei Proczan. 61
Streitigkeiten Heinrichs mit der Kirche, 63
Theilungen in Niederschlesien — Baricz, 63
Kampf mit Polen, 67. — Wachsender Wohlstand der Stadt Breslau — Heinrich III., Wolk L., Heinrich V., 68. — Streit um das Breslauer Erbe — Lutko v. Habedank, 69. — Konrad der Hochrückige, 71. — Fortgesetzte Theilung in Niederschlesien, 72
Denkwürdigkeiten: Die heilige Hedwig, 74. — Gründung des Klosters Trebnitz, 77. — Lutko v. Habedank, 78. — Prior Gieselau, 80

Zweiter Abschnitt.

Piastische Fürsten in Oberschlesien.

Mieczislaw I., 80. — Kasimir I., 81 — Mieczislaw II. und Wladislaw, 82. — Nikolaus I., 83. — Theilung in Oberschlesien — Mieczislaw III., Kasimir II., Loteslaw I. und Przemislaw, 84
Allgemeiner Ueberblick: Rechte der schlesischen Fürsten, 85. — Adel — Freiherren — Lehnrecht, 87. — Ritterrecht, 88. — Bauernstand — Anlegung neuer Dörfer, 90. — Bürgerstand in Städten, 91. — Das Magdeburgische Recht — Meilenrecht, 92

Zaudengericht — Dreybing — Einwirkung der deutschen Bevölkerung auf Sitten und Gebräuche, — Wallfahrten, 94. — Synodalbeschlüsse für das Eölbath — Schulwesen, 96. — Minnelieder, 97
Denkwürdigkeiten: Bürgermeister Johann Bleyhan von Bunzlau, 99. — Legende vom Bischof Laurentius, 100. — Herzog Heinrich IV. Geburt, 101
Chronologische Ergänzungen (1163 bis 1311), 101

Zweite Periode.

Verfall der Unabhängigkeit. Schlesiens Könige von Böhmen und Ungarn. 1311 — 1526.

Erster Abschnitt.

Schlesien gelangt an Böhmen. König Johann bis 1346.

	Seite.		Seite.
Boleslaw IV., Heinrich VI., und Wladislaw — Verfall der Unabhängigkeit durch König Johann von Böhmen, . . .	102	Das Landbuch — Piasten-Herzöge in Oberschlesien, 130. — Piasten-Herzöge in Niederschlesien,	132
Steigender Wohlstand der Stadt Breslau, 107. — Aufruhr der Tuchmacher zu Breslau, 108. — Przemislaw II. und Bolko II. — Vertrag zu Trenzcin, . . .	109	Kaiser Wenzel,	135
Belagerung von Frankenstein — Streit des Königs mit dem Bisthum — Bischof Ranker, 111. — Johann v. Schwenkfeld, 114. — Preczislaw von Pogarell, 115. — Erweiterung der Macht der Stadt Breslau — Schlesiſche Fürſten während der letzten Regierungsjahre des Königs, 117. — Nikolaus der Kleine, 118. — Belagerung von Schweidnitz, 119	119	Mißhelligkeiten mit dem Klerus: Bierſtreit und deſſen Folgen, 136. — Zerrütteter Zuſtand in Schleſien — Parteierungen für Böhmen und Polen, 141. — Wenzel verſucht Schleſien an den Polenkönig abzutreten — Steigende Macht der Breslauer Patrizier, 142. — Unruhen in Breslau, 143. — Fehlen in Schleſien, 144. — Johanko von Pomuk, 145. — Verheerung des Landes, beſonders durch Anhänglichkeit der oberschleſiſchen Piasten, 146. — Tumult in Breslau, . . .	147
Kaiser Karl IV. (1346—1378). . .	121	Denkwürdigkeiten: Konrad von Loslau, 148. — Herzog Ludwig II. von Brieg und ſein Page, 150. — Theure Feuerung Herzogs Ludwig II., 152. — Der Aufruhr zu Breslau,	153
Privilegium von 1353, 122. — Wenzel und Ludwig I., 123. — Heinrich V., der Eiſerne,	125		
Pest, 126. — Kreuzbrüder, 127. — Letzte Regierungsjahre Kaiſer Karls, 129. —			

Zweiter Abschnitt.

Johann Huß. Die Hussiten und ihre Einfälle in Schlesien.

Johann Huß und ſeine Lehre	155	Hussiten in Schleſien,	169
Kirchenverſammlung zu Koſtnitz — Tod des Huß und des Hieronymus von Prag, 157. — Hussiten, 161. — Krieger und Kriegsführung zur Hussitenzeit, . . .	162	Hussiten in Landeshut, Bunzlau, Goldberg, Lauban, 179. — Das Brand- und Plünderungsjahr (1428), 171. — Schlacht bei Altwilmsdorf,	173
Kaiser Siegiſmund,	163	Peterswaldbau — Niklas Zedlig v. Alzenau, 174	
Siegiſmund in Breslau — Beſtrafung der Unruhmſtifter, 164. — Johann Kraſa, 165. — Kreuzzug gegen die Böhmen, 166. — Prokop, 168. — Einfall der		Drittes Kreuzheer der Schlesi-er, 175. — Peter Pollak, 176. — Concilium zu Baſel, 177. — Trauriger Anblick von Schlesi-er,	179

Denkwürdigkeiten: Bestrafung der
Empörer zu Breslau, 180. — Die Hel-

din von Bunzlau, 183. — Die Hussiten
in Lauban, 185

Dritter Abschnitt.

Schlesien der Schauplatz neuer Befehdungen und Kriege unter
Albrecht, Ladislaus IV. und Georg Podiebrad.

Kaiser Albrecht (1437 — 39) 186
Wladislaw von Polen verwüstet Schle-

sien — Albrecht in Breslau, 187. —
Schlesien während der herrscherlosen Zeit
(1439 — 1453), 189. — Auftreten Ge-
org Podiebrad's, 190. — Kämpfe in Schle-
sien zwischen der böhmischen und polnischen
Partei — Nikolaus Gramis, 191. —
Leonhard Affenheimer, 194. — Zerstörung
der Raubschlösser, 195. — Bischof Con-
rad — Streit der Breslauer mit dem
Bisthum, 196. — Bund einiger nieder-
schlesischer Herzöge und Städte mit Bres-
lau, 198. — Ambrosius Bitsch in Liegnitz, 200

König Ladislaw IV. 205

Johann von Capistrano, 206. — Die
Prager Huldigungs-Kommissarien in Bres-
lau, 209. — Judenverfolgung, 210. —
Ladislaw kommt nach Breslau, 211. —
Ladislaw's Tod, 216

Denkwürdigkeiten: Die schöne Herzo-
gin Elisabeth von Liegnitz, 219. — Sie-
gismund von Reichenau, 220. — König
Lasla's Tod, 221. — König Georg Po-
diebrad (1458 — 1471) 223

Bündniß der Breslauer gegen Podiebrad,
227. — Podiebrad in Glatz, 228. —
Fürstentag zu Kottbus, 229. — Fürsten-
tag zu Liegnitz, 230. — Correspondenz
der Breslauer mit dem Papst, 231. —
Verträge, 237. — Parteilung, . . . 242

Denkwürdigkeit: Verurtheilung des
Barons Hanns von Biesenburg. . . 244

Einleitung des Bannprozesses gegen Po-
diebrad — Wasserknoth, 248. — Undank
des Königs Matthias von Ungarn, 249. —
Vergebliche Friedensvermittlungen, 250.
— Böhmen bringen bis Namslau vor,
251. — Breslauer Kreuzheer — Bann-
bulle gegen Georg Podiebrad und ihre
Wirkung, 252. — Kriegsrüstung der
Breslauer, 253. — Die ersten Kriegs-
actionen gegen die Böhmen — Belage-
rung Frankenstein's, 255. — Bereitelter
Einsatz von Frankenstein, 257. — Nie-
derlage der Breslauer vor Frankenstein,
259. — Parteiligkeit der Breslauer, 259.
— Fortsetzung des Krieges der Breslauer
gegen Georg Podiebrad, 261. — Land-
tag zu Breslau, 262. — Jodokus, Bi-
schof von Breslau, 264. — Verlauf des
Krieges, 265. — Einnahme von Fran-
kenstein, 266. — Wahl des Matthias
zum Könige von Böhmen — sein Ein-
zug in Breslau, 268. — Fortgesetzter
Krieg, Verheerung des Landes, 269. —
Tod des Königs Georg Podiebrad, . . 273
Herzöge in Oberschlesien 273
Herzöge in Niederschlesien 277
Denkwürdigkeiten: Heldenthat des Rit-
ters Georg Unwerda, 279. — König
Matthias von Ungarn in Breslau . . 281

Vierter Abschnitt.

Schlesien unter den Königen Matthias, Wladislaw und Ludwig.

König Matthias Korvinus von Ungarn
1471 — 1490) 282

Wladislaw II. König von Polen, 282. —
Landtag zu Breslau, 283. — Herzog Jo-

hann und sein Bruder Balthasar — Hun-
gertod des Glegauschen Rathsherrn, 285.
— Große Dürre, 287. — Fortgesetzter

Kampf der Hunyaden und Jagellonen, 284. — Das schwarze Heer, 289. — Lager der feindlichen Heere vor Breslau, 290. — Zusammenkunft in Groß-Mochbern, 293. — Waffenstillstand, 294. — Landtagsbeschluss, 295. — Demüthigung der Breslauer — Verhalten des Matthias gegen die schlesischen Pfaffen, 296. — Herzog Johann II. auf dem Kriegsschauplatz, 297. — Friede zu Ollmütz — Georg v. Stein, Statthalter, 300. — Herzog Johann II. nimmt von Glogau Besitz — Dpiz Kolo — Demüthigung des Herzogs Johann II., 301. — Tod des Bischofs Rudolph, 302. — Neuer Plan des Herzogs Johann gegen Matthias, 303. — Belagerung Glogau's, 305. — Untergang der Glogauschen Rathsherrn — Uebergabe von Glogau, 308. — Herzog Johann ohne Land 309

Denkwürdigkeiten: Hungerthurm zu Priebus, 310. — Tyrannei des Herzogs Johann II., Leopoldus Bergmann, die Ritter von Zabelitz, 311. — Johann II. und sein Bürgermeister, 312. — Untergang der Glogauschen Rathsherrn, 313. — Enthauptung des Breslauer Landeshauptmanns Heinz Dompnig 316
König Wladislaw (1490 — 1516) 317
Tyrannei des Hauptmanns Johann Polack zu Glogau (1493) 319
Herzöge von Oppeln 323

Denkwürdigkeiten: Störung des Fürstentages zu Neisse 324

Das Ober- und Fürstenrecht, 327. — Der Kollowrathsche Vertrag (1505) — Tod Herzog Johann II., 329. — Handel der Breslauer nach Polen gehemmt, 330. — Landesbeschädiger — Räubereien der Edelleute — Bestätigung des Landfriedens auf dem Fürstentage zu Troppau, 333. — Bischof Johann Roth — Breslau's Fehde mit Liegnitz — Wladislaw kommt mit seinem 15jährigen Prinzen Ludwig nach Breslau, 334. — Wladislaw's Willensbrief für Herzog Friedrich von Liegnitz, 335. — Johann Rindfleisch, 336. —

Herzog Bartholomäus befehlet die Breslauer — Schlesischer Städtebund gegen die Landesbeschädiger, 337. — Niederlage des Herzogs Bartholomäus bei Canth, 338. — Der schwarze Christoph, 339. — Verunglückte Expedition des Breslauer Rathes gegen die Weste Stein, 340. — Tod des Königs Ladislaw 341
König Ludwig (1516 — 1526) 342

Erverbrüderung der schlesischen Pfaffen mit andern deutschen Fürstenthümern, 342. — Fortdauer des Unwesens der Landesbeschädiger, 343. — Münzverwirrung, 343. — Tumult in Schweidnitz — Kaspar Freund — Markgraf Georg von Brandenburg erhält Einfluss und Macht auf Schlessien, 344. — Fortdauernde Unruhen in Schweidnitz, 345. — Schweidnitz in die Acht erklärt, 346. — Unter diesen Unruhen verschafft sich die Reformation leichten Eingang — Bischof Thurzo, 347. — Bischof Jakob von Salza — Hess und Moiban werden vom Breslauer Rath zu evangelischen Predigern berufen, 348. — Uneinigkeit der Mönche zu St. Jakob und St. Bernhardin in Breslau, 349. — Beginn der Reformation zu Liegnitz, 351. — Hess der Liebling der Breslauer, 352. — Völlige Trennung der Religionspartheien zu Breslau — Schlacht bei Mohacz, Ludwigs Tod 353

Allgemeine Uebersicht: Regierungsverfassung, 354. — Fürstentage — Synoden — Landtage — Gesetzgebung und Gerichtsverfassung — Wenzeslawische Kirchenrecht — Casparisches Recht, 355. — Das polnische Recht — Hofgericht — Zwölfenrecht — Ritterrecht — Burggericht — Aufkommen des römischen Rechts gegen das Deutsche, 356. — Städtewesen: Aufblühen der Städte durch erlangte Freiheiten — Handel, Gewerbe, 357. — Manufacturen — Münzgeschichte, 358. — Sitten, 359. — Schulbildung, 360

Denkwürdigkeiten: Christoph von Reisswitz, genannt der schwarze Christoph 360
Chronologische Ergänzungen (1312 — 1526) 362

Dritte Periode.

**Schlesien unter der Herrschaft des Habsburg-Oesterreichischen Hauses
1526 — 1740.**

Erster Abschnitt.

**Begebenheiten in Schlesien seit dem Beginn der Reformation
bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges 1526 — 1618.**

	Seite		Seite
Ferdinand I. (1526 — 1564)	365	Leben, Regierung und Tod Herzog Heinrich XI. von Liegnitz (1559 — 1589)	390
Wahlkapitulation, 365. — Einzug des Königs in Breslau — Huldigung — Der katholische Klerus sucht Schutz beim Könige, 366. — Türkengefahr — Steuer — Selbstschätzung, 367. — Erstes Steuerkataster — Mandat gegen Heberei — Prozeßtestation der Breslauer, 368. — Eintheilung Schlesiens in 4 Quartiere. . .	369	Eifersucht zwischen dem Adel und den Städten, blutige Eile des Kriminalgerichts .	399
Befestigung von Breslau und Liegnitz — Vergeblicher Versuch Breslaus seine Macht zu vergrößern, 370. — Ansprüche des Markgrafen Georg auf Oppeln und Ratibor, 371. — Erbverbrüderung des Hauses Liegnitz mit Brandenburg, 372. — Ferdinand kommt zum zweitenmal nach Breslau, 373. — Nerus — Unterdrückung der Macht der schles. Fürsten. . . .	374	Schweidnitz, Tausdorf — Bischof Gerstmann, Begünstigung des Protestantismus in den unmittelbaren Fürstenthümern — Tod des Kaisers.	400
Bischof Balthasar von Promnitz — Ferdinand kommt zum Drittenmal nach Breslau, 375. — Aufgebot gegen die Türken, 376. — Sagan, 377. — Münzsterberg — Veränderte Gerichtsverfassung	378	Kaiser Rudolph II. (1576 — 1611). . .	401
Verschwendung Friedrich III. von Liegnitz	379	Polizeiordnung, 401. — Bergwerks-Ordnung — Verbesserter Kalender (mit dem 6. Januar 1584), 402. — Charakter des Kaisers, 403. — Schlesiische Fürsten	404
Georg II. von Brieg, 383. — Oberschlesische Pfaffen, 384. — Trogendorf. . .	386	Tribenter Concil, Synode zu Breslau — Bestreben der Protestantischen Kirchen zu erhalten; unruhige Ausritte zu Glogau	407
Kaiser Maximilian II. (1564 — 1576) 386		Troppau — Empörung der Einwohner zu Quaritz, 410. — Erzherzog Karl, Bischof zu Breslau — Erzherzog Matthias tritt gegen seinen Bruder, den Kaiser, auf .	411
Toleranz des Kaisers, 386. — Türken-glocke — Religionsstreitigkeiten und Verfolgungen der Protestanten unter einander, Krypto-Kalvinisten — Synode zu Strehlen, 387. — Matthias Flacius — Synode zu Lehnhaus und Langenau, Vorliebe für theologische Disputationen . .	388	Union, 412. — Majestätsbrief, 413. — Prozeßtestation des Bischofs gegen den Majestätsbrief — Kaiser Rudolphs Abdankung	415
Schlesiische Fürsten	389	Kaiser Matthias II. (1611 — 1619). .	416
		Charakter des Kaisers — Festlicher Einzug und Huldigung in Breslau	416
		Fortgang der Religionswirren in Schlesien — Die Reformirten, Freiherr Georg von Schönaich — Blüthe der Schule zu Bruchten, 425. — Wahl Ferdinand II. zum Könige von Böhmen — Schlesiische Fürsten — Die Opposition der Religionsparteien nimmt einen politischen Charakter an — Versammlung der böhm. Stände zu Prag — Graf Matthias von Thurn —	

Seite
Fenstersturz, 427. — Mannsfeld — Tod
des Kaiser Matthias 428
Denkwürdigkeiten: Ueberfall des Gra-
fen Janusch Weida auf den Ritter Ja-
kob von Salza — Markgraf Georg von
Brandenburg auf dem Reichstage zu Augs-
burg, 429. — Tausdorf, 431. — Der

Seite
falsche Herzog von Liegnitz, 433. — Die
Kirchen-Kommission zu Glogau 435. —
Die Bauern-Prediger, 437. — Das Ge-
spenst zu Bendschin, 438. — Herzog Karl
von Münsterberg wird vom Könige Mat-
thias zur Leistung unbedingter Huldigung
gezwungen 441

Zweiter Abschnitt.

Schlesien während des dreißigjährigen Krieges.

Kaiser Ferdinand II. (1619—1637) . 443
Ferdinands Charakter, 443. — Wahl des
Kurfürsten Friedrich V. zum König von
Böhmen, 444. — Huldigung zu Bres-
lau — Steuer, 446. — Mißgriffe des
Königs Friedrich, 447. — Friedrichs Un-
entschlossenheit, Schlacht am weißen Berge
bei Prag, 488. — Ende der Regie-
rung des sogenannten Winterkönigs
— Schlesiischer Accord, 450. — Ein-
ziehung des Fürstenthums Jägerndorf —
Strafgericht über Böhmen, 451. — Be-
ginn des Krieges in Schlesien: Belage-
rung von Glatz, 452. — Rebellions-Gro-
schen — Kosaken verwüsten Schlesien 454
Schlechte Münzen, Ripper und Wipper 455
Christian IV. von Dänemark als Ober-
haupt der protestantischen Partei in Deutsch-
land — Auftreten des Generals Grafen
von Wallenstein, 456. — Die feindlichen
Heere in Oberschlesien, 457. — Ferdi-
nand III. König von Böhmen — Wal-
lensteins Charakter, 459. — Demüthi-
gung der schlesischen Pfälzen-Herzöge . 461
Vermehrte Steuer, 462. — Steigendes
Elend in Schlesien — Die Seligmacher
in Glogau, 463. — Schweidnitz, 466. —
Löwenberg, 467. — Bunzlau, . . . 468
Religionsedict Herzog Johann Christians
zu Brieg, 469. — Das Restitutions-
edict und dessen Folgen 470
Veränderte Gewalt der Oberlandeshaupt-
leute, 471. — König Gustav Adolph von
Schweden, 472. — Dictator Wallenstein
— Schlacht bei Lützen, 473. — Gesecht

bei Steinau, 474. — Die feindlichen
Heere vor Breslau — Graf Dohna . 475
Die Schweden besetzen den Dom zu Bres-
lau und treten in Unterhandlung mit dem
Rath, 476. — Große Pest — Uneinig-
keit der Generale Arnheim u. Düval —
Die Kaiserlichen in Oberschlesien. . . 477
Ausbreitung der Pest durch ganz Schlesien —
Schreckliches Loos der Stadt Reichenbach 478
Wallensteins zweideutiges Betragen . . 480
Schreckliche Noth in und um Schweidnitz —
Wallenstein zieht seine Armee vor Schweid-
nitz zusammen und beschießt die Stadt 481
Grause Verwüstung des Landes durch Feind
und Freund — Bündniß zu Breslau
der evangelischen Stände mit Sachsen 482
Rückzug Wallensteins — Grausamkeiten
der Wallensteiner zu Goldberg . . . 483
Hirschberg, 484. — Gefangennehmung und
Freilassung Thurns, 485. — Ohlau ka-
pitulirt, 486. — Neue kaiserliche Heere
unter Dohna, Lauterfon und Warten-
berg — Breslau eingeschlossen — Be-
freiung der schwedischen Gefangenen zu
Dels — Düvals Ende — Wallensteins
Tod 487
Freiherr Ulrich von Schafgotsch . . . 488
Fortsetzung des Krieges in Schlesien durch
General Göß — Schlacht bei Liegnitz u.
ihre Folgen, 491. — Friede Sachsens
mit dem Kaiser zu Prag — Folgen für
Schlesien, 492. — Tod Kaiser Ferdi-
nand II. 493
Kaiser Ferdinand III. 494
Ferdinands Charakter — Schlesiische Für-

Seite.

sten 494. — Neuer Feldzug in Schlesien, Banner — Trauriges Loos der Stadt Jauer, 495. — Herzog Albrecht von Sachsenlauburg, 496. — Tostensohn 497
Hinz und Herziehen der feindlichen Heere im ausgefogenen Lande, 498. — Friede 499
Rückblick — Folgen des Krieges: Städte 499
Fünfter Artikel des Friedens-Instruments 501

Dritter Abschnitt.

Schlesien nach dem westphälischen Frieden von 1649 — 1740.

Veränderungen unter den schlesischen Fürstenthümern 513
Fürstentage (Conventus publici) . . . 515
Wilhelm von Rhediger, 516. — Bau dreier evangel. Kirchen in den Fürstenthümern Glogau, Schweidnitz, Jauer (Friedens-Kirchen), 517. — Regulativ wegen Aufhebung der evangel. Kirchen in kl. Städten und Dörfern, 519. — Intercessions-Schreiben der evangel. Reichstände — Jesuiten, 520. — Tod des Kaisers 521
Kaiser Leopold I. (1657 — 1705. . . 521
Huldigung in Breslau, 521. — Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz, Aussterben des schlesischen Pfaffen-Stammes. . . 522
Brandenburgs Ansprüche an die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau — Brandenburgs Entschädigung 526
Schlesische Fürsten, 527. — Bischof Sebastian Rostock, 528. — Bedrückung der Protestanten 529
Kaiser Joseph I. (1705 — 1711) . . . 529
Charakter des Kaisers, 529. — Karl XII. in Schlesien — Hauptbedrückungen der Protestanten, 530. — Alttranstädtische Convention, 532

Denkwürdigkeiten: Der Sprottauer Prophet, 503. — Löwenberger Weibekrieg, 504. — Aufstand zu Reichenbach, 507. — Pest zu Schweidnitz, 508. — Wallenstein und der Kantor Fehner in Goldberg, 511. — Eroberung des Schlosses Gröbzigberg 512

Josephinische Halsgerichtsordnung — Accise — Lehns-Allodifikation — Manufaktur-Patent — Tod des Kaisers, . . 535
Kaiser Karl VI. (1711 — 1740.) . . 535
Oberlandeshauptmann Bischof Franz Ludwig — Inkolat — die letzten Schwenkfelder, 536. — Pietisten, 527. — Pragmatische Sanktion — Pest und Hungersnoth, 539. — Tod des Kaisers, . . 540
Allgemeiner Rückblick: Militairstand — Abgaben, 540. — Steuer-Induktion, 541. — Domestikal-Anlagen — Fürstentage — Handel, 542. — Hauptartikel und Zweige des Handels, Transport, 543. — Sittliches Verhältniß, 544. — Wissenschaften u. Künste, 545. — Schlesische Geschichtschreiber, 546. — Dichtkunst — Philosophie — Baukunst, 547. — Malerei, 548
Denkwürdigkeiten: Die Todtengräber aus der Pestzeit, 548. — Hexenerektion zu Guhrau, 549. — Großer Soldaten-Aufstand in Breslau, 552. — Die betenden Kinder, 550
Chronologische Ergänzungen (1526 bis 1739), 564

Vierte Periode.

Schlesien unter preussischer Herrschaft, von 1740 bis auf unsere Zeit.

Erster Abschnitt.

König Friedrich II., (1740 — 1796). . 567
Rückblick auf die frühere Geschichte, 567 — Friedrich II. Ansprüche auf Schlesien, 568
Erster schlesischer Krieg, 569

Einmarsch der Preußen in Schlessien, . 569
 Schnelle Fortschritte der preussischen Waffen 570. — Bemühung der Kaiserlichen, Breslau zu besetzen, 571. — Vertrag, 572. — Friedrichs Einzug in Breslau, 573. — Actionen in Oberschlessien — Brieg — Neisse, 575. — Annäherung der Oesterreicher, 578. — Schlacht bei Mollwitz, 579. — Bombardement von Brieg, 580. — Geheime Pläne österreichischer Frauen zu Breslau, 582. — Die Breslauer Synnici Guckmann und Löbe — Besetzung Breslaus durch preussische Truppen, 583. — Eidesleistungen, 584. — Unterhandlungen, 586. — Feierliche Huldigung, 587. — Schlacht bei Cottbus — Friede zu Breslau, . . . 590
 Sorge des Königs für die eroberte Provinz, Steuerbetrag — Abschaffung der Ständeversammlungen (Conventus publici), 591. — Domainenkammer — Kreis-Landräthe — Organisation des Justizwesens — Landesherthliche Einkünfte . 592
 Steuereinrichtung, 593. — Patent über die neue Steuereinrichtung, 594. — Accise — Kantonverfassung, 597. — Veränderte Verfassung der Städte — Toleranz des Königs in Religionsachen, Öffnung alter und Bau neuer evangelischer Kirchen — Herrnhuter, 599
 Zweiter schlesischer Krieg, 600
 Des Königs Aufbruch nach Böhmen, 600. — Ungünstiger Fortgang des Krieges für Preußen, 601. — Infurgentenkorps in Oberschlessien — Schlacht bei Striegau, 602. — Friede zu Dresden, 603
 Rechtsverwaltung: Codex Fridericianus, 603. — Die Gutsbesitzer und deren Untertanen — Verordnungen in Betreff des Grundbesitzes, 604. — Meilemecht der Städte — Feuerfocität, 606. — Zucht und Arbeitshäuser — Einschränkung der Feiertage, 607. — Leinwandhandel — Bischof Gotthard Graf von Schafgotsch, 609. — Mittelbare Fürsten in Schlessien — Brandunglück in Breslau, 610

Der dritte schlesische oder siebenjährige Krieg, 611
 Ursachen und Ausbruch des Krieges, 611 — 615
 Lowositz — Prag, 615. — Belagerung von Schweidnitz, 616. — Uebergabe von Breslau, 617. — Potsdamer Wachtpause — Schlacht bei Leuthen, 618. — Kapitulation der Breslauer Besatzung, 621. — Liegnitz übergeben — Untersuchung zu Breslau gegen die Anhänger Oesterreichs, 622. — Aufhebung des Nerus, 623. — Subsidientraktat mit England, 624. — Schweidnitz belagert und genommen — Zug nach Mähren, 625. — Ueberfall bei Hochkirch, 626
 Der kaiserl. Rittmeister Baron v. Eichberg und die Generalin v. Treskow, . . . 630
 Ungünstiger Fortgang des Krieges für Preußen — Schlacht bei Kunersdorf, . . 631
 Verheerender Ruffen, 632. — Ungünstige Aussichten für das fünfte Kriegsjahr (1760) — Fouquet vor Landeshut, 633
 Fall von Glatz — Belagerung Breslaus, 634
 Tauenzien, 635. — Der König langt in Schlessien an — Siegreiche Schlacht an der Kaggbach, 637. — Schlessien von den Feinden geräumt — Torgau, 638 — 639
 Lager bei Bunzelwitz, 640. — Erstürmung von Schweidnitz, 641. — Bereitelter Hochverrath des Baron v. Markotsch . 643
 Tod der Kaiserin Elisabeth, glückliche Wendung des Krieges, 653. — Erstürmung der Höhen von Burkersdorf, 656. — Uebergabe von Schweidnitz, 656. — Friede zu Hubertsburg, 657
 Folgen des Krieges, Verheerung des Landes — Steuererlaß — Geldwerth — Handelsgeß, 658. — Einführung der Regie — Schlessische Landschaft, . . 659
 Heranziehung fremder Handwerker und Künstler — Magazinwesen, 661. — Kolonien — Aufhebung der Gemeinheiten, 662
 Dekonomisch patriotische Gesellschaft, . . 664
 Schulwesen, 665. — Abt Felbiger, 666. — Verhältniß der Juden — Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Joseph zu

Reiße — Unruhen in Polen, Theilung
Polens, 669
Bairischer Erbfolgekrieg, 670

Friede zu Teschen — Neue Prozeßord-
nung, 671. — Erderschütterung in Ober-
schlesien, 673. — Friedrichs Tod, . . . 674

Zweiter Abschnitt.

Begebenheiten in Schlesien seit dem Tode Friedrichs II.,
bis zum ersten Befreiungskriege. Von 1786 — 1812.

Friedrich Wilhelm II. (1786 — 1797) 675
Abschaffung der Regie — Entsagung des
Monopols — Schullehrer-Seminarien —
Huldigung zu Breslau, 675. — Erder-
schütterung, 677. — Konvention zu Rei-
chenbach, 678. — König Wilhelms und
Kaiser Leopolds Zusammenkunft in Pils-
niz, 680. — Tumult der Schneiderge-
sellcn zu Breslau (vom 28 — 30. April) 681
Konföderation zu Trognitz — Zweite und
dritte Theilung Polens, 688. — Friede
mit Frankreich, 689
Tumult zu Breslau (am 6. Oktbr. 1796, 689
Moralisches Behmgericht — Bund der
Evergeten, 691. — Tod des Königs —
Preussisches Landrecht — Verfassung der
Breslauer Juden — Wohlthätigkeits-
sinn der Schlesier, 692. — Erwerbschule —
Adel und Fürsten in Schlesien, . . . 693
Friedrich Wilhelm III. (1797 — 1840), 694
Gerechtigkeitsliebe des Königs, 694. —
Das Königspaar in Schlesien, . . . 695
Turnier zu Fürstenstein, 696

Aufhebung der geistlichen Korporationen des
schles. Schulinstituts, 697. — Regulir-
ung des Elementarschulwesens, . . . 698
Bauschule — Kirchliche Verordnungen —
Correctionshaus, 699. — Vorboten des
Krieges — Große Ueberschwemmung, . 700
Allgemeines Elend — Königl. Hülfe —
Folgen der Wassersnoth, Theuerung —
Öeffnung der Magazine, 703. — Krieg
mit Frankreich (1807), 704
Vertheidiger Schlesiens, 705. — Ein-
marsch der Feinde in Schlesien — Fall
der schlesischen Festungen — Glogau,
Breslau — Krieg — Schweidnitz —
Kosel — Reiße — Glatz, . . . 707—721
Friede zu Tilsit und seine Folgen, . . 722
Erbaubniß für Bürgerliche zum Ankauf
von Rittergütern — Dismembration der
Güter — Aufhebung der Erbunterthäni-
keit, 723. — Allgemeines Indult, . . 724
Städteordnung — Säkularisirung der Klö-
ster, 725. — Tod der Königin Louise —
Juden als Staatsbürger, 729

Dritter Abschnitt.

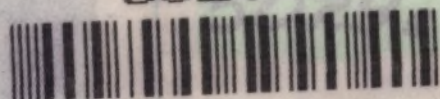
Begebenheiten in Schlesien von 1813 bis auf die neueste Zeit.

Erster Befreiungskrieg 1813/4 730
Bündniß mit Rußland, 730. — Aufruf
des Königs, 731. — Die Freiwilligen,
733. — Landsturm, 735. — Waffen-
stillstand, 736. — Treffen bei Goldberg,
737. — Schlacht an der Ratzbach, . 739
Rückzug der Feinde, 745
Zweiter Befreiungskrieg i. J. 1815. . 747
Schlacht bei Waterloo — Rückkehr der
Sieger, 748. — Provinzialstände, . . 749
Neueste Ereignisse: Tumult zu Breslau, 751

Reformationsfest — Wohlthätigkeitsinsti-
tute, 753. — Einzug der Kronprinzessin
in Breslau, 754. — Tumult in Bres-
lau — Cholera, 755. — Volksbildung, 756
König Friedrich Wilhelm IV. 757
Huldigung zu Berlin, 757. — Festlicher
Einzug des Königs in Breslau, . . . 760
Der 7te Landtag, 779. — Eisenbahnen, 780
Freiwilligenfest, 782. — Feier der Ratz-
bachschlacht, 784

Wojewódzka Biblioteka Publiczna w Opolu

5029 S



001-005029-00-0